schen, der doch nun ein Mal meinen Namen führt, könnte ich nicht überleben. Meine Marime ist von je her gewesen, jedes Aufsehen zu vermeiden — daher — fortgeschafft muß er werden! Was meint Ihr?“

„Das ist ein himmlischer Einfall, beßter Herr Senator,“ rief Robinson ganz erfreut. „Und welche bessere Gelegenheit könnte sich da wohl finden, als mein absegelndes Schiff. Wir bringen ihn bei Nacht und Nebel an Bord, und denn heidi! mit ihm auf und davon — wohin er will — ein Kapitälchen werden ihm der Herr Senator wohl anweisen — denn das hat er durch die langen Jahre verdient — den Handel versteht er — und was gilt's! Heinrich Pöckmöser, wird noch ein Mal eine berühmte Firma in New-York, Mexiko, oder irgendwo sonst!“ —

„Heinrich Pöckmöser?“ schrie wieder mit Erbitterung dazwischen der Senator. „Nicht so — meinen Namen muß er mir zurückgeben, ehe er zu Schiffe geht.“

„Nun gleichviel — wenn's nur schon so weit

wäre," rief der ehrliche Seemann aus voller Brust, „ich will ihm dafür mit Freuden den Meinigen geben, Heinrich Robinson ist auch nicht zu verachten. Aber nun, Herr Senator, kommen Sie, wo sitzt er? ich begleite Sie" —

„Ich sollte mich zu ihm in's Gefängniß verfügen — wo denkt Ihr hin?" sprach Pöckmöser. „Geht Ihr zu ihm, ich gebe Euch Vollmacht in der Sache zu handeln, doch seht zu, daß Ihr's zu 'nem schnellen Abschluß bringt. Hat er eingewilligt — und was wird er nicht? — er kommt so leichtern Kaufs davon, als er sich wohl eingebildet hat — so benachrichtigt mich sobald als möglich. Ich will sodann es dahin bringen, daß er den diesseitigen Gerichten ausgeliefert werde — und dann lassen wir ihn entfliehen — wie das schon häufig in ähnlichen Fällen geschah, um ehrenwerthe Namen vor dem Schimpfe einer öffentlichen Bestrafung zu erretten."

„Tausend Dank! tausend Dank! Herr Senator," rief Robinson, „ich fliege nach Altona —

und in ein Paar Stunden sehen Sie mich wieder, um auf das Schnellste Alles zu reguliren!“

Pöckmöser war an seinen Secretair getreten, um seinem Gesandten einige Zeilen mitzugeben, die ihm den Eintritt in Heinrichs Gefängniß erleichtern sollten, und Robinson warf sich damit sogleich in eine Droschke, um zum Millernthor hinauszufahren. —

Er fand Heinrich ruhig über seine Lage wie die Unschuld es nur seyn kann; und herzlich erfreut über die Beweise von Robinsons Freundschaft.

„Weiß ich doch nichts von dem ganzen Zusammenhange jener schrecklichen Begebenheit,“ sagte der Gefangene, „obgleich mir des Franzosen Bosheit wohl klar ist, der mich verderben will, um allein Pöckmösers Vermögen sich anzueignen. Er hätte sich leicht diese Sünde ersparen können, denn ich stand ja auf dem Punkte, Allem hier zu entsagen, und meinem Adoptivvater Alles bis auf den Namen zurückzugeben.“

„Bis auf den Namen?“ fragte der Kapitain verwundert, der hierin eine höchst seltsame Ue-

bereinstimmung mit des Senators Gesinnung bemerkte.

„Nun ja," fuhr Heinrich fort, „ich habe meinen Vater wiedergefunden, ehrlicher Mann. — Oh, so war es denn daran nicht genug, mir jede Hoffnung des Lebens zu vernichten, mußte ich auch noch peinlich angeklagt werden, einer That, die ich nie zu begehen fähig wäre — und muß nun vielleicht mein Leben unter dem Schwerte des Nachrichters" — —

Er schauderte zusammen.

„Das wird der Himmel verhüten," fiel Robinson ein. „Dahin kommt's nicht mit einem Heinrich Ihresgleichen — mögen Sie doch nun Pöckmöser oder Anders heißen. Ich bin jetzt hier um Ihnen Freiheit und die schönsten Aussichten zu verkünden. Ich habe carta bianca von dem Herrn Senator — fordern Sie was Sie wollen — Sie erhalten es; und auf meinem Schiff sind Sie mir willkommen und ich bringe Sie wohin Sie Verlangen tragen. Dort etabliren Sie sich unter eigener Firma — und da Sie mir sagen,

daß Sie Ihren Vater gefunden haben, so können Sie freilich meinen Namen nicht gebrauchen, aber sonst stände er gern zu Dienst, und ich würde mir's zur Ehre anrechnen, einen solchen Sohn zu besitzen."

„Ehrliches Blut!" rief Heinrich, dem biedern Seemann die Hand schüttelnd, „können Sie aber mir im Ernste dazu rathen vor der Bosheit das Feld zu räumen, aus Hamburg zu fliehen wie ein Verbrecher, meinen Ruf belastet mit Mord?"

Robinsons Auge ruhete ernst auf ihm.

„Ich bin ein vom Schicksal hart Verfolgter von meiner Geburt an," fuhr Heinrich fort. „Ich habe meinen Vater gefunden und will ihn nicht nennen, nicht weil ich mich meines Ursprungs schäme — nein! denn ich würde ihn Vater nennen und wäre er ein Bettler, und hätte nie des Priesters Segen ihm meine Mutter angetraut, ich würde ihr die Hände küssen, wo ich sie fände. Aber ich fürchte seinen Namen auszusprechen, weil er hier nicht mehr genannt werden darf, ich fürchte ein altes Verbrechen zu enthüllen, die entschlafene

Rache heraufbeschwören — der ich nun als Opfer verfalle — wohl mir — daß es mich trifft! Die Strafe des Himmels ist schwer — wer wollte, durch mein Beispiel belehrt — daran zweifeln?“

„Robinson schob diese Aeußerungen auf die fürchterliche Lage des Gefangenen, und bat ihn, seine Gemüthsbewegung zu bekämpfen und den Weg der Rettung zu überdenken, den er ihm zeigte.

„Die Zeit wird Ihre Unschuld an den Tag bringen,“ fügte er hinzu, „wenn Sie lange im Hafen der Ruhe und des Glücks seyn werden“ —

Diese Worte machten plötzlich einen sichtbaren Eindruck auf Heinrich, er wiederholte sie mit inniger Empfindung.

„Robinson, Freund!“ rief er dann, „welche Hoffnungen werden in mir wach? aber — darf ich in meiner jetzigen Lage sie Hoffnungen nennen?“

Und er versank in dumpfes Brüten.

„Gadsalúnah!“ sagte er hierauf, wie aus einem Traum erwachend, „o meine Gadsalúnah! wie hilflos und verlassen bist Du jetzt? wer

wird sich Deiner annehmen? Robinson — Ihr?“

„Mit tausend Freuden! so wahr mir Neptunus helfe!“ betheuerte dieser, „aber Engelsfreund, wo ist sie?“

Heinrich bezeichnete ihm das Haus der Wittwe, in deren Obhut er sie gelassen hatte. Aber der Kapitain zerstörte bald diese Hoffnung durch die Mittheilung der Vorfälle, die er durch Blanche wußte. Denn diese hatte ihm in ihrer höchst aufgeregten Stimmung eine Schilderung von Allem gemacht, was sie an der Thür ihres Bruders erlauschte. Räthselhaft blieb es nur wohin Gadsalúrah gebracht wurde, in wessen Hände sie sich nunmehr befand. Nur der Chevalier, so schien es, konnte Auskunft darüber geben, wie aber sollte man ihn dazu vermögen können? —

„Und während deß die Arme sich in den Klauen der Bosheit befindet,“ rief der Gefangene schmerzlich aus, „bin ich hier im Gewahrsam meiner sogenannten Richter auf die Anklage eines niederträchtigen Abenteurers. Sagen Sie, Robin-

son! kann man bei solchen Begebnissen seinen Glauben an eine allwaltende Gerechtigkeit behalten?“ —

„Und wenn Sie nun selbst dieser Meinung sind, wollen Sie denn dem blinden Zufalle, der Sie der Bosheit zu Theil werden ließ, preisgegeben bleiben?“ sprach der Kapitain. „Warum nehmen Sie nicht an, was ich Ihnen im Namen Ihres bisherigen Adoptivvaters offerire? Ein Sümmchen Geldes — freie Ueberfahrt auf meinem Schiffe — an Empfehlungen aller Art wird es auch nicht fehlen?“

„Nimmermehr! diesen Triumph gönne ich der Bosheit nicht,“ rief Heinrich. „Nein — ich will mich verhören lassen, ich will den bittern Kelch leeren, so weit sein Inhalt reicht — der Himmel kann mich nicht schuldlos untergehen lassen, dieser Glaube hält mich aufrecht. Ihr und die Wenigen, die mich näher kannten, schalten mich oft eigensinnig. Jetzt in diesem entscheidenden Augenblicke, in dem entscheidendsten meines Lebens, fühle ich selbst, daß ich einen Kopf von Eisen habe.

Ich begnüge mich nicht so leicht mit dem, was andere Menschen zufrieden stellt — ich bin gesonnen einen Kampf mit der Bosheit, die mich verfolgt, zu bestehen. Wir wollen sehen, wer Sieger bleibt! Robinson, Sie sind mein einziger Freund, dem ich mich anvertraue. Die Sorge um Gadsalúnah ist das Einzige, was mich peinigt. Von ihrem Schicksale Nachricht zu erhalten ist mir das dringendste Bedürfniß. Forschen Sie, unterlassen Sie nichts" —

„Ich werde thun was ich kann," versicherte der ehrliche Seemann.

„Das seltene Mädchen, die Schwester des Chevalier, ist ja — wie Sie mir vorhin mittheilten unter ihrem Schutze, in Hansens Schenke — vertrauen Sie ihr Alles — vielleicht kann sie auf das Gewissen ihres Bruders wirken — ich will dadurch nichts für mich gewinnen — denn mehr als meine Freiheit, ist es Gadsalúnahs Schicksal, was mich in Anspruch nimmt."

„Gut, gut!" sprach Robinson, „was aber soll ich dem Herrn Senator berichten?"

„Dem Herrn Senator berichten Sie,“ sagte Heinrich mit Bitterkeit, „daß Heinrich Wittrin, ihm für Alles Gute danken läßt, was er bis jetzt für ihn gethan und noch habe thun wollen. Daß aber der alte Kapitain der Cornelia selbst kommen werde, um seinen ächten, leiblichen Sohn, aus dem Kerker zu führen — und sey es auf das Schaffot. Lieber unschuldig den Tod erleiden, als die Gnade des Verbrechers erdulden!“ —

„Das wird den Herrn Vater tief schmerzen“ — bemerkte Robinson.

„Er war mein Vater nie“ — rief Heinrich entrüstet — „diese Heuchelei mit den heiligsten Gefühlen war mir stets lästig. Ich hasse jeden Betrug! Es schnürte mir die Kehle zusammen, wenn ich ihn Vater nennen mußte. — Doch genug jetzt davon! Die Zeit drängt — ich muß wissen, wo Gadsalúnah lebt — wie sie lebt — ob sie in Gefahr schwebt. Eilen Sie, wackerer Freund, sagen Sie der armen Blanche, daß ich selbst in meinem tiefen Elende das wärmste Mitgefühl für sie empfinde, und daß ich sie beschwören lasse,

Alles bei ihrem Bruder aufzubieten — damit er ihr sage, wo meine zärtlich geliebte Gadsalünah weilt!“

Robinson versprach baldige Auskunft und verließ mit tiefer Rührung den Gefangenen.

Und es werden finstre Mächte,
Aus den Särgen herbeschworen,
Um zu retten und zu richten
Ihn — der selbst sich hat verloren.

Bekümmerten Herzens war Robinson wieder vor dem Senator erschienen und hatte ihm das Resultat seiner Unterredung mit dem Gefangenen offenbart.

„Wittrin? Heinrich Wittrin?“ schrie Pöckmöser entsetzt. „Der Kapitain der Cornelia wird herkommen, seinen Sohn von mir zu fordern? Welche Scenen wird das geben? Robinson, wenn ich Euch Alles sagen könnte, was meine Seele ängstigt! Wo verberg' ich mich vor dem schrecklichen Menschen?“

„Schrecklich? der alte Wittrin — schreck-

lich?“ erwiderte Robinson mit anscheinender Verwunderung, „das scheint mir die ehrlichste Haut von der Welt zu seyn. Der lebt so recht wie ein Patriarch in seinem freundlichen Häuschen auf der Lüneburger Haide, mit seinem Vieh und seinem alten Steuermann.“

„Wie? Ihr kennt ihn? Was habt Ihr mit ihm gehabt?“ rief schnell Pöckmöser.

„Ich habe ihn besucht,“ sagte Robinson kalt.

„Besucht? mit ihm — mit seinem Sohne — mit dem saubern Heinrich!“ waren die ängstlichen Worte, welche Pöckmöser rasch ausstieß. „Sprecht aufrichtig, Kapitain, es wird Euer Schade nicht seyn, welche Vertraulichkeit findet zwischen Wittrin und Heinrich Statt, woher schreibt sich die Entdeckung, daß er dessen Sohn sey? Was wißt Ihr sonst von des alten Wittrin Verhältniß zu meinem Hause?“

Robinson sagte ausweichend: „Herr Senator, ich habe mich nie in Familiengeheimnisse drängen mögen, am wenigsten jedoch in die Ihres

Hauses. Heinrich forderte mich auf, ihn auf einer kleinen Reise zu begleiten, und da ich mich gern in seiner Gesellschaft befinde und hier eben nichts versäumte, so that ich's. Auf diese Weise lernte ich den alten Wittrin kennen. Daß Heinrich bei ihm erkrankte, ist kein Geheimniß — ich ließ ihn allein dort — weil mich meine Geschäfte zurückriefen. Was sich dann zwischen Beiden zugetragen und ergeben hat, mag der Himmel wissen — vielleicht wird Ihnen Alles durch den alten Wittrin selbst klar werden."

„Vortrefflich!" rief Pöckmöser mit einem verzweifelten Gesichte, „durch Ihn soll mir's klar werden. Sollte er denn aber wirklich die Kühnheit haben, hier zu erscheinen? Ein verwegener Kerl war er stets — aber — ich lasse mich nicht von ihm sprechen — ich will keinen Theil mehr an ihm haben." —

„Das können der Herr Senator halten wie Sie wollen," sagte Robinson, der zu lange hier schon verweilte und den es jetzt hintrieb zu Blan-

che, um den interessantern Theil seines Auftrags zu bestellen.

Er verließ Pöckmöser, der ungehalten über ihn, und in Sorgen mancherlei Art vertieft, sein Abschiedscompliment nicht einmal zu erwidern würdigte.

In banger Erwartung fand er Blanche. Er brachte ihr die Gewißheit, daß ihr Bruder noch am Leben sey, zugleich aber auch die Trauerbotschaft von Heinrichs Einkerkerung auf Hippolyts Anklage. Sie schauderte zurück vor dieser Bosheit. Aber wer beschreibt die Rührung, welche sie ergriff, da der Kapitain sich des Auftrags entledigte, den Heinrich ihm für Blanche ertheilt hatte.

„Sagen sie der armen Blanche, daß ich selbst in meinem tiefen Elende das wärmste Mitgefühl für sie empfinde“ — so lauteten seine Worte, die der treuherzige Kapitain eben so überbrachte.

In Blanches Kopf bildete sich ein kühner Plan, wozu abermals Robinson die Hand bieten, und der noch diesen Abend ausgeführt werden sollte.

„Im Hause Pöckmösers hält man mich für todt, wie wir bereits wissen," sagte sie zu ihrem Freunde, „der Zufall ließ an dem Tage meines Verschwindens ja die Leiche im Wasser finden, die mir ähnlich sah und daher unbedingt für mich gehalten wurde; darauf baue ich meine Hoffnung. Sie begeben sich sogleich nach dem Landhause an der Alster und erforschen, ob die Gelegenheit dazu günstig sey, daß ich spät am Abende oder mit einbrechender Nacht unbemerkt mich dem Lager meines Bruders nähern kann. Ist dies der Fall, so begleiten Sie mich hin, und überlassen das Weitere mir" —

„Und was wollen Sie thun?" fragte der Kapitain.

„Der Besuch der abgeschiedenen Schwester wird unbezweifelt einen tiefen Eindruck auf ihn machen," sprach sie, „und meine ernste Stimme soll ihn daran mahnen, das Gewebe seiner Bosheit selbst zu vernichten, und der Wahrheit Raum zu gönnen, damit sie die Nacht dieser verwickelten Begebenheit erhelle."

„Und wenn man Sie entdeckte?“ fragte Robinson.

„Was wage ich dabei?“ erwiderte Blanche, „ich müßte dann freilich mich mit der Familie wieder in geheime Beziehung setzen, da ich die öffentliche Anklägerin meines Bruders nicht werden kann. Jene geheimen Beziehungen möchte ich aber eben so gern vermeiden, denn nie will ich wieder zu den Leuten zurückkehren. Der Brief an meinen Vater in Montpellier ist bereits abgegangen — und sobald sich diese Angelegenheit — wollte Gott! durch meinen Beistand — geschlichtet haben wird — wünschte ich unbemerkt Hamburg für ewig zu verlassen und hier wie eine wirklich Gestorbene betrauert zu werden. Ach — ich bin es ja in der That — und mein Wirken — das den Schein eines abgeschiedenen Geistes erborgen soll — ist gespenstisch und unheimlich“ —

Sie drang in Robinson, sogleich ihrer Bitte zu willfahren und die nöthigen Erkundigungen einzuziehen, und nach einigen Stunden erschien er wieder, und hinterbrachte ihr Alles zu ihrer vollkom-

menster Zufriedenheit, so daß der Abend kaum hereingebrochen war, als sie schon Anstalten machte, ihren Vorsatz in's Werk zu setzen. Sie kleidete sich in ein leichtes weißes Gewand, und warf einen eben solchen langen Schleier über ihre aufgelösten schwarzen Haare. Sie hatte wohl nie in ihrem Leben mit lauter schlagendem Herzen eine Toilette gemacht, selbst die an jenem vermeintlichen Verlobungsabende nicht ausgenommen. Sie hüllte sich in Metas Mantel und fuhr, als bereits der Wächter die zehnte Stunde rief, an der Seite des Kapitains um die Stadt herum nach Pöckmösers Landhause an der Alster, das jetzt weder freundlich erleuchtet war, noch heiteres Leben zeigte. Nur aus zwei Fenstern, das Eine ging nach dem Garten, das Andre nach dem Flusse, flimmten schwache Lichter aus den Krankenstuben der Madam Pöckmöser und des verwundeten Chevaliers.

Robinson hielt an dem Ende der niedrigen Umzäunung des Blumengartens, und nachdem er die Dame herausgehoben hatte, band er sein Pferd an eine mächtige Wallfischrippe, die nach Hambur-

ger Art zu beiden Seiten der Straße als Einfassung diente.

„Hier muß nun freilich ein ordentlicher Schritt gewagt werden, denn die Pforte ist verschlossen,“ sagte der Kapitain leise, „doch“ — setzte er lächelnd hinzu, „wer den Sprung zum Fenster hinaus wagte, wird sich vor diesem viel kleinern nicht entsetzen.“

Er führte das zitternde Mädchen an eine Stelle, wo ein großer Stein dicht an der Umzäunung lag und das Uebersteigen erleichterte, und nun standen sie in dem Laubgang, der gerade zum Gartensaale führte, in welchem Hippolyt, in der überraschenden Eile und Bestürzung, worein seine Ankunft Alles versetzte, gerettet worden war.

„Jetzt machen Sie Ihre Sache gut, der Salon ist offen, wie Sie sehen,“ sprach sehr leise der Kapitain, „die Wärterin ist im Nebenzimmer — ich werde so nahe als möglich seyn, um Sie sogleich bei Ihrem Heraustreten in Empfang zu nehmen und zum Wagen zu geleiten.“

Sie ließ den Mantel zurück, zog die Schuhe

aus und huſchte durch die ſchwarzen Gebüſche auf die Thür des Salons zu. Von finſtern Gedanken geplagt, von brennenden Schmerzen gefoltert, lag der Chevalier in ſeinem Bette und ſtarrte vor ſich hin, als ſeine Schweſter ſich ihm nahete. Jetzt ſtand ſie vor ihm, die Rechte drohend erhoben, die Linke auf der Bruſt, und mit dem Kopfe nickend.

„Hippolyt!“ hauchte ſie leiſe.

Dieſer aber, gleich als packten ihn die Schrecken der Hölle, warf ſich mit einem Schrei des Entſetzens und dem Ausrufe: „meine Schweſter!“ herum und kehrte ſein Geſicht weg von der Erſcheinung. Im Nebenzimmer regte ſich die eingeſchlafene Wärterin, und Blanche ſchlüpfte hinter die ſpaniſche Wand, die in einiger Entfernung vom Bette, zur Abwendung des Zugwindes, ſtand.

Die Wärterin ging auf den Kranken zu, der war mehrmals die Worte: „Blanche! meine Schweſter!“ wiederholte, die aber wenig von ihr beachtet wurden, da ſie wahrſcheinlich daran gewöhnt war, daß er ſie oft, von böſen Träumen beunruhigt, zur Nachtzeit auszurufen pflegte. Sie

machte sich etwas mit der Lampe zu schaffen, sah auf die Uhr und ging dann wieder in's Nebenzimmer, um einzuschlafen.

Nachdem Alles wieder ruhig geworden war, schlich Blanche behutsam hervor und näherte sich abermals dem Bette des Chevaliers.

Er lag noch immer mit von ihr abgewandtem Gesichte, die krampfhaft zuckenden Hände wühlten in dem Pfühle, das ihn deckte.

Zwar fühlte das Mädchen eine Regung des Mitleids bei dem Anblicke seiner Leiden, aber der Gedanke an Heinrich und Gadsalünah gaben ihr Kraft.

„Hippolyt, erschrick nicht!“ sprach sie wieder leise, und der Chevalier blieb in seiner Lage und athmete laut und schwer. „Ich bin nicht todt — ich lebe — aber ich leide um Dich — wende Dich zum Guten — rette die durch Dich unglücklich Gemachten — gestehe die Wahrheit!“ —

„Fort! fort!“ ächzte der Verwundete.

„Gestehe die Wahrheit!“ rief sie dumpf.

„Ach!“ stöhnte er — gleich als stürzten Felsen auf ihn hernieder.

„Rette! Rette!“ sprach sie noch und beugte sich über ihn, um nach Gadsalúnah zu fragen, aber ihr warmer Athem streifte seine Wange und er fühlte, daß ein lebendes Wesen um ihn sey — und mit dem Rufe: „Sie lebt!“ streckte er die schwachen Arme nach ihr aus — sein mattes Auge öffnete sich — aber er griff nur die leere Luft und sah, wie die weiße Gestalt zur offenen Thür entschlüpfte.

6.

Seht — es ziehen durch die Haide,
Wenn die Sonne sank — Gestalten,
Die dem Moore dort entstiegen,
Lustig — eine Elfensaat —
Ist es Eine — die mir naht?

An einem herrlichen Sommerabende saß Wittrin vor seiner Wohnung auf der Haide, sein ehemaliger Steuermann Scott, der jetzt seinen Wirthschafts-Inspector und Haushofmeister vorstellte, stand vor ihm.

„Den blauen Rock mit den großen Knöpfen von vergoldetem Kupfer, die rothe Weste und die schwarzen Beinkleider von schwerem Genueserſammt zieh' ich Morgen an, den alten grauen Kastor mit breitem Rande und den Goldschnüren bürste säuberlich, und mein Algierisches Messer an der star-

ken Silberkette holst mir aus dem Schranke oben — das will ich umhängen. Dann soll mir ein feines Hemd mit den Brüsseler Kanten herausgelegt werden, grauseidene Strümpfe; auf die umgewandten Latschenschuhe kommen die brillantirten großen Goldschnallen. So will ich mich wieder einmal herausputzen und als ein ächter Kauffartheykapitain der guten alten Zeit an der Hamburger Börse erscheinen."

„Wohl, wohl," sprach Scott freundlich. „Ich wollte, daß ich mit dürfte" —

„Mußt mir indeß das Haus hüten," sagte Wittrin, „kommst wohl noch einmal nach Hamburg mit dem Jungen. Jetzt geh' nur hinein und besorge Alles."

Scott that, wie es ihm befohlen ward, und der alte Kapitain blieb noch in heiterer Stimmung vor der Schwelle sitzen und ließ mit innigem Behagen die lauen Abendwindchen in den feinen weißen Härchen spielen, die spärlich seine Scheitel umgaben. Stille hatte sich bereits auf der öden Haide verbreitet. Der Teich vor seinen Blicken

lag ruhig und eben, wie eine polirte Metallfläche, das Schilf am Ufer ſtarrte unbeweglich wie Lanzen in die Höhe, und nur das Riedgras und die hohen, dünnen Halme am Ufer ſchwankten unmerklich hin und her. In dem Tannengeſtrüpp, das auf dem Wege nach Hamburg ſich ausbreitete und ſich ſeitwärts gen Lüneburg erſtreckte, hatte ſich tiefe Nacht verbreitet und der bläuliche Dampf von ſeinem Heerde zog aus der obern Hälfte ſeiner Thür, die geöffnet war, feierlich in die reine Abendluft.

Wenn gleich der alte Wittrin ſich in dieſem Augenblicke in Gedanken mit „alter Sünder“ anredete, ſo wiſſen meine Leſer ſchon, daß dies bei dem Manne mehr bloße Gewohnheit war, als die Reue über ſeine wirklich begangenen Sünden. Er lebte in der Meinung, alle Menſchen ſeyen Sünder, der Eine mehr, der Andere weniger, doch darauf komme wenig an.

„Hätt' ich, alter Sünder!“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „doch nicht gedacht, noch im Acht und Achtzigſten Jahre ſolche Freude zu erleben. Wird Au-

gen machen der Johann Lauritz Pöckmöser, wenn er mir den Sohn wird herausgeben müssen. Wird mir am Ende Schwierigkeiten auf den Hals laden wollen — aber gleichviel, ich führe den Beweis. Hab' ich doch die Bescheinigung des Waisenhauses in Händen und einen tüchtigen Advocaten nehm' ich mir auch — der ficht's schon durch. Um der armen Frau Lotte wegen ist mir's leid — doch wer kann helfen? Ich darf sie nicht verschonen, wenn ich unsern Jungen zurückhaben will."

So weit war er mit seinen Moditationen gekommen, als er, die Hand vor den Augen haltend, mit Anstrengung in die Ferne schauete, nach der Seite des Tannengestrüpps. Mehr war es die Dunkelheit, als seine vorgerückten Jahre, die ihn verhinderten zu erkennen, was sich auf jenem Wege seinem Hause zu bewegte.

Es war ein Geschöpf, das mit ungemeiner Schnelligkeit zu laufen schien, bald war es ganz sichtbar und sah einem eben nicht groß gewachsenen Menschen gleich, dann wieder verschwand es gänzlich, oder es war nur der Kopf und ein Theil des

Oberleibes davon wahrzunehmen. Diese Erscheinung erklärte sich Wittrin durch das stark wellenförmige Erdreich der Haide, das von größern und kleinern Hügeln durchschnitten war, wo dann der sich nähernde Gegenstand bald auf ihrer Höhe, bald in den kleinen Thälern dazwischen sich befand.

Bei der Schnelligkeit, die er anwandte, konnte es nicht lange währen, daß er das Haus Wittrins erreichte, und dieser war aufgestanden, um ihm einige Schritte entgegenzugehen.

Jetzt erkannte der Greis schon deutlich ein zartgebautes Weib von fremdartigem Aussehen, das sich stets ängstlich umschaute, als fürchte es Verfolger auf der Ferse. Seine Kenntniß, auf Reisen erlangt, ließ ihn nicht ohne Befremden sogleich eine Eingeborne des südlichen Asiens in der Flüchtigen entdecken; denn sie war zartgebaut, von einer gelblichen Hautfarbe, die flatternden Haare glänzend schwarz, stark und glatt, und der Bau des Gesichts, der Schnitt der Augen und die Zeichnung des Mundes waren sehr weit von den andern Menschenracen des Südens oder Ostens verschieden, und

zeigten die reine Abstammung von den Urbewohnern Hindostans.

Fast athemlos, große Thränen in den ersterbenden Augen, ähnlich einer zu Tode gehetzten Antelope, stürzte die Fremde vor dem Alten zur Erde, umklammerte mit ihren lieblichen Aermchen seine Knie und goß, in Erschöpfung aufgelöst, die weichen Glieder in die rauhen Distelgewächse, die den Boden deckten. Mit beruhigenden Worten streichelte Wittrin ihre eiskalten Wangen, und ließ sie vor sich liegen, theils weil er nicht kräftig genug sich fühlte, sie zu erheben, theils auch weil er ihr die momentane Ruhe für dienlich erachtete.

Die Fremde schloß die Augen, athmete immer ruhiger, eine belebende Wärme trat wieder aus dem Körper auf seine Oberfläche hervor und sie schien von der übergroßen Anstrengung zu genesen.

Gebeugt stand der Greis neben ihr. Sein etwas vorgestrecktes Knie diente der Hingesunkenen zur Stütze des Kopfes, während seine Arme ihren Leib umfangen hielten, um ihn in der halbliegenden Stellung zu erhalten.

Mehrere Minuten waren so vergangen, endlich entfuhren schnell auf einander Seufzer ihrer Brust und ein reichlicher Thränenstrom badete ihre bleichen Wangen.

„Wo bin ich?“ fragte sie leise — „bin ich gerettet?“

Die Sprache, worin sie diese Frage that, war jedoch dem Greise unverständlich. Er muthmaßte, daß es das Pehlwi sey, das von den Bessern im Volke an den Ufern des Ganges und Indus gesprochen wird.

„Sey ruhig, mein Kind!“ sagte er auf Englisch, in der richtigen Voraussetzung, daß einer Eingeborenen jener Gegend die Sprache der dortigen Machthaber wenigstens verständlich seyn müsse. „Du bist bei einem Manne, der Theil an Deinem Schicksale nimmt, und Dich gern pflegen wird. Erhebe Dich vom Boden, sobald Du Dich erholt haben wirst, und folge mir in mein Haus, wo so manches Hilfsmittel bereit seyn wird, Dir Deine erschöpften Kräfte wieder zu verschaffen.“

Die Fremde versuchte es sich zu erheben, aber

sie sank wieder zurück. Unfähig war sie dem Greise zu folgen.

Da trat Scott vor die Thür, um nach dem Herrn zu sehen, der so lange nicht draußen zu bleiben pflegte. Ueberrascht erblickte er die Gruppe und sprang hinzu, um sich zu überzeugen, was es gebe. Der rüstigere Alte unterstützte kräftig die Bemühungen der Fremden und so gelang es ihm, sie in das Haus zu bringen, wo sie sogleich in des Patrons weichgepolstertem Lehnstuhl Platz nehmen mußte.

Die Bewohner überließen ihren Gast, nachdem ihm einige stärkende Tropfen eingeflößt worden waren, der Ruhe, ohne ihn durch neugierige Fragen zu bestürmen. So vergingen mehrere Stunden; da öffnete die Fremde die hellen, großen Augen wieder, sah ihre gütigen Wirthe an, und grüßte sie mit freundlichen Worten auf Englisch.

„Verzeiht mir, ihr wackern Leute," fing sie an, „daß Euch meine Erscheinung erschreckt hat. Aber ich mußte ja den Klauen eines Ungeheuers entfliehen, das mich raubte, und konnte nicht anders als mich den ersten Menschen, die mir auf

meiner Flucht begegneten, um Schutz flehend in die Arme zu werfen. Ihr wart es — dieser würdige Greis — und — Brama sey gepriesen! ich täuschte mich nicht — er nahm sich meiner mitleidsvoll an.“

Sie mußte eine Pause machen, weil das Sprechen sie sichtlich anstrengte, und Scott eilte mit einer Tasse aromatischem Thee hinzu, um ihre erwachte Lebenskraft zu erhöhen.

„Ich bin mit meinem Gatten,“ fuhr dann die Fremde fort, „aus meiner Heimath nach Europa gekommen. Eine Reise, auf welcher er erkrankte, hielt ihn längere Zeit von mir entfernt. Mein Leichtsinn und meine Unbefangenheit brachte mich in die Hände zweier Bösewichter. Der Eine war mir unter dem Namen eines Verwandten meines Gatten genaht, und meldete mir seinen Tod — der Andere stellte sich mir unter der Verkleidung eines heiligen Braminen dar, und Beide hatten sich das Wort gegeben, mich schändlich zu berücken, aber Beide betrogen sich unter einander. In einer fürchterlichen Nacht erschien mir der ver-

meintliche Verwandte meines Gatten, mit erhitzten Sinnen und wollüstiger Wuth in Blicken und Gebehrden; ich ward von einem unbekannten Wesen, das einer Nymphe aus Indras Palaste ähnlich sah, geschützt. Aber das Feuer des Himmels schoß auf das Dach meiner Wohnung hernieder, und in den bläulichen Flammen erblickte ich die entsetzliche Gestalt des falschen Braminen, einen funkelnden Mordstahl in der Hand, und Mordgeschrei und Flammen rings um mich her, vergingen mir die Sinne — und als ich wieder zu mir selber kam, lag ich auf einem rings geschlossenen Wagen, in wärmende Decken gehüllt, und vernahm um mich her wildes Schnauben und Gebrüll von Raubthieren, und bemerkte dabei, daß der Wagen von der Stelle ging und daß ich mich also auf der Reise befand."

Wittrin und Scott, alle Beide mit dem Englischen wohl vertraut, hatten aufmerksam zugehört, und sahen einander befremdet an. Sie hielten ihren Gast für eine Arme, welche in Folge ihrer Unglücksfälle den Verstand verloren hatte.

„Im ersten Nachtquartier näherte sich mir mein wilder Entführer,“ fuhr sie fort. „Er hatte das Gewand eines Braminen abgelegt, das er entweihte, da er aus der Kaste der Schudders stammt. Er ging nach Art der Europäer gekleidet und sprach mir von Liebe und Ehe vor, daß ich — die doch schon das Weib eines Andern war — mich empört von ihm wegwenden mußte. Alle meine Sinne waren nunmehr auf Flucht gerichtet. Am zweiten Abende kamen wir in eine Stadt. Das Gewerbe, das der Böſewicht hier ausübte, ward mir bald deutlich. Er zeigte jene Gaukeleien den Leuten, die ſeine Stammverwandten auch bei uns zu zeigen pflegen, und die ſie der allgemeinen Geringſchätzung preisgeben. Dabei hatte er einige wilde Thiere durch Kunſtgriffe gezähmt, die in meiner Heimath nicht ſelten ſind, und die gewiſſen Zauberformeln zugeſchrieben werden, welche das Erbtheil der letzten Kaſten ſind. Während ich nun ſtille Ergebung in mein Schickſal heuchelte, und dem Anſcheine nach ganz ruhig war, dabei von einer großen Schwäche ergriffen zu ſeyn vorgab, wußte ich ſein

Mißtrauen gegen mich geschickt einzuschläfern. Er verließ mich seiner Geschäfte wegen, da er mir sagte, daß er einen Saal gemiethet habe, um seine Kunststücke und seine gezähmten Thiere dort für Geld zu zeigen. So ward es Abend, und die Dunkelheit schien meinem Vorsatz zur Flucht günstig zu seyn. Ich schlich aus dem Gasthause, ging durch's Stadtthor, und wie ich mich im freien Felde sah, gebrauchte ich meine Füße, so gut ich konnte, und ich glaube, daß so leicht sich Niemand mit meiner Schnelligkeit wird messen können. Nur wenig ruhete ich aus und erhob mich dann wieder, um mit erneueter Hast zu laufen. Je mehr meine Angst sich steigerte, desto mehr gewann ich Kräfte, so schien es. So lief ich denn die ganze Nacht hindurch hin und her, ohne eine Hütte oder nur einen Menschen zu finden. Den Tag über hielt ich mich in einer Baumgruppe versteckt, und war in die Krone des höchsten Baumes geklommen, wo ich einige eßbare Früchte, von herbem Geschmacke, antraf. Mit anbrechendem Abende verließ ich behutsam meinen Versteck — da ich aber keinen Menschen

weit und breit erblickte, und also auch vor meinem Verfolger sicher war, so fing ich sogleich wieder zu laufen an und war so glücklich, in Euch einen mitleidigen Mann zu treffen, der sich meiner annimmt. Diese öde Gegend erscheint mir übrigens zu merkwürdig, als daß ich Euch nicht fragen sollte, ob dies die europäische Wüste sey, von der mir mein Gatte erzählte."

„Die europäische Wüste?" wiederholte Scott kopfschüttelnd.

Aber der alte Wittrin sagte: „Ja, ja, dies ist allerdings die europäische, oder vielmehr die deutsche Wüste; doch was hat Dir Dein Gatte davon mitgetheilt?"

„Er erzählte mir davon, da er seine Reise hieher antrat," sprach die Fremde. „Ich hatte gleich eine trübe Ahnung und wollte ihn begleiten — aber er gab es nicht zu. Und wenn er mich doch mitgenommen hätte, ich würde ihn gepflegt haben, da er erkrankte."

„Er erkrankte?" fragte Wittrin, und sah

den Andern gespannt an, „wie heißt denn Dein Gatte, liebes Weibchen?“

„Heinrich heißt Gadsalúnahs Gatte,“ sagte sie, „er ist der Sohn eines reichen Mannes in Hamburg. Ach, aber sein Vater muß hart und grausam seyn, denn noch hat er sein Weib nicht zu ihm führen dürfen, und in dem väterlichen Hause ist ja doch ihr Platz, allein — dort ist sie keinen Verfolgungen blosgestellt.“ —

„Und Heinrich Pöckmöser vielleicht“ — sprach mit zitterndem Tone der Greis.

„Ja, ja,“ rief Gadsalúnah freudig, „so heißt er, ich vermag den Namen nicht auszusprechen!“

„Nun so bist Du jetzt in dem Hause seines Vaters!“ sagte Wittrin, indem er sie in die Arme schloß. „Hat der böse Junge doch kein Wort davon gesagt, daß er in fremden Landen sich solch ein liebes Weibchen gefreit hat. Sey mir aber demungeachtet herzlich willkommen! Alles, was Du mir sagst, trägt den Stempel der Wahrheit. Morgen früh reise ich nach Hamburg zu meinem

Sohne, der gesund und wohl dort meiner wartet — und Du begleitest mich.“ —

Gadsalúnah sah betroffen den Greis an, dann Scott. Sie begriff nicht, was sie hörte, und verstand es doch so gut. Sie mußten es ihr mehrmals wiederholen, und nun begann ein liebliches Wechselspiel von Fragen und Antworten, das den übrigen Abend währte.

Seltsam ergriffen fragte Gadsalúnah auch nach Heinrichs Schwester, der schwarzen, geheimnißvollen Erscheinung auf dem Maskenballe gedenkend.

„Schwester?“ sprach Wittrin, „ich war bis jetzt kinderlos“ —

„So war dies auch Betrug! o die bösen Menschen!“ sprach Gadsalúnah seufzend.

„Nun meine liebe Tochter,“ nahm endlich der Greis das Wort, „Du wirst Ruhe nöthig haben, und meine acht und achtzig Jahre mahnen mich auch daran, wenn ich die morgige Fahrt nach Hamburg in Erwägung ziehe. Scott verrammle Läden und Thor, und dann wollen wir alle schlafen.

gehen, um Morgen Schlag Vier Uhr die Sonne zu begrüßen!“

Er legte die runzlige Rechte liebkosend an Gadsalünahs Gesichtchen, und diese küßte sie unter Thränen, dann suchte sie den Schlaf an der ihr angewiesenen Stätte, konnte aber lange kein Auge schließen, so sehr hatte sie das Gefühl ihrer vollkommenen Sicherheit ergriffen und die Hoffnung, das Ziel aller ihrer Leiden erreicht zu haben.

Der muntere Hahnenschrei weckte den rüstigen Greis, und nach einem derben norddeutschen Frühstücke saß Wittrin, mit seiner gefundenen Schwiegertochter, im offenen Holsteiner und kutschirte sie über die trockene Haide, die von der dunstfreien runden Sonnenscheibe, über Lüneburgs Thurm herauf, golden bestrahlt wurde. —

7.

Nicht klopft's an die Thür — wenn's den
Sünder beschleicht —
Nicht harrt's bis „Herein" er gerufen —
— — —

Es mochte um die zehnte Vormittagsstunde seyn, als zwei seltsame Gäste in das Zimmer des Senators Pöckmöser traten, ohne sich vorher anmelden zu lassen.

„'s ist 'ne Ueberraschung," rief der alte Wittrin, indem er Gadsalúnah an die Hand nahm, und den jungen Bedienten, der ihn nach seinem Namen fragte, zurückstieß; denn er besorgte, der stolze Mann könne sich vielleicht vor ihm verläugnen lassen.

„Gott zum Gruß, Herr Patron!" sprach kräftig der Eintretende, „da bin ich endlich 'mal wie-

der nach langer Zeit flott worden und zeige mich im alten Hamburg. Die Steeven sind noch immer gut, und auch der Kiel will noch vorhalten, hoffe ein Gleiches zu hören;“ und bei diesen Worten setzte er sich mit Vertraulichkeit auf das Kanapee, an die Seite des Senators, indem er sein Töchterchen, wie er Gadsalünah auf der Reise getauft hatte, zwischen seine Knie zog, und ihre Hand in der seinigen hielt.

Lange saß der Senator, stumm nach seinen Gästen blickend, als hätte er vor Erstaunen über die Kühnheit des alten Seemanns die Sprache verloren. Dann sprang er auf und sagte zornig:

„Ist denn kein Mensch im Vorzimmer oder auf der Diele, daß Jedermann so zu mir hereinplatzen kann? Ich will doch sogleich“ —

„Halt! Halt! Herr Patron!“ sagte der Alte, „meinetwegen soll Niemand gescholten werden. Ich selbst habe das Bürschchen zurückgestoßen, das uns melden wollte — weil ich den Herrn Patron zu überraschen im Sinne hatte.“

„Ueberraschen! eine saubere Ueberraschung!“

brummte der Senator. „Weiß schon Alles, Ihr wollt Euern Sohn von mir abfordern, Euern Heinrich — je nun! das ist mir recht — ich werde Euch nichts in den Weg legen.“ —

„Ei, wissen's wohl schon durch ihn,“ rief freudig der Greis aus. „Na, das ist mir lieb! So braucht's also keines Prozesses weiter darum. Das hätt' ich mir wahrlich nicht gedacht. Hätte geglaubt, der Herr Patron würden mehr Umstände machen; denn mein Sohn ist ein brauchbarer Geschäftsmann, wie ich lange schon höre, und so zu sagen, der Stolz und die Stütze des Hauses“ —

Der Senator seufzte. „Na — und was soll's denn weiter?“ fragte er barsch.

„Und bei dieser Gelegenheit,“ sprach mit einer seltsam förmlichen Miene Wittrin, indem er Gadsalúnah dem Senator präsentirte, „stelle ich Ihnen hier meine Schwiegertochter vor. Ich weiß zwar selbst noch nichts Näheres über diese Verbindung, aber dennoch leidet es keinen Zweifel, daß sie Heinrichs Gattin ist. Der Herr

Patron werden mir wohl am beſten eine vorläufige Auskunft darüber ertheilen können.“

„Schwiegertochter? ich? — Auskunft? Ich glaube bei dem Alten iſt's nicht richtig“ — rief Pöckmöſer. „Aber“ — ſprach er dann wieder einlenkend, „ich möchte ſelbſt etwas Näheres von Euch über dieſe Geſchichte vernehmen — da wird etwas Sauberes zum Vorſchein kommen, das vielleicht Licht in der Unterſuchung geben kann.“

„Das ſind mir wunderliche Räthſel!“ — ſagte Wittrin — „der Herr Patron ſollten von Heinrichs Verheirathung nichts wiſſen — obgleich er denn doch bis jetzt für Ihren Herrn Sohn galt? Sprich Tochter,“ wandte er ſich auf Engliſch zu Gadſalünah, „haſt Du dieſen Herrn nie geſehen?“

„Nein,“ ſagte ſchüchtern die Kleine, die von dem ganzen Geſpräche, das deutſch geführt wurde, bis jetzt nichts verſtanden hatte, und der es nur darum zu thun war, recht bald zu ihrem Heinrich zu kommen.

„Und glaubt Ihr mir denn nicht, wenn ich's

sage? Bedarf's noch der Bestätigung dieser Landstreicherin?“ schrie der Senator. „Aber recht gut, daß sie hier ist, wie ich schon sagte, das wird den Kriminalrichtern angenehm seyn.“

„O ja!“ sagte ruhig ernst der Greis — „also ist's denn doch wahr, was mir das liebe Kind hier erzählt hat — und da ist sie denn keine Landstreicherin. Wir wollen auch sogleich Heinrich aufsuchen, und ihm Alles mittheilen, was wir wissen — sein Weibchen hier war bei dem Vorfalle die Hauptperson — und wurde während seiner Abwesenheit auf das Schändlichste von Bösewichtern mißbraucht, aus deren Klauen sie nur ein Wunder rettete.“

„Ihr wollt Heinrich aufsuchen — und das sprecht Ihr so unbefangen?“ sagte hämisch der Senator, „so wißt Ihr denn wohl noch nicht, daß Euer sauberer Herr Sohn, des Mordes angeklagt, im Criminalgefängnisse zu Altona sitzt?“

„Himmel und Erde!“ schrie Wittrin, „was wäre das? Wen soll er ermordet haben?“

„Leider steht der von ihm auf den Tod Ver-

wundete mir sehr nahe — es ist der Bräutigam meiner einzigen, eheleiblichen Tochter," sagte Pöckmöser. „Der junge Mensch, dem man vielleicht jugendlichen Leichtsinn zum Vorwurf machen kann, ging in die Falle, die ihm schlaue Verräther legten. Er wurde an einen abgelegenen, verrufenen Ort gelockt, dort wahrscheinlich mit verrufenen Lustdirnen zusammengebracht, und während einer Orgie ihm der Stahl in die Brust gestoßen."

„Und wann ist das geschehen? — gestern etwa?" fragte heftig Wittrin.

„Vor vier Tagen" — erwiderte Pöckmöser, der für sich in Gedanken nachrechnete.

„Und da war er noch bei mir auf der Haide, und reiste erst gegen Abend fort, um die kühle Nacht durch zu reiten," sagte der Greis. „Nein — Heinrich kann von diesem Vorfalle keine Kunde geben, desto mehr aber dieses junge Weib. Nicht verworfene Frauenzimmer waren dort, diese unschuldige Fremde wurde von Nichtswürdigen an den Rand des Verderbens gelockt."

Hier wandte sich der Greis zu Gadsalúnah

und sagte ihr auf Englisch den Gegenstand des Gespräches.

„Was?“ rief diese voll Entsetzen. „Mein Gatte angeklagt eines Mordes? Er soll in jener fürchterlichen Nacht dort gewesen seyn, während sie seine Wittwe mit ihm verbrennen wollten, die Schändlichen! und eine ihm ähnliche Wachsfigur dazu hatten verfertigen lassen? Wäre er dort gewesen, so würde vielleicht Manches verhütet worden seyn, denn er ist weise, gemäßigt und tugendhaft. Komm' Vater zu den Richtern, ich will laut seine Unschuld verkünden.“

Mit unbeschreiblicher Unruhe vertrat der Senator der Indianerin den Weg, welche den alten Wittrin ergriffen hatte, und mit sich fortziehen wollte. Der Umstand mit der Wachsfigur und dem Scheiterhaufen, der Allen, die von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzt worden waren, so unerklärlich geschienen, erhielt mit einemmale durch die blos hingeworfenen Worte des fremden Weibes eine fürchterliche Deutung. Wie? wenn wirklich nur Bosheit die Schuld auf Heinrich gewälzt hätte?

Daß er eine Indianerin sich zu seiner Lust mitgebracht habe, war längst, ob durch den ermordeten Holzmann oder durch andere Diener des Hauses, verrathen worden und auch zu des Senators Ohren gekommen. Wenn nun fremde Begierden nach diesem Geschöpfe, während Heinrichs Abwesenheit, lüstern geworden wären? Wenn man allerlei List ersonnen hätte, um sie in die Falle zu locken? Auf jede Weise mußte hier nun mit Vorsicht zu Werke gegangen werden, wollte man Namen schonen, die leicht auf häßliche Weise compromittirt, ja selbst als Verbrecher gestempelt werden konnten.

„Bleibe! Bleibe! fremdes Weib!“ rief der Senator, nun plötzlich auch des englischen Idioms sich bedienend. „Du scheinst allerdings Licht in dieser entsetzlichen Sache verbreiten zu können. Erzähle mir Alles — ich bin einer der Richter!“ —

„Ihr?“ schrie voll Hohn Wittrin, „Ihr — Richter? Parthey seyd Ihr — so scheint's mir. Ein schändliches Complott ist hier gemacht worden, Heinrich, meinen Sohn, zu verderben! Es soll Euch aber nicht gelingen. Was Euch dazu ver-

mochte, diesen Ehrenwerthen, Tugendhaften zu hassen — das kann ich nicht herausklügeln — aber gleichviel! Er wird mir's schon sagen — oh! er weiß es gewiß — drum schnell hin zu ihm — nicht länger dürfen wir säumen — seine Gattin ist hier — sein Vater — er kann noch nicht verloren seyn, so lange wir athmen!"

Pöckmöser war auf's Aeußerste gebracht. Kein Zeuge war zugegen, er hatte also keine Ursache, seinen Stolz zu behaupten und seine Angst zu verbergen. Daß der Schwall seiner Beredsamkeit von dem Acht und Achtzig jährigen Felsen abprallen wür', ohne ihn zu erschüttern, das sah er wohl ein — aber das schwache Weib durfte er hoffen zu bewegen — zu rühren. Er sprang den Forteilenden nach, warf sich ungestüm mit dem Rücken an die Stubenthür und spreizte die Arme weit auseinander, als wollte er alle seine Freunde darin empfangen, in der That aber um seine gefürchteten Gäste vom Fortgehen abzuhalten.

„Keine Uebereilung!" rief er mit halber Stimme, bleich und bebend. „Hier steht mehr auf dem

Spiele als Ihr denkt; ein Wort, das über den Lippen einmal ist, kann nicht wieder zurückgenommen werden. Weib! Du kennst nicht die Strenge unserer Gesetze — Dich — ihn — mich und mein Haus — kannst Du verderben! Bleibe hier und wage keinen Schritt — dieser Greis, der Dich führt, ist thöricht, wird von langgenährter Rache getrieben — er will mich längst verderben, aber er weiß es nicht, welche Krallen er herausfordert — ihn werden sie auch zerreißen — ihn auch! Darum seyd ruhig, bleibt hier, ich will handeln! ich verspreche Euch, Heinrich soll, ehe der heutige Tag verstreicht, in Euern Armen liegen!" —

„Wir brauchen Euch nicht," schrie Wittrin ihm zu. „Ihr habt stets nur für Euch gesorgt, den Schein zu erhalten gesucht, und mit fremden Pfoten die Kastanien aus dem Feuer geholt. Wer hat die Früchte genossen von Eures Onkels Peter Pöckmöser furchtbarer That?"

„Was soll das nun?" fragte der Senator voll Angst.

„Ihr schwelget noch in Ueppigkeit, indeß er

von Euch eine magere Leibrente bezieht — ihn foltert Wahnsinn“ —

„Seyd Ihr bei Sinnen?“ fragte der Senator, „was soll mir das jetzt? Handelt es sich darum, Familienverhältnisse zu besprechen? Wittrin, was hab' ich Euch zu Leide gethan, daß Ihr so mich foltert?“

„Kennt Ihr mich nun?“ schrie immer heftiger der Greis. „Ich kam, meinen Sohn von Euch zu fordern — und wie schnöde wolltet Ihr mich abfertigen! Meinen Sohn, den Ihr lange den Euern nanntet, der Euch werth seyn mußte durch seine Treue und Anhänglichkeit — habt Ihr einkerkern lassen, auf Tod und Leben prozessiren, und Alles, weil Ihr nicht im Stande seyd, einen Menschen zu lieben, weil Eure nichtswürdige Ichsucht Euch über Alles geht, weil Euer Hochmuth, Euer Geiz, Eure Heuchelei kein menschliches Gefühl in Euerm Herzen aufkommen läßt!“ —

„Ich will mit Euch nicht rechten, undankbarer Bösewicht!“ sprach Pöckmöser, der gar nicht mehr wußte, wie er die Leute von einem Schritte

abhalten sollte, der seiner Meinung nach den Schleier von dem fürchterlichen Geheimnisse ziehen, und Dinge zur Sprache kommen lassen würde, die längst in Nacht begraben lagen. „Zu Dir, Weib! wende ich mich! höre mich — der als Vater zu Dir spricht!“ rief er, indem er Gadsalúnah krampfhaft packte. „Nicht verlasse dieses Zimmer — ich eile fort — ich bringe ihn zu Dir — ich öffne alle Behälter meines Reichthums, und leeren will ich sie, um Dich wieder glücklich zu machen.“

„Nein, ich traue Dir nicht, ich traue keinem mehr — Ihr Alle seyd treulos!“ sprach Gadsalúnah — „heimtückisch morden würdest Du ihn — die Richter bestechen — um für ewig seinen Mund zu schließen! Komm' Vater! zu lange schon säumten wir — mögen doch die so schwarzer Bosheit sich bewußt sind — zittern! mein Gatte ist unschuldig und rein; wie ein am Mondenstrahl erschlossener Lotoskelch ist seine Seele! Eilen wir, um für ihn zu sprechen!“

Mit fast unglaublicher Stärke riß sie sich von dem sie haltenden Pöckmöser los, und verließ

an der Hand Wittrins das Zimmer. Jener aber machte einige Gänge auf und ab, klingelte, ließ vorfahren, und warf sich im Morgenanzuge, wie er war, den Hut tief in die Augen gedrückt, in den Wagen.

8.

— L'amour est un enfant
trompeur — — —

Der Chevalier lag am Morgen ermattet in seinem Bette und dachte an die Erscheinung seiner Schwester in vergangener Nacht. Der gespenstische Schein, den die Nacht um sie gewoben hatte, verschwand nun gänzlich am hellen Strahle der Sonne, und da auch seine Wunde besser zu werden anfing und das Fieber zu weichen begann, so war er im Stande, klare Blicke in die Ereignisse, die sich mit ihm in letzter Zeit zugetragen hatten, zu werfen, und ihren möglichen Zusammenhang in reifliche Erwägung zu ziehen.

Schon einmal, erinnerte er sich, nach dem vermeinten Selbstmorde seiner Schwester dieselbe Er-

ſcheinung gehabt zu haben. Es war dies in jener Nacht geweſen, als er erhitzt und glühend zur Bayadere eintrat, um in ihren Umarmungen zu ſchwelgen. Damals trat Blanche, gleich der Leiche einer Ertrunkenen, bleich und naß ihm gegenüber, und ſchien ihm zu drohen. Die Wirkung auf ſeine Sinne war ſchauerlich und lähmte für den Augenblick jeden Entſchluß — aber wie konnte dies auch anders ſeyn? — Zu neu war das Ereigniß, das ihn ſtark ergriffen hatte, und ſo eben war ihm die Gewißheit von dem Auffinden der theuern Leiche zu Theil worden. Als, nach einem kurzen Verweilen, ihm die völlige Beſinnung zurückkehrte, da fühlte er ſich verwundet und ſank ohnmächtig zuſammen.

Nun war ihm Blanche zum Zweitenmale erſchienen. Es unterlag keinem Zweifel, daß ſie noch am Leben ſey. Allein welche Urſache konnte ſie haben, ſich nur in ſo geheimnißvoller Art zu zeigen? Warum gab ſie ihm keine zweifelloſe Nachricht von ihrem Daſeyn? in welcher Verbindung ſtand ſie mit allen dieſen Begebenheiten? Sie ermahnte

ihn, Heinrich zu retten; sie wußte also von seiner Anklage, doch wollte sie selbst nicht gegen ihn auftreten, sie zog es vor, ihn durch Schrecken und Furcht zum Widerruf zu bewegen.

Ueber Heinrichs Anklage war er jetzt auch im Stande ruhig nachzudenken. Er hatte seinen Mörder nicht erkannt, weil seine Sinne durch den Einschlag, durch Blanches Erscheinung und durch Holzmanns Schrei betäubt waren; auch traf ihn zu schnell der Stoß hinterrücks. Noch halb von Ohnmacht umfangen, fiel sein erster unsicherer Blick, als er die Augen aufschlug, auf Heinrichs Gestalt, die er am wenigsten zu sehen vermuthete. Ein unbestimmtes Gefühl sagte ihm, daß dieser es war, der die seiner Geliebten angethane Schmach an ihm habe rächen wollen; der Gedanke, so jung von dem schönen „Genusse des Daseyns und Wirkens“ scheiden zu müssen, erfüllte ihn mit doppeltem Haß gegen die Ursache seines Todes, und so stieß er in einem seiner Verstandeskräfte nicht ganz mächtigen Momente die Anklage heraus. Jetzt ward es ihm klarer, daß aller Wahrscheinlichkeit nach der

Indianer der Mörder gewesen war. Dieses Menschen zweideutige Worte, die jedoch seinen Eigennutz, wie seine Neigung für die Bayadere nicht undeutlich aussprachen, erhielten nun erst in Clichettes Augen die rechte Bedeutung. Er wünschte nichts sehnlicher, als sich ohne Aufsehen nach ihm zu erkundigen, er hatte aber noch keine schickliche Gelegenheit dazu finden können.

Mehr noch, als Alles, bestärkte ihn in der Meinung von der Schuld des Indianers der Umstand, daß er vergebens nach dem Reife großer gelber Brillanten suchte, womit das Heinrich so ähnliche Bildniß eingefaßt gewesen war, und das er dem Indianer als Unterpfand seines Lohnes eingehändigt hatte. Da der Betrug mit jenem Abende sein Ende erreicht hatte, so mußte der Chevalier dem heftigen Mahnen seines Helfershelfers nachgeben, und ihm die versprochene Summe zahlen; dafür aber hatte ihm jener den Brillantreif zurückgegeben. In dem Augenblicke, da er sich verwundet fuhlte, wollte man ihm dies Kleinod aus der Busentasche rauben, dessen war er sich jetzt ganz

deutlich bewußt; jedoch fest entschlossen, es nicht in fremden Händen zu lassen, hatte er es mit seiner letzten Anstrengung zu behalten gestrebt, bis ihn Ohnmacht gefesselt hatte.

Es nun nicht zu finden, beunruhigte ihn nicht nur, sondern die Gewißheit, daß der Indianer und nicht Heinrich der Mörder sey, war dadurch bei ihm stärker geworden.

Er sann hin und her, wem er sich anvertrauen könnte, um Aufschluß zu erhalten und zu ertheilen, und da fiel ihm der Brief seines Vaters ein, den er an jenem Verlobungsabende der Frau des Hauses eingehändigt hatte.

„Die Zeit ist gekommen," sprach er zu sich, „wo ich die Maske abwerfen muß. Ich habe mich garstig verrechnet. Wer konnte Alles das so kommen sehen? So nichtig, wie meine Unternehmungen waren, so vernichtende Folgen hatten sie für mich. Drei furchtbare Ankläger leben in meiner Nähe, und ich muß jeden Augenblick gewärtig seyn, daß sie ihre Stimmen erheben. Blanche, die ich todt wähnte, Heinrich, den ich zu zertreten

glaubte, und selbst jener Schändliche, der mich ermorden wollte, wird er nicht — wenn er den Gerichten in die Hände fällt, gegen mich zeugen? Und die Indianerin — die kleine Italienerin, welche die Maske verfertigte, Alles, Alles wird gegen mich seyn, und ich bin in einen Strudel hinabgezogen, der mich für immer hier vernichtet. Der Gescheite verspielt nicht Alles, wenn ihm das Glück den Rücken zu drehen beginnt; darum will ich mir eine Vertraute erwählen, und freimüthig gestehen, damit es mir zu Gute komme, was, ohne mich verrathen, mir jeden Ausweg zum glimpflichen Davonkommen versperrte; und wer könnte diese Vertraute anders seyn, als die Freundin meines Vaters? Sie soll wissen, daß Blanche lebt, daß Heinrich unschuldig ist — ich will ihr sagen, daß ich meiner Sinne noch nicht mächtig war, als ich die Anklage vorbrachte. So entgehe ich der Schande, wenn seine Unschuld ohne mein Hinzuthun an den Tag käme, und eine falsche Anklage auf mir lastete. Und wenn mir selbst Pöckmösers Einfluß hilft, so ist mein Name doch für ewig in Ham-

burg gebrandmarkt. Darum will ich fort, ehe es so weit kommt. Ich will die Freundin meines Vaters zu bewegen suchen, mich mit Mitteln zu unterstützen, und es soll dann heißen, daß meine Wunde mir den Gebrauch eines südlichen Bades nöthig machte.“

An diesen Gesinnungen erstarkte er immer mehr. Es schien ihm der einzige Weg, das für ihn verlorene Spiel mit der Rettung des äußern Scheines zu enden, und dieser gilt ja den Leuten seines Schlages mehr, als das innere Bewußtseyn. —

Wilhelmine, die ihre Sorge zwischen ihrer kranken Mutter und ihm getheilt hatte, befand sich gerade bei ihm, um ihm Grüße von jener zu bringen.

„Und warum sehe ich sie nicht hier?“ fragte er mit sanftem Vorwurfe, „habe ich ihre Liebe durch mein Unglück verscherzt?“

„Die Mutter“ — begann stotternd seine Braut, denn sie wußte nicht, was sie ihm antworten sollte, da man ihm auf Verordnung des Arztes die bedenkliche Krankheit seiner Schwiegermutter verheimlicht

hatte — „die Mutter ist nicht böse — sie liebt Dich noch immer — aber“ —

„Du stockst?“ fragte der Verwundete, „ist sie vielleicht selbst krank?“

„Du hast's errathen, Hippolyt,“ sprach das Mädchen, dem ein Stein vom Herzen fiel, da sie dadurch überhoben war, dem Befehle zuwiderzuhandeln.

„Doch nicht gefährlich?“ fragte dringend der Chevalier; nur jetzt nicht gefährlich, dachte er, denn von ihr hing in diesem Augenblicke ja seine Rettung ab.

„Das nicht,“ erwiderte das Mädchen, „aber recht schwach ist sie, und kann ihr Zimmer nicht verlassen. Sie kränkelt seit unserm Verlobungsabende, doch konnte sie schon wieder in dem Garten spatzieren gehen. Nun aber — seit der armen Blanche Tod — und seit Deiner Verwundung — hat sie einen Rückfall“ — Thränen unterbrachen hier die Sprecherin.

Der Chevalier, den nun ganz andere Gedanken beschäftigten, vergaß es, seine junge Braut zu

trösten, und blickte sinnend vor sich hin. „Was ich hier erfahre," fing er hierauf an, „ergreift mich sehr schmerzlich. Ich fühle mich stark genug, unserer guten Mutter sogleich aufzuwarten. Vielleicht ist mein Besuch im Stande sie zu trösten. Geh', Wilhelmine, und bereite sie vor auf meine Erscheinung."

Seine Braut zögerte und sah ihn bedenklich an. Er aber bat wiederholt darum, und sie entfernte sich endlich mit besorgter Miene, während der Chevalier sich von seinem Bedienten ankleiden und in das Zimmer der Madame Pöckmöser leiten ließ.

Diese hatte kaum aus ihrer Tochter Munde die höchst überraschende Nachricht von diesem Besuche vernommen, als der Chevalier schon zur Thür eintrat.

Auf den Wink der Mutter entfernte sich Wilhelmine, und ein anderer lud den bleich wie der Tod aussehenden jungen Mann zum Sitzen ein.

„Sie kommen meinem sehnlichsten Wunsche durch diesen Besuch zuvor," begann Madame Pöck-

möser. „Schon längst wünschte ich durch Sie selbst von dem Zustande Ihrer Wunde Nachricht zu erhalten und war leider zu schwach Sie zu besuchen. Ihr Erscheinen an meinem Krankenbette giebt mir den unwiderlegbaren Beweis, daß Sie auf dem Wege der Besserung sind. Welch ein Unglück für uns Alle wäre es gewesen, wenn wir auch Ihren Tod zu beweinen gehabt hätten.“

„Ich freue mich nicht sowohl dieser Theilnahme,“ erwiderte Clichette, „sondern zugleich, daß ich im Stande seyn werde, so manche trübe Täuschung aufzuheben, und auf diese Weise auch zu Ihrer Genesung beitragen zu können. So hören Sie denn vor allen Dingen, würdige Mutter, daß meine Schwester Blanche nicht den Tod in den Wellen fand und daß Heinrich, Ihr geliebter Sohn, völlig unschuldig ist.“

„Was sprechen Sie, Hippolyt?“ fragte mit zweifelhafter Miene die Mutter, gleich als ob sie fürchte, die Verstandeskräfte des Chevaliers hätten gelitten, und man habe es ihr aus Schonung verschwiegen. „Blanche, deren Körper man aus

dem Wasser zog — soll nicht todt seyn — und Heinrich — an dessen Unschuld wohl noch kein Mensch je zweifelte, bedarf der einer Lossprechung?“

„Was den ersten Punkt betrifft,“ erwiderte der Chevalier, „so werde ich in wenig Worten Ihnen eine genügende Ueberzeugung verschaffen können, denn meine Schwester hat sich die Mühe genommen, mich zweimal zu besuchen.“ —

Madame Pöckmöser betrachtete ihn mit sichtbarem Mitleiden, wozu sich gesteigerte Aengstlichkeit gesellte.

„Sie blicken mich verwundert an,“ sprach Hippolyt, „und mögen wohl besorgt seyn, daß ein armer Patient, den der Blutverlust und der Gram um seinen Verstand gebracht, Sie — wider den Willen und gegen die Vorsichtsmaßregeln seiner Wächter — zu besuchen gekommen ist; doch legen Sie diese Besorgniß nur getrost bei Seite. Ich habe die vollkommene Ueberzeugung, daß die gespenstische Erscheinung meiner Schwester, die ich jetzt schon zweimal hatte, mir ihr Leben verbürgt. In unsern Tagen ist der Wahn geschwunden, als

hätten Abgeschiedene die Macht, sich ihre Gewänder aus den Gräbern, wie Vermummungen vom Maskenverleiher, zu holen, um ihre Angehörigen damit zu erschrecken. In meinem Vaterlande kennt man keine Art des Aberglaubens, und ich hätte meiner feinen Schwester den Schreck vergolten, wenn mir die Kraft dieser Arme nicht treulos geworden wäre; aber — so wie ich sie — um die Erscheinung zu bannen — ausstrecken wollte, sanken sie zurück — und jene entkam."

Madame Pöckmöfer sah nun wohl ein, daß in diesem Wahnsinne Methode sey, und daß man wichtige Aufschlüsse zu erhalten rechnen könne, wenn man ihn ungestört forterzählen ließe. Sie bat ihn daher um eine genaue Mittheilung dieser Vorfälle, und der Chevalier war mit aller Offenheit bereit, Alles, was meine Leser bereits wissen, ihr umständlich zu erzählen.

Die arme Zuhörerin war ergriffen von Ueberraschung und Entsetzen, und nur die größte Spannung aller ihrer Sinne hielt sie von einer Ohnmacht ab, die mehr als einmal ihr anzuwandeln

drohte. Was vernahm sie nun Alles von dunkeln Geschicken, die ihrem Hause, droheten, von entzügelten Leidenschaften, die darin wütheten, von verfolgter Unschuld, zertretenen Gefühlen, verhöhntem Gastrechte und jeglichem Verbrechen. Welch ein starkes Band verkettete alle diese Ereignisse, die vereinzelt und wie vom Zufalle herbeigeführt, schon ihre Gesundheit und ihr Glück gänzlich zerstört hatten, und die jetzt noch gräßlicher in einem innern Zusammenhange erschienen.

Sie hatte Mühe sich zu fassen, um Worte zu sammeln. Sie zog die Stirne in Falten, und versuchte ihre Gedanken auf einen Punkt zu concentriren; sie bewegte die Lippen, als wollte sie sprechen — und vermochte es nicht. Der Chevalier sah ihren innern Kampf und bereute, so viel gesagt zu haben. Endlich begann er wieder:

„Was ich Ihnen hier sagte, betrachten Sie als ein reuiges Geständniß. Mit meiner Entfernung wird Glück und Zufriedenheit wieder hier einkehren. Ich werde dieses Land verlassen, wo mein Leichtsinn mich und Andere an den Rand des

Verderbens geführt hat. Es klingt wie ein Mährchen, daß einige im Anfange so unbedeutende Intriguen Folgen von solcher Bedeutung haben konnten. Und unserer trockenen, prosaischen Zeit ist es zuzuschreiben, daß Alles ein so jämmerliches Ende nehmen mußte. Unter andern Verhältnissen hätten sich die Charactere großartiger entwickelt — irgend ein ungeheueres Verbrechen hätten sie erzeugt — indeß nun das Schicksal einen großen Ansatz nimmt — plötzlich aber — als erschräke es selbst vor den zum Kampfe mit ihm untauglichen Pygmäen, auf halbem Wege umkehrt. So will denn auch ich — der Hauptheld dieses bürgerlichen Trauerspiels — umkehren, und mit dem Versprechen, mich zu bessern — in ein südliches Bad reisen, um vor allen Dingen meine Wunde vernarben zu lassen."

Der kalte ironische Ton, womit er diese Worte vorbrachte, waren nicht im Stande Madame Pöckmöser mit Mitleid für ihn zu erfüllen, das bei dem ersten Theile seiner Eröffnungen sich schon mächtig in ihrer Brust zu regen begonnen hatte. Sie fühlte sich jetzt kräftig genug ihm zu entgegnen:

„Wir wollen uns nicht bemühen, die Vorgänge der letzten Zeit in diesem Hause zu beschönigen. Verbrechen sind geschehen, und sie heischen Sühne — und gesühnt sollten sie werden — durch Ihr Blut, das fließen mußte, durch das zerstörte Glück aller Glieder dieser Familie, durch meinen Tod endlich — denn ich fühle, daß ich sterben werde. Aber darum verbergen Sie einer Sterbenden, die Sie darum bittet, diesen schneidenden Spott, der Eis in die brennende Wunde ihrer Brust senkt. Sprechen Sie warm, heucheln Sie mindestens Wärme, und lindern Sie so Schmerzen, die Sie verursachen. Ich werde sogleich meinem Man alle Ihre Geständnisse wiederholen, Ihre Schwester soll aufgesucht, Heinrichs Unschuld soll an's Licht gezogen werden. Man wird sich bemühen, den Indianer einzuziehen.“ —

„Den Indianer!“ schrie Hippolyt entsetzt, damit er Alles vor Gericht aussage und mich entehre?“ —

„Und wie wollen Sie, daß Heinrichs Unschuld — —?“ fragte die Mutter.

„Ist meine Aussage nicht genug? Hat der reiche Mann, der bis jetzt für Heinrichs Vater galt, nicht Mittel genug in Händen, ihn entfliehen zu lassen? — Muß er es nicht schon deßhalb wünschen, um nicht Dinge zur Sprache kommen zu lassen, Vermuthungen zu bestätigen?“ —

„Welche Vermuthungen?“ fiel ihm Madame Pöckmöser in's Wort. — „Sie sagen — daß mein Mann bis jetzt für Heinrichs Vater galt — und nicht mehr gilt? O, ich bitte Sie — Chevalier — was wissen Sie darüber — theilen Sie mir's mit?“

„Je nun,“ sagte Hippolyt kalt, „man spricht davon, Heinrich habe seinen rechten Vater gefunden.“ —

„Auch das noch?“ schrie schmerzhaft die Kranke und bedeckte ihre Augen mit beiden Händen. Dann sagte sie nach einer Pause mit anscheinend ruhigem Tone: „Ich sehe, daß Alles seiner endlichen Lösung entgegenreift. — An jenem Morgen, da uns die Kunde gebracht wurde von dem Verbrennen des alten Don Pedro und Ihrer Verwun-

dung, überreichte mir der Beamte diesen Reif von gelben Edelsteinen.“ —

Hier öffnete sie ein Kästchen, das neben ihrem Bette stand und zog die bereits oft erwähnte Einfassung daraus hervor, die sie dem Chevalier hinhielt.

„Der Reif gehörte einst mir“ — setzte sie dann hinzu — „später übergab ich ihn einem geliebten Freunde zum Geschenke. Die Steine sind von großem Werthe — aber das kann hier nicht in Betracht kommen — mir war das Bild, das sie enthielten, und das jetzt herausgenommen ist, von einem viel größern. Dieses Bildniß sollte mir an einem Abende der bittern Trennung überreicht werden, aber ein furchtbares Verhängniß riß den Geliebten meiner Seele von meiner Seite, ohne daß ich je ihn wieder sah. So waren auch diese Steine mir entschwunden, bis jener unglückselige Morgen sie mir wieder vor die Augen brachte. Sagen Sie mir, wie Sie zu diesen Steinen gekommen sind, denn in Ihrem Besitze waren sie, als Sie verwundet wurden, und gestehen Sie mir, wo das Bild hinkam, welches sie enthielten.“

„Hätt' ich doch nie geglaubt," sagte Hippolyt mit steigenden Befremden, „daß auch diese allerdings sehr kostbaren Steine noch eine Rolle in unserm Drama spielen würden. Durch einen Zufall fand ich sie in dem geheimen Schubfache eines Wandschranks in dem Zimmer meiner Schwester, als ich einst, ihre Abwesenheit benützend, in ihren Papieren kramte, um einem Liebesverhältnisse, dessen ich sie beargwohnte, auf die Spur zu kommen. In der That ward ich sehr überrascht, des Findlings Heinrich Portrait in solch herrlicher Fassung dort zu finden — und — so sehr ich auch darüber grübelte — so konnt' ich mir keinen Vers daraus machen — und begnügte mich endlich damit — um kein Aufsehen zu erregen, das wahrscheinlich längst vergessene Portrait in meine Gewahrsam zu nehmen. Auch hat bis diesen Augenblick es Niemand reclamirt."

„Und das Bild — war Heinrichs?" fragte die Kranke und eine hohe Röthe überflog ihre Wangen.

„Es war in der Art, welche die Maler unserer

Nation portrait caché zu nennen pflegen. Das sehr lebhaft gemalte Gesicht sah aus einem wohlgeordneten Blumenstrauße hervor. Von dem übrigen Körper, so wie von der Kleidung, ließ sich keine Spur wahrnehmen.“

„Und wo ist dieses Bild? damit ich es noch einmal sehe, bevor ich scheide, damit ich — —“ die Sprache versagte ihr, Thränen zitterten in ihren Augen — „damit ich Abschied von dem nehme, der mein Lebensglück hienieden war“ — setzte sie mit gebrochenem Tone hinzu.

„Was bedarf's des Bildes?“ fragte der Chevalier. „Mir hatten die Steine einen größern Werth, und darum behielt ich sie, während ich das Bild des Gehaßten in den Händen eines italienischen Wachsbossierers ließ, der die Maske danach fertigte. Heinrich lebt — und wird — sobald er auf freien Fuß gestellt seyn wird — hiehereilen.“ —

„Heinrich? hiehereilen?“ rief die Kranke, „und erkannten Sie nicht das Bildniß — wär' es möglich, daß die Zeit ihn so veränderte? Es muß der Fall seyn, denn sonst würde Heinrichs

Ankunft Ihnen bereits ein Verhältniß enthüll
ben, welches das Glück meiner Jugend m
Ja — die Zeit geht nicht spurlos an unserm
ßern vorüber — erinnern Sie sich nie — ein
liches Bild — ebenfalls als portrait caché i
nem Bouquet gemalt, in Brillanten, doch nic
reich gefaßt, bei Ihrem Vater gesehen zu habe

„Beim Himmel! ja!“ rief der Chevalie
„eine schmachtende Blondine, ungefähr wie m
Braut — wie Wilhelmine“ — setzte er
Zagen hinzu. „Es hängt in dem Schlafzi
meines Vaters — und — wahrlich! wenn ich
das Bild zu vergegenwärtigen suche, so zeig
mir eine Aehnlichkeit, — jetzt — in diesem A
blicke, da die Krankheit Ihnen Ihr Embonp
raubte und, eben so, wenn ich mir jenes
denke, welches diese Steine umgaben, so finde
daß es — ihm — ähnlich sieht. Die Augen —
Nase — wär' es möglich? Aber sonst keine
— Alles verwischt. — Mein Vater ist sehr al
worden, und bei Waterloo wurde sein Gesicht
Narben durchfurcht.“

„Und doch — war es das Bild Ihres Vaters, Hippolyt, das Sie in dieser Einfassung fanden. — An jenem Abende, wo er es mir einhändigen wollte, kam der plötzliche Befehl zum Aufbruche, und so wurden zwei liebende Herzen für dies ganze Leben von einander gerissen“ — sagte die Kranke.

„Also doch — meine Ahnung!“ rief der Chevalier.

„Wie Sie und Ihre Schwester in dies Haus kamen, glaubte ich nicht die Kinder meines Freundes zu empfangen,“ fuhr sie fort. Sie nannten sich Clichette — er hieß Belfort. — Erst später ist mir Alles klar worden durch den Brief, den Sie mir einhändigten, den fünf Siegel verschlossen.“

„Und jener Brief“ — sagte bitter Clichette, „jener Brief, den mir mein guter Vater so vertrauenvoll übergab, war er es nicht eben, der unsere Hoffnungen mit einemmale vernichtete — und den Dingen hier diese Wendung gab? Jetzt frag' ich Sie ernst und streng, warum waren Sie so grausam?“ —

„Ach, lassen Sie mir dies Geheimniß — der Tod wird es auch enthüllen“ — sprach sie schwach.

„Nein!“ rief der Chevalier, indem er ihre Hand ergriff — „Vertrauen für Vertrauen! Ich stehe wie ein Kind der Sünde vor Ihnen, und Sie wollen mir in dem Scheine eines Tugendengels entschweben. Sehen Sie — die mir einst Mutter werden wollte — ich habe Ihnen alle meine Ansprüche zurückgegeben. Reich an Gesundheit und Hoffnung betrat ich Ihre Schwelle, krank und hoffnungslos werd' ich Ihr Haus verlassen. Möge Wilhelmine mit einem Andern glücklich seyn — mit mir kann sie es nicht mehr werden — die Kinder Belforts de Clichette können es hier nicht mehr werden — wir scheiden sehr elend von hinnen. Aber der erste Keim zu diesem Elende lag in jenem Briefe — darum gestehen Sie mir seinen Inhalt — ich weiche nicht von dieser Stelle — bis Sie mir ihn entdecken.“ —

Die Kranke lag im heftigen Kampfe vor ihm — ihre Brust hob sich ungestüm.

„Denken Sie, Madame!“ sprach er ernst —

„Sie seyen eine Sterbende, die ihr Geheimniß einem Sterbenden enthüllt — blicken Sie hieher“ — rief er wild, und riß seine Brust auf, die der blutende Verband deckte — „diese Lunge athmet nicht lange mehr — sehen Sie diese eingefallenen Wangen — diese erloschenen Augen — Alles dem Grabe verfallen, und dem Grabe vertraut man — denn in ihm wohnt das Schweigen.“

„Sie foltern mich“ — sprach die Arme, „Sie wollen mir ein Geständniß abtrotzen, und sagte Ihnen denn die Aehnlichkeit nicht?“ —

„Heinrich“ — rief außer sich der Chevalier —

„Ist Ihr — ist Blanches Bruder“ — sagte mit schwacher Stimme die Kranke.

„Die Aehnlichkeit spricht zu laut,“ sagte Hippolyt, „wer könnte noch zweifeln?“

Eine lange Pause folgte. — Endlich ermannte sich die Kranke.

„Ich war mir selbst überlassen in dem Hause meines Vaters, der Wittwer war,“ sprach sie. „Henri Belfort war mir, mit allen Vorzügen ausgestattet, erschienen, die ein jugendliches, warm

fühlendes Herz für sich einnehmen konnten — nichts stand unserer Verbindung im Wege — mein Vater liebte mich zu sehr, um meiner Neigung zu widerstreben — und ich — ich wäre meinem Geliebten mit Freuden in sein Vaterland gefolgt. Da zerriß Napoleons welterschütterndes Geschick auch unsere stille Glückseligkeit. Er mußte fort, in jener Nacht, da er mir eben das nun so verhängnißvolle Bildniß überreichen, und dabei seine Schwüre ewiger Treue erneuern wollte. Und — oh, daß ich jetzt seinem Sohne dies Geständniß machen muß! — er hinterließ mich als Mutter — Mutter seines Sohnes — Mutter des von Ihnen verfolgten Heinrichs — von Angst und Elend gefoltert, ließ er mich zurück. Eine Krankheit vorschützend, reiste ich in's Bad, so hieß es. In der That aber verbarg mich eine vertraute, treue Dienerin, die Frau des Wirthes Hansen auf dem Pinnasberge. Sie war eine erfahrene Frau, und durch ihre Hilfe genas ich eines Knaben, den sie in das Waisenhaus brachte. Ich hatte meinem gütigen Vater meinen Fehltritt gestanden, er machte mir keine

Vorwürfe, um mein Leiden nicht zu vergrößern, aber in meinen Vorsatz, unverheirathet zu bleiben, dem Andenken meiner ersten Liebe treu mein Leben zu beschließen, willigte er nicht ein. So mußte ich denn, um mich für seine Güte dankbar zu bezeigen, dem reichen Pöckmöser meine Hand reichen, und ich knüpfte dies Band mit Widerwillen; nicht Neigung, nicht Achtung folgten mir in meinen Ehestand, und so verlebte ich viele traurige Jahre. Aber das Kind meiner Liebe hatte ich nicht aus den Augen verloren, und wie es in die Jahre getreten war, wo es einer sorgfältigen Erziehung bedurfte, und sein Lebensglück ihm begründet werden mußte, entzog ich es der wohlthätigen Anstalt, die es bis dahin sorglich gepflegt hatte, und wir nahmen es an Sohnesstatt an. Bei Ihrem Eintritte in unser Haus malten sich mir die reizendsten Hoffnungen aus. Ich hatte noch immer große Vorliebe für Ihre Nation, und Sie waren Zeuge meiner liebenden Zuneigung für Ihre Schwester und für Sie. Da zerriß der verhängnißvolle Brief den Schleier auf eine plötzliche und schreckliche Weise.

Ich überblickte den Abgrund, an dem ich stand. Ich wollte die Hände von Geschwistern in einander legen! Mit einemmale trat mir mein jugendlicher Fehltritt, den ich lange gewohnt war, nicht als solchen zu betrachten, in allen seinen schrecklichen Folgen vor die Augen. Mein ganzes Wesen war umgewandelt. Sie durften Wilhelminen heirathen — aber nicht Heinrich Blanche, denn sie hatten Einen Vater. Als er mir seine Leidenschaft für eine junge Indianerin entdeckte, wie hätte ich da — das unglückliche Opfer der Konvenienz — meinen geliebten Sohn ebenfalls opfern können? Ich versprach ihm, der Parthie mit Blanche entgegen zu wirken, und als er in mich drang, ihm meine Gründe mitzutheilen, die mich dazu bestimmten, begnügte ich mich, ihm zu sagen, daß mir so eben die Entdeckung gemacht worden, ihr Name sey angenommen, und Sie hießen eigentlich Belfort, daß dieser Name jedoch in Hamburg nicht guten Klang, noch von der Franzosenherrschaft her, habe, und daß mich diese Entdeckung beunruhige um Ihrentwillen. — Hier ha-

ben Sie die wahre Geschichte meines Unglücks, das — ich hoffe es zum Himmel — nicht lange mehr dauern wird. Ich machte Ihnen diese Entdeckung, um auch Ihre Irrthümer zu entwirren. Meinem Gatten war ohnedies meine frühere Liebe kein Geheimniß mehr. Diese Eröffnung konnte unserm schroffen Beisammenseyn keine Unannehmlichkeit mehr hinzufügen. Ich war, seitdem ich ihm die Hand reichte, darauf gefaßt, auf Lebensglück zu verzichten."

Erschöpft sank die Erzählerin in die Kissen und winkte mit der Hand, der Chevalier möge ihr ein starkriechendes Fläschchen bringen. Hierauf erholte sie sich ein wenig, um noch die Worte zu sagen: „Verlassen Sie mich jetzt. Ich muß Kräfte sammeln, meinem Gatten Blanches Aufsuchung und Heinrichs Rettung an das Herz zu legen; denn keine Zeit ist zu versäumen. Der Faden meines Lebens rollt schnell ab, und dann dürfte Alles zu spät seyn. Diesen Abend, wenn Sie — selbst so schwach noch — es im Stande sind, wünschte ich Sie wieder zu sehen."

Sie schellte. Die Wärterin trat ein. Der Diener, der den Chevalier hiehergeführt hatte, wurde hereingerufen, um den Patienten wieder nach seinem Zimmer zu geleiten, der dort in einer seltsamen Stimmung und heftig angegriffen, wieder eintraf.

9.

Sieh da — Sieh da — Timotheus,
Die Kraniche des Ibicus! —

Das Oeffnen der Kerkerthür weckte Heinrich aus einem sanften Schlummer, womit der freundliche Morgen, der durch Laub und Gesträuche den grünlichen Strahl in sein enges Zimmer warf, ihn für die schlaflos hingebrachte Nacht schadlos gehalten hatte.

Vor ihm stand der Senator mit bleichem Gesichte. Heinrich warf einen finstern Blick auf ihn, weil er nicht gesonnen war, Vorwürfe aus diesem Munde hinzunehmen.

„Heinrich!“ sprach Pöckmöser, „so ist es endlich dahin gekommen, daß ich — um Dich zu sprechen — die Schwelle des Kriminalgefängnisses

überschreiten muß. Ich habe Dir meinen ganzen Einfluß und jede Unterstützung durch Deinen Freund Robinson anbieten lassen, um aus diesem Orte entkommen zu können, Du hast es ausgeschlagen. Und doch hätte Dir die Klugheit gebieten sollen, es anzunehmen — denn von der Anklage Dich freizusprechen, das vermag ich nicht — das vermag nicht der wohlweise Rath unseres freien Staats."

„Mein Gewissen thut es," antwortete der Gefangene ruhig, „und die Richter werden es müssen, dafern sie gerecht seyn wollen. Ich wünschte längst Sie zu sprechen, ich verlange die Gewährung einer Bitte von Ihnen. Hören Sie mich ruhig an! Ich hatte ein Mädchen aus Ostindien nach Hamburg gebracht — durch die innigsten Verhältnisse sind wir aneinander geknüpft. Die sollte mein Weib werden nach den Satzungen unserer Kirche, nachdem sie Christin geworden wäre. Ich verließ sie — wie ich wähnte — auf kurze Zeit — während deß aber gelang es der Bosheit, ihren Aufenthalt auszuspähen, und sie durch Verlockungen" —

„Ich weiß von dieser Geschichte," fiel ihm der Senator in's Wort, „das Mädchen ist hier. Obgleich ich mich um dergleichen Verhältnisse meiner Commis nicht weiter kümmre — so bin ich zu dieser Kenntniß ganz wider Willen gekommen." —

„Dergleichen Verhältnisse Ihrer Commis?" rief Heinrich mit Verachtung — „doch gleichviel, wo ist Gadsalúnah — die Arme, Gekränkte, Verlassene! ich will sie schützen gegen ihren Verfolger. — Oh, ich Aermster!" setzte er dann schmerzlich hinzu, „ich will sie schützen — ich!"

„Das ist's ja eben!" sagte Pöckmöser Stolz und Hochmuth, und sitzt da auf Tod und eben! Das kleine Gadsa — — wie heißt's doch gleich! — ist hier — das heißt hier im Gefängniß ist's freilich nicht — aber in Hamburg ist's — und wenn das Sehnen nach ihr wirklich so groß ist, so sollte denn doch mein Antrag zur Flucht einige Berücksichtigung verdienen. Ich würde dann nur das Aufsehen, den Prozeß, die Verhöre vermeiden wollen — ist das einem Manne von Annehmen an der Börse zu verdenken? Ja — ja —

das kommt davon her, wenn man Kinder in's Haus nimmt, die uns nichts angehen." —

„O hätten Sie mich meinem Schicksale überlassen!" seufzte der Gefangene. „Aber wo ist Gadsalúnah? Machen Sie, daß ich sie hier im Kerker sprechen darf, und ich will sagen, daß Sie ein Mann sind, der meinen Dank verdient." —

„Gadsalúnah ist in guten Händen," sprach Pöckmöser, „und wenn die Leute nur nicht eigensinnig wären, so würde Alles gut gehen. Aber wie sie nun einmal sind, ist ihnen ja auch nicht zu helfen. Sie wollen mit dem Kopfe durch die Wand rennen — sie lassen sich ja nichts sagen." —

„Bei wem ist sie?" fragte Heinrich rasch.

„Bei dem alten Wittrin," antwortete der Senator.

„Welch ein neues Räthsel? wie kommt sie zu dem?" fragte Heinrich erstaunt.

„Er kam mit ihr heute Morgen hier an, er will Dich reclamiren — von mir reclamiren — ich bitte Dich!" schrie der Senator, dessen Aengstlichkeit nun bis zu einem Grade des Komischen gestei-

gert war, wovon er selbst keine Ahnung hatte, und die der Gefangene in seiner trüben Stimmung nicht zu bemerken im Stande war. „Hätte ich gemuthmaßt, daß jemals dieser Wittrin auf den Gedanken kommen könnte, Du wärest sein Sohn — wie würde ich Dich da wohl in's Haus genommen haben? Ach mein guter Himmel! ich hatte ganz andere Vermuthungen, und setzte mich mit schwerem Herzen darüber weg. Will nun aber der Mensch mit Gewalt Dein Vater seyn — so sey er's — ich habe nichts dagegen. Wozu aber das Geschrei? das Auftreten? Wie will er seine Vaterschaft beweisen? Es können da seltsame Kompromittirungen geschehen, an die kein Mensch denkt. Darum, Heinrich, sieh mich an, hast Du denn kein Mitleid mit mir? Du hast einen Vater — eine Geliebte — die Freiheit — Alles! — Geld, so viel Du willst — die „Frau Margaretha" ist Dein — hast sie verdient bei mir — was willst Du noch mehr? — Und was hab' ich? nichts! eine kranke Frau daheim, mit der ich nicht einmal gut lebe! — sie — nicht einmal wissen darf — daß Du hier

sitzest. Sie hätte den Tod davon, und es gäb' einen neuen Scandal! darum folge mir — diese Nacht sollst Du heraus können — ich selbst will auf Dich im Fiaker am Nobisthore warten, und dann mit Dir nach Curhaven, wo die „Frau Margaretha“ liegt, und Dich aufnimmt. Dort sollst Du den Vater und die Geliebte finden, und die Verschreibung wegen des Schiffes und alle Verschreibungen und Abtretungen, die Du noch wünschen könntest. Heinrich! Du willigst nicht ein? Gott! und die Zeit verrinnt! — und hat der alte Wittrin einmal seine Schritte gemacht, und haben die Verhöre begonnen, so ist Alles verloren — so wird der Arrest geschärft — so stecken sie die Landstreicherin auch ein — verzeihe mir! ich meine die Indianerin — ich habe mich nur versprochen — o mein Gott! bist Du denn ganz unerweichlich? Willige ein — und ich fliege und bewerkstellige alles Nöthige, und in wenigen Stunden siehst Du alle Deine lieben Angehörigen — die ich sogleich aufsuchen will, um sie von dummen Streichen abzuhalten.“

„Ich fliehe nicht unwürdig — das bin ich meiner Ehre schuldig! Gadsalünah ist hier — das ist mir genug, nun kann die Wahrheit nicht lange mehr im Dunkel bleiben. Der Himmel drückt ihr einen Stempel auf, der untrüglich glänzt, den jeder gerechte Richter von dem falschen Schimmer des Truges unterscheiden muß.“ —

„Aber ich bitte Dich — oder Sie! hab' ich denn noch ein Recht, Sie zu duzen,“ fuhr Pöckmöser immer verwirrter fort, „ist es nicht eine Schande — ach! mein Gott! oder vielmehr — es ist ja so keine große Ehre von dem alten Wittrin so auf einem Abwege — ich muß es denn doch sagen“ —

„Halt!“ rief Heinrich mit furchtbarem Ernste, „bis hieher, und nicht weiter, Herr Senator. Nichts gegen meinen Vater, wenn ich bitten darf — oder haben Sie vielleicht eine Anklage gegen ihn?“

„Ich? eine Anklage? wie denn so?“ fragte zitternd Pöckmöser.

„Es können Leute durch einen Schurkenstreich

— ja noch mehr — durch Verbrechen — durch blutige, schwarze Verbrechen, zu großem Reichthum gelangen — sie können sich über Alles hinwegsetzen, was darüber im Umlauf ist — sie können sogar einen Heiligenschein der Tugend um sich verbreiten — ja, sie können zu Amt und Würden dadurch kommen," donnerte er dem vor ihm, wie einen armen Sünder, Stehenden in die Ohren, „aber eine Stunde erscheint, wo die röchelnde Brust unter den Qualen einer schweren Schuld erliegt, wo die höchste Macht den Sünder schüttelt, und so gräßlich mir der Gedanke daran ist, so ist diese Stunde von dem alten Manne nicht mehr fern, der nun einmal mein Vater zu seyn vorgiebt und, Herr Senator, pfuschen Sie dem Himmel nicht in seine ewigen Rechte, greifen Sie dem Gerichte jener Stunde nicht vor, überlassen Sie es Gott, das Gewissen des Schuldigen zu rühren, und denken Sie an Ihre eigene letzte Stunde!" —

Mit verdrehten Augen und schlotternden Knieen, die Halsbinde losgeknüpft, und offener Weste, stand der Senator da, ein treues Bild der Qualen, die

ihn zerrissen. Sein Stolz, seine Anmaßung war geschmolzen vor dem drohenden Feuerstrahle der Unschuld und Wahrheit, der aus Heinrichs Augen, wie aus Heinrichs Worten, leuchtete.

„Das fürchterliche Complott gegen Menschenwohl, das Verbrechen am Völkerrecht, das Sie und Ihr wahnsinniger Wütherich von Onkel einst ausgeheckt haben, um sich zu bereichern, ist mir bekannt. Sie waren ein Mitglied jener fluchbeladenen Kompagnie, welche arme Menschen von Afrikas Küsten nach den Colonien führte, und dort verschacherte. Sie hatten selbst auf früheren Reisen die Verbindungen mit den barbarischen Fürsten des Innern geschlossen, die für Waffen, Pulver und luxuriösen Tand Ihnen Menschen lieferten. Ich erfuhr dies Alles aus glaubwürdiger Quelle, und Sie können noch denken — daß ein Fünkchen Liebe für Sie in meinem Herzen keimte? Sie können glauben, daß ich mit frohem Sinne mich Ihren schwelgerischen Festen hätte hingeben können, wobei mir immer die gepeinigten Schwarzen, die Thränen der Mütter und Bräute, die Thränen der ar-

men Gegeißelten selbst in jeden Tropfen Wein zu träufeln schienen? Nein — ich verabscheute Sie — und Ihr Haus — in das ich wider Willen gezogen worden bin — und das ich jetzt — in diesem Augenblicke — freiwillig verlassen haben würde, wenn mich nicht die Bosheit in den Kerker geworfen hätte. Aber hier will ich Ihnen, mein Herr, nichts mehr zu verdanken haben — von hier muß mich meine Unschuld befreien, oder ich will gern auf dem Schaffotte blutend diese Erde verlassen, wo Sie mir Freiheit bieten dürfen, wo Sie von allmächtigem Einfluß sprechen — Sie, mein Herr, der Galeere und Brandmark verdient hat, da nach dem Vertrage, den eine menschliche Regung der Politik eingegeben, Sie es noch wagten, ihrer zu spotten, und Sclavenhandel trieben."

„Das fürchtete ich! o mein Gott!" rief Pöckmöser, „und Wittrin, ist er denn unschuldig? was steht denn darauf, wenn" —

„Halt! Halt!" sagte Heinrich. „Auch er ist es nicht. Er hat seine Hand zu dem schrecklichen Morde von mehr als zweihundert Menschen gebo-

ten — Sie sehen, daß ich von Allem unterrichtet bin. Aber er that, was ihm befohlen wurde. Er hätte freilich den alten Hund Peter, der es ihm befahl, über Bord werfen sollen, wie eine todte Katze, aber was hätte er damit gewonnen? Das wilde Matrosenvolk würde es ihm vergolten haben — es war wirklich die Pest an Bord — und hätte er auch sich selbst geopfert, die armen Sclaven wären nicht gerettet worden. Bei dem rohen Seemanne fehlen die feinern Gefühle stets, als Beweis diene Ihnen, wie ruhig er sein langes Leben durchlebte, von keiner Reue getrübt — das ganze Gewicht der That schleudert er auf Sie — und wahrhaftig, Sie keuchen darunter. Peter befiel ein fürchterlicher Wahnsinn, den er erst in dem Feuer des Himmels endete — und Sie selbst — wie elend stehen Sie jetzt vor mir — gäben Sie nicht allen Ihren Reichthum mit Freuden, um dem Gerichte zu entgehen, das Entehrung über Sie verhängt? Erzittern Sie nicht bei jedem zufälligen Worte, daß an Ihr Verbrechen erinnert? Und stehen Sie nicht am Abend Ihrer Tage allein und

verlassen? Alle Ihre Plane zu Asche verbrannt, die der Sturm verweht? — O mein Himmel! Ihre Gattin krank — einen Sohn, den Sie sich vom Himmel ertrotzten, Sie voll Abscheu verlassend — und Sie selbst sehen sich in den Händen eines verworfenen Abenteurers, an den Sie Ihre einzige Tochter verschleuderten — das sind die Früchte Ihrer Saaten; mein Herr, kehren Sie zurück zu Ihren Schätzen, und lassen Sie mich in meinem Kerker, meine Unschuld ist bei mir!"

„So ist denn Alles verloren!" rief verzweifelnd Pöckmöser aus, „meinen Untergang hat der Fürchterliche beschlossen! das ist der Dank für Alles, was ich that — daß er mich nun verderben will. Ja — Sie sind unschuldig; Sie werden rein, wie die Sonne, dieses Zimmer verlassen — diese Genugthuung werden Sie haben; aber Sie werden mich, mit Verbrechen belastet, zur Karre schleifen sehen. — Ich habe mächtige Gönner, so lange ich der reiche Pöckmöser bin, wenn aber eine solche entsetzliche Anklage nur gegen mich auftauchte, so bin ich verloren — dann regen sich meine

Feinde, und das sind alle Jene, die nicht so reich sind, als ich! — Darum sprechen Sie — was wollen Sie thun? Wollen Sie mich verderben? Wollen Sie mich anklagen, daß — als ich noch in den Geschäften meines Oheims arbeitete" —

„Sprechen Sie nicht aus, mein Herr!" sagte Heinrich. „Ich werde nie als Kläger gegen Sie auftreten. Ich werde nie vergessen, welchen theuern Namen Sie sich einst zulegten, wenn gleich aus eigener Macht. Das Einzige, was mich dazu antrieb, Ihnen diesen Spiegel vorzuhalten, war Ihre Anmaßung, die Rohheit Ihrer Gesinnungen, der Hohn, den Sie jedem zarten Gefühle damit sprachen, daß Sie, mit Ihrem Reichthum sich brüstend, in den Kerker des schuldlos Angeklagten traten, und Protection, Befreiung durch Ihren Einfluß verhießen. Das regte den längst in meiner Brust verschlossnen Grimm auf — doch schlafen Sie immerhin ruhig — Sie haben von mir nichts zu befürchten."

„Und kann ich denn so gar nichts für Sie thun?" fragte nach einer Weile zaghaft der Senator.

„Suchen Sie Gadsalúnah auf“ — sagte rasch Heinrich, „und verschaffen Sie ihr die Erlaubniß, mich in meinem Gefängnisse zu besuchen. Auch meinen alten Vater wünschte ich zu sprechen. Im Uebrigen geschehe, was der Himmel verhängt hat.“

Der Gefangene setzte sich jetzt, mit weggewandtem Gesichte, auf seine harte Lagerstätte, und blickte nach dem vergitterten Fenster hoch droben, wo die Sonnenstrahlen spielten, und die grünen Zweige von draußen winkten. Der Senator stand noch eine Weile stumm, ihn betrachtend, da, und klopfte dann lautseufzend an die Thür des Gefängnisses, welche der Wärter von außen öffnete, um ihn hinauszulassen.

10.

Die Leidenschaft flieht —
Die Liebe muß bleiben! —

Wer den allbekannten, steinreichen Senator Johann Lauritz Pöckmöser zufällig sah, wie er, Heinrichs Gefängniß verlassend, in seinen Wagen stieg, konnte sich gewiß nicht enthalten bei sich zu denken: „Der arme Mann, das hat er nun davon — wie er aussieht! Was ihm der unerathene Mensch, für den er so viel gethan hat, für Kummer macht!“

Der Senator überlegte jedoch bei sich selbst, was zu thun sey in dieser verzweifelten Angelegenheit, und wünschte vor allen Dingen Wittrin und Gadsalünah auszukundschaften, um dem

Wunsche des Gefangenen nachzukommen, und sie ihm zu senden. Er hoffte von diesem zärtlichen Wiedersehen eine mildere Stimmung bei Heinrich hervorzurufen, die ihm das Glück der Freiheit und den ungetrübten Besitz seiner Geliebten, verbunden mit dem Genusse eines ansehnlichen Vermögens in einem weit entfernten Lande, auf recht anschauliche Weise nahe bringen sollte. In solchen Gedanken vertieft, erreichte er sein Haus auf dem Hürter, wo ihn zwei Personen ungeduldig erwarteten. Die eine war Kapitain Robinson, der mit seiner vollen Ladung bereits vor Curhaven lag, und beim ersten günstigen Winde die Anker lichten konnte, wenn ihn nicht noch so manch geheimnißvolles Band an das Land geknüpft hätte. Er wollte wissen, ob er seinen Herzensfreund Heinrich noch an Bord bekommen würde, und was er in dieser Absicht vielleicht noch für Aufträge erhalten könnte.

Das Aussehen Pöckmösers schien ihm nichts Gutes zu weissagen, und er wollte sich ihm eben erkundigend nahen, als ein Bedienter, der vom Landhause zur Stadt gesandt worden war, den

Heimkehrenden in Beschlag nahm, so daß dieser, ohne ein Wort an Robinson, noch an sonst Jemand, zu richten, sich wieder in den vor der Thür haltenden Wagen warf, und in größter Eile fortzufahren befahl.

„Madame sey plötzlich sehr erkrankt, und man sehe jeden Augenblick ihrem Ende entgegen“ — so hieß es, und Robinson mußte sich entfernen, ohne etwas über Heinrich erfahren zu haben, und verwünschte alle die unvorhergesehenen Unglücksfälle, die in ununterbrochener Folge, Schlag auf Schlag, dies Haus trafen. —

In der „Hoffnung der Seeleute“ saßen indeß im grünen Stübchen drei Personen, die der Zufall in nahe Berührung gebracht hatte, neben einander, auf des Kapitains Rücklehr wartend. Es war Blanche, die nunmehrige Bewohnerin des Stübchens, und ihre Gäste Gadsalünah und Witrin, welche Robinson auf seinem Gange in die Stadt angetroffen hatte, als sie eben sich den Weg in Heinrichs Gefängniß zu bahnen versuchen wollten, und deßhalb im Begriffe standen, nach

Altona zu wandern. Robinson hatte sie davon abgehalten, und fand es zweckmäßiger, vorerst noch einmal Heinrichs Befreiung auf anderm Wege zu versuchen.

„Geben Sie sich zu erkennen," sagte er zu Gadsalúnah, „und erzählen Sie den Hergang der Sache, so werden Sie auf der Stelle Ihrer Freiheit beraubt, und mit in's Verhör gezogen. Die Sache wird dadurch nur verwickelter. Folgen Sie mir lieber in eine ruhige Zuflucht, bis daß der verwirrte Handel ein wenig gelichteter erscheint. Ich werde mich indeß auf Kundschaft begeben."

So hatte er sie zu seiner Schützlingin geführt, die nicht wenig überrascht von dem Besuche war, den ihr der sehr hochgeachtete Freund zuführte.

Welch ein anderes Gefühl war es, als Blanche zum Erstenmale Gadsalúnah auf dem Maskenballe gesehen hatte. Auch damals hatte sie schon auf Heinrich verzichtet, so dachte sie — wie sie aber die Glückliche erblickte, die, wie im Triumphe, an der Seite des Geliebten einherschwebte, wie sie da jeden Blick tief ihr Herz durchbohren fühlte, der,

aus Heinrichs Larve brennend, auf die zierliche, kleine, verhüllte Gestalt neben ihm fiel; wie sie von einem elektrischen Schlage durchdrungen ward, als diese sich an seine Seite enger schmiegte — welche Fluth widersprechender Gefühle sich da durch ihr Herz ergoß, fast Haß — fast Liebe — wie sie ihn vergöttern mußte und verabscheuen wollte — und wie sie das Weib an seiner Seite so gern vernichtet hätte — durch einen Blick — durch einen Kuß — in einer Umarmung. Das war nicht Entsagung — es war das ungestüme Feuer der Leidenschaft, zurückgedrängt in den kleinen Raum eines Weiberherzens, und es zerstörend und verkohlend. Damals sah sie Beide glücklich — Eins im Andern schwelgend. — Wie sie jetzt Gadsalúnah zu sich eintreten sah in ihr kleines, grünes Stübchen, n der Schenke voll Lärm. Sie selbst, ohnmächig ihr Unglück beklagend, dahingeschleudert von inem finstern Geschicke, das sie nicht heraufbeschworen, und das sie im Lenze der Jugend, im chwalle der Freuden herausgerissen hatte aus dem choose des Glücks, wo sie als verhätscheltes Kind

spielte. Aber auch Gadsalúnah war jetzt unglücklich wie sie — unglücklicher noch — denn sie war fertig mit ihrem Herzen, dessen Wunde sich verblutet hatte — und jene klagte hoffend, und hoffte zitternd und bangend. So lange noch das unglückliche Herz zu hoffen hat, währt ewig der verzehrende Schmerz — mit der verlöschenden Hoffnung kehrt erst die Ruhe ein — und linde Moose umziehen weich und tröstlich die starren Ruinen, wo einst die Flamme gewüthet hat, und die kleinen Häckchen, womit das wuchernde Epheu sich festhält, thun nicht weh, aber die grüne Fülle verleiht Leben dem ausgestorbenen Gestein. So lindert Alles die Zeit! — Dem Schmerze folgt die starre Unempfindlichkeit, und aus dieser erhebt sich die stille Trösterin Wehmuth. —

Blanche, die von den Menschen todtgeglaubte Blanche, konnte jetzt wirken für die Geängstigte, die an der Hand eines achtzigjährigen Greises, mit diesem den Theuern beweinend — verfolgt von den Gerichten, sich zu ihr flüchtete. Dies erhob sie. —

Sie ließ sich von ihren Gästen erzählen, wie

ihre Abenteuer sie zusammengeführt hatten; sie schauderte zurück vor den Handlungen ihres Bruders, die ihr nun alle klar wurden. So, noch erzählend, anhörend und Rath pflegend, traf Robinson das Kleeblatt. Die Kunde von dem hoffnungslosen Zustande der Madame Pöckmöser war nicht im Stande, die kleine Gesellschaft trübgestimmter Menschen aufzuheitern.

„Ich muß sie noch einmal sehen!“ rief Blanche, „sie ist eine Unglückliche, wie ich — ihr Tod wird uns so Manches entschleiern. Oft habe ich sie belauscht in einsamen Stunden, wenn sie Briefe durchlas, oder ein Bildniß lange betrachtete. Sie hatte einst geliebt — und mußte entsagen. Es ist das Härteste! Tod allein kann heilen und trösten!“ sie schwieg innigbewegt.

Hierauf entwarf sie so manchen Plan, sich der Patientin zu nähern.

„Ich wollte nie mehr jenes Haus betreten,“ sagte sie, „wo jeder Schritt die trübsten Erinnerungen mir erweckt — wo die Verbrechen des Bru-

ders leben und sich malen auf den bleichen Gesichtern, in den verstörten Blicken der Bewohner.“ —

„Nicht so, meine schöne Dame,“ fiel ihr ernst Robinson in's Wort, „andere Verbrechen weben dort ein unsichtbares, doch undurchdringliches Netz, womit sie Alles gefangen halten, was sich jenem verderblichen Kreise nahet. Wir wollen nichts Näheres in dieser Stunde darüber laut werden lassen, denn es dunkelt bereits, und warum sollt' ich wohl Ihren ohnedieß gereizten Zustand durch Erzählungen dieser Art erhöhen? Wir wollen an die arme Sterbende denken — auch ich beklage sie; wenn ich auch nicht so viel um sie war, und sie in einsamen Stunden bei Briefen und Gemälden nicht belauschen konnte, so komme ich doch schon eine schöne Zeit in das Haus, und mir ist manches bekannt worden von frühern Verhältnissen. Je nun — jetzt wird sie's bald überstanden haben! Der Himmel verleihe ihr“ — —

Hier unterbrach Wittrin mit einem Schrei den einförmigen Ton des Erzählers. Das spärliche Licht, das durch die kleinen Fenster des Stübchens

fiel, konnte in den Winkel, wo er saß, nicht dringen, so daß man nur sein weißes Haar leuchten sah, ohne von seinen Umrissen sonst etwas zu entdecken, welches einen eigenen Eindruck auf die Uebrigen hervorbrachte, die sich jetzt erschreckt nach ihm umsahen.

„Ueber das Schwatzen im Dunkeln!“ rief er böse — „die Kleine ist ja fort!“

Wirklich hatte sich Gadsalûnah unbemerkt entfernt, und trotz aller Nachforschungen war es nicht möglich, sie zu entdecken.

Man kann leicht denken, welch ein Heer von Besorgnissen dies neue Ereigniß in die Gemüther der Bewohner des grünen Stübchens heraufrief. Der Matrose Cay, der schmutzige Caliban dieser Seemannswirthschaft, dessen Kommen und Gehen bei Niemanden Aufsehen zu erregen im Stande war, wurde jedoch bei der, von Hansen selbst scharf vorgenommenen, Hausuntersuchung vermißt. Nur ein kleines, etwa eilfjähriges, Mädchen wollte ihn, ein anderes kleines Mädchen bei der Hand führend, blitzschnell davonlaufen gesehen haben.

So sehr alles Aufsehen zu vermeiden gewünscht werden mußte, so durfte hier doch nicht länger gezögert werden; denn irgend ein neues Unglück bedrohte die Unschuld, das durch schnell angewendete Sorgfalt vielleicht entfernt werden konnte. Robinson eilte daher zum unfern wohnenden Sandvoigt, der mit Handhabung der Polizei in dem unruhigen Quartier des Hamburger Berges beauftragt war, und dem einige Sbirren zu diesem Zweck untergeordnet waren, die jedoch sich besser dazu eigneten, im Handgemenge der Kneipen, unter gehobenen Messern und geballten Fäusten, Ruhe herzustellen, als schlaue Späher abzugeben.

Während seiner Abwesenheit auf der Diele des Sandvoigts, wurden die in ängstlicher Erwartung im grünen Stübchen Zurückgebliebenen, durch einen neuen, ganz unerwarteten, Besuch überrascht.

11.

Wer ist's? —

— Je nun — ich bin's — ich — das
kleine Kätchen von Heilbronn! —

Es hat wohl oft schon einen schicklichen Gegenstand zu einer ausgeführten Schilderung abgegeben, jene Gemüthsstimmung, die sich des Verbrechers bemächtigt, wenn die Sonne untergeht, und er allein dasitzt mit seinem belasteten Gewissen in dem engen, finstern Kerkerraume. Wenn sich die Oede um ihn belebt mit Schreckgestalten, und nicht blos seine Gemordeten, und durch ihn Unglücklichen einherschweben, sondern auch alle jene Lüste, die ihn verführten, von der Hölle heraufbeschworen, in ihm lebendig werden, und ihn foltern, wie mit scharfen Geierschnäbeln.

Aber dem unschuldig Verfolgten hinter Riegeln und Schlössern, wenn das Dunkel zu ihm hereinbricht, früher als zu den freien Menschen draußen, bringt es auf seinem weichen, leisen Fittig Thränenthau und Erinnerungsbalsam — denn die erwachende Vergangenheit schlägt sich nicht, wie das Schlangenungethüm des Meeres, um seine Glieder, und haut ihm das Gebiß in's Herz; sie legt sich heilend an seine Wunden, und haucht ihm ein Wort von Zukunft hinein, das Alles zu stillen vermag, was ihn schmerzt. —

Unbesorgt hätte Heinrich seinem Schicksale entgegen geblickt, nur das Schicksal Gadsalünahs beunruhigte ihn. Er glaubte so gewiß, Pöckmöser würde noch vor Abend ihm eine erwünschte Kunde zu Theil werden lassen, aber der letzte gelbe Strahl am Fenster oben, von dem Schatten der schweren Gitter in schrägen Streifen abgetheilt, ward blässer und verschwand endlich ganz — und noch immer wußte der Gefangene nichts von dem einzig geliebten Gegenstande seiner Seele. Es war ihm, als würde die Sonne noch einmal zurückkeh-

ren, denn heute sollte er Gadsalúnah sehen — so stand es bei ihm fest — wie denn so manchmal recht sehnliche Wünsche, die uns unaufhörlich beschäftigen, den Schein der gewissen Erfüllung annehmen, ohne daß wir uns diese beruhigende Erscheinung anders zu erklären wissen, als durch die Stimme der Ahnung, die manchmal, wie ein Klang aus einer höhern Welt, unser ganzes Seyn durchweht. —

„Es sind nur die Schatten von Wolken, die mir dort oben den Sonnenstrahl entziehen," sprach er zu sich selbst, „noch kann es nicht Abend seyn."

Aber Abend war es geworden, und die Wand sah grau und düster aus — und blieb es — und er sah den schwarzen Ofen nicht mehr im nahen Winkel des Kerkers, und die Todtenuhr pickte im alten Getäfel der Decke. Er schloß die Augen, um die Nacht nicht zu sehen, und vom Tage, und in ihm von ihr zu träumen. Sein Kopf, worin ein gar lieblicher Maler seine Farben gemischt hatte, der Indiens Gegenden und Gadsalúnah treu und lebendig zu entwerfen verstand, lehnte zurück-

gebogen an dem kalten Mauerstein, die geschlossenen Augen hatten noch immer die Richtung nach oben, wo das verdunkelte Fensterchen herabschaute, die Füße waren ausgestreckt, und die geöffneten Hände ruheten auf den Knieen. Seine Züge lächelten im wachen Traume, denn er sah Gadsalúnah die lieblichen Glieder zum üppigen Tanze bewegen, wie das Erstemal, da sie ihm erschienen war.

Aus dieser geträumten Umgebung rüttelte ihn mit einem Male ein Geräusch, wie wenn ein Finger leise an ein Fenster klopft, und nur langsam sich erhebend, weil die Bilder seiner Phantasie eben so sich entfernten und in Duft zerflossen, reckte er den Kopf in die Höhe, öffnete die Augen und blickte auf. Und war es die Lebendigkeit seines Traumes, oder ein neckender Geist, der seine Macht über ihn ausüben durfte, er sah hoch droben am Fenster seine Gadsalúnah selbst, das dunkle Gesichtchen, mit dem Ausdrucke holden Schmerzes, nach ihm niedersenken.

„Es ist nicht möglich!“ rief er heftig, indem

er sich die Augen mit dem Tuche rieb, gleich als wollte er sie von einem leichten Hauche reinigen, der wie Thau in ihren Wimpern hing, den seine weiche Stimmung erpreßt hatte.

Und in der That, es war nicht möglich, denn finstre Nacht bedeckte das Fenster, und den Kopf, den er zu sehen vermeinte, hatte ihm sein eigener vorgespiegelt. Aber das leise Klopfen wiederholte sich, und es erscholl so abgemessen und dabei so schüchtern, daß es der Wind nicht seyn konnte, der manchmal mit zerbröckeltem Mauerwerke spielte, und es an die Scheiben warf.

„Wer Du auch seyst da droben," rief laut der Gefangene, „Dein Erscheinen ist mir tröstlich — und brächtest Du mir selbst nur das Zeichen, daß sie nicht mehr ist" — setzte er dann leiser hinzu, indem er seufzte.

Von oben jedoch drangen jetzt Worte durch die Dunkelheit zu ihm nieder:

„O my dearest Harry!" verstand er.

„Kein Zweifel ist es mehr — Gadsalúnah selbst," schrie er, wie außer sich, und schnell hatte

er den schweren Tisch zum Fenster geschleppt, den einzigen Strohstuhl, der im Zimmer war, hinaufgestellt, und nun, mit Hilfe dieses Gerüstes, sah er sich dem Fenster näher. Er vermochte dem noch immer unsichtbaren Wesen draußen einige verständliche Worte zuzurufen, und konnte auch die oben leise gesprochenen deutlicher vernehmen.

„Gadsalúnah!“ sprach er.

„Ich bin's selbst — o Glück! daß ich nun weiß, wo Du bist, daß ich Dich habe — spreche — morgen sehen kann! O Lieber, Beßter, wie geht es Dir?“ so lauteten die Worte von oben, schnell und leise, die jetzt in den Kerker drangen, und er erkannte den Ton der holden Stimme deutlich.

„Höre, mein Engel! was ich Dir jetzt sagen werde,“ sprach er wieder. „Zerbrich, wenn Du kannst, zwei, drei der kleinen Scheiben.“

Statt aller Antwort ging's klirr! klirr! und die Glasscherben fielen in's Zimmer, und ein Ruf kam zugleich mit ihnen herab: „Biege den Kopf bei Seite, daß sie Dich nicht treffen!“

Heinrich sprach jetzt wieder: „Passe wohl

auf, mein Herzchen! Ich werfe Dir das Ende meines Handtuchs hinauf, das knüpfe, so fest Du es vermagst, an die Eisenstäbe.“

„Wirf nur zu,“ rief's von oben.

Eine lange Pause folgte, nachdem Heinrich geworfen hatte.

„Hält's fest?“ fragte er. „Nun, warum antwortest Du nicht?“

„Ach!“ stöhnte die Kleine oben. „Ich konnte nicht so recht dazu, ich halte mich nur mit Mühe auf den schwächsten Sprossen des Baumes, den ich erklettert habe, und weil ich nur eine Hand frei gebrauchen kann, so mußte ich mit den Zähnen den Knoten zusammenziehen, so fest ich konnte, und darum antwortete ich nicht. Nun glaube ich aber, daß das Tuch Dich halten soll, schwinge Dich nur herauf.“ —

Und Heinrich war oben im Nu, ohne viel die Festigkeit des von Gadsalünah geschlungenen Knotens zu erproben. Jetzt, durch die zerbrochenen Scheiben, hatte er wirklich das liebe Gesichtchen, mit den mildstrahlenden, großen Augen,

dicht vor sich, und ohne die scharfen Ränder des Glases zu entfernen, waren sich Beide so nahe gekommen, daß ihre Lippen sich im langen, glühenden Kusse vereinigten.

Was sie sprachen? wer wollte das wiedergeben — wer anhören? Süßes Stammeln der Leidenschaft, oben in der grünen Krone einer duftenden Linde, deren schwankendste Spangen ein holdes Kind über einen Abgrund hielten, und erwidert aus der kleinen, runden Oeffnung eines finstern Gemäuers. Fragen auf Fragen wechselten, ohne die Antwort abzuwarten — Küsse verschlangen sich gierig untereinander und erstickten die Fragen — die der Nachtwind forttrug, ehe sie der Berauschte, an den sie gerichtet waren, vernommen hatte.

Die Thür des Gefängnisses öffnete sich unten mit Geräusch, von den Seligen unbemerkt. Ein trübes Licht hatte sich dazu verbreitet, dessen Schein ihre Zaubernacht droben nicht zu stören vermochte.

„Er hat sich richtig aufgehängt!“ sagte eine barsche Stimme, „dort baumelt er!“

„Herr meines Lebens!“ rief voll Entsetzen eine andere, „das wäre ja die verwünscheste Geschichte! Aber so leuchtet doch einmal her, Meister — J! was ist denn das? der hat ein Vögelchen vor dem Fenster drauß, von dem er sich etwas vorzwitschern läßt,“ setzte er dann leiser hinzu, von Schmunzeln begleitet.

„He! he! hier entwischt man nicht!“ schrie nun die barsche Stimme wie besessen, indem der, dem sie gehörte, Heinrich beim Fuße packte und herunter zu ziehen bemüht war, „hier entkommt man nicht, ohne seine Zeche zu bezahlen!“

„Nur sachte!“ rief Heinrich hinab zu den Leuten, die sich ihm so zudringlich und störend genähert hatten — „wer seyd Ihr und was wollt Ihr?“

Aber von außen ertönte jetzt ein durchdringender Schmerzensschrei, und Gadsalúnah war vom Baume verschwunden, und drunten in undurchdringliche Finsterniß gehüllt, ehe er sich's versah.

„Wo bist Du? Licht meines Lebens? Gadsalúnah? Hörst Du mich?“ so rief Heinrich

hinab — aber nicht die leiseste Antwort erfolgte, so sehr er sich auch anstrengen mochte, sie zu vernehmen, und so scharf er auch hinausblickte, er sah nichts als einen leeren schwarzen Raum, gleich einer bodenlosen Tiefe.

Mit einem Satze war Heinrich auf dem Tische, und mit einem andern von diesem zur Erde gesprungen.

Zur Thür rennend, schrie er: „Keine Macht der Erde soll mich jetzt hier mehr zurückhalten! ich muß hinaus, um sie zu suchen — wer mich aufhält, ist des Todes!“

„So erlauben Sie nur, mein Herr!“ rief der Eine der Eingetretenen, indem Beide auf ihn losſprangen, auf die Gefahr hin, des Todes zu seyn. „Sie sind völlig frei, und Herr, zu thun und zu lassen, was Ihnen beliebt, aber was da oben auch am Fenster gewesen seyn mag, in die Erde hinein kann es nicht gesunken seyn, und es soll sogleich darnach ausgesandt werden, um es zu erhaschen. He, Meister, geht einmal um die Ecke, und seht zu, ob Ihr's kriegt. Was war es doch gleich?“

„Ein Mädchen — aber“ — rief Heinrich, und wollte hinaus.

„Dacht ich's doch“ — fiel der Andere schnell ein, und hielt den Jüngling mit allen Kräften auf — „ein Mädchen — Meister! lauft! Ihr habt's ja nun gehört — bringt ein Mädchen, das sich an jener Ecke, unter der Linde, findet.“ —

Der Andre war aber schon hinausgerannt.

„Mein Herr! Sie sind frei“ — fuhr nun der Erste weiter fort — „die Thür steht offen, oder vielmehr, Sie sind noch nicht gänzlich frei, denn ich habe Befehl erhalten, Sie irgendwo hinzubringen, und Sie mögen nun gern oder ungern, so läßt sich's denn doch nicht von Ihnen ablehnen — weil es den Willen einer sterbenden, so zu sagen schon todten, Person betrifft.“

Heinrich, der den Mann schon oft gesehen hatte, welcher diese Worte an ihn richtete, und in ihm einen Beamten des Gerichts erkannte, verstand nichts von Allem, was er vorbrachte, denn seine ganze Aufmerksamkeit war mit der Zurückkunft des ausgesandten Boten beschäftigt.

Mit einem fast unarticulirten Schrei sprang er jetzt auf ihn zu, als er ihn erblickte, dieser aber brachte Entschuldigungen auf Entschuldigungen vor, schob Alles auf die finstre Nacht, und auf die winkelichten Gäßchen und Gemäuer, welche das Gefängniß umgaben.

„Was soll das heißen?“ fuhr Heintich, ihn unterbrechend, heraus — „sie muß gefunden werden!“ Er wollte forteilen.

„So entschuldigen Sie doch aber“ — wandte der Beamte bescheiden ein, indem er ihm abermals den Weg vertrat — „ich habe die gemessensten Befehle, Sie zur Madame Pöckmöser zu führen, die noch heute sterben wird.“ —

„Noch heute — sterben?!“ schrie Heinrich auf — und ein finstrer Schmerz lagerte sich auf sein Gesicht — „und sie will mich sprechen — noch einmal?“

„Wie denn anders, des Herrn Senators Wagen erwartet Sie — es soll von der höchsten Wichtigkeit seyn, ist mir eingeschärft worden,“ sagte der Beamte.

„Wohl — ich folge“ — sprach Heinrich — „aber vorerst muß hier Alles von uns durchsucht werden.“ —

„Von uns nicht, werther Herr!“ erwiderte der Andere,“ würde zu gar nichts fruchten, kennen Beide nicht einmal die Schlupfwinkel; — he! Meister! nehmt den Rottmeister und die andern Vier, die drunten passen, und durchsucht Alles nach dem Mädchen — wie sieht sie aus? groß — klein — wie heißt sie? wie war sie gekleidet, wie sie draußen vor dem Fenster hing? — Donnerwetter! unglaublich schön klettern muß sie können! aber was können Die vom Hamburger Berg nicht Alles!“ —

„Halt!“ unterbrach ihn Heinrich entrüstet, „die Sie suchen sollen, ist meine Frau — meine arme, geängstigte Frau — eine Fremde — eine Indianerin, die nichts versteht von unsern Gesetzen und Gebräuchen, und die Ihr rauher Eintritt verscheuchte — in der Angst ihres Herzens hat sie die Flucht ergriffen. Daß man ihr ja mit aller Achtung begegne, wenn man sie findet.“ —

„I das versteht sich — Meister — mit aller Achtung! versteht Ihr, Mann Gottes? Aber wie heißt sie?“ fragte der Beamte weiter.

„Gadsalúnah,“ sagte Heinrich rasch. „Aber nun keine Zeit versäumt.“ —

„Ihr habt's gehört — die Frau Gemahlin des Herrn hier — und den Namen werdet Ihr Euch auch gemerkt haben — allons, Meister! macht Eure Sachen gescheut! und nun wenn's gefällig wäre“ — setzte der Beamte höflich hinzu.

„Ich diesen Ort verlassen, ohne Sie?“ rief Heinrich schmerzlich aus.

„Sie finden sie, meine Leute, seyn Sie außer Sorgen; aber die Frau Senatorin finden wir vielleicht nicht mehr — bedenken Sie, mein Herr! von der höchsten Wichtigkeit — und der letzte Athemzug kehrt sich daran nicht.“ —

„So muß ich denn abermals in der gräßlichsten Besorgniß um ihr Schicksal seyn!“ rief Heinrich aus, und schalt innerlich die fast an's Zauberhafte gränzende Schnelligkeit der Bayadere, die ihr bei ihrem Verschwinden behilflich war.

Auf die wiederholte Mahnung des Beamten stieg er jedoch in den Wagen, an welchem zwei Laternen brannten, und nun ging es über Stock und Stein rings um die Stadt, in finsterer Nacht, zum Landhause des Senators an der Alster gelegen. — Es war ein Sterbehaus, in das er trat. Leise gingen die Bewohner umher, mit verweinten Gesichtern. Eine Reihe von matterhellten Zimmern war geöffnet, in deren letztem die kranke, sterbende Frau lag, die schon abgestreift hatte jeden Schein von Lüge, den das Leben und die Verhältnisse um sie gewoben, und mit ausgestreckter Hand, und einem Blicke, worin ihre ganze Mutterliebe sich spiegelte, ihren Sohn empfing, den die zitternde Blanche an ihr Bett führte.

12.

„Kinder, faltet die Hände — es
folgt ein Todtenbett!“ —

Lienhard und Gertrud.

Als Robinson, um Gadsalünah suchen zu lassen, sich — wie meinen Lesern erinnerlich seyn wird — zum Sandvoigt begab, traf ihn die Botschaft Pöckmösers, die Heinrich abzuholen gesandt war, und auch ihm die Nachricht von dem nahen Verscheiden der Kranken brachte. Er durfte dies Ereigniß vor Blanche nicht verbergen, und sie drang in ihn — nachdem er vergeblich Sorgfalt empfohlen hatte — sie nach dem Landhause zu begleiten.

Mit schonender Vorsicht wurde die Kranke von dem Daseyn Blanches unterrichtet. Was sie

aber schon von dem Chevalier wußte, machte diese Vorsicht zum Theile unnöthig. Wie denn überhaupt in den letzten Augenblicken hienieden der Schmerz, der Schrecken, die Ueberraschung und die Freude, und alle jene Gefühle, die uns das Erdenleben erheitern und umdunkeln, verschwinden, und dem einzigen der Ruhe Platz machen müssen. Wie schwer auch der Kampf seyn mochte, der letzte Moment gebiert Ruhe, und in ihr athmen wir aus.

Mit dem sanften Lächeln einer Verklärten hatte die Sterbende Blanche empfangen: „Ich sehe Dich hier wieder," sprach sie, „ich wußte wohl, daß ich Dich dort noch nicht finden würde. Du warst bei dem Chevalier?"

Blanche bejahete.

„Er sagte Dir bereits?" —

„Alles — meine Mutter!" sprach Blanche heftig bewegt.

„Heinrich ist Dein Bruder!" hauchte die Mutter — gleichsam um ihr die Aussage des Chevaliers feierlich zu bekräftigen.

Wie nun Heinrich, von Blanche geführt,

zu dem Sterbebette hintrat, belebten sich wunderbar die Augen seiner Mutter, Lippen und Wangen rötheten sich auf's Neue, und es schien, als wollte sie wieder zum Leben erstarken. Und wahrlich, es war wie junges, frisches Leben, was durch ihre erschlafften Nerven, durch ihre ruhigen Adern strömte, das Herz bewegte sich, die Brust hob sich, es war ein Windeshauch, der im fast erstorbenen Aschenhaufen die Flamme erweckt, es war ein Leben — aber ein rasch sich verzehrendes — ein Leben von wenigen Minuten — aber voller Seligkeit! — Jedes beengende Gefühl, das die Arme so lange Jahre hindurch um den Ausbruch der Mutterfreude gebracht hatte, war verschwunden, sie — welche den Sohn nur immer aus der Ferne mit Entzücken betrachten durfte, schloß ihn jetzt an die Brust — die Schaam, von Rücksichten erzeugt, verschwand nunmehr — das ewige Recht der Natur machte sich geltend — und laut, so laut es die ersterbende Stimme zu sagen vermochte, bekannte sie: „Dies ist mein Sohn — den ich in Liebe empfangen, und in Qualen gebar; den die Welt

verstieß, und den ich mit großen Aufopferungen, wie einen fremden, erzog — der aber stets das Kind meiner Liebe war. Wer wollte ihm einen Vorwurf daraus machen?“ — Aber gleich wandte sie sich zu der leise weinenden Wilhelmine, umfaßte mit dem schwachen Arme deren Hals, und beugte das Köpfchen zu ihrer Wange, indem sie es liebevoll streichelte: „Auch Du bist mein süßes Töchterchen, und hast unter meinem Herzen geruht!“

Hierauf schloß sie die Augen, um auszuruhen von diesen gewaltsamen Bewegungen.

Da nahete sich ein Bedienter auf den Fußspitzen, und meldete Heinrich, daß ein Frauenzimmer draußen sey, das ihn zu sprechen wünsche, sie habe durchaus hereinwollen, aber ihr verstörtes Aussehen und ihre unordentliche Kleidung, so wie das fremdartige ihrer Erscheinung, habe es nicht räthlich erscheinen lassen.

Voll Ungeduld war Heinrich hinausgeeilt, und Gadsalúnah stürzte sich lautschluchzend an seine Brust.

Es währte eine geraume Zeit, bis ihre Worte

zusammenhängend wurden, nun vernahm Heinrich, daß sie sich unter einer kleinen Brücke versteckt gehalten hätte, bis sie seinen Wagen dahinrollen sah. Von Angst durchdrungen, daß die bösen Menschen ihn in einen andern, ihr unzugänglichen Kerker entführten, war sie dem Wagen nachgeeilt, und obgleich ihn einzuholen ihr unmöglich gewesen war, so hatten ihr doch die Laternen als Wegweiser gedient, und so konnte sie ihn bis zu dem Landhause mit den Augen verfolgen. Ihr Anzug war freilich, durch das Klettern auf die Linde, das Verstecken unter die Brücke, und durch den stundenlangen Lauf über ein unwegsames Feld in finstrer Nacht, verschoben und zerrissen, aber Alles, was sonst Rücksichten erregt haben würde, verschwand nunmehr, und Heinrich führte sie an das Sterbebette seiner Mutter, deren schon halbgebrochenes Auge auf den Zügen ihrer Schwiegertochter ruhete. Hierauf knieeten Heinrich und Gadsalünah, Blanche und Wilhelmine zu beiden Seiten nieder, und die kalten Hände der Sterbenden streckten sich segnend nach ihnen aus.

Nur leises Schluchzen war vernehmbar, sonst herrschte überall ein tiefes, feierliches Schweigen.

„Sie hat vollendet!“ sagte endlich Blanche, und Alle blickten auf, und sahen eine ruhig Schlafende vor sich, deren halboffene Lippen im Segen erstarrt waren.

Heinrich hatte keine Thräne für seine Mutter, die er ja nur einen Moment sein genannt hatte, und er mußte sich sein ganzes früheres Leben vor die Augen ziehen, um zu wissen und zu fühlen, wie sie ihm Mutter gewesen. Dann erst lös'ten sich seine Thränen, und er umarmte Gadsalúnah, indem er sagte: „Sie ist mir stets eine Mutter voll Liebe gewesen!“ —

— Der Senator saß stumm und finster in dem anstoßenden Kabinete. Er fühlte sich fremd in dem Kreise der Trauernden, schwere Sorgen fuhren ihm durch den Kopf, und erst, als Wilhelmine mit lautem Schmerze zu ihm kam, erfuhr er, was sich ereignet hatte, und daß er Wittwer geworden war.

Gadsalúnah und Heinrich blieben, Hand

in Hand, neben der Leiche sitzen, und Blanche war zu ihrem Bruder gegangen, der noch immer schwach in seinem Bette lag, und von diesen Vorgängen keine Kunde vernommen hatte.

„Was gedenkst Du jetzt anzufangen?“ fragte er, nachdem er Alles wußte.

„Nach Frankreich — in das Vaterhaus“ — erwiderte das bleiche, unglückliche Mädchen; und einige karge Thränen perlten ihr mitleidig über die Wangen, um den innern, herben Schmerz zu erleichtern. Sie dachte daran, mit welcher Lebenshoffnung sie hier erschienen war, und wie sie von diesem Schauplatze ihres kurzen Glanzes nun zurücktrat. War es zu verlangen, daß selbst bis auf diese Rückerinnerung die Entsagung sich ihres Herzens bemächtigt hätte?

Hippolyt sah sie düster an und schwieg.

„Und was willst Du beginnen?“ fragte ihn jetzt Blanche.

„Mich hat die Großmuth der Sterbenden in den Stand gesetzt, eine neue Bahn, die mir wünschenswerth scheint, einzuschlagen,“ sprach er. „Ich

werde meine vollkommene Genesung in einem südlichen Bade vollenden, und dann nach Algier gehen, um dort ein neues Leben zu beginnen, und den Kampf mit dem Glücke von vorn anzufangen. Ich reise Morgen ab.“ —

„Schon Morgen?“ seufzte Blanche. — „Gut“ — setzte sie dann fest hinzu — „ich werde mit Dir reisen.“

Er schwieg. —

Die Geschwister blieben den Rest der Nacht zusammen, ohne miteinander zu sprechen.

Der Untersuchungsprozeß wegen Holzmanns Ermordung hatte nunmehr eine andere Wendung genommen, und war mit größerm Eifer fortgesetzt worden. Die Italienerin, welche die Wachslarve verfertigt hatte, ward verhört, der Matrose Cay eingezogen, und selbst des Chevaliers Aussage berichtigte sich nun in der Art, daß der augenscheinlichste Verdacht auf dem indianischen Jongleur ruhte, der am Tage nach dem Vorfalle mit seinen wilden Thieren, die er zeigte, Hamburg verlassen,

und den Weg nach Lüneburg eingeschlagen hatte. Dort befand er sich jetzt. —

Kurze Zeit vorher, ehe seine gewöhnliche Vorstellung beendigt war, langte der Verhaftsbefehl an. Die Behörde sandte in seine Bude, wo ein zahlreiches Publikum versammelt war. Mit kalter Miene hörte er die Botschaft, daß er nach Hamburg zur peinlichen Untersuchung gebracht werden sollte. Nur um die Erlaubniß bat er, seine heutige Vorstellung zu beendigen, um das Publikum nicht unbefriedigt entlassen zu dürfen. Er fügte hinzu, daß seine Unschuld klar, wie der Tag, sey, und er mit der größten Ruhe dem Befehle Folge leisten werde.

Es wurde ihm gestattet, und er trat auf's Neue vor das Publikum, während die Häscher in Stille die Thür besetzten, und die Beamten ihren Fang nicht aus den Augen ließen.

Der Indianer schickte sich jetzt an, in den Käfig seiner zahmen Löwin zu steigen, worin sie mit dem jungen Wurfe lag, den sie säugte, während sie selbst ihren blutigen Fraß verzehrte. Ihr Ge-

bieter entriß diesen ihren Klauen, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, und schlug mit seiner Gerte von Fischbein ihr auf die mächtig schnaubenden Nüstern. Das Thier riß den Rachen pruhstend auf, blickte falschblinzelnd nach ihm hin, und streckte sich gemächlich, weil es den alten Spaß verstand. Da trat jedoch der Indianer zu der Löwenwiege, dem zerwühlten Strohlager, wo die fürstlichen Thiere dalagen an den Brüsten der Königin des Waldes, und raubte ihr zwei davon. Das edle Raubthier wurde aufmerksamer, doch vertraute es der Hand, die ihm so lange schon das tägliche Futter gereicht hatte, und ihm die Schmerzen linderte, die es zuweilen plagten. Indeß verließ der starre Blick nicht einen Augenblick den Indianer, der, sinnend, die beiden kleinen Löwen auf seinem Arme betrachtete. Den Zuschauern wandelte Angst an, die Scene hatte etwas ungewöhnlich Peinigendes. Es schien ein unvorbereitetes Schauspiel ihrer zu warten.

Jetzt warf der Indianer einen furchtbaren Blick zum Himmel, und schleuderte dann die Lö-

wen mit aller Macht gegen die Eisengitter, daß der Käfigt erbebte, und sie zuckend am Boden lagen. Aengstlich sah die Mutter nach ihrem Letzten, das sie noch lebend hatte, stellte sich davor und stieß einen fürchterlichen Ton heraus, aber im nächsten Momente lag Kirtom-Balayas zerrissener Leichnam neben den noch zuckenden Körpern des jungen Löwenpaares. — —

Schwindet ihr dunkeln
Wölbungen droben,
Freundlicher schaue,
Lächelnd der blaue
Aether herein! —

Im Hause der Trauer blühete stilles Glück neben stillem Schmerze. So wie aus der Asche der Verwesenden die bunte Blumenheerde entsprießt, und Wehmuth in Herzen träufelt.

Heinrich hatte Papiere erhalten, die ihm über seine wahren Eltern keinen Zweifel ließen. Auch das Testament seiner Mutter wurde geöffnet, wonach er, nach Abzug einiger Legate, zum Universalerben eingesetzt war.

Gadsalúnah hatte das Haus eines befreundeten Geistlichen aufgenommen, wo die treue, selt-

sam Geprüfte mit den Lehren des Christenthums bekannt gemacht wurde, um sich zur Taufe vorzubereiten.

Des Chevaliers Abreise verzögerte sich, weil der Arzt seinen Zustand für zu schwach erklärte, um eine weite Reise unternehmen zu können. Er lebte gänzlich zurückgezogen von allen Mitbewohnern des Hauses, gepflegt von seiner Schwester, die in stiller Duldung sich langsam verzehrte. Der Senator führte ein einsames Leben, vermieden von Allen, die ich so eben genannt habe, war er allein auf sein Kind Wilhelmine beschränkt, das ihm mit Zärtlichkeit und Liebe anhing. Er wünschte den Augenblick herannahen zu sehen, wo jene Personen sein Haus geräumt haben würden, denn obgleich er sie nicht sah, so drückte ihn ihre Anwesenheit.

Endlich nahete der Tag. In stiller Morgenfrühe eines schönen Herbsttages wurde in der großen Sakristei der Hauptpfarrkirche die Taufe an Gadsalúnah vollzogen.

Nach beendigter Feierlichkeit, als die junge Christin von dem Geistlichen und Heinrich beglei-

tet, in dem Landhause an der Alster erschien, trat Blanche, im Reisemantel und Schleier, bleich und schwach, zu ihnen hin.

„Ich gehe nach Frankreich — uns wird das Schicksal nie wieder zusammenführen. Es ist das Letztemal, daß ich Euch sehe, um die Ueberzeugung Eures Glückes mit mir zu nehmen.“

Dies sagend, ergriff sie Beider Hand, und indem ihr Blick auf ihnen ruhte, schien sie sich zu sammeln, um das Nachfolgende zu sprechen:

„Es ist ein seltsames Ding um die Schicksale der Menschen — die kleine indianische Tänzerin steht nach vielen gefahrbringenden Ereignissen am gehofften Ziele ihrer Wünsche, indeß die muntere Französin, die einst Alles von der Welt erwartete, nun lebendigtodt aus ihr entflieht, und sich in den Schooß der tiefsten Einsamkeit begräbt! — Und was ist's weiter? Was ist das Schicksal eines armen Mädchens? Kümmert sich die Welt darum? die Welt! — so groß — so weit — so erhaben! — aber jene Welt, deren Sonne Sie einst war? Wird sie nun verdunkelt seyn? — Nein .....

Sie sieht die Sonne fallen — lächelt ihr einen Augenblick mitleidig nach — und dreht sich dann um eine neue Sonne! — Oh — mein Kind! glücklich, wer eines edlen Mannes Herz erfüllt — Sey ihm ganz — was ich ihm nicht seyn durfte!“ —

Hervorstürzende Thränen hemmten ihre Rede, sie warf den Schleier über das Gesicht — und stürzte hinaus.

Der Chevalier harrte ihrer im dichtgeschlossenen Wagen, der mit beiden Geschwistern davonrollte. —

Der Senator hatte eine kleine Reise unternommen, um dem peinlichen Abschiede zu entgehen.

Die Ladung, welche das Schiff, die „Frau Margaretha,“ bereits eingenommen hatte, war längst in andere, dem Rheder gehörige, Fahrzeuge umgeladen, denn Jenes war Heinrich als Eigenthum abgetreten, und für seine Rechnung befrachtet worden.

Robinson, der treue Freund, sollte darauf seinen nunmehrigen Patron und dessen Gattin nach Amerika führen, dem jugendlichen Vaterlande der

Freiheit und des Lichtes. Unter den Passagieren, welche die Ueberfahrt mitmachten, befand sich ein Geistlicher, der die feierliche Trauung, nach den Satzungen der Kirche, an Heinrich und Gadsalúnah, nunmehr Katharina getauft, auf offenem Meere vollziehen wollte.

Sie begaben sich nach dem Pinnasberge, wo im Angesichte der Hafen beider Städte sich ihr stolzes Schiff im Wasser spiegelte.

Vor der Thür der „Hoffnung der Seefahrer" hatten sich viele Menschen eingefunden, niedern Standes zwar, doch treuen Herzens, um den Abreisenden „Lebewohl" zu sagen. Die Leute aus Pöckmösers Hause waren daheimgeblieben, aus Furcht, ihrem Prinzipale zu mißfallen.

Ein tiefbewegter Mann befand sich aber noch unter den Menschen am Ufer, der von Heinrich einen kurzen, herzzerschneidenden Abschied nahm. Es war der acht und achtzigjährige Wittrin, dessen Gesicht und Haltung, die noch vor Kurzem den Jahren zu trotzen geschienen hatten, nunmehr fahl und gekrümmt, eine baldige Leiche verkündeten.

Mit dem hohlen Auge suchte er ihn noch zurückzuhalten, nachdem die kalte Hand ihn losgelassen, und die Worte rief er ihm nach: „Segle glücklich hinweg über den Abgrund, der meine That birgt! Mein Glück war ein kurzer Traum — ich kehre zurück in die Haide, um mir mein Grab selbst zu graben, wo mich Scott hineinlegen soll — unbeweint und ganz vergessen!“

In demselben Augenblicke nahm ihn ein Nachen auf, der ihn durch den Köhlbrand nach Haarburg übersetzte.

Der ausgeflaggte Kauffahrer steuerte majestätisch die Elbe hinab; von dem dänischen Wachtschiffe begrüßte ihn das Krachen des Festschießens, und während Heinrich, in sich gekehrt, in die Wellen blickte, leuchteten Katharinas milde Augen der Gegend zu, wo die lichten Wolken dem Ozean entstiegen.

Nach mehrstündiger Fahrt, auf der Höhe von Curhaven, wo sich die Nordsee vor ihren Blicken dehnte, zogen die Schiffer, nach üblichem Herkommen, die Boote auf das Schiff, um anzudeuten,

daß nun jede Verbindung mit dem Lande abgeschnitten sey, und sie das Flußbette in seiner weitesten Ausdehnung verlassen haben. Neulinge sieht man dabei erbleichen, weil sie diese Entfernung vom Lande mit Trostlosigkeit erfüllt, geübte Seeleute aber fühlen ihre Brust erhoben von einem mächtigen, nicht zu beschreibenden, Gefühl.

Der Kapitain ließ die Anker werfen. Es war ein herrlicher Morgen. Das mächtige Element ließ sich zu freundlichen Scherzen herab, wie der kleinste Gebirgssee. Eine Unzahl von krausen Wellen, vergoldet von dem Sonnenstrahl, der das Wasser bis auf den Grund erhellte, umspielte traulich die „Frau Margaretha," wie zum Willkommen, und nur in der Ferne hoben sich Wasserhügel von beträchtlicherer Höhe, mit beschäumten Häuptern, welches man das „Hochgehen der See" nennt.

Auf dem Decke, vor dem Kompasse, war ein zierlicher Tisch, mit weißem Tuche behängt, festgestellt worden, vor welchem die Trauung vollzogen werden sollte. Der Geistliche, im Ornate der evan-

galischen Kirche, erschien, und nach einer kurzen Anrede wurden die Ringe gewechselt.

Alle Flaggen und Wimpel flatterten in der Luft, und unter Hurrah und Glückwünschungen der Passagiere und des Schiffsvolks wurden die Anker wieder gelichtet. Nie wurde eine Reise unter glücklichern und freudigern Vorbedeutungen angetreten. Am Abende, beim Mondscheine, standen die beiden glücklichen Gatten am Steuer, und blickten in die Wellen. Es war noch kein Jahr verstrichen, als sie sich dem Hafen näherten, den sie jetzt verließen. Zuversichtlich hatten sie das feste Land Europas betreten, und welchen Gefahren gingen sie damals entgegen? Zuversichtlich steuern sie jetzt auf dem Meere der fremden Erde zu — und welches Loos wird dort ihrer warten? — Wie viel zerstörtes Glück, wie viel verwüstete Hoffnungssaaten, wie viel gebrochene Lebenskraft ließen sie zurück — sie allein hatten sich aus dem Schiffsbruche gerettet! — diese Gedanken beschäftigten die Glücklichen.

„Was blinkt an Deiner Brust?“ fragte Heinrich.

„Es ist“ — antwortete stockend Katharina.

„Das Amulet“ — sprach er. „O wirf es von Dir — verbanne jeden Aberglauben. Ob Feuer oder Erde unsern Leichnam aufnimmt — ob das treue Weib nach Jahren erst ihrem Gatten folgt — dort oben werden wir vereint werden! Nicht wahr, Katharina?“ —

Und sie nahm das heidnische Kleinod an der Kette vom Halse und lispelte: „Ich bin ja jetzt Christin und Deine Gattin — will ich denn mehr auf dieser Erde?“ und damit warf sie es in die Wellen.

Ein leiser Schauder durchbebte sie zwar in Heinrichs Armen — aber das Meer nahm den Zauber ruhig auf — und das Schiff schaukelte sich majestätisch in der Stille der Nacht darüber hinweg. — — —

Und somit beendige ich diese Erzählung aus unsern Tagen, die sich wunderbar genug, nach mannigfachen Abschweifungen auf demselben Schiffe endigt, wo sie begann. Dieselben Menschen finden wir sogar darauf wieder, und alle Andern, die im

Verlaufe der Begebenheiten vor uns erschienen, sind eben so schnell wieder verschwunden. Selbst die beiden Hauptpersonen, die beim Beginne wir schon auf das Innigste und Festeste verbunden sahen, sind es jetzt eben so — und doch hat sich so mächtige Veränderung mit ihnen zugetragen, und ihr Glück, für das ich meine Leser zu interessiren gedachte, und das uns mit Bangen und Besorgniß erfüllte, da wir sie ankommen sahen, scheint uns jetzt gegründet bei ihrer Abfahrt.

Und diese Gewißheit kann ich ertheilen. Heinrich, der nach seinem Vater: Henri, den Namen „Heinrichsohn," wie es in nordischen Landen üblich ist, annahm, hat ein Handelshaus in New-York errichtet, welches blüht und gedeiht, und seine Gattin und seine Kinder versprechen ihm ein glückliches Alter.

Der wackere Robinson schwankt noch stets mit seinem Schiffe zwischen beiden Welten, und obgleich er schon längst seine Meta heimführte, so kann er doch nnr kurze Zeit sich den häuslichen Freuden auf dem Pinnasberge hingeben.

Werfen wir nun noch zum Abſchiede einen flüchtigen Blick auf unſere Bekanntſchaften von einigen Stunden, ſo finden wir unter den Glücklichen: Wilhelmine als Gattin des Colonialmaklers Trietſch, den alten, trüben Tagen ihres Vaters einigen Sonnenſchein ſpendend; ein einſames Grab auf der Haide, deſſen Bewohner Niemand mehr nennt, denn auch Scott iſt todt; und fern am Geſtade der mittelländiſchen See, unter den Mandelbäumen ihres Vaters, den Blumenhügel über der Aſche einer Unglücklichen, die von ihren Landsleuten, nach ihrer Zurückkunft, nur mit wehmüthigem Spotte: „La dame Blanche“ genannt wurde.

Welch ein Loos dem Chevalier an Afrikas Küſte fiel, hat der Erzähler, trotz ſeiner genaueſten Erkundigungen, nicht erfahren können.

Memoiren

eines

Banquiers.

Herausgegeben

von

August Lewald.

Motto:

„

	ZEIT.	PAPIER.	GELD.
Berlin . . .	k. S.	103 7/8	
ditto . . .	2 M.		
Hamburg .	k. S.	147	
ditto . . .	2 M.	148 1/2	

H. f. W.
H. f. W. "

(Alles Cours-Blatt).

Erſter Theil.

Stuttgart:

J. Scheible's Buchhandlung.

1836.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenfi.

Yx 3061-1.2

Seinen bewährten Freunden,

den Herren

Arias de la Torre Mazaredos & Comp.

zu Cadiz

und

den Herren

Sylvio & Pietro Radicanacchi Fratelli

zu Smyrna

aus freundschaftlicher Hochachtung gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorwort des Herausgebers.

Der Mensch denkt, Gott lenkt!

Der Verfasser dieser Memoiren, ein Mann noch in den besten Jahren, der sich erst vor Kurzem dazu entschlossen hatte, sie dem Publikum zu übergeben, ist in dem Spätjahre 1835 gestorben. Genau betrachtet, hat ihn sein Verleger um's Leben gebracht. Der Fall, daß Verleger ihre Autoren umbringen, ist so selten nicht, wenn es gleichwohl noch nicht häufig geschehen seyn mag, daß ein Verleger anders, als durch einen Recensenten hingerichtet wurde. Herr S., der den Verlag der Memoiren übernommen, sprach nehmlich in einem Briefe an unsern Banquier sehr lobend

von ihrem frischen, interessanten Inhalte, und ließ ein Wort von dem Nimbus des „Verstorbenen" fallen, aber dies Wort war es, was den guten Banquier vor der Zeit wirklich zum Verstorbenen machte. Er wollte eine große Reise unternehmen, um in 16 weitläuftig gedruckten Bänden den Zustand der Börsen der alten und neuen Welt zu dechiffriren. Dies Werk sollte, einem großen Vorbilde nach, „Semil'oro's allerletzter Börsengang" titulirt werden, wobei alle Börsen mitgenommen und nur die Buchhändlerbörse leer ausgehen sollte. Da er längst bekannte Geschichten gern vermeiden wollte, so unterließ er es, durch Deutschland zu reisen, und ließ die Börsen von Lüneburg, Hannover, Bamberg, Würzburg, Aschaffenburg u. s. w. in Ruhe, womit er doch mindestens einige ganz artige Bände hätte füllen können, besonders wenn er Abstecher in das Gebiet der Münz-, Maaß- und Gewichtkunde unternommen, und als ein zweiter Nelkenbrecher keine Blume, die sich auf seinem Wege zeigte, un-

gebrochen gelassen hätte. Er verstand aber seinen Vortheil nicht, wie ich denn überhaupt der Wahrheit gemäß hier sagen muß, daß er die Reise nicht nur aus eigenen Mitteln bestritt, sondern auch jedes Honorar für seine Manuscripte ein für allemal ablehnte. Ein großes, aber für lebende Autoren unnachahmliches Beispiel. Ehre dafür unserem großen Verstorbenen!

Sein Schicksal führte ihn auf ein Schiff, welches ihn im Oktober von Hamburg nach Havre bringen sollte, aber die wüthenden Stürme, die so viel Unglück um jene Zeit anrichteten, schleuderten es an die belgische Küste, und er theilte das Loos des Kapitäns und zweier anderer Passagiere, die bei dieser Gelegenheit umkamen. Die Andern sind gerettet worden.

Der Verleger war durch rechtmäßigen Vertrag in den Besitz eines Theils der Papiere gekommen und durfte sie publiciren; wie dieses aber nun zu bewerkstelligen sey, das war die Frage. Der unglückliche Banquier hatte

sein Material, so weit er es zum Druck bestimmt, dem Verleger zur Durchsicht eingesandt und sich vorbehalten, es nach und nach zu redigiren, und zu vervollständigen. Die Reise nach Frankreich, die für ihn so unheilvoll geworden, hatte nun sein Vorhaben vereitelt. Ein Herausgeber mußte jetzt gesucht werden, und meine Verbindung mit der Verlagshandlung lenkte deren Wahl auf mich.

Ich fand das Manuscript im Anfange so ausgearbeitet, daß es den Setzern gleich überliefert werden konnte, und wenn ich mir hie und da erlaubt habe, etwas von dem Meinigen hinzuzuthun, so geschah es nur in Bezug auf die äußere Glätte, die der Verfasser aus Ungeübtheit seinen Schilderungen nicht zu geben verstand. Auf solche Weise haben vielleicht diese Memoiren etwas von meiner Schreibart bekommen, Styl wag' ich hier nicht auszusprechen. Mit dem Schlusse, der den größten Theil des zweiten Bändchens ausmacht, war es jedoch anders der Fall. Hier würde ich mit meinen leichten Verände-

rungen nicht ausgelangt haben. Es waren größere Tableaux, denen die verbindenden Mittelstücke fehlten; überall traten mir Lücken entgegen, und da dem Publikum kein Roman übergeben werden sollte, so durfte hier auch kein Zusammenhang erfunden werden. Jeder Leser wird daher gebeten, hier aus eigenen Mitteln zu ergänzen. Schwer ist es nicht, denn die Begebenheiten sind nicht so ungewöhnlich, und die Wege des Verfassers so menschlich und hell, daß man den Faden nicht verlieren wird, wenn er auch nicht sichtlich vorhanden.

Das Fragmentarische, das hiedurch dem Buche anklebt, macht es in meinen Augen nur interessanter; unterhaltender ist es gewiß, als wenn jeder kleine Umstand mitgetheilt würde, und gern hätte ich selbst im ersten Bande manches weggewünscht, das mir zu geringfügig oder überflüssig schien; allein meine Achtung vor dem todten Verfasser verbot mir, an seinem Eigenthum eine räuberische Hand zu legen.

Ich kannte übrigens den Mann, von dem hier die Rede ist. In Altona war es, wo ich in dem Jahre 1828 seine flüchtige Bekanntschaft machte. Wie seltsam das Schicksal mit uns spielt! Hätte ich damals wohl denken können, daß ich einst dazu berufen seyn würde, hier in Stuttgart seine Memoiren zu ediren?

Ich war an einem heißen Julimorgen, den ein kurzer Strichregen nicht zu dämpfen vermochte, mit Herrn Lebrün, dem Director des Hamburger Stadttheaters, nach Altona gegangen, um die dortige Kunstausstellung in Augenschein zu nehmen. Herr Gumpel, ein eben so großer Kunstfreund, als gastfreundlicher Mann, traf uns dort und lud uns zum Essen ein, und da war es, als wir uns nach seiner prächtig gelegenen Villa an der Elbe begaben, daß wir unserm Mann am Ende der Paille-maille begegneten. Herr Lebrün kannte ihn längst, redete ihn an, und stellte mich ihm vor. Jetzt da mir das Leben des Mannes klar vor Augen liegt, ist es mir natür-

lich ein Leichtes, mir den Zuſammenhang aus ſeinen Zügen herzuſtellen, deren Seltſamkeit mich damals frappirte und ſo lange beſchäftigte, daß ich während der heitern Mahlzeit bei Herrn Gumpel, mehr an den Fremden, der zu Rainville gegangen war, als an die guten Biſſen und Weine dachte, die vor mir ſtanden und dieſer Zerſtreutheit wegen in der That nicht die unterhaltendſte Figur in dem kleinen Kreiſe ſpielen mochte.

Er war ein mäßig großer Mann, mit bedeutendem Bauche und Doppelkinn, ſein Geſicht ſchwärzlich gelb, von Blatternarben durchfurcht, eine hohe Stirne mit krauſen Haaren, die ſtark in's Graue ſpielten, wie von leichten Wollflocken umſäumt, die Naſe lang und dick, an der Spitze röthlich gefärbt, der Mund weit, das Kinn vortretend, von einem dichten, ſchwarzen Barte umgeben, was mir um ſo auffallender war, da hier die Mode der jeune France offenbar anticipirt wurde.

Wenn nun die geneigten Leſer nach dieſer Beſchreibung leicht einſehen werden, daß es

nicht die Schönheit des Mannes seyn konnte, die mich für ihn eingenommen, so bin ich wohl schuldig zu sagen, was es war, das mich unabläßig während des Mittagessens beschäftigte. Mit dem „je ne sais quoi“ allein würden sich die Leser schwerlich begnügen, obgleich ich dies zunächst anführen müßte, dann aber auch die bedeutungsvolle Miene, womit der Fremde mich maß, und ein halb spöttisches, halb gutmüthiges Lächeln, das um seine unförmlichen Mundwinkel spielte, als er unserm freundlichen Wirthe, der uns begleitete, die Worte zurief: „Wissen Sie schon, wie heute Metalliques in Hamburg notirt wurden?“ In jenem Ausdrucke lag mehr, als zur Begleitung dieser unter Banquiers so gewöhnlichen Begrüßungsformel erforderlich war. Wie man oft beim ersten Begegnen eines holden Engels es tief im Herzen vernimmt: „Diese oder Keine!“ so schien es mir hier zu Muthe zu werden. Es lag etwas Uebernatürliches in dem Momente. Man lache mich nicht darüber aus; jetzt da ich gleichsam des armen

Banquiers Erbe und Teſtamentsvollſtrecker zugleich geworden bin, wird es mir erſt recht klar, was ich damals nur dunkel fühlte. Und ob auch er vielleicht eine Ahnung von dem hatte, was ich ihm einſt werden ſollte? Und ob ſeine Züge etwa deßhalb unwillkührlich dieſe Bedeutung für mich erhielten? Dies iſt ein Kapitel, wo unſere Erfahrungen, und wären ſie die reichſten, nicht auslangen können. Wer erinnerte ſich nicht hiebei der erſten Begegnung der unglücklichen Maria Antoinette und Samſons, des executeur des hautes oeuvres, wie der Schreckensmann genannt ſeyn will? Auf einem Spaziergange im Park von Trianon erblickte ſie einen fremden Mann, der ihr ein Entſetzen ähnliches Staunen erregt. Man erkundigte ſich nach dem Fremden, und es war derſelbe, der ſpäter eine ſo fürchterliche Bedeutung für die Königin erhielt, deren ſchöner Hals ſich unter ſeinen Fäuſten bog. Wer konnte damals der Königin von Frankreich und Navarra ein ſolches Prognoſtikon ſtellen, aber woher kam

wohl die ängstliche Regung in ihrem Innern in jenem Momente? —

Ich kann, indem ich diese Stelle überfliege, nicht ohne bitteres Lachen hinzuzufügen unterlassen: daß mir jedoch außer dieser ziemlich magern, geistigen Erbschaft nichts von den irdischen Gütern des Banquiers zu Theil geworden ist. —

Was ich oben erzählt, wird freilich den Herren, in deren Gesellschaft ich mich damals in Altona befand, wenn sie nehmlich ein gutes Gedächtniß haben, die Persönlichkeit enthüllen, die so emsig bemüht war, sich vor den Lesern zu verbergen. Allein ich finde diesen Vorsatz des Dahingeschiedenen eben so unstatthaft, als unüberlegt. Verräth er nicht schon selbst durch die Mittheilung seiner Denkwürdigkeiten größtentheils sein Geheimniß? Werden nicht alle jene Personen, welche darin — wenn gleich ungenannt — figuriren, sich alsbald wiedererkennen, und wer kann uns dafür stehen, daß sie nach Maaßgabe ihrer Betheiligung nicht auch Andre in's Vertrauen

ziehen, und vielleicht selbst manches darüber veröffentlichen? Ferner haben die Zueignungen an zwei berühmte Handelshäuser, die ich hier in der Uebersetzung beifüge, und die den Verfasser nicht ganz von dem Vorwurfe der Eitelkeit rein erscheinen lassen, ebenfalls einen Fingerzeig gegeben, sein Incognito aufzuhellen. Ob der Verfasser die etwas schnöde Antwort jener Häuser auch dem Buche vorgesetzt haben würde, überlasse ich dem Ermessen des billig denkenden Lesers; mir schien es erlaubt, nach dem Tode des Mannes diesen Gebrauch davon zu machen, da sie dem Manuscripte beilagen.

Da man auf solche Weise das Geheimniß mit Recht: Secredo a voces nennen kann, habe ich mich wahrlich nicht der Indiscretion anzuklagen, wenn ich des Verfassers hier in einer Art erwähnte, die wenigstens für einige Leser in Hamburg die einstmalige Existenz des Mannes außer allen Zweifel setzt und dem gesammten Lesepublicum als Bürgschaft gelten kann, daß ihm hier keine Erfindungen einer müßigen Laune übergeben werden. Mir

würden die folgenden Blätter, als solche, nicht der geringsten Beachtung werth seyn, und sicher auch jenem Leserkreise, den sie sich vielleicht gewinnen werden, nicht das kleinste Interesse einflößen können.

Was ich zu bevorworten für nöthig hielt, ist nun gesagt, mein Antheil an dieser Herausgabe dargethan, ich ziehe mich daher in den Hintergrund zurück, um meinen Autor, ohne weitere Dazwischenkunft, ruhig bis zu Ende fortsprechen zu lassen. Dann hoffe ich wieder mit einem Schlußworte zu erscheinen, als des günstigen Lesers

Stuttgart, den 1. Juni 1836.

gehorsamster

Herausgeber.

I.

(Aus dem Spaniſchen).

Herren Arias de la Torre Mazaredos et Co. zu Cadiz.

..... 5. Mai 183 . .

Ich benütze die erſte Gelegenheit der wiedereröffneten Schiffahrt, Ihnen mit Dieſem die Nachricht zu überſenden, daß ich nunmehr geſonnen bin, mich gänzlich von den Geſchäften zurückzuziehen, und daß demnach das unter der Firma von *** bisher in ** beſtandene Banquier-Haus ſeit dem erſten Januar d. J. ſeine vollkommene Endſchaft erreicht hat. Ich kann nicht unterlaſſen, Ihnen bei dieſer

Gelegenheit meinen höflichen Dank für die mir, während unserer langen Verbindung bewiesene Freundschaft, so wie für den mir eingeräumten Kredit, hiemit abzustatten. Freundschaft und Kredit heben und tragen sich in jetziger Zeit wechselsweise; eines gibt dem andern Währung und Maaß; und wo man sie in dem Grade, wie ich bei Ihnen, genossen hat, da sind sie des besten Dankes wohl werth. Es drängt mich aber, diesem in gegenwärtigem Falle einen stärkern Ausdruck zu geben, als den die leeren Worte ihm zu ertheilen vermögen, und daher bin ich so frei, zu einem in Ihren Augen gewiß seltsam erscheinenden Zeichen meiner Erkenntlichkeit zu greifen. Sie werden vielleicht an Ihrer äußersten Spitze von Europa noch nicht in Erfahrung gebracht haben, daß sich von Frankreich aus die Mode verbreitet hat, Memoiren zu publiciren. Diese Mode hat nun so sehr an Ausdehnung zugenommen, daß man sich nicht mehr damit begnügt, bei seinen eigenen Memoiren stehen zu bleiben, sondern daß man

rechts und links in fremdes Eigenthum hineingreift, und gleichsam Memoiren aller Personen schreibt, mit denen man nur jemals entfernt in Verbindung gestanden, und so viel davon mittheilt, als man nur auf diesem oder jenem Wege theilhaftig werden konnte. Dieses Geschäft ist einträglich und nicht übel an der literarischen Börse accreditirt. Selbst ein Fürst hat darin gearbeitet und setzt, wenn gleich bei einigem Schwanken des Courses, seine Speculationen noch immer im Großen fort. Nur möchte ich freilich hiebei Ihnen, aus alter Handelsfreundschaft, kein del Credere zu übernehmen anrathen.

Diese Vorgänge und ersichtlichen Erfolge haben mich nun bestimmt, auch etwas in solcher Art auf eigene Rechnung zu wagen. Es steht dabei nichts auf dem Spiele. Die kleine Auslage kommt nicht in Betracht und da ich meine Firma nicht preiszugeben gedenke, so ist auch von dieser Seite nichts zu befahren.

Ich habe nunmehr bei mir beschlossen, Euere Edeln als stillschweigenden Associé anzuneh-

men, das heißt, mein Buch Ihrer geachteten Firma zu widmen. Ich werde dafür Sorge tragen, daß es elegant gedruckt werde, und dann nicht unterlassen, es Ihnen auf schnellstem Wege zuzusenden.

Sie werden hoffentlich diese Aufmerksamkeit zu würdigen wissen und meine Gabe, als ein Zeichen wahrer Ergebenheit, zu acceptiren, so geneigt seyn.

In Erwartung einer baldigen Antwort, die mir Ihre Zustimmung hoffentlich bringen wird, habe ich die Ehre, unter nachstehender Beifügung unserer heutigen Börsencourse und einliegenden Preiscourants, mit vollkommenster Werthschätzung zu seyn

* * *

II.

Antwort auf voriges Schreiben.

An * * * in * *

Cadiz . . . . 24. Juni 183 . .

Wir beeilen uns umgehend auf Ihr geehrtes Schreiben vom 5 p. zu antworten. Mit großer Betrübniß haben wir daraus Ihren Entschluß wahrgenommen, Ihr seit so vielen Jahren mit Ruhm geführtes Bankhaus aufzugeben, und uns hiedurch des Vorzugs zu berauben, ihm auch ferner die ergebensten Dienste zu widmen. In Gemäßheit Ihrer Anzeige geben wir uns die Ehre, hier einliegend unsern Conto-Abschluß zu überreichen, aus dem uns ein kleines Guthaben erwächst, das wir unter heutigem

mit 7 Mark 4½ Schilling, a vista ordre eigene

auf Sie abzugeben so frei waren, und um dessen Honorirung wir höflichst ersuchen.

Genehmigen Sie hiemit die wiederholte Versicherung unserer hochachtungsvollsten Ergebenheit

Ihre

Arias de la Torre Mazaredos et Co.

Theurer Freund! Der Beweis Ihres Andenkens erschien mir eben so auffallend, als überraschend. Was soll ich dazu sagen? Sie sind entschlossen, als Schriftsteller aufzutreten, und führen mir das Beispiel eines Fürsten an; ich muß aufrichtig gestehen, daß ich keinen rechten Begriff von dem Allen habe. Gern würde ich es sehen, wenn unsere Firma ganz aus dem Spiele bleiben könnte, weil ich von hier aus nicht zu berechnen im Stande bin, welche Wirkung dies an der Börse hervorbringen dürfte. Ich fürchte jedoch, daß diese meine Bemerkung zu spät in Ihre Hände kommen wird, da stets sechs volle Wochen zur

Correſpondenz zwiſchen Hamburg und Cadiz hin und zurück erfordert werden. Mir bleibt daher für jetzt nichts übrig, als Ihnen bemerkbar zu machen, doch ja nichts unternehmen zu wollen, was unſere Firma präjudiciren könnte, und ſich ferner meines perſönlichen Dankes für dieſen etwas ſeltſamen Beweis Ihrer Freundſchaft verſichert zu halten. Schließlich bitte ich noch mir Ihr Werk, das ich zwar nicht verſtehen, aber deſſen ungeachtet ſehr hoch halten werde, durch Capitän Peter Martens, der dort im Laden auf hier begriffen iſt, gefälligſt zu überſenden. Dies iſt ſicher der kürzeſte, und für uns annehmlichſte Weg.

Einliegend Courſe und Preisliſte.

Mit fortdauernden Geſinnungen wahrer Freundſchaft verbleibe ich in meinem und meines ältern Bruders Don Petro Namen,

Ihr

ſehr ergebener

Alvaro de la Torre.

III.

(Aus dem Italieniſchen).

Herren Silvio und Pietro Radicanacchi, Gebrüder in Smyrna.

..... 5. Mai 183 . .

Ich habe die Ehre, Ihnen die Auflöſung des von meinem ſeligen Herrn Vater gegründeten Bankhauſes an hieſigem Platze mit dieſem gehorſamſt anzuzeigen, und zugleich für den demſelben in oft ſo kritiſchen Zeitläuften fortwährend geſchenkten Credit mit der aufrichtigſten Geſinnung zu danken. Um dieſer Geſinnung einen ſichern Beweis beizufügen, erlaube ich mir, einen Band meiner Memoiren, deren Herausgabe ich ſo eben bewerkſtelige, Ihrer hochgeachteten Firma zu widmen, und erſuche Sie, verehrteſte Herren, dieſe Widmung annehmen zu wollen, und ſolcher-

gestalt einem meiner sehnlichsten Wünsche die schönste Erfüllung zu schenken.

Ich bemerke schließlich noch zu Ihrer gefälligen Richtschnur, daß, neuesten Nachrichten aus unserm Binnenlande zufolge, Smyrnaer Baumwolle bedeutend im Fallen ist, während beste Georgia mehr faveur zu nehmen beginnt, und in der Hoffnung, daß sich die Nachricht von der Abnahme der Pest auf Ihrem werthen Platze, wie solche unser unpartheiischer Correspondent verkündet, bestätigt, erharre ich mit stets gewidmeter Dienstbeflissenheit

* * *

IV.

Antwort auf voriges Schreiben.

Smyrna . . . . . 3. Juli 183 . .

Mit Bedauern haben wir die Auflösung Ihres Ehrenhauses aus Ihrem schätzbaren Schreiben vom 5. Mai entnommen. Wenn gleich die jüngst vergangenen Conjuncturen wenig Gelegenheit gegeben haben, eine belebte Geschäftsverbindung zwischen uns hervorzurufen, und die pecuniären Vortheile in diesem Falle gänzlich in den Hintergrund treten, so sieht man doch ungern eine Firma, wie die Ihrige, aus der Handelswelt scheiden, der sie sowohl durch bedeutende Fonds, wie durch glückliche Speculationen stets zu großer Zierde gereichte.

Eben so überraschte es uns, daß Sie gesonnen sind, Ihren geehrten Börsennamen auf

dem Titel eines literariſchen Unternehmens prangen zu laſſen, und ſo ſehr es uns auch ſchmeicheln mußte, daß Sie uns erkoren haben, dieſe Ehre zu theilen, ſo ſetzt es uns doch einigermaßen in nicht geringe Verlegenheit, da wir nicht ſo eigentlich wiſſen, was den Inhalt Ihrer gewiß ſehr ſchätzbaren Memoiren bilden wird. Unſre Literatur und die Literatur der Franzoſen zeigen uns manches Beiſpiel ſolcher Denkwürdigkeiten, wo die kleinſten, oftmals unſcheinbarſten Details ſo mitgetheilt werden, daß ſie das Intereſſe des Leſers zu feſſeln im Stande ſind. Unſer Geronimo Radicanacchi, der ſich in ſeiner guten Zeit viel mit den ſchönen Wiſſenſchaften beſchäftigte, hat ſelbſt einige jener Werke geleſen, aber eben deswegen wiſſen wir nicht, was wir von Ihnen in dieſer Hinſicht zu erwarten haben dürften. Schreiber dieſes hofft, daß Sie alle Handelsverhältniſſe, in welchen Sie zu unſerm Smyrnaer und Trieſtiner Hauſe ſtanden, unberührt laſſen werden, und namentlich der Geſchichte des Zuckerbrandes, ſo wie

der unvorsichtigen Oeffnung des Baumwollballens, der den Tod zweier Personen verursacht haben soll, nicht erwähnen. Ueberhaupt würden wir die Ehre ganz ablehnen müssen, wenn Sie gesonnen wären, unsere Firma in Ihrem schätzbaren Werke anzuführen. Im Falle Niemand von der uns zugedachten Ehre ein Wort erfährt — aber nur in diesem einzigen Falle — glaubt unser Chef Ihr geschätztes Ansinnen nicht von der Hand weisen zu dürfen, und erwartet dafür, daß in der Folge, wenn die Ereignisse den levantischen Handel wieder begünstigen, und Sie sich hiedurch geneigt fühlen sollten, eigene Geschäfte auf hiesigen Platz wieder zu unternehmen, Sie sich unserer Firma und der Ihnen stets gewidmeten Dienste geneigtest erinnern werden.

In dieser Hoffnung zeichnen sich mit der vollkommensten Hochachtung

Ihre

ergebenen

Sylvio und Pietro Radicanacchi,
Gebrüder.

Erſtes Kapitel.

Was der geneigte Leſer zu erwarten hat. — Buchhändler-Vortheile. — Der Thee beim Nachbar. — Der ſtillſchweigende Compagnon. — Schriftſteller-Manie. —

„Je forme une entreprise qui n'eut jamais d'exemple“ — ſo fängt Rousseau ſeine Confessions an; und ſo kann ich die Meinigen wohl auch anfangen. Wann hätte man wohl jemals gehört, daß ein homme de lettres zugleich ein homme de lettres de change war? Der Stand, zu dem ich mich zähle, iſt nicht einmal zu dem leſenden Publikum zu rechnen, geſchweige zu dem ſchreibenden. Da haben wir's: Zählen! Rechnen! Man ſollte glauben, daß, wenn einmal ein Banquier die Feder anſetzt, ſogleich von Zählen und Rechnen die Rede ſeyn muß. Aber man ſtoße ſich

nicht daran! Es soll so viel wie möglich in diesen Denkwürdigkeiten, wenn ich sie so nennen darf, nur immer figürlich davon gesprochen werden.

Daß ein Banquier seine Memoiren herausgiebt, sollte so eigentlich Niemanden in Verwunderung setzen, in dieser Memoiren-wüthigen Zeit, wo von den Memoiren der Contemporaine bis zu denen eines Schornsteinfegers, die ganze Zeitgeschichte wie ein buntbemalter Atlas vor den Augen aller Welt aufgerollt wurde. Daß ein Banquier heut zu Tage Bedeutung genug hat, um nicht erst weitläuftig nöthig zu haben, sein Beginnen in dieser Hinsicht zu rechtfertigen, liegt klar am Tage, vielmehr könnte es auffallen, daß es bis jetzt noch Niemanden eingefallen ist, der großen Börsen-Aristocratie darin mit gutem Beispiel voranzugehen. Die Frage aber ist, ob mein Beginnen dadurch gerechtfertigt wird. Doch nur Muth! ich will die Bahn brechen! Vielleicht ist dieser erste Schritt im Stande, manchen meiner Standesgenossen aufzufordern, ein Gleiches zu thun. Ich bin nicht so anmaßend, diesen Blättern das Aufsehen zu prophezeihen, was in jüngster Zeit so manche Me-

moiren gemacht haben, doch bin ich auch nicht so blöde und beſcheiden, ihnen alles Intereſſe abzuſprechen. Es ſind die Hauptmomente aus dem Leben eines Menſchen, der in der Zeit lebte, mit ihr verkehrte, und wenn auch nicht in den Lauf der Dinge mächtig einzugreifen beſtimmt war, doch dabei förderte und half, wie es dem thätig wirkenden Einzelnen ſtets zugetheilt iſt, und aus deſſen Erlebniſſen ſich manche Lehre feſtſtellen läßt. Die lebendige Erfahrung hat vieles vor dem todten Buchſtaben voraus; das, was ich hier gebe, iſt eine ſolche; keine mühſam aus Büchern zuſammengeſtoppelte Leſe übergebe ich hier der Welt, ſie ſoll keine Weisheit aus zweiter und dritter Hand erhalten; Alles trägt hier den Stempel der Wahrheit und des ſelbſt Erlebten.

Ein Tagebuch werde ich meinen Leſern jedoch auch nicht übergeben. Das Tagebuch eines Banquiers müßte ſtets etwas Trockenes und Eintöniges haben. Die notirten Courſe, die Chancen der Börſe, das Maklergeſchwätz müßten darin einen zu großen Raum einnehmen; darum nichts von dem Allem. Ich ordne meine Memoiren nach den

Hauptmomenten meines Lebens, und lasse Alles weg, was nicht im Stande ist, ein allgemeineres Interesse zu erzielen.

Obgleich mein Geschäftsleben geschlossen ist, so stehe ich doch noch nicht an dem Rande meiner Tage. Ich verspüre Lust in mir, diesen zwei Bändchen, die ich hier vorläufig dem Publicum übergebe, noch mehrere folgen zu lassen, denn ich bin nicht gesonnen, mein Pulver mit einem Male zu verschießen. Jedoch verspreche ich aber auch feierlichst, nicht aus Speculation auf die Beutel meiner Leser, den Faden bis zur Ungebühr zu strecken, und Fortsetzung auf Fortsetzung anzukündigen. Meine Umstände sind von der Art, daß ich um des Gewinns wegen nicht die Feder ansetzen darf. Es zeugte in der That von schwachen Fähigkeiten, wenn Jemand, der einst an der Börse Credit hatte und mit einem Federstriche Tausende gewinnen konnte, in seinem Alter genöthigt wäre, das mühsame Gewerbe eines Schriftstellers zu ergreifen, der Hunderte von Bogen vollschreiben muß, um nur einen mäßigen Gewinn einzustreichen. Ich bedauerte stets diese Schriftsteller von Handwerk,

und wenn ich nach mir selbst sie beurtheile, so wundert es mich nicht, daß wir mit so vielen schlechten Büchern überschwemmt werden. Wie kann man Unterhaltung für Andere da verlangen, wo Ueberdruß und Sorge regieren, wo die Seiten und Zeilen emsig zusammengezählt werden, um den Bedarf der Haushaltung damit in Verhältniß zu setzen. So sehr man auch in neuerer Zeit von den guten Honoraren sprechen hört, welche die Schriftsteller verdienen sollen, so wäre ich doch nicht geneigt, sie deßhalb zu beneiden. Mir erscheint es immer als das sauerste Brod, was Jemand zugeschnitten werden kann. Müßte ich mich nun z. B. hinsetzen und die vielen Bogen meiner Memoiren nach und nach hinschreiben, ich nähme alle Ehre eines gekrönten Schriftstellers nicht dafür hin, aber noch weniger sein Honorar. Hundert — zweihundert Louisd'ors! mein Gott — die armen Leute! —

Etwas Anderes ist es mit den Buchhändlern. Ich glaube etwas von dem Umsatz des Geldes begriffen zu haben, und da muß ich denn aufrichtig gestehen, daß es nichts Einträglicheres giebt — den Apotheker ausgenommen — als den Buchhändler.

Von einer Taxe kann bei diesem eben so wenig die Rede seyn, als bei jenem. Wer wollte ein Recept berechnen, das ganz unscheinbare Theilchen von Medicamenten enthält, die der Apotheker theils nach Centnern einkauft, oder im Sommer von armen, alten Weibern auf dem Felde zusammenlesen läßt? Wer taxirte wohl ein Buch jemals nach dem, was es den Verleger gekostet hat? Wer fragt nach dem Honorare, das er dafür gegeben, oder nach den Spesen für Druck und Papier und sucht dieses mit dem Preise in Einklang zu bringen, den der Meßkatalog meldet? Diese treffliche Einrichtung zog längst meine Augen auf dies Geschäft, und ich, der ich sonst froh war, meine Capitalien mit 12 Prozenten umzusetzen, erhielt mit einem Male Kenntniß von einem Geschäfte, welches das Doppelte, ja das Dreifache abzuwerfen versprach. —

Heute — da ich dieses erste Kapitel schreibe — sind es zwei Jahre, daß mein Nachbar, ein bemittelter Banquier, der jedoch einen großen Theil seines Vermögens im Papierschwindel eingebüßt hatte, mich auf Thee und Abendbrod zu sich ein-

laden ließ. Ich pflog keinen Umgang mit ihm und die Einladung überraschte mich daher.

Als ich mich zur gewöhnlichen Stunde einstellte, fand ich ein gut geheiztes Zimmer, Madame hinter der silbernen Theemaschiene, meinen Nachbar, die Hände in den Seitentaschen, und mit kleinem Gelde, gleichwie mit Kastagnetten, den Vortrag eines jungen Menschen accompagnirend, der mit gedehntem, schnarrendem Tone ein hochtrabendes Gedicht vorlas. Mein Hereinkommen war wie natürlich nicht ohne Geräusch abgelaufen, daher empfing mich ein ziemlich Scht! aber mein Nachbar hatte mich kaum erkannt, als er mich bei der Hand ergriff, sie mit bedeutungsvoller Miene hinabdrückte und zugleich durch Augenblinzeln mir zu verstehen gab, daß ich meine ganze Aufmerksamkeit auf den Vorleser richten sollte. Ich that es denn auch eine Weile, aber ich muß gestehen, daß es eine Schwachheit von mir ist, in solchen Fällen zuerst zu gähnen und dann einzuschlafen. Beides passirte mir in Berlin selbst, wo ich Holtei und Saphir vorlesen hörte. Ich stand kaum fünf Minuten da, als das furchtbarste Gähnen begann

und meinem Munde mit einem Starrkrampfe drohte. Mein Wirth bemerkte es.

„Hören Sie“, sprach er, „Sie scheinen mir den schönen Wissenschaften nicht geneigt zu seyn! Ich liebe die schönen Wissenschaften wie närrisch, wie kommt es, daß Sie sie nicht lieben?“

„Ich muß Ihnen aufrichtig sagen“, erwiederte ich mit freimüthiger Bescheidenheit, „daß ich die schönen Wissenschaften genauer kennen müßte, um sie zu lieben oder zu hassen. Die Wahrheit zu gestehen, sind mir die Wissenschaften ziemlich gleichgültig.“

Madame hatte diese Aeußerung nicht sobald vernommen, als sie fast kreischend ausrief: „Die Wissenschaften gleichgültig?“ „Die Wissenschaften gleichgültig!“ wiederholte in der Tiefe, bekräftigend der Mann. „Wie können Einem die Wissenschaften bei jetziger Zeit gleichgültig seyn?“ fügte er dann im spitzesten Fragetone hinzu.

Der junge Vorleser biß sich lächelnd die Lippen.

Mein Nachbar aber führte mich weit weg vom Theetisch in die entfernteste Fensterecke.

„Lassen Sie den jungen Menschen meiner Frau

vorlesen und wir wollen, bis die Andern gekommen seyn werden, die unsere Parthie mitmachen, ein vertrautes Wörtchen miteinander plaudern.“ So fing jetzt mein Wirth freundlich zu sprechen an. „Warum sind Sie so abhold unserm Parnaß? Ich spreche hier von dem Musenberge nehmlich. Ich kann mich wahrhaftig nicht auf Sie verstehen. Es thun sich Leute unter uns hervor, die herrliche Gedichte machen und es verdienen, daß sie auch guten Profit dabei haben. Nur wenn dies der Fall ist, werden sich Mehrere von uns zu der Begeisterung hingezogen fühlen. Es ist ja doch keine Hexerei! Wir haben Kopf; denn wer den Cours richtig und schnell im Kopf berechnen kann, wird auch ein Sonnet machen können. Es ist nur die Frage bis jetzt gewesen, ob man dabei wird bestehen können. Für die andern zu arbeiten, damit sie das Fett oben wegschöpfen, wird man keinem Vernünftigen zumuthen! Wenn Göthe und Schiller das bedacht hätten zu ihrer Zeit, so wären sie jetzt nicht nur die großen Männer, sondern auch die reichen Leute — verstehen Sie mich?“ —

Und so ging es noch eine Weile fort; ich mag

meine Leſer mit dem Galimathias nicht langweilen. Das Ende vom Liede war, daß er — wie er ſelbſt ſagte — nun auch einmal ſicher in Papier ſpeculiren wollte, nachdem er es ſo oft unſicher gethan. Er hatte im Sinne, eine Buchhandlung zu eröffnen, und forderte mich auf, mich dabei zu intereſſiren. Er öffnete ſeinen Secretair und zeigte mir ein Paar ſauber abgeſchriebene Werke, die er mit ſeiner Firma in die Welt ſchicken wollte, und deutete dann mit ſtolzem Blick auf den jungen Mann am Theetiſche, indem er ſagte:

„Der dort iſt mir lieber als Mancher, er macht Ihnen Gedichte nach der neueſten Façon; er hat bei Saphir das Recenſiren gelernt und will bei mir ein Journal herausgeben, worin er beweiſen wird, daß Alle nichts verſtanden haben, bis auf ihn. Ich ſage Ihnen, es muß Alles zu Gold werden, was ich drucken laſſe; ich habe die beſten Köpfe bereits an mich gebracht; Köpfe, die gegen die Andern gehalten, ihre drei Procent Agio gelten!“

Meine Leſer werden es längſt wohl gemerkt haben, daß mein nachbarlicher Wirth zu jenem Volke gehörte, dem der Handel zu Macht und

Anſehen verhilft, obgleich er ihm zum Vorwurfe gereicht, und ich will eben ſo wenig verheimlichen, daß ich einſt ſein Glaubensgenoſſe war, der aber längſt zum Chriſtenthume überging. Hiedurch wird erſt ſo Manches von dem, was ich erzählen werde, ſeine rechte Deutung erhalten.

Ich wünſche mit ziemlich kalter Miene meinem Wirthe Glück, bedauerte jedoch, meine Fonds in andern Unternehmungen placirt zu haben, und daher nicht Theil nehmen zu können. Von dieſem Augenblicke an ward der Mann einſylbiger; es kamen noch einige Leute, man machte ein trockenes Whiſt, und ich empfahl mich. Ich habe ſeitdem keine Einladung mehr erhalten. —

Aber nicht ſowohl die Buchhandlung, die ich bald in meiner Nachbarſchaft eröffnet ſah, als vielmehr das, was ich an jenem Abende gehört hatte, regte mich an, in dieſem Geſchäfte auch einmal mein Heil zu verſuchen. Ich wollte jedoch nur mein Geld riskiren, nicht meinen Namen. Ich wollte mit der Cenſur und mit den Schriftſtellern nichts zu thun haben, ſondern nur mit einem Einzigen bei dieſem Handel in Berührung

stehen. Meine Gedanken richteten sich auf einen Mann, der mir als redlich und fleißig geschildert wurde. Ich machte ihm den Vorschlag, ihm durch Auxiliartruppen unter die Arme zu greifen, und bat ihn, mir Vorschläge in dieser Hinsicht zu machen. Er ließ sich nicht lange erwarten. Ich begriff nichts von dem, was er vorhatte, aber ich streckte ihm die Summe vor, die er wünschte. So kam ich mit der Literatur in Berührung.

Ich zog mich nach und nach von den großen Geschäften zurück und setzte mich, wie man es zu nennen pflegt, zur Ruhe.

Aber im Buchhandel spielte ich fortwährend mit kleinen Summen. Ich hatte meine Freude daran. Mit der größern Muße kam mir nun auch die Lust, dies und jenes von unsern Verlagsartikeln zu lesen. Jetzt fielen mir die Schuppen von den Augen. Es war bereits lange her, daß ich mir mit Lectüre die Zeit zu vertreiben pflegte. Die alten empfindsamen Geschichten, die poetischen Poesien, und vollends gar die aberwitzigen Ritter-Romane, die ich in meinen jungen Tagen gelesen, waren mir zum Horreur geworden; wie erstaunte

ich nun, dieſe natürlichen, anſprechenden, lebendigen Schilderungen zu finden, in einer faßlichen Sprache entworfen, und geſunde Lebensanſichten, Weisheit für die Welt enthaltend. Diejenigen, welche dieſe neue Literatur Schritt vor Schritt entſtehen ſahen, können von dem Rieſenabſtand nicht ſo urtheilen, wie ich, der gleichſam nach langem Schlafe erwachend, dieſe Veränderungen alle vollkommen ausgebildet vorfand und von ihnen bezaubert ward.

Ich fühlte nun mit einem Male, wie leicht und wie ſchwer es ſey, als Schriftſteller aufzutreten, aber zugleich drängte ſich mir der Gedanke auf, daß es wohl auch meine Beſtimmung ſeyn dürfte, einige Tropfen in den Ocean zu ſpenden, der uns toſend und brandend umgiebt, und den wir Literatur benennen.

Ich zog einige Hefte vergilbter Blätter aus meinem Pulte hervor, und ſah ſie mit einigem Vergnügen durch. Es waren bald ruhige, bald bewegte Schriftzüge, die ich bei verſchiedenen Anläſſen, oft bei wichtigen Ereigniſſen niedergeſchrieben hatte. Jahre waren ſeitdem vergangen. Ich konnte dem

Drange nicht widerstehen, sie dem Publicum zu übergeben.

Mein Compagnon sollte sie aber nicht haben; ich legte mir selbst das tiefste Incognito auf. Unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit spedirte ich das Manuscript an eine, von meinem jetzigen Wohnorte ziemlich entfernte, Buchhandlung, die es übernommen hat, den Versuch damit zu wagen. Ich werde die nöthigen Anstalten treffen, im Falle der Erlös die Kosten nicht decken sollte, meinem Herrn Verleger den Schaden zu ersetzen. Vielleicht ist der Mangel jenes Firnisses, der in unsern Tagen die Lesewelt anzuziehen vermag, Ursache, daß meine Memoiren keinen Beifall finden; wenn ich gleich von der andern Seite hoffen darf, daß sie schon um der Seltenheit willen von Leuten meines Standes gelesen werden dürften, und sich so ein Publicum gewönnen, das gewöhnlich nicht Bücher zu kaufen pflegt.

Wenn ich nun auch nicht gerade befürchte, daß ich meine seltsamen Abenteuer im Geschäftsstyle beschreiben werde, so wäre es mir doch angenehm

geweſen, wenn irgend ein gewandter Styliſt meine Blättter vor dem Drucke durchgeleſen hätte. Allein wie die Sache nun einmal ſteht, muß ich meine Leſer bitten, Alles, das Gute wie das Schlechte, was in dieſem Buche enthalten iſt, lediglich à Conto mio vortragen zu wollen.

Alle Perſönlichkeiten, die ſich dem Leſer enthüllen werden, ſind von dem ſtrengſten Incognito umgeben. Nicht einmal der Anfangsbuchſtabe des Namens ſoll, wie es jetzt üblich, dem Verrathe in die Hand arbeiten. Ich werde, wenn ich hie und da muß, ſtets ſolche wählen, die nicht die geringſte Muthmaßung zulaſſen werden. Nous n'aimons pas le Scandale!

Die Zueignung meines Werkes an meine langjährigen und beſten Handelsfreunde, die Herren Arias de la Torre Mazaredos et Compagnie in Cadiz und die Herren Sylvio et Pietro in Smyrna, möge meine Leſer vermuthen laſſen, daß der, welcher zu ihnen ſpricht, einſt keine üble Figur an der Börſe ſpielte und ſich nicht eben ſcheuen dürfte, ſeinen Namen hier vollſtändig auszuſchreiben, wenn

ihn nicht die bescheidenen Rücksichten zurückhielten, die von einem alten, reichen Banquier unzertrennlich sind, der zum erstenmale in seinem Leben als junger, bescheidener Autor vor das Publicum hintritt.

Zweites Kapitel.

Erziehung des Verfaſſers. — Der Vater des Banquiers. — Das orthodoxe Judenhaus. — Schweinfleiſch und Sauerkraut. — Die geſpenſtiſche Ohrfeige. —

Ich war einſt glücklich verheirathet nach dem Ausſpruche der Menſchen; wenn gleich großes Unglück mich während meiner Ehe traf. Sie blieb kinderlos. Ein Sohn, den ich mit einem Bürgermädchen meiner Vaterſtadt zeugte, erhielt den Namen der Mutter und ſollte einſt einen großen Theil meines Vermögens erben. Dieſe gute Abſicht, die ich mit ihm hatte, ſcheint er ſelbſt vereitelt zu haben; ich will abwarten, wie ſich ſein ferneres Schickſal geſtalten wird.

Von meiner früheſten Jugend will ich meine Leſer nicht unterhalten; ſie böte wenig Stoff dazu

dar und Belehrung wäre gar nicht daraus zu schöpfen. Die Art und Weise, wie noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Erziehung in den Häusern reicher Juden besorgt wurde, ist von der jetzigen sehr verschieden. Ich hatte einen jüdischen Hofmeister, der mich im Talmud unterrichtete, und nebenher die gewöhnlichen Schulwissenschaften lehrte. Frühzeitig wurde ich seiner Aufsicht enthoben und in dem Geschäfte meines Vaters gebraucht, der eines der ansehnlichsten im Orte betrieb.

Mein Vater war ein alter, sehr strenger Mann, von einem ungemeinen Stolze beseelt. Die Verachtung, welche seine christlichen Mitbürger ihm und seinen Glaubensgenossen zollten, suchte er reichlich zurückzuzahlen. Er hielt sich von allem Umgange mit ihnen entfernt und lebte wie ein vornehmer Fremder unter gemeinem niedrigem Volke. Seit vielen Jahren schon ging er nicht mehr aus, gewöhnlich war er in seinem Zimmer verschlossen, und trat er manchmal vor die Thür, so sprach er mit Niemanden und nickte stolz mit dem Kopfe, wenn er gegrüßt wurde. Dieser Hochmuth und Stolz waren ihm eigenthümlich, mir ist seitdem

nie wieder ein solches Exemplar eines Juden aufgestoßen. Seine Glücksgüter setzten ihn in den Stand, ein solches System durchzuführen, während ich und einige treue Commis seinen Geschäften vorstanden.

Mein Vater beschäftigte sich abwechselnd mit chemischen Experimenten und mit der hebräischen Dichtkunst. Sein Zimmer war mit Retorten und Kolben angefüllt, und dazwischen standen die großen, in Leder gebundenen, Folianten einer längst untergegangenen Dichterzeit, mit deren Auslegungen sich die Klügelei und Spitzfündigkeit vieler Jahrhunderte ohne sonderlichen Erfolg abgegeben hat.

Nur selten sah ich meinen Vater und geschah es, so hielt mir derselbe Vorträge über Gegenstände des Glaubens und ermahnte mich treu zu bleiben dem mosaischen Gesetze. Es ward mir schwer, diesen Ermahnungen Folge zu leisten. Mein Vater hatte eine Art von Hauskapelle, wo er selbst den Gottesdienst hielt. Ich durfte dabei nie fehlen. Es waren Stunden, die mir statt der gehofften Erhebung, nur Abspannung brachten, mich selbst oft mit Widerwillen erfüllten.

Man denke sich ein Gemach von mäßiger Größe, mit einer Menge von Gebetpulten angefüllt, an denen murmelnde Juden standen, dicht gedrängt, sich hin und herschaukelnd, wie ein von starkem Winde bewegter, rauschender Baum; in gewissen Zwischenräumen stießen sie tiefe Seufzer aus. Sie hatten Schuhe und Stiefel ausgezogen, und die Hüte auf dem Kopf. Es war eine dichte, dunkle, hin und her wogende Masse, voll verworrenen Geräusches, ein unheimliches Meer, das Verderben zu brüten schien, und doch an Nichts Böses dachte, sondern mit inniger Andacht seinen Schöpfer zu verehren glaubte. Der dumpfe Lärm, die Hitze, der unangenehme Geruch in diesem Raume pflegten mir gewöhnlich eine leichte Ohnmacht zuzuziehen, und ich mußte vor beendigtem Gottesdienste das Freie suchen.

Mein Vater hingegen lebte und webte in diesen frommen Uebungen. Er war der Hohepriester dieser Gemeine, die ihn tief verehrte; er versah die heiligen Gebräuche mit vielem Anstande, und galt für einen großen Künstler, der die lauten Gebete in eigenthümlicher Weise vorzusingen wußte.

Nach dem Gottesdienste war festliche Tafel, wobei sich alle Hausgenossen einfinden mußten. Mein Vater, der in den Wochentagen gewöhnlich einsam auf seinem Zimmer speiste, präsidirte dabei ächt patriarchalisch. Es wurden mit dem Hute auf dem Kopfe, die üblichen Gebete gesprochen, er genoß Brot und Wein, indem er den Segen darüber sprach, und die Speisen waren der Vorschrift gemäß, die Nacht hindurch in heißer Asche gekocht worden, welches ihnen nicht nur einen seltsamen Geschmack verlieh, sondern sie auch unverdaulich machte, da der nährende Leimstoff darin völlig verkocht war und das Fett und die weichern Theile der Knochen sich damit auf's Engste vermischt hatten.

Ich muß gestehen, daß diese Mahlzeiten nicht nach meinem Geschmacke waren, und daß ich froh war, wenn ich Nachmittags einen christlichen Speisewirth besuchen konnte, um ein tüchtiges Stück Rehziemer, der, wie alles Wild, von der Tafel eines rechtgläubigen Juden verbannt bleibt, oder einen Schnitt saftiger Kalbskeule, welche auch den Juden verboten ist, die nur die Vordertheile der Thiere genießen dürfen, mit Heißhunger zu verzehren.

Jedoch mußte ich mich dabei sorglich in Acht nehmen, daß es meinem Vater nicht hinterbracht würde, der diese Vergehungen gegen die rabbinischen Vorschriften schwer geahnet haben würde.

Ich muß hiebei eines seltsamen Traumes erwähnen, denn für mehr kann ich es wohl nicht halten, obgleich er einen noch jetzt nicht ganz verlöschten Eindruck auf mich hervorbrachte.

Es war an einem hohen Fasttage, dem höchsten und feierlichsten, den die Juden heilig halten: der große Versöhnungstag. Man glaubt, daß um diese Zeit das große Conto, welches Gott von jedem Menschen insbesondere durch seine Engel führen lasse, abgeschlossen und saldirt werde, wobei aber, wie natürlich, auch der Frömmste hienieden zu kurz kommt, und einen größern oder kleinern Saldo auf neue Rechnung in sein Debet vorgetragen sieht. Diesen alten Saldo zu tilgen, werden nun Gebete, Fasten und Kasteiungen vorgenommen, Sterbehemde angelegt u. s. w., damit die neuen Sünden auch wieder ein reines Blatt im Hauptbuche der Welten haben, nach dem uralten Sprichworte: „Wer seine Schulden zahlt, erhält seinen Credit.“

Die Strenge, womit dieſer Tag in meinem väterlichen Hauſe geheiligt wurde, läßt ſich aus der kurzen Schilderung, die ich davon zu entwerfen mir erlaubte, wohl bemeſſen. Auch ich, ſo frei ich ſonſt über ähnliche Dinge dachte, konnte mich doch von dem Gedanken nicht losmachen, daß dieſem Tage eine ganz beſondere Heiligkeit anklebe. Es iſt mit ſolch angeborener Scheu etwas ſeltſames; unſere ganze Philoſophie iſt nicht im Stande ſie zu entfernen. Trotz meiner innigen Achtung vor dem Feſte war indeß mein nüchterner Magen doch nicht im Stande, den ganzen Tag über in dem Betſaale auszudauern. Ich ſchlich mich unbemerkt fort und entkam glücklich in eine ferne Gegend der Stadt, wo keine Juden wohnten, und die Schornſteine gaſtlich und gemüthlich rauchten. Mein Hunger ſtieg mit jeder Minute, und eben ſo der Wunſch, ihm ein Ende zu machen. Vor mir lag ein Wirthshaus; keines von den Erſten; aber ich nahm mir nicht Zeit, lange zu wählen, und trat ein. Ein appetitlicher Duft durchzog den Raum; man trug die Speiſen auf kleinen Zinntellern herbei, die man den Gäſten vorſetzte. Ein alter penſio-

nirter Offizier, den ich kannte, ließ sich eben seine Portion reichen. Es war Schweinsbraten mit Sauerkraut! Er lud mich spöttisch lächelnd ein zu kosten, weil er wohl dachte, daß ich es nicht thun würde. Aber mein Hunger stieg bis zur Raserei; ich hatte seit dem Morgen nichts genossen; dabei duftete das Gericht so erregend; ich kämpfte mit mir selbst; wie ich auch schon gegen die Gebote meiner Väter gefehlt hatte, so war doch Schweinfleisch noch nie über meine Lippen gekommen.

Ich erkundigte mich, was es zu essen gebe; es war sonst Nichts zu haben; der alte Offizier lachte mich abermals spöttisch an — ich fühlte mich hinfällig zum Sterben — da ermannte ich mich — und meine Lippen stammelten: „Eine Portion Schweinefleisch mit Sauerkraut!“ — Jetzt war es heraus, und nach kurzem Warten stand der dampfende Teller vor mir. Mit einem triumphirenden Blick auf den Offizier steckte ich den ersten Bissen in den Mund.

Nichts hatte mir jemals besser geschmeckt; ich verschlang die Speise; und nachdem ich nun von meiner Seite spöttisch nach dem Offizier hinüber-

sah, verließ ich, selbst mächtig über meine Kühnheit erstaunt, das Gasthaus.

Mir war es nicht mehr möglich, den Betsaal zu besuchen; meine Wangen glühten, auch besorgte ich, jeder Gläubige würde mir den genossenen Frevel angesehen, oder besser angerochen haben. Ich brachte den Abend, d. h. bis zum Untergange der Sonne einsam zu, dann erschien ich in unserm Familien-Kreise, wo eine reich servirte Tafel alle Hausgenossen zum „Anbeißen“ versammelt hatte, wie man diese Mahlzeit nach dem Fasttage zu benennen pflegte. Was mir auch für bekannte Leckerbissen entgegendampften, Knoblauch und Zwiebel waren nicht daran gespaart, so erschien mir keiner darunter anlockender, als jener verpönte, den ich zum Erstenmale gekostet. Ich entfernte mich nach dem Dankgebete, legte mich zu Bett und ohne vorher, ich muß es gestehen, noch schwere Betrachtungen über meinen heutigen Fehltritt angestellt zu haben, überließ ich mich dem freundlichen Schlummergott, der sich mir ungebeten nahete.

Wie täuschend waren aber seine Lockungen! Es war die fürchterlichste Nacht meines Lebens. Meine

todte Mutter trat zu meinem Lager hin. Ich träumte nicht, dessen war ich mir bewußt; ich sah sie deutlich vor mir stehen, im Sterbehemde, und die Wangen eingefallen und bleich, wie ich sie im Sarge gesehen hatte.

Mit ernstem Tone fing sie zu sprechen an und schalt mich, daß ich das geheiligte Gesetz übertreten hatte und drohte mir mit jenseitigen Strafen, die sie bereits kannte. Ich lag im Angstschweiß gebadet da und wagte nicht, mich zu regen. Aber der Geist fuhr fort, mich wie einen verstockten Sünder zu bearbeiten, und seine Worte wurden immer zürnender und fuhren wie glühende Dolche in meine Brust. Endlich hob er die Hand und versetzte mir einen Backenstreich, den ich fühlte. Ich fuhr in die Höhe, öffnete die bis dahin festgeschlossenen Augen und starrte um mich. Niemand war zugegen und der Mond erhellte mein kleines Zimmer. Ich wälzte mich bis zum Morgen schlaflos umher. Erst mit dem Aufgang der Sonne überkam mich ein kurzer Schlummer. Als ich aufstand, fiel mir sogleich die Geistererscheinung ein; ich gedachte mit Wehmuth meiner schon vor Jahren

geſtorbenen Mutter und konnte mir nicht erklären, warum ich mich in der Nacht ſo geängſtigt hatte. Die Erſcheinung meiner Mutter wäre mir zu dieſer Stunde wie ein milder Troſt geweſen.

Ich trat vor den Spiegel, um mich anzukleiden — aber was erblickt' ich! — eine geröthete Wange, und deutlich die Spur der Finger darauf gezeichnet; ich war vernichtet. — Ein Tuch mußte umgebunden werden und ich gab vor, an Zahnſchmerzen zu leiden. Im erſten Augenblicke meinte ich, daß dieſe Spuren der züchtigenden Geiſterhand nie von meinem Antlitze verſchwinden würden, und ich dachte daran, mir das Leben zu nehmen. Aber nach und nach wichen meine Beſorgniſſe, die rothen Stellen wurden bläſſer und erloſchen endlich ganz. Später ſchien es mir einleuchtend, daß ich mir ſelbſt, von dem unruhigen Traume erregt, im Schlafe einen derben Backenſtreich gegeben hatte, den Eindruck jener Nacht verwiſchte jedoch keine Zeit, und noch jetzt durchrieſelt mich ein Schauer, wenn ich daran denke.

Doch hatte dieſer erſte Verſuch ſeine wichtigen Folgen. Ich emancipirte mich nach und nach immer

mehr, wenn ich gleich noch viele Jahre in meinem väterlichen Hauſe lebte.

Mein Vater hat es zu hohen Jahren gebracht; er ſtarb in ſeinem acht und ſiebzigſten.

Hier ſehe ich aber mit Schrecken, daß ich ganz gegen meinen Willen dennoch ein Kapitel mit meinem Jugendleben gefüllt habe. Die Geſpenſtergeſchichte möge mich retten und mir zum Mindeſten bei den Liebhabern des Schauerlichen einige Gnade finden laſſen.

Drittes Kapitel.

Der Festungscommandant in Geldnoth.

Ich war noch nicht lange auf eigene Hand etablirt, als der Napoleonische Krieg ausbrach. Ganz Deutschland war überschwemmt, und folglich auch mein Vaterland, wie die Deutschen, im engern Sinne, die Provinz zu nennen pflegen, wo sie geboren sind. Ich nehme überhaupt Anstand, in Deutschland von einem Vaterlande zu sprechen. Der Baier in Preußen, der Schwabe in Baiern, der Schlesier am Rheine, sind Fremde, und nun vollends die Juden! — Der Jude, wenn gleich tausend Jahre darüber vergangen sind, daß seine Vorfahren sich in Deutschland ansiedelten, wird stets nur ein Fremder in diesem Lande seyn. Es

ist rührend, wenn ich daran denke, wie „unsre Leute“, durch Mord und Druck und Gefahren aller Art, dem Boden, der sie ausstieß, dennoch treu geblieben sind — sie hatten dort nicht ihr Vaterland, und dennoch trugen sie Alles mit, als hätten sie eins! Das Vaterland des Juden liegt über dem Meere; ich weiß nicht, welchem Winkel in Syrien oder Palästina ich die Arme entgegenstrecken darf und ausrufen: Hier ist die Scholle, die mich nicht wie einen Fremden verwirft! — Und doch thut sie es; in dem Lande ihrer eigentlichen Heimath sind die armen Juden am bedrücktesten; in dem Lande der Doppelhöhle, wo Abraham's und Sarah's Gebeine ruhen, spuckt der eingewanderte Türk' sie an, und schilt sie Giaur, den fremden Hund! — — —

Napoleon hatte Deutschland mit Krieg bezogen. Ich wohnte in meinem Hause, machte wenig Aufwand, und suchte mit Vorsicht meine Kapitalien anzulegen. Es war eine böse Zeit; man konnte in einem Augenblick zum armen Mann werden.

Die Franzosen hatten das ganze Land inne, nur hin und wieder war noch eine Festung in der Hand

des Landesherrn. Eine solche lag unweit von meinem Wohnorte; der Kommandant hatte früher mit mir in Verbindung gestanden; wie das so zu gehen pflegt; ich mußte ihm kleine Summen auf Wechsel leihen, und er mochte hübsche Judenmädchen gern sehen. Deshalb war er kein Judenfeind. —

Wo die französischen Machthaber hausten, da mußte man ganz besonders auf seiner Hut seyn. Eine verrätherische Anklage war bald geschmiedet, und wer seine Vertheidigung nicht recht zu führen wußte, konnte nach kurzem Prozeß erschossen werden. Das Beispiel des Buchhändlers Palm hatte ganz Deutschland wie mit einem elektrischen Schlage getroffen; aber viele Andre verbluteten eben so, ohne daß ihr Tod dieses Aufsehen gemacht hätte.

Es war im Spätherbste; eine stürmische Nacht. Ich hatte mich sorgenvoll zu Bette gelegt, und der heulende Sturm mich lange nicht einschlafen lassen. Endlich gegen Morgen fallen mir ermüdet die Augen zu. Plötzlich werde ich aufgeweckt.

„Es sey ein Herr unten im Mantel, der mich zu sprechen wünsche“, wird mir gemeldet.

Ich sehe nach der Uhr: es ist halb Fünf. Ich

werfe mich in den Schlafrock und sage, daß man den Fremden zu mir geleite, füge jedoch hinzu, daß der Bediente im Vorzimmer bleiben solle, weil der frühe Besuch dieses Mannes im Mantel denn doch einige Besorgnisse bei mir erregen konnte.

Der Fremde erscheint und gibt sich für einen Offizier unserer Truppen zu erkennen. Er ist der Ueberbringer eines Briefes des Festungscommandanten, der mich bei unserer alten Freundschaft beschwört, ihm mit einer bedeutenden Summe zu Hilfe zu eilen. Nur dann sey er im Stande, fügt er hinzu, die Festung zu halten. Er nannte mich am Schlusse des Briefes den Retter des Vaterlandes, welcher dereinst die Bürgerkrone und einen Orden erhalten würde.

Obgleich es mir sogleich einleuchtet, daß eine Geldsendung zur rechten Zeit hinspedirt, die Festung dem Landesherrn erhalten könne, so erwäge ich doch aber auch sogleich, welche Gefahr für mich daraus entstehen könnte, wenn die Franzosen diesen Boten auffingen. Meine Parthie war schnell ergriffen. Ich öffne die Thür des Vorzimmers, worin mein Bedienter auf der Lauer stand, und rief:

„Sogleich, mein Herr, machen Sie sich aus dem Staube, wenn Sie es in der nächsten Minute nicht bereuen wollen. Ich habe kein Geld, um es in die Festungen zu werfen, damit sie den Kriegern Napoleons länger Widerstand leisten. Das, was Sie, oder das Schreiben, das Sie mir überbringen, Patriotismus benennen, betrachte ich, wie die Sachen nun stehen, wie Verrätherei. Sagen Sie das dem, der Sie geschickt hat, und verlassen Sie mich!“ —

Man kann denken, wie verwirrt der Offizier seinen Rückzug antrat. Dieser unerwartete Empfang bedrohete ihn mit Verhaftung und er machte daher von der Weisung: mich zu verlassen, den schnellsten Gebrauch. Mir that es in der Seele weh, den kühnen Mann, der mit augenscheinlicher Lebensgefahr bis zu mir gedrungen war, so ohne Hoffnung und stark verletzt abziehen zu lassen. Was aber hätte ich wohl thun können? In diesem Augenblick war nichts Anders zu beginnen, und ich freute mich, selbst vor den Augen meines Bedienten, der gewiß kein Verräther war, meinen Antheil an der Sache so schlau versteckt zu haben

und mich nöthigenfalls auf sein Zeugniß berufen zu können. Jene Zeit war zu gefährlich, um selbst vor einem Bruder in solchem Falle offen zu handeln. Nichtsdestoweniger ging ich aber sogleich mit mir selbst zu Rathe, wie es möglich wäre, die verlangte Summe dem bedrängten Kommandanten in die Festung zu spielen.

Ich hatte Ursache, meine Vorsorge zu loben. Bald vernahm ich, daß jener Offizier gefangen genommen wurde; hätte ich ihm Geld anvertraut, so wäre es verloren gewesen; hätte er ein Schreiben von mir zu überbringen gehabt, so wäre ich verrathen worden. Von dem fernern Schicksale des jungen Mannes, der einer der ersten Familien des Landes angehörte, habe ich nichts mehr erfahren können; wahrscheinlich war es beklagenswerth.

Durch die Gefangennehmung seines Boten war aber mein seltsames Betragen dem Kommandanten der Festung nicht zu Ohren gekommen, und er hegte keinen Zweifel, daß ich seinem dringend ausgesprochenen Wunsche nachkommen würde.

Ich begab mich nun mit der bedeutenden Summe, die verlangt worden war, selbst auf den Weg und

erreichte glücklich ein einsames Haus, unweit der Festung, von wo ich ihrem Kommandanten Nachricht zukommen lassen konnte. Wirklich erschien dieser selbst, um das Geld in Empfang zu nehmen. Er nannte mich den edelsten Deutschen, den hochherzigen Befreier des Vaterlandes, dem er nach abgeschlossenem Frieden eine Belohnung von seinem Fürsten auswirken wolle, die ihn vor ganz Deutschland auszeichne.

Ich will meinen Muth, eine beträchtliche Summe zu jener Zeit mit so geringer Aussicht auf Wiedererstattung, und mit keiner auf Vortheil, nicht zu hoch anschlagen, denn ich war reich genug, um mich nicht zu ängstlich darum bekümmern zu dürfen; aber ich hatte mein Leben gar nicht unzweifelhaft dabei auf das Spiel gesetzt, und das war allerdings werth, berücksichtigt zu werden, da namentlich damals ein jedes Leben, das dem Staate als Opfer fiel, wenigstens ein Mausoleum in der Zeitung erhielt, und ein Leben, welches als Opfer dargeboten, so glücklich war, sich heil und wohl aus der Gefahr zu ziehen, mit Orden und Titel reichlich ausgestattet wurde.

Nach vielen Schwankungen des Waffenglücks, während welcher die Festung jedoch redlich aushielt, erschien endlich der freudig ersehnte Friede. Mein für verloren gehaltenes Kapital erhielt ich zwar nach und nach wieder, aber mit der besondern und gnädigen Anerkennung war es nichts. Ich blieb nach wie vor ein unbeachteter Staatsbürger — ein Schutzjude, wie es in dem damaligen Curialstyl hieß — der nur durch seinen Reichthum, der freilich nicht wenig beneidet wurde, sich auf einer mäßigen Stufe der Achtung in dem Handel treibenden Theile der Gesellschaft erhielt; der Andre nahm ohnedies keine Notiz von mir; und ohne mein Geld wäre ich sicher bald zu der untersten Hefe des Pöbels in der Meinung Aller hinabgesunken.

Viertes Kapitel.

Apologie des Geldes. — Die Schreibmaterialien-Händler. — Der Fasching der Juden. — Erste Liebe. — Die Falschmünzer. — Der Ertrunkte. — Die Rechnung bekommt ein Loch. —

Man darf sich nicht wundern, daß das Geld in den Memoiren eines Banquiers die Hauptrolle spielt. Ist es nicht in dieser Zeit wirklich der Hebel alles Großen und Nützlichen, Schönen und Vortrefflichen? Wie lächerlich erschien es mir immer, wenn die Menschen so vornehm auf das Geld herabzublicken scheinen, und in ihrem Innern dabei doch nur der Eine Gedanke sich regt: recht viel Geld zu haben. Wie sich doch Alles abmüht und abquält um des Geldes willen! Und diese Leute wollen das Geld verächtlich finden? Heuchler und Lügner sind sie! Nur einmal ward ich vor

einem dieser Geldverächter von einer grauenhaften Ehrfurcht durchdrungen. Er war in zerrissene Lumpen gekleidet, er lag halb nackt, im starken Regen unter einer Dachtraufe, eine harte Brodrinde nagend. Ich warf ihm aus Mitleid ein ansehnliches Geldstück hin, und der Mensch sah mich grinsend an und stieß die Gabe mit dem Fuße fort. Aber es war ein Wahnsinniger, wie ich hierauf erfuhr. —

Die Erfindung des Geldes ist ein Triumph des menschlichen Geistes! Würden, Talent, Wissen, das Höchste, was den Menschen auszeichnet, es wird durch eine imaginäre Größe aufgewogen: das Geld! Wer diese kleinen, gelben, runden Stücke in gehöriger Anzahl besitzt, herrscht mit den Ersten, sieht sich anerkannt, von Achtung umgeben.

„Dies hier ist der gewaltige Geist, der mächtige Große, der allgemein verehrte Staatsmann; jener dort ist nichts als reich — und Alles ist ausgeglichen — Alle stehen sie nun auf derselben Linie.“

Die Liebe zum Gelde ist, wie die Sachen nun einmal in der Welt betrachtet werden müssen, allen Menschen eigen, sie mögen sich's nun offen gestehen oder verbergen; aber die Verehrung des Geldes

kann nur da Raum greifen, wo bereits der Reichthum Wurzel gefaßt hat. Nur wer selbst reich ist, vermag den höhern Sinn des Reichthums zu begreifen. Eher kann ein kinderloser Vaterfreuden, ein einsam im Leben schwankender die Genüsse des Hausvaters, ja — ein Blinder die Freudigkeit, die in den Farben lebt, und ein Tauber sich die Herrlichkeit einer Beethovenschen Symphonie vorstellen, als ein armer Schlucker die Gefühle, die ein Reicher hat. Zu wissen: ich kann Alles, was ich will! ist ein Gefühl, das kein Anderes aufwiegt. Viele meiner Glaubens- und Standesgenossen werden vollkommen verstehen, was ich hier nur unvollkommen auszudrücken im Stande bin.

Ich war von Geburt reich, aber der Wunsch, diesen Reichthum zu erhalten und zu vermehren, bewog mich, mich nach einer reichen Parthie umzusehen. Mir ward die Wahl nicht schwer! Um jene Zeit überstrahlte ein großes Haus alle Andern in meinem Wohnorte. Es war räthselhaft, wie dieses Haus zu seinem Glanze gekommen. Es trieb ein Gewerbe, das Tausende treiben, ohne dabei eben reich zu werden: den Handel mit Schreib-

materialien, die aus England bezogen wurden. Jetzt, in den Zeiten höchster Schreibseligkeit, hat dieses Geschäft natürlich eine größere Bedeutung gewonnen. Freilich wurde Alles nur im Großen ausgeführt, und nur nach dem allergrößten Maaßstabe; aber dennoch so reich dabei zu werden! das schien unerklärbar.

Ich kümmerte mich weiter nicht darum; das Haus war sehr angenehm; man sah nur die beste Gesellschaft dort, und was den Reiz derselben erhöhte, das waren zwei Mädchen, schön und gebildet, um deren Hand schon Viele sich beworben hatten, ohne sie zu erhalten.

Die Aelteste dieser Beiden schien sich ganz zu einer Gattin für mich zu eignen. Ich näherte mich ihr und Alles, was ich an ihr entdeckte, forderte mich auf, meine Bewerbungen mit Eifer fortzusetzen.

Um die Zeit der Fastnacht bei den Christen feiern wir ein Fest, das eine ähnliche Bedeutung hat. Es soll zum Andenken der Befreiung des Volkes, von dem ihm während der persischen Gefangenschaft durch Hamann gedroheten Tode, eingesetzt seyn und wird daher das „Hamannsfest“ genannt. Hamann,

der boshafte Minister des Königs Ahasverus, muß das Schaffot besteigen, und die schöne Königin Esther weiß es dahin zu bringen, daß ihr geliebter Bruder Mardochai, aus dem Kerker befreit, auf dem reichgeschmückten Leibrosse des Königs von stolzen Dienern durch die Straßen Susan's geführt wird. Wäre Hamann's Verrätherei damals gelungen, so lebte heute kein Jude mehr; ich lasse es dahin gestellt, ob die Welt dadurch ein anderes Ansehen gewonnen hätte, glaube es aber fast. Viele Ueberlieferungen wären gewiß mit den Juden verloren gegangen, die als lebendige Chroniken von Jahrhunderten zu Jahrhunderten zu den Völkern sprachen und Weisheit predigten.

Noch jetzt freuen sich aber die Juden dieses Sturzes des bösen persischen Ministers und gedenken der schönen, tugendhaften Königin Esther in Ehren; dabei vermummen sie sich, wie auch die Christen es an ihrer Fastnacht thun, statt aber wie diese sich an einem öffentlichen Orte zu vereinigen und einen Ball zu halten, zogen sie es vor, sich einander in der Vermummung zu besuchen, wo sie in jedem Hause gleich freundliche Aufnahme fanden.

Jene Häuser, wo zahlreiche Gesellschaft eingeladen war, und besonders die, wo sich junge, hübsche Mädchen fanden, wurden vorzugsweise von dem Maskenschwarm heimgesucht, in den sich auch viele Christen mischten, denen es nicht unwillkommen war, sich in die Häuser reicher Juden auf diese Weise einzuführen, theils zur Unterhaltung für den Augenblick, theils um noch später diese alttestamentarischen Sitten und Gebräuche zur großen Ergötzung ihrer Glaubensgenossen nachahmend zu verspotten.

In der Familie der Schreibmaterialien-Händler war an diesem Feste eine glänzende Gesellschaft versammelt. Man hatte die großen Zimmer des Hauses geöffnet und es drängte sich darin eine Menge von Gästen umher, sowohl geladene als ungeladene, die zu Fuß und zu Wagen maskirt herbeikamen, um den Tumult, der überall herrschte, zu vermehren.

Der Chef des Hauses, noch von altem Schrot und Korn, ging mit vorgestrecktem Bauche und die Hände in den Hosentaschen, Geld durch die Finger rollend, hin und her, freundlich schmunzelnd, rechts und links mit dem Kopfe nickend und zum

Essen und Trinken auffordernd, während seine dicke Ehehälfte, mit Juwelen bedeckt, auf dem Sopha saß und kluge Blicke aus den glühenden Augen, unter der tiefen Spitzenhaube hervorsandte, Alles genau musternd, was um sie vorging. Eigentlich aber war die Dame vom Hause mit ihren Gedanken nicht beim Feste; man wußte, daß sie die Geschäfte leitete, sie saß den ganzen Tag über im Comptoir, wog Ducaten und führte die Bücher; sie hatte keinen Geschmack für solche Mummerei und Narretbei, ihr Sinn war auf den Ernst des Lebens gerichtet. Sie sah aus, als taxirte sie Alles wie ein kluger Wardein, nicht aber wie die Wirthin und Königin des Festes, die sich der bunten Beweglichkeit dieser lustigen Welt erfreuete.

Wer sich ihr nahete, verließ sie bald wieder; denn es war trotz ihrer Klugheit nicht viel Vernünftiges mit ihr zu reden; besonders war sie aber deshalb zurückhaltend, weil sie immer zu vermuthen schien, man werde bei ihr um die Hand ihrer Töchter anhalten. Sie wollte davon zur Zeit noch nichts hören, weil sie vorsichtig in der Wahl war,

und ganz eigensinnige Forderungen an ihren zukünftigen Schwiegersohn zu stellen beabsichtigte.

Ich kümmerte mich nicht um sie. Meine Augen und Sinne hafteten auf einem ganz andern Gegenstande. Ich wollte die Tochter erobern und schmeichelte mir, dann die Einwilligung der Eltern von selbst zu erhalten.

Ich benutzte den Augenblick, als ein langer Maskenzug von lustigen Gesellen mit Musik in den Saal einzog und Alles sich hinzudrängte, um ihn in Augenschein zu nehmen, das Mädchen zu occupiren, das in Gedanken verloren in einem Nebenzimmer sitzen geblieben war und wie vergessen auf einem Flügel klimperte.

Sie hörte mich an; ich wurde zärtlich und ergriff ihre Hand, die ich küßte; sie ließ es ruhig geschehen. Ein Paar Stunden vergingen und wir merkten nichts von dem, was um uns vorgegangen war, die Gesellschaft verlor sich — ich schreckte ordentlich auf — ich hatte ihr noch so viel zu sagen, nach meiner Meinung — aber die Zeit war für diesmal um und ich mußte mich entfernen, nicht

ohne Hoffnung, in dem Terrain ihres Herzens etwas für mich Günstiges ausgerichtet zu haben. —

Ich besuchte nun dieses Haus öfter und überzeugte mich davon, daß mich das Mädchen wirklich liebte, und daß auch die Eltern mich nicht ungern sahen. Unsere Liebe war solid und hatte nichts von der überspannten Lächerlichkeit, wie sie damals unter vielen meines Glaubens herrschte. Dies lag eben so wohl in meinem Charakter, als in dem meiner Geliebten.

Obgleich sie trefflich zu singen verstand und eine starke Stimme hatte, so unterließ sie es doch, den Einladungen des Direktors der Singschule zu folgen, wenn große christliche Tonwerke öffentlich aufgeführt wurden. Es war mehmlich nicht selten, daß junge Jüdinnen die Arie:

„Singt den göttlichen Propheten“

in Graun's Tod Jesu in der Kirche vortrugen, zum Aerger aller frommen Zuhörer. Das nannte man damals Toleranz und Aufklärung und sah nicht ein, wie lächerlich man sich damit machte.

Eben so wenig schwärmte das Mädchen meiner Liebe von Theobald und Theouroſa oder von der

Hyacinthe und dem Karfunkel, wie es ebenfalls zu jener Zeit durch Werner Mode geworden war. Ich kannte überspannte Närrinnen aus guten jüdischen Häusern, die kein Schweinfleisch aßen und am Sabath sich nicht die Nägel beschnitten, aber einen kleinen Weihkessel und ein Marienbild an der Wand hatten, und von Religion und Frömmigkeit viel ungewaschenes Zeug vorbrachten. Sie faselten von einer Religion der Kunst, oder von einer Kunstreligion, wie sie es nannten; aber die Hauptsache dabei war, daß sie nichts davon verstanden und eigentlich keine rechte, wahre Religion hatten. Einige jüdische Studenten unterstützten dieses überspannte Wesen und verbreiteten es immer mehr. Es waren vollkommen lächerliche Geschöpfe, von denen eine treue Abkonterfeiung in der Posse „Unser Verkehr" in der Person des Isidorus Morgenländer angetroffen wird. Der Verfasser, Doctor Sessa, hat ein wahres Meisterstück geliefert, das aus der genauesten Beobachtung hervorgegangen ist. Jetzt sind diese jüdischen Schöngeister nicht mehr anzutreffen. Sie wären auch ganz hors de Saison, da dergleichen Karrikaturen doch immer nur das allge-

meine Treiben reflectiren, dieſe Kunſtphantaſien und myſtiſch-religiöſe Träumereien aber längſt andern Liebhabereien Platz gemacht haben.

Das Mädchen, das ich mir erwählt hatte, war von kräftigem, geſundem Schlage, einfach an Gemüth und wahrhaft liebenswürdig. Mein Sinn war von jeher zu ſehr auf's praktiſche hin geneigt, als daß ich mich in dieſem Falle hätte täuſchen ſollen. Auch ich ſtreifte nicht im Geringſten an Empfindelei und bemerkte mit innigem Vergnügen, wie meine Geliebte mit allen jenen, die ſich darin gefielen, nach Herzensluſt ihr loſes Spiel trieb.

Nachdem wir unſere Angelegenheit unter uns in's Reine gebracht hatten, wollte ich keinen Augenblick zögern, meinen Wunſch den Eltern bekannt zu machen. Meine häufigen Beſuche waren wohlgefällig bemerkt worden, und meine Abſichten konnten nicht verborgen geblieben ſeyn. Es wäre gewagt geweſen, hätte ich damit zurückhalten wollen, da Viele der Abgewieſenen insgeheim auf Rache ſannen, und gern bereit waren, nachtheilige Gerüchte über mich auszuſtreuen. Ich ergriff daher die erſte Ge-

legenheit, die sich mir darbot, mit meinem A
trage vor die Mutter zu treten.

Wie groß war aber meine Ueberraschung, a
ich ganz gegen Erwarten ziemlich kalt empfang
wurde. Es lag eine Verlegenheit, etwas wie A
dauern in der Art und Weise, wie ich angeh
wurde, und wenn ich gleich keine völlig absch
gige Antwort erhielt, so war doch auch keine
munternde Aufforderung die Folge, um in mein
ehrlich gemeinten Bewerbungen fortzufahren. N
zu bald sollte ich die Ursache kennen lernen, d
mich auf ewig von dem Gegenstande meiner erst
Liebe trennte.

Der räthselhafte Reichthum der Eltern des Mä
chens hatte eine mehr als gewöhnliche Aufmerksam
keit erregt, man sprach davon, daß ein sehr g
fährliches Geschäft wohl die erste Veranlassun
dazu gewesen seyn mochte. Auch ich hatte an ver
schiedenen Orten darüber sprechen hören. Es wa
erwiesen, daß viele falsche Scheidemünze aus Eng
land eingebracht wurde und daß auf solche Weis
so mancher von meinen Glaubensgenossen zu gro
ßem Vermögen gekommen war. Ich war nicht

abgeneigt, dem Gerüchte Glauben beizumeſſen, de auch die Eltern des Mädchens ſich mit dieſe verbrecheriſchen Handelszweige in früherer Zeit wo abgegeben haben mochten, allein ich war eben überzeugt, daß ihr jetziger Glücksſtand ſie davo abhalten mußte, ſich noch dieſen halsbrecheriſch Speculationen hinzugeben. Wie mußte ich al erſchrecken, als mir eines Morgens gemeldet wir daß plötzlich über Nacht die Behörde eine Hau ſuchung dort angeſtellt habe, und daß in Folge de ſelben Vater und Sohn in Verhaft genomm wurden. Ich eilte fort zu meinen Freunden u erhielt leider alsbald die traurige Beſtätigung.

Man hatte Wind erhalten, daß eine neue Se dung falſcher Scheidemünze angekommen ſey, u die ſicherſten Nachweiſungen über die Quelle ihr Verbreitung. Bei frühem Morgen begaben ſi Abgeordnete der Behörde in das Haus jener Leu und erklärten ihren Vorſatz, Alles zu durchſuche Befremden mehr als Verlegenheit empfing ſi Man ſchloß willig Kaſſen und Schränke auf, u man fand nicht, was man vermuthete. Aber dam begnügten ſich die Beamten nicht, ſondern ſie dure

ſuchten das Haus vom Keller bis zum Boden, jedoch mit nicht beſſerm Erfolg. Schon wollten ſie ſich unter Bedauern höflich entfernen, als plötzlich ein Gerichtsdiener herbeilief, der das Hofthor beſetzt gehalten hatte und die Meldung brachte, er habe Geld klirren hören, das in den Hof des Nachbars hineingeworfen worden war. Man eilte dahin und fand in der That drei Säcke mit blanker Scheidemünze, von denen einer aufgeplatzt war, und deſſen Inhalt auf den erſten Blick für falſch erklärt wurde.

Zugleich wurde der Sohn des Hauſes, ein hübſcher und gewandter junger Menſch, auf der Mauer ergriffen, welche beide Höfe ſchied; er geſtand, die Säcke in den Hof des Nachbars hinabgeworfen zu haben. Es waren die letzten der großen Sendung, die bis auf dieſe bereits in Circulation geſetzt worden war.

Nach den erſten Verhören wurde der Vater wieder in Freiheit geſetzt; die Laſt des Verbrechens ruhete nur auf dem Sohn. Er war in England geweſen, hatte alle Verbindungen mit den Falſchmünzern eingeleitet, und ſelbſt die Sendungen con-

voyirt. Dem Alten ließ ſich durchaus nichts nachweiſen, wenn es gleich mit Gewißheit anzunehmen war, daß er ſchon lange den Nutzen aus dieſer Speculation gezogen und ſchändlich genug war, ſeinen armen Sohn hinzuopfern.

Seit dieſem Unglücksfall lebte die Familie ſehr zurückgezogen, und ich ſelbſt ſollicitirte vergebens um die Erlaubniß, meine Theilnahme an dem Ereigniß perſönlich kund geben zu dürfen.

Während die Unterſuchung in Bezug auf den Sohn ihren Anfang nehmen ſollte, entzog ſich dieſer freiwillig der irdiſchen Gerechtigkeit. So wurde nehmlich von den Richtern ſelbſt angenommen, obgleich ſein Tod in meinen Augen ſtets Zweifel erregte. Es befand ſich in ſeinem Gefängniſſe noch ein junger Menſch, der bedeutender Verbrechen wegen dort war. Jetzt hatten ihn Schulden zur Haft gebracht. Dieſer machte nun einſt in der Nacht einen gewaltigen Lärm und ſchrie nach dem Gefangenwärter. Als dieſer kam, führte er ihn zu dem Bette ſeines Leidensgefährten, der darin mit ſeiner Halsbinde erdroſſelt lag. Sein Röcheln und Stöhnen, ſo ſagte er aus, haben ihn aus

dem Schlafe erweckt, worauf er ſogleich Lärm gemacht, bis man aber gekommen ſey, habe der Andere den Geiſt aufgegeben.

Die Sache wurde ſtreng unterſucht. Dem erſten Anſcheine nach ſollte der junge Menſch ohne Hilfe ſich nicht den Tod haben geben können. Man ſprach ſogar davon, daß er einen koſtbaren Ring am Finger getragen hatte, der nun vermißt wurde; allein trotz aller Zweifel brachte man nichts heraus und die Meinung ſtellte ſich am Ende dahin feſt, daß hier ein Selbſtmord vorliege. Man wollte wiſſen, daß der Unglückliche ein junges Chriſtenmädchen geliebt habe, daß er auf dem Punkte geſtanden ſey, ſich taufen zu laſſen, und daß er nun, von Schande erdrückt und einer infamirenden Strafe entgegenſehend, das Leben nicht länger habe ertragen können.

Wie es zu gehen pflegt, mußten die Unſchuldigen mit den Schuldigen leiden; alle Rechtlichen zogen ſich von dem Hauſe nun zurück, ſo wie ſie früher es ſuchten und ſich glücklich ſchätzten, ſich darin aufgenommen zu ſehen. Einſam und ſtill verlebten die reichen Leute und mit ihnen ihre hüb-

schen Töchter ihre Tage. Meine Liebe war nicht so romantisch, daß ich im Stande gewesen seyn sollte, mich über die öffentliche Meinung hinwegzusetzen. Eine Verbindung mit diesem Hause konnte nicht mehr das Ziel meiner Wünsche bleiben. Ich suchte meine Leidenschaft für das Mädchen mit Macht niederzukämpfen und mir die gebührende Stellung in meiner Welt, d. h. an der Börse, recht lebhaft vor Augen zu führen.' Um aufrichtig zu seyn, gestehe ich, daß mir die Entsagung nicht schwer ward. Wäre ich ein Dichter oder ein Maler gewesen, ich glaube, ich hätte einen schwerern Kampf zu bestehen gehabt. So aber — ein Banquier! da treten Herzensempfindungen vor den reellen Gefühlen in den Hintergrund.

Mein Entschluß wurde übrigens auch dadurch erleichtert, daß der Gegenstand meiner frühern Neigung die Stadt verließ und mit ihrer Schwester in einer entfernten Provinz bei einem Verwandten zu leben beschloß. Dort soll sie später sich verheirathet haben; ob sie glücklich wurde, weiß ich nicht zu sagen, ich habe nichts darüber erfahren können.

Dies war aber meine einzige Jugendliebe; ich habe ſeitdem nicht wieder ſo geliebt. Meine Neigungen zu Frauen beſchränkten ſich von nun an nur auf gewiſſe Beziehungen, das Herz war ſelten dabei ſo recht für voll im Spiele. Nach dem, wie ich mich nun ſelbſt zu kennen glaube, mußte die einzige Herzensneigung, die ich jemals gefühlt, einen ſo tragiſchen Ausgang haben. Es war weiſe vom Schickſal, es ſo zu lenken. Ich kann mir denken, daß wir unglücklich geworden wären, wenn ſich Alles damals nach unſern Wünſchen gefügt haben würde, bis zu welchem Grade ſich dieſes Unglück aber geſteigert hätte, dies vorauszuſehen, liegt außer der Sphäre meiner Berechnungen.

Fünftes Kapitel.

Die Erholungsreiſe. — Der Dichter am Wege. — Der Lump. — Tragiſcher Ausgang. —

Den trüben Eindruck zu verwiſchen, den der eben erzählte Vorfall auf mein Gemüth gemacht hatte, beſchloß ich, eine Reiſe zu unternehmen.

Eine heilſame Zerſtreuung kann in ſolchem Falle nur von fremden, nie geſehenen Gegenſtänden ausgehen. Ich reiste vorerſt nach der Hauptſtadt des Landes, von welcher ich ſchon ſo lange mir hatte vorerzählen laſſen. Der Weg führte mich durch eine traurige Gegend; elende Hütten, ein Volk, das der Armuth erlag, weil der Boden ſelbſt durch eiſernen Fleiß ſich nichts abtrotzen ließ; Wege und Landſtraßen, auf denen man jeden Augenblick den Hals zu brechen riskirte; die ſchlechteſten Gaſthäuſer, die man ſich denken kann, und worin man

selbst an dem Nöthigsten Mangel litt, so fand ich mein sogenanntes Vaterland. Obgleich ich Manches in der Stadt, wo ich lebte, auszusetzen fand und wohl einsah, daß hienieden nicht Alles vollkommen, oder daß wenigstens noch nicht Alles auf einen Punkt gehoben war, der nichts mehr zu wünschen übrig ließ, so war mir doch der Anblick dieses Landstrichs zu überraschend, um mich nicht mit Wehmuth zu erfüllen. So hatte ich mir's vor den Thoren meines Geburtsortes nicht gedacht!

Aber statt daß es sich in der Nähe der Hauptstadt freundlicher gestalten sollte, nahmen die trüben Aspecte im Gegentheile immer zu, je näher ich dem Sitze der Herrlichkeit, des guten Geschmacks und der feinen Sitte kam. Meine unmuthige Ueberraschung hatte einen solchen Grad erreicht, daß ich ein Paar Stationen vor dem Ziel meiner Reise einen Brief an einen Freund schrieb, und mich im bittersten Spotte darüber ergoß, was ich zu sehen bekam.

In dieser Stimmung kam ich in der Residenz an. Ich stand mit keinem einzigen christlichen Hause dort in Geschäftsverbindung und präsentirte mich

daher nur in jüdiſchen, unter denen ich jedoch die reichſten kannte. Sie lebten auf einem Fuße, den ich bis jetzt in der Provinzſtadt noch nicht kennen gelernt hatte. Die erſten Künſtler und Staatsmänner verſchmäheten es nicht, über die Schwelle zu ſchreiten, an welcher der Segen der Thora angeheftet war, dem kein Gläubiger vorübergeht, ohne ihn durch einen Kuß zu verehren. Ein ungeheurer Luxus herrſchte überall; ich wohnte Gaſtmählern bei, deren ein gekröntes Haupt ſich nicht hätte ſchämen dürfen. Aber alle dieſe Leute machten auch Geſchäfte, welche auf die großen Weltereigniſſe, deren Mittelpunkt wir Alle waren, Einfluß ausübten.

Große Lieferungen für die Armee, Auszahlungen der Subſidiengelder, der Kriegsſteuern, das waren die Bereiche, worin ſich dieſe Häuſer bewegten. Mir gingen zum erſten Male die Augen auf; was ich bis jetzt getrieben, hatte ich von meinem Vater ſo treiben ſehen, und obgleich ich über ziemliche Summen zu gebieten hatte, war mir doch nur Alles, im Vergleich mit dem, was ich hier ſah, wie Kleinhandel erſchienen. Ich be-

warb mich als Theilnehmer bei verschiedenen Speculationen und war erfreut, als man meine Vorschläge annahm.

Nach einem ziemlich lustigen Aufenthalte von mehrern Wochen verließ ich die Residenz, um durch den Staat eines benachbarten Fürsten meine Reise bis an den Rhein auszudehnen. Hier hatte ich ein Abentheuer, das ich erzählen will.

Es war ein kühler Morgen zu Anfang des Winters; ich saß im guten Pelze im zugemachten Wagen und schaute hinaus auf die bereifte Landschaft. Da zog ein junger Mensch meine Aufmerksamkeit auf sich, der am Wege saß und vor Kälte fast erstarrt zu seyn schien. Ich ließ halten, und da aus dem lustigen, abgetragenen Röckchen ein edles Gesicht hervorblickte und mich dabei etwas Unbestimmtes zu dem Menschen hinzog, so lud ich ihn ein, sich in meinen Wagen zu setzen, gab ihm einen überflüssigen Mantel, der auf dem Rücksitze unbenutzt lag, und öffnete sogleich mein Flaschenfutter, um ihm ein Gläschen Madera anzubieten. Er dankte herzlich und nannte mich seinen Lebensretter; er war nehmlich dem Erfrieren eben so nahe,

als dem Verhungern geweſen, da ich ihn getroffen hatte.

Zu meinem Erſtaunen vernahm ich, daß ich ſo glücklich geweſen war, einem Glaubensgenoſſen das Leben gerettet zu haben. Er war vom fernen Rhein bis nach Prag gezogen, wo er ſich bei der zahlreichen Gemeinde als Lehrer oder Erzieher durchzubringen gehofft hatte. Allein ſeine Hoffnung war fehlgeſchlagen. Einige wohlwollende Familien hatten ſich ſeiner anfänglich angenommen, dann aber mußte er den gegen ihn geſponnenen Intriguen weichen. Würde er dies nicht gethan haben, ſo hätte er ſelbſt für ſeine perſönliche Sicherheit haben Befürchtungen hegen müſſen. Er ſchilderte mir mit lebhaften Farben die Rachſucht ſeiner Widerſacher, die ihn dazu vermochte, entblößt von allen Hilfsmitteln, kränklich wie er war, in rauher Jahreszeit, ſich auf den Weg, nach einem ungewiſſen Ziele, zu begeben.

Der Wein hatte ihm nun ein Wohlbehagen mitgetheilt, das ſich in heitern Geſprächen zu erkennen gab; er wurde das, was man redſelig zu nennen pflegt. Er ſagte mir, daß er Dichter ſey

und bereits mehre von seinen Poesien habe drucken lassen; hierauf nannte er mir seinen Namen und verwunderte sich, daß ich ihn noch nie nennen gehört hatte. Ich aber entschuldigte mich bei ihm auf das Beste damit, daß ein Geschäftsmann, wie ich, nicht Zeit habe, sich um Dichter und ihre Werke zu bekümmern, und fügte noch hinzu, daß ich wünschte, er möge mir dieser aufrichtigen Aeußerung wegen doch ja nicht seine Achtung entziehen. Er versicherte hinwieder, daß ich ihm einen so großen Dienst erzeigt habe, den er sein ganzes Leben nicht vergessen könne, und daß er es einem solchen Manne, der sich in großen Geschäften wiege, gar nicht verdenke, wenn er sich um das lose Gesindel der Poeten nicht bekümmere. Dabei lachte er bitter.

In der That war es damals eine recht böse Zeit für Leute solchen Gelichters. Der Kanonendonner wollte alle Sangvögel zum Schweigen bringen, und wagten es dennoch einige, ihr Zwitschern hören zu lassen, so wurden sie unstät umhergejagt, und wußten nicht, wo sie ihr Nest hinbauen sollten. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm über die Lauf-

bahn, die er ergriffen, meine Verwunderung auszudrücken.

Ich habe es ſtets nicht begreifen können, wie Künſtler ſich in einem Orte anſiedeln konnten, deſſen Lage augenſcheinlich nur Vortheile zum Handel bietet. Wer kann ſo grauſam gegen ſich ſelbſt ſeyn, ſich mit einem glühenden Künſtlergemüth unter egoiſtiſchen Börſenmenſchen umherzutreiben und im Elend zu darben, während man durch Handel auf jedem Schritt ein reichliches Auskommen finden kann. Aber noch unbegreiflicher war es mir, daß Juden etwas Anderes, als den Handel ergreifen mögen, zu welchem ſie bis dieſen Augenblick doch nur einzig und allein beſtimmt zu ſeyn ſchienen. Es gehört eine Entſagung hiezu, deren Kraft ich mir nicht zutraute. Wer Künſtler ſeyn will, gehe nach Italien, und wer den Handel verſchmäht, höre auf, Jude zu ſeyn. Thut er das nicht, ſo muß nothwendig ein Zwieſpalt entſtehen, den keine Kraft in ſeinem Innern auszugleichen im Stande ſeyn wird. Wir haben genug Beiſpiele gehabt, die mir aber in dieſem Augenblicke nicht einfallen, und

die hier anführen zu wollen, auch wohl sehr überflüssig wäre. —

In der nächsten bedeutenden Stadt, die wir erreichten, setzte ich meinen Dichter ab, nachdem ich ihm eine ansehnliche Unterstützung gegeben hatte; er war von Dankgefühl durchdrungen und versprach mir, von seinen fernern Schicksalen Bericht abzustatten.

Er hielt getreulich Wort. Ich bekam bis an seinen Tod von Zeit zu Zeit Briefe von ihm. Er war ein gelehrter, talentvoller Mann, nur taugte er leider nicht für die Welt, wie sie damals war; daran ist er jung gestorben. Nachdem er sich mühevoll durchgeschlagen, und größtentheils Verfolgungen von seinen Glaubensgenossen selbst auszustehen hatte; bald für einen Freigeist, bald für einen Schwärmer verschrien wurde, kam er nach einer Provinzialhauptstadt, die eine ansehnliche Menge Juden unter ihre Bewohner zählte, von denen aber die Reichsten bereits zum Christenthume übergetreten waren. Hier kam man ihm anfänglich mit großer Bereitwilligkeit entgegen und versprach ihm, kräftig für ihn zu wirken. Die sogenannte jüdische Reformation

atte damals eben begonnen. Man wollte nicht
ur deutſche, ſtudirte Rabbinen, ſtatt der unwiſ-
enden polniſchen Juden, die ſonſt an vielen Orten
enes wichtige Amt bekleideten; ſondern man ging
eiter: man wollte Predigt und Geſang für den
erworrenen, betäubenden Lärm, der mir in meiner
rühern Jugend den Gottesdienſt in den Synago-
en ſo ſehr verleidet hatte. Mein armer Dichter
chien der Gemeinde jener Stadt die trefflichſten
Eigenſchaften zu einem modernen Prediger zu haben,
ie ſie ihn brauchten, und ich zweifle nicht, daß
r ihr blumenreiche und ſalbungsvolle Reden gehal-
en haben würde. Allein wie das Sprichwort ſagt:
„Während das Gras wächst, verhungert die Kuh“,
o ging's auch hier. Man ſtritt hin und her; es
gab Partheien für und wider; man mußte Stim-
nen zum Schweigen bringen, fremde Intereſſen
bekämpfen; der arme Dichter legte ſich allen mög-
ichen Zwang auf, ſeinem zukünftigen Prediger-
tandegemäß zu leben. Er verſagte ſich jede Freude,
eden Genuß, zu dem ſeine Jahre ihm wohl ein
Recht gegeben hätten, und beſchränkte ſeinen Um-
gang aus devoteſter Dankbarkeit nur auf die Häu-

ser, die seine Mäcene waren. Daran that er aber Unrecht, der arme Mensch!

Wer kein Geld hat, wird in der jüdischen Umgangssprache gewöhnlich „Lump“ geheißen. Man würde erstaunen, Männer, welche durchaus des rechtlichsten Ansehens genießen, als Lumpen bezeichnet zu sehen, wenn man nicht wüßte, daß sie kein Geld besitzen. Wer an Achtung in den Augen wackerer Juden nicht verlieren will, gebe ja keine Blößen seines Geldbeutels zu erkennen, sonst ist es darum geschehen.

Jener Professor, den die ganze gelehrte Welt anerkennt, jener Beamte, der in seinen häuslichen Verhältnissen sehr ehrbar erscheint, ist „ein Lump“, denn er suchte einmal ein kleines Kapitälchen bei einem Juden aufzunehmen. Hat er dieses Kapitälchen ehrlich zurückgezahlt, so heißt es von ihm im jüdischen Conversationston: „Er ist ein grundehrlicher, braver Mann, aber er ist doch ein Lump!“ —

Wer diesen Gebrauch des Wortes nicht kennt, wird in solchen Aeußerungen vergebens nach einem Sinn forschen.

Ein ſolcher Lump war denn auch der gute Dichter und dies beeinträchtigte das Anſehen bedeutend, deſſen er zufolge ſeiner Kandidatur bedürftig geweſen wäre. Dazu kam noch, daß geſchäftige Leut' nach ſeiner Heimath ſchrieben, um über ſeine frühern Lebensverhältniſſe Auskunft zu erhalten. Man erfuhr, daß er im Punkte der Liebe keineswegs ganz reinen Leumunds genieße; ein armes Chriſtenmädchen hatte ein Pfand ſeiner Zärtlichkeit aufzuweiſen und war bald darauf geſtorben; das Pfand lief aber nunmehr bettelnd im Orte herum und wurde von den andern ſchmutzigen Bettelkindern „Jud" geſchimpft, und ſie ſchämten ſich ſeiner.

Dies war natürlich keine beſondere Empfehlung für den armen Lumpen, der deutſcher Prediger einer Judengemeinde werden wollte. Die Mäcene, die er fortwährend beſuchte, fingen an, ſich etwas von ihm zurückzuziehen und die Andern, die er ohnehin vernachläßigt hatte, fuhren in der Aufſuchung nachtheiliger Umſtände nur deſto eifriger fort. Er ſelbſt ſaß unterdeß in einem kleinen, elenden Zimmerchen, deſſen geringe Miethe ihn ſogar am Ende eines jeden Monats in die tödtlichſte Verle-

genheit setzte, und arbeitete an einem großen Trauerspiel mit Chören: „Salomo's Siegelring.“ Gewiß das Unpassendste, das er in seiner Lage thun konnte. Hierüber kam der Tod, wie auf leisen Socken, unmerklich zu ihm herangeschlichen, klopfte ihm auf die Schulter, als er gerade an seinen Versen feilte, und sprach:

„Laß das gut seyn, armer Lump! wie magst du nur so dich plagen und um nichts, Launen ertragen und hungern und frieren und dich überdrüssig harren! Es wird doch nichts daraus! Komm, wir wollen das Ding bald anders machen.“

Und damit war's aus; in dem kalten Zimmer lag alsbald die kalte Leiche des Dichters. Er, der nie zu Pferde gesessen, mußte an der galoppirenden Schwindsucht sterben. Eine bittere Ironie! Aber sie war mitleidig und hat's schnell mit ihm gemacht. Seine Gedichte und sein Trauerspiel hat Niemand zu sich genommen; die losen, schmierigen und halbzerrissenen Blättchen wurden auf den Kehricht geworfen und nur das, was schon zerstreut, hie und da in Tageblättern gedruckt worden war, wurde wieder gesammelt und neu aufgelegt; ich

habe auch auf 6 Exemplare pränumerirt, weil es hieß, daß man ihm einen Denkſtein auf ſeinem Grabe von dem Ertrag errichten wollte. Ich weiß nicht, ob etwas Ordentliches zu Stande kam.

Die Gedichte ſelbſt habe ich nie geleſen, ich leſe in der Regel keine und habe auch keine Zeit zu ſo etwas; aber nach dem, was ich aus Geſprächen mit dem Verſtorbenen und von Andern über ihn erfahren habe, glaube ich, daß er ein guter Dichter geweſen iſt.

Der arme, gute Menſch! daß er auch nun eben ein Lump ſeyn mußte! —

Sechstes Kapitel.

Frankfurt. — Der Jude-Paria. — Der reiche Wohlthäter. — Der Banquier und der Juwelenhändler. — Häusliche Gebräuche. — Kaffeehaus, Kartenspiel und Fische. —

Ich besuchte Frankfurt. Diese Stadt war damals noch nicht so, wie ich sie einige Jahre später kennen lernte. Unter den Fittigen des schützenden großherzoglichen Adlers durften die Juden selbst auf der Zeil und dem Liebfrauenberge wohnen, und mit den Christen sich der gesunden Luft erfreuen, welche der gütige Himmel in und um Frankfurt wehen läßt. Nur die Trödler und Schacherer der untersten Art blieben in dem Qualm der alten Judengasse gebannt und wollten nichts wissen von der großmüthigen Emancipation, die der Großherzog von Frankfurt ihnen angedeihen ließ.

Ich war jedoch Zeuge, wie sehr die Bürger diese Maaßregeln verwünschten, und zog daraus

den Schluß, daß über kurz oder lang meine armen Glaubensgenossen genöthigt werden dürften, in ihre alten räucherigen Quartiere zurückzuwandern, wenn gleich ein solcher Fall damals noch nicht entfernt vorauszusehen war. Einst machte ich nehmlich einen Gang vor das Thor und hatte mich ermüdet unter einen schönen Baum gesetzt, um dessen Stamm eine Bank lief. Kurze Zeit darauf nahm eine Familie neben mir Platz, die so eben von einem entfernten Spaziergange zu kommen schien; der Vater sagte, er sey sehr ermüdet und wischte sich den Schweiß von der Stirne; er freuete sich dabei des schattigen Plätzchens und der schönen Aussicht. Aber plötzlich, als wenn er eine giftige Schlange erblickte, sprang er auf und sagte zu seiner Frau und den Kindern: „Kommt Kinder, hier ist unsers Bleibens nicht, muß der Teufel so 'n verdammten Jud' auch überall haben.“

Hier sprangen Alle auf und folgten dem Vater.

Anfänglich bezog ich den Affront auf mich, da ich aber ganz unbekannt den Leuten war und in meinem Aeußern sich nichts, was den Juden verrathen hätte, ausdrückte, so lenkte ich meine Blicke

nach der andern Seite des Baumes, um den Gegenstand zu entdecken, der jenen christlichen Familienvater so plötzlich aus seiner Ruhe aufgeschreckt hatte, die ihm noch vor wenig Augenblicken ganz trefflich zu behagen schien. Ich bemerkte einen kleinen Mann in einem grauen, schlichten Ueberrocke, der in Gedanken versunken da saß und gar nicht bemerkt hatte, welchen unangenehmen Eindruck seine Anwesenheit auf die Familie gemacht. Ich erkannte den Mann sogleich, und nun erhob auch ich mich, nicht aber, um mich aus seiner Nähe hinwegzubegeben, sondern um ihm meine Ehrfurcht zu bezeugen. Es war ein reicher, sehr wohlthätiger Israelite, der seine Unterstützung Christen und Juden angedeihen ließ, und nie erst fragte: „Welchem Glauben gehört Ihr an?“ ehe er die Hand öffnete, um seine Gabe zu spenden. Jeden Freitag umlagerte eine Menge Armer seine Thür, und allen wurde eine reiche Gabe beschcert; reich im Verhältniß zu ihrem Elende und zu dem, was Ihnen die Mildthätigkeit ihrer Mitbürger zufließen ließ. Ging der Mann über die Straße, so neigten sich die kleinen Handwerker, Tagelöhner und

Handelsjuden tief vor ihm, und die Kinder und Weiber liefen ihm nach, um den Zipfel seines Rocks zu küssen; dies ward ihm zu Theil, während die vornehmen Christen ihn flohen, und die reichen Juden selbst — denn eigentlich vornehme gab es damals noch nicht — ihm mit Neid und Abneigung begegneten. Dieser Mann ward der Stifter eines Hauses, dessen Ruhm weit reichen sollte, und die Geschichte der Pinto in Portugal wieder heraufbeschwor, und an die Macht der Banken der Medicis im Mittelalter erinnerte. —

Bei meinem zweiten Aufenthalt in Frankfurt war dieser Mann gestorben, aber sein Haus, dessen ich eben erwähnte, stand im vollsten Flore. Die Chefs desselben hatten sich nun auch aus dem schmutzigen Revier der Judengasse herausgemacht, aber wie kluge, vorsichtig berechnende Leute, waren sie nicht zu weit, sondern nur bis an die Ecke gezogen; sie steckten gleichsam nur den Kopf heraus, um frische Luft zu schöpfen; wer wollte ihnen das verargen? Sie trauten dem Frieden nicht! —

Ich hatte einen Creditbrief an dieses Haus. Eines Morgens geh' ich hin; man weist mich in das

Comptoir, das zu ebener Erde war. Ein Geschäftsmann, wie ich, mußte dieses Comptoir mit Achtung betreten. Es waren hier Geschäfte gemacht worden, die selbst gewiegte Geldmenschen in Erstaunen setzen konnten. Das Local bestand aus drei Zimmern; ich wurde in das Eine gewiesen, um die Ducaten in Empfang zu nehmen, die ich zu erhalten wünschte. Ein grün angestrichenes Gitter von Holz lief quer durch das schmale, ziemlich dunkle Zimmer und theilte es in zwei gleiche Hälften. Dahinter stand der Zähltisch, an dem eine bejahrte Frau, in einer weißen, die Stirn tiefbedeckenden Spitzenhaube saß, und mit flinker Geschäftigkeit mir das Gold vorwog. Dies war die Mutter des Hauses. Neben ihr lag ein Strickzeug, welches sie — wenn es sonst nichts zu thun gab — wohl zur Hand nehmen mochte.

Von hier begab ich mich in das gegenüberstehende Haus, wo ich bei einem reichen Juwelier zum Essen eingeladen war. Ich konnte nun die Wagen vorfahren sehen, die sich zu einem Diner in dem Banquierhause, wo ich meine Ducaten empfangen hatte, einstellten. Es waren lauter vornehme Leute;

fremde Generale, Minister, Gesandte. Ich vernahm, daß die alte Frau mit der Spitzenhaube oben an der Tafel sitze, und daß die Speisen alle nach jüdischen Gesetzen und Vorschriften, die bekanntlich — was die Küche betrifft — besonders streng gegeben sind, zubereitet waren. Ich wäre wohl begierig gewesen, zu sehen, welche Mienen jene vornehmen Herrschaften geschnitten haben, wenn sie die nach allgemeiner orientalischer Kochkunst, stark mit Knoblauch gewürzten und überpfefferten Braten, die saffrangefärbten Suppen und die verzuckerten Gemüse zu kosten anfingen. Aber in dem Hause, wo ich speiste, ging es eben so alttestamentarisch zu. Man trug nichts auf, was gegen die Vorschriften des Talmud gefehlt hätte, und der männliche Theil der Tischgesellschaft behielt den Hut auf dem Kopfe, was mich einigermaßen in Verlegenheit setzte, weil ich hieran seit lange nicht mehr gewöhnt war. Der Unterschied in der Beobachtung dieser religiösen Formen in meiner Heimath und hier war mir jetzt erst recht einleuchtend. Bei uns wurde seit lange schon nicht mehr in reichen Häusern auf so etwas gehalten. Diese gehörten

insgesammt zu den sogenannten „Aufgeklärten.“ Mein Vater war schon viele Jahre todt und seine Frömmigkeit und Sonderbarkeit galten mir stets als Ausnahmen.

Nach dem Tischgebete, welches von Einem mit lauter Stimme vor- und von den Andern murmelnd nachgebetet wurde, stand mein Wirth auf, um mir seine Prätiosen zu zeigen. Sie befanden sich in einem runden, entlegenen Zimmer und erregten mein Erstaunen im hohen Grade. Nie hatte ich noch eine solche Juwelenhandlung en gros gesehen. Auf allen Tischen lagen Haufen und Häufchen von Edelsteinen verschiedener Größe und Farbe; Brillanten nach dem Wasser rangirt, gelbe, blaue, rothe, um jeden Geschmack befriedigen zu können. Gefaßter Schmuck war nur wenig vorhanden, weil der ältere Sohn eben damit zur Leipziger Messe gereist war. Ich trat ängstlich auf; der Staub, auf den ich trat, schien mir Diamantenstaub zu seyn; Alles in diesem runden Gemache mußte kostbar seyn; und Staub und Schmutz lagen überall fingerhoch, denn wie jeder leicht einsehen wird, konnte hier nicht oft gescheuert und gekehrt werden,

weil die damit nothwendig verbundene Wachsamkeit zu großen Umständlichkeiten verleiten mußte. Auch ist es ein altes, bewährtes Sprichwort: „Wo viel Schmutz ist, da ist viel Geld!“ —

Das Essen hatte lange gedauert, und mit dem Besehen der Kostbarkeiten hatten wir auch eine schöne Zeit hingebracht, es war also schon dunkel, als ich mich bei der Familie empfahl. Ein Sohn des Hauses führte mich in ein Kaffeehaus, das in der Nähe von Glaubensgenossen etablirt worden war, und daher auch nur von diesen besucht wurde.

Die Wirthin, eine hübsche, junge Frau, von schlankem Wuchse und feurigen Augen, war berühmt wegen der Art, wie sie Fische zu kochen wußte. Das war eine triftige Anziehungskraft für uns, denn jeder Jude ist ein geborner Freund von polnischen Karpfen und gefüllten Hechten mit fetten Lebern.

Das Local sah weder eleganter noch schmutziger, als ein anderes Kaffeehaus in Frankfurt aus; man war nur überrascht, wenn man hier lauter lange Nasen und schwarze Bärte erblickte, die sich emsig auf das Spiel herunterbogen, welches sie gerade

vor sich hatten. Gesprochen wurde viel, obgleich Alles spielte. Dominosteine sah man häufig; ein anderes Spiel mit Karten erlernte ich hier. Sie nannten es Rabusch; ich glaube, daß es im Französischen Grabuge heißt, und daher jenen verstümmelten Namen von meinen Freunden erhalten hat. Wenigstens wurde so viel dabei gezankt, daß es das französische Wort vollkommen rechtfertigte. Mein Gegner war ein alter Mann, der jeder Zeit die Karte, die gelegt werden sollte, so lange meckernd ausrief, bis sie gelegt war. So hörte man denn in einem fort nichts Anders, als: „Der Neunter — Neunter — Neunter — Neunter“ — oder: „Das Daus — das Daus — das Daus — das Daus!“ Diese Einförmigkeit und das geringe Interesse, welches das Spiel selbst für mich hatte, brachte mich dem Einschlafen nahe, und wirklich waren mir die Augen zugefallen, als der Ruf: „Die Fische sind fertig!“ dem ganzen Kaffeehause eine andere Richtung gab. Jeder dachte nunmehr daran, seinen Magen zu befriedigen und das beste Stück aus der Schüssel zu erhaschen. Ich gab mein Spiel verloren, und mein Gegner strich das

Geld ein, ohne dagegen etwas zu erwiedern. Es machte mir keinen Kummer, die wenigen Zwanzig-Kreuzerstücke verloren zu haben, es divertirten mich aber die dampfenden Teller, die nun an die Stelle der Karten vor mir waren, und ich muß bekennen, nie beſſere Karpfen gegeſſen zu haben.

Siebentes Kapitel.

Lieferanten. — Ein Gelüsten. — Das Salzgeschäft. — Heirathsprojekte.

Um sich solchen Genüssen auf lange friedlich hingeben zu können, fehlte aber jener Zeit der gemüthliche Character. Es hatte wieder zu rumoren angefangen, und ein neuer Feldzug war vor der Thür. Das bestimmte mich, die Nähe des Rheins zu verlassen, dessen Ufern ich so gern einen Besuch abgestattet hätte, und mich wieder meiner Heimath zu nähern. Ich fand einen Reisegesellschafter an einem kleinen, dicken Mann, der so eben sein Schäfchen in's Trockene gebracht hatte. Er war ziemlich unbemittelt gewesen, und hatte ein kurzes Waarengeschäft an der Grenze von Gallizien betrieben. Der Trieb, Geld zu verdienen, dieser so mächtige Trieb in gewöhnlich tüchtigen

Naturen, die sich dadurch zu der allein auf Erden möglichen Freiheit emporschwingen wollen, hatte auch ihn ergriffen; sein kleines Geschäft, das ihm zum Ueberdruß wurde, überließ er seiner Frau, die sich auf diesen Handel sehr wohl verstand, und ging zur Armee, um mit seinem kleinen Fonds sich bei einem Generallieferanten zu empfehlen, und dann irgend einen Theil einer Lieferung zu übernehmen. Das Glück wollte ihm wohl, obgleich es ihm anfänglich keine freundliche Seite herauskehrte.

Im Hauptquartier fand er keinen Einzigen der Matadore, welche gewöhnlich dem Heere wie Rabenschwärme nachzuziehen pflegen. Sie befanden sich Alle in einem nahegelegenen berühmten Badorte, um sich an dem dortigen Treiben zu ergötzen, und auch das Glück der Karten zu versuchen. Für unsern kleinen Lieferanten war dieß ein harter Stand; es waren mannichfaltige Geschäfte zu vergeben, die er jedoch allein nicht zu übernehmen im Stande war. Er sollicitirte hin und her, und ließ es an nichts fehlen; aber Alles wurde aufgeschoben, bis es den Hauptlieferanten gefallen

würde, ſich ſelbſt zu bewerben. Dieſe wußten nemlich die geringern Beamten und Kommiſſäre, welche die Lieferungen zu vergeben hatten, durch Beſtechung in ihr Intereſſe zu ziehen. Mein kleiner, dicker Mann war troſtlos darüber.

In einer feindlichen Provinz waren inzwiſchen große Salzvorräthe aufgefunden worden, und dieſe gehörten von Rechtswegen, d. h. nach Kriegsgebrauch, dem Truppencorps, welches die Provinz in Beſitz nahm. Was ſollten aber die Generale, Oberſten, Lieutenants und Gemeine mit Salz anfangen? Damit dieſe Beute Werth für ſie erhielte, mußte ſie in den Generalnenner aufgelöst werden, der allein galt und gelten wird. Geld! war die Loſung; wer gibt Geld, und genug Geld für dieſe Salzhaufen? Lieferanten herbei! —

Aber ſie ſaßen noch immer bei Karten und Mädchen in dem nahen Bade, und kümmerten ſich wenig um das Salz des ganzen Oceans. Sie hatten ſchon gute Geſchäfte gemacht und vergeudeten nun — wie ſie es gewöhnlich machen — das mit ſo leichter Mühe Errungene. Das Salz war indeß zu lockend, und ſolide Häuſer in der

Provinz, die den Artikel zu schätzen wußten, erhoben sich und baten um öffentliche Versteigerung, fest entschlossen, den Handel keinem Fremden zu überlassen. Diese Anerbietungen waren jedoch für die kleinen Beamten und Kommissäre zu gefährlich; bei solchen offenen Veranstaltungen geht ihr ganzer Profit in die Brüche. Dem mußte zuvor gekommen werden. Unser kleiner, dicker Mann war jetzt zu seinem Glücke da; man hatte ihn gleich bei der Hand und ließ ihn kommen.

Es wurde in der Eile ein heimlicher Vertrag abgeschlossen, wornach er für die Salzvorräthe ein Spottgeld gab, oder geben sollte, denn er selbst gab in der That keinen Heller. Nachdem der Vertrag geschlossen war, begab er sich zu den Handelshäusern, die das Salz zu erstehen wünschten, und überließ ihnen das Ganze zum höchsten Preise. Mit einem Theil des ihm von diesen bezahlten Geldes bestritt er seine Kaufsumme, und der Ueberschuß, den er baar einstrich, belief sich auf nicht weniger als eine halbe Million Gulden. So kann man in der größten Schnelligkeit ein

reicher Mann werden, ohne das Geringste dabei zu riskiren! —

Die Lieferanten, die indeß beim Spiel saßen, wollten sich vor Aerger die Köpfe herunterreißen; was war aber zu machen, sie hatten für dießmal das leere Nachsehen.

Es ist unglaublich, wie schnell sich in Kriegszeiten ein Glück zusammenbauen läßt; es ist aber auch sonderbar, wie selten es von Bestand ist. Dieses liegt jedoch größtentheils an den Parvenus selbst, Menschen ohne Character und Erziehung, die von dem plötzlichen Reichthum geblendet, die Saiten schnell zu hoch spannen, und dann nur um so schneller in ihr Nichts zurücksinken. Ich hatte Gelegenheit, solche Leute kennen zu lernen und zu beobachten, und fast immer nahm die Herrlichkeit ein klägliches Ende. Vor dreißig Jahren war die Verpflegungsadministration der Armeen noch nicht so organisirt, wie heutzutage, und Alles, das Wohl und Weh des Soldaten, oft sogar der glückliche oder unglückliche Ausgang des Feldzugs, befanden sich ganz in den Händen der Lieferanten.

Die Armee einer großen Macht war ſogar einmal völlig in die Hände einer polniſchen Judenfamilie gegeben, die ſich dabei auf die unverſchämteſte Weiſe bereicherte, aber ſpäter dafür auch lange Zeit hindurch im Kerker ſchmachten mußte. Dennoch aber ſoll ſie noch immer von immenſen Forderungen ſprechen, die ſie an die Krone zu machen hat, wenn es ihr auch ein für allemal jetzt unterſagt iſt, jene laut werden zu laſſen.

Ich werde es nie vergeſſen, welchen Aufwand damals jene Familie machte, als ſie das Monopol beſaß, die Soldaten verhungern zu laſſen; es war nicht der glänzende Aufwand, den ein reicher Fürſt macht, der einer civiliſirten Nation angehört, ſondern es war die thörichte Verſchwendung eines Wahnſinnigen, eines orientaliſchen Despoten. Bei allem Uebermuthe, dieß wag' ich zu behaupten, würde kein Gebildeter aus unſerer Mitte ſolchen Gelüſten fröhnen.

Sobald einer der Chefs dieſes Hauſes, wenn man den Aelteſten jener Familie dieſen in der Handelswelt ſanctionirten Titel beizulegen nicht Anſtand nehmen will, in einem Gaſthofe abſtieg,

wurden mehrere Säcke mit Goldstücken geöffnet, und ihr Inhalt in die Schublade einer Commode geleert. Einst, in einer großen Stadt, wurden dreitausend doppelte Louisd'or auf diese Weise deponirt; der Schlüssel blieb stecken, und Jeder, der Geld brauchte, ging hin und füllte sich die Tasche, bis nichts mehr da war. Die Damen jenes Hauses besuchten die Laden der elegantesten Modehändler, bestellten das Kostbarste, bestimmten aber auch zugleich, welcher von den jungen hübschen Commis ihnen die Waaren am andern Morgen auf's Zimmer bringen sollte. Diese Commis trugen dann gewöhnlich mit dem Betrag der Rechnung auch noch ein kostbares Andenken mit davon.

Sinnlicher als diese Frauen hat es wohl in unsern Tagen keine gegeben. Ohne Sitte und Erziehung, trotz ihres ungeheuern Reichthums ohne Achtung, und außerhalb der Gesellschaft lebend, überließen sie sich jeder Anwandelung ihrer Laune, allen Verkehrtheiten ihres Geschmacks, den Eingebungen des Augenblicks, und fröhnten diesen Allen mit der unmäßigsten Begierde. Eine Dame dieses Hauses befand sich in gesegneten Umständen,

und es würde wahrlich zu weit führen und die Leſer ermüden, wenn ich alle jene Gelüſten, Antojo's nennt ſie der Spanier, hier anführen wollte, die ſie befriedigte, und die ihrer Bizarrerie wegen zum Stadtgeſpräch wurden. Nur ein Fall unter vielen mag hier angeführt werden, um die thieriſche Entartung jener Frau zu characteriſiren.

Einſt lag ſie auf dem Kanapee ausgeſtreckt, und hatte eben einen ſüßen Schlummer vollendet, der ihre überreizte Phantaſie wahrſcheinlich mit üppigen Träumereien erfüllt hatte. Beim Erwachen fällt ihr Auge auf einen hübſchen Jungen, der im Hauſe diente, und eben ein Theegeſchirr reinigte. Er hatte ſeine Aermel aufgeſtreift und zeigte einen überaus zarten Arm. Sie ruft ihn näher, ergreift ihn beim Arm und preist ſeine weiße Haut; endlich führt ſie ihn zum Munde, öffnet dieſen, und macht Miene hineinzubeiſſen. Der Junge ſchreit und wehrt ſich, ſie aber läßt nicht nach, und wie ſie ihm ihren Beutel mit Gold hinwirft, ſo denkt er bei ſich: „Dafür geht's ſchon, und den Hals wird's nicht koſten.“ Kaum hat er eingewilligt, ſo packt ſie ſeinen Arm wie

ein wildes Thier mit den Zähnen, und läßt, trotz des Schreiens des Jungen, nicht los, bis das Blut ihr aus dem Munde trieft. Der Lärm lockte einige Leute herbei, welche die Zähne der Dame, wie die einer engliſchen Bulldogge, förmlich losbrechen mußten, ſo feſt hatten ſie ſich in den Arm des armen Jungen verbiſſen.

Ein andermal hatte Einer der Herren das Gelüſte, allen Marktweibern die Früchte wegzukaufen und ſie in's Waſſer werfen zu laſſen. Dieß geſchah in einer kleinen Stadt auf der Durchreiſe, und die armen Einwohner mußten ſich lange ohne Gemüſe und Obſt behelfen, und es dann übermäßig theuer bezahlen.

Im Gefolge dieſer Menſchen befanden ſich ſtets eine Menge junger Abenteuerer, die auf ihre Koſten lebten, und ſich in Ausſchweifungen aller Art wiegten. Dieß Weſen nannte man nun eine Lieferantenwirthſchaft, und ich darf nicht erſt hinzufügen, daß jeder Wohlerzogene und Geſittete ſich mit Ekel und Abſcheu davon wegwandte. Dieß war auch die Urſache, daß mein würdiger Vater, ſo lockend auch manchmal die Ausſichten waren,

ſich nie zu dieſen Geſchäften verſtehen mochte, und auch nicht im Entfernteſten daran Antheil nahm, um mit jenen Leuten auf keine Weiſe in Berührung zu kommen. —

Seitdem waren nun aber Jahre vergangen. Das Kriegführen überhaupt hatte eine große Veränderung erlitten, insbeſondere aber die Verpflegung der Armee und die damit verbundenen Lieferungsgeſchäfte. Die Sachen ſtanden anders, als ich mit meinem kleinen, dicken Mann bekannt wurde, der an dem Salzgeſchäfte reich geworden war. Wenigſtens ſuchte er mich mit großer Beredſamkeit davon zu überzeugen. Er wollte jetzt nach Hauſe gehen, um ſein Geſchäft zu vergrößern und beſſer einzurichten, dann aber, verſicherte er, ſich ſogleich wieder auf den Platz begeben, wo etwas zu machen ſeyn würde. Dieſe Geſchäfte behagten ihm, und es ſchien mir ſehr einleuchtend, weßhalb ſie ihm behagten.

Das ſchnelle Glück dieſes Mannes erregte mein Nachdenken. Auf ſolche Weiſe Reichthümer erwerben, hieß ſie im Schlafe erwerben. Beim Lichte beſehen, waren dieß ja auch keine Lieferun-

gen; und ſolche Fälle, wie dieſe, ereigneten ſich wohl wieder, konnten, mußten ſich ſogar ereignen. Ich dachte bei mir ſelbſt, wenn's wieder Krieg gibt, ſo iſt es wohl gerathen, ſich der Armee mit tüchtigen Summen ſo nahe als möglich zu halten, um von jeder Conjunctur ſogleich Nutzen ziehen zu können.

Während unſerer Reiſe kam noch manches Andere zwiſchen uns zur Sprache. Der kleine, dicke Mann hatte bereits viel von mir gehört; die Firma meines Vaters, die ich beibehalten hatte, war eine durchaus ehrenwerthe. Jetzt, da er nicht mehr der Kleinkrämer aus der galliziſchen Grenzſtadt war, wollte er es weiter bringen. Er hatte eine ſchöne Tochter, die er mir ſchilderte; vollkommen ſey ſie, wie er meinte, in Hinſicht der Schönheit, ſo daß ich ſchwerlich eine ſchönere geſehen haben würde; was die gute Erziehung beträfe, fände ſich nichts Mangelhaftes, und hinſichtlich des Geldes, ſo wüßte ich ja wohl ſelbſt, wie es mit ihm ſtehe; er habe nur zwei Töchter, und gebe einer jeden ſogleich 100,000 Gulden baares Geld mit. Was den Modetand der Er-

ziehung beträfe, der wäre freilich bis jetzt ein wenig vernachläßigt worden, allein dieſes könne ja auf das Schnellſte eingeholt werden. „Ein paar Monate Lectionen genommen,“ fügte er hinzu, „und ſie tanzt ihnen Franzöſiſch auf dem Klavier, wie eine Prinzeſſin.“ Er wollte damit bezeichnen, daß ein paar Monate genügen würden, um Tanzen, Klavierſpielen und Franzöſiſch, als die Hauptelemente einer feinen Bildung, zu erlernen, drückte ſich aber in der Eile kürzer aus. Er gab mir durch dieß Alles nicht undeutlich zu verſtehen, was er wollte, und ich, obgleich ich nicht daran denken konnte, die mir unbekannte Tochter, dieſes nicht eben ſehr einnehmenden Mannes zu heirathen, wurde dennoch nachdenkender an ſeiner Seite, weil mir einfiel, daß es doch einmal Zeit ſey, mir eine Hausfrau zu wählen.

Die unruhigen Zeiten, in denen wir lebten, erfüllten mich aber dabei mit mancherlei Sorgen.

Achtes Kapitel.

Die Freiertüße. — Eine jüdiſche Courtiſane. — Die bekreuzten Goldſtücke. — Schmerzliche Enttäuſchung. —

Wir trennten uns auf halbem Wege. Ich ſchlug die Straße nach meiner Heimath ein, während er ſeinem polniſchen Grenzſtädtchen zueilte. Ich verſprach, ihn im nächſten Sommer zu beſuchen, weßhalb er voll freudiger Hoffnungen wurde, denn ihm ſchien ſehr daran gelegen, mich zum Schwiegerſohn zu haben.

Bei der Ankunft in meiner Vaterſtadt kam ich mir wie eine ganz andere Perſon vor. Das auf Reiſen Erlebte war es nicht allein, was mich meinen eigenen Augen fremd erſcheinen ließ, ſondern mehr das Gefühl, das ſich meiner bemächtigt hatte, „ein Mägdlein heimzuführen,“ wie es — ich glaube — im altdeutſchen Romanſtyl heißt.

Ich reckte mich, war ich an öffentlichen Orten oder in Gesellschaft, auf den Zehenspitzen empor, um besser den vorhandenen Blumenflor überschauen zu können, und mit prüfenden Blicken zu mustern, welche mir am besten conveniren würde. An einen Korb zu denken, fiel mir nicht entfernt ein, ja ich war fest davon überzeugt, daß eine Jede mich allen andern Bewerbern vorziehen müßte. Meine Leser werden bemerken, daß das leider etwas süffisant von mir gedacht war. Trotz dieser Zuversicht fehlte mir jedoch das Geschick, um nicht Muth zu sagen, mit einer heirathsfähigen Jungfrau ein ernstes Verhältniß anzuknüpfen. Ich schwärmte umher, trieb Neckereien, lose Scherze, Courmachereien, und ließ es dabei stets am Ernste fehlen. Selbst da, wo ich solche Absichten zu bemerken glaubte, benahm ich mich zurückgezogen; es war ein sonderbarer Widerspruch in meinem Wesen, der mich Allen zum Räthsel machte. Obgleich ich nichts sehnlicher wünschte, als mich mit einem reichen und hübschen Mädchen zu verbinden, hatte ich ganz das Wesen eines alten, läppischen Hagestolzen angenommen. Offenbar ward

ich von Schüchternheit beſeſſen, die mich verhinderte, meine Anträge perſönlich auf die rechte Weiſe anzubringen; das ſah ich wohl ein. Mein ſehnlichſter Wunſch war es daher, ein weibliches Weſen zu finden, welches mir auf halbem Wege entgegen käme, was man im gewöhnlichen Leben „Avancen“ zu nennen pflegt. Meine Blicke durften nicht lange ſuchen, und hefteten ſich auf eine junge, noch hübſche Wittwe, die eine ſehr anziehende Koketterie unter dem Schein eines ſehr züchtigen Weſens zu verbergen wußte, und mir deßhalb nur doppelt anziehend erſchien. Ich muß hier jedoch aufrichtig geſtehen, daß meine Abſichten nicht geradezu auf die Wittwe gerichtet waren, ſondern daß ſie vielmehr mir zum Kanal dienen ſollte, mich meiner Blödigkeit gegen gewiſſe reizende Geſchöpfe entledigen zu können, die ſich oft bei ihr einfanden. Unter ihrer Aegide hoffte ich zum Ziele zu gelangen, ich wollte ihre Freundſchaft erringen, und ſie gänzlich zu meiner Vertrauten machen.

Die Art, wie mich die Wittwe empfing, konnte ich mir nicht anders als ſchmeichelhaft auslegen.

Sie bezeugte mir sehr viel Wohlgefallen und Zutrauen, und schien mit großem Interesse meine Herzensergießungen anzuhören, die ich nun vor ihr nach und nach zu machen begann. Sie war so gefällig, die hübschesten Mädchen zu sich zu bitten, um mich mit ihnen näher bekannt werden zu lassen. Sie versäumte nicht, mich stets im vortheilhaftesten Lichte ihnen darzustellen, und ihnen von meinen vortrefflichen Eigenschaften zu erzählen. Diese bestanden nun aber freilich in Nichts, was jungen Mädchen imponirt; ich besaß keine von jenen unbedeutenden Vollkommenheiten, die in den geselligen Vereinen so hoch angeschlagen werden, und wenn ich etwas konnte, was hier in Anschlag gebracht zu werden verdient, so wurde es in Mädchen-Augen nicht eben hoch angeschlagen: ich war nemlich ein trefflicher Whistspieler. Dafür aber entbehrte ich die Gabe der Musik, die Natur hat mir eine angenehme Stimme versagt, und tanzen konnte ich nur zur Noth; man sieht hieraus, daß mir drei gewöhnlich offene Wege zu den Herzen der Damen versperrt waren.

Wenn nun aber die Mädchen deßhalb auch un-

gewöhnlich zurückhaltend erschienen, und keine meiner Bemühungen ihre Sprödigkeit geschmeidiger machen wollte, so wurde die junge Wittwe dafür nur immer zuvorkommender, und gefiel mir dadurch mehr und mehr. Sie schien sich ganz in meine Laune zu fügen, und that stets, was mir angenehm zu seyn schien. Sie ging so weit, ihren Umgang einzuschränken, und namentlich den männlichen, den sie bis dahin ziemlich frequent gepflogen hatte, gänzlich aufzugeben. Dieß mußte mir auffallen. Da ich nun auch keine Mädchen mehr zu sehen wünschte, so war es natürlich, daß sie sich nicht mehr bemühte, sie herbeizuziehen, und ich sah mich meistens allein mit ihr. So verging uns ein ganzer Winter, und ich brachte meine Abende, nachdem ich das Comptoir verlassen, bei der Wittwe zu. Ich lernte sie durch diesen Umgang nach und nach kennen, und machte mich am Ende mit dem Gedanken recht innig vertraut, daß es gar nicht so unangenehm seyn müßte, immer um diese Frau zu seyn, welches nun aber bei einem Geschäftsmanne von meinem Kaliber nicht mehr bedeuten konnte: als die Abendstunden in ihrer Gesellschaft

zuzubringen, da meine übrige Zeit so sehr in Anspruch genommen war, daß ich unter Tage nicht einmal an eine Frau denken konnte, selbst wenn es meine eigene gewesen wäre.

Dieses Attachement konnte unmöglich geheim bleiben; meine Freunde ließen es an Spöttereien nicht fehlen, die ich ziemlich gleichgiltig hinnahm, doch bemerkte ich bei einigen meiner nähern Freunde besorgte Mienen, die mir auffielen. Ich suchte sobald als möglich hinter dieß Räthsel zu kommen.

Ein Freund meiner Jugend, der mir besonders zugethan, und in der Frauengallerie unserer Stadt am meisten bewandert war, wurde dazu von mir erkoren. Ich fragte ihn ernstlich um Rath in meiner Angelegenheit, und ob er mir riethe, bei der Wittwe endlich einmal Ernst zu machen.

Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als mein Freund bei dieser Eröffnung, nach dem gemeinen Ausdruck, ganz des Teufels werden wollte. Er fragte mich, ob ich toll und verrückt geworden wäre. Es sey ihm schon unbegreiflich vorgekommen, daß ich so anhaltend das Haus der Wittwe besuchte, und er habe sich blos damit getröstet,

daß ich reich genug sey, ihren geldgierigen Gelüsten zu entsprechen. Wie ich aber nun gar auf den Einfall kommen könne, ihr meine Hand antragen zu wollen, das wäre ihm unbegreiflich.

Jetzt war die Reihe an mir, aus der Haut zu fahren. Ich warf ihm vor, daß er der Medisance zu willig sein Ohr leihe, und von Geldgier spreche, bei einem Character, der mir stets die edelste Uneigennützigkeit bewiesen. Die Wittwe habe mir nicht nur Gefälligkeiten, sondern sogar Opfer dargebracht, die mich zum regsten Danke aufforderten.

„Und diesen Dank," rief mein Freund, „willst Du ihr nun mit Deiner Hand abtragen?" Und ein Hohn lag in diesen Worten, den ich mir abermals nicht zu erklären wußte. Ich wurde böse und wollte das Gespräch abbrechen, aber nun ließ mein Freund nicht nach, und stellte sich mit theilnehmender Gebärde mir gegenüber. „Deine lange Abwesenheit von hier ist Schuld an Allem," fing er an, „Du kannst die Verhältnisse der Frau nicht kennen, aber darum erlaube mir, daß ich sie Dir nun offen und unumwunden enthülle. Als Du fortreistest war sie noch nicht Wittwe, und wenn

Du Dich früher um sie bekümmert hast, so wird sie Dir nicht ärger, als eine galante Dame geschildert worden seyn, die sich an der Seite eines alten Mannes langweilt, und sich daher ein wenig die Cour machen läßt. So etwas entschuldigt man gern. Ueber den Tod ihres Mannes wird aber nun gar Manches gemunkelt. Er hatte an der Börse ein bedeutendes Papiergeschäft abgeschlossen. Am Tage der Lieferung entspinnt sich ein Streit zwischen ihm und dem andern Kontrahenten, der damit endet, daß dieser ihm eine Ohrfeige gibt. Er wird halbohnmächtig von der Börse nach Hause gebracht, und noch an demselben Abend endet ein Schlagfluß des alten Mannes Leben, der den Affront nicht zu ertragen im Stande war. Das Aergste an der Sache aber ist, daß Der, welcher die Ohrfeige gab, ein heimlicher Liebhaber der Frau gewesen seyn soll. Das sah einer Geschichte ähnlich, wie sie Müllner's Schuld zum Grunde liegt. Was einem spanischen Cavalier der Schuß auf der Jagd, das ist dem jüdischen Speculanten hier der Batsch an der Börse. Was die Dame nun im Wittwenstande begann und wie

sie lebte, konnte die allgemeine Billigung nicht erhalten, wenn gleich ein gewisser Theil unserer Bevölkerung sich ihr dafür sehr verpflichtet halten mußte. Mit einem Wort denn: sie machte mit, und das stark.“

Hier wollt' ich unwillig auffahren, aber mein ehrlicher Freund hielt mich zurück und bat mich, ihn ruhig bis zu Ende reden zu lassen. Ich zwang mich gelassen zu bleiben.

„Sie hatte Liebhaber,“ fuhr er fort, „das ist gewiß, und wechselte damit so oft es ihr einfiel; dabei aber war sie eine so geschickte Heuchlerin und wußte so gut den Schein zu retten, daß sie in den besten Familien Zutritt behielt, und namentlich ältere Frauen ihr sehr gewogen blieben. Wer hätte es auch gewagt, in ordentlicher Gesellschaft von ihrem Lebenswandel offen zu sprechen? Erlaubte man sich in vertrautern Verhältnissen etwas davon laut werden zu lassen, so wurde es stets von den Damen stark in Zweifel gezogen, und die das Nachtheilige vorgebracht hatten, mußten es sich selbst zuschreiben, für Verläumder er-

klärt zu werden, oder wie es glimpflicher ausgedrückt wird: für Médiseurs.“

„Und das waren Jene, die ſie nicht erhörte,“ brach ich hier wieder heftig los; „ich mag nichts weiter hören!“ Aber mein Freund hielt mich noch immer feſt und erwiederte:

„Du mußt mich hören!“ —

Und nun entſchleierte er mir mit großer Wahrſcheinlichkeit die verſteckte Buhlerei dieſer Frau; er ward ſo überzeugend, daß ich ihm wider Willen glauben mußte. „Ich würde nicht ſo weit gehen,“ ſprach er, „wäre die Gefahr nicht ſo groß für Dich, aber Du ſtehſt auf dem Punkte, ihr Dein Wort zu geben und Dich unglücklich zu machen, und das muß ich zu verhindern ſuchen. So tief iſt ſie ſchon geſunken, daß ſie ihre Gunſtbezeugungen für Geld verkauft.“

„Du willſt mich ganz raſend machen, verrückt bin ich ſchon!“ ſchrie ich.

„Nenne mich einen Schurken, wenn ich Dir's nicht beweiſe!“ erwiederte er kalt. Er griff in die Taſche und zog eine Handvoll Goldſtücke heraus. Ich beobachtete in großer Spannung, was er thun

würde; er bat mich um ein Messer. Hierauf bezeichnete er jedes Goldstück mit einem Kreuze und zeigte es mir; ich sah es deutlich.

„Nun wohlan, Du Ungläubiger!“ fing er dann an,“ was wirst Du sagen, wenn Du diese fünfzehn Goldstücke, so bezeichnet in den Händen Deiner Geliebten sehen wirst? Hast Du noch nie bemerkt, daß sie zu gewissen Zeiten Gold bei Dir wechseln läßt?“

Ich hatte nemlich wie viele Banquiers meines Wohnorts einen offenen Wechselladen, und da wir Nachbarn waren, so konnte mir's nicht auffallen, daß die Wittwe oftmals mit Gold zu mir schickte, um Silbergeld dafür einzuwechseln.

Dieß bemerkte ich meinem Freunde; er lächelte bitter und sprach: Du sollst eines bessern belehrt werden! —

Er verließ mich; mein Blut tobte in mir; ich wollte ihn zurückhalten und vermochte es nicht. Welche Probe! Im günstigsten Falle mußte sie mich empören, und wenn nun gar — ich fluchte auf die bereitwillige Zudringlichkeit eines Freundes, der mich mit Gewalt nach seiner ehrlichen Mei-

nung glücklich machen wollte. Und war es Blindheit, die mich befallen hatte, warum mich nicht darin laſſen, da ſie mich zufrieden ſtellte und zum Ziele führte; ſo dachte ich eben damals; ich war nicht älter als fünf und zwanzig Jahre.

Andern Tages ſehe ich aus meiner Schreibſtube eine Dame zum Kaſſier eintreten. Ich werfe die Feder hin, eile hinaus, dränge den Kaſſier hinweg, der eben mit höflicher Miene nach dem Wunſche der Eintretenden ſich erkundigen will, und zittre an allen Gliedern, als die Wittwe — ſchön wie ich nie ſie geſehen — mit einer zarten Hand, aus einem berauſchend duftenden Säckchen Goldſtücke hervorlangt, und mich erſucht, ſie ihr zu wechſeln.

Ich bin nicht im Stande, ihr den Cours anzugeben; mit bebender Hand führe ich einige dieſer Stücke mir dicht vor die Augen und ſehe die fürchterlichen Kreuze, die mich erſtarren machen.

„Sie haben dieſe Goldſtücke von —“ wollte ich ſagen, aber ich beſann mich zur rechten Zeit. „Dieſe Goldſtücke,“ fing ich an, „kenne ich —

Sie haben sie wahrscheinlich für einen Gegenstand erhalten.“ —

„Ich?“ fragte sie mehr verwundert als verlegen. „Sie haben wahrscheinlich einem meiner Freunde etwas verkauft,“ sprach ich weiter, aber immer verwirrter, „Ihren Papagei vielleicht.“ —

„Ich? verkauft? Ihrem Freunde?“ Diese drei Fragen stieß sie rasch nacheinander heraus, und wurde roth dabei. —

„Ich kenne diese Goldstücke genau,“ stotterte ich, und nun nannte ich den Freund, „noch gestern sah ich sie bei ihm,“ fügte ich hinzu.

„Sie kommen mir sonderbar vor,“ spricht sie, „ich weiß nicht was Sie wollen!“ Ihr Ton wurde dabei empfindlich. Ich übergab die Goldstücke meinem Kassier, machte ihr eine stumme Verbeugung und eilte fort.

Ich versuchte es, den Brief, den ich eben angefangen hatte, fortzusetzen, allein es wollte mir nicht gelingen. Ich mußte das Comptoir verlassen und eilte auf mein Zimmer, wo ich mich unfähig, einen bestimmten Gedanken festzuhalten, auf das Sopha warf.

Neuntes Kapitel.

Des Salzlieferanten Tochter. — Der neue Compagnon. — Juden-Ariſtocratie. — Die Braut. —

Ich hatte Unglück mit meinen Heirathsprojecten; das lag darin, daß ich für einen Banquier viel zu ſentimental war. Hätte ich mir die Tochter eines reichen Hauſes durch einen bekannten Mäkler, gleich wie jede andere Waare abſchließen laſſen, ſo wäre das Geſchäft bald in Richtigkeit gekommen. Ich ſchickte aber mein Herz voraus, und verliebte mich zuerſt, und die Mariages d'inclination ſind in unſerm Stande nicht anwendbar.

Zum Glücke machte meine Geſchichte mit der Wittwe faſt kein Aufſehen. Mein treuer Freund ſchwieg, und ſie hatte alle Urſache, von dem Vorfalle nicht zu ſprechen. Nur das fiel auf, daß ich ſie nicht mehr beſuchte; man ſprach acht Tage

davon, aber dann dachte Niemand mehr daran. Ich durfte mich glücklich schätzen, und mußte meinen Freund hoch verehren, wenn gleich hier von seiner Seite nicht eben von einer edeln Aufopferung die Rede seyn konnte, denn in der That, ich muthmaßte, daß ihm der Dienst, den er mir erzeigte, nicht sehr sauer angekommen war. Ueberdieß verstand ich mich noch dazu, ihm seine Goldstücke wieder zurückzustellen, die er nach einigem Weigern auch annahm, da er vom Glücke nicht sehr mit Gold begünstigt worden war.

Seufzend überreichte ich ihm die von ihm bekreuzten blanken Füchse, und fügte den Wunsch bei, daß ich nie wieder in den Fall kommen möchte, seine Freundschaft auf solch' eine Probe zu setzen. —

Der wieder ausgebrochene Krieg bot mir jetzt die willkommenste Gelegenheit dar, um mich zu zerstreuen.

Es gab Geschäftsunternehmungen mancherlei Art und Gegenstände, sowohl die Neugier zu reizen, als auch zur angenehmen Unterhaltung. Das Hauptquartier hatte sich meinem Wohnorte genä-

hert, und dieß führte ſtets die bunteſten Erſcheinungen in ſeinem Gefolge.

Eine der erheiterndſten war mir mein kleiner, dicker Reiſegefährte, der bei dem Salzgeſchäfte reich geworden war. Er hatte ſich eingeſtellt, um eine fette Lieferung zu erſchnappen, und — ſeines Wortes eingedenk — brachte er dießmal ſeine Tochter mit, von der er mir ſo viel Schönes bereits mitgetheilt hatte, daß ich nicht wenig geſpannt auf ſie war.

Es war in der That ein allerliebſtes Mädchen. Hoch gewachſen, ſchlank, eine Brünette, wie vorauszuſetzen war, aber von der lieblichſten Art. Die Naſe ſanft gebogen und fein, der Mund karminroth und knospenförmig, die Augen dunkelbraun, ſchöne Zähne, kleine weiße Hände, zierliche Füße; es fehlte dieſer Mädchengeſtalt nichts zur Vollkommenheit. Auch die andern Eigenſchaften paſſirten auf den erſten Abord; ſie beſaß Mutterwitz und ein tiefes Gefühl, auch hatte ſie manches gelernt und geleſen. Franzöſiſch und Muſik wußte ſie freilich nicht, aber tanzen konnte ſie wie eine Hebe, das ſah man ſchon ihrem Gange an. Auch

kann man zierlichen Tanz bei jeder Polin voraussetzen, sie sey nun Christin oder Jüdin.

Als der Vater sie mir vorstellte, schmunzelte er recht listig und suchte in meinen Blicken zu lesen; ich war aber zu sehr gewitzigt worden, um mich zu verrathen, und ich glaube, er erblickte nichts als unverständliche Characteree in meinem Gesichte. Zwar war ich weit entfernt, auch diesem jungen, schönen Geschöpfe eine Unlauterkeit der Gesinnungen zuzutrauen, aber ich wollte den Vater nicht im Entferntesten zu einer Hoffnung berechtigen, die ich nicht zu realisiren im Sinne haben konnte.

Diese Schroffheit von meiner Seite schien indeß auf Vater und Tochter eben nicht den besten Eindruck zu machen.

Da er sah, daß es vorläufig mit den Heirathsprojecten so gut wie nichts seyn würde, ging er mich mit seinen Geschäftsplanen an; hier fand er geneigteres Gehör. Ich hatte gerade disponible Fonds, und war nicht abgeneigt, auf seinen Vorschlag, in einer benachbarten Provinz große Getreideaufkäufe effectuiren zu lassen, um damit unsere Armee zu verpflegen. Wir schloßen einen Ge-

ſellſchaftsvertrag, und das Geſchäft begann unter glücklichen Auſpicien. Die Erndte war ergiebig geweſen, und die Preiſe ſtanden niedrig. Mein Compagnon reiste im Lande umher, und da, wie ein altes Sprichwort ſagt: „baares Geld ſtets lacht,“ ſo hatte er leichtes Spiel und konnte unglaublich wohlfeil einkaufen. Er miethete Magazine und ſpeicherte auf, was ſich vorfand, um es nach und nach in unſer Land zu ziehen. Wir wollten dazu den Winter abwarten, um uns dann der wohlfeilern Schlittenfracht bedienen zu können. Man durfte mit Gewißheit vorausſetzen, daß der Feind ſich nicht bis dahin unſern Grenzen nähern würde, und konnte daher ohne alle Beſorgniß ſeyn. Nachdem ſeine Geſchäfte auswärts beendigt waren, kehrte mein einſtweiliger Compagnon in meinen Wohnort zurück, wo er ſich eingerichtet hatte, denn ſeine ganze Familie hatte nunmehr das Städtchen an der Grenze von Gallizien verlaſſen, und war ihm gefolgt. Dieß war mir nicht gleichgiltig, und noch weniger angenehm für den Augenblick.

Es herrſchte unter den in meinem Wohnorte ſeit längerer Zeit domicilirten Judenfamilien eine Art

von aristocratischem Stolze, der sich gegen jeden Eindringling auf schroffe Weise erhob. Wirklich unterschieden sich diese auch in auffallender Weise von den Uebrigen, in deren Mitte eine geläuterte Bildung, wenn gleich bei vielen Mißbräuchen, gehörigen Raum greifen konnte. Gewöhnlich schloß man sich ab, und führte mit allen neuetablirten Familien keinen nähern Umgang, als den das Geschäft bedingte. In diesem war uns natürlich ein Jeder recht und gleich, er mochte Christ, Türke oder Heide seyn, um wie viel mehr nicht Glaubensgenossen also, die uns nur in anderer Beziehung nicht ebenbürtig schienen. Nur eines auffallenden Zuges sey es mir hier erlaubt, Erwähnung zu thun. Wenn der Jude mit dem Juden jede Art des Handels treibt, so wird ein jüdischer Pfandverleiher doch nie einem Juden Geld auf ein Pfand vorstrecken. Dieß ist ein unverbrüchliches Gesetz, dessen sonderbaren Grund ich nie erforschen konnte. Ehrlichkeit, Gewissen, spielen dabei keine Rolle, denn dieser Pfandverleiher würde mit dem kältesten Blute seinen eigenen Bruder im Handel übervortheilen, daß ihm die Augen übergehen sollten.

Mir war es indeß, wie schon gesagt, nicht angenehm, durch meine Geschäftsverbindung gezwungen zu seyn, die häufig an mich ergehenden Einladungen meines Compagnons, ihn in seiner Familie zu besuchen, nicht immer ablehnen zu können. Ich muß gestehen, daß ich mich nicht mit ihm eingelassen hätte, würde ich schon damals gewußt haben, daß er sein ganzes Haus nach meinem Wohnort hinverlegen wollte.

Was war aber jetzt zu machen! Ich mußte mich einem neuen Stadtgerede aussetzen, denn die Geschäftsverbindung erhielt die Deutung, als strebte ich darnach, des Mannes Schwiegersohn zu werden. Steht ein reicher, junger Mann einmal im Rufe, auf Freiersfüßen zu gehen, so wird jedes Frauenzimmer ihm unter den Händen zur Braut, wie dem Glücklichen Alles, was er anfaßt zu Gold, dem Unglücklichen aber zu Blei wird. Solche Stadtgespräche üben inzwischen stets eine wundersame Wirkung, man hört sich so lange als das und das bezeichnen, bis man es selbst zu glauben anfängt. „Es ist kein Spahn, oder es

hängt was d'ran!“ *) iſt ein altes deutſches Sprichwort. Die Leute machen nie ein Aufheben von einer Sache, ohne Grund. Meine Freunde brachten mir die Stadtgerüchte in ſo verſchiedenartigen Formen vor, ſie neckten mich ſo liebenswürdig, daß ich mich am Ende mit dem, anfänglich ſo widerwärtigen Gedanken, vertraut machte: zu der Familie des Lieferanten gehören zu können.

Und liebenswürdig, ſchön und reich war das Mädchen! Sollte die Geburt bei Juden ein mächtiges Hinderniß ſeyn? Bei Juden, die ausgeſtoßen von der übrigen Geſellſchaft, die Parias der occidentaliſchen Welt genannt werden dürfen! Es brauchte keine große Philoſophie dazu, meinen Geburtsſtolz zu beſiegen, beſonders wenn meine ganze Empfindſamkeit einem immerwährendem Bombardement aus zwei ſehr ſchönen Augen ausgeſetzt war.

Ich fing nun an, mich mit dem Mädchen öffentlich ſehen zu laſſen; ich führte ſie am Arm in's Theater und auf die Promenade. Das wollte ſchon viel ſagen, das hieß die Leute in ihrer vor-

*) Kein Zwiſt ohne Urſache.

gefaßten Meinung Recht geben, und die Stadtgespräche bestätigen.

Immer wohler wurde es mir in Röschens Nähe, immer unruhiger wurde ich, wenn ich nicht bei ihr war. Was kümmerte mich der alte geschwätzige Schacherer von Vater, die alte Mutter, die ganze nicht sehr liebenswürdige Familie? Hatte ich denn noch Sinn für etwas außer ihr, wenn ich bei ihr war? Und wurde es überhaupt wohl schwer, über diese Augen alles Andere zu vergessen, was sich um uns zutrug? — Nachdem ich noch einige Zeit mit mir zu Rathe gegangen war, und überlegt hatte, daß es mir nicht mehr möglich seyn würde, ohne Röschen glücklich zu seyn, trat ich mit meinem Antrage vor den Vater hin, der darüber, wie Jeder leicht einsehen wird, hocherfreut war. Er hatte sich lange schon damit geschmeichelt, alle Vorzüge dieser Parthie wohl erwägend.

Eine jüdische Jungfrau wird in solchen Fällen nicht gefragt. Röschen war in gegenwärtigem nicht unzufrieden. Auch sie hatte mich liebgewonnen. Vater und Mutter gaben ihren Segen zu

unſerer Verbindung, und unſere Verlobung fand feierlich und nach dem altherkömmlichen Ritus ſtatt.

Von dieſem Augenblicke an gehörte meine ganze Muſe meiner Braut. Sobald mich mein Geſchäft in Ruhe ließ, mußte ich bei ihr ſeyn; jeden Abend in ihrer Geſellſchaft zubringen; ohne ſie durfte ich mich nirgend zeigen. Dieſer Gebrauch wäre ertödtend langweilig, und könnte dazu füglich empfohlen werden, um jede aufkeimende Neigung zu erſticken, wenn nicht allerlei angenehme Freiheiten hinzukämen, die der Neuverlobte ſich zu nehmen berechtigt iſt. Daß wir es nicht daran fehlen ließen, unſerer Freiheiten im vollſten Maaße zu genießen, brauche ich meinen geneigten Leſern nicht erſt lange zu verſichern, wohl aber, daß es mir ein eigenes Gefühl gewährte, mich ſo mit einem Male von Rechtswegen umarmt und geküßt zu ſehen, daß Niemand etwas daran tadeln durfte. Es iſt ein ſchönes Ding um die Legitimitäten; was man auch einem geraubten Kuß für Herrlichkeiten nacherzählen mag, der im gerechten Beſitze iſt, erfreut ſich allein des ſchönſten Genuſſes.

Zehntes Kapitel.

Der Bruder der Braut. — Listige Bewerbung. — Die geopferte Millionärin. —

Die polnischen Juden sind ein eigener Schlag kräftiger Leute; sie unterscheiden sich sehr von ihren deutschen Brüdern. Fern aller modernen Gesittung stehen sie unter dem unmittelbaren Einflusse ihrer ursprünglichen Gesetze, und dieses verleiht ihnen den ächt orientalischen Anstrich.

Sie leben gewöhnlich einfach und nur die reichern unter ihnen kennen einigermaßen das, was man Luxus benennt. Sie sind sehr klug, besitzen einen hohen Grad von Mutterwitz, und diese Gaben werden durch das stete Grübeln über die Satzungen des Talmud, welches ihnen allein für Erholung und Zerstreuung gilt, bedeutend erhöht. Dabei sind sie von einer unbegränzten Starrheit

des Charakters, beharren mit Festigkeit in ihren Vorsätzen, und sind daher zur Ausführung großer Pläne sehr geeignet, diese umfassen jedoch nur das Streben nach Reichthum und das, was ein polnischer Jude häusliches Glück nennt: ein fruchttragendes Weib, eine gehörige Anzahl Kinder, die zur rechten Zeit verheirathet werden kann und deshalb für ein jedes die erforderliche Mitgift.

Von dieser polnischen Sorte war denn auch mein zukünftiger Schwiegervater, wenn er gleich deutsche Kleider trug. Der Bruder meiner Braut war ein wüster Mensch, den ich früher noch nicht gekannt hatte. Er besaß eine sehr umfassende Waarenkenntniß und war ein gebornes Genie zum Handel. Von einem unbändigen Temperamente, hatte er sich, da ihm die Mittel dazu reichlich zuströmten, allen Ausschweifungen überlassen. Er war jung nach Deutschland und England gereist und hatte dort plötzlich seinen einfachen Sitten der Heimath den Abschied gegeben. Die gewöhnlichen Krankheiten konnten bei dem Lebenswandel, den er führte, nicht ausbleiben, und diese hatten bei ihm einen Grad erreicht, daß sie bereits sein Gesicht

zu verunstalten anfingen. Er verlor seinen guten Namen und man zog sich von ihm zurück.

Dennoch war es ihm gelungen, durch seine kaufmännischen Kenntnisse die erste Stelle in einem großen Banquierhause zu behaupten, das zum Theil durch ihn in weit verwickelte Operationen gerathen war, aus denen es sich nun ohne seine Hilfe nicht herauszuziehen vermochte. Das Interesse war zu überwiegend, das sich mit seiner Person verknüpfte, als daß der Chef des Hauses eine besondere Rücksicht auf das häßliche Aussehen des jungen Menschen hätte nehmen sollen, da um so mehr diesem nicht mehr abzuhelfen war. Dies wußte mein Schwager zu gut und sein Ehrgeiz spornte ihn an, sein Glück so weit zu treiben, als es ihm nur möglich seyn würde.

Der Chef des Hauses, dessen Disponent er war, hatte eine Tochter, ein liebes Geschöpf von einer interessanten Bildung, von Freiern gesucht, weil sie noch überdieß sehr reich war. Dieser machte der junge, verwegene, polnische Jude Heirathsanträge; man kann sich leicht denken, wie sie aufgenommen wurden. Das Mädchen wandte ihm mit

Verachtung den Rücken und drohte ihm, bei ihrem Vater auf seine Entfernung anzutragen, wenn er sie noch weiter mit seinen Zumuthungen verfolgen würde. Er wußte zu gut, daß sie damit nichts ausrichten konnte, indem er seine Stellung, die immer nothwendiger wurde, zu genau zu würdigen wußte. Daher ließ er es denn auch nicht dabei bewenden, sondern verfolgte seinen schlau überdachten Plan mit hartnäckiger Consequenz.

Ein geistreicher, kluger Mann hat, auch wenn sein Aeußers nicht einnehmend ist, hundert Mittel, sich bei den Frauen einzuschmeicheln. Die Dienstleistungen und Gefälligkeiten, die Aufmerksamkeiten und Galanterien, selbst wenn sie lästig sind, stimmen am Ende das Herz derjenigen, der sie gewidmet werden, günstiger. Auch hier war es der Fall. Es lag etwas Rührendes in der Beharrlichkeit des häßlichen, aber geistreichen Menschen, der eben um der letzten Eigenschaft willen die Geringschätzung, die ihm zu Theil wurde, doppelt schwer empfinden mußte. Dabei war seine Stellung im Hause so glänzend, und er selbst wußte ihren Werth so vollkommen zu schätzen, daß nur seine unbe-

gränzte Liebe für die kleine Tyrannin ihn die Beleidigungen ertragen ließ, womit sie ihn überhäufte; denn er war nicht der Mann, sich von andern ungestraft beleidigen zu lassen. Dies ganze Verhältniß ward jedoch, obgleich man es längst bemerkt hatte, von Seite der Aeltern ignorirt, und beschränkte sich mithin nur auf die beiden jungen Leute.

Der Vater des jungen Mädchens lebte den losesten Vergnügungen in der Residenz und hatte sein ganzes Geschäft den Händen meines Schwagers anvertraut. Er gehörte zu den aufgeklärten Juden. Die Mutter war eine bereits in Jahren vorgerückte Frau und streng bigott. Sie heiligte den Sabbath und aß nur kauschere Speisen, d. h. solche, die den Gesetzen nach den Juden erlaubt sind und von den Rabbinen eingesegnet werden. Von eigentlicher Bildung war bei dieser Frau nicht die Rede, obgleich sie gern mit dem, was sie für Bildung hielt, sich brüstete.

Bei diesen Eltern konnte, wie man sieht, das Verhältniß der jungen Leute ungestört fortbestehen, und es hatte wirklich schon eine gute Weile ge-

dauert. Es war den Freunden des Hauſes zur Gewohnheit geworden, zu ſehen, wie der Disponent den verliebten Sclaven bei der Tochter ſpielte, und dieſe ſelbſt — obgleich ſie noch immer keine zärtliche Neigung äußerte, hatte ſich gleichfalls gewöhnt, ſeine Beſtrebungen ohne Anſtrengung hinzunehmen.

Plötzlich änderte ſich aber des Disponenten Herz und Sinn! Gott, der die Herzen und Nieren prüft, mochte es wiſſen, was ſich in dem Innern des jungen Mannes mit einem Male zugetragen hatte. War es eine Andere, die ihn für ſich einzunehmen wußte und ihn liebevoll feſſelte, während er hier nur im beſten Falle geduldet wurde? Niemand vermochte es, die Urſache zu errathen; der Gegenſtand, der ſeinen Sinn gewandelt, war wenigſtens nicht ſichtbar, oder nicht in der Nähe. Nicht etwa, wie Liebhaber es machen, die überdrüſſig werden und zu brechen wünſchen, trug er ſeine Zärtlichkeiten warm von dieſem Gegenſtande auf jenen über, ſondern ernſt, ja trübe zog er ſich zurück, und die angeſtrengteſte Aufmerkſamkeit ſah keine Spur einer neuen Flamme bei ihm aufkei-

men, ſondern nur die kälteſte, an Verachtung gränzende Gleichgültigkeit gegen den Gegenſtand ſeiner frühern Anbetung wurde bemerkt. Ein ſolches Benehmen war ganz darauf berechnet, eine Art von Verzweiflung hervorzubringen, und es erreichte auch dieſen Zweck vollkommen.

Das reiche, hübſche Mädchen, das nun befreit war von den Zudringlichkeiten des häßlichen Menſchen, ward dafür ſogleich von einer Schaar junger Leute belagert, die früher zurückgehalten worden waren, dem Drange ihres Herzens freien Lauf zu laſſen. Auch Chriſten von guter Familie, ja ſelbſt Adelige bewarben ſich um ihre Gunſt, da ſie jetzt die Hand der Schönen frei wähnten, und großes Gelüſte trugen nach den vollen Geldſäcken, welche mit dieſer kleinen, zierlichen Hand ſo feſt zuſammenhingen. Aber ſonderbar genug war es, daß die Huldin eben ſo taub und unempfindlich für dieſe Bewerbungen, als für die frühern blieb. Kurz es war die Donna Diana, jene ſpaniſche Prinzeſſin, wie ſie uns in der bekannten Komödie geſchildert wird, nur mit dem einzigen Unterſchiede, daß ihr Beſieger kein ſchöner

Don Cesar war. Denn wirklich war sie besiegt! Was ihr früher so unerträglich geschienen hatte, dünkte sie jetzt die höchste Seligkeit. Tag und Nacht dachte sie nur an die zärtlichen Aufmerksamkeiten des verliebten Disponenten, und sie marterte sich damit ab, es zu ergrübeln, auf welchem Altar er diese nun opferte.

Dieser Zustand der Armen dauerte einige Monate, ohne daß sich eine Aenderung in dem Verhältnisse Beider zugetragen hätte. Er blieb kalt und scheinbar unempfindlich, während sie sich langsam verzehrte.

Aber nur zu aufmerksam verfolgte er die Wirkungen, die sein wohlüberlegter Plan hervorbrachte, und erfreute sich im Stillen daran. Des Mädchens Lage wurde am Ende so bedenklich, daß man den Vater aus der Residenz heimberief, um sich mit ihm in dieser wichtigen Angelegenheit zu berathen. Er kam und mit ihm die Erfüllung des schon lange sehnlichst gehegten Wunsches meines Schwagers. Die bekehrte Spröde hatte ihren Eltern, auf deren ernsthaftes Zureden, die Ursache ihres stillen Grames gestanden. Hier handelte es

ſich jedoch nicht mehr um Galanterien und Courmachen, ſondern um eine dauerhafte Verbindung, wie man leicht denken kann. Der Vater übernahm es, mit dem jungen Mann die Unterhandlung einzuleiten; unter andern Umſtänden wäre er mit feſter Zuverſicht an's Werk gegangen, wie die Sache jetzt den Anſchein hatte, mußte mit zarter Vorſicht das Geſchäft eingeleitet werden. Der Vater war ein gewandter Negociateur und verſicherte ſeine zaghafte Tochter im Voraus des beſten Erfolgs. Und wirklich war das Ende ſchneller herbeigeführt, als die Familie vermuthet hatte. Mein Schwager war nicht ſo thöricht, ſich am Ziele ſeiner Wünſche noch eigenſinnigen Launen zu überlaſſen; er willigte ein ohne Bedenken. Was er allein zum Gegenſtande einer Unterhandlung machte, waren die Stipulationen hinſichtlich des Vermögens und ſeines Antheils an dem Geſchäfte, in das er von nun an als Compagnon treten wollte. Man willigte in Alles, denn es handelte ſich hier ja nur um die Zukunft der geliebten Tochter und ihrer dereinſtigen Kinder. In Kurzem war Hochzeit, und das ſpröde, hübſche Mädchen lebte fortan an der

Seite eines häßlichen, kranken polniſchen Juden, den ſie nie wahrhaft lieben konnte, ſondern nur aus Caprice genommen hatte. Die Unglückliche! —

Nicht lange währte es, ſo machten ſich die unglückſeligen Folgen dieſer Verbindung auf unzweideutige Weiſe kenntlich. Sie erkrankte, und ſo ſehr man auch bemüht war, das eigentliche Weſen ihrer Krankheit zu verſchleiern, ſo drang die Kunde davon doch in's Publicum. So gern dies auch geneigt iſt, ſtets das Schlimmſte zu glauben, ſo war hier das Gerücht doch ſo entſetzlich, daß man ſein Ohr davor verſchloß und von Uebertreibung ſprach. Die junge Frau kränkelte fort und fort; ihr erſtes Wochenbett war unglücklich, ſie gebar ein todtes Kind. Sie reiste in's Bad; nach ihrer Rückkehr wurde ſie wieder nicht geſehen. Welch' ein ſchreckliches Loos, immer ſo ängſtlich zurückgezogen von der Welt leben zu müſſen, in den Jahren der Freude und des Vergnügens, und in einer Umgebung, die ſo lebhaft zu jedem erlaubten Genuſſe herausforderte.

Endlich beſchloß die Familie, die unglückliche Frau wieder der Welt zu zeigen, und nun erfuhr

man erſt die Beſtätigung jener frühern Gerüchte. Es hieß, ſie leide an einem Krebsſchaden, der ihr Naſe und Oberlippe angegriffen habe, aber durch die Bemühungen geſchickter Aerzte gehemmt worden war und ſeine Verheerungen nicht weiter fortſetzte. Nach dieſen vorbereitenden Erklärungen ihres Zuſtandes erſchien die junge Frau wieder in den engern vertrautern Zirkeln. Sie war der Gegenſtand allgemeinen Bedauerns, ſo wie ihr Gatte des allgemeinen Haſſes, denn nur ſeinen Ausſchweifungen wurde die Krankheit der Armen zugeſchrieben.

Ihm lag jedoch nichts an der Achtung und Liebe, welche ihm die Geſellſchaft zollte, er lebte in ſeinem Geſchäfte und war ſo ganz und gar Banquier, daß ihm nur die Achtung an der Börſe für etwas galt, und dieſe genoß er im vollſten, reichſten Maaße. Die Mäckler, die poſttäglich ihre ungeheuern Courtagien durch ihn notirten, bückten ſich vor ihm bis auf den Boden, und jeder ehrliche Mann, der mit ihm ein Geſchäft abſchloß, kehrte ſich nicht an ſeine häuslichen Verhältniſſe.

Dieſer Mann ward jetzt mein Schwager. Zum Glücke ſah ihm ſeine Schweſter nicht im Gering-

ſten ähnlich und ſein Vater ſchien mir ein ſchlechterer Geſchäftsmann, aber ein beſſerer Menſch zu ſeyn. Ich war geneigt, mir Glück hiezu zu wünſchen, und es in meiner Lage für etwas Günſtiges zu betrachten. Bald ſollte ich jedoch von meiner Täuſchung zurückkommen. Es iſt wahrlich nicht nöthig, daß Kaufleute etwas anders ſind, als tüchtige Geſchäftsmänner, und die werden die beſten ſeyn, welche ſtatt des Herzens einen Caſſabeutel, oder eine ſolide Tratte im Buſen tragen.

Eilftes Kapitel.

Die Millionen als Deſſert. — Der Salzlieferant als Novelliſt. —

Der Krieg hatte längſt wieder begonnen und Napoleon reſidirte in dem Luſtſchloſſe eines deutſchen Fürſten. Der Winkel Deutſchlands, den wir bewohnten, war indeß noch ziemlich entfernt von dem Kriegsſchauplatze, und wir konnten getroſten Muthes fort operiren. Unſere Provinz erhielt damals große Baarſendungen an Subſidiengeldern, von denen ein Theil an mein Haus addreſſirt war. Sie kamen in eigens dazu erbauten Karren an, welche in ſtarken Federn hingen und die friſch geprägten holländiſchen Ducaten, woraus die Sendungen größtentheils beſtanden, waren in weiches Leder eingenäht, damit ſie ſich auf der weiten Reiſe nicht abbrändeten.

Einſt war mir eine Sendung von ein Paar Millionen angezeigt worden, und ich nahm mir vor, meinem Schwiegervater recht ordentlich zu imponiren. Ich lud ihn und ſeine ganze Familie zu Tiſche. Es war ein ſplendides Mahl. Nichts fehlte, was das Herz eines orthodoxen Juden zu erfreuen im Stande iſt.

Nach der braunen Suppe mit den Flügeln und Mägen der Gänſe folgten der Reisbrei mit der dampfenden Knoblauch durchwürzten Wurſt, das geräucherte Bockfleiſch mit Erbſen und Meerrettig, die ſüßen Bohnen mit Würſten, der fette Pudding mit Roſinen und Safran, endlich der große kalekutiſche Hahn mit Kaſtanien und Aepfeln gefüllt; zu allem dem geſellte ſich ſüßer Wein aus der Picardie und Brod vom feinſten Mehl mit Mohn beſtreut. Die Familie meiner Braut ſchwamm in Wonne; Hände und Lippen glänzten von Fett, das an den Gerichten nicht fehlen durfte, und jüdiſche Witzworte und bei den Haaren herbeigezogene Wortſpiele jagten einander. Denn obgleich unſer unvergleichliche Troubadour Saphir damals noch nicht die jüdiſche ſchöne Welt mit ſeinen Calembourgs und Bonmots

erfreute, ſo war dieſe Art des Witzes doch ſchon unter uns bekannt, da jeder polniſche Jude von Natur darin excellirt.

Wir ſaßen eben beim Braten, als ein ungeheurer Lärm unten im Hauſe ſich vernehmen ließ. Obgleich ich ſchon wußte, was es gab, ſo ſprang ich doch wie überraſcht auf und lief an's Fenſter. Die Geldſendung war angekommen. Mein Schwiegervater wollte wiſſen, was unten vorging, und als ich es ihm ſagte, war auch ſeines Bleibens nicht mehr bei Tiſche, wenn es ihm gleich gut zu ſchmecken ſchien. Er mußte hinabeilen, um bei der Empfangnahme der Ducaten zugegen zu ſeyn, deren ſo bedeutende Verſammlung für ihn etwas ungemein Ehrfurchtgebietendes hatte. Man muß geſtehen, daß vier bis fünf Millionen in Gold auf ein dafür empfängliches Gemüth in der That einen großen Eindruck zu machen vermögen.

„Es ſind Subſidien, keine Contribution?“ fragte mein Schwiegervater, nachdem er ſich wieder zu Tiſche geſetzt hatte und zähneſtochernd ſeinen Kaffee ſchlürfte. „Das Erſtere“, erwiederte ich.

„Da muß ich Ihnen bei der Gelegenheit einen

sonderbaren Vorfall erzählen", fuhr mein Schwiegervater fort. „Als ich neulich wegen der Getreidevorräthe herumreiste, kam ich weit hinein in's Reich und näherte mich so dem Hauptquartier Napoleons. Ich bin etwas neugierig von Natur und hab' mir gedacht, vielleicht machst du ein Geschäftchen — ein Geschäftchen im französischen Hauptquartier ist auch nicht zu verwerfen. Und so bin ich doch gereist in's Hauptquartier! Ich bin aber gewesen drei Tage dort, ist mir geworden die Zeit lang, und ich hab' wiederum gedacht, sollt' es denn nicht möglich seyn, mit Napoleon, dem großen Melech, selbst zu sprechen. Und ich hab' nachgesucht um die Erlaubniß und hab' mir gedacht, mit Napoleon gesprochen zu haben, ist auch ein Geschäftchen, was rendirte, man kann ja nicht wissen, was gesprochen wird, ein Wort gibt das andere, und man kann nicht wissen, wozu es gut ist. Und so hab' ich gebeten um eine Audienz und habe gesagt: ich wär ein Lieferant von den feindlichen Truppen."

„Aber wußten Sie denn nicht, was Sie wagten?" fiel ich ihm hier erstaunt in die Rede.

„Blöd' bin ich nicht", erwiederte er lachend,

gewagt hab' ich viel in meinem Leben und wer nicht wagt, gewinnt nicht! Aber nun laſſen Sie ſich weiter erzählen! Man hat mir doch eine Audienz bewilligt! Wie ich Ihnen ſage: ich ſollte kommen Glock zehn Uhr hinaus auf das Luſtſchloß, wollte der Kaiſer Napoleon, der große Mann, mit mir kleinem jüdiſchen Lieferanten ſich unterhalten. Was glotzen Sie mich ſo an mit aufgeriſſenen Augen? Paſſen Sie auf, Sie werden gleich hören, ob ich mein' Sach' nicht gut gemacht habe. Wie ich komm' heraus, iſt doch der Premierminiſter draußen! das heißt, nicht der Premierminiſter von Napoleon, ſondern der Premierminiſter von unſerm Fürſten. Ich bin indeſſen im Garten auf und ab gegangen und hab' gekuckt durch die großen Scheiben, und hab' geſehen, wie ſie miteinander geſprochen haben. Ich ſag' Ihnen, ich hab' kein Wort verſtanden, aber Napoleon hat dem Premierminiſter tüchtig die Wahrheit geſagt. Denken Sie ſich, der vornehme, große Mann, was unſer Premierminiſter iſt, hat ſich müſſen die Wahrheit ſagen laſſen, wie ein Stiefelputzer. Heruntergeputzt hat er ihn! Und Napoleon iſt grad geſtan-

den, wie eine Kerze, und der Premierminiſter hat gebuckt den Kopf und hat gemacht Komplimente, und hat zu allem nicht ein Wort geſagt. Und dann ſind ſie herausgetreten vor die Thür, die in den Garten führt, und nun hab' ich mich leiſ' von hinten hinzugeſchlichen, weil ich gedacht hab', was ſie da draußen reden, kann doch kein Geheimniß ſeyn und das darf Jeder hören. Und da hab' ich vernommen, daß ſie franzöſiſch geſprochen haben miteinander, weil ich aber franzöſiſch ſchlecht verſtehe, habe ich ſo gut verſtanden, wie nichts. „Sagen Sie das Ihrem Herrn", hat Napoleon ungefähr geſagt, nur unter der Bedingung mache ich Frieden." Und darauf hat ſich der Premierminiſter tief verbeugt und iſt rücklings die Treppe hinuntergegangen, daß ich gemeint hab' bei jedem Schritt, er wird das Genick brechen. — Aber nun iſt mir das Herz ſchwer geworden, weil jetzt meine Audienz an die Reihe gekommen iſt. Erſtens hab' ich mir gedacht, iſt Napoleon jetzt ein wenig aufgebracht durch den Premierminiſter und wird ſeinen Zorn an mir auslaſſen, denn an was läßt ein vornehmer, großer Mann ſeinen Zorn aus,

als an einem armen, unſchuldigen Juden? Zweitens hab' ich mir gedacht: es iſt doch ein Malheur, daß du nicht gut franzöſiſch kannſt und Napoleon wahrſcheinlich nicht gut deutſch verſteht; das kann der Lebhaftigkeit der Unterhaltung ſehr großen Schaden thun. Aber ich hab' doch gehabt einen Einfall, daß ich mich hätte ſelbſt beim Kopf nehmen mögen und tüchtig abküſſen, wenn es wär' angegangen. Ich hab' mich ſchnell reſolvirt. Scholem, hab' ich mir gedacht, thu' einmal etwas vor der Menſchheit und ſetz' dein eigenes Intereſſe bei Seite. Und nun ſollen Sie hören, was der kleine Scholem hat gethan vor der Menſchheit. Ich hab' zwar gezittert, wie ich mich hab' hereinführen laſſen zu Napoleon, ich habe mich aber wahrhaftig nicht geforchten. Warum ich hab' gezittert, war doch die Urſache, daß ich bin geweſen herumgelaufen den ganzen Morgen im kühlen Garten und hab' an den Blumen gerochen, und hab' wollen das Stückchen Fleiſch, was ich zum Frühſtück mitgenommen hatte, nicht eſſen, weil ich hab' wollen haben einen reinen Athem. Man kann ja nicht wiſſen, wie nahe mir Napoleon in der Hitze auf den Leib rückt,

hab' ich mir gedacht, und es ist besser, du essest das Stückchen Braten nicht, weil dein' Frau ihn immer mit Knoblauch einreibt. Sie sehen, daß ich hab' behalten meine Présence d'Esprit, weil ich hab' können philosophiren über den Geruch des Knoblauchs in dem Augenblick, wo ich hab' sollen treten vor den Weltbezwinger Napoleon — und ich hab' nichts davon gegessen den ganzen Morgen und von der feuchten Luft und von dem Riechen an die Blumen ist mir geworden übel zum Umsinken. Was bin ich gewöhnt, an die Blumen zu riechen? Darum hab' ich mir vorgenommen, mich kurz zu fassen, sonst sag' ich Ihnen, daß ich hätte mehr gethan vor der Menschheit. Hat Napoleon mich gefragt: „Was ich will!“ Hab' ich ihn zuerst gebeten, er möcht' etwas langsam sprechen, weil ich der französischen Sprache nicht gehörig gewachsen bin, und hab' dann gesagt: er möchte die Gnade haben und meinem Vaterlande die grausame Kontribution erlassen. Es seyen brave Leute bei uns im Lande und es könnte sein Wille nicht seyn, das ganze Land so unglücklich zu machen.“ Darauf hat Napoleon seinen Buchhalter hereinge-

rufen und hat ſich ſein Hauptbuch bringen laſſen. Ich ſag' Ihnen ein Hauptbuch, wie ich mein Lebtag keines geſehen habe. Es war in rothem Leder gebunden und mit Gold beſchlagen, und die Blätter waren zehnmal ſo groß, wie unſer Hauptbuch. Und da hat jeder Staat, mit dem er Krieg geführt hat, ſein Conto gehabt mit Debet und Credit; ich ſag' Ihnen eine exemplariſche Ordnung! Die doppelte italieniſche Buchhaltung iſt ein Hund dagegen! Und da hat er nachgeſchlagen das Conto von unſerm Staat, und hat ein Bleiſtift genommen und zuſammen gerechnet, und addirt und ſubtrahirt, was weiß ich! und hat dann geſagt: „Ich ſeh' ein, vous êtes un brave-homme! aber ich kann auf Seligkeit nichts nachlaſſen; der Krieg iſt mir ſelbſt zu theuer zu ſtehen gekommen.“ Da hab' ich geſehen, was er für ein braver Mann iſt, und daß er nur ſeine baaren Auslagen immer wieder haben will. Den Koſtenpreis, ſonſt wahrhaftig nichts! Ich hab' zwar noch einige Male davon angefangen zu ſchmuſen, aber er war nicht davon abzubringen, und ich bin wieder von ihm gegangen, wie ich zu ihm gekommen bin, ohne etwas ausgerichtet zu

haben, aber das Meinige hab' ich doch gethan, das hab' ich mir wenigstens sagen können. Und das war die Geschichte von der Contribution, die mir ist eingefallen vorhin bei Ihrer Geldsendung, Herr Schwiegersohn, wobei Sie werden notiren, eine schöne Provision. Aber meine Geschichte ist noch nicht zu Ende. Sie haben doch angefragt von dort aus durch den Gesandten, ob ein geheimer Kommissarius ist worden gesandt, um wegen Nachlaß der Contribution zu unterhandeln, wie ich habe gehört, für ganz gewiß. Und ich bin überzeugt, wenn sie wüßten, daß ich es bin gewesen, daß ich werd' bekommen einen Orden. Aber was soll mir der Orden! Als ich krieg' einen Orden, darf ich ihn doch nicht tragen; ein Orden ist ein Kreuz, und ein ehrlicher Jud', was soll der machen mit dem Kreuz?" —

Meine Leser werden aus diesem Gewäsche deutlicher abnehmen können, was mein Schwiegervater für ein Mann war, als ich ihnen durch die detaillirteste Beschreibung zu zeigen im Stande gewesen wäre. Er war zudringlich, arrogant, dreist, wie eine gewisse Art von Juden, ich kann und darf

es nicht verſchweigen, nur immer ſeyn kann, da man ihnen leider nicht mit Unrecht jene ſchlimmen Eigenſchaften vorwirft. Dabei aber beſaß er noch einen Fehler, der bei den polniſchen Juden ſehr häufig angetroffen wird, er log entſetzlich. Was an dem Vorfall mit Napoleon Wahres ſeyn mochte, war mir nicht möglich zu ergründen; mein Verhältniß zu ihm hinderte mich, ihm zu widerſprechen und ihn auf die Unwahrſcheinlichkeiten aufmerkſam zu machen, die in ſeiner Erzählung ſich drängten; ich nahm alſo Alles geduldig hin.

Augenſcheinlich wollte er durch die Erwähnung dieſes Vorfalls ſich bei mir in Anſehen ſetzen und ich begnügte mich blos, ihm zu bemerken, daß ich für die Folge ihn bitten müſſe, ſolche Wagſtücke zu unterlaſſen, weil er ſich leicht dadurch in große Gefahr bringen könne. Wie bald könnte man nicht den Verdacht der Spionerie erregen, und von dem Verdachte zu den zwölf Kugeln des Standrechts war in damaliger Zeit nur ein kurzer Schritt.

Er nahm meine Warnung mit Sammlung hin,

als ob er ſelbſt an den ſo eben umſtändlich erzählten Fall glaubte; und vielleicht that er es auch: denn der Lügner, der ſein Handwerk mit Ehren treiben will, muß von ſeinen Erfindungen ſo erfüllt ſeyn, als ob er ſie wirklich erlebt hätte.

Zwölftes Kapitel.

Zweifelhaftes Vermögen des Salzlieferanten. — Tod seiner Frau. — Hochzeit. — Röschen als Hausfrau. — Unfall bei der Kornspeculation. — Blitz aus heiterer Luft. —

Ich würde meinen Schwiegervater nicht so weitläufig hier geschildert haben, wenn nicht eben die Schwächen und schlimmen Eigenschaften dieses Mannes Schuld an seinem Unglücke geworden wären und mich zur rechten Zeit von ihm entfernt hätten.

Gewisse Ursachen ließen in mir Zweifel über seine Vermögensumstände aufsteigen. Das Korngeschäft, welches größtentheils mit meinem Gelde gemacht worden war, erregte mein Mißvergnügen und ich suchte davon loszukommen. Ich stellte ihm die Sache vor, und wir einigten uns dahin, daß ich ihm das Kapital gegen Zinsen überlassen sollte, und er dann das Geschäft auf eigene Rechnung

übernähme. Die Geldsumme, obgleich ziemlich bedeutend, gab ich verloren, und war dabei noch herzlich froh, so wohlfeilen Kaufes davon loszukommen. Mein guter Stern gab mir diesen Schritt ein. Im Uebrigen blieb ich mit meinem ehemaligen Compagnon im besten Vernehmen und meine Braut, die sich sonst wohl um meine Geschäfte zu kümmern pflegte, erfuhr nichts von dieser freundschaftlichen Auseinandersetzung.

Um diese Zeit war es, daß die Mutter meiner Braut das Zeitliche segnete; es war eine dicke, rothe Frau, die viel aß und sich keine Bewegung machte; kein Wunder also, daß sie der Schlag rührte.

Meine Braut mußte nun nach dem Tode ihrer Mutter dem Hauswesen vorstehen, und obgleich ich mich wenig um so etwas zu bekümmern pflegte und wie natürlich auch nichts davon verstand, so muß ich dennoch gestehen, daß sie dadurch einen überaus günstigen Eindruck auf mich machte, indem sie große Verständigkeit, Sanftmuth, Sparsamkeit und andere häusliche Tugenden in diesen Verrichtungen entwickelte. Ich sah zum ersten Male ein

ſolches Weſen in der Nähe und zwar ſo aufmerkſam, als wenn ich etwas davon abſehen wollte. Das Haus meines Schwiegervaters ſchien mir ein neues, verjüngtes Ausſehen zu erhalten; Alles war rein, nett, ruhig, geordnet, chriſtlich — wenn es mir erlaubt iſt, es ſo zu nennen. Wenigſtens habe ich in chriſtlichen Haushaltungen, die ich in ſpäterer Zeit kennen zu lernen Gelegenheit hatte, es ſtets ſo gefunden. Ich darf ſagen, daß dieſes Walten meiner Braut in dem Hauſe ihres Vaters mir zuerſt den rechten Sinn für das Glück einer ſchönen Häuslichkeit erſchloſſen hat. Der Alte hatte nun freilich kein Auge dafür, wenn es ihn gleich freute, daß ich ſtärker angezogen, die Bande enger zog, die mich an ſeine Familie knüpften und jetzt öfter, ja faſt beſtändig um meine Braut war. Auch das Mädchen war nicht wenig dadurch geſchmeichelt und lächelte freudig, wenn es mich kommen ſah, und war in ſich ſtill vergnügt, wenn ich um ſie blieb.

Neben dieſem Allem darf nicht zu erwähnen vergeſſen werden, daß die Schönheit des Mädchens ſich immer vollkommener entfaltete, und ihr zartes,

tiefes Gemüth mir immer klarer wurde, so daß sie in jedem Betracht ein herrliches Geschöpf genannt werden konnte.

Mein Schwiegervater mußte jetzt der Kornvorräthe wegen reisen, weil der Feind sich der Provinz näherte, wo sie aufgespeichert lagen. Unsere Armee zog sich dahin und die Verpflegung sollte beginnen. Es ging anfänglich gut und die zu wohlfeilen Preisen eingekauften Früchte gaben einen ungeheuern Profit. Allein nicht lange dauerte dieses Alles. Noch nicht zur Hälfte waren sie aufgezehrt, als eine grosse Schlacht ganz in der Nähe der Hauptmagazine geliefert wurde, die unglücklich für die Waffen unsers Landes ablief. Mein Schwiegervater floh im ersten Augenblicke mit den Unsern, aber er verlor den Kopf nicht. Der Feind besetzte die Stadt und die Provinz. Haben geschlagene Soldaten Appetit, so haben ihn siegende noch mehr; dachte er bei sich. Es wurden Requisitionen ausgeschrieben nach allen Seiten; allein die Gegend war arm und die Vorräthe aufgekauft. Da erschien mein Schwiegervater plötzlich wieder auf dem Platze, um, wie er sagte, sein Eigenthum zu

retten. Wie er es einleitete, darüber herrscht zur Zeit noch ein Dunkel, genug, von seinen trefflichen Vorräthen schmausten die feindlichen Soldaten. Er kam zu uns zurück, sprach von seinem Verluste, tröstete sich und uns aber damit, daß er noch zu ertragen wäre.

Der Friede folgte bald und ich zögerte nicht länger, meine Hochzeit zu feiern. Wir richteten uns prächtig ein, zu dem alten Hausrath meiner Eltern, der zwar kostbar, aber nicht mehr zeitgemäß war, gesellten sich Gegenstände, wie sie die neueste Mode erfunden hatte. Ich nahm mir vor, ein sogenanntes offenes Haus zu machen und Alles hineinzuziehen, was sich in der Gesellschaft unsers Wohnortes auszeichnete. Meine junge Frau theilte nicht ganz diesen Willen. Sie hatte einen angebornen Trieb zur Sparsamkeit, den sie nicht überwinden konnte, da er zu lange in ihrem väterlichen Hause genährt worden war, wo Alles mit Macht dahin neigte. Jedoch freundlich und gefällig, wie sie war, willigte sie in Alles, was ich veranstaltete und anordnete, um mir mein häusliches Leben angenehm zu machen. In der That

war auch jedes Mittel dazu vorhanden, während kein Grund obwaltete, eine ängstliche Sparsamkeit uns zur Richtschnur zu wählen. Mein Vermögen war ursprünglich groß gewesen und hatte durch viele glückliche Speculationen so zugenommen, daß ich selbst eine tüchtige Schlappe, wie ich sie jetzt durch die zum Theil verunglückte Getreidespeculation meines Schwiegervaters empfing, nicht im Geringsten fühlte.

Mit der stipulirten Mitgift hatte es eben auch einen Hacken und ich bekam nur die Hälfte und das nicht einmal sogleich ausbezahlt. Auch hier mußte das Unglück mit der Getreidespeculation als entschuldigender Deckmantel dienen. Allein ich liebte nunmehr meine Frau so sehr und wahrhaft, daß ich leicht den Großmüthigen spielen und mich über die Mitgift wegsetzen konnte. Seltsam erschien es mir jedoch, wenn ich darüber nachdachte, daß ich mich jetzt in einem Fall befand, den ich mir früher nicht hatte denken können. Ich besaß eine Frau, die ich wahrhaft, ohne alle Nebeninteressen, um ihrer selbst willen liebte, hatte noch ein bedeutendes Stück Geld durch diese Liebe eingebüßt, da ich

ohne ſie dem alten Papa keine Nachſicht geſchenkt haben würde, und endlich war ich nun gewiß und wahrhaftig ein Ehemann geworden; eine Charge, zu der ich ſchon einigemale mit Ernſt einen Anlauf genommen hatte, aber immer wieder ſchnell zum Rückzug blaſen mußte.

Kurz nach der Hochzeit verließen wir unſer ſchönes Haus, um — ganz im großen Style — eine Reiſe zu machen. Wir wählten Wien zum Ziel derſelben. Es war gerade die Zeit des Congreſſes, wo Alles im vollſten Glanze dort ſtrahlte. Ich freute mich, meiner jungen Frau dieſe Herrlichkeiten zeigen zu können. Nur leider war die Freude von kurzer Dauer. Kaum hatten wir uns den Genüſſen der Kaiſerſtadt mit dem unbefangenſten Gemüthe hingegeben, als uns eine Schreckenspoſt ereilte, die uns wie ein Blitz aus heiterer Luft zu verſchlingen drohte.

Allein dieſe Geſchichte gehört in ein anderes Kapitel. Und wenn das Gegenwärtige gleich zu kurz ſeyn ſollte, je nun! ſo handelt es von den erſten Tagen nach der Hochzeit und darum ſey es auch kurz, wie Flitterwochen der Neuvermählten.

Dreizehntes Kapitel.

Der Wiener Congreß. — Der christliche Wirth. — Judenhaß. — Trauriges Verhältniß. — Ausgezeichnete Juden. —

Es kann nicht meine Absicht seyn, die Festlichkeiten zu beschreiben, die Wien zu jener Zeit darbot. Man weiß, daß die mächtigsten Fürsten der Welt sich als Gäste dort befanden, und wie großartig der Kaiser von Oestreich den Wirth machte. Eben so außerordentlich als die Veranlassung, waren auch die Genüsse, eben so außerordentlich als diese, auch die Kosten, welche aufgewendet wurden. Es war eine Zeit des Jubels und der trunkenen Lust. Die Leute bildeten sich damals wirklich ein, die Welt von einem fürchterlichen Scheusal befreit zu haben, und sahen es nicht kommen, daß kaum zwanzig Jahre vergehen würden, und man ungescheut diesem damals anerkannten Scheusal den

Beinamen „des großen Mannes“ einſtimmig zuerkennen würde. So wechſelt die Zeit und wir mit ihr! —

Wir profitirten indeß von der allgemeinen Fröhlichkeit ſo gut wir konnten, und was war denn wohl auch für ein junges, liebendes Ehepaar Beſſeres zu thun? Ein großes Banquierhaus, mit dem ich ſeit vielen Jahren in bedeutender Geſchäftsverbindung geſtanden hatte, und das von unſerer Reiſe nach Wien unterrichtet war, hatte uns aufgenommen, weil in den erſten Gaſthöfen, um ſich für längere Zeit bequem einzurichten, keine Gelegenheit vorhanden war. Dieſes noch jetzt hochgeachtete Banquierhaus iſt ein chriſtliches. Ein ſchönes Beiſpiel milder Toleranz; ich glaube nicht, daß ein Frankfurter oder Hamburger Haus einem jüdiſchen Ehepaar den Aufenthalt ſelbſt für theure Bezahlung geſtattet haben würde. Hier geſchah es aus Freundſchaft! —

Einmal ſagte mir der Sohn eines angeſehenen chriſtlichen Hauſes in Hamburg, als ich mit ihm von einem reichen und zugleich anerkannt rechtlichen jüdiſchen Banquier ſprach, der Einer der Er-

sten an der dortigen Börse war: „Ich habe gehört, daß er ein redlicher und gebildeter Mann seyn soll, aber wir kennen ihn nicht. Wer kommt wohl mit solch Einem in Berührung? Sie wissen ja wohl, daß er ein Jude ist.“

Er erzeigte mir, nach seiner Meinung die Ehre, mich nicht für einen Juden halten zu wollen, um mir desto sicherer die Insolenz in's Gesicht zu schleudern. Ich aber zögerte nicht, ihn über mein Glaubensbekenntniß aufzuklären, und überließ ihn einer Beschämung, die er vergebens hinter einem Lächeln zu verbergen suchte.

Der Judenhaß herrscht allerdings noch in den meisten Ländern Europas, und wird wohl auch in den nächsten Jahrhunderten noch nicht gänzlich auszurotten seyn. In einigen Ländern, wie in Polen und Italien, ist er mit Verachtung gepaart, hin und wieder ist er sogar noch fanatisch, und könnte sich ganz ruhig in Judenblut baden, aber nirgend ist er so lächerlich als in Deutschland. Dieses Land besitzt gewiß die gebildetsten Juden, und die deutschen Christen müssen dieß auch gebührend anerkennen. An Neckereien fehlt es aber

nirgend. Hier müssen sie noch gleich wie im Mittelalter in einer stinkenden Straße wohnen, dort dürfen sie nicht das Casino besuchen, hier kommen sie nicht an die Börse, dort dürfen sie sogar nicht in gewissen Kaffeehäusern erscheinen. Und bricht irgend etwas aus, woraus ein Unglück entstehen könnte, oder einem Christen Verdruß erwachsen, gleich müssen die Juden heran, um das Sündengeld zu zahlen, und das Bad zu entgelten.

Ist man mit der Obrigkeit nicht zufrieden, und will man Excesse verüben, gleich heißt es: „O die verfluchten Juden!“ Und man wirft ihnen zur Gesellschaft die Fenster ein. Und liegt nicht in diesem Augenblick ein neuer Beweis dieser lächerlichen Wuth am Tage? Nachdem die christlichen Weltverbesserer allerlei experimentirt haben, und ihnen die politischen Flügel weidlich beschnitten worden sind, lassen sie ihren verbissenen Ingrimm an einem Häuflein armer Schriftsteller aus, die jugendlich unbesonnen gefehlt haben, und den Gerichten verfielen. Man kennt diese Schriftsteller Alle, man weiß ihre christlichen Taufnamen, nicht ein Einziger ist darunter, der Isaak, Moses, Isa-

schar oder Eleazar hieße; man kann jeden Augenblick die Taufscheine herbeiholen, um ihre christliche Geburt zu bestätigen, man weiß, daß ihre Eltern christliche Gewerbe trieben, daß sie Tuchscheerer, Gendarmen, Nachtwächter waren, daß kein Vater dieser Kinder: Geldwechsler, Pfandleiher, Kleidertrödler war, die entehrenden Beschäftigungen, wozu die Intoleranz der Christen die Juden noch fortwährend verdammt; aber dennoch sprudelt man Gift und Galle gegen Juden und Judenthum auch bei dieser Gelegenheit; diese nicht christlicher Liebe vollen Christen können und wollen sich diese schöne Gelegenheit nicht vorbei gehen lassen, ihre Herzen zu erleichtern.

Und wen meint man damit? Auf wen sind diese Lufthiebe gerichtet? Sie sprechen nur stets von den Bücher schreibenden Juden; die Rothschilde, die mit päbstlichen und katholischen Kreuzen decorirt wurden, lassen sie aus dem Spiele. Meinen sie etwa Nießer? dem Niemand eine verderbliche Richtung vorwerfen darf, und den alle Parteien bis jetzt den Edeln nennen müssen! Etwa Börne? der auch von seinen Feinden die Anerken-

nung erfährt, daß er nie unsittlich war, und nicht versucht hat, die deutsche Sittenreinheit durch gallisches Gift zu verderben. Saphir oder Oettinger? ich muß zu diesen greifen, da unsere Gallerie bald zu Ende ist; diese, die nichts als heitre Spaßmacher sind, die ihren Witz vor dem Volke auskramen, und sich für Beifall wie Schläge gleich dankbar zeigen. Nun bleibt Niemand als Heine — Heine, der sein Christenthum als das heiligste und von ihm verehrteste zu verschiedenen Malen schon proclamirte, und sich zum Theil selbst durch Verspottung von den Juden lossagte, der nie eine Synagoge betrat, nach seinem eigenen Geständnisse und einst den Satz aufstellte: „Der jüdische Glaube sey keine Religion, sondern ein Unglück;“ und dieser Heine soll und muß jetzt ein Jude seyn, trotz der eigenen Bekenntnisse über seine Erziehung und Gesinnung, blos weil er als Jude geboren ward. Und um dieses Einen willen, erzeigt man dem ganzen Häuflein jener Schriftsteller die Ehre, sie für Juden zu halten, oder den Juden vielmehr, sie an dieser ganzen ärgerlichen Geschichte Theil nehmen zu lassen. Ich kannte einst einen Bürger

der vereinigten Staaten, einen schöngewachsenen, wohlausschenden Mann, den Niemand für einen Juden gehalten haben würde, so wenig trug sein Gesicht das altorientalische Gepräge; den fragte man an der Börse einer deutschen Handelsstadt um seinen Namen. Der ihn darum fragte, war ein Lump von einem Mäkler, der eben die Courtage notirte, die ihm der Amerikaner zu verdienen gab. Der Name klang nach dem alten Testamente, und der Mäkler fragte sogleich: „Nicht wahr, sie sind ein Jude?“ Da sah ihn der Amerikaner groß an, und erwiederte: „Welche Neugier heißt Sie mich deßhalb befragen? Bei mir zu Lande fragt kein Mensch darnach, und Jude und Christ sind Benennungen, die nur in der Tiefe des Gewissens Klang haben, im öffentlichen Verkehr aber nie vorkommen. Merken Sie sich das, wenn Sie mit mir ferner zu thun haben wollen, und suchen Sie vor allen Dingen von ihren dummen Vorurtheilen loszukommen.“ — Der Mäkler, der nach den Geschäften des reichen Amerikaners lüstern war, hatte genug an dieser Pille,

und ließ ſich nicht wieder einfallen, darauf anzuſpielen.

Und ſoll ich mir nun einen jungen Menſchen denken, deſſen Eltern in Prag oder Frankfurt in der Judengaſſe wohnen, und vom Kleinhandel leben. Er beſucht die öffentliche Stadtſchule, das Reich des Wiſſens iſt ihm erſchloſſen, und er macht bedeutende Fortſchritte darin. Die Stunden des Unterrichts ſind ſeine ſeligſten, er fühlt ſich froh und frei, er denkt in ſolchen Augenblicken auch ein Menſch gleich ſeinen Mitſchülern zu ſeyn, geboren wie ſie, um ſich jedes erlaubten Genuſſes zu freuen, berufen wie ſie zu Aemtern, ſeinen Mitmenſchen zu nützen, und durch ſie einſt zu Ehren und Würden zu gelangen. Aber wie ſchrecklich iſt ſein Erwachen aus dieſen ſchönen Träumen, wenn der Unterricht geendet iſt, und er zu ſeinen Eltern nach Hauſe kehrt, die in Schmutz und Elend in den ſcheußlichen Höhlen leben, wohin ihre Mitbürger ſie hingebannt haben, und wo auch er ſein Leben zubringen muß. Armer Jüngling, und liebſt Du Deine Geburtsſtadt, oder willſt Du Deine alten Eltern nicht verlaſſen, oder

Deinen Mitbürgern nützen, als Arzt oder Geschäftsmann von Einsicht, so mußt Du dort aushalten, wo Deine Geburt Dich verwies, und solltest Du auch darüber bittere Thränen vergießen Dein Leben lang. Kein Mensch erbarmt sich Deiner; verschlossen sind Dir die Kreise der Gebildeten; Du lebst ausgestoßen, verachtet und dem Spotte preisgegeben.

Ich weiß, daß einige gebildete Juden Prag verließen, weil sie die Schmach nicht ertragen konnten, in der Judenstraße wohnen zu müssen, und in neuester Zeit sind Familien von Hamburg weggezogen, wo sie zwar in jedem Stadttheile prächtige Wohnungen inne haben, um trotz der Judengasse, nach Frankfurt zu ziehen, wo sie nicht in's Casino dürfen. Aber in Hamburg muß ihnen auch gar zu übel mitgespielt worden seyn! — Es sey mir hier noch erlaubt, einige Namen anzuführen, die sich in neuester Zeit in Künsten und Wissenschaften auf die rühmlichste Weise auszeichneten, und dabei die Frage aufzuwerfen, ob es denn die Juden verdienen, daß man sie auf jede mögliche Weise verdächtige, als richteten sie überall

nur Schaden und Verderbniß an, sie mögen sich dem Schacher oder edlern Bestrebungen hingeben. Man erwäge die Anzahl dieser wahrhaft ausgezeichneten Männer bei dem kleinen Häuflein der weithin zerstreuten Israeliten, ohne eigentliches Vaterland, man bedenke, mit welchen Entbehrungen und Schwierigkeiten sie kämpften, bis sie ihren eminenten Standpunkt erreicht hatten: denn ein Jude muß, um anerkannt zu werden, das ist gewiß — doppelt so viel gute Eigenschaften besitzen, als in gleichen Verhältnissen ein Christ. Dieß wird Niemand in Abrede stellen können. Doch nun zu den Namen. Im Fache der bildenden Kunst: Bendemann, Lessing, Oppenheim, Veit. In der Musik: Meyerbeer, Mendelssohn-Bartholdy, Halevy, Moscheles, Herz, Hiller. Die Schauspieler: Jerrmann, Urban, Rott, Herzfeld, Carl, Nourrit, Braham. Die Gelehrten: Neander, Veit, Domprediger in Wien, Friedländer in Halle, Sachs, Rector der Universität in Königsberg. Ferner: Heine, Börne, Rießer, der jüngst verstorbene Ludwig Robert und seine Schwester, die allgemein verehrte Rahel. Daß ich hier nur

das Ausgezeichnetste anführte, bedarf keiner Erwähnung.

Ich wende mich nun wieder fort von diesen Betrachtungen, zu dem heitern Wiener Leben, wo schon vor zwanzig Jahren ein edler und gebildeter Christ so wohldenkend war, daß er keinen Anstand nahm, ein jüdisches Ehepaar in seinem pallastähnlichen Hause zu beherbergen, ohne die Besorgniß zu hegen, daß es dadurch verunreinigt werden könnte.

Seit der Verheirathung hatte ich mich bestrebt, meine Frau von den alten, orthodoxen Gebräuchen zurückzubringen, an denen sie in ihrem väterlichen Hause gewöhnt war. Es wurde mir nicht schwer. Da in ihrem Gemüthe wahre, innige Liebe zu mir herrschte, so konnte ich auf ihr innerstes Gemüths- und Seelenleben sehr leicht einwirken. Die strenge Befolgung der Vorschriften in Betreff der Nahrungsmittel, worüber fromme Juden unverbrüchlich wachen, war von uns längst bei Seite geschoben worden. Diese Gesetze, die im grauen Alterthum wohl nicht mehr und nicht minder, als weise Polizeiverordnungen waren, wie sie das heiße

Clima Aegyptens und der Wüſte, und die damalige Lebensweiſe erheiſchten, wurden mit einem gewichtigen Nimbus umſchleiert, und nach und nach zu Geboten erhoben, welche unmittelbar von der Gottheit ausgeſtrömt ſeyn ſollten. Dieß leuchtete mir längſt ſchon ein, obgleich das Andenken an die geſpenſtige Ohrfeige, deren ſich meine Leſer wohl erinnern werden, mich immer noch innerlich ſtark zu erregen vermochte. Meine Frau ward bald meiner Meinung, und dieß erlaubte uns von den freundlichen Einladungen häufig Gebrauch zu machen, womit uns unſere liebenswürdigen Wirthe beehrten. So lernten wir das anmuthige Gemälde einer gebildeten chriſtlichen Familie zuerſt kennen, und die Genüſſe, die uns dadurch bereitet wurden, laſſen ſich nicht beſchreiben. Nun ſahen wir erſt ein, was Erdenglück ſey, und es konnte nicht ausbleiben, daß wir Parallelen mit Allem zogen, was ſich uns bis jetzt als ſolches dargeſtellt hatte, und heftig davon ergriffen wurden.

Welch ein Leben hatten wir bis jetzt zu beobachten gehabt, und welch ein Leben ſelbſt bis zu dieſem Augenblicke geführt? Wir fühlten uns ſo

ſtark hingezogen zu den liebenswürdigen Menſchen, und doch zugleich ſo beengt, daß wir nicht ganz ſo waren, wie ſie, daß wir ernſte Betrachtungen über unſere Lage anſtellten, und mit einander zu Rathe gingen, wie dem wohl abzuhelfen ſeyn möchte.

Vierzehntes Kapitel.

Bekehrungsversuche. — Der getaufte Bruder. — Fortschritte. — Der Glaubensunterricht. — Die heilige Taufhandlung. —

Die Frau vom Hause, welche meine Frau sehr liebgewonnen hatte, war eine fromme, christliche Dame. Sie hing mit strenger Seele am katholischen Glauben, und schien es mit inniger Freude zu bemerken, daß meine arme Frau, die so wenig Trost in ihrem eigenen Glauben fand, sich sorgfältig nach allen Uebungen erkundigte, die der ihrige ihr auferlegte, und wodurch sie — wie sie sagte — eine wunderbar heilsame Stärkung erhielt. Sie belehrte meine Frau über die Kraft, die in der Anhörung der heiligen Messen liegt, über den magnetischen Einfluß, den der segnende Priester ausübt, über die selige Beruhigung, die auf abgehaltene Beichte folgt, und den Aufschwung

des Gemüthes nach genoſſenem Abendmahl. Meine Frau geſtand es mir, daß ſie mit einer Miſchung von Furcht und Bewunderung dieſen Schilderungen zuhorchte, und ich wußte nicht, was ich dazu ſagen ſollte. Ich mochte nicht abrathen, da ich einen ſeltſamen Zug nach dieſen Myſterien auch mich ergreifen ſah, und wenn ich noch Scheu fühlte, mich ihm gänzlich zu überlaſſen, ſo geſchah es weniger, weil ich unſern alten Jehovah zürnend ſeine Blitze nach uns ſchleudern zu ſehen fürchtete, ſondern weil ich Rückſichten gegen meine frühern Verbindungen zu nehmen hatte, und endlich weil ein altes, vielleicht nicht mit Unrecht begründetes Vorurtheil, mir den getauften Juden in einem gehäſſigen Lichte zeigte. Von Jugend auf hatte ich dieſem nur mit tiefſter Verachtung begegnen ſehen; kein Türke kann dem Giaur, kein Brahmin dem Paria tiefere Verachtung zollen, als der orthodoxe Jude dem Getauften. In unſerer Familie hatte ich das lebendige Beiſpiel davon. Der jüngere Bruder meines Vaters ergriff ſchon vor langer Zeit, aus Liebe zu einem armen Mädchen, das Chriſtenthum. Sie hatte ein Kind

von ihm, und wenn er sie nicht heirathete, so wurde sie von ihren Angehörigen verstoßen, und mußte der Schande preisgegeben leben. Mein Vater war reich, mein Oheim, jener jüngere Bruder, hatte studirt, und war mit seinem Ererbten nicht haushälterisch umgegangen. Als Arzt war er nicht glücklich; die Leute starben ihm unter den Händen. Jetzt kam die traurige Liebschaft dazu; er ließ sich taufen und heirathete. Es ging ihm anfänglich blos schlecht, dann aber immer elender, und zuletzt verzweifelt. Vor meinem Vater ließ er sich nicht mehr sehen. Endlich trieb ihn die Noth dazu.

Nie vergeß' ich den Tag, als ich ein kleiner Junge noch — mit einer Bitte vor meinen Vater hintrat, und ihn mit zornglühendem Gesichte am Fenster stehen sah, ohne auf mich zu hören. Plötzlich dreht er sich um und schreit: „Bist Du noch immer da? Nimm einen plötzlichen Tod ein*), vermaledeiter Schweinefresser! und verunreinige nicht länger die heilige Stätte meines from-

*) Ein furchtbarer jüdischer Fluch.

men Hauſes!“ Jetzt erſt erblickte ich am Ofen, im Winkel, die bleiche Geſtalt meines armen Oheims, in einem dünnen Röckchen — es war Winter — und Hunger und Noth ſahen ihm aus den Augen und Nähten. Er verſuchte es, ſich meinem Vater zu nähern, dieſer aber ergriff ſein ſpaniſches Rohr, und da jener ſeinen Schritt zu raſch vorwärts wagte, ſo erhielt er einen Hieb von ſeinem Bruder über den knochendürren Arm, den er bettelnd nach ihm ausgeſtreckt hatte. Der Unglückliche ſagte kein Wort, aber einen Blick kehrte er nach meinem Vater, den Niemand ertragen haben würde, dem nicht die Religion ſelbſt das Herz dazu geſtählt hätte. Ich mußte weinen, aber mein Vater riß mich an ſich, und donnerte: „Hinaus!“ und ſein hungernder Bruder ſchlich zur Thür hinaus, von Chriſten und Juden verſtoßen, und ſeinem Elend überlaſſen.

Mein Vater aber ermahnte mich, und ſtellte mir den Onkel als warnendes Beiſpiel vor; wenn man die Religion ſeiner Väter verlaſſe und zu den Gojim überginge, ſo wäre man hier und dort verloren, ſagte er.

Mein getaufter Onkel ist nachher bald gestorben; was aus seiner Frau geworden, weiß ich nicht; aller Wahrscheinlichkeit nach zog sie zu entfernten Verwandten; ihren Sohn traf ich zufällig auf einer Reise, in einem Provinzstädtchen als kleinen Beamten. Mein Name fiel ihm auf, und er fragte nach meinem Geburtsorte; dann sagte er mir, daß wir Verwandte seyen, und nannte mir seinen Vater. Er führte mich in sein Haus, wo ich eine hübsche, junge Frau und ein paar allerliebste Kinder fand. Hier war Alles reinlich, aber ärmlich und vollkommen christlich. Man sah es meinem Vetter nicht an, daß er in gerader Linie von Juden abstamme. Ich verließ ihn gerührt, und machte den armen Kleinen Geschenke.

Diese Ereignisse drängten sich nunmehr lebhaft vor mein Gedächtniß. Bis jetzt war mein Gefühl nur eines jener unbestimmten, welche die Seele mehr ängstigen, als beglücken, wenn man sich gleich gestehen muß, daß in ihnen der Saame zu großer Wohlfahrt liege. Ich konnte mich noch nicht zum Ankämpfen gegen etwas entschließen,

das noch gar nicht die Miene annahm, mich ernstlich zu erobern; bei meiner Frau war es derselbe Fall. Sie hatte mir noch nicht den Wunsch zu erkennen gegeben, den ihr Enthusiasmus wahrscheinlich schon in ihr erzeugt haben mußte, und ich fürchtete mich, sie darnach zu fragen.

Eine zufällige Bekanntschaft, die wir machten, gab unserm schwankenden Verhältnisse endlich die wünschenswertheste Bestimmung.

Unter den vielen würdigen Personen, welche das Haus besuchten, das uns so gastfreundlich aufgenommen hatte, befand sich ein junger Mann, von ausgezeichnetem Geiste, der sich der wohlthätigen und menschenfreundlichen Kunst der Thierarzneikunde widmete. Sey es durch eigenen Antrieb, sey es durch den wohlthätigen Einfluß unserer liebenswürdigen Wirthin, daß er sich uns näherte, genug, er stand bald mit uns im engvertrauten, freundschaftlichen Benehmen. Auch er war ein Jude, wie wir; auch er war zu jener Zeit von dem Wesen des Christenthums stark ergriffen, und riß sich los von den alten Satzungen und Traditionen, die ihm auf seiner jugend-

lichen Bahn bis dahin vorgeleuchtet, und für Wahrheit gegolten hatten.

Seinen Unterredungen verdanken wir Klarheit und Vertrauen, und so gelangten wir denn endlich zu dem Entschluß, in Wien zur katholischen Kirche überzutreten. Meine Frau schritt mir hier kühn voran, denn sie war es, die mir mit ihrem Vertrauen entgegen kam, ich muß aber auch erkennen, daß, obgleich meine Bildung von der ihrigen sehr verschieden war, und ich eine weit sorgfältigere Erziehung genossen hatte, ihr innerer Sinn sich ohne äußeres Hinzuthun schon längst vom Judaismus losgesagt hatte, das heißt, von jenem Judenthume, das zwar nur äußerlich sich kund gibt, jedoch aber von dem Kerne der jüdischen Religion Leben und Feuerstoff fortwährend empfängt. Sie war fremder in ihrer Umgebung gewesen als ich, obgleich ich lange schon die Uebungen nicht streng mehr verrichtete, wie sie vorgeschrieben waren, und obgleich meine Frau sie weniger gewissenhaft, als aus Gewohnheit beibehielt.

Unsere Taufe sollte in Wien vollzogen und ganz geheim gehalten werden. Wir wollten uns den

Zwang auflegen, so lange der Vater meiner Frau am Leben war, äußerlich für Juden zu gelten, um dem alten Manne den Jammer zu sparen, der ihn sicherlich ergriffen haben würde.

Wir schritten sogleich zur Ausführung unsers Vorhabens, und besuchten einen würdigen Geistlichen, der es übernahm, uns mit der Lehre der Christen bekannt zu machen. Um aufrichtig zu seyn, und das ist nun einmal mein unverbrüchlicher Grundsatz, indem ich diese Zeilen niederschreibe, muß ich bekennen, daß die ersten Stunden des Unterrichts mir entsetzlich langweilig vorkamen. Ich war Geschäftsmann, von lebhaftem Temperamente, und an Zerstreuungen und lebendigen Verkehr, an Handel und Wandel gewöhnt, und sollte nun, wie ein Knabe in der Schule, Trockenes, Geschichtliches, das ich größtentheils schon wußte, in einem einförmigen Tone mir vorpredigen lassen, worüber ich durch reifliches Nachdenken längst zu einem Resultat gekommen war. Es schien mir, als ob der Geistliche, der — nochmals sey es gesagt — in jedem Anbetracht der Würdigsten einer war, seinen Vortrag für diesen

Zweck anders hätte einrichten ſollen; er konnte für die kleinen Jungen und Mädchen, welche die ſogenannte Kinderlehre beſuchen, nicht anders ſeyn. Auch hätte er ſchon uns Beide, mich und meine Frau, nicht in derſelben Stunde abfertigen ſollen, denn für meine Frau ſchien ſein Vortrag viel paſſender zu ſeyn; ſie hörte ihm aufmerkſam und mit wirklicher Erbauung zu, während ich gähnte, ſie konnte nicht genug bekommen, indeſſen ich alle Augenblicke nach der Uhr ſah, ob denn die Stunde nicht um ſey.

Dieſe Erſcheinung iſt dadurch leicht erklärbar, daß meine Frau eine größere Sehnſucht hatte, Chriſtin zu werden, und mit einer reizbarern Phantaſie begabt, es ſchon wirklich zu ſeyn wähnte, wenn ſie nur neben dem Geiſtlichen ſitzen konnte, um ſeinen Worten zu horchen. Ich war nicht im Stande, ſo ſehnlich auch ich die Taufe erwartete, es in dieſer höchſt angemeſſenen Selbſttäuſchung ſo weit zu bringen.

Endlich war der Unterricht geendigt. Wenn meine Aufmerkſamkeit auch nicht ganz auf die Vorträge unſers Religionslehrers gerichtet geweſen

war, ſo war mein Bekenntniß dennoch treu und gewiſſenhaft; ich nahm mir feſt vor, alle Tugenden zu üben, die dem Chriſten inwohnen ſollen, und folglich Chriſt zu ſeyn, mit aller Kraft des Gemüths und der Seele. Auch freuete ich mich innig, endlich einmal durch würdige, äußere Kennzeichen, eine reine und ſtille Gottesverehrung an den Tag legen zu können, und der Erbauung in den Kirchen theilhaftig zu werden, da ich bis dahin mich ſelbſt, durch eine ſeit früher Jugend entſtandene Idioſyncraſie, von aller kirchlichen Gemeinſchaft mit meinen Glaubensgenoſſen entfernt halten mußte. Endlich gedachte ich mit wahrer Rührung der Wohlthaten, die ich für die bürgerliche Exiſtenz meiner zu hoffenden Nachkommenſchaft, durch meinen Uebertritt zum Chriſtenthum errang, und durch Alles dieſes fühlte ich mich wahrhaft beglückt. Eine äußerſt wohlthätige Stimmung war hiebei in mir hervorgerufen, die mich mit Erhebung der heiligen Taufhandlung entgegen ſchreiten ließ.

Der Morgen erſchien, an dem ſie vorgenommen werden ſollte. Unſere liebevolle Freundin ließ die

Hauskapelle schmücken, sie und die andern erbetenen Zeugen stellten sich eben so festlich geschmückt ein. Von Zuschauern, die sich in jeder öffentlichen Kirche eingestellt haben würden, durfte hier, zu unserer großen Beruhigung, nicht die Rede seyn. Ich und meine Frau traten mit hochklopfendem Herzen, neu gekleidet in den heiligen Raum, denn ich wollte den Sprachgebrauch: „Er hat einen neuen Menschen angezogen," bis in's Kleinste rechtfertigen. Nach einer kurzen Anrede und einigen Fragen, die an uns gerichtet wurden, knieten wir an dem Taufbecken nieder, und wie der Priester das geweihte Wasser schöpfte, und es auf meinen Scheitel niederträufeln ließ, da durchschauerte mich eine geheimnißvolle Macht, ich fühlte, daß ein anderer Mensch aus mir wurde; ich blickte auf mein Weib, und sah, wie sie bitterlich weinte, und da traten auch mir Thränen aus den Augen, deren ich mich in diesem Momente wahrlich nicht zu schämen hatte.

Hinter mir der Talmud und seine eben so schwerfälligen als spitzfindigen Ausleger, weit weg von mir der Schmutz und die Pein des jüdischen

Lebens, liebevoll aufgenommen in die Gemeinde der Christen, so dachte ich, selbst Christ; diese Gedanken durchkreuzten sich schnell in meinem Kopfe. Ich war glücklich und wurde von den besten Vorsätzen beseelt; ich wollte ein guter Mensch, ein guter Christ seyn, dies gelobte ich Gott an jener geheiligten Stätte.

Meine weinende Frau erhob sich nun, und sank ihrer theilnehmenden Freundin in die Arme; dann verließen wir schnell die Kapelle, nachdem wir dem Geistlichen unsern Dank gerührt ausgesprochen hatten, kleideten uns um, und flogen in den bereitstehenden Wagen, um allein eine Fahrt auf's Land zu machen.

Es war ein seliger Tag, den frohe Blicke bis in die fernste Zukunft erhellten.

Fünfzehntes Kapitel.

Gefühle und Vorsätze der neuen Christen. — Sabbathgebräuche. — Jugendfehltritt. — Der verlorne Sohn und die verlorne Mutter. —

Die Aufnahme, die wir nach diesem Acte in dem Hause unserer Freunde fanden, hatte noch an Herzlichkeit gewonnen. Die würdige Frau betrachtete es als ein besonderes Heil, das ihr widerfahren sey, und sie durfte sich mit vollem Rechte einen großen Theil der Ursache an diesem Ereignisse beimessen, dessen Verdienstlichkeit ihr allein zuzuschreiben war. Denn ihrer Unterhaltung war es hauptsächlich gelungen, den unbestimmten Willen in uns zum festen Entschluß zu treiben.

Der Unterricht und die Vorbereitungen zur Taufe hatten uns aber von den geräuschvollen Vergnügungen abgezogen, die noch immer Wien durch-

rauſchten. Jetzt, da wir an die baldige Heimkehr denken mußten, wollten wir noch ſchnell mitnehmen, was ſich uns ſo leicht darbot, und wandten uns daher mit voller Seele den Feſten zu und dem freudigen Gefühle, ſie ganz mitgenießen zu können, das ſich unſer ſtets dann bemeiſtert, wenn wir etwas Wichtiges beſeitigt haben und wieder frei von der Bruſt athmen. Dies konnten wir jetzt, denn Alles, was uns gedrückt hatte, war ja nun beſeitigt.

Noch acht Tage ſetzten wir uns vor, in ruhiger Beſchauung hinzubringen; es war die Zeit, die zwiſchen der Taufhandlung und dem erſten Abendmahle lag; dann wollten wir uns den Einladungen überlaſſen, welche ſich in ununterbrochener Kette folgten. Es ſchien uns, als wenn wir jetzt in den meiſten Zirkeln lieber geſehen würden und mehr Achtung genößen, obgleich von unſerm Uebertritt nichts verlautet hatte. Ich mag nicht daran glauben, daß unſere Wirthin in der Freude ihres Herzens den Bann gebrochen, der ihre Zunge feſſeln ſollte, ſondern ich überlaſſe mich lieber dem Gedanken, daß es unſer eigenes Gefühl war, mit

größerm Rechte jenen Gesellschaften anzugehören, was uns die Täuschung schuf. Ich war nunmehr Christ unter Christen; gemeinsame Interessen knüpften uns aneinander; ich war nicht mehr der Fremdling, der sich in die edlere Kaste einschwärzte, und der nur geduldet wurde, so lange man seinen Ursprung ignoriren wollte. Dies erhebende Gefühl erfüllte mich mit einem edeln Stolze, den ich zuvor nie empfunden, ich war so von dem Werthe dieser Metamorphose durchdrungen, daß ich mit mir in großem Ernste zu Rathe ging und mir meine kommende Lebensweise überdachte. Was meinen Stand betraf, so nahm ich mir vor, in Zukunft nur christliche Geschäfte zu unternehmen, und alle Lieferungen, Leihgeschäfte, Geldwechsel für immer aus meinem Comptoir zu verbannen. Ich wollte nicht mehr mit ängstlicher Hast dem Gewinne nachjagen, sondern mit Ruhe und Ueberlegung mein Geld umsetzen, und vor allen Dingen die Blicke auf meine häuslichen Angelegenheiten richten, mein Familienleben cultiviren, und eine heilige Sorgfalt auf die Erziehung meiner Kinder lenken, die mir der Himmel schenken würde. Zu einem Erstgebor-

nen war bereits die Hoffnung verhanden, welche mich mit süßer Freude erfüllte.

Ich hatte, wie ich schon anfänglich gemeldet, einen Sohn. Ein armes Christenmädchen, das in dem Hause meines Vaters alle Freitage seinen Dienst antrat und ihn Sonnabend mit Sonnenuntergang beendigt hatte, war die Mutter desselben. Das Gebot erheischt nehmlich, daß, sobald am Freitage die Sonne sich zum Untergange neigt, eine feierliche Sabbathruhe sich in dem Hause des Juden verbreite. Der Lärm schweigt, das Geschäft des Tages verstummt. Die Speisen für die vier und zwanzigstündige Dauer des Sabbaths werden in heiße Asche gestellt, in wohlverschlossenen Töpfen und Pfannen, und bleiben sich selbst überlassen, bis man sie zum Genusse herausholt. Eine kleine siebenarmige Lampe wird angezündet und alle Kerzen müssen von einem Christen geputzt werden, weil der Jude sich am Tage der Ruhe deshalb nicht in Bewegung setzen mag. Haare, Bart und Nägel dürfen an diesem Tage nicht geschnitten werden; und wenn der schlechteste Schuldner einem Juden am Sabbath seine Schuld baar entrichten

wollte, so würde sie dieser nicht annehmen, denn es ist ihm verboten, Geld anzufassen. Uebrigens wird der Sabbath größtentheils auch in vollkommenster äußerer Ruhe und Gemächlichkeit, größtentheils liegend oder sitzend zugebracht. Selbst zu den unentbehrlichsten Diensten im Hauswesen geben sich die jüdischen Domestiken am Sabbath nicht her, und kein frommer Jude würde auch nur die Sünde begehen, sie dazu aufzufordern. Deshalb werden eben arme Christen für diese vier und zwanzig Stunden gemiethet, die dasjenige zu versehen haben, was unentbehrlich ist, wie z. B.: das Putzen der Kerzen, das Einheitzen im Winter, das Tischdecken, das Herbeiholen gewisser Dinge u. s. w.

Ich war kaum in die Jünglingsjahre getreten, als das stille Wesen eines Christenmädchens, welches der Sitte gemäß diese Function bei uns übte, mich auf ungewöhnliche Weise anzog. Ohne schön zu seyn, gefiel sie mir doch in ihrer Eigenthümlichkeit, die gegen unser streng-jüdisches Haus bedeutend abstach. Die Arme hatte durch meinen Leichtsinn viel zu leiden! Ich verfolgte sie lange

mit meinen ſtürmiſchen Begierden, ehe ſie ſich mir ergab, und als ſie die Folgen nicht mehr den Blicken entziehen konnte, verlor ſie ihren kleinen Verdienſt in unſerm Hauſe. Man nannte ſie eine liederliche Perſon. Sie weinte und ging. Einige Zeit darauf meldete ſie mir ſchriftlich die Geburt meines Sohnes und bat mich um ſeinetwillen, ſie nicht ganz zu verlaſſen. Aber was konnte ich für ſie thun? Mein Taſchengeld war ſo beſchränkt; und wenn ich es ihr ganz gegeben haben würde, ſo hätte ihr daraus keine Hilfe erwachſen können. Ich mußte ſie ſich ſelbſt — ihrem ganzen Elende überlaſſen.

Erſt nach dem Tode meines Vaters, der zu ihrem Glücke bald darauf erfolgte, war ich im Stande, mich des unglücklichen Mädchens anzunehmen. Ich wollte ihr eine Summe ausſetzen, wovon ſie leben konnte, und meinen Sohn, deſſen Alter bereits eine ſorgfältigere Erziehung erheiſchte, als ſie ihm ſeine Mutter ertheilen konnte, von ihr fortnehmen, um ihn den Händen eines würdigen Geiſtlichen zu übergeben, der auf dem Lande, einige

Meilen von meinem Wohnorte, eine Erziehungsanſtalt beſaß.

Jetzt ſchien mir der Augenblick gekommen, mich meiner Vaterpflicht ihrem ganzen Umfange nach zu entledigen. Aber weder die Mutter, noch den Knaben konnte ich ausfindig machen, und ich überließ mich dem Gedanken, daß ſie geſtorben ſeyen. So wenig Tröſtliches auch darin lag, ſo ward ich doch dadurch für den Augenblick beruhigt. Jetzt aber nach der Taufe erwachte auf's neue der Gedanke an meinen Sohn, von deſſen Daſeyn ich Gewißheit erhalten wollte. Mein Entſchluß war gefaßt; ich wollte ihn in's Haus nehmen und ihn als meinen Sohn anerkennen, damit er einſt mit meinen Kindern gleiche Rechte genöße. Ich theilte dies meiner Frau mit und erwartete in ihrer jetzigen Stimmung nur eine freundſchaftliche Zuſage. Die Religion war nun kein Anſtoß mehr; er war mein Sohn und ich durfte mich ſeinen Vater nennen. Es war nichts mehr zwiſchen uns, was dem Einen oder dem Andern zum Nachtheil hätte gereichen können. Meine Frau willigte ein, doch verbarg ſie mir nicht, daß etwas ſo Unnatürliches

in dem bisherigen Verhältnisse gelegen habe, das sie nicht so leicht beseitigt zu sehen hoffen dürfe, und von dem uns manche Widerwärtigkeit entstehen könnte.

Sie führte an, daß sie einst in ihrer Heimath von einem ähnlichen Fall erzählen gehört habe, wo der Sohn seinen Vater „Jud" geschimpft und mißhandelt, und endlich dazu beigetragen, seine nicht ganz rechtliche Handlungsweise den Gerichten aufzudecken, und ihn auf solche Weise unglücklich zu machen. Ich bemerkte ihr lächelnd, daß Alles dies nicht hier zu befürchten sey. Meine Handlungsweise sey stets redlich; was der Sohn in dem Hause seines Vaters sehen würde, könnte vor keinem Gerichte der Welt der Strafe verfallen, und endlich sey ich ja kein Jude mehr, und folglich könnte selbst in dem verderbtesten Jungen die Lust nicht erwachen, mich so zu heißen.

Auch sie lächelte nun und gab mir Recht; ihre Einwilligung hatte sie mir im ersten Augenblicke ertheilt; denn stets war mein Wille auch der Wille dieses engelgleichen Weibes. Ich nahm mir vor, sogleich nach meiner Rückkehr in die Heimath mei-

nen Sohn auszukundschaften, um ihn anständig erziehen zu lassen. Ich freute mich in Gedanken auf seine Ueberraschung; ich dachte mir seine Freude, wenn er nun in dem Hause eines reichen Vaters aufgenommen, ein ganz neues Leben beginnen sollte.

Ich nahm mir vor, ihm zu sagen, daß seine Mutter meine erste, mir heimlich angetraute Frau gewesen und bereits gestorben, und daß er meiner jetzigen Frau, als seiner Stiefmutter, die gebührende Achtung und Liebe nicht versagen möchte.

Ich dachte mir das Alles so schön, so natürlich, aber ich muß nun eingestehen, daß ich mich bitter täuschte.

Sechszehntes Kapitel.

Wiener Diners. — Wiener Soirées spirituelles. — Der Brief des Disponenten. — Der Salzlieferant auf Tod und Leben angeklagt. — Schreckliche Lage. — Die Berührung in St. Stephan. —

Nachdem wir so das Ziel erreicht hatten, das uns während der letzten Zeit ganz und gar in Anspruch genommen hatte, und uns nun mit gewohnter Vorliebe wieder den geselligen Genüssen zuwandten, konnte es bei meinen weitläuftigen Geschäfsverbindungen nicht fehlen, daß auch jüdische Banquierhäuser in den Kreis unserer neuen Bekanntschaften gezogen werden mußten.

Eines, welches damals mit zu den Ersten in Wien gezählt wurde, zeichnete sich besonders durch guten Ton und eine anständige Freiheit aus. Wir wohnten einem festlichen Diner in Schönbrunn bei, woselbst der schon bejahrte Chef des Hauses eine

geſchmackvolle Beſitzung hatte, und wo ſelbſt vornehme Diplomaten zugegen waren. Das beſcheidene Weſen und die glückliche Naivität meiner jungen, ſchönen Frau fielen allgemein auf, und ſie wurde ſo ſehr der Gegenſtand einer zudringlichen Verehrung, daß ſelbſt ihre Unbefangenheit, die gleich weit entfernt von Prüderie, wie von Koketterie war, ſie nicht gänzlich von Verlegenheit zu ſchützen vermochte. Ich merkte bald, daß das hier zur Sitte gehöre, und ließ es mir um ſo mehr gefallen, als dadurch auf natürliche Weiſe meinem Geſchmack gehuldigt wurde, der ſich eine ſo liebenswürdige Frau auserwählt hatte. Neben dieſem freien Weſen bei Damen, welches allgemein ziemlich auffallend herrſchte, bemerkte ich eine mir bis jetzt noch nicht vorgekommene Völlerei im Eſſen und Trinken. Es iſt unglaublich, welch ungeheure Maſſe von Schüſſeln und Flaſchen bei jenem feſtlichen, halb diplomatiſchen Diner in Schönbrunn zum Vorſchein kamen. Ein Lordmayor-Schmaus hat nicht mehr aufzuweiſen. Mir ſchien es immer unhöflich, wenn man geiſtreiche Menſchen auf eine ſo grob ſinnliche Weiſe bewirthet, und ſie dann

noch damit hoch zu ehren denkt. Hier waren Mittel jeder Art vorhanden, um etwas Beſſeres, Geiſtigeres den Gäſten zu geben, die es auch wirklich werth waren. Der reiche Banquier, welcher den Wirth machte, hätte die beſten Muſiker und ſonſtigen Künſtler einladen können und ſtatt einiger Schüſſeln mit Faſanen, Schnepfen, Dammhirſchen und Steinbutten, die Böhmen, Ungarn und Trieſt hatten herliefern müſſen, wären einige Konzertpiecen viel dankbarer aufgenommen worden.

Die Tochter dieſes Hauſes, gleichfalls an einen großen Banquier verheirathet, galt für eine der geiſtreichſten Frauen in Wien, und die Art, wie ſie uns in ihrem Hauſe in der Stadt aufnahm, zeugte auch dafür. Hier war ein Verein von gebildeten und feinen Leuten, die nicht blos zur Geld- oder Adel-Ariſtokratie gehörten; und wenn auch hier nicht über Mangel geklagt werden konnte, ſondern Speiſen und Getränke im geſättigten Ueberfluß vorhanden waren, ſo fehlte es jedoch auch nicht an andern Dingen, die der freie Umſchwung der Ideen in einem Kreiſe ausgezeichneter Menſchen erzeugt. Hier thronte der ächte Witz und ſprühete

in muthwillig heitern Garben. Alles, was in Wien sich in Kunst und Literatur auf rühmliche Weise auszeichnete, war zugegen und bewegte sich ungezwungen, des innern Talentreichthums sich bewußt, neben den Ministern und Banquiers, die hier allen unerlaubten Stolz bei Seite legten und nur darnach strebten, sich den Andern ebenbürtig an Geist zu zeigen, und liebenswürdig zu erscheinen.

Es herrschte in den Kreisen dieser Juden ein Benehmen, das himmelweit von dem abstach, wie ich es in meiner Heimath zu sehen gewohnt war. Auch schien mir jeder schroffe Unterschied zwischen beiden Glaubenspartheien zu verschwinden, wie dies denn auch bei solcher Beschaffenheit der gesellschaftlichen Beziehungen nicht anders zu denken war. Es drängte sich mir unwillkührlich die Bemerkung auf, daß der Juden- und Christenhaß, denn es ist nicht wegzuläugnen, daß er bei beiden Religionsgenossen gleich groß ist, nur durch äußere Umstände seine Nahrung empfängt, und daß er nothwendig ersticken muß, wo diese wegfallen. Eben so wenig läßt es sich aber bezweifeln, daß der große Zwiespalt von einer bedeutenden Anzahl

beider Partheien nicht weggewünscht werde, indem sie zu sehr von fanatischem Eifer beseelt sind, und durch eine geebnetere Annäherung für die Reinheit ihrer Ansichten und Meinungen befürchten zu müssen glauben. Die Wenigsten von denen selbst, die für eine Gleichstellung der Juden mit den Christen in bürgerlicher Hinsicht ihre Stimmen erheben, wollen eine Ausgleichung der geselligen Verhältnisse Beider, und dies ist es doch nur allein, was — wenn es als Bedürfniß erkannt und sonach aus vollem Herzen gewollt wird — den bedenklich scheinenden Prozeß auf völlig angemessene Weise unmerklich zu vermitteln im Stande ist.

Wir befanden uns in dieser Umgebung in einer seltenen Behaglichkeit und suchten uns von dem, was wir hier für das Leben lernten, so sehr zu durchdringen, um es bei unserer Nachhausekunft auf nützliche Weise anzuwenden, daß wir die Stunde der Trennung von so vielen und geliebten Freunden und Bekannten immer weiter hinausschoben, um unsere eben so nützlichen als angenehmen Studien gehörig zu vervollständigen.

Da erhielt ich eines Morgens mit meinen Brie-

ſen ein Schreiben meines Disponenten, welches ich in ſeiner ganzen mercantiliſch-laconiſchen Weiſe hier mittheile, damit man um ſo leichter von dem Eindrucke urtheilen könne, den es auf mich hervorbrachte. Es lautete:

. . . . . 1814.

„Ich habe die Ehre, Ihnen mit dieſem einen Vorfall mitzutheilen, welcher ſich geſtern hier zugetragen, und an der Börſe ſowohl, wie in unſerm Hauſe eine gleichbedeutende Senſation hervorbrachte.

Ihr Herr Schwiegervater wurde nehmlich plötzlich verhaftet; wie man ſagt in Folge des bewußten Lieferungsgeſchäftes. Man ſpricht von Kriminalunterſuchung; von Feſtung, ja ſelbſt — doch erſchrecken Sie nicht — von Erſchießen. Der Himmel wird es wohl noch zum Guten lenken; die Menſchen übertreiben gern. Im Uebrigen bin ich froh, daß Sie ſich damals zu rechter Zeit aus dem Handel gezogen haben. Alle Papiere, die uns compromittiren könnten, ſind glücklicherweiſe in unſern Händen.

Ich habe die Ehre, mit Hochachtung zu ſeyn,

Ihr ergebener

* * *.“

Dieſer Brief erſchütterte mich ſo ſehr, daß ich ſogleich, ein Geſchäft vorſchützend, allein ausfuhr, um mich nicht mit meinem Geſichte, dem die Spuren dieſer Nachricht tief aufgedrückt waren, vor meiner Frau ſehen laſſen zu dürfen.

Ich las den Brief wieder und wieder; die trockene, kalte Meldung blieb dieſelbe. Die Dienſtwilligkeit meines Disponenten, mir ſo ſchnell als möglich, gleich nach der Börſe, dieſe peinigende Nachricht wie eine ſimple Coursveränderung mitzutheilen, verwünſchte ich von ganzem Herzen. Hätte er nicht warten können, bis ſich die Anklage herausgeſtellt hätte, um mir dann etwas Gewiſſeres mitzutheilen, das immer tröſtlicher geweſen wäre, ſelbſt wenn es die unvermeidliche Gefahr verkündet haben würde? Ich quälte mich mit dem Gedanken, wie ich meiner Frau die Nachricht überbringen ſollte? Sie befand ſich im Zuſtande der Hoffnung, und durch Alles, was ſie bisher umgab, keineswegs in der Verfaſſung, ſo Entſetzliches ohne gewaltſame Zerſtörung ihres Innern aufzunehmen. Ich dachte darüber nach, was wohl die Urſache ſo ſtrenger Maaßregeln gegen meinen

Schwiegervater ſeyn könnte. Allein hier ſcheiterten ſelbſt die beſonnenſten Muthmaßungen und Combinationen. Ein Lügner, wie er, vermochte ſich in der ehrlichſten Angelegenheit von der Welt zu verdächtigen und um den Hals zu ſchwatzen. Endlich erwog ich auch, welch' ein Nachtheil mir durch dieſen Fall an der Börſe entſpringen könne. Denn Menſch iſt man doch vor Allem, und als ſolcher hängt man an Credit, Ehre, Namen, und kann nicht gleichgültig zuſehen, daß Alles dies, lauter und unberührt vom Vater auf den Sohn vererbt, durch den Fehltritt eines Dritten wie Spreu im Winde zerſtiebe! Statt mich während des Fahrens zu beruhigen, wuchs meine Unruhe bedeutend. Ich beſchloß jedoch vorerſt, einen zweiten Brief abzuwarten, ehe ich meiner Frau eine Mittheilung machte und ſagte ihr bei meiner Nachhauſekunft, daß ich mich nicht wohl befände. Und wirklich glühte mein Kopf ſo, daß der herbeigerufene Arzt ein Fieber für die Nacht prophezeite und ſeine Verordnungen darnach ertheilte. Meine Frau war ſchon hierüber untröſtlich und ich hatte alle Mühe, ihre Beſorgniſſe zu zerſtreuen; der Gedanke, welchen

Eindruck erſt die wahre Urſache meines Uebelbefindens auf ſie machen würde, ſteigerte noch meine Wallung.

Endlich kam der ſehnlich erwartete zweite Brief über dieſen Vorfall von meinem Disponenten. Er war ausführlicher, weil man die nähern Umſtände nunmehr ſchon wußte. Die Anklage war erhoben. Mein Schwiegervater ſaß wirklich auf den Tod angeklagt, weil er dem Feinde Lebensmittel geliefert haben ſollte. Nun langten auch Briefe für meine Frau von ihren Geſchwiſtern an und ich glaubte mich nicht berechtigt, ſie ihr vorzuenthalten; doch wollte ich ſie erſt zu ihrem Empfange vorbereiten.

Ich unternehme es nicht, die Scene zu ſchildern, die ich jetzt nothgedrungen herbeiführen mußte; mein Beſtreben würde zwecklos ſeyn; ich fühle in mir nicht die Kraft, darin mit einem Roman- oder Novellendichter wetteifern zu können, und überlaſſe es daher meinen Leſern, dieſe Stelle meiner Memoiren durch ihre eigene Phantaſie zu ergänzen. Der Schmerz meiner Frau machte auch mich gränzenlos elend. Was mir mein Disponent bereits

geschrieben hatte, fand sich in den Briefen ihrer Verwandten nach der ganzen, fürchterlichen Ausdehnung bestätigt. Ihr alter Vater war der Landesverrätherei beschuldigt: dem Feinde Lebensmittel zugeführt zu haben. Seiner Aussage nach verhielt sich jedoch die Sache so, daß ein entschuldigendes Licht auf seine Handlungsweise fiel. Seine Vorräthe, die ursprünglich zur Verpflegung unserer Truppen angekauft worden waren, wie er gehörig documentiren konnte, befanden sich plötzlich durch die Wechsel des Kriegsglücks, woran er wie natürlich ganz unschuldig war, in einem vom Feinde occupirten Lande. Er selbst war bei seinen Vorräthen und dachte daran, aus einem beim Geschäftsmanne leicht zu entschuldigenden Grunde, dieselben zu retten, weil der Verlust sein Vermögen bei weitem überstiegen hätte und ihn rettungslos in das Verderben gestürzt haben würde.

So geschah es nun, daß er sich bemühte, seine Vorräthe an ein anderes Haus unter der Hand zu übertragen, um seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen, mittlerweile aber waren sie ausgekundschaftet und als feindliches Eigenthum requirirt

worden. Nun hatten freilich den Weitzen die Soldaten und den Hafer die Pferde der feindlichen Armee aufgezehrt, aber nicht durch seine Schuld, wenn gleich er es war, der alle Kosten dabei getragen hatte. Man konnte ihn doch füglich nicht für einen so wahnsinnig fanatischen Landesverräther halten, der mit ungeheuern Kosten, selbst mit der Aufopferung seines ganzen Vermögens, dem Feinde einen solchen Vorschub geleistet haben würde? Von der Wahrheit dieser Angabe zeugte übrigens auch, daß seine Umstände nach dem Frieden wirklich zerrüttet erschienen sind, daß er nur mit genauer Noth seinen Credit zusammenhielt und blos noch mit dem Gelde seiner Freunde vorsichtig operirte. Selbst die ausbedungene Mitgabe seiner Tochter sey er nicht auszuzahlen im Stande gewesen, gab er den Richtern an, wie ich solches selbst der Wahrheit gemäß bezeugen mußte.

Zu dem Allen kam nun noch hinzu, daß jetzt der Krieg beendigt und zwar glorreich beendigt war, und man daher nicht eben Ursache hatte, diesen Fall im allerstrengsten Sinne zu nehmen, sondern

eher den Schein gelten zu laſſen, den die Entſchuldigung des Mannes ſo wahrſcheinlich machte.

Allein ſo wurde dieſe Sache nicht angeſehen. Mein Schwiegervater hatte ſich zu viele und zum Theil mächtige Feinde gemacht, wozu ſein thörichtes Benehmen nicht wenig beigetragen hatte. Man ſchien — ganz gegen die allgemein in Ausübung gebrachte Milde — mit ihm auf das Strengſte, nach dem Buchſtaben des Geſetzes verfahren zu wollen. Ein dritter Brief, der bald folgte, ſprach deutlicher von der Gefahr, die über dem Alten ſchwebte. Es hieß, daß er nächſtens zum Erſchießen verurtheilt werden ſollte.

In einem ſchwachen Gemüthe würde der Religionswechſel nun eher Zweifel als Beruhigung erweckt haben. Meine Frau jedoch war von der Kraft ihres neuen Glaubens ſo durchdrungen, daß ſie mit Inbrunſt zu Gott und ihrem Erlöſer flehte, und um Erleuchtung von Oben bat, wohin ſie ihre Schritte hienieden zu lenken hätte. Die Nachrichten hatten ſich ſo ſchnell gefolgt, daß nur vier und zwanzig Stunden dazwiſchen lagen und der dritte Brief war ſo eben in meine Hände gelangt,

als meine Frau mit vor Freude glänzendem Blicke zu mir kam. Sie hatte die Messe in der St. Stephanskirche gehört und abermals brünstig gebetet, als eine Berührung sie aus ihrer Andacht aufschreckte. Sie blickte auf und sah unsern Landesherrn, der mit einigen Andern durch die Kirche ging und sie zufällig mit dem Stocke, den er in der Hand trug, berührt hatte. Er neigte sich freundlich und bat sie um Verzeihung, daß er auf so unbescheidene Weise ihr Gebet unterbrochen. Sie schlug statt aller Antwort die Augen demüthig nieder, aber in ihrem Innern flammte es, daß dieses ein Wink des Himmels sey. Ihr Gefühl befand sich in solch' gereiztem Zustande, daß es ihr leicht ward, an Wunder zu glauben.

Sie beschloß, am andern Tage einen Fußfall bei dem Monarchen zu wagen und um die Lossprechung ihres Vaters zu flehen, und da es leicht war zu damaliger Zeit, bei den in Wien versammelten Fürsten Audienz zu erhalten, so hatte ich die Freude, meiner Frau noch an demselben Abende die Stunde bezeichnen zu können, die ihr zu der ihrigen anberaumt worden war.

Siebzehntes Kapitel.

Der gerechte Fürſt. — Die Audienz. — Edler Sinn und Vorurtheil.

In tiefe Trauer gekleidet, machte ſich meine Frau auf den Weg zu dem Monarchen. Er empfing ſie huldreich, und erinnerte ſich ſogleich an den Vorfall in der Stephanskirche. Sie brachte gerührt ihr Anliegen vor, und ſuchte ihren alten Vater von der beſten Seite darzuſtellen, und ſeine Handlungsweiſe ſo gut als möglich zu entſchuldigen.

Der Fürſt wurde ernſt. Vorſchub dem Feinde leiſten, der mit gewaffneter Hand in das Land fällt, um es unglücklich zu machen, iſt wohl zu allen Zeiten ein ſtrafwürdiges Beginnen; mehr aber noch war es ein ſolches in dieſem Falle. Der Feind hatte zu hart unſer Land bedrückt, zu ſchnöde

unſers Fürſten geſpottet, die Anſtalten, ihn zu überwinden, waren mit zu großem Enthuſiasmus ergriffen worden, das „edelſte Herzblut des Landes war gefloſſen," wie man ſich damals gern auszudrücken pflegte; derjenige alſo, der aus Bosheit, oder gemeiner Gewinnſucht Treuloſigkeit übte, um damit alle jene Anſtrengungen der Edelſten und Beſten zu Nichte zu machen, mußte der härteſten Strafe verfallen, und ſein Gedächtniß für ewige Zeiten in den Annalen des Vaterlandes gebrandmarkt werden. Der vorliegende Fall verdiente daher ſtrenge Unterſuchung, genaue Erwägung; es handelte ſich nicht darum, einer ſchönen, in Thränen zerfließenden Frau, eine Galanterie zu erzeigen; es war ein großer Act der Gerechtigkeit, den die Gnade des Fürſten aufhalten ſollte. Er war geneigt dazu, das verſicherte er meiner Frau, wenn ſich mildernde Umſtände für die Handlungsweiſe ihres Vaters wirklich auffinden laſſen würden; ſo entließ er die Arme mit einem Schimmer von Hoffnung. Sie glaubte, die Begnadigung in der Hand, von dem Fürſten zu mir zurückkehren zu können, ſich in den Wagen zu wer-

ſen, und nach Hauſe zu fliegen. Statt deſſen, brachte ſie das Verſprechen unſers Landesherrn, ſogleich die betreffende Stelle beordern zu laſſen, ihm ſelbſt Abſchrift der Acten auf das Schnellſte einzuſenden, und bis ſeine Reſolution erfolgt wäre, jeden weitern Schritt in der Sache zu unterlaſſen.

Man konnte von der Gerechtigkeit unſers Monarchen eigentlich nichts anders erwarten, auch hatte ich in der That meine Hoffnung nicht höher geſpannt. Ich theilte dieß meiner Frau mit, und machte ſie darauf aufmerkſam, daß durch dieſe Maßregel ihr Vater ſeinen kleinlichen Feinden entrückt werde, und daß ſich von einer genauen, unparteiiſchen Unterſuchung ſeiner Angelegenheit vor der höchſten Behörde, nur das Beſte erwarten ließe.

Obgleich ich durch dieſe Ermunterung meine leidende Frau aufrichten wollte, war mein Herz doch nicht ſo ganz ruhig dabei. Ich hielt die Sache meines Schwiegervaters nemlich nicht für ſo rein, wie ſie meine Frau, von kindlicher Liebe getrieben, dem Fürſten vorgeſtellt hatte, und beſorgte daher, von der ſtrengen Gerechtigkeit des-

selben keine Milderung oder gänzliche Begnadigung, die doch nur allein im Stande gewesen wäre, uns vollkommen zufrieden zu stellen.

In der bangsten Erwartung verlebten wir vierzehn Tage, während welcher uns nur die Nachricht von Hause erfreute, daß der Prozeß stille stehe, und man in der Stadt verbreite, der Fürst habe sich die Acten zur Durchsicht nach Wien senden lassen.

Endlich kam der ersehnte Augenblick. Ein Kammerherr des Fürsten meldete meiner Frau, daß sein Gebieter sie morgen zu sprechen wünsche. Dieß war uns schon ein günstiges Zeichen, denn das Todesurtheil ihres Vaters hätte ja der Fürst nicht selbst der Tochter verkündigen mögen. Wie das erste Mal kleidete sich meine Frau in Trauer. Sie glaubte, daß es sich nicht anders zieme, vor dem Richter über Leben und Tod, als die Tochter des auf Leben und Tod Angeklagten zu erscheinen.

Der Fürst ging ihr mit seinem Anstand entgegen.

„Ihr Vater," fing er an, „ist des Verraths

nicht überwieſen, aber er bleibt in hohem Grade verdächtig. Seinen Namen wird er nie rein zu waſchen vermögen, aber das Leben iſt ihm geſchenkt.“

Meine Frau ſtürzte weinend vor dem gütigen Fürſten nieder. Er hob ſie auf. „In meinem Staate würde ihm ein Leben ohne bürgerliche Achtung nur zur fortwährenden Strafe werden; die Achtung kann ich ihm jedoch nicht wieder ſchaffen; ſelbſt daß ich ihn begnadige, wäre dieß nicht im Stande. Ich gebe ihm daher den wohlmeinenden Rath, in ſeine Heimath zurückzukehren.“ —

Meine Frau machte eine Bewegung; ſie vermochte vor Schluchzen kein Wort hervorzubringen.

„Ich weiß was Sie ſagen wollen,“ fuhr der Fürſt fort, „meine Begnadigung ſoll nicht einer Verbannung gleich ſehen. Ich befehle nicht den Mann fortzuſchaffen, ſondern ich gebe Ihnen den wohlmeinenden Rath, ihn zu entfernen. Es kann auch Ihnen nicht gleichgültig ſeyn, ſich durch ſeine Anweſenheit ſtets an ſein Unglück erinnern zu laſſen.“

Meine Frau mußte in ihrem tiefen Schmerze

die Zartheit dieſer Andeutungen bewundern. Schon wollte ſie ſich dankend entfernen, als der Fürſt ſich noch einmal nach ihr wandte. „Sie ſind, wie man mir ſagte, hier zur chriſtlichen Kirche übergetreten?“ fragte er.

Meine Frau bejahete es.

„Welche Geſchäfte treibt Ihr Mann?“ fragte er weiter.

Meine Frau war nicht im Stande, hier eine genügende Auskunft zu geben, weil ſie in der letzten Zeit von meinen Geſchäften nichts erfahren hatte, und ich jetzt auch mehr das Leben eines reichen, geſchäftsloſen Privatmannes führte. Sie nannte mich daher einen Banquier, dieſes vielumfaſſende Wort, das den Mann bezeichnet, der Königen Millionen vorſtreckt, und auf indirecte Weiſe auf die Schickſale der Welt Einfluß übt, wie den kleinen Geſchäftsmann, der dort an der Straßenecke Papiergeld und Goldſtücke einwechſelte.

„Ich will nicht hoffen,“ fuhr der Fürſt nach einer Pauſe fort, während er meine Frau feſt anſah, „daß Ihr Mann zum Nachtheil ſeiner Mitbürger Chriſt geworden iſt.“

Meine Frau betheuerte, den Sinn dieſer Aeuſſerung nicht zu begreifen. „Ich will damit ſagen,“ ſprach der Fürſt, „daß er deßhalb Chriſt wurde, um ungeahnet Gewerbe treiben zu können, die den Juden unterſagt ſind, weil ſie der geſammten Geſellſchaft zum Schaden gereichen, und die von den Chriſten nie, oder doch nur in ſehr ſeltenen Fällen getrieben werden. In meinem Lande wird darüber bei allen Bekehrungsfällen genau gewacht, und wenn ſich die Beſtätigung einer ſolchen Vermuthung herausſtellt, die Bewilligung zur Taufe in keinem Falle ertheilt. Sie haben den Uebertritt in einem fremden Staate, unter vielleicht begünſtigenden Umſtänden vollzogen, und kehren als Chriſten in ein Land zurück, das ſie als Juden verlaſſen haben. Ich hoffe, daß Sie meiner Gnade, die ich Ihnen in dieſem Augenblicke erwieſen habe, eingedenk ſeyn werden, und nie Veranlaſſung geben, daß meine alt-chriſtlichen Unterthanen Klage gegen Sie zu erheben, Urſache haben.“

Hierauf kehrte er meiner Frau den Rücken, die hocherröthet wegen der tiefen Verletzung durch

dieſe Worte, kaum Faſſung genug beſaß, ohne Wanken das Zimmer zu verlaſſen. Ein junger Kammerherr, der den Dienſt im Vorzimmer hatte, und meine Frau von einigen Bällen her kannte, war ſo artig, ſie bis zum Wagen zu begleiten. Ihm entging nicht die heftige Aufwallung, worin ſich die Arme und doch ſo Glückliche befand, und ſeiner indiscreten Geſchwätzigkeit verdankte die Stadt ein Geſchichtchen, welches weder dem Fürſten, noch meiner Frau zur Ehre gereichte, woran ſie aber Beide ganz unſchuldig waren.

Meine Frau hatte das Leben ihres Vaters wohl keinesweges durch ihre Schande zu erkaufen gebraucht, aber ſie hatte eine tiefe Kränkung anderer Art dafür hinnehmen müſſen. Doch das iſt einmal der Lauf der Welt in unſern Tagen. Schwer laſtet das Vorurtheil auf unſerm Geſchlecht; ſchwer und zum größten Theile unverſchuldet. Wie viel Zartſinn offenbarte nicht das Benehmen dieſes edeln, gerechten Fürſten, und welch ein Widerwillen gegen die Juden ſprach ſich in dem aus, womit er ſeine gnädige Audienz beſchloß.

Doch erhoben wir bald wieder den Kopf. Wir

fühlten uns zu glücklich, um uns jetzt so leicht niederbeugen zu laſſen. Indeß begannen wir doch die Abſchiedsviſiten, um recht bald nach unſerer Heimath zu eilen, und den Vater, noch vor unſerer Abreiſe nach Polen, ſprechen zu können.

Achtzehntes Kapitel.

Die erſte Weihnacht. — Der todte Sohn. — Der fremde Säugling. — Mutterfreuden und Vaterſchmerz. —

Wir nahmen die friſcheſten Erinnerungen von Wien mit. Alles hatte dort beigetragen, uns das Leben angenehm zu machen, vor Allem aber mußten wir es anerkennen, daß das Licht des Chriſtenthums uns in Wien aufgegangen war. Wie weit war ich davon entfernt, die für mich ſo kränkenden Vorausſetzungen meines edeln Fürſten zu rechtfertigen, der ſich nur den Juden als ein verworfenes Geſchöpf vorſtellen konnte, unfähig jeder moraliſchen Erhebung.

Ich hatte den feſten Plan meines zukünftigen Wirkens und Strebens vorläufig entworfen, und die Muße im Wagen, während der eiligſt zurückgelegten Reiſe, diente dazu, meine Vorſätze zu

befeſtigen, und ihren Umfang zu vervollſtändigen. Unter dieſen geiſtigen Beſchäftigungen erreichten wir unſern Wohnort, wo wir bereits den alten Vater in Freiheit fanden. Man kann ſich unſere Freude im erſten Augenblicke des Wiederſehens wohl denken, die jedoch wieder ſehr bald getrübt werden ſollte.

Ich habe es bereits verſucht, den geneigten Leſern meinen Schwiegervater in einem frühern Kapitel zu ſchildern; was dort jedoch fehlte, ſoll nun hier nachgetragen werden, um das Bild dieſes Mannes in Etwas zu vervollſtändigen. Im Verlauf dieſer Memoiren kann ſein Character jedoch erſt im vollſten Lichte beleuchtet werden.

„Ich verſteh' Euch nicht!“ rief er ärgerlich aus, „weßhalb freut Ihr Euch? daß ich nicht bin aufgeknüpft worden? daß ſie mich nicht haben ausgeführt, und den Kopf abgeſchlagen? Das hätten ſie auch noch thun ſollen, und dann hätten ſie ſich rühmen können ihrer großen Gerechtigkeit! Was hab' ich gethan — was hab' ich verbrochen — was hab' ich verſchuldigt? — Was kann der Bäcker dafür, wenn ihm die Ratten das Mehl

auffressen? Ist der Lieferant etwas Andres? Sind die Feinde etwas Andres? Weil die Feinde haben aufgefressen meine Vorräthe, und haben Mitleid gehabt mit mir, daß sie mich nicht haben mitgefressen, soll ich werden erschossen von den Freunden! Ihr habt Recht, daß Ihr Euch freut! Während ich bin gesessen, und habe geschwitzt Todesangst, seyd Ihr gegangen in Wien in's Theater, und habt gelacht und gescherzt. Ich brauch' Euere Freude nicht, und nicht Euer Mitleid — ich werde meine Sache allein ausfechten und mein Recht erhalten, und noch obendrein, was man mir schuldig ist."

Man kann sich denken, welchen schmerzlichen Eindruck solche Reden auf meine Frau machten; mehr aber noch auf mich, da sie eine ernste Unruhe in mir erregten. Ich merkte nemlich aus allen Anstalten meines Schwiegervaters, daß er nicht im Geringsten Willens war, nach seiner Heimath zurückzukehren. Was seine Absicht seyn konnte, und wohin sich seine Pläne erstreckten, war mir — bei sorglicher Erwägung des vorliegenden Falles — allerdings unerklärlich. Meine

Unruhe wurde gesteigert, als er nicht undeutlich es merken ließ, daß er klagen wollte, und eine enorme Schuldforderung an die Regierung stellte, über den ihm vom Feinde angerichteten Schaden. Er berief sich darauf, und konnte es mit Rechnungen belegen, daß er jene Vorräthe auf Befehl der Intendanten unserer Armee, für Rechnung des Staats angekauft, und sie eben so nach erhaltenem Befehle, dort hingeführt und aufbewahrt hatte, wo unsere Truppen ihre Standquartiere einnahmen; darauf fußte er, daß nicht er, sondern der Staat den Schaden zu tragen habe, und sein Schuldner sey und bleibe. Zugleich wollte er eine Entschädigungsklage anstellen, wegen der über ihn verhängt gewesenen Unbill. Ich sah die Gefährlichkeit dieser Prozesse zu gut ein, um nicht sogleich bemüht zu seyn, ihn von seinem Vorhaben mit allen Kräften abzubringen. Ich mußte aber dabei zu ganz eigenen Mitteln greifen, bei diesem bis zum Unverstande hartnäckigen Mann. Vernünftige Vorstellungen vermochten hier nichts; sie wären vielmehr nur im Stande gewesen, ihn fester in seiner vorgefaßten Meinung zu bestärken;

daher griff ich, wenn auch nicht zu einem unvernünftigen, doch zu einem außergewöhnlichen Mittel.

Ich wurde ernst und kalt gegen ihn, und zog mich augenscheinlich von ihm zurück. Er schien sich nicht viel daraus zu machen, und erkundigte sich nicht nach den Gründen, die mich zu diesem Betragen veranlaßten. Das hatte ich schon erwartet. Nachdem jedoch in dieser Haltung einige Tage vorüber waren, schrieb ich an ihn ein kurzes, aber bündiges Billet, worin ich ihn ernstlich daran mahnte, mir endlich die Aussteuer zu zahlen, die fest stipulirt worden war, die ich aber bis jetzt noch immer nicht empfangen hatte.

Dieß machte die gehoffte Wirkung; ich hatte noch an demselben Tage die Ehre seines Besuchs.

Er fragte mich, ob ich ihn denn ganz vernichten wolle, daß ich gerade in diesem Augenblicke mit meiner Forderung anrücke? Dabei ließ er sich in heftigen Schmähungen gegen mich vernehmen, und verwünschte es, daß er mir sein Kind zur Frau gegeben habe. Ich mußte mir das Alles sagen lassen, blieb aber nichtsdestoweniger auf meiner Forderung. Dieß brachte ihn zu einem sol-

chen Grade der Verzweiflung, daß er davon sprach: sich das Leben nehmen zu wollen.

Jetzt schien mir der Moment da, ihn zu tractiren, und für eine bessere Einsicht empfänglich zu machen. Nachdem er bestimmt erklärt hatte, nicht nach seiner Heimath zurückzureisen, gab er zu erkennen, daß er nach Frankreich gehen wolle, um von dort aus seine Reclamationen mit aller Energie, die ihm sein gutes Recht einflößte, betreiben zu können. Damit konnte ich mich denn zufrieden geben; wenigstens war er dort außer dem Bereich einer persönlichen Gefahr, bei seinem gewagten Unternehmen. Ich versprach ihm, sobald er diesen Vorsatz ausgeführt haben würde, auch mit meiner Forderung mich sogleich zurückzuziehen.

Dieß wirkte, und er machte bald Anstalten, unsere Stadt zu verlassen, um sich — wie er sagte — für immer in Frankreich niederzulassen. So sehr mir damals dieser Entschluß von seiner Seite angenehm erschien, so sehr hatte ich später Ursache ihn zu beklagen, da er mich in ein Meer der un-

angenehmsten Sorgen versenkte, und meine arme Frau mit unnennbarem Kummer erfüllte.

Die Abreise meines Schwiegervaters wurde bald in's Werk gesetzt, und mir fiel dadurch ein Stein vom Herzen.

Meine Frau war durch alle diese Vorfälle ungemein gereizt worden; die Angst um das Leben ihres Vaters, die Schnelligkeit, womit wir die Reise zurückgelegt hatten, und endlich das rauhe Betragen, das ihr Vater ihr zuwendete, trug nicht wenig dazu bei, mir Besorgnisse bei ihrem gegenwärtigen Zustande einzuflößen. So — unter ungünstigen Aspecten — sah sie ihrer Entbindung entgegen.

Das Weihnachtsfest nahete; das Erste, an dem es uns vergönnt war, uns der Geburt des Erlösers mitfreuen zu dürfen. Dieses Gefühl schien beseligend auf den geschwächten Zustand meiner Frau zu wirken. Sie machte sich viel im Hause zu schaffen, doch mit einer Ruhe und geistigen Stille, welche mich mit Rührung erfüllten. Sie ließ eine Menge von nützlichen und angenehmen Gegenständen einkaufen, um solche am heiligen

Abende armen Müttern und armen Kindern zu senden; ein ganzer Korb voll solcher Sachen wurde für das Waisenhaus zusammengerichtet.

Unter diesen wohlthätigen und beruhigenden Beschäftigungen wurden die Tage immer kürzer und rauher. Die Sonne schien nicht mehr aufgehen zu wollen. Mein Herz schlug beklommen, und doch ging ich der schönsten Hoffnung, der Vaterfreude entgegen.

Am Weihnachtsabend, als aus allen Fenstern die vielen Lichter flimmerten, und überall Freude herrschte, saß ich betrübt am Lager meiner kranken Frau. Wir sprachen von unserer nächsten Zukunft; unser Vorsatz, uns noch nicht offen zum Christenthum zu bekennen, war durch das jetzige Verhältniß zu meinem Schwiegervater umgestoßen worden. Meine Frau willigte darein, ihr Kind gleich nach der Geburt, wie es üblich, öffentlich taufen zu lassen, und selbst alle kirchlichen Ceremonien der Christen dabei zu beobachten. Durch die Abwesenheit ihres Vaters erschien ihr dieß nun Alles leichter.

Wir unterrichteten uns, wie junge Gatten, so

süßer Hoffnung voll, zu thun pflegen; von dem Namen des Neugeborenen, im Falle es ein Knabe, oder im Falle es ein Mädchen wäre; von den Pathen; von seiner ersten und fernern Erziehung, von seinem zukünftigen Stande, ja wir gingen so weit, sogar schon von seiner dereinstigen Verheirathung zu sprechen; wir bauten Schlösser auf Schlösser, und sahen nicht ein, daß ihr Fundament in der Luft war, und der nächste Augenblick uns für lange, um eine Reihe der zartesten Freuden, welche die Erde zu bieten im Stande ist, bringen konnte. Ich sage, wir empfanden nichts von diesen Besorgnissen, und träumten uns also ein Glück — doch nein! — wir waren davon erfüllt, und besaßen es also wirklich. Es ist eine Ungerechtigkeit des Menschen, solche Träume, als etwas Unwesentliches, zu dem menschlichen Glücke zu betrachten, und sie nicht ebenfalls des größten Dankes werth zu halten. Denn diese Träume beglücken sie nicht wirklich, während wir sie haben? Ist es etwa keine Seligkeit, angenehm träumen zu können? Und der Unglücklichste — soll er nicht dem Himmel dankbar dafür seyn, daß er

wenigſtens auf Augenblicke ſeines Unglücks vergeſſen kann, um ſich in die freundlichen Gehege der Traumwelt zu ſchwingen, wo er nicht weniger genießt, als der vom Glücke Begünſtigte? Ich verſenkte mich ſtets gern in Träumereien angenehmer Art, und wenn auch die Täuſchungen verſchwanden, ſobald ich wieder zu mir ſelbſt gekommen war, ſo trug ich doch die heiterſte Stimmung in die Wirklichkeit davon, wenn dieſe ſelbſt die unfreundlichſte war.

Nur rohe, innerlich ganz zerriſſene, oder böſe Menſchen ſchelten die Träume, und finden ſich höchſt unglücklich, wenn ſie daraus erwachen, den guten erſcheinen ſie wie Grüße eines Jenſeits, wie Ahnungen eines Glücks, das erſt nach dem Tode uns erwartet.

Solche Gedanken erfaßten mich tröſtlich, als mitten in unſern Geſprächen voll Hoffnung und Liebe, meine Frau die Vorboten ihrer Niederkunft empfand. Während nach dem Arzte und der Hebamme geſchickt wurde, nahmen ihre Schmerzen fürchterlich überhand, und ich ſtimmte mich nun nach und nach dazu herab, den unglücklichſten

Ausgang mit Fassung zu ertragen, und meine oben angeführten Ansichten so bald schon an mir selbst erprobt zu sehen. Es waren Stunden der härtesten Prüfung für uns Beide. Der Arzt bat mich, das Zimmer zu verlassen, weil es den Kampf meiner Frau erleichtern würde, nicht mich als im hohen Grade mitleidenden Zeugen dabei zu wissen. Ich befragte mein armes Weib durch einen Blick, und sie schien den Worten des Arztes ihre Zustimmung nicht zu versagen.

Ich entfernte mich also mit der Bitte, mich sogleich von allen eintretenden Krisen zu unterrichten, und mir selbst die besorglichsten nicht vorzuenthalten. Hierauf begab ich mich in das anstoßende Zimmer, wo ich in der gespanntesten Aufmerksamkeit jedem leisesten Worte des Arztes, das er zur Hebamme sprach, sowie jedem Aechzen, jedem vom Schmerze ausgepreßten Schrei der Patientin ängstlich lauschte. Ich hatte sonach nicht zur eigenen Beruhigung, sondern lediglich dem Wunsche der Andern nach, Folge geleistet.

Nicht lange blieb ich in dieser peinigenden Ungewißheit; die Thür öffnete sich leise, und zu mir

herein trat der Arzt mit einer bekümmerten Miene. „Die Wöchnerin ist gerettet,“ fing er an, „aber schwach, sehr schwach,“ setzte er sogleich hinzu.

„Und mein Kind?“ fragte ich bebend.

„Konnte leider nicht lebendig an's Licht geholt werden,“ erwiederte er.

Er hielt mich zurück; ich riß mich aber von ihm los, und stürzte in das Zimmer der Wöchnerin. Hier erblickte ich noch die blutenden Reste meines armen Kindes, das die Hebamme schnell bei Seite brachte. Es war mit der Zange in Stücken geholt worden. — Ich sank vernichtet in einen Sessel; die anwesenden Personen bewegten sich leise schwebend wie Gespenster; eine Todtenstille herrschte. —

„Mein Kind, mein Kind, gebt mir mein Kind!“ jammerte endlich meine Frau, die aus ihrer tiefen Ohnmacht erwacht war. Der Arzt sprach ihr Trost zu; das Kind sey schwach, sie solle sich gedulden; sie sey auch noch zu angegriffen; morgen, nachdem es im Wein gebadet, würde man es ihr zeigen. Sie war nur schwer dabei zu besänftigen; doch trat alsbald wieder eine solche

Schwäche ein, daß sie ihren Wunsch nicht mehr laut werden lassen konnte. Jetzt winkte mir der Arzt, ihm in's Nebenzimmer zu folgen.

„Der Wunsch, ihr Kind zu sehen, wird Ihre Gemahlin morgen noch stärker äußern, als heute, und die Wahrheit — wenn sie solche erfährt, wird den schädlichsten Einfluß auf ihre Besserung üben, ja — ich verheimliche es Ihnen nicht — sie fast unmöglich machen.“

Ich glaubte den theilnehmenden Mann zu verstehen, der mir hiedurch andeuten wollte, daß auch meine Frau wahrscheinlich ein Opfer des ersten Kindbetts werden müßte; ich konnte meine Thränen nicht länger zurückhalten.

„Fassen Sie sich,“ fuhr der Doctor fort; „es gibt ein Mittel, Ihre Frau zu retten, ein starker Entschluß in der That, aber ein leichter in diesem Augenblicke.“

Ich ward durch diese Worte aufs Höchste gespannt; ich verschlang jedes Wort, welches der Arzt sagte.

„Diesen Nachmittag, vor wenigen Stunden erst, accouchirte ich eine arme Frau, am äußersten Ende

der Vorstadt, von einem gesunden Knaben, den sie aber nicht ernähren kann. Sie ist Wittwe, ihr Mann starb vor wenig Wochen; nehmen Sie ihr den Knaben und die ängstlichste Sorge ab, und sie wird Sie dafür segnen. Geben Sie ihr etwas Geld, vielleicht monatlich ein unbedeutendes Schärflein, und Sie haben Sie zur Glücklichsten gemacht. Lassen Sie gleich den neugeborenen, gesunden Jungen in Ihr Haus bringen, und Niemand wird den Betrug entdecken, Ihre Frau wird glauben, ihr eigenes Kind an das Herz zu drücken, und nur so wird sie dem Leben erhalten werden können."

Man kann leicht denken, daß ich sogleich in Alles willigte, und für die Frau reichlich zu sorgen versprach. Der würdige Doctor stieg in den Wagen, indem er die Hebamme mitnahm, und versprach, in Kurzem mit dem Säugling zurückzukehren.

Meine Frau schien sanft zu schlummern. Obgleich der Weg, bis zum äußersten Ende der Vorstadt weit war, so horchte ich doch jedem Wagen, der vorbei fuhr, wenn ich gleich wohl wissen

konnte, daß meine Boten so schnell nicht zurück kommen konnten. Endlich war es des Doctors Wagen — er hielt vor meinem Hause. Bald trat er in's Krankenzimmer, mit vor Freude glänzendem Gesichte. Der wackere Mann glaubte ein gutes Werk gethan zu haben. Ihm folgte die Hebamme, den Säugling tragend, der sogleich zu schreien anfing. Diese widerwärtigen Töne übten auf das Mutterherz eine Zauberkraft aus. Meine schlummernde Frau, so schwach sie war, öffnete schnell die Augen, und hauchte leise:

„O nur einmal laßt ihn mich sehen, den ich geboren habe! nur einen Blick will ich auf ihn werfen; es wird mir nicht schaden!“

Und man brachte ihr das fremde Kind, und sie berührte sein Haupt mit den bleichen Lippen; mir aber schnitt diese Scene tief in's Herz, denn meine Blicke fielen auf das blutig rothe Tuch, dort auf dem Tische, wo die Leiche meines erstgeborenen Sohnes! — nein so darf ich es nicht nennen! — wo mein zerstücktes Kind eingewickelt lag, welches der Doctor mit sich fort nahm, als er uns verließ.

Unten im Hauſe entſtand ein Lärm. Es war ein hübſcher Bube, mit trotziger Miene, ungefähr acht Jahre alt, der ſich nicht abweiſen laſſen wollte, ſondern darauf beſtand, man habe ihm ſein Brüderchen geraubt, und er wolle nicht eher fortgehen, bis man es ihm wieder gegeben habe. Ich ging ſelbſt hinunter, um den Kleinen durch ein blankes Goldſtück zu beſchwichtigen, und ihm zu verſprechen, daß er morgen ſeinen Bruder wieder haben ſollte. Weinend ging der Knabe fort, deſſen Anblick mich ſeltſam ergriffen hatte.

Seine Züge erinnerten mich an das Mädchen, zu dem ich einſt in meiner Jugend, im Hauſe meines Vaters, die vorübergehende Neigung empfunden, und die mir dann aus dem Geſichte entſchwunden war. Auch dieſer ſchmerzliche Eindruck war mir an dieſem verhängnißvollen Tage noch vorbehalten.

Ich ſtieg ſinnend die Treppe hinan, und ſetzte mich an das Bett meiner Frau. Alles war nun ſtille in meinem weiten Hauſe; die ſtürmiſchen Ereigniſſe hatten ſich befriedigend gelöst. Ein frommes Lied tönte von der Straße herauf, wie

es in der Weihnacht in meiner Heimath gesungen zu werden pflegt; es beschwichtigte meine innere Unruhe. Von den Ereignissen angegriffen, begann ich zu schlummern.

Da weckte mich ein grelles Schreien aus dem eben beginnenden freundlichen Traume; ich fuhr erschreckt in die Höhe. Meine Frau aber ergriff mich lächelnd bei der Hand und lispelte: „Es ist uns noch so ungewöhnt; unser Söhnchen hat uns aufgeweckt!“

Ich mußte bitter schmerzhaft lächeln, und konnte nicht wieder einschlafen.

Memoiren

eines

Banquiers.

es in der Weihnacht in meiner Heimath gesungen zu werden pflegt; es beschwichtigte meine innere Unruhe. Von den Ereignissen angegriffen, begann ich zu schlummern.

Da weckte mich ein grelles Schreien aus dem eben beginnenden freundlichen Traume; ich fuhr erschreckt in die Höhe. Meine Frau aber ergriff mich lächelnd bei der Hand und lispelte: „Es ist uns noch so ungewöhnt; unser Söhnchen hat uns aufgeweckt!“

Ich mußte bitter schmerzhaft lächeln, und konnte nicht wieder einschlafen.

Memoiren

eines

Banquiers.

Memoiren

eines

Banquiers.

Herausgegeben

von

August Lewald.

Motto:

	ZEIT.	PAPIER.	GELD.
Berlin . . .	k. S.	103 7/8	
ditto . . .	2 M.		
Hamburg .	k. S.	147	
ditto . . .	2 M.	146 1/2	

u. s. w.
u. s. w.

(Altes Cours-Blatt)

Zweiter Theil.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.

1836.

Erſtes Kapitel.

Friede. — Die Ohrfeige des Helden. — Reich des Papiers. — Der ſchöne Geiſt. —

Der Krieg war nun vorüber und das Reich des Friedens ſchien ſich erfreulich und ſegenverbreitend über Deutſchland ergießen zu wollen. Alles ſchwelgte in Hoffnungen; Künſte und Wiſſenſchaften begannen feſtere Wurzel zu ſchlagen; man dachte ernſtlich daran, das Innere, das durch die langen Kriege ſo verwahrlost worden war, wieder herzuſtellen, gleichwie ein wüſter Menſch, der lange in roher und wilder Geſellſchaft gelebt, auch einmal von dem Moment der Ruhe ergriffen wird und ſich vornimmt, mit ſich abzuſchließen und ehrbare Vorſätze faßt.

Ich bin jedoch nicht ganz der Meinung, daß ein langer Friede es ſey, der die Menſchheit zur

tugendlichen Vollkommenheit zu führen im Stande iſt. Ich gebe zu, daß der Krieg Verbrechen gebiert, die ihm eigenthümlich ſeyn mögen, ſetze aber hinzu: der Friede nicht minder. Das Tödten und Rauben, das wilde Weſen der feindlichen und freundlichen Soldaten, das man im Kriege täglich vor Augen hat, härtet die Menſchen wohl ab und raſche Verbrechen, die den Kriegesthaten ähnlich ſind, werden leichter begangen und ſelbſt nichts Seltenes ſeyn. Aber alle jene ſchleichenden und kriechenden Bosheiten, die der Friede ſo leicht nährt und beſchützt, können im Kriege nicht Raum greifen, denn was ſich nicht raſch bewegt und handelt, wird von der Flut der Ereigniſſe dort umgeriſſen und fortgeſchwemmt.

Die Verbrechen, die in der Kriegeszeit entſtehen, und die Verbrechen, welche der Friede gebiert, verhalten ſich zu einander, wie acute und chroniſche Krankheiten, wie öffentliche Proſtitution und geheime Verführung; jene wird ſtets mit Heftigkeit, mit einem, wenn auch ſchrecklichen Ziele, zu Ende eilen und ſich ſo ſelbſt vertilgen, dieſe wüthet fort

und fort, frißt um sich, wie ein Krebs, und wirkt nachdauernd, Generationen verpestend.

Man wolle es mir nicht zur Last legen, als ob ich ein ehemaliger Lieferant, dem Kriege das Wort spreche. Ich habe meine Meinung über das Lieferungswesen schon früher ausgesprochen, und meine Ansicht über die verderblichen Einflüsse eines zu langen Friedens auf die menschliche Gesellschaft, wird sich im Verlaufe dieser Begebenheiten — wenn auch nur im Einzelnen — von selbst herausstellen. —

Das Erste, wodurch der Friede sich bemerkbar machte, war eine zur Schau Stellung von Größen, an die, in der kaum verwichenen turbulenten Zeit, Niemand gedacht hatte. Es war natürlich, daß Feldherren und Staatsmänner, welche dazu mitgewirkt hatten, den Frieden zu erkämpfen, in Ehren erwähnt wurden und sich mit Lorbeern geschmückt sahen. Oft jedoch gingen die Forderungen jener Tageshelden, welche sie an ihre Mitbürger stellten, zu weit, und bemerkenswerth ist es, daß schon damals, als noch die Drangsale jener unruhevollen Zeit in Jedermanns Gedächtniß wa-

ren, ſich Einzelne fanden, die mit großer Abneigung ſich von Verdienſten wegwandten, welche auf die allgemeinſte Anerkennung rechnen zu können glaubten.

Ein Fall für Viele mag hier angeführt werden. Einer von den Generalen, deren Energie und Tapferkeit nicht in Zweifel gezogen werden konnten, und der deßhalb von ſeinem Fürſten mit Orden und andern Auszeichnungen reich belohnt worden war, wohnte in dem Hauſe eines wohlhabenden Bürgers, der alle Verbindlichkeit gegen den auf ſeinen Lorbeern ruhenden Helden darauf hinreduzirte, daß er ihm eine wohnliche Etage ſeines Hauſes überlaſſen, wofür er, wie üblich, den halbjährigen Zins begehrte. Von beſondern Förmlichkeiten und Attachements wollte der gemüthliche, ſeinen Geſchäften lebende Bürgersmann weiter nichts wiſſen.

Der ruhende Held machte indeſſen andere Anſprüche. Eines Morgens geht er durch den untern Hausraum, wo der Bürger ſo eben einige Fäſſer zumachen läßt, die verladen werden ſollten. Mochte er den General nicht bemerkt haben oder

glaubte er, daß ſein Gruß nicht durchaus ſtreng gefordert werden könnte, genug — er war mit ſeinen Fäſſern beſchäftigt und ſah nach ſeinem Miethsmann nicht hin. Plötzlich ſteht dieſer vor ihm und ruft, indem er ihm mit höchſt eigener Hand den Hut vom Kopfe ſchlägt: „Grüßen kann Er wenigſtens, wenn ich durch's Haus gehe.“ Der Bürger ſetzte ſeinen Hut auf und that, als wenn nichts geſchehen wäre. Auch klagte er nicht. In der Stadt gab es aber Viele, die ihm Unrecht gaben, und nicht etwa, daß er nicht klagte, ſondern daß er dem Helden nicht ſeine Ehrfurcht bezeigt hatte. Dies Anekdötchen, deſſen Wahrheit ich verbürge, möge von dem Zwieſpalt, der ſich zwiſchen dem Militär und dem Bürger offenbarte, bei dem Beginne des Friedens, einen Beweis ablegen, von dem noch mehr Beiſpiele angeführt werden könnten.

Wenn man mit Recht behaupten kann, daß im Kriege der Mann etwas werth ſey, ſo kann man vom Frieden ſagen, daß die Lumpen im Preiſe ſteigen. Ich denke nicht daran, hier einen Witz machen zu wollen, der übrigens zu den ſehr all-

täglichen gezählt werden müßte. Aber im Frie
hat sich das Reich des Papiers nach allen Ri
tungen hin aufgethan; und woraus macht m
Papier, als aus Lumpen? Zuerst zeigte sich
Zug nach diesem Elemente durch die Schriftste
rei in Deutschland, die jetzt bei weitem mehr
früher beachtet wurde. Nähme ich nur mich
Exempel an! Wir haben unsere großen Dich
und Schriftsteller gehabt und hatten sie zum Th
noch, wie Göthe, Wieland, Herder, Schill
Schlegel, Tieck, die haben mit Maaß geschrieb
ohne daß man sich besonders viel darum bekü
mert hätte. Ich spreche hier von Leuten mein
Standes. Aber nun kamen kleine Schriftsteller
die Reihe, die offenbar aus langer Weile schri
ben, wie Frauen aus langer Weile stricken; u
die auch so ihre Leser aus langer Weile fande
Selbst ich griff jetzt nach Büchern, weil die ne
Ordnung der Dinge mir Vieles von meinen alt
Beschäftigungen geraubt hatte, ohne sie durch ne
schon so schnell zu ersetzen.

Dies war bei Vielen der Fall und so kam e
daß Clauren, der damals mit seinen ersten Sa

chen auftrat, so viel Leser gewinnen konnte. Jeder, der, nur mit einigem Geschick begabt, gekommen wäre, hätte ein gleiches Schicksal erfahren müssen. Auch die Abendzeitung entstand zu jener Zeit, und eine neue Welt von Dichtern und Autoren schwamm auf ihren breiten Gewässern einher. Namen, von denen man früher keine Ahnung hatte, tauchten auf, drängten sich herzu, und wollten uns mit Gewalt unterhalten. Es hieß: es seyen die Künste des Friedens, der Friede wecke milde Geistesrichtungen, schenke der Welt sanfte Dichter und beglückende Talente; man nahm es dafür hin; was wußten wir übrigens davon? man hoffte, es würde sich etwas Gutes daraus gestalten; gemachte Leute können übrigens bei solchen Krisen immer getrost darein sehen; das Entstehen gewährt immer einige Freude, und die Früchte zu genießen, haben so die Wenigsten Hoffnung; gleichviel also, wie sie gerathen mögen.

Dies war der Beginn des deutschen Friedens; Parlamentäre waren Clauren und Theodor Hell; die ersten Acte desselben waren Mimili und die Abendzeitung. Zu dem großen Pallast oder viel-

mehr Tempelbau, wozu ein veredeltes Papier, unter dem Namen Fonds, Stocks, oder Staatspapiere verwendet werden sollte, wurde damals erst das Fundament gelegt.

Junge Leute fingen an, sich mit Eifer und Vorliebe den Künsten und Wissenschaften hinzugeben; es war ein unersättlicher Zudrang zu den Studien. Wo für alle diese Jünger der Themis Processe oder vielmehr Aemter, für alle Jünger des Aeskulap Patienten herkommen sollten, berücksichtigte man nicht, wenn solches gleich dem aufmerksamen Beobachter auffallen mußte, der weder von den langwierigen Untersuchungsprocessen, wie von der Cholera, und andern Erscheinungen der Zeit damals schon eine Ahnung haben konnte.

Auch Israel kam aus den Fugen. Die Juden sind als Nation kriegerischer, als man es ihnen auf den ersten Blick wohl ansehen mag. Sie sind ursprünglich und ihrer innersten Natur nach auf den Handel angewiesen, und was ist der Handel anders, als ein Krieg im Kleinen, wo jeder Vortheil gilt und selbst der Betrug, als erlaubte Kriegslist, gestattet ist; bis zu einem gewissen Grade

verſteht ſich. Der arme, unterdrückte Jude iſt wie die leichte Truppe auf Beute angewieſen, und Beute läßt ſich nur im Kriege machen. In Friedenszeiten degenerirt er, und daher kommen ſo manche von den Erſcheinungen, die Juden und Chriſten jetzt zu beklagen haben, und auf die wir im weitern Verlauf zu ſprechen kommen werden.

Viele Banquiers hatten den Einfall, ihre Söhne vom Zähltiſch und Hauptbuch wegzunehmen, um ſie zum Flügel und zur Staffelei appretiren zu laſſen. Einige thaten dies mit Erfolg. Ich fühle mich überhoben, hier Namen zu nennen, die Jeder kennt, der ſich für progreſſive Entwicklungen intereſſirt; für Andere wäre es ebenfalls nicht nöthig. Es ſey mir dafür geſtattet, aus den unzähligen Beiſpielen verunglückter Beſtrebungen auf dieſem Felde nur Eines anzuführen.

Die Empfehlung eines würdigen Freundes brachte einen jungen Menſchen in mein Haus, der aus einer armen, jüdiſchen Familie entſproſſen, die ſich vom ſchmutzigſten Kleinhandel nährte, und deshalb — wie es bei dieſen Leuten Sitte war — mit einem darauf bezüglichen Eckelnamen belegt wurde

— plötzlich emancipirt hatte und nichts als Dichtkunst, Malerei und Musik träumte, und es sich fest vornahm, in irgend Etwas zu excelliren, ein Genie seyn zu wollen und ein Meister zu werden. Vorläufig sollte der junge Mensch einige nothwendige Kenntnisse erlangen und studiren. Um seine Lage zu erleichtern, räumte ich ihm ein Zimmer in meinem Hause unentgeldlich ein, und ließ ihn an gewissen Tagen an meinem Tische essen; dafür hatte er die Gefälligkeit, sich uns mit seinen noch im Kampfe begriffenen Ideen aufzudrängen, und uns sogar seine sehr fehlerhaften Gedichte in der langweiligsten Manier vorzulesen. Man ließ es sich gefallen, es war die unschuldigste Langeweile von der Welt, und man tröstete sich damit, daß der junge Friede allerlei Singvögel an das Tageslicht rufe, und daß daraus sich später einmal irgend etwas Herrliches entfalten möchte. Wenigstens dachten ich und Meinesgleichen so, die von dergleichen Dingen nur sehr vage Begriffe überhaupt besaßen.

Wenn ich mir nun auch diese unschuldige Langeweile allenfalls in meiner friedlichen Stimmung

gefallen ließ, so stellten sich doch bald andere Umstände ein, um die Gegenwart des jungen Studiosen ein wenig überlästig zu finden.

Seine Arroganz wuchs mit jedem Tage; im Aburtheilen über Alles, was ihm in den Wurf kam, war er wahrhaft unausstehlich; dabei fing er an, die gleißende Oberfläche äußerlicher Höflichkeit abzustreifen, und sich in der gemeinen Manier zu benehmen, die er in dem Hause seiner Eltern gewohnt war, und die, obgleich er seit einigen Jahren schon zum Christenthume bekehrt worden war, ihm dennoch immer anklebte. Er entblödete sich nicht, mit dem Hute auf dem Kopf ins Zimmer zu treten, wie es bei frommen Juden sogar durch das Gesetz gefordert wird; und obgleich auch Franzosen und Engländer diese Gewohnheit üben, so halte ich es doch für eine Unsitte, die mir lästig erscheint; Mittags fuhr er nicht nur mit seiner Gabel in die Schüssel und holte sich die besten Bissen heraus, sondern er ging so weit, sie von meinem Teller zu holen, und einstmals riß er mir die Gabel, die ich eben zum Munde führte, und worauf sich nach seiner Meinung ein delicates Stück

befand, ſo vehement aus der Hand, daß er mich an der Lippe bis aufs Blut verwundete. Ich darf nicht erſt verſichern, wie ſehr mich dieſe Scenen anwiderten, und ich ging ernſtlich damit um, mir ſeine Beſuche zu verbitten, doch konnte ich keinen rechten Entſchluß faſſen, weil mir ſelbſt dieſer Schritt eine Barbarei ſchien, und ich es mir zum Geſetz gemacht hatte, ſtets nur der feinſten Geſittung Gehör zu geben. Ein Zufall ſollte meiner Unentſchloſſenheit und meiner häuslichen Ruhe endlich zu Hülfe kommen.

Der junge Menſch pflegte ein Kaffehaus zu beſuchen, das der Mittelpunkt des Verkehrs aller Studenten war. Ein reicher Edelmann, der etwas getrunken haben mochte, trug einem der Marköre an, ihm drei Louisd'ore zu ſchenken, wenn er ſich dafür drei Hiebe mit dem Queue, ohne zu ſchreien, aufzählen laſſen wolle.

Der junge Burſche hatte das Ehrgefühl, dieſen Antrag zürnend zurückzuweiſen, zur großen Zufriedenheit aller Anweſenden. Da ſprang mein Empfohlener auf und verſicherte, die drei Hiebe aushalten zu wollen, und geſagt, geſchehen: der Andre

ließ das Queue dreimal auf ſeinen Rücken fliegen, und er ſtreckte dann ganz ruhig die Hand aus, um die Goldſtücke dafür einzuſtreichen. Aber noch hatte er ſie nicht empfangen, als der Unwille aller anweſenden Studenten wie ein wildes Meer losbrach; er wurde ergriffen und mit lautem Schimpfe zum Hauſe hinausgeworfen. Es war nicht mehr daran zu denken, daß er jemals wieder ſich in einem Collegium ſehen laſſen dürfe; und er wurde in Folge dieſes ſchändlichen Vorfalls von der Univerſität fortgewieſen, oder wie es in der Studentenſprache heißt: er wurde förmlich relegirt.

Er machte ſogleich Anſtalten zur Abreiſe und ſetzte mich nicht in die Verlegenheit, ihm den Umgang aufzukündigen. Ehe er uns verließ, theilte er uns noch ſchriftlich ſein Bedauern mit, vielleicht auch uns durch ſeine leichtſinnige Aufführung Verdruß gemacht zu haben, und verkündigte mir, daß er ſich keineswegs über ſein Schickſal zu beklagen habe, da es ihn direct in die Arme der Kunſt ſchleudre, der er zu lange nur untreu geweſen ſey. Sein Entſchluß war nehmlich gefaßt: er wollte zum Theater gehen.

Ich habe mich niemals um die wesentlichen Erfordernisse bekümmert, welche einen jungen Menschen befähigen, sich der Schauspielkunst zu widmen, allein zu einleuchtend schien es mir, daß dieser keine Eigenschaft dazu besitze.

Und wie ich es voraussah, so kam es auch. Seine ersten Versuche mißglückten so sehr, daß an ein weiteres Auftreten nicht mehr zu denken war. Er nahm sich das zu Herzen und wurde krank. Eine Hirnentzündung befiel ihn, und in dem Augenblicke, da ein junger Schauspieler, der aus Mitleid bei ihm als Krankenwärter functionirte, eingeschlafen war, stand er auf und verließ das Zimmer. Am andern Morgen fand man ihn erstickt in der Kloake.

Das war das schmähliche Ende eines jungen Menschen, den die Geburt zum Handel bestimmt hatte, und der sich ohne Befugniß den Wissenschaften und Künsten des Friedens zugewendet hatte. Die Hiebe mit dem Queue, die drei Louisd'ore, die er nicht bekam, und das Ende in der Kloake scheinen mir starke Beziehungen zu haben.

Es ist Mehreren seiner Art so ergangen.

Zweites Kapitel.

Meine Gaſtfreundſchaft. — Strempel und Zipfel. — Das Adoptiv-Kind. — Der verhängnißvolle Schmuck.

Auch in meinem Hauſe fanden Entwickelungen Statt; obgleich ich mich beſtrebte, den Umgang mit meinen frühern Glaubensgenoſſen zu beſchränken, ſo konnte es doch nicht fehlen, daß Einige davon ihn nicht aufgaben, indem ſie, ihrer Meinung nach, ſich über das Mißverhältniß wegſetzten, oder im Innern ihres Herzens wohl ſelbſt daran dachten, mit der Zeit Proſelyten zu werden.

Mit Chriſten ſuchte ich ſo viel als möglich in freundſchaftliche Beziehungen zu kommen, und ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, angeſehene Familien in meinen Kreis zu ziehen. Ich ſuchte, ganz der Gewohnheit und der Lebensweiſe meines Wohnorts entgegen, ein offenes Haus zu machen und es ge-

lang mir so ziemlich, wenn ich Einladungen mit gehöriger Förmlichkeit ergehen ließ. Dann erschienen unsere Herren und Damen in großem Putze, ließen sich steif in meinen schönsten Zimmern nieder, und genoßen gebührend der guten Gaben Gottes, die ihnen vorgesetzt wurden. Damit war's aber aus. Nie erfolgte von ihrer Seite eine Gegeneinladung. Alle ihre Familien- und sonstige Freudenmahle wurden wie bisher nur en petit comité gefeiert, und Keinem von ihnen fiel es ein, den Kreis der Eingeladenen bis zu mir auszudehnen. Dies ennuyirte mich am Ende. Ich mußte, mocht' ich wollen oder nicht, auch meine Einladungen einstellen, wenn ich nicht als die Dupe der ganzen Stadt erscheinen wollte. Um nun aber der langen Weile zu entgehen, hoffte ich ein anderes Mittel zu ersinnen. Ich erfand eine offene Tafel. Eine bis dahin in unserm Orte nicht gebräuchliche Sitte. Jeden Sonn- und Festtag war mein Tisch bis auf sechzig Couverts ausgedehnt, und Jeder, der in meinem Hause eingeführt war, konnte ohne vorhergegangene Einladung Eines davon in Beschlag nehmen. So hoffte ich

der Gaſtfreundſchaft zu genügen, ohne Andern eine Laſt aufzulegen, und endlich ſelbſt einen intereſſanten Wechſel in meinem Umgange herbeizuführen.

Allein abermals ſah ich mich bitter getäuſcht. Die Gäſte, welche ſich regelmäßig Sonntags bei mir einfanden, beſtanden aus jenen Mitgliedern des Theaters, die eben an dem Abende nicht beſchäftigt waren; ferner aus einem bekannten Muſiklehrer, der den Gaben des Bacchus übermäßig hold war, und aus ein Paar Offizieren der Garniſon, die ſeit Jahren meine Whiſtpartie ausmachten. Weit über die Hälfte der Couverts blieb leer, und nur dann und wann brachte ein Fremder, der eben durchreiste, der Commis voyageur des Hauſes, von dem ich meinen Weinbedarf bezog, ein älterer Handelsfreund und ähnliche Perſonen, eine kleine Abwechslung in dieſe triſte Einförmigkeit.

Die Herren Strempel und Zipfel aus Berlinchen werden es mir bezeugen, daß ich hier die Wahrheit ſage. Dieſe verehrten Freunde kamen ein Mal zu jener Zeit nach meinem Wohnorte, als ich noch die undankbaren Pläne ſchmiedete,

den geſelligen Zuſtand in der alten, guten Stadt zu verbeſſern. Sie erſchienen an jenem Sonntage in meinem Speiſezimmer, in gelben Weſten, grauen Pantalons und blauen Fracks; faſt ſo gekleidet wie der leidende Werther, wenn ich mich deſſen noch aus der Traveſtie, die ich aufführen ſah, recht erinnere, denn geleſen habe ich das verrufene Büchlein nie. Die wackern Herren ließen es an Komplimenten gewiß nicht fehlen und zeigten eine Lebensart, die zu der feinſten gezählt werden kann, welche auf dem Caſino in Berlinchen angetroffen wird. Wie erſchracken aber, ſowohl Herr Strempel, als Herr Zipfel, wie ſie die andern Gäſte an meiner Tafel Platz nehmen ſahen. Aerger treiben es nicht Paſſagiere, die mit dem Eilwagen ankommen und nun ausgehungert an der Table d'hôte eines Wirthshauſes bunte Reihe machen. Ich mußte mich in der That meiner gewöhnlichen Gäſte ſchämen, und als ich die verlegene Miene Herrn Zipfel's und Herrn Strempel's faſt ſarkaſtiſches Lächeln erblickte, der durch ſeine jährliche Reiſe zur Meſſe in Frankfurt an der Oder, es ſchon weiter im großſtädtiſchen Pli, als ſein Herr

Compagnon gebracht hatte und wohl wußte, was ich in Speiſe- und Rauchzimmern, wie in allen ndern Beziehungen des feineren geſelligen Lebens utſcher Provinzſtädter ſchickt und ziemt — da ahm ich mir vor, auch dieſe Verſuche zur Re- auration der Geſellſchaft aufzugeben, die von mei- n Mitbürgern für nichts eben als eine wirkliche eſtauration genommen wurden.

Ja, meine werthen Freunde, deren Handelsver- ndung ich mich lang ſchon erfreue, und die ih- n Saldo zum Jahresſchluß ſtets Netto abfüh- n, Sie haben mich von meinen, wenn gleich ht Welt-, ſo doch Stadt-Verbeſſerungsplänen rirt! Ihre Verlegenheit, werther Zipfel, ſo wie r Sarkasmus, ſeiner Strempel, haben mich ei- s Beſſern belehrt, und allen jenen Schmarotzern Lêche-plats den Paß verrammelt. Ich wurde aſtfrei, wie die Andern, und hatte dieſen Ent- uß wahrlich nicht zu bereuen. — —

Der kleine Junge, den ich in jener Nacht, als ne Frau die unglückliche Entbindung überſtan- hatte, annahm, war hübſch und geſund und hte meiner Frau, welche noch immer von der

Täuschung befangen war, große Freude. Der Mutter des Knaben hatte ich durch unsern Hausarzt, er und die Hebamme waren die Einzigen, die um das Geheimniß wußten, ein schönes Sümmchen zustellen lassen, womit sie sich vollkommen — so schien es wenigstens — über den Verlust ihres Kindes zufrieden geben konnte. Was vermöchte Geld nicht zu heben? —

Der geneigte Leser wird sich aber nun wohl eines andern Knaben noch erinnern, der in jener Nacht in meinem Hause unten stand und weinte: „Man solle ihm sein Brüderchen wiedergeben, das man ihm geraubt;" und der sich nur schwer zur Ruhe bringen ließ. Eine Aehnlichkeit hatte mich an dem Knaben frappirt, die nur zu bald sich mir auf die natürlichste Weise erklären sollte. Dieser Knabe war wirklich mein Sohn und die arme Frau, welche meinem Doctor ihren Neugeborenen für mein Geld überlassen, das Mädchen, das einst in meinem väterlichen Hause den Sabbathsdienst versehen und mir damals so wohl gefallen hatte. Wie seltsam spielt das Schicksal oft mit uns! Mit welcher Sorgfalt hatte ich vor Jahren schon diesem

Mädchen und ihrem Kinde nachgeforſcht, ohne eine Spur von ihr zu entdecken, und jetzt führte mich ein Zufall ſo plötzlich unerwartet ihr entgegen.

Mehrere Jahre vergingen indeß, ohne daß ich die Gewißheit davon bekam, und die Aehnlichkeit jenes Knaben mit einem Mädchen, das ich einſt gekannt, war längſt wieder aus meinem Gedächtniſſe verwiſcht, als ein neuer Zufall verhängniß-voller eingriff und längſt verharſchte Wunden nicht nur neu aufriß, ſondern auch neue den alten hinzufügte. Die erſte Kindheit unſeres angenommenen Pfleglings war vorüber und ſeine Fähigkeiten fingen an, ſich zu entwickeln. Es war ein ſchöner, ſchwarzer Junge, der ſeiner Mutter nicht ähnlich ſah, welche blond war. Er mochte wohl ſeinem Vater gleich geſehen haben. Obgleich der Mutter die grauſame, aber den obwaltenden Verhältniſſen nach ſehr nothgedrungene Pflicht auferlegt worden war, ſich nie mehr um ihr Kind zu bekümmern, es nie zu ſehen und zu ſprechen, und ſo zu thun, als ob es nicht mehr auf der Welt ſey, als ob ſie ein todtes Kind geboren hätte, ſo war die mütterliche Neugier doch ſtärker als dies

Verbot geweſen, worauf eigentlich der ganze Handel baſirt war, und ſie ſtellte ſich, ohne daß man es wußte, auf den Spielplatz des Kindes ein, wo ſie durch wohlangebrachte Liebkoſungen ſich bald in der Gunſt des Kleinen feſtgeſetzt hatte. Und wer vermöchte hier wohl zu entſcheiden, ob der Zug der Natur es nicht war, welcher das Kind zu ſeiner wirklichen Mutter Liebe empfinden ließ?

Als der Knabe größer geworden war, kam die fremde Frau oft in ſeine Nähe. Man ließ ſie gewähren und ſelbſt meine Frau ſah es nicht ungern, daß die Arme ſo große Anhänglichkeit für das ſchöne Kind zeigte. Ich wußte von dem Allem nichts, ſonſt würde ſich das Räthſel wahrſcheinlich früher ſchon gelöst haben.

Einſt als meine Frau ihren Schmuck anlegte, um ſich zu einem Balle zu kleiden, wohin ich ſie führen wollte, ſtand ihr vermeinter Sohn an der Toilette und ſpielte mit einem Paar großer Brillantohrringe. „Bekomme ich dieſe auch einmal, wenn du todt ſeyn wirſt?“ fragte er plötzlich mit ſeiner kindlich naiven Stimme. Man kann denken, welch einen Eindruck dieſe unnatürlichen Worte

auf meine Frau machten. Ich fand ſie in Thränen zerfließend. Nur zögernd vertraute ſie mir, was die Urſache derſelben war.

Ich ward heftig erſchüttert; ich kämpfte mit mir, ob ich ihr noch länger das Geheimniß verſchweigen, ihr noch länger eine Täuſchung bereiten ſollte, die früher oder ſpäter ein noch grelleres Reſultat hervorrufen könnte. Auf meine Frage: woher er ſolche Reden nehme, erwiederte der Knabe: die Frau — hier nannte er den Namen ſeiner wirklichen Mutter — habe ihm geſagt: er ſolle nur recht artig ſeyn und ſich in Alles fein ſchicken, dann erbe er mit der Zeit das große Haus und den Garten und Wagen und Pferde, aber von den ſchönen, blanken Steinen habe ſie nichts geſagt, und dies hätte eben ſeine Frage veranlaßt. —

Zum erſten Male hörte ich nun davon, daß eine fremde Frau ſich ganz beſonders bei dem Knaben eingeſchmeichelt hatte, und nach allen Umſtändlichkeiten, die ich darüber einzog, ward es mir klar, wer dieſe Fremde ſey. Ich hielt mich nun nicht länger zurück und erzählte meiner Gattin den in der frömmſten Abſicht begangenen Betrug. Sie

ward weniger davon ergriffen, als ich vermuthet hatte. „Iſt es mein Schickſal, kinderlos zu bleiben, ſo will ich mich darein finden“, ſagte ſie, „dieſes Kind, das nicht mein iſt, will ich ſeiner Mutter zurückgeben.“ Sie geſtand mir auch, daß ſie nie jene innige Neigung für den Knaben empfunden habe, wie ſie ſich ſtets das Muttergefühl gedacht und daß es ſie oft in Unruhe verſetzt und ſie ſich der Unnatürlichkeit angeklagt. Dieſe Aufklärung ſey ihr daher wünſchenswerth und trage zu ihrer innern Ruhe weſentlich bei. Wir beſchloſſen, am andern Morgen die Mutter des Knaben kommen zu laſſen, die durch ihre Indiscretion ihn einem glänzenden Looſe entriſſen hatte. Allein wer wollte Indiscretion nennen, was ſo gut gemeint war und nur in der Form verfehlt erſchien, den der Mangel an Erziehung bei der armen Frau ja ſo leicht entſchuldigen ließ.

Am Morgen darauf ſollte ſie alſo ihr Kind zurückhaben. Wir gingen aber jenen Abend nicht auf den Ball.

Drittes Kapitel.

Die Wiedererkennung. — Der Sohn. —

Die herbeigerufene Mutter des Knaben wurde in mein Kabinet geführt, welches neben dem Comptoir lag, worin ich den Mäcklern geheime Aufträge zu geben pflegte. Gleich bei ihrem Eintritt wurde ich wehmüthig von dieſer Geſtalt ergriffen. Sie führte jenen Knaben an der Hand, der ſchon einmal einen ſo ſtarken Eindruck auf mich gemacht, und der nun wieder mir das Bild eines freundlichen Weſens in das Gedächtniß rief, das wirklich vor mir ſtand, ohne daß die Troſtloſigkeit in den Zügen und das Aermliche der ganzen Erſcheinung es mir verrathen haben würde.

Ich ſuchte mich zu faſſen und verkündete der Frau, was ihr bevorſtand. Ihre Unvorſichtigkeit war ſchuld, daß ich ihr den Vertrag aufkündigte

und ſie bat, ihr Kind zurückzunehmen, für das ich ihr jedoch eine jährliche Unterſtützung geben wollte, damit es eine ordentliche, ſeiner Geburt angemeſſene Erziehung erhalten könne.

Sie nahm den Vorſchlag ſehr gleichmüthig hin; es ſey ihr erwünſcht, ſprach ſie, ihren Knaben wieder zu bekommen, da ſie ſich doch immer im Stillen abgequält, ihn zu Juden gegeben zu haben. Denn dem, was der Doktor ihr verſichert, meſſe ſie keinen Glauben bei und am Ende ſeyen getaufte Juden doch auch Juden. Da ſie nun aber einmal mit mir allein ſprechen könne, wolle ſie ſich auch nicht länger zurückhalten und mir anzeigen, daß ſie den andern Jungen nun nicht länger behalte; dies ſey mein Sohn, wie ich es doch nicht läugnen dürfe; ſie habe ſich mit ihm lange genug geplagt, er ſey die Urſache böſen Verdruſſes mit ihrem verſtorbenen Mann geweſen; er ſey voll arger Tücke und tauge zu keinem Handwerke, ich würde ihn wohl am beſten zum Handel gebrauchen können und möge ihn nur hinnehmen, wie es meine Pflicht erheiſche.

Der Junge erhob ein fürchterliches Geſchrei; das

Weib ſecundirte ihn dabei gehörig; und ich ſchämte mich nicht wenig vor den Commis, die im anſtoßenden Zimmer ſaßen und jedes Wort verſtehen konnten.

Ich öffnete meine Schatulle und ſpendete reichlich, wie man leicht denken kann; der Handel war von der Art, daß mir Alles daran liegen mußte, ſchnell und ſtill davon loszukommen. In meiner großen Verlegenheit unterließ ich jedoch nicht, nach dem Buben zu ſehen, der Inſtinkt zum Hande! verrieth, wie die Mutter ſagte, und hatte einiges Wohlgefallen dabei. Mit dem ernſtlichen Verſprechen von meiner Seite, ihr den Jungen abzunehmen und für ihn väterlich zu ſorgen, ſchied endlich die Frau von mir. Abends in der Stille wurde der andere Knabe, reichlich mit Kleidern und Wäſche verſehen, zu einem Geiſtlichen gebracht, wo er unter dem Namen ſeiner Mutter eingeführt, eine zweckmäßige Erziehung erhalten ſollte. Ich empfahl ihn dem Geiſtlichen angelegentlich und verpflichtete mich, die Koſten zu entrichten. Er ſollte ſpäter einen Stand ergreifen, zu dem er Luſt bezeugen würde; ſo hoffte ich

allen Anforderungen der Mutter und meines eigenen Gewissens ein Genüge zu thun.

Was nun meinen eigentlichen Sohn betraf, so setzte er mich in eine viel bedeutendere Verlegenheit. Er war ganz ungeschlachtet und ohne alle Erziehung aufgewachsen und hatte in diesem Zustande fast sein dreizehntes Jahr erreicht. Nach reiflichem Ueberlegen brachte ich auch ihn zu einem rechtschaffenen Landprediger, der sich seiner anzunehmen versprach. Ich erzählte diesem nemlich den Fall und bat ihn, nichts zu versäumen, um aus dem Jungen einen ordentlichen Menschen zu bilden. Der Stand, für den er einst tauglich befunden würde, sey mir gleich, wenn er sich nur als tüchtig dazu qualificire. Auf etwas Großes konnte ich ohnehin keine Hoffnung machen; mein Wunsch ging dahin, ihn zu irgend einem Handwerk brauchbar gemacht zu sehen.

So hatte ich mich nun nach bestem Wissen aus der Affaire gezogen; ich nahm die Beruhigung mit mir, für zwei junge Menschen gesorgt zu haben, die ohne meine Dazwischenkunft vielleicht dem Verderben geweiht gewesen wären. Auch der

armen Mutter beider Kinder war nun geholfen; ſie erhielt eine monatliche Unterſtützung, die ſie über die drückendſten Sorgen des Lebens hinreichend erhob. Ich kam durch dieſes Alles nur einer früher contrahirten Schuld nach und empfand daher eine doppelte Beruhigung dabei. Das Geld, was dazu erfordert wurde, war für mich Glücklichen leicht auszugeben, da ich ſo viel davon beſaß! Und wenn man hier einen Blick auf die Verhältniſſe wirft, muß man nicht wieder einräumen, daß nur das Geld es war, was ſo viel Mißgeſchick in Freude und Glück umzuwandeln vermochte? Welche Unannehmlichkeiten ohne Zahl wären für mich aus dieſem Allem erwachſen, wenn ich nicht Geld genug zu meiner Dispoſition gehabt hätte? Welch' ein Jammer für die arme Wittwe, welch' ein Unglück für die Kinder, welche Kränkungen für meine Gattin, die das Glück ihrer Ehe für immer untergraben geſehen haben würde? Einige Rollen Ducaten, und die Wittwe hatte zu leben, die Kinder waren verſorgt und gingen einer ſchönen Zukunft entgegen, und ein zartfühlendes Frauenherz blieb unberührt von den widerwärtigſten Empfindungen!

Und nun lobe man nicht das Geld, als die herr-
lichste, mächtigste Erfindung! Ich hoffe, daß
meine Leser bei dieser Stelle mir nicht meinen
Stand zum Vorwurfe machen und über den
rechtlichen Mann den Banquier willig vergessen
werden. —

Viertes Kapitel.

Betrachtungen über die Handwerke.

Die neue Sorge, die mir die Aufnahme beider Jungen verurſachte, regte mich zu Betrachtungen über die verſchiedenen Handwerke an, welche in unſerer Zeit im Schwunge ſind; denn zunächſt hatte ich im Sinne, tüchtige Handwerker aus den Kindern zu machen.

Keinem Mitgliede unſerer Geſellſchaft hat die erſte franzöſiſche Revolution ſo übel mitgeſpielt, als dem Friſeur, dachte ich; und weder die Reſtauration, noch die zweite Revolution hat ihn in ſeine urſprünglichen Rechte wieder einzuſetzen vermocht. Welch ein Mann von Wichtigkeit war ſolch' ein Friſeur noch vor vierzig Jahren, als er im Puder beſtaubten grauen Frack, Brenneiſen, Kämme und Pomadebüchſen in der Taſche, und den mächtigen Puderbeutel von Leder in der Hand,

von Haus zu Haus lief, um seine Kunden zu bedienen. Er französirte sich gern und war eine allerliebste Karrikatur, die sich ganz wie von selbst darbot. Es gab gesuchte Friseure, die ohne Hut umher liefen, die Witterung mochte seyn, wie sie wollte, und nur im Regenwetter sich mit einem Schirm, nie aber mit einem Hute bedeckten. Diese steckten den Frisirkamm stets in den Chignon, gleichsam wie eine Trophäe und wußten sich viel damit. Das Bewußtseyn, jeden Morgen die zartesten Locken der hübschesten Köpfchen unter den Händen zu haben, gab diesen Männern Aplomb und süffisantes Wesen, wodurch sie ungemein imponirten. Das Gefühl, daß nur sie cour- und ballfähig machten, erhob sie in der That über die Sphäre gewöhnlicher Erdenmenschen. Dem Friseur zu gefallen, ließen sich die zierlichsten und vornehmsten Herren und Damen schon Tages vorher coeffiren, und brachten eine Nacht im quälendsten Zustande sitzend zu, um nur zur rechten Zeit fertig zu seyn. Denn der geschickteste Friseur hatte doch nur zwei Hände, und hundert Köpfe, d. h. zu coeffiren, und nur ihn wollte man, nur er verstand es, wie sonst

Keiner. Wir haben das Alles an uns vorüberschwinden sehen, ohne ihm die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wir sind zu fahrläßig in solchen Punkten. Wir lassen sorglos Thiergattungen aussterben: Steinböcke verschwinden, selbst die Gemse wird schon selten, und Friseure sind so ausgeartet, daß man sie kaum wieder erkennt. Die Friseurbuben oder **Garçons-perruquier** sind als ganz ausgestorben zu betrachten. Sie gehörten ehemals zu der lustigsten Straßenbevölkerung und machten sich in ihren mehlbestaubten Jacken zwischen Schusterjungen und Schornsteinfegern als sehr angenehme Gegensätze bemerkbar. Sie trugen in langen Kasten die frisch frisirten Perrücken den Kunden in's Haus; diese Last hinderte sie jedoch nicht, an den verschiedenen Straßenbelustigungen gleich den andern Gassenbuben Antheil zu nehmen. Sie setzten dann nehmlich ihre Last aus der Hand. Wenn man bedenkt, wie viele junge Leute durch die Wendung, welche die Mode dem Perrückenmetier gegeben, nunmehr in der Wahl ihres Berufes zweifelhafter geworden, so muß man natürlich einige Besorgniß hegen, um wie viel mehr aber

noch, wenn man sieht, daß Maschienen aller Art alle Tage Neuerungen einreißen lassen, welche Menschenhände stets entbehrlicher machen. So sterben nach und nach ganze ehrbare Gewerke und Innungen aus. Wenn nun vollends der Dampf immer mehr die Oberhand gewinnt, so werden am Ende, bei der philantropischen Organisirung der Zuchthäuser, als Fabriken ohne Dampfmaschinen, nur die Verbrecher noch Handarbeit verrichten dürfen und kein ehrlicher Mensch mehr etwas zu thun haben, es sey denn einen Ofen zu heitzen und einen Kessel mit Wasser zu füllen, wenn nehmlich auch diese Mühe nicht der Dampf für sich in Anspruch nehmen wird. —

Solche Sorgen kommen uns, wenn wir Kinder zu versorgen haben. Ich ging fort und fort die Reihe der Handwerke in Gedanken durch und hielt mir dabei die Erscheinungen, die sie mir im Leben gewährten, als lebendiges Bilderbuch vor.

Die Friseure, wie sie uns jetzt vor Augen stehen und gehen, sind schmutzig gekleidete Menschen, die in den Vormittagsstunden sich spärlich auf den Straßen sehen lassen. Sie haben gewöhnlich große

Seitentaſchen oder Säcke, aus denen nur noch das Brenneiſen, als altes Zeichen ihrer hingeſchwundenen Würde hervorragt. Sie müſſen einen eleganten **Salon pour la Coupe des cheveux** unterhalten, obgleich ſich ihre beſten Kunden zu Hauſe die Haare ſchneiden laſſen, und bringen die Nachmittage traurig und einſam zu, Pommade oder Haaröl in Töpfchen oder Gläſer zu füllen. Glücklich genug, wenn es ihnen gelingt, irgend ein Arcanum für das Wachsthum der Haare zu erfinden. Ihr Einkommen iſt nicht das brillanteſte und ich würde unter den obwaltenden Umſtänden keinem angenommenen Pflege- oder ächten Kinde das Friſeurgeſchäft anempfehlen.

Die Schneider haben in dem Maße gewonnen, als die Friſeure verloren, ſeit der letzten Staatsumwälzung in Frankreich. Die koſtbaren geſtickten Kleider machten es den meiſten Menſchen unmöglich, oft damit zu wechſeln. In vielen Familien erbten die reichſten Prachtcoſtüme vom Vater auf den Sohn, und dieſer trug an ſeinem Ehrentage denſelben Rock, nur mit einigen unbedeutenden Abänderungen, den ſein Vater getragen. Jetzt iſt

es ein Anderes damit. Von allem Wandelbaren hienieden ist die Mode in den Kleiderschnitten und Stoffen das Wandelbarste in der That. Um noch öfter und so recht nach Herzenslust wechseln zu können, werden die Materialien so grob und unscheinbar gewählt, als nur möglich. Sonst ward es einem Menschen in einem alten abgetragenen Rock erst recht wohl, auf dessen Kragen und Rücken eine gehörige Schicht alter Pommade und alten Puders lagerte, jetzt macht man eigene Verträge mit den Schneidern, um alle acht Tage neue Kleidungsstücke zu erhalten. Daß die Schneider dabei Seide spinnen, läßt sich denken. Auch besitzen sie in der That große, schöne Häuser und können sich bei nur einigem Glück mit fünfzig Jahren zur Ruhe setzen. Dieses Metier hat seinen goldenen Boden und es ist voraus zu sehen, daß es ihn für lange wohl noch behalten wird. Um jedoch Knaben dem Stande eines Schneiders zu widmen, muß eine eigene Bestimmung obwalten. Nur schwächliche oder verwachsene Kinder, wenn sie einsehen, daß ihnen zu andern Arbeiten die hinlängliche Kraft gebricht, sind geneigt, sich dem

tagelangen Sitzen, mit untergeschlagenen Beinen und den Millionen kleiner Stiche, hinzugeben. Es bleibt ausgemacht, daß einem Schneiderlehrling die Jugend am unerfreulichsten hinschwindet, kommt nun noch dazu, daß so viele unter ihnen kränklich sind, so muß man sie im Allgemeinen wahrlich beklagen.

Des Schusterlehrlings Leben ist schon reicher ausgestattet. Seine Kleidung ist leichter und freier; er hat nicht so sehr auf den äußern Anstand zu sehen; schon die Art, wie er die Waare — und wären es die saubersten Damenschuhe oder Stiefel, den Kunden hinträgt, weicht bedeutend von der eingewickelten und ceremoniösen Weise der Schneider ab. In neuester Zeit ist aber auch hier ein Mißbrauch eingerissen. Die elegantesten Meister tragen nehmlich die Damenarbeit immer selbst zu den Bestellern, um eines Theils beim Anprobiren eine oft übelangebrachte Galanterie an den Tag zu legen, und zweitens — bei der immer überhandnehmenden Sparsamkeit in den vornehmen Ständen — die Kunden zu überheben, den Lehrlingen ein Trinkgeld zu verabreichen. Und es schickte sich

doch wahrlich für schöne, reiche und vornehme Damen, solch einem armen, schmutzigen Buben, das Leben ein wenig zu versüßen.

Tischler sind Handwerker, die einer großen Portion Glücks bedürfen, um in die Höhe zu kommen. Die sogenannten Bautischler werden bei der jetzt so sehr zur Bauwuth geneigten Menschheit und bei der menschenfreundlichen Idee für unsere Nachkommen, nicht länger als auf dreißig Jahre die Dauer einer Menschenwohnung zu bestimmen, am Besten fahren. Die Möbeltischler sind mehr dem Zufall unterworfen. Gewöhnlich ziehen sie ihren Nutzen nur von Neuvermählten aus der Bürgerklasse, von Schauspielern, die einen lebenslänglichen Kontrakt abschließen, und von Schriftstellern, die den dritten Jahrgang eines neu begründeten Journals erlebt haben und von dort auf eine Dauer bis ans Lebensende schließen. Solche Leute richten sich dann ein, wie man's im alltäglichen Leben nennt, und haben auch genug daran, so lange sie leben. Mit ihnen selbst werden die Möbel wurmstichig und alt und das erste neue Möbel, das der Tischler wieder in solch ein Haus bringt, ist der Sarg,

worin der Hausherr oder Familienvater fortgetragen werden soll. Von der neuen Einrichtung bis zum Sarge liegt aber oft eine lange Reihe von Jahren, und der Tischler ist zu beklagen, wenn er bis dahin unbeschäftigt geblieben wäre. Das Handwerk hat überdieß einen übeln Geruch; Hobelspäne riechen nach Leichen, heißt es im Allgemeinen. Man mag dabei wohl an den Sarg denken, der im Todtenhause gewöhnlich denselben Geruch verbreitet, wie in der Tischlerwerkstätte. Die Poesie, die in diesem Handwerke liegen soll, und die schon so oft Stoff zu artigen Gedichtchen gab: daß der Tischler eigentlich unser erstes und letztes Haus zimmert, die Wiege und den Sarg, wird von den wenigsten Tischlern wie andern Menschen gehörig verstanden und gewürdigt. Sie hobeln an Beiden ganz mechanisch herum, pfeifen dazu ihr Liedchen und denken dabei an das Essen, das die Meisterin in der Küche zusammenschmort und das ihnen in die Nase dampft. Ich habe sogar einmal gesehen, daß die übriggebliebenen Bretter von einer Wiege stante pede zu einem Kindersärgchen verbraucht wurden, und fand das

ſo poetiſch, daß ich daraus ein Gedicht gemacht hätte, wenn ich reimen könnte, ohne daß es aber Meiſter, Geſellen oder Lehrlingen aufgefallen wäre. So ſehr ſtumpft die Gewohnheit Menſchen ab. —

Nie habe ich es begreifen können, daß junge Leute Metiers erlernten, bei denen mit aller Anſtrengung nur ein kümmerlicher Erwerb ſtatt findet. Welche glückliche Stunde kann wohl einem Knopfmacher ſchlagen? Iſt es nicht entſetzlich zu denken, wie ſolch ein Mann ſich abquält und wie die arme Frau friert oder ſchwitzt — je nachdem die Jahreszeit es mit ſich bringt — um die ſorgſam fabricirte Waare zu ſpottbilligem Preiſe abzuſetzen? Wenn wir alle uns in ungariſche oder andaluſiſche Koſtüme mit einem Male würfen — auf ſolchen finden ſich oft an hundert Dutzend Knöpfe — da wäre allenfalls ein guter Gewinn für einen Knopfmacher denkbar; aber ſo, bei unſern fünf Knopflöchern und nun gar Gehröcke mit einer Reihe! das ſcheint zum Verzweifeln eingerichtet. Uebrigens ſoll der arme Mann ſich auch noch nach der Mode richten, bald groß, bald klein, bald rund, bald eckig, ſo chicanirt ſie ihn; und da bleibt ihm

auch noch viel liegen. Ich fragte einſt einen jungen Meiſter, der ärmlich unter dem Dache wohnte und bei dem ich ein halbes Dutzend Knöpfe kaufte, warum er dieſes Gewerbe ergriffen. „Aus Leidenſchaft“, war ſeine trockene Antwort. Ich beſah mir hierauf den Mann ſcharf und lange; ein hageres, bleiches Geſicht, tiefe, dunkle Augen, ſpärliche Haare, einen Zug des Grames um den Mund, Hunger, Kummer und Krankheit nicht zu verbergen. „Aus Leidenſchaft“, dacht' ich bei mir ſelbſt, aus Leidenſchaft Knopfmacher zu werden und ſein ganzes Leben hungern! Es iſt in der That gräßlich, was die Leidenſchaften mit uns anrichten.

Ein unangenehmes Handwerk, wobei ein großer Gewinn zu hoffen ſteht, rechtfertigt ſchon mehr in meinen Augen die, welche es ergreifen. Zum Beiſpiel ſind Gerber in der That nicht die beneidenswertheſten Menſchen. Beſtändig unter faulenden animaliſchen Stoffen zu leben, iſt etwas, das ich als freiwilligen Entſchluß ſchwerlich einem vernünftigen Geſchöpfe zutrauen möchte. Aber der Gewinn iſt ſo ergiebig, daß die Riechwerkzeuge beſtochen werden. Uebrigens hat der Gerber noch

das für sich, daß er in freier Luft sein Geschäft betreiben kann, und tröstet sich damit, daß in Schneider- und Schuhmacherwerkstätten auch animalische Stoffe gähren und hier im geschlossenen Raume empfindlicher wirken müssen. Dann ist es notorisch erwiesen, daß die Lohe aus Eichenrinde mit sehr kräftigenden Partikeln den Dunstkreis schwängert und diese Hantierung zu einer sehr gesunden erhebt. Jener übelriechenden Eigenschaft wegen werden die Gerber aber gewöhnlich in eigene Quartiere gebannt, gleich den Juden. Die meisten Städte haben ihre Gerberstraßen oder Viertel. Dort wohnen oft ihre wohlhabendsten Bürger. Der Gerber ist zugleich Kaufmann; er handelt mit rohen Thierhäuten und mit Leder im Großen. Man kann leicht denken, daß dabei Etwas zu gewinnen ist.

Die Maurer und Zimmerleute verdienen auch viel Geld; aber das Handwerk ist beschwerlich. Die sich diesem Geschäfte widmen, müssen einen guten, schwindelfreien Kopf haben, um sich auf den hohen Gerüsten halten zu können. Es hat in der neuesten Zeit so manchen der Häuserschwinde

ergriffen, der sich nie selbst auf ein Gerüst gewagt, sondern Andere für sich bauen ließ, ich bin daher der Meinung, man solle vorerst alle bewohnbaren Gebäude besetzen und ein wenig mit Bauen einhalten. Da dieß in Kurzem von praktischen Leuten befolgt werden dürfte, so ist es auch nicht rathsam, daß sich zu viele junge Menschen diesen Handwerken widmen.

Die Steinmetzen haben viel mit dem Material zu kä..pfen. Es ist schon langweilig, einem solchen Arbeiter zuzusehen, wie muß er selbst sich erst langweilen! Nach unendlicher, einförmiger Bemühung kommt solch ein Block erst zur Form und dann kann man erst von der Form des Fragments noch nicht auf die Form des Ganzen schließen. Welche Ewigkeit, bis das da steht, zusammengefügt! aufgerichtet! Mit einem Wurfe ist hier nichts gethan. Und doch hat dieses Handwerk dem materiellen Theile nach die meiste Aehnlichkeit mit der edelsten Kunst. So auch muß der Bildhauer hämmern, klopfen, den Stein in kleinen Theilen zu bemeistern suchen. Es wäre zum Verzweifeln, wenn ein Thorwaldsen nicht schon den Gott, gleich

Jupiter im Kopfe trüge, wenn er die Splitter mechaniſch vom Blocke ſpringen läßt.

Die Dreher oder Drechsler lernen herrliche Dinge fabriciren, von denen ſie aber nur ſelten Gebrauch machen. Pfeifenſpitzen und Pfeifenröhre, darauf hat ſie die ungerechte Zeitgenoſſenſchaft reducirt. Es gehört viel dazu, ſich hier auszuzeichnen, und daher dreht ſich das Leben eines nicht vom Glücke begünſtigten Drehers um Arbeitsmangel und Entbehrung.

Ueberhaupt ſcheinen alle Handwerke, die zunächſt ihren Zweck darin finden, ein dringendes Bedürfniß der Menſchen zu befriedigen und nicht zugleich auf den Luxus gerichtet ſind, zur Armuth verdammt zu ſeyn. Es liegt kein Widerſpruch in dieſer Annahme. Jeder Menſch muß alle Tage ſein Brod haben, und Brod iſt ein Artikel, der nie aus der Mode kommt; aber dennoch gibt es im Verhältniß nur ſehr wenig reiche Bäcker. In einigen Städten Deutſchlands gehören ſie zu den ärmſten von allen Handwerkern und nur dort, wo ſie ſich auch dem Luxus hingeben, d. h. Kuchen backen, ſind ſie wohlhabend. Nichts iſt in gut polizirten Staaten aber auch einer

ſo ſtrengen Taxe und Aufſicht unterworfen als das Brod. Weil Betrügereien in dieſem Zweige der Induſtrie leicht einen Aufſtand herbeiführen könnten, wird ſo ſtreng darüber gewacht. In Paris und andern großen Städten ſind die Läden der Bäcker mit ſtarken eiſernen Stäben verſchanzt, um ſie bei Emeuten zu ſchützen, während der Juwelier und Modehändler ſeine Waaren offen zur Schau legt. Nur Brod wollen die armen Unglücklichen gewöhnlich, und daran läßt ſie ſelbſt die im Ueberfluß ſchwelgende Geſellſchaft Mangel leiden und ſtraft ſie hart, wenn ſie darnach greift, um ihren Hunger zu ſtillen. Es iſt traurig, einen Armen, der einem Bäcker ein Brod ſtiehlt, Dieb nennen zu müſſen! Wie nun einmal die Sachen ſtehen, iſt ein Gewerbe, das ſtreng beaufſichtigt werden muß, wenig abwirft und bei jedem Auflaufe der Plünderung ausgeſetzt iſt, das nebenher ſchlafloſe Nächte erfordert, um uns beim Kaffee mit friſchen Semmeln zu verſehen — nicht ſehr anlockend; nicht einmal zu erwähnen, daß die Glut des Ofens die Augen verdirbt, das Stehen vor dem Ofen ſchiefe Beine hervorbringt, und das Kneten der Teigmaſſe mir

nicht als die geziemendste Beschäftigung für Männer erscheint.

Jene Handwerker, welche nicht auch ihrer Arbeit einen gewissen Grad von Zierlichkeit zu geben im Stande sind, oder sie ihr nicht geben dürfen, wenn sie ihrer Brauchbarkeit nicht Eintrag thun wollen, gehören auch zu denen, welchen ich meinen Beifall vorweg versagen muß.

Die Hufschmiede, die sich auch hie und da noch recht mittelalterlich Waffenschmiede nennen, konnten, als sie noch das Letztere wirklich waren, für etwas Großes gelten. Von dem hohen nordischen Alterthume will ich hier gar nicht einmal sprechen, wo ein Waffenschmied auch zugleich der Held war, der seine selbst geschmiedeten Waffen zu führen wußte. Ungefähr wie ein Schriftsteller, der sich heutzutage selbst die Feder schneidet, im Sinne des alten Epigramms:

„Des Deutschen Schreibpapier
War seines Feindes Leder,
Der Degen seine Feder,
Mit Blute schrieb man hier.“ —

Jetzt wo die Schmiede es nur mit Pferden zu

thun haben, denen ſie die Hufe beſchlagen und ganz gemeine Werkzeuge zu Tage fördern, denen alle Zierlichkeit mangelt, und dennoch dabei den gewohnten, mittelalterlichen Lärm immerfort machen müſſen, ohne den es bei ihnen einmal nicht abgehen kann und ſtets vor einer ſtarken Flamme ſtehen müſſen,

„Als gält' es Felſen zu verglaſen!“

Jetzt iſt ihr Loos wahrhaft nicht beneidenswerth. Für ſtarke Naturen, die ſich ſchon erprobt haben, iſt dies Handwerk jedoch immer noch zu empfehlen, da es einen guten Gewinn abwirft. Zu beklagen iſt es, daß dieſer eben die Hufſchmiede verleitete, große, moderne Häuſer zu bauen und ihre ſonſt offenen Werkſtätten in die Höfe hin zu verlegen. Dadurch verloren unſere Straßen eine ihrer maleriſchſten Zierden und gewannen an ertödtender Monotonie. Eine von der Glut geröthete Schmiede, mit ihren arbeitenden Geſtalten, verunzierte auch ſelbſt unſere ſchönſten Straßen nicht, ſondern gereichte ihnen vielmehr zur großen Schönheit.

Die Schloſſer verhalten ſich zu den Waffenſchmieden, wie die ſächſiſche Schweiz zum Berner

Oberland. Es iſt eine Miniatur von dieſem. Eben ſo viel Spektakel bei kleinern Erzeugniſſen; eben ſo ſpröde Material und minutiöſere Ausführungen; Zierlichkeit zwar, aber keine beſtechende, anlockende. Daneben iſt das Schaffen der Schlöſſer, die geheimnißvolle Kunſt, ſie zu öffnen, kurz das ganze Dietrichweſen mir wie eine Art von geheimer Polizei unter den Handwerken erſchienen, der böſen Verſuchungen nicht einmal zu gedenken. So lange noch in einigen Städten die Bauwuth dauert und wir noch nicht wieder ſo unſchuldig werden, um gleich den Orientalen unſer Eigenthum offen ſtehen zu laſſen, wird dies Handwerk jedoch ſeinen goldenen Boden haben.

Die gewöhnlichen Faßbinder ſind Leute, die bei erſchrecklichem Lärm, der jedem andern Menſchen, der kein Faßbinder iſt, unerträglich werden muß, ziemlich ungeſchlachte Arbeit, nur für das roheſte Bedürfniß machen. Die Ariſtokraten unter ihnen ſind die Küfer, Küper, in Bierländern auch vorzugsweiſe Weinküper oder Weinſchröter genannt. Das ſind ſehr reſpectable Leute, ſtellen in ihrer Art Kunſtwerke auf, die noch nach Jahrhunderten

bewundert werden, wie das Heidelberger Faß, und verſtehen ſich auch darauf, mit dem Wein umzugehen. Das iſt jedoch kein Handwerk mehr zu nennen und gehört in den meiſten Provinzen Deutſchlands in die Kategorie der Apotheker.

Korbflechter kommen den gewöhnlichen Faßbindern am nächſten; ſie machen aber keinen Lärm und verdienen weniger. Mein Gott! wie dauerhaft iſt ſolch' ein Korb und wer einmal ein paar Körbe hat, der beſitzt daran genug für's Leben. Ich habe zwar die Erfahrung gemacht, daß man aus Leidenſchaft Knopfmacher werden kann, aber nie, daß Jemand aus Leidenſchaft Körbe gekauft hätte.

Wenn ich's aufrichtig geſtehen ſoll, ſo ſind mir Buchbinder ſtets als beneidenswerthe Handwerker erſchienen und zugleich als Leute von Bildung. Sie gehören in die Klaſſe der Schneider und Schuſter und theilen manches in der Hanthierung mit ihnen, wenn ſie auch nur in wenigen großen Städten, wie Paris und London, dazu berufen ſcheinen, es ihnen im Gewinne nachzuthun. Sie verfertigen Kleider für den Geiſt, wenn ich mich ſo aus-

drücken darf, und ihr Material iſt auch Leder, Papier, Drath, Leim. Man ſieht, daß obiger Vergleich nicht ſo hinkend iſt, als er auf den erſten Blick ausſehen mag. Iſt ein Buchbinder zugleich Etui-Arbeiter, wie es in unſern Tagen gewöhnlich iſt, ſo iſt das wohl ein Handwerk, das ſich der Kunſt nähert und an Zierlichkeit wenig ſeines Gleichen hat. Nur daß es der Mode zu ſehr unterworfen iſt, ſcheint mir dabei bedenklich. Jetzt reißt dieſe allerlei Gegenſtände in den Kreis jener Arbeiten, welche mit der eigentlichen Buchbinderei nicht die entfernteſte Aehnlichkeit haben, blos weil ſie mit den beliebten ausgeſchnittenen Figuren beklebt werden, die jetzt überall angebracht werden, zu denen aber nichts weiter als Buchbinderleim gebraucht wird.

Ein Menſch, der heutzutage nichts iſt, wie ein Nagelſchmied, iſt wahrlich zu beklagen, da er einen Wettkampf mit wunderbaren Maſchinen zu beſtehen berufen iſt, denen er ſicher unterliegen wird. Die Tuchmacher, Strumpfwirker und ähnliche ſehr ehrliche und hochzuachtende Innungen werden bald ein ausgeſtorbenes Geſchlecht ſeyn, an deren Stelle

wir Weſen von Holz und Gußeiſen treten ſehen, die blos mit Dampf geſpeist werden, keine Kleidung brauchen, noch ſonſtige Bedürfniſſe haben und doch als treue Knechte ſo gut und beſſer wie Andere arbeiten.

Wer gleich anfänglich ſeiner Todesart ſicher ſeyn will, werde Leinweber! Wer ſollt' es wohl glauben, daß Menſchen, die für den gewählteſten und edelſten Luxus ſorgen, eines ſo elenden Looſes theilhaftig werden? Man reiſe einmal in den Gebirgsländchen des nordöſtlichen Deutſchlands umher und beobachte die armen, ausgehungerten Leute, welche die feinſte Leinwand weben, woraus die vornehmſten Herrſchaften ihre intimſten Kleidungsſtücke verfertigen laſſen, da ſie die Beſtimmung erhalten, die hochgräfliche oder hochfürſtliche Haut zu bedecken! Man ſehe nur einmal dieſe Leute, welche einem ſubtilern Epicuriſmus dienen, als der Koch, der Schneider, der Friſeur u. ſ. w. Erſt wenn alle dieſe rohen Bedürfniſſe auf glänzende Weiſe nach Außen befriedigt ſind, wendet ſich der Epikuräer nach innen und denkt daran, mit dem feinſten, durchſichtigſten Gewebe ſeinen Körper zu

umziehen, um ungesehen von der Welt einem Luxus zu fröhnen, der nur für ihn allein da ist; um zu verhindern, daß die äußern, an sich kostbaren Stoffe, nicht unmittelbar seine Haut berühren, sondern durch ein feineres Gespinnst, selbst einem zarten Häutchen vergleichbar, sorgfältig vermittelt werden. Wie kostbar und fein auch Sammt, Atlas und niederländisch Tuch seyn mögen; Leinwand ist kostbarer und feiner! und wie herrlich auch seidene Decken und wollene Teppiche gehalten werden, der linnene Damast ist herrlicher als Alles, was man in solcher Art sehen kann! Und die Bewohner des Erzgebirges schaffen Kunstwerke in dieser Gattung — und hungern dabei! Immer liest man in den Zeitungen von der Noth im Gebirge; kommt man aber hin, so erstaunt man über die stattlichen Fabrikgebäude, über den Flor der Städte. Das eben ist der Unterschied zwischen Handel und Handwerk. Das Letztere müht sich ab, der Erstere hat den Nutzen. Es liegt schon in der Benennung viel Charakteristisches. Bei Beiden ist die Hand im Spiele, comme de raison. Zum Ersteren gesellt sich die süddeutsche Di-

minutivſilbe „el“, es iſt eine Spielerei dabei, ein leichtes Weſen; bei dem Letztern finden wir ein ganzes Wort und zwar das Schwerſte bezeichnend, was Schöpfer und Geſchöpf hervorzubringen vermögen: „Werk.“ —

Wollte man mir Metzger oder Fleiſcher anführen, ſo werde ich geſtehen müſſen, daß dies Geſchäft ſeinen Mann nährt, aber mich dennoch mit einer offenen Abneigung davon wegwenden. Das Todtſchlagen, Abſtechen, Schlachten, das Oeffnen der Thiercadaver und was damit verbunden, das Viertheilen, Hacken und Schneiden, das Fellabziehen, das im Blute wühlen, ſind Neigungen, die angeboren ſeyn müſſen, um darüber urtheilen zu können. Wie es keinen vernünftigen Vater wohl geben kann, der ſeinen Sohn zwingen würde, Metzger zu werden, ſo ſollte aber auch kein Vater es nicht zugeben wollen, wenn ſein Sohn eine unbezwingliche Neigung an den Tag legte, es werden zu wollen. Hoffnungsvolle Jungen davon zurückhalten, hieße Galeeren und Zuchthäuſer bevölkern; denn wer die Luſt zum Blut mit auf die Welt bringt, werde in Friedenszeiten um des Himmels-

willen Metzger, oder so weit es seyn kann, Scharfrichter, um seiner Neigung auf erlaubte Weise und ohne Nachtheil für die Gesellschaft ein Genüge zu thun.

Es gibt nun aber noch eine Menge von Handwerkern, die ich hier nicht nennen will. Zum Theil würde ich mich nur wiederholen müssen, oder es wären solche, zu denen sich nur selten Liebhaber finden. Ich könnte, was die Erstern betrifft, hier noch die Tapezierer, die Bildhauer gewöhnlicher Gattung, denn von den Künstlern ist hier überhaupt nicht die Rede, die Lakierer, die Zimmermaler und Anstreicher, die Wagenbauer, die Passementiere und Bortenwirker, die Zinngießer, die Platierer und Gürtler, die Klempner, die Sattler, die Hutmacher, die Büchsenschäfter, die Schwertfeger, nennen und zu den Letztern die Branntweinbrenner, Lichtzieher, Seifensieder zählen, Leute, die durch die Mäßigkeitsvereine, die Gasbeleuchtung und das raffinirte Lampenöl, so wie durch haushälterische Frauen, welche ihre Seife selbst bereiten, bei ihren beschwerlichen, übelriechenden Arbeiten fast keinen oder doch nur sehr

geringen Gewinn ziehen. Die Gold- und Silberschmiede wollen den Handwerkern nicht mehr angehören und nehmen mit lauter Stimme ihren Antheil an der Künſtlerinnung gleichwie im Mittelalter in Anſpruch; gröſtentheils machen ſie ſich in unſern Tagen durch die Vollkommenheit ihrer Hervorbringungen dieſer Auszeichnung würdig. Eben ſo wollen die Buchdrucker und Schriftſetzer ſich den Handwerken nicht beizählen laſſen, obgleich ich ihnen kein gröſseres Recht als den Schriftgieſsern einräumen zu können glaube, die doch nie mehr ſeyn wollten. Wär's nicht ſonderbar, wenn die Buchdrucker ſich für mehr erachten wollten, als derjenige, der ihnen das Manuſcript geliefert? und iſt es nicht notoriſch erwieſen, daſs viele Schriftſteller nichts weiter als Handwerker ſind?

Ich kann und will mich nicht herbeilaſſen, dieſen Punkt hier näher zu erörtern, um die löbliche Schriftſtellerzunft, zu welcher ich mich nun einmal nicht zählen darf, nicht gegen mich aufzubringen. Wie dem nun aber ſey, und ſo wenig ich in dieſem Kapitel auch im Stande geweſen bin, meine Anſichten über dieſen Gegenſtand deutlich und klar

an den Tag zu legen, so darf ich doch versichern, daß ich reiflich darüber nachgedacht und mich nicht genug verwundern kann, einen Vater sagen zu hören: „Der Junge soll ein Handwerk lernen!“ — Welches? wird nach meiner Ueberzeugung stets eine große Frage bleiben. Hier scheint es mir leichter zu seyn, Glück und Zufriedenheit für's ganze Leben von seinem Kinde zu scheuchen, als wenn man ihn die Handlung oder Studien treiben läßt. Welche Kraft gehört für einen gut organisirten, wohlerzogenen Jüngling dazu, sich in der Sphäre seiner Mitgesellen wohl zu fühlen und den Genüssen, die er vielleicht Sonntags in dem Hause seiner Eltern hat, für die lange, übrige Woche zu entsagen? Nein — Ihr, die Ihr nicht selbst Handwerker seyd, laßt Euere Kinder nicht Handwerker werden; sie mögen eines erlernen, um im Falle der Noth, wenn unvorhergesehenes Unglück sie trifft, davon Gebrauch zu machen. So kannte ich einen armen Grafen, den seine Familie verstoßen hatte, als Tapezier, und einen unbemittelten Baron, der im Geheim für einen Buchbinder arbeitete. Aber ich kannte auch einen Schauspieler, der seine Jungen

Zimmerleute werden ließ, den Sohn eines Kaufmanns, der Hufſchmied, und den Sohn eines jüdiſchen Bankiers, der Schuhmacher wurde. Unglückliche Eltern! Unglücklichere Kinder! Sie waren als Geſellen liederlich und gingen als Meiſter zu Grunde. Ausnahmen kann es zwar geben, aber auf Ausnahmen rechnen, ſtimmt nun einmal mit einem ſoliden Geſchäftsmanne nicht zuſammen.

Ich war jetzt aber mit mir einig, die beiden Kinder, die mir der Himmel zugewieſen und für die ich als Vater zu ſorgen mir vornahm, kein Handwerk erlernen zu laſſen. Aber was ſollten Sie denn werden? —

Fünftes Kapitel.

Der Tod des Glücklichen.

Ein tief erſchütterndes Ereigniß trug ſich in meinem Wohnorte zu.

Ich kannte ſeit vielen Jahren einen Mann, der auf unbegreifliche Weiſe ſein Glück gemacht hatte. Ohne mit beſonders hervorſtechenden Gaben von der Natur bedacht worden zu ſeyn, hatte er ſich nie verrechnet, was er ergriff, gelang ihm, die gewagteſten Unternehmungen ſchlugen zu ſeinen Gunſten aus, Alles wurde unter ſeinen Händen zu blankem Golde.

Wie ſeine andern Gaben, ſo waren auch ſeine Vermögensumſtände anfänglich nur ärmlich geweſen, aber das anhaltende Glück, das ihn förmlich verfolgte, hatte ſie während einer Reihe von Jah-

ren, in welchen er als Geschäftsmann figurirte, so bedeutend gesteigert, daß er allgemein für einen Millionär galt. Man kann sich kaum vorstellen, wie fest des Mannes Vertrauen auf seinen Stern war.

„Mir muß Alles glücken!“ war eine stehende Redensart bei ihm, und mit dieser Sicherheit verband sich denn auch ein nicht unbedeutender Grad von Muth, wie dieses ganz natürlich war. Er war schon ziemlich in Jahren vorgerückt, als sich eine lästige Krankheit bei ihm einstellte, die ihm viel zu schaffen machte. Diese leidige Unbequemlichkeit war ihm unerträglich, und doch war keine Hoffnung vorhanden, ihn ohne gewagte Mittel davon zu befreien, vielmehr sah man voraus, daß sie sich von Jahr zu Jahr bis zu seinem Lebensende nur vergrößern würde. Ein Mittel gab es, ihn darüber weg zu heben, aber es war — nach der Aussage der Aerzte — gefährlich. Es konnte das Leben kosten!

Der vom Glück Verwöhnte schwankte nicht lange. Auf der einen Seite eine drückende Last, die ihn, der nie an Schmerzen und Unbequemlichkeit gewohnt war, unerträglich schien; auf der andern

faſt unvermeidlicher Tod. Die Aerzte thaten ihre Pflicht, ihm die Wahrheit unverholen zu enthüllen; ſeine Kinder, hoffnungsvolle Söhne und Töchter, Alle bereits gut verſorgt, ſeine Gattin, eine ehrwürdige Matrone, die ihm ſtets redlich zur Seite geſtanden und nicht wenig zu dem Glücke ſeines Lebens beigetragen, flehten ihn mit Thränen in den Augen, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen und ſich ihnen, wenn gleich kränklich, noch eine Reihe von Jahren zu erhalten. Umſonſt!

„Hat mich mein Glück um Kleineres nicht verlaſſen“, rief er unwillig aus, „ſo wird es in dieſem entſcheidenden Momente mir ſicher zur Seite ſtehen. Daran nur zu zweifeln, wäre Verbrechen. Ich unterwerfe mich der Operation mit gutem Muthe und ſie muß und wird daher glücken; denn nur Angſt und Zagen könnten hier Unheil bringen!“

Von dieſem Vorſatze brachte ihn nichts ab, und die geſchickteſten Aerzte wurden berufen. Man unternahm die Operation, die gut von Statten ging. Der Patient befand ſich unmittelbar darauf vortrefflich. Ich beſuchte ihn und wurde zu ihm

gelaſſen. Die Familie ſtand mit freudigen Blicken um das Lager.

„Nun? ſagte ich nicht, daß mir Alles glücken müſſe?“ rief er mir mit ſchwacher Stimme zu. „Nun hab' ich's überſtanden und bin die Quälerei los!“

Er befand ſich wirklich zum Erſtaunen wohl und ein Schauder durchrieſelte mich bei der Betrachtung, mit welcher Zuverſicht, die an Frechheit grenzte, dieſer Mann das geheimnißvolle Etwas, das wir Glück und Unglück benennen, herausgefordert hatte. —

Als ich am andern Morgen hinſchickte, war jedoch die Scene bedeutend verändert. In der Nacht war ein ſtarker Blutverluſt eingetreten, der eine Schwäche herbeigeführt hatte, welche bei dem Alter des Kranken bedenklich werden mußte. So verging der Tag unter ſchwankender Hoffnung und als der Abend hereinbrach, erklärten die Aerzte, daß ihre Kunſt am Ende ſey. Dieſe Nachricht verbreitete ſich wie ein Lauffeuer in der Stadt und es läßt ſich nicht beſchreiben, welche Senſation ſie erregte. Ein Menſchenhaufen umſtand das große

Haus in einer der Hauptstraßen, um von Minute zu Minute über das Befinden des reichen Mannes Nachricht zu haben, von dessen Glücksumständen nun leise allerlei Gerüchte sich in der Menge zu beleben anfingen, als sey jetzt ein fürchterlicher Pact zu Ende gegangen und der Creditor beſtünde plötzlich auf prompte Zahlung. Der reiche Mann habe sich eben verrechnet, wie dies gemeinhin zu gehen pflegte, und sey der betrogene Theil, wie dies bei solchem Geschäfte seit undenklichen Zeiten stets der Fall gewesen sey.

Ich besuchte noch am späten Abende den Kranken. Er war bei vollkommener Besinnung und während seine Umgebung jeden seiner Pulsschläge zählte, wohlwissend, daß er sein nahes Ende beschleunigte, schmeichelte er sich immer noch mit Genesung. „Das Glück könne ihn ja nicht so gänzlich verlassen haben!“ hauchte er leise.

Indessen war das Lebenslicht immer weiter heruntergebrannt und der Tod klopfte mahnend an das Herz, das nur noch zögernd schlug und in großen Zwischenräumen bereits zu ruhen schien. Ein trügerischer Schlummer umfing den Kranken noch

einmal, aus dem er nur für einen kurzen Moment erwachte, um die Worte zu ſtammeln:

„Ich hab' mich doch getäuſcht — es iſt aus mit dem Glück und mit Allem!“ Dann hörte er plötzlich zu athmen auf. —

Ich überlaſſe es einem Jeden, ſich den Eindruck auszumalen, den dieſe Scene auf Alle hervorbrachte, welche dieſe Leiche umſtanden. Ich möchte die Scene „den Tod des Glücklichen“ benennen, und hätte meine Feder die Kraft eines Dichters, ich würde ſie zum Vorwurf einer ausgeführten Schilderung machen, deren bittere Ironie von großer Wirkung ſeyn müßte. Aber auch ſo einfach, wie ich ſie hier nur zu geben vermochte, wird ſie der Leſer gewiß nicht ohne Theilnahme hinnehmen.

Dieſer Mann war einer meiner treueſten Freunde geweſen; ſein Tod machte eine bedeutenden Lücke in meinen Unterhaltungen. Da nehmlich meine Geſelligkeit im großartigen Style unter meinen neuen Glaubensgenoſſen nicht recht gedeihen wollte, ſo war ich genöthigt, um nicht ganz einſam meine Tage hinzubringen, wieder zu Juden meine Zuflucht zu nehmen. Ich bin einmal ein geſelliges

Thier und zum Eremiten verdorben. Der Gestorbene war auch Jude gewesen. Die ersten jüdischen Familien, die Aristokratie, wenn ich hier diesen Ausdruck gebrauchen darf, waren stark zurückhaltend gegen mich geworden und schienen mich ihres nähern Umgangs nicht mehr würdigen zu wollen, allein ich muß gestehen, daß es mir auch nicht darum zu thun war, mich in ihre Intimität zu drängen.

Es cursirten zu jener Zeit so viele lächerliche Gerüchte über einige reiche Juden vom alten palästinischen Adel, daß sie zum Gespötte der ganzen Stadt dadurch gemacht wurden.

Man erzählte unter Anderm von einem der ersten Banquiers, der eine häßliche Frau hatte und sich ein prächtiges Landhaus bauen lassen wollte, zu welchem Zwecke er von einem geschickten Architecten den Plan entwerfen ließ, er habe zu diesem gesagt: „Thun Sie mir den Gefallen und lassen Sie den Balcon weg. Machen sie mir Säulen ohne Balcon, denn was hab' ich vom Balcon, wenn sich meine Frau heraufstellt, verschändt sie mir das ganze Haus!“

Ein Anderer, nicht minder reich, deſſen Namen mit einem F. anfängt, hatte ſich einen prächtigen Wagen bauen laſſen und dem Lakier den Auftrag gegeben, ſo einfach als möglich das Ganze zu halten, weil es jetzt in England ſo die Mode mit ſich bringe.

„Kein Wappen und nichts auf der Thüre“, ſetzte er hinzu, „nichts als ein ſimples F'chen.“

Er meinte damit den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens; wie erſtaunte er aber, als der ehrliche Handwerker ihm den Wagen vor die Thür fahren ließ, mit einem zierlichen Aeffchen, einem Mandrill oder dergleichen, auf dem Schlage. Der Banquier wollte ihm einen Prozeß machen, weil er es als Injurie auslegte, bis daß er ſeine ſeltſame Beſtellung gehörig in Erwägung zog.

Statt dieſer **Precieux ridicules** wollte ich mein Haus den minder reichen aber unterrichteteren unter meinen frühern Glaubensgenoſſen öffnen und das nächſte Kapitel ſoll die Schilderung einiger dieſer Originale enthalten.

Sechstes Kapitel.

Die Hausfreunde.

Mein neuer Hausfreund war ein langer, hagerer Mann, mit röthlich blonden Haaren, einem starken Backenbart von gleicher Farbe, und dunkeln, stechenden Augen, die er durch eine Brille verschanzte. Sein Anzug war gewohnlich salopp, auf dem Jabot lag viel Taback, den er aus einer goldenen Dose in großen Prisen in die Nase stopfte. Er hatte die Eigenheit, das R nicht aussprechen zu können, wofür er ein doppeltes D zu hören gab. Er würde zum Beispiel den Direktor des königsstädtischen Theaters, der bekanntlich Cerf heißt, Ceddef genannt haben; Berlin hieß bei ihm Bedd'lin u. s. w. Dabei ist jedoch zu merken, daß er das doppelte D nicht geschärft oder hart,

dem T ähnlich, sondern vibrirend aussprach, wodurch wirklich einige Aehnlichkeit mit dem R erzielt wurde. Man schrieb diese Seltsamkeit des Mannes gewöhnlich seinem starken Tabackschnupfen zu, und einer dadurch erzeugten Nasalstimme, die dem Organe eines mit dem Stockschnupfen Behafteten ähnlich ward.

Dieser Mann galt in den Cirkeln, die er frequentirte, für einen geistreichen Gesellschafter. Er war unerschöpflich an Anekdoten von polnischen Juden, wie sie die Leipziger Messe in jedem Jahre in großer Menge gebiert, und nebenher in jener Art von Witz geübt, die den meisten Juden angeboren ist.

Mein neuer Hausfreund war ein Freund der schönen Wissenschaften. Obgleich von frühester Jugend für den Handel erzogen, beschäftigte er sich viel mit der Literatur der Zeitgenossen. Theaterkritik und Lyrik waren seine Steckenpferde.

„Gott, die göttliche D.! sie hat gespielt wie ein Engel — ich hab' gemacht ein Sonnet an sie auf der Rückseite von einem Courszettel!“ konnte man oft von ihm hören. Oder: „Lassen Sie

mich heute gehen mit Rothschild'schen Loosen und Hamburger Banco, mir steht der Kopf nicht dazu, ich sing' mir den ganzen Tag den Tourniermarsch aus Robert le Diable vor!" Man wird einsehen, wie leicht verderblich solch' ein Dilettantismus einem tüchtigen Geschäftsmanne werden kann. Den Ausspruch einer Verwandten Meyerbeer's: „Er hat hunderttausend Franken zu verzehren, was braucht er Opern zu componiren?" fand er sehr lächerlich. Er lebte und webte in der Musik. Er sang alle Opern vom ersten Bogenstrich bis zum letzten Finale, bald im Baß, bald im Discant, und verstand auch daneben, alle berühmte Sänger und Sängerinnen, ihren verschiedenen Manieren nach, trefflich zu copiren. Mit falschen Tönen nahm er es dabei nicht sehr genau, denn er besaß eigentlich nur Gedächtniß, aber kein musikalisches Gehör. Er wußte sich viel damit, daß in neuerer Zeit Juden in der Literatur und den Künsten bedeutenden Ruf erlangten. Bendemann's und Oppenheim's Bilder, Mendelssohn's und Meyerbeer's Compositionen, Saphir's Werke waren sein Stolz. Mit dem Letztern stand er in beständigem Brief-

wechſel und trug die Briefe, die er von ihm erhielt, ſo lang in der Taſche, um ſie einem Jeden vorzuleſen, bis ſie faſt unleſerlich waren.

„Saphir iſt mehr wie Jean Paul“, ſagte er, „denn Jean Paul hat nichts verſtanden vom Theater, und Saphir weiß ſo viel und mehr davon wie Einer. Seine Recenſionen ſind poetiſch und witzig und verdienen commentirt zu werden wie der Talmud.“

In ſeiner Jugend bemühte ſich der gute Mann ſehr, den Schauſpielerinnen die Cour zu machen, war ihnen aber gewöhnlich, trotz ſeiner galanten Verſe, die er in öffentliche Blätter einrückte, ſo zuwider, daß alle dieſe Abenteuer ſehr unangenehm für ihn endeten. Auch prahlte er viel, in genauem Umgange mit Gelehrten geſtanden zu haben. Einſt — das erzählte er oft — war er ſo glücklich, daß ſich ein in unſerer Zeit hochberühmter Philoſoph neben ihn ſetzte, als er gerade auf einem wenig beſuchten Spaziergange ausruhte. Sogleich nahm er ſich vor, dieſen Moment nicht ungenützt vorbeizulaſſen und von dem Philoſophen ſich ein Wort, als Andenken an dieſe Stunde, zu erbit-

ten, womit er nachher bei ſeinen Bekannten prunken könnte. „Verzeihen Sie, Herr Profeſſor!“ fing er nach einer Weile an, während er ſein Gehirn zermartert hatte, um einen Gegenſtand zu finden, und ſchon zu beſorgen anfing, daß der Andere vielleicht fortginge, ehe es ihm gelungen wäre, ihn zum Sprechen zu bringen. —

„Verzeihen Sie, ſehen Sie die dunkeln Wolken dort unten am Firmament?“ —

„Ich ſehe ſie wohl“, erwiederte der Philoſoph, „ſie deuten auf Gewitter!“

„Was iſt ein Gewitter eigentlich?“ fragte nun ſchnell mein Hausfreund mit einem tiefen Athemzuge, denn er hatte jetzt das Stichwort erhalten, woran er eine ganze Reihe von Fragen zu knüpfen hoffen durfte.

Der Philoſoph ſah ihn lächelnd an und ſagte: „Ich verſtehe Ihre Frage nicht ganz.“

Mein Hausfreund frohlockte jetzt ſchon im Innern, er hatte dem berühmten Philoſophen eine Frage vorgelegt, welche dieſer nicht ganz zu verſtehen bekannte. Was mußte er nun erſt für ein Philoſoph ſeyn nach ſeiner Meinung.

Ohne sich aber in eine Erörterung seiner ersten Frage einzulassen, machte er einen erstaunlichen Sprung zu einer zweiten:

„Verzeihen Sie, was ist die Naturphilosophie? was will man damit sagen, war die Philosophie von unserm großen Moses Mendelssohn aus Dessau nicht auch natürlich?“

Der Professor, der es nicht sehr wünschte, diese Unterhaltung fortzusetzen, bemerkte, daß zu einer solchen Definition Zeit und Ort nicht gut gewählt sey, weil der drohende Regen ihn an's Nachhausegehen mahnte.

„Erlauben Sie noch Eins“, rief jetzt mein Mann in Verzweiflung darüber, daß der Professor nicht anbeißen wollte, „wen halten Sie für größer, Schelling oder Fichte?“

Hier setzte der Gelehrte plötzlich alle Höflichkeit bei Seite, sah den Frager starr an und sprach: „Lassen Sie mich ungeschoren!“

Mein Hausfreund erwiederte darauf: „Grob kann Jeder seyn, das ist keine Kunst!“

Und damit war diese Unterhaltung beendigt; er aber erzählte sie so umständlich, wie ich sie hier

wiedergab, allen seinen Bekannten, als Beleg, daß er den berühmten Naturphilosophen durch seine Fragen in Verlegenheit gesetzt habe.

„Ihre größten Philosophen“ (er meinte die Christen), pflegte er dann hinzuzusetzen, „sind dumm im Vergleich mit uns; sie wissen ihre Weisheit nicht von sich zu geben, und es wäre nur zu wünschen, daß sich Mehrere von uns auf den Unterricht legten, damit wir unsere Kinder nicht zu den Christen schicken dürften. Allein davor ist gesorgt, dahin kommt es nie; die Menschheit würde dadurch zu klug werden.“ —

Bei mir brachte er jetzt freilich dergleichen Redensarten nicht mehr vor, weil er mich selbst für einen eifrigen Bekenner des Christenthums hielt; ich kannte diese Gesinnungen jedoch noch aus früherer Zeit.

Zu diesem Manne gesellte sich ein anderes Original, noch jung an Jahren, aber außerordentlich ernst und gesetzt. Er hatte es bis zu einem Doctor der Philosophie gebracht, ein Titel, der eben so viel Ehre gewährt, als der Orden des goldenen Sporns; in neuerer Zeit hat man angefangen,

dieſe Würden zu verſchweigen, ſelbſt wenn man ſie beſitzt.

Dieſer Doctor der Philoſophie hatte den Wunſch des früher geſchilderten zum Theil realiſirt und ſich der Pädagogik gewidmet. Er war einige Jahre hindurch Hauslehrer in einem reichen Hauſe geweſen; dort hatte ſich die Tochter in ihn verliebt und ſo kam er bald zu einer Frau, die er auf gewöhnlichem Wege ſich lange nicht erobert haben würde.

Die reichen Eltern mochten ihren Schwiegerſohn nun nicht länger als Hauslehrer behalten, es war aber ſchwer, ein Geſchäft für ihn zu ermitteln, indem er eigentlich zu keinem taugte.

Da gerieth er auf die glückliche Idee, mit ſeiner Frau zu reiſen und kam ſo in die Stadt, die ich bewohnte. Hier gefiel es ihm und er beſchloß, einige Zeit zu verweilen. Ein einaktiges Trauerſpiel führte er mit ſich, welches er aufführen laſſen wollte, wenn ſich Liebhaber dazu fänden. Es lag — wie er verſicherte — eine tiefe philoſophiſche Idee demſelben zu Grunde, die gewiß kein Menſch im Publikum verſtehen würde, weil die

Leute im Lande zu dumm seyen; so behauptete er; doch wollte er es geben lassen zu seiner Belehrung und Bereicherung, nehmlich nicht seines Beutels, sondern seiner dramaturgischen Kenntnisse.

Im Punkte des Theaters kamen dieser Doctor mit jenem lyrischen Dichter oft hart zusammen, zu meinem großen Ergötzen. Sie ereiferten sich bis zur Wuth über eine unserer ganz gewöhnlichen Schauspielerinnen. Die Worte „subjectiv“ und „objectiv“, welche der Doctor dann stets im Munde führte, waren dem Lyriker ein Gräuel, welcher vorgab, nicht zu verstehen, was sein Gegner damit meinte, dieser hingegen lachte höhnisch, wenn der andere seinen gut erhaltenen Jahrgang der Schnellpost aufschlug, um durch Saphir'sche Aussprüche die Seinigen zu belegen.

Ein Dritter im Bunde war ein junger, ganz ungebildeter Mensch, der am Tage Mäklergeschäfte trieb, aber nebenbei Lieder in Heine'scher Manier dichtete und sie auch drucken ließ. Obgleich ich selbst kein Kenner von diesem Artikel bin, so habe ich mir doch sagen lassen, namentlich von meiner Frau, die sich darin nicht mit Unrecht eine Stimme an-

maßt, daß der junge Mäckler gar nicht ohne Talent war. Sehr künſtlich ſchienen ſie mir übrigens nicht zu ſeyn, und ſingen, glaub' ich, konnte man ſie auch nicht; denn wenn ich ſo etwas auch nie geleſen habe, ſo war ich doch genöthigt, es mir vordeclamiren zu laſſen, wenn Abends Chambrée complette bei mir zu finden war. Das waren allerdings ſauere Augenblicke, aber nichts konnte ſie abwenden.

Die Gallerie meiner Hausfreunde zählte aber auch Damen, die ich hier nicht näher ſchildern will; ſie waren im Ganzen ziemlich unbedeutende Geſchöpfe. Jüdinnen waren nicht darunter; es waren größtentheils arme Chriſtenmädchen, Töchter kleiner Beamten, die weiblichen Glieder einer heruntergekommenen Kaufmannsfamilie u. dgl.

Bedeutendes konnte meine Frau, trotz ihrer Bildung und ihres angenehmen Betragens, des leidigen Vorurtheils wegen nicht erſchwingen.

Siebentes Kapitel.

Der Mörder aus Wahrscheinlichkeit.

Ein junger Mensch, christlichen Glaubens, besuchte auch mein Haus, dessen tragisches Schicksal mich zwingt, seiner hier zu erwähnen.

Er war blond, klein und schmächtig, und obgleich dem Namen nach ein Deutscher, soll er doch fremder Abkunft gewesen seyn. Er hatte sich früh dem Kaufmannsstande gewidmet und betrieb ein kleines, aber — wie es hieß — einträgliches Geschäft. Sein angenehmes Aussehen, sein bescheidenes Wesen und sein geregelter Vermögenszustand hatten ihn zu einem gesuchten Mitgliede in unsern geselligen Zirkeln gemacht, und es konnte nicht fehlen, daß er dadurch mit unsern besten Familien in Berührung kam, namentlich mit solchen, die

für ihre mannbaren Töchter gute Partien erſtrebten. Es währte auch nicht lange, ſo ſprach man allgemein davon, daß die Tochter einer reichen Wittwe ſich mit ihm vermählen würde. Man pries ihn allgemein glücklich, aber eben dieſe Verbindung war es, die ihn unnennbar elend machte.

Er war mit ſeiner Frau ſehr oft in meinem Hauſe, das er ſchon früher zu beſuchen pflegte. Wir liebten und ſchätzten Beide. Auch die Mutter der Frau, die alte, reiche Wittwe, ſahen wir dann und wann; jedoch nur ſelten. Sie lebte mit einer Nichte, die ſie nach der Verheirathung ihrer einzigen Tochter zu ſich genommen hatte, ſtill und einſam in einem weitläuftigen Hauſe. Eine Köchin und ein Kutſcher beſorgten ihre Bedienung.

Eines Morgens verbreitete ſich das Gerücht in der Stadt, daß Wittwe, Nichte und Köchin in dem einſamen Hauſe ermordet gefunden worden wären, und daß allem Vermuthen nach der Kutſcher der Thäter ſey.

Dieſer nehmlich war am frühen Morgen ausgegangen, um, wie er ſagte, Heu auf dem Markte zu kaufen; beim Nachhauſekommen fand er die

Thür verschlossen und sah sich genöthigt, sie mit Hilfe einiger Nachbarn zu erbrechen, da man weder auf sein Läuten noch Rufen öffnete, und ihm ein Unglück ahnte.

Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Gleich beim Eintritte fand man die Magd mit einer Axt erschlagen; man eilte in die Zimmer und hier sah man die Leichname der Nichte und der alten Frau schrecklich verstümmelt todt am Boden liegen. Die Letztere aus dem Bette gerissen und in die blutigen Leintücher gewickelt.

Die Unbefangenheit des Kutschers und seine Versicherungen, so wie auch die Aussage mehrerer Bekannten, die ihn auf dem Markte gesehen hatten, waren nicht im Stande, ihn von dem peinlichen Verhör zu befreien.

Hier sagte er aus, daß, als er das Haus verlassen und eben erst zur Thür herausgetreten war, ihn der Schwiegersohn der Wittwe anredete, der gleichsam auf ihn gewartet zu haben schien.

Er sagte ihm, daß er Futter für seine Pferde kaufen müsse, und jener bat ihn, ihm den Hausschlüssel zu geben, da er etwas im Hause zu thun

habe, aber nicht durch Läuten ſeine alte Schwiegermutter, die gewiß noch ſchliefe, aufwecken möchte.

Der Kutſcher, nichts Arges beſorgend, nahm keinen Anſtand, den ihm wohlbekannten nächſten Verwandten des Hauſes den Schlüſſel zu übergeben.

Auf dieſe Ausſage hin wurde der Schwiegerſohn ſogleich verhaftet. Es war auffallend, daß nicht das Geringſte entwendet worden war, und dies mehrte den Verdacht gegen den jungen Kaufmann, da er als Univerſalerbe ja ohnedieß Alles bekommen haben würde. Ein anderer Mörder, ſo wurde angenommen, würde gewiß den Secretair der Wittwe erbrochen haben, worin ſie ihre Juwelen und Koſtbarkeiten, ſo wie ihre Papiere verwahrte. Der Verdacht wurde nun mit großer Wahrſcheinlichkeit auf den jungen Mann hingelenkt, der jedoch nicht aufhörte, ſeine Unſchuld zu betheuern.

Er geſtand, daß er von dem Kutſcher den Schlüſſel gefordert und auch empfangen habe. Er habe die Köchin und die Nichte bereits aufgeſtanden, die Schwiegermutter aber noch im Bette angetroffen. Er habe eine Spazierfahrt für den Nachmittag verabredet, und ſein frühes Kommen damit entſchul-

digt, daß er eine bedeutende Waarenverladung im Packhofe besorgen müsse, die ihn den halben Tag dort beschäftigt hielte, und daß er daher den Augenblick benutzt habe, der ihn an dem Hause vorbeiführte. Hierauf verließ er das Haus und hatte keine Ahnung von dem Entsetzlichen, das sich gleich darauf darin zutragen sollte.

Den Schlüssel ließ er der Köchin, da der Kutscher ja bei seiner Nachhausekunft anläuten konnte, indem Alles schon wach im Hause war und keine Rücksicht mehr deshalb genommen werden durfte.

Das Räthselhafte bei der Sache blieb, wie es möglich war, in einer lebhaften Straße zwischen sieben und acht Uhr Morgens, während der Sommermonate, wo sich überall bereits Leben regte, drei Mordthaten zu verüben, ohne daß ein Schrei, ein Nothruf von einer der Personen versucht und von Außen gehört worden wäre. Um so mehr, da sie augenscheinlich nicht im Schlaf überfallen und so getödtet wurden, sondern, wie die Lage der Leichname in den verschiedenen Localitäten hinlänglich bewies, wachend von dem Mörder getroffen wurden.

Die Köchin wahrſcheinlich beim Oeffnen der Thür, das Mädchen, die bei dem Geräuſche herzueilte und die alte Frau, nicht ohne einigen geleiſteten Widerſtand, da ſie aus dem Bette gewaltſam geriſſen zu ſeyn ſchien.

Man kam daher auf die Vermuthung, der Mord ſey bereits in der Nacht verübt worden und der Schwiegerſohn ſey mit dem Kutſcher einverſtanden und Beide die Thäter. Die Geſchichte mit dem Schlüſſel, mit der Einladung zum Spazierenfahren ſeyen leere Erfindungen und wie der Kutſcher Morgens auf den Heumarkt gegangen, ſey das Verbrechen bereits vollzogen geweſen.

Man unterſuchte die Sache mit allem Eifer, die keinen geringen Eindruck auf die Einwohner machte, da ſich aber keine neue Inzichten ergaben, vielmehr ſich immer deutlicher herauszuſtellen ſchien, Niemand wie der junge Kaufmann könne die That in Gemeinſchaft mit dem Kutſcher verübt haben, ſo blieben Beide im Gefängniß, um dadurch zum Bekenntniß gebracht zu werden.

Der Kutſcher ſtarb bald darauf an einer hitzigen Krankheit. Es iſt hiebei zu bemerken, daß er wäh-

rend ſeiner Fieberphantaſien wohl von Pferden, Kutſchen, Fahren und Umwerfen, nie aber von Mord und Todtſchlag ſprach. Wahrlich ein Zug, der die aufmerkſamen Richter wohl auf eine andere Fährte hätte lenken ſollen.

Nichtsdeſtoweniger blieb der junge Kaufmann im ſtrengſten Gewahrſam, und da man nur auf ſein Geſtändniß wartete, um ihn dann vom Leben zum Tode zu befördern, und dies Geſtändniß mit einer Art von Gewißheit erwartete, ſo war vorauszuſehen, daß er aus ſeinem Kerker nur durch den Tod befreit werden könnte. Entweder durch den natürlichen, der allem Erdenleiden ein Ende macht, oder durch den Tod von Henkershand, der unmittelbar ſeinen Eröffnungen gefolgt ſeyn würde.

Der Abſcheu, den die Unterſuchung anfänglich gegen den unglücklichen jungen Mann aufgeregt hatte, legte ſich nach und nach, beſonders nachdem der Kutſcher in ſeinen Delirien nichts geäußert hatte, das Aufklärung hätte geben können.

Ich beſuchte den jungen Mann in ſeinem Gefängniſſe, wo er auf Tod und Leben angeklagt, das Schwert der Gerechtigkeit an einem Haare

über ſeinem Haupte ſchwebend, traurige Tage verlebte, von ſeiner Frau und einem hübſchen Töchterchen getrennt.

Wie viele Juſtizmorde ſind nicht ſchon verübt worden? Wie viele, von denen wir wiſſen, laſſen nicht auf eine größere Anzahl ſchließen, die uns unbekannt geblieben ſind? Mit welchem Rechte wird ein Menſch auf einen bloßen Verdacht hin eingeſperrt und ſein ganzes Leben wie ein Verbrecher behandelt? Er ſoll geſtehen, das verlangt man von ihm, und deshalb wird er von den Seinigen getrennt und in den Kerker geworfen.

Iſt die Tortur in den civiliſirten Staaten nicht abgeſchafft? Und was iſt dies wohl Anders? Was berechtigte die Gerichte, dieſen ſchweren Verdacht auf einen Mann zu werfen, der bis dahin einen ehrenvollen Standpunkt in der Geſellſchaft eingenommen hatte? Er war ein guter Familienvater, ein thätiger Geſchäftsmann, deſſen Vermögenszuſtand blühend war und der noch dereinſt eine bedeutende Erbſchaft zu erwarten hatte, deren Beſchleunigung ihm allem Anſcheine nach nicht beſonders wünſchenswerth ſeyn konnte. Wer ihn ſeit

Jahren kannte, gab ihm das Zeugniß eines wohlgesitteten, moralisch guten Menschen, dessen Character nie die Spur einer Entartung gezeigt, die auf eine so schreckliche That hätte schließen lassen.

Und was konnte nun mit einem Male den guten, im Schutze der Gesetze so sichern Bürger an den Rand des Verderbens führen und ihn jeder Wohlthat der Gesellschaft untheilhaft machen? Ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen, das jede Deutung beliebig zuließ. Und wenn er nun wirklich Alle lebend im Hause verlassen hätte, und bis daß der Kutscher nach Hause kam, irgend Jemand eingedrungen und die Morde verübt, dann aber auch durch das Zurückkommen des Kutschers oder einen andern Umstand verhindert worden wäre, den Secretär zu öffnen und den beabsichtigten Raub zu vollführen?

Man sagt, es ist nicht wahrscheinlich! — Aber was ist es, was ist es nicht? Waren nicht bei allen Verurtheilungen Wahrscheinlichkeitsgründe vorhanden, und erstaunte man nicht, wenn ein späterer Zufall die Wahrheit enthüllte, wie weit die Wahrscheinlichkeit von dieser entfernt war, und wie

unbegreiflich es ſey, ſich ſo leicht und plump täuſchen zu laſſen? Es verführt nichts leichter, als die Lügnerin: Wahrſcheinlichkeit, und es iſt jedem Richter zu rathen, ſich ihr — die ſich ſogleich frech und unberufen ihm darſtellt — nicht anzuvertrauen. Pascal ſagte: Kein Menſch kann mit Gewißheit vorausſagen, daß er nicht auf dem Schaffotte ſterben werde. In Revolutionszeiten leicht möglich und ſchrecklich genug; aber noch ſchrecklicher, wenn die pure Wahrſcheinlichkeit dies zu vollbringen im Stande iſt und den ruhigen Schläfer, der von Glück und Zufriedenheit träumt, einem hochnothpeinlichen Halsgericht überliefert, wo ſchon die Form zu langſamer Marter und Tod wird.

Einſt ſuchte mich ein Freund am ſpäten Abende im Theater auf, den ich lange nicht geſehen hatte. Er nimmt mich geheimnißvoll bei Seite: „ich bin auf der Flucht, ſpricht er, keines ſchlechten Streichs wegen, aber wegen unangenehmer Familienverhältniſſe, denen ich nur auf dieſe Weiſe entgehen kann. Ich muß dir Alles ſagen, heute nicht, denn ich habe Briefe zu ſchreiben, aber morgen früh. Ich mag mich in deinem Hauſe nicht ſehen laſſen, da-

rum komm' zu mir, ich wohne im Gasthofe zum Lorbeerzweig. Um 6 Uhr früh erwarte ich dich, denn um 7 muß ich weiter reisen.“ Hiemit ließ er mich stehen.

Nicht Neugierde allein, sondern die wärmste Theilnahme trieben mich an, zur bestimmten Stunde nicht zu fehlen. Ich warf mich auf's Bett und konnte nicht einschlafen. Endlich umfing mich ein leichter Schlummer, aus dem ich jedoch bald wieder erwachte. Es war im Winter und Alles um mich her still und finster. Ich wollte meine Uhr repetiren lassen, aus Besorgniß, verschlafen zu haben. Sie war abgelaufen. Einige Karren rasselten an meinem Hause vorüber, die Straßenlaternen waren dem Erlöschen nahe, der Tag schien zu grauen, ich meinte, daß es wohl schon sechs Uhr seyn könne. Ich wollte Niemanden wecken, nahm den Hausschlüssel, öffnete leise das Thor und befand mich auf der Straße. Die Stille und Dunkelheit kam mir indeß sogleich sonderbar vor; es mochte doch wohl noch früh am Tage seyn. Ich biege um eine Ecke und sehe einen Mann im Mantel auf mich zukommen, in dem

ich ſogleich den Nachtwächter erkenne. „Wie ſpät iſt's?“ frage ich ihn. „Ich habe eben drei gerufen“, giebt er mir zur Antwort und ich eile nach Hauſe, um mich wieder in's Bett zu legen. Was mir ſpäter mein Freund mittheilte, gehört nicht hieher; wäre aber dieſer unſcheinbare Zufall nicht hinlänglich geweſen, mich als Mörder zu ſtempeln? Wie wenn gerade um jene Zeit irgend ein Mord in der Nähe meiner Straße, oder in meinem Hauſe vorgefallen wäre? Wie geſchäftig hätte da die Wahrſcheinlichkeit für mich gezeugt? Was hatte ich bei ſo früher Tageszeit außer dem Hauſe im Winter zu thun? Warum die ängſtliche Frage an den Nachtwächter: wie viel Uhr es ſey? Hätte nicht ein frühwacher Hausgenoſſe mich leiſe die Thür öffnen und aus dem Hauſe hinausſchleichen hören können? Und dann mein ſchnelles Nachhauſekommen, um mich wieder in's Bett zu legen, als ob nichts geſchehen ſey? Und in der That war nichts geſchehen, aber die Wahrſcheinlichkeit! Wie unglückſelig hätte ſie mich machen können. Sollte man nicht die triſtigſte Vorſorge ergreifen,

ſich ihr zu entziehen? Aber wo ſollte das anfangen, wo wohl aufhören? —

Wer hätte, wenn während der Gefangenſchaft des jungen, vermeintlichen Mörders der wirkliche Thäter gefunden worden wäre, Jenem Erſatz geben können für den fürchterlichen Angriff auf ſeine Ehre, für die Beeinträchtigung ſeiner Freiheit, für den Diebſtahl an ſeinem Leben, für die Todesangſt endlich, für die ſchlafloſen Nächte, für das namenloſe Elend, das durch die peinliche Anklage über alle ſeine Angehörigen ausgegoſſen wurde? Es iſt entſetzlich, daran zu denken! Es würde für menſchliche Richter faſt eben ſo ſchrecklich geweſen ſeyn, glaube ich.

Aber dahin kam es nicht. Der Gram zehrte langſam an dem Herzen des jungen Mannes, ſeine Kräfte ſchwanden dahin, und er unterlag ſchon nach wenigen Jahren. „Er hat das Geheimniß mit ſich in die andere Welt genommen“, wurde hie und da geäußert. Ich aber widerſpreche, denn er wußte wahrſcheinlich von dem Geheimniſſe eben ſo wenig, als die, ſo zu Gerichte über ihn ſaßen. Seine Ruhe blieb feſt und unerſchüttert bis zu

ſeinem Ende, das eine Schwindſucht ſanft herbeiführte. Er ſtarb im Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld wie ein Märtyrer, dem ſanfte Taubenflügel mitten in Flammen Kühlung zufächeln.

Ich wollte um keinen Preis Kriminalrichter ſeyn! —

Dieſer Fall ruft mir einen andern in's Gedächtniß, der ſich vor vielen Jahren in meiner Nähe zutrug, als ich mich wegen Handelsverbindungen in einer großen Stadt des Nordens befand. Im nächſten Kapitel will ich die Geſchichte meinen freundlichen Leſern zum Beſten geben. Ich werde das Factum trocken erzählen, wie es meine Art iſt; ein Novelliſt könnte daraus eine intereſſante Geſchichte machen; aber das Ausmalen verſtehe ich einmal nicht und unterlaſſe es daher wohlweislich.

Achtes Kapitel.

Das Ungefähr und das Gewiſſen.

Ein junger Menſch, den wir Morton nennen wollen, ein Name, der mit jenem, den er in der Wirklichkeit trug, auch nicht die entfernteſte Aehnlichkeit hatte, hielt ſich in Geſchäften eines bedeutenden Handelshauſes in einer großen Stadt auf, die auch ich zu jener Zeit beſuchte.

Er war von ſehr angenehmem Aeußern und von einer Bildung, die weit über ſeinen Stand hinausragte, denn wenn auch dem Kaufmanne von Bedeutung vielerlei Kenntniſſe durchaus nicht fehlen dürfen, ſo wird man eingeſtehen müſſen, daß eine gründliche Bekanntſchaft mit der modernen Literatur, die Ausübung der ſchönen Künſte, Malerei und Muſik, ſchon Luxusgegenſtände ſind, deren er

ſehr gut entbehren kann, ja die ſeinem Glücke eher hinderlich, als förderlich ſind. Dieſe perſönlichen Eigenſchaften des jungen Reiſenden geſellten ſich auf die vortheilhafteſte Weiſe zu dem Anſehen, das ihm das Haus, für welches er reiste, verlieh, und zu der Wichtigkeit und Ausdehnung ſeiner Geſchäfte. Hiezu kam noch ein ungemeſſener Aufwand, der auf eigene bedeutende Vermögenszuſtände ſchließen ließ. Es konnte nicht fehlen, daß Morton in den erſten Cirkeln Zutritt fand und von Vätern und Müttern mit ſehr ſpeculativen Mienen betrachtet wurde. Auch die Jungfrauen warfen ſehnſüchtige Blicke nach ihm, und ſo geſchah es, daß das Herz des jungen liebenswürdigen Mannes von einer derſelben mächtig ergriffen wurde.

Es bedurfte eines Wortes von ſeiner Seite und Alles kam ihm entgegen. Bald verbreitete ſich das Gerücht, er werde ſich mit dem ſchönſten und reichſten Mädchen der Stadt vermählen, und nicht ohne Neid ſahen die andern jungen Heirathscandidaten der Stadt ihn den Sieg davon tragen. Daß Neid üble Nachrede gebiert, iſt etwas Bekanntes, und ſo fehlten auch hier nicht Verläumdungen und An-

schwärzungen, die Mortons Ruf angreifen sollten, obgleich früher nicht das Geringste von dieser Art in's Publicum gekommen war. Man sprach davon, daß Morton ein Abenteuerer sey, von dessen Herkunft man nichts wisse und daß er den Aufwand zum Theil auf Befehl seines Hauses mache, welches stets von seinen Reisenden dies verlange, um seinem Rufe gemäß auf fremden Börsenplätzen zu erscheinen. Morton sey jedoch darin zu weit gegangen und habe seine Limite bedeutend überschritten. Zugleich hieß es, das Haus Morton's sey eben durch die Prachtliebe der Prinzipale, wie durch die dadurch veranlaßte Verschwendung der Reisenden und durch verunglückte Speculationen dem Falle nahe. Der Bruch könne nicht ausbleiben und die Verheirathung Morton's sey ein Anker in dieser Noth. Er sollte dann als Compagnon in das Geschäft treten, und durch den Credit seines Schwiegervaters das alte Haus stützen.

Wenn gleich diesen Verbreitungen nicht allgemein Glauben geschenkt wurde, und wenn besonders glückliche Eltern, die ihr Kind gut versorgt zu haben glauben, zu den Leichtgläubigen gehören, so mach-

ten doch die ſteten und grellern Wiederholungen des Mitgetheilten hie und da aufmerkſam, und man ſuchte über den wahren Stand der Sache Erkundigung einzuziehen.

Auffallend war es indeß, daß Morton um eben dieſe Zeit nicht mehr ſo heiter und unbefangen war wie ſonſt. Ich ſelbſt überzeugte mich davon, der ich ihn oft im Hauſe der Braut zu beobachten Gelegenheit hatte. An die Stelle der Heiterkeit war eine grelle Luſtigkeit getreten, die zu gemacht erſchien, um einen erfreulichen Eindruck hervorbringen zu können. Die gewohnte glänzende Art zu leben wurde indeß beibehalten und nichts deutete auf Einſchränkungen hin, welche die Lage der Dinge doch in jedem Falle bedingt haben würde.

In dem Hauſe der künftigen Schwiegereltern Morton's hielt ſich ſein Credit noch unangefochten und man ſetzte feſt, die Hochzeit nicht lange mehr hinauszuſchieben, um ſelbſt dadurch den Verläumdungen, wie man glaubte, einen Damm entgegenzuſetzen. Noch acht Tage waren bis zu dem erſehnten Ziele, als ein eben ſo ſeltſamer als ſchaudererregender Vorfall ſich zutrug, der dem Schick-

ſale des jungen Menſchen plötzlich eine andere Richtung gab.

In einem Gaſthofe, welcher der Wohnung Morton's gegenüber lag, logirte ein alter, unmäßig reicher Armenier, der alljährlich die Meſſe des Ortes zu beſuchen pflegte. Er machte Geſchäfte in Pelzwerk, Bernſtein und ähnlichen Gegenſtänden und war ſeiner ſeltſamen Tracht, wie ſeines ſchönen weißen Bartes wegen, er war ein Greis in den Siebzigen, ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit und ſeit vielen Jahren in der Stadt von Jedermann gekannt.

Eines Morgens findet man den guten Armenier auf ſeinem Bette liegend ermordet. Er war vollſtändig gekleidet, in der Hand hielt er einen zur Hälfte geſchälten Apfel, in der Wunde ſteckte ein ſogenanntes Obſtmeſſer, und es litt keinen Zweifel, daß er, ſo eben damit beſchäftigt, den Apfel zu ſchälen, mit demſelben Meſſer, das ihm dabei dienen ſollte, ermordet worden war.

Man durchforſchte ſogleich den Gaſthof; die Fremden, die ſich gerade zufällig dort aufhielten, wurden dem ſtrengſten Verhöre unterworfen, Einige

wurden verhaftet, aber nichts wollte Licht in dieſe Sache bringen und Alle wußten ſo klar ihre Unſchuld zu beweiſen, daß die Behörde ſofort ihre Freilaſſung verordnen mußte.

In derſelben Nacht, als der Armenier allem Anſchein nach ermordet wurde, war Morton mit Extrapoſt eiligſt abgereist, allein nach wenigen Tagen wieder zurückgekehrt.

Dieſe Abreiſe nun ließ die Vermuthung aufkeimen, er könne mit dieſem Ereigniß in einiger Verbindung ſtehen und wie es bei den Kriminaliſten heißt: „lieber zehn Unſchuldige gehängt, als einen Schuldigen entwiſchen laſſen“, ſo wurde Morton ohne Weiteres verhaftet und in's Verhör gezogen. Man bemächtigte ſich ſeiner Papiere und fand darin zu allererſt genügende Aufſchlüſſe über den Zuſtand ſeines Hauſes.

Man hatte ihm geſchrieben, nur noch einige Wochen hindurch den gewohnten Aufwand zu unterhalten und ſeine Verbindung mit der reichen Erbin zu beſchleunigen, damit es nicht früher bekannt würde, daß das Haus fallen müſſe. Durch

dieſe Maßregel hoffte man nicht ohne Grund, die öffentliche Schande von der Firma abzuwenden.

Morton hatte hierauf geſchrieben, daß, wenn man ihm nicht mit einer nahmhaften Summe zu Hilfe käme, er nicht mehr im Stande ſeyn würde, ſich über dem Waſſer zu halten, ſein Credit ſey erſchöpft und er wiſſe ſich nicht zu helfen.

Auf dieſe dringende Mahnung war noch keine Antwort eingelaufen.

Allerdings war dieſer Zuſtand nicht günſtig für des jungen Mannes Lage. Das Verhör wurde mit großem Eifer geführt und der vorſitzende Richter war als einer der bedeutendſten und zugleich ſchlaueſten Kriminaliſten bekannt, der aus den verworrenſten Labyrinthen den Faden zu finden wußte. Man kann denken, wie man den allgemein für unſchuldig Gehaltenen beklagte.

Am ſchwerſten war ſeine Abreiſe in jener Nacht zu rechtfertigen, die eben den erſten Verdacht gegen ihn angeregt hatte.

Er erklärte, daß er im Sinne gehabt habe, ſich nach Hamburg zu begeben, um Europa zu verlaſſen, da er doch nur Schande vor Augen geſe-

hen und ſeinen liebſten Wünſchen hätte entſagen müſſen; dann aber habe er ſich wieder eines Beſſern beſonnen und ſey umgekehrt. Er wollte ſeiner Geliebten Alles geſtehen und hoffte von ihrer Liebe zu ihm Verzeihung für eine Täuſchung, zu welcher er ſich eigentlich nur im Intereſſe Anderer hergeliehen, an die ihn Dankbarkeit knüpfte. So glaubte er an das Ziel ſeiner Wünſche zu gelangen und ſich von ſeinen frühern Verhältniſſen losſagend, für eigene Rechnung ein ſolides Haus zu begründen.

Da ſich durchaus keine Beweiſe ergaben und die nun offen daliegende Geldverlegenheit des jungen Mannes nicht im Stande war, ihn mit Gewißheit als den Mörder des Armeniers zu betrachten, ſo wurde er freigegeben. Alle Ausſagen, ſo wie ſein früherer Lebenswandel ſtimmten darin überein, ſeine Unſchuld zu bezeugen. Er war nie in dem Gaſthofe des Armeniers, noch in deſſen Geſellſchaft geſehen worden; und da ſeltſamer Weiſe bei dieſem auch nichts entwendet worden war, obgleich Koſtbarkeiten genug herumlagen, ſo erſchien es nicht einleuchtend, als wenn der Mord aus Eigennutz vollführt worden wäre; vielmehr fing man an,

einen Selbstmord zu glauben und ergab sich ruhig darein, das dunkle Räthsel von der Zukunft einst gelöst zu sehen. Wenigstens war man froh in dieser Sache, keinen Unglücklichen auf den bloßen Verdacht hin verurtheilt zu sehen.

Es war jedoch unerklärlich, daß Morton nach diesem Ereignisse die Stadt nicht verließ. Er war wie an der Stelle gebannt und man konnte es nur seiner Liebe zuschreiben und der noch nicht aufgegebenen Hoffnung, einst das Mädchen seines Herzens doch noch zu erhalten. Wenigstens erklärten sich viele Leute sein Verweilen auf diese Weise. Andere sahen darin einen neuen Beweis seiner Unschuld. Im andern Falle hätte er gewiß so bald als möglich eine Stadt verlassen, wo jeden Augenblick eine neue Untersuchung über ihn hereinbrechen konnte. Aber dieses Sicherheitsgefühl konnte nur das reinste Bewußtseyn einflößen.

Von dem alten Kriminalrichter, welcher das Verhör geleitet hatte, gingen indeß ganz seltsame Gerüchte. Es hieß, er ließe Morton auf allen Wegen belauschen und habe in vertrauten Cirkeln gesagt, nach seiner langjährigen Erfahrung und

Einsicht von dergleichen Dingen sey dieser und kein Anderer der Mörder des Armeniers. Man ließ dem alten, wunderlichen Mann seine Meinung und Viele im Publikum, namentlich die schönere Hälfte desselben war gar nicht abgeneigt, den Abscheu, der den wirklichen Mörder, falls man ihn entdeckt hätte, getroffen haben würde, einstweilen auf den alten, häßlichen Richter zu übertragen.

Einigermaßen söhnte man sich erst wieder mit dem Manne aus, als nach länger als Jahresfrist er Morton in sein Haus zu ziehen suchte. Er gestand offen seinen nähern Freunden, daß er sich in dem unglücklichen, jungen Manne geirrt und ihm ein großes Unrecht abzubitten habe. Diese Veränderung rief in allen gesellschaftlichen Cirkeln, die Morton früher besucht hatte, die freundlichste Stimmung für denselben wieder hervor.

Man beeiferte sich von allen Seiten, ihm mit Aufmerksamkeit entgegenzukommen, und selbst seine Braut, die für immer dem Ehestande entsagt hatte und langsam verblühte, schien wieder aufzuleben

und an glückliche Tage einer nicht mehr fernen Zukunft zu glauben.

Das Bestreben, ein so schreiendes Unrecht, das die Gesellschaft an dem Unschuldigen begangen hatte, auf jede Weise wieder gut zu machen, war eben so natürlich als gerecht, und das Verbleiben Morton's an dem Orte seiner Schmach erhielt nun selbst in den Augen der Hellblickendsten die richtigste und vollkommen gut geheißene Auslegung: er hatte einen vollständigen Triumph erleben wollen und besaß Resignation genug, im Gefühle seiner Unschuld sich allen Angriffen auf seine Ehre muthig auszusetzen, seiner Sache gewiß, daß seine Wiedereinsetzung in alle Würden eines Ehrenmannes nicht ausbleiben könne.

Der Gegenstand aller dieser Vermuthungen und Voraussetzungen, aller dieser Schmähungen, Verfolgungen und Vertheidigungen wurde jedoch nicht im Geringsten von dieser Meinungsveränderung ergriffen. Er sah bleich und gedrückt aus, und sein Arzt sprach davon, daß die erlittenen Kränkungen sein Gemüth so erschüttert hätten, daß Heiterkeit nie mehr darin zurückkehren könne und

ſeine Geſundheit für immer untergraben ſey. Einem Andern würde er eine Reiſe vor Allem angerathen haben, aber die Mittelloſigkeit des Patienten ließ dieſen Heilungsverſuch unmöglich erſcheinen. Morton ſelbſt war der Meinung, daß für ihn kein Lebensglück mehr zu erwarten ſey, und daß der Tod wohl bald ſeinen Leiden ein Ende machen würde. Die Annäherung des Kriminalrichters ließ er geſchehen, er folgte ſeinen Einladungen und das ſtille Haus des alten, ernſten Mannes, das ſo wenig Zerſtreuungen zu bieten im Stande war, ſchien ihm für ſeine Stimmung am paſſendſten.

Der Kriminalrath ſollte ſeinen achtundſechszigſten Geburtstag in wenig Tagen feiern und äußerte eines Abends, daß er ihn im Kreiſe weniger vertrauter Freunde zubringen wolle. Er erzeigte Morton die Ehre, ihn hiezu einzuladen. Er habe um ſeine Penſionirung nachgeſucht und zweifle nicht, daß der gerechte Fürſt ſie ihm ertheilen würde, da er lange genug ſein ſo ſchwieriges und anſtrengendes Amt zum Nutzen des Staates und zum Beſten der Geſellſchaft verwaltet habe.

Der Abend des Tages erſchien, die Penſionirung

war eingetroffen und ein fröhliches Mahl sollte die geladenen Gäste versammeln. Der alte Richter wollte sich auf sein Landgut zurückziehen und dort seine Memoiren zum Drucke vorbereiten, die nach seinem Tode herausgegeben werden sollten.

Morton war seiner Gewohnheit nach spatzieren gegangen. Es war im Spätherbste und rauhes, stürmisches Wetter; die Nacht war bereits angebrochen, als er sich dem Hause des Richters näherte und die Klingel zog. Es fiel ihm auf, die ganze Fensterreihe finster zu sehen und nichts zu bemerken, das ein solennes Gastmahl, wie es in der Stadt üblich, verkündete.

In einem kleinen Hinterzimmer des Erdgeschoßes war eine Tafel zu fünf Personen gedeckt. Dorthin wurde Morton gewiesen.

Als er eintrat, fand er daselbst den Wirth des Hauses, den Kaufmann, der vor dem unseligen Ereignisse ihm seine Tochter zur Frau geben wollte, den Wirth des Lorbeerkranzes, wo der Mord des Armeniers sich zugetragen, und den Beamten, der bei seinem Verhör das Protokoll geführt hatte. Diese sonderbare Gesellschaft machte sogleich den

unangenehmſten Eindruck auf ihn und verwirrte ihn ſichtlich. Der alte Richter kam ihm höflich entgegen und machte ihm Vorwürfe über ſein langes Ausbleiben. Die Andern zeigten ein gemeſſenes, peinlich gezwungenes Weſen. Man ſetzte ſich zu Tiſche und aß die Suppe, ohne viel zu ſprechen. Morton ließ nur ſelten ſeine Augen auf die Andern fallen, dieſe hingegen fixirten ihn ſcharf und bemerkten ſeine Bläſſe und augenſcheinliche Verwirrung.

Die Suppe war verzehrt und eine Fleiſchſpeiſe wurde herumgereicht. Morton, dem ſie zuerſt präſentirt wurde, hatte kein Meſſer. Der Alte ſchien über den Bedienten erzürnt, aber nun bemerkte man erſt, daß kein dienſtbarer Geiſt zugegen war und daß die Gäſte ſich allein im Zimmer befanden. Morton erklärte, keinen Appetit zu haben, und daß er von der Speiſe nicht eſſen wolle.

„O nicht doch, es ſchmeckt Ihnen gewiß“, ſagte ernſt der Richter, und indem er aus einer Schublade des Tiſches das Fehlende zog und es dem jungen, auf's Aeußerſte geſpannten Manne überreichte, fügte er hinzu: „Hier iſt ein Meſſer!“

Morton griff darnach, aber sogleich zog er die Hand zurück und starrte mit einem wahnsinnig verzerrten Gesichte den ihm gegenübersitzenden Richter an.

„So nehmen Sie“, wiederholte Jener, „ein Zufall, daß ich dieses bei der Hand habe — Sie kennen es ja.“ — Und immer streckte er dem Gepeinigten ein kleines silbernes Messer entgegen. Morton konnte sich nicht länger mehr halten, er wurde bleicher, verwirrter, die Augen starr auf das Messer gerichtet, erhob er sich von seinem Stuhle.

Auch der Alte erhob sich und ihm nahe auf den Leib tretend, das Messer ihm dicht unter die Augen haltend, rief er mit fürchterlicher Stimme:

„Macht das Messer diesen Eindruck auf dich? Nicht wahr — das Blut des Armeniers klebt daran — du bist der Mörder, Canaille!“ —

Morton stürzte leblos zu Boden. — Als er erwachte, war er im Gefängniß, auf's Neue des Mordes auf den Tod angeklagt. Während der ganzen Zeit seiner ersten Freisprechung hatte der alte Kriminalrichter seinen Fang nicht aus den Augen verloren und ihn von seinen Spionen um-

geben laſſen. Nach ſeiner innerſten Ueberzeugung hatte Morton und kein Anderer den Mord verübt. Man folgte dem unglücklichen jungen Manne auf ſeinen einſamen Spatziergängen; man belauſchte ſeine Selbſtgeſpräche, die ſich oft halblaut und verworren aus ſeiner Bruſt rangen. Er war ſchwermüthig im höchſten Grade, und kein Zweifel konnte darüber bleiben, daß ein tiefer Gram an ſeinem Leben zehrte. Jedem Andern war dieſer Gram aus andern Urſachen erklärlich. War nicht das Lebensglück des Menſchen für immer zerſtört, war er nicht von der Höhe des Glücks in das tiefſte Elend hinabgeſtürzt? Der Kriminalrichter fand aber in dieſen Aeußerungen nur friſche Nahrung für ſeinen Verdacht.

Endlich gab ihm eine Meldung eines ſeiner tüchtigſten Spürhunde die längſt erſehnte Gewißheit.

Morton war an einem trüben Tage in den Wald gelaufen. Alles zeigte an ihm die größte, innere Aufregung. Er war zum Fluſſe gelaufen, hatte hinabgeſehen, laut aufgeſeufzt und war dann weiter gegangen. Es ſchien ihm der Muth zu fehlen, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen. Immer tiefer verlor

er sich jetzt in das Dickicht, weit ab von jeder gebahnten Straße. Kein menschliches Wesen war in seiner Nähe, so wähnte er, aber der Verräther lauschte, in der Person eines Polizeispions, der sich an seine Fersen gefesselt hatte.

Unartikulirte Töne ausstoßend war er bis zu einem alten Baume gelangt. Der Baum war hohl; Morton stürzte sich darauf hin und rief mit dumpfer Stimme in die Höhlung die Worte: „ich bin ein Mörder!“ dann, als fühlte sich seine Brust dadurch erleichtert, seufzte er tief auf und fing laut an zu weinen. Er fühlte die Nothwendigkeit, seine Schuld zu gestehen, die ihm das Herz abpreßte. Auf diese Meldung hin nahm sich der alte Richter vor, einen energischen Schritt zu wagen, um das Geständniß herbeizuführen. Ich habe erzählt, wie er es unternommen und wie es ihm gelungen war.

Morton läugnete nun nicht mehr. Folgendes sagte er aus:

Sein Haus hatte ihm geschrieben, nur noch wenige Tage die Krise zu verheimlichen, worin er sich befand und ihm selbst mußte Alles daran liegen, vorerst seine Verheirathung zu bewerkstelligen.

Er war entblößt von allem Gelde und hatte bedeutende Zahlungen zu leisten. Er wußte nicht, wie er, ohne sich ein Dementi zu geben, seiner Verlegenheit abhelfen sollte. In Sorgen vertieft stand er am Fenster seiner Wohnung. Drüben im ersten Stockwerke des Lorbeerzweiges sah er den alten Armenier sein Mahl vollenden. Es war ein guter wohlwollender Mann, dem stets bedeutende Kapitalien zu Gebote standen, das wußte er. Wie wenn er ihm seine Verlegenheit mittheilte, ohne ihm die wahre Lage der Sache mitzutheilen? Er kämpfte mit sich selbst; der Armenier zeigte sich, die Zähne stochernd, im Fenster; er grüßte freundlich; Morton nahm dies für einen Wink des Himmels; doch konnte er sich kein Herz fassen. Er wollte am andern Morgen sein Anliegen vorbringen; das erschien ihm schicklicher. O wäre er dieser Eingebung seines Schutzgeistes gefolgt!

Der Armenier zog sich noch einmal freundlich nickend vom Fenster zurück; Morton schritt stark in seinem Zimmer auf und ab; er konnte keinen Entschluß fassen. Endlich dachte er: Nur Feigheit und falsche Schaam heißt dich dein Vorhaben bis

morgen verschieben; morgen wirst du eben so unentschlossen seyn als heute, und deine Lage ist so, daß die Sache sich nicht länger aufschieben läßt. Also vorwärts! Der Augenblick ist günstig; der Armenier ist dir gewogen und nimmt dich und dein Anliegen gewiß gütig auf.“

Mit wankendem Schritte ging er über die Straße; es war der verhängnißvollste Gang seines Lebens. Niemand bemerkte ihn im Gasthofe, er klopfte leise an die Thür des Armeniers; Niemand rief herein; die Thür war angelegt; er öffnete und stand nun im Zimmer.

Alles still und halb dunkel; die Vorhänge waren zugezogen; auf dem Bette saß die dicke Gestalt des Armeniers, zurückgelehnt, voll vom eben genossenen Mahle, in der einen Hand den Apfel, den er sich wahrscheinlich eben zum Desserte hatte schälen wollen, und in der andern Hand das Messer. Darüber war er eingeschlafen.

Morton blieb betroffen über den Anblick eine Weile an der Thür wie festgebannt stehen und wagte keinen Schritt vorwärts in dem Zimmer zu machen. Seine Blicke schweiften darin umher;

am Fenſter oben ſtand ein geöffnetes Pult, worin er Goldmünzen in langen Reihen aufgeſtapelt ſah. Der Gedanke kam ihm wie ein Blitz, ſich dieſes Goldes zu bemächtigen. Niemand hatte ihn eintreten geſehen; dieſe That mußte ſtets verſchwiegen bleiben; Jemand, der auf ihn ausgeſagt hätte, würde ſich ſelbſt des Diebſtahls verdächtig gemacht haben.

Er ſchritt auf das Pult los; er ſtreckte die Hand aus; da rührte ſich zu ſeinem Unglücke der Armenier; noch ein Moment und er ſchlägt die Augen auf, und Morton ſieht ſich beſchimpft auf ewig. Er blickt nach dem Greiſe hin, der wieder zu ſchlafen ſcheint. Allein Morton traut dieſem Scheine nicht, er will gewiß ſeyn. Auf den Zehen ſchleicht er hin und beugt ſich über den Alten. Dieſer aber wachte wirklich, er hatte bereits gemerkt, daß man ihn beſtehlen wollte, und ſtellte ſich ſchlafend, um den Dieb deſto ſicherer nach verübter That zu fangen. Jetzt — als ſich Morton über ihm beugte — raffte ſich der Greis auf, um ihn zu packen, aber der ihm an Kräften überlegene Jüngling warf ihn zurück, und da jener Lärm machen wollte, drückte

er ihm ein Polſter auf den Kopf und das Meſſer, das er gegen ihn kehrte, entwand er ihm ſchnell und ſtieß es dem Greiſe in's Herz. Mehr die Erſtickung als die Wunde führte einen augenblicklichen Tod herbei.

In demſelben Momente aber hörte man draußen gehen und ſprechen; Morton überfiel eine gräßliche Angſt, und ohne des eigentlichen Antriebs zur That zu gedenken, floh er davon und ließ das Gold unberührt.

Mit Entſetzen durchrannte er die Straßen; es war ihm nicht möglich, in ſeinem Zimmer zu bleiben; überall ſah er den Armenier, den weißen, langen Bart blutig gefärbt; er beſtellte Poſtpferde und reiste noch in derſelben Nacht fort. Aber wohin ſollte er? und was ſollte beginnen? Es ließ ihm keine Ruhe, er mußte erfahren, welche Folge ſeine ruchloſe That haben würde. So kam er zurück.

Der Gedanke, auf dem Schaffot zu ſterben, war ihm zu entſetzlich; deshalb geſtand er nichts. Sein Advokat ſagte ihm, daß er wegen Mangel an

Beweisen freigesprochen werden müsse. Auch waren ja die meisten Leute, selbst seine Richter, bis auf den Alten, von seiner Unschuld auf das vollkommenste überzeugt.

Was er während des Prozesses gelitten, war nichts im Vergleich mit dem, was er nach seiner Freisprechung litt. Das Leben war ihm zur Last und doch war er nicht im Stande, es sich zu nehmen. So schrecklich ihm der Gedanke war, gerichtet zu werden, so fühlte er, daß dies allein ihn ganz zu entsühnen im Stande seyn würde. Er lief in die tiefsten Wälder und vertraute den geheimnißvollen Schauern, die hier nächtlich wohnten, das Geheimniß, welches sein Gewissen belastete. In die hohlen Bäume rief er das Geständniß seiner Frevelthat. Dies führte denn endlich die Entscheidung herbei. —

Sein Urtheil ließ sich nicht lange erwarten; er wurde zum Schwerte verurtheilt. Seine letzten Tage waren voll Buße und Reue. Die meisten Einwohner der Stadt zollten ihm Mitleid und Jeder dachte nicht ohne innern Schauer, wie leicht

eine ſchreckliche Verkettung von Umſtänden den Menſchen in den Abgrund zu ſtürzen im Stande iſt.

Das Mädchen, das einſt Morton's Frau werden ſollte, und die ihn immer noch liebte, verließ den Ort und ſtarb bald darauf am Nervenſchlage. — —

Neuntes Kapitel.

Der Sohn.

Eines Morgens überraſchte mich der Landgeiſtliche, bei dem ich meinen Sohn erziehen ließ, und fragte um die Erlaubniß an, mir denſelben vorſtellen zu dürfen. Ich war überraſcht, und ohne in jenem Augenblicke an meine Vorſätze und die Folgen zu denken, gab ich meine Einwilligung, ihn zu ſehen. Es dauerte nicht lange und er ſtand vor mir, denn ſein würdiger Erzieher hatte ihn draußen vor der Thür warten laſſen.

Das alſo war mein Sohn! Ein hübſcher Junge, aus deſſen Auge Geiſt und eine offene Ehrlichkeit zu leuchten ſchien. Er war ſchlank gewachſen, gleich ſeiner Mutter, größer als ich; ſeine Geſichtszüge waren nicht unangenehm und bis auf die

Nase, in der sich bei mir der altorientalische Typus nicht verläugnete, mir ziemlich ähnlich. Sein kastanienbraunen Haare hatte er glatt an die Stirn gestrichen, so daß man seine hohe, blendendweiße Stirne sah. Ich darf nicht läugnen, daß ich eine innige Freude bei seinem Anblicke nicht unterdrücken konnte. Ich richtete einige Fragen an ihn, die er mit richtigem klarem Geiste beantwortete. Ich blickte dankend auf den Lehrer, der mir leise ein günstiges Zeugniß über die Fähigkeiten des Jünglings ablegte und dann laut hinzufügte, daß es ihm scheine, als wenn er meinem früher gehegten Wunsche: sich dem Handel zu widmen, entsprechen würde.

„Bei Leibe, keinen Zwang!“ fiel ich ihm in's Wort, aber mein Sohn bestätigte die Aussage des Lehrers mit einem schüchternen Lächeln.

Ich erkundigte mich nun nach seinen gemachten Studien und überzeugte mich, daß er englisch und französisch wußte und auch Kenntnisse von der Buchführung und anderen, dem Kaufmanne nützlichen Dingen bereits erlangt hatte.

„Nun wohl!“ sprach ich“, das kommt eben

ganz erwünscht. Ein französischer Handelsfreund, von dessen Solidität ich hinlänglich überzeugt bin, bittet mich, ihm einen deutschen Commis zu verschaffen, dem er einen Theil seiner Geschäfte mit unserm Lande zu übertragen gedenkt; hättest du Lust, nach Frankreich zu gehen, so würde ich dir in der That nichts Besseres anrathen. Hast du ein Paar Jahre dort conditionirt, so soll es dir an Mitteln nicht fehlen, Paris und London zu sehen, und kehrst du dann in's Vaterland zurück, so etablire ich dich hier am Orte, oder wo du sonst es für dich am Vortheilhaftesten hältst."

Der Junge sprang ganz erfreut auf mich zu und wollte meine Hand an seine Lippen drücken, ich litt dies aber nicht und küßte ihm die frischen, schwellenden Lippen. Ich war ganz selig, wie ich den Sohn in den Armen hielt. Hierauf dankte er in so hübschen Worten seinem Lehrer, worin sich Achtung und Freimuth auf eine Weise aussprachen, daß mir die Thränen in die Augen traten.

Es ist wohl ein Glück, einen wohlgerathenen Sohn zu haben, dachte ich bei mir selbst, und

war gewiß an dieſem, gleich geſund an Körper und Seele, Freude zu erleben. Ich lud den würdigen Geiſtlichen zum Mittage ein und es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Sohn von dem Tiſche ſeines Vaters nicht ausgeſchloſſen blieb.

Bis auf etwas Linkiſches im Benehmen, das unmöglich dem auf dem Lande im engen Kreiſe der Familie des Geiſtlichen und ſeiner Mitſchüler Erzogenen zur Laſt gelegt werden konnte, und das ſich ſo leicht und bald im Umgange mit der Welt abſchleift, war das Benehmen meines Sohnes von der Art, daß es auch meine Gattin auf das Vortheilhafteſte für ſich einnahm. Sie ſah mit Wohlgefallen auf ihn während des Eſſens und richtete manche Frage wohlwollend an ihn, was ich mit großer, inniger Freude bemerkte.

So wie ich mich bewegt fühlte, ſo mochte in dem jugendlichen Gemüthe meines Sohnes wohl noch eine ſtärkere Bewegung vorgegangen ſeyn. Es war das erſtemal, daß er ſich in dem großen, reichen Hauſe befand, zu dem er in einem eigenen Verhältniſſe ſtand. Er hielt ſich nehmlich für mein Pflegekind, das mir von einem fernen, armen

Verwandten zur Pflege und Erziehung anvertraut worden war, und wußte, daß ich für ihn wie ein wirklicher Vater Sorge trug und dafür auch die Liebe eines ächten Sohnes in Anſpruch nahm.

Und er zollte ſie mir. Dies bezeugten mir nicht nur ſeine Briefe, die er mir bei verſchiedenen Gelegenheiten ſchrieb, ſondern auch die Aeußerungen bei unſerm erſten Zuſammenkommen und das Gefühl, das ich in Allem wahrnahm, was er that. Sollte denn nicht eine innere Stimme ihm geſagt haben: Der liebt dich wie dein Vater und du mußt ihm die Liebe vergelten? Ich glaube an dieſen Zug der Natur, was man auch dagegen einwenden wollte.

Es kam mir in den Sinn, was man gewöhnlich den ſogenannten Kindern der Liebe nachſagt. Sie ſollen mehr Geiſt beſitzen und aufgeweckter ſeyn, als die ehelichen. Ich bin kein Verächter der Ehe, und hätte am wenigſten Urſache es zu ſeyn, da ſie mich ein langes Leben hindurch beglückte, aber der Vorzug, den man den bürgerlich verſtoßenen, außer der Ehe erzeugten Kindern ſo willig einräumt, worauf denn wohl auch ſicher die gemachte Erfah-

rung hinleitete, machte oft schon Zweifel in mir rege, ob wir ohne die förmliche Ehe nicht ein kräftigeres Menschengeschlecht die Erde bewohnen sähen?

Kann man es in Abrede stellen, daß jetzt so recht eigentlich eine Ehe ausgebeutet werde, wie eine Mine? Daß die Leute Kinder erzeugen, weil sie müssen, und sich mit einem Phlegma dazu anschicken, das die Jahre des Beisammenseyns nur vergrößert? Das lange Harren, bis man eine Frau ernähren kann, oder bis sich andere wesentliche Hindernisse bei Seite räumen lassen, bis dieser oder jener von den Verwandten stirbt u. s. w. hat Mann und Frau bereits über die kräftigste Lebensperiode hinweggehoben, wenn sie zum Altare treten und die Erlaubniß erhalten, Kinder zu zeugen. Die erste Jugend ist indeß nicht unbenützt verstrichen; er hat der Liebe gefröhnt, auf sinnliche, oft auf rohe Art; sie hat ihre Phantasie nutzlos erhitzt und ihre Nerven geschwächt; Uebel im Keime oder völlig ausgebildet, sind die unausbleibliche Folge davon gewesen. Schon das Erstgeborne trägt den Stempel der Unvollkommenheit an sich und bringt zukünftige Qualen in seinem kleinen Körper mit

ſich, um eine kommende ganze Generation eheleiblicher Kinder damit zu ihrem Verderben zu begaben. Wer dieſen Worten nicht glaubt, gedenke der Fragen kundiger Aerzte, wenn wir ihnen unſere Leiden klagen: „Litt Ihr Herr Vater vielleicht an Hämorrhoiden, oder an Engbrüſtigkeit, oder an was weiß ich?“ Läugne wer kann die Erblichkeit dieſer herrlichen Siebenſachen!

Wenn nun aber ſchon in der Erſtgeburt dieſe Ohnmacht ſich ausſpricht, wie muß es erſt mit den ſpätern Früchten des Ehebettes beſtellt ſeyn? Und in der That, es wird eine traurige Einſchachtelung von immer kleinern, dümmern, bleichern, ſchwächlichern Weſen.

Ein Weib, das nicht mehr daran denken dürfte, Kinder zu gebären, wenn ſie nicht verheirathet wäre, von der ſich jeder freie Mann voll Widerwillen abwenden würde, trägt noch alljährlich eine faule, wurmſtichige Frucht.

Es iſt fürchterlich, wenn man einen Blick in manche Kinderſtube reicher Leute wirft und dort die Menge ſcrophulöſer, rachitiſcher Geſchöpfe elend herumwatſcheln ſieht. Man kann ſich dabei des Ge-

dankens nicht erwehren, daß hierin der Staat wohl auch von Rechtswegen ein Wort mitzusprechen haben sollte.

Darf es nun wohl noch erörtert werden, warum die sogenannten natürlichen Kinder, oder Kinder der Liebe vorzüglicher an Geist und Körper sind? Welchen schönen Namen legte man ihnen nicht bei, als man sie ausschließen wollte von den Rechten, die ihren Halbgeschwistern in der Ehe aufbewahrt wurden? Kinder der Natur, im Gegensatz zu den Kindern der Unnatur; Kinder der Liebe im Gegensatz zu den Kindern der kalten Convenienz. Der Jüngling nahet der Jungfrau, er glüht von heißer Liebe, sie achtet nicht auf Satzung, Name, Ruf, die Welt versinkt vor ihren trunkenen Blicken und aus ihrer liebenden Umarmung entsprießt eine Frucht, welche vom Vater als Erbtheil Kraft der Jugend und Feuer der Liebe erhielt, und welcher die Mutter einen Theil ihrer Gesundheit, ihres blühenden Lebens mit auf den Weg giebt. Glückliches Geschöpf! Nein — unglückliches Geschöpf! Die Menschen machen dich dazu. Thränen werden aus deinen schönen Augen über deine frischen rothen Wangen rin-

nen, wenn du zum Bewußtſeyn gelangſt. Sie werden dir die Bahn zur Ehre, zum Glücke verſchließen. Sie werden dich verſtoßen, um die privilegirten Glückspilze zu begünſtigen, die in reichen Wiegen geſchaukelt werden, während du auf der Straße betteln mußt.

Aber das glücklichere Naturell, das ihnen angeboren iſt, reißt ſie empor aus ihrem Elende und entſchädigt ſie für den Unſtern ihrer Geburt. Edel genug, wenn ſie ſich nicht an der Geſellſchaft rächen, ſondern ihre glänzenden Eigenſchaften dazu anwenden, ihr nützlich zu werden, und ſie zwingen, ihren Vorurtheilen zu entſagen.

Dies iſt jedoch nur im Einzelnen möglich; die Vorurtheile ſind mit der Geſellſchaft ſo innig zuſammengewachſen, daß ihre Entfernung dieſe nothwendig zerſtören müßte.

Haben die leiſeſten Verſuche nicht oft ſchon den Beweis hiezu geliefert?

Zehntes Kapitel.

Glück und Ende.

In Kurzem reiste mein Sohn nach Frankrei
von meinen besten Wünschen begleitet. Das Hau
worin er als Lehrling eintrat, war eines der reic
sten in einer französischen Seestadt, zwar nur vo
geringem Umfange, aber von ausgebreitetem Hande
Der Inhaber des Hauses war ein schon bejahrte
Hagestolz, der mit großem Glücke gewirthschafte
hatte und ein ererbtes mäßiges Gut durch eine
mehr als dreißigjährigen Umsatz in wohl berech
neten Speculationen, von günstigen Conjunkture
begünstigt, zu einer bedeutenden Geldmacht zu erhe
ben gewußt hatte. Er galt für einen Millionär

Sowohl eine langjährige Verbindung mit diesem
Manne, die schon mein Vater unterhalten, al

was in der merkantiliſchen Welt von ihm bekannt war und was ich von Reiſenden zum Oeftern erfahren hatte, ſtimmte darin überein, mir ihn eben ſo wohl als einen Ehrenmann in jedem Betrachte, wie auch als einen gewandten Kaufmann von großer Einſicht darzuſtellen, und ich konnte nicht väterlicher handeln, als meinen Sohn gerade dort unterzubringen. Das Haus machte nicht nur bedeutende Banquiergeſchäfte, ſondern betrieb auch eine große Rhederei, und es ſoll zu jener Zeit an fünfzig Schiffe auf dem Meere gehabt haben.

So wie ich nun glaubte, für meinen Jungen das Zweckmäßigſte ergriffen zu haben, ſo ſollte mir doch der Erfolg die kurze Täuſchung recht grell vor Augen führen und ich will, ohne auf den Zuſammenhang mit den übrigen Ereigniſſen zu ſehen, ihre chronologiſche Folge unberückſichtigt laſſen und hier das traurige und ſeltſame Geſchick des jungen Menſchen fortlaufend mittheilen.

Wie verderblich der Schritt aus der faſt kloſterlichen Umgebung, in der er bis dahin gelebt, zur Lebendigkeit in dem Hauſe ſeines Prinzipals für ihn hätte werden können, daran hatte ich keinen

Gedanken. Aus den kindischen Uebungen mit jahrelang angewöhnten jugendlichen Kameraden gerissen, sah er sich jetzt von fremden Sitten umgeben und mit jungen Leuten in Berührung gebracht, die das Leben kannten und ihm eine andere Bedeutung bereits zu geben wußten, als die, worin sich mein Sohn bis jetzt gefallen hatte.

Mein einseitiger Gesichtspunkt war, aus ihm einen tüchtigen Kaufmann zu bilden und ihn dabei mit der heitern, gewandten Weise des französischen Lebens bekannt zu machen, woraus ich ihm in den Verhältnissen, die ihn einst erwarteten, eine Menge erfreulicher Vorzüge prophezeite. An Anderes dachte ich nicht.

Die Briefe, welche mir mein Sohn schrieb, konnten mich nicht überraschen. Sie enthielten Schilderungen der Herrlichkeit, die ihn umgab, mit warmen, natürlichen Farben. Erfreulicher waren mir die Briefe meines Handelsfreundes, der von der guten Gesittung und vorgeschrittenen Bildung des jungen Menschen vollständig eingenommen war. Er glaubte sein Lob nicht besser ausdrücken zu können, als wenn er mir schrieb: „Ihr Sohn

besitzt französischen Geist und Lebhaftigkeit, verbunden mit der alles Lobes werthen deutschen Bonhomie, die ihm angeboren ist. Ich gratuliere ihm zu dieser glücklichen Vereinigung und sage ihm ein glänzendes Loos voraus.“

Später erfuhr ich nur selten etwas von dem Prinzipale; wie natürlich konnte der Mann, der solch' einem Geschäfte vorstand, sich nicht damit befassen, über den Charakter und die progressive Entwickelung eines Handelslehrlings einen fortgesetzten Briefwechsel zu führen. Ich sagte mir das selbst und beruhigte mich dabei vollkommen. Was mir mein Sohn schrieb, und seine Briefe liefen regelmäßig ein, setzte mich in den Stand, über sein Wirken in der neuen Sphäre und die Bedeutung, die er in derselben in kurzer Zeit erlangt hatte, zu urtheilen.

Im dritten Jahre nach seinem Eintritte in's Geschäft, machte er mit einem der ersten Commis eine Reise nach London und dieser, dessen Anwesenheit zu Hause nothwendig wurde, ließ ihn mit Instruktionen auf dem fremden Platze zurück, um das begonnene Geschäft in's Reine zu bringen.

Die Art und Weiſe, wie ſich der junge Menſch aus dieſem Handel zog und die Vortheile, die er ſeinem Hauſe zu erringen wußte, ſteigerte das Vertrauen bedeutend, das er ſchon genoß und veranlaßte ſelbſt ſeine Kollegen, die anfänglich eine Anwandelung von Eiferſucht gegen ihn verſpürten, ſeinen Verdienſten nunmehr Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Bei ſeiner Zurückkunft aus der Weltſtadt ſchrieb er mir einen langen Brief, woraus ſich neben dem beſonnenen, ernſten Geiſt, dem ſelbſt ein Anſtrich von Männlichkeit nicht mehr fehlte, doch auch wieder ſo viel reine und herzliche Kindlichkeit ausſprach, daß ich mich darüber nicht genug freuen konnte. Namentlich beglückte es ihn, ſeinem theuren Pflegevater, der ſo viel für ihn gethan hatte, Ehre in der Fremde zu machen, und mit den kleinſten Details ſchilderte er mir den ſchönen, freundlichen Empfang im Hauſe des Lehrherrn und daß dieſer ihn außer einer Belobung auch noch mit einer goldenen Uhr und einer Erhöhung des Jahrgehaltes von 300 Franken für ſeine guten Dienſte erfreut habe. Zugleich verbat er ſich von mir jeden Zu-

ſchuß für die Folge und fügte mit innerm Stolze hinzu: daß er hinfort im Stande ſey, ſelbſt für ſeine Bedürfniſſe nach ihrem ganzen Umfange zu ſorgen.

Man kann leicht denken, wie ſehr ich mich darüber freute, dieſen praktiſchen, ſelbſtändigen Sinn bei meinem Sohne zu finden. Es ſchmerzte mich nunmehr tief, daß er ſich noch immer nur für meinen Pflegeſohn hielt und ich ging mit mir ſelbſt zu Rathe, wie ich ihm das Geheimniß ſeiner Geburt offenbaren ſollte. Er führte meinen Namen, denn ich hatte ihn adoptirt und die Kenntniß ſeiner Entſtehung würde durchaus nichts in ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen geändert haben, es war nur die Frage, welchen Eindruck ſie auf ſein Gemüth hervorbringen und ob die Freude über einen Vater, den er jetzt ſchon liebte und ehrte, ihm nicht durch einen herben Beiſchmack vergällt werden würde. Meine Anſichten über die Kinder, außer und in der Ehe erzeugt, durfte ich ihm ja nicht auseinanderſetzen.

Ich unterdrückte daher meinen Wunſch und wagte mein Herz von ſeiner Laſt nicht zu erleichtern,

immer auf eine ſchickliche Gelegenheit wartend, die ſich mir darbieten ſollte, aber immer nicht erſchien.

So waren wieder ein Paar Jahre vergangen, als mich die Nachricht überraſchte, daß mein alter franzöſiſcher Handelsfreund ſich bewogen gefühlt habe, meinem Sohne ſeine Procura zu übertragen. Er deutete in dem bei dieſer Gelegenheit der Handelswelt mitgetheilten Circulare darauf hin, daß er ſich bei vorgerücktem Alter nicht mehr viel um die Geſchäfte annehmen könne, die jedoch von den geſchickteſten Händen geleitet würden und unverändert fortgeführt werden ſollten. Dabei unterließ er nicht, meinem Sohne in kurzer, kaufmänniſcher Weiſe ein ſchönes Lob zu ertheilen.

Daß mein Sohn mir bei dieſer Gelegenheit einen ſehr ausführlichen Brief ſchrieb, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Zum erſten Male beleuchtete er in ſeiner gewohnten, treuherzigen Weiſe das Verhältniß, das ihn an das Haus ſeines Prinzipals knüpfte. Er läugnete nicht, daß ihm daſſelbe große Vortheile zu verdanken habe, die ſeinen koloſſalen Reichthum noch bedeutend vermehrt hatten. Er ſchätzte das Vermögen des Hauſes ungefähr auf ſechs Millionen

Franken; der Credit war unbegränzt. Genau ließen sich die Umstände jedoch in dem Augenblicke nicht angeben, weil die Bücher auf unverzeihliche Weise im Rückstande seyen.

Das viele Reisen hatte ihn oft und anhaltend von Hause entfernt gehalten und mit Schrecken habe er bei seiner Rückkehr einen Blick in die Rechnungen geworfen und sich überzeugt, welche Fahrläßigkeit man sich hierin habe zu Schulden kommen lassen. Erst neuerlich hatte sich der Fall ereignet, daß ein Handlungsfreund mit 36000 Franken als Debitor aufgeführt worden war, von dem es sich später erwiesen, daß er ungefähr so viel von dem Hause zu fordern habe.

Wenn nun gleich unter solchen Umständen ein Augiasstall zu reinigen sey, so habe er es doch für seine Pflicht gehalten, dem ehrenvollen Antrage seines Prinzipals zu entsprechen und die Stelle eines uneingeschränkten Disponenten anzunehmen. Er wolle nunmehr neben seinen Unternehmungen nach Außen auch vorzüglich seine Blicke auf das Innere lenken und hier Regel und Ordnung wieder herstellen, ohne welche kein Haus bestehen könne,

ſondern unaufhaltbar ſeinem Untergange entgegenrennen müſſe. Es ſey ihm übrigens lieb, daß ſich ſein alternder Prinzipal gänzlich zurückzuziehen gedenke, da erſtlich Wankelmuth bei Unternehmungen, die raſche Entſchlüſſe forderten, ſehr hemmend und oft Schaden bringend ſich bemerkbar zu machen anfingen, andererſeits ſein Charakter, der ſtets etwas heftig geweſen, nunmehr in ſo hohem Grade aufbrauſend ſey, daß im eigentlichen Sinne des Worts kein Menſch es mehr mit ihm auszuhalten vermöge, und daß er ſelbſt, ſo ſehr er auch bei ihm in Gunſt ſtehe, nicht immer im Stande wäre, den heftigſten Ausbrüchen ſich zu entziehen. Dies Alles ſey nun eben nicht im Stande, ihn auf ſeinem neuen Standpunkte ſehr zu erheben, allein er wolle ſeinen ganzen Muth zuſammennehmen und ſich an dem Gedanken ſtärken, daß er unter allen Umſtänden ſeine Pflicht zu erfüllen habe und ſie auch mit Strenge zu erfüllen gedenke.

Meine Antwort bemühte ſich, ihn in ſeinen guten Vorſätzen zu beſtärken und ſeinen Muth zu erheben. Reiche Leute ſind nie von Launen frei, um ſo mehr, wenn ſie alt werden. Ausbrüche des

Jähzorns ſind ſchnell vorübergehend und der Sonnenſchein, der ihnen folgt, regt leicht freudiger an, als das Ungewitter betrüben konnte. Eine Beleidigung von einem als jähzornig anerkannten Menſchen thue nicht weh, um wie vielmehr, wenn ſie vom väterlich geſinnten Freunde kommt, deſſen gute Geſinnungen man hinlänglich kennt. Eine ernſtere Berückſichtigung verdiene der Zuſtand der Handlungsbücher, dieſes Fundament des Wohlſtandes und des guten Rufes. Ich ermahnte ihn vor allen Dingen, auf dieſen Punkt doch ja ſein ſtrenges Augenmerk zu richten und nicht abzulaſſen, als bis von dieſer Seite keine noch ſo entfernte Beſorgniß mehr drohe. Vorſicht bei den zu machenden Unternehmungen enthielt ich mich ihm zu empfehlen, da er nun durch ſo viele Jahre ſchon Alles in dem Hauſe leitete, was hierauf Bezug hatte, und ſeine Erfahrung darin der Meinigen bedeutend vorangeeilt ſeyn mußte. Nur ermahnte ich ihn, an die Verantwortlichkeit zu erinnern, welche die Zeichnung der Firma für ihn herbeiführte, und beſchwor ihn, ſich weder durch Freundſchaft noch andere Rückſichten beſtechen zu

laſſen, ſeinen Namen auf irgend ein Papier zu zeichnen. Hiezu fühlte ich mich berechtigt.

Sein nächſter Brief brachte mir ſeinen Dank und die Nachricht, daß ſein Gehalt nunmehr aufgehört habe und er für ein Viertel des Gewinns in dem Geſchäfte ſeines Prinzipals intereſſirt ſey.

Abermals vergingen mehrere Jahre, die mir nur freudige Nachrichten über die Verhältniſſe meines Sohnes hinterbrachten. Der Alte hatte ſich von allen Geſchäften zurückgezogen und lebte auf einem Landhauſe am Ufer des Meeres; ſein Procurent war mit ſeinem vollen Zutrauen, ſo wie mit der Leitung des Ganzen beauftragt. Ich hatte beſchloſſen, meinem Sohn einen Beſuch abzuſtatten, wozu neben dem Intereſſe, ihn ſelbſt in ſeinem großartigen Wirkungskreiſe zu belauſchen, auch noch die freudige Veranlaſſung ſeiner Verheirathung mir gegeben wurde. Er ſtand auf dem Punkte, ſich mit der Tochter eines langjährigen Handelsfreundes zu verbinden, und nach allen Beweiſen von Fähigkeiten, die mir der durchaus praktiſche, in der Schule des Lebens herangebildete Menſch gegeben, zweifelte ich keinen Augenblick, daß er auch in der

Wahl seiner Gattin mit Umsicht zu Werke gegangen seyn und vortheilhaft gewählt haben würde.

Von meinem alten Handelsfreunde, dem Chef des Hauses, konnte ich hierüber keinen Aufschluß erhalten. Er lebte seinem Vergnügen, oder dem, was er in seiner damaligen Verfassung so zu nennen beliebte. Es hatte sich seiner eine complette Lethargie bemeistert und er hauste auf seinem schöngelegenen Landhause, seine Zeit zwischen Essen, Trinken und Schlafen getheilt. Er war der Außenwelt gänzlich abgestorben und nur sein Jähzorn, zu dem er sich hinreißen ließ und der ihn seiner Umgebung vollkommen unausstehlich machte, brachte in der alten Maschine noch manchmal eine wohlthätige Erschütterung hervor. Dies hatte nun auch meinen Sohn fast gänzlich von ihm entfernt, der nur selten und in den dringendsten Fällen sich mit ihm in Berührung setzte.

Unter diesen Umständen war es auch nicht möglich, von dem Alten eine Antwort zu erhalten, und nachdem ich mehrere Briefe vergebens an ihn geschrieben und man mich von seiner Gemüthsstimmung unterrichtet hatte, unterließ ich jeden weitern

Verſuch, mit ihm in Verbindung zu bleiben. Ich ſchickte mich an, die Reiſe anzutreten. Der Arzt hatte mir ein Seebad verordnet und ich wollte dies in dem Wohnorte meines Sohnes nehmen. Meine Briefe ſollten meiner Ankunft vorauseilen und ihm die freudige Nachricht bringen. Alles war vorbereitet und nichts ſtand mehr der Ausführung im Wege, als ein Brief meines Sohnes meinen Gedanken eine andere Richtung gab, und obgleich er nichts beſtimmt Unangenehmes enthielt, doch nicht verfehlte, eine heftige Unruhe in mir zu erregen.

Die Art der Abfaſſung war es wohl zunächſt, was die ſonderbare Wirkung auf mich hervorbrachte. Er war mit eiligen Schriftzügen geſchrieben und enthielt nicht mehr als fünf Zeilen. Er müſſe nothwendigerweiſe auf's Schnellſte nach London reiſen und wiſſe nicht, bis wann er zurückkommen würde, dies war der lakoniſche Inhalt des Schreibens, dem noch ein Poſtſcript angehängt war: ein unangenehmes Geſchäft zwinge ihn zu dieſer Reiſe.

Er mußte mein Schreiben ſchon erhalten haben, das ihn von meiner bevorſtehenden Reiſe benach-

richtigte, und dennoch erwähnte er es mit keiner Sylbe. Eine Reiſe nach London, auf unbeſtimmte Zeit, durch ein verdrießliches Geſchäft veranlaßt, in einem Augenblicke, wo man ſich verheirathen will, wo man den geliebten, lang entbehrten Vater erwartet, und dies Alles ſo kurz abgethan, das war genug, um die ernſteſten Beſorgniſſe in mir hervorzurufen. Ich verbarg ſie jedoch ſorgfältig in meinem Innern und machte ſelbſt meiner Gattin nichts darüber bekannt. Dafür aber ſtudirte ich den Brief; ich unterſuchte die Schriftzüge und immer feſter ſtand es bei mir, daß ſie in einer großen Aufregung des Gemüths geſchrieben worden waren.

Meine Zweifel ſollten bald auf die traurigſte Weiſe von der Welt gelöst werden. Das Handelshaus, deſſen Geſchäften mein Sohn vorſtand, hatte ſeinen Bankerott erklärt. Acht Millionen betrugen die Forderungen und man ſprach im erſten Augenblicke davon, daß die Maſſe nicht mehr als zwei Millionen liefern würde. Der Disponent des Hauſes ſey mit großen Summen flüchtig geworden und habe ſich und ſeinen Raub wahrſcheinlich nach

Amerika in Sicherheit gebracht. Alle Bücher und Papiere seyen in größter Unordnung vorgefunden worden, und der Bankerott sey in die Kategorie der betrügerischen zu setzen, weshalb man sich denn auch sogleich der Person des alten Chefs des Hauses versichert und ihn in seinem Landhause, wo er sich seit lange schon aufhielt, verhaftet habe.

Man kann denken, welchen Eindruck diese Nachrichten auf mich hervorbrachten, von der Höhe des Glücks mit einemmale dieser Vernichtung zugeschleudert zu werden. Meine Feder ist nicht im Stande, meine Lage zu schildern. Ich konnte nicht daran glauben, daß mein Sohn, nach dem gemeinen Ausdrucke, „sein Schäfchen in's Trockene gebracht haben konnte", ich konnte ihn mir nicht als Schurken denken. Obgleich ich ihn seit seiner Kindheit nicht mehr gesehen und gesprochen hatte und obgleich auch nur damals wenige Augenblicke und das, was mir sein Erzieher über ihn mittheilte, mich mit seinem Charakter und seinen Anlagen bekannt machte, so waren doch seine Briefe, die ich durch so viele Jahre von ihm empfing, wohl im Stande, mir ein vollkommenes Bild von seinem

ganzen Weſen zu verſchaffen. Was ſollte ihn auch wohl zu dem Schurkenſtreiche veranlaßt haben? ihn, in ſeiner Lage? Viel eher mochte ich an Leichtſinn, Uebereilung, Vergeſſen ſeiner Selbſt aus Rückſichten für Andere glauben, und das Einzige, was ich ihm übel nahm und was mich doppelt bei dieſem Unfall ſchmerzte, war ſein Stillſchweigen, ſein Mangel an Offenheit gegen mich, den er doch als ſeinen beſten Freund kannte und der ihm vor dem Hereinbrechen der Kataſtrophe mit manchem treuen Rathe hätte zur Hand gehen können.

Ich war unentſchloſſen, ob ich nicht ſelbſt an Ort und Stelle mich verfügen ſollte; die Summe, um die es ſich handelte, war ſo koloſſal, daß von Intervention und Bürgſchaft, ſelbſt bei meinem bedeutenden Vermögen nicht die Rede ſeyn konnte. Ich fand es endlich jedenfalls gerathen, abzuwarten, bis der Flüchtling von ſich hören ließe, denn daß er es thun würde, darin hatte ich ſtarken Glauben geſetzt.

Dieſe Erwartung täuſchte mich nicht. Ein dicker Brief aus London datirt kam an. Er ſprach

darin umständlich von seinem Unglücke. Ein Bruder seiner Braut hatte sein Vertrauen mißbraucht und ihn zu Acceptationen verleitet, ohne ihn dafür zu rembourſiren. Die Verlegenheiten, die daraus für ihn erwuchſen, deckte er ſo lange es anging, ohne ſeinem Chef etwas davon mitzutheilen. Selbſt als die Lage der Dinge für ihn ernſter wurde, verſchwieg er es noch immer, aus Furcht vor ſeinem Jähzorn, der in dieſem Falle keine Schranken gekannt und ihn ſicher beſchimpft haben würde. Er hoffte noch immer, ſich glücklich aus dem Strudel retten zu können, und die Vorſpiegelungen ſeines zukünftigen Schwagers trugen das Ihrige bei, ihn in dieſer Hoffnung zu erhalten. Um das Deficit zu decken, griff er wie ein verzweifelnder Spieler zu den gewagteſten Mitteln; er machte Speculationen, an die er ſonſt nicht gedacht hätte; er aſſocirte ſich mit einem ziemlich verrufenen Manne, der aus früheren Bankerotten bedeutende Summen für ſich bei Seite gebracht hatte und nun fortwährend damit gewagtes Börſenſpiel trieb. Dieſer Mann hatte nach ſeinen Grundſätzen auch im ſchlimmſten Falle nichts zu riskiren. Doch war

dieſe Verbindung ſtets geheim gehalten worden, und er ließ dem verſchmitzten Gauner bedeutende Summen als ſtillſchweigender Compagnon zufließen, um die Jener ihn auf liſtige Weiſe prellte. So war er immer tiefer geſunken und ſeinem Verderben entgegengeeilt, das unausbleiblich ihn traf, als eine bedeutende Summe auf Wechſel fällig wurde und kein Ausweg mehr vorhanden war, ſie zu tilgen. Das gewöhnliche Ende vom Liede.

Nicht um ſich Schätze zu reſerviren, ſondern nur um ſeine perſönliche Sicherheit zu retten, habe er ſich durch die Flucht der Unterſuchung entzogen und nur mit ſich genommen, was zu ſeiner momentanen Exiſtenz durchaus nothwendig war. Er habe allerdings im Sinne, nach Amerika zu gehen und dort auf eine ruhige Weiſe ſein Unterkommen zu ſuchen, allein er könne ſich nicht aus Europa entfernen, bis er nicht erfuhr, welche Wendung die Angelegenheit nehme.

Ich hatte ihm noch nicht geantwortet, als mich ſchon die Nachricht von der traurigſten Wendung ereilte, welche die Angelegenheit genommen. Der Credit, deſſen das Haus ſo lange Zeit genoſſen

hatte, der notorisch bekannte Reichthum und der blühende Zustand seiner Angelegenheiten, von dem Jedermann weit und breit überzeugt zu seyn glaubte, hatte selbst unbemittelte Einwohner des Orts veranlaßt, ihre kleinen Ersparnisse dort wie in eine Sparkasse niederzulegen. Da war kein Arbeiter, der für das Haus Aufträge ausführte, der nicht Jahre lang sein Guthaben dort stehen ließ; da waren Handwerker, die darnach geizten, recht viel zu fordern zu haben; die Vorsteherin einer Erziehungsanstalt hatte, schon bejahrt, ihre langjährigen Ersparungen, die sie mit wahren Entbehrungen und großem Fleiße zuwege gebracht und die ihr bei ihrem bevorstehenden gänzlichen Unvermögen, ihr Geschäft fortzusetzen, einigen Trost gewähren konnten, bei dem Hause untergebracht. Waren die Zinsen auch nur klein, so stand das Geld doch desto sicherer, so glaubte ein Jeder und schätzte sich glücklich, einen Canal zu kennen, um zu dem gewünschten Ziele zu gelangen, sein Geld zu placiren. Anfangs war dies in der That sehr schwer und man durfte es immerhin als eine besondere Gunst betrachten, allein später nahm mein Sohn gern und

willig Alles an, was gebracht wurde, aus wohl zu begreifenden Urſachen, und dies iſt eine Gewiſſenloſigkeit, die ich ihm ſelbſt in ſeinem Unglücke, das mich, den Vater, ſehr zur Nachſicht für ihn ſtimmte, doch nicht verzeihen konnte.

Dieſe Umſtände regten ſo ſehr den Haß gegen den Bankerottirer auf, daß der Pöbel auszog, das Haus zu ſtürmen und daß — um ernſtliche Auftritte zu verhindern — die gewaffnete Macht einſchreiten mußte. Das Elend der Armen, die auf ſolche Weiſe um den Preis ihres langen, arbeit- und mühevollen Lebens gekommen waren, ſoll unbeſchreiblich, ihre Verwünſchungen Grauen erregend geweſen ſeyn.

Die Verhaftung des Alten zog bald mehrere nach ſich und das Ganze drohete in einen furchtbaren Prozeß auszuarten, der wie ein Krebsſchaden immer weiter um ſich freſſen und immer mehr Menſchen in ſeinen Schlund hineinziehen würde. Daß hiebei der Schuldloſe mit dem Schuldigen getroffen werden konnte, war vorauszuſehen. Die Richter und der Hauptangeklagte tappten im Dunkeln, der Einzige, der Auskunft zu geben vermochte, war fern.

Mein unglücklicher Sohn erfuhr Alles durch mich und ich war in gräßlicher Ungewißheit über das, was er zu thun beschließen würde. Es war wohl keine Wahl für ihn. Die Ruhe und Sicherheit, deren er scheinbar genoß, waren wirklich keine für ihn. Sich ganz den Wirren zu entziehen und seine Flucht nach Amerika zu realisiren, dazu war er nicht fähig. Das Einzige war, ein strenges Gericht über sich ergehen zu lassen und mindestens jene mildernde Umstände für sich in Anspruch zu nehmen, die bei der nähern Enthüllung seines Charakters sich von selbst für ihn ergaben.

So erschien er plötzlich am Orte der Verhandlungen. Die Debatten begannen nunmehr mit größerer Lebhaftigkeit geführt zu werden. Alles Ungemach ergoß sich über meinen Sohn; alle Zeugen traten wider ihn auf. Die dumpfe Stille, die wie schwüle Gewitterluft über dem Prozesse gebrütet hatte, entlud sich nun mit einem Male, da der Gegenstand sich zeigte, den der Blitz treffen konnte. Und in der That erschien er Allen als Derjenige, der das im höchsten Glanze des Credits und Reichthums prosperirende Haus zum Fall gebracht hatte.

Ich darf nicht daran denken, meine Leſer mit den Weitläufigkeiten dieſes Prozeſſes unterhalten zu wollen. Mehr als hundert Zeugen wurden verhört und die Verhandlungen beſchäftigten Monate hindurch den Aſſiſenhof des Departements. Die Hauptfrage wurde: iſt die Verbindung meines Sohnes mit ſeinem Schwager und mit dem andern übelberüchtigten Individuum aus ſtrafbaren Abſichten eingegangen worden, und war ihr eigentlicher Zweck, den alten Chef des Hauſes zu betrügen und um das Seinige zu bringen? Gelang es ihnen, die dem Hauſe entzogenen Summen, die deſſen Fall herbeiführten, für ſich zu ſichern? Wurde die Unordnung in den Büchern und Rechnungen von meinem Sohne abſichtlich unterhalten, um den Stand der Sache ſo lange als möglich zu verbergen, die ein kundiger Blick in die in gehöriger Art geführten Bücher ſogleich hätte enthüllen müſſen?

Im Ganzen wurden dieſe Fragen alle zu Gunſten meines Sohnes erledigt. Er ſelbſt hatte nur durch Leichtſinn und Schwäche gefehlt, weil er dem Poſten, zu dem ihn das Vertrauen ſeines Chefs erhoben, nicht gewachſen war. Er war der Ball

in den Händen von Intriganten geworden, ohne je daran gedacht zu haben, sich auf sträfliche Weise zu bereichern.

Die Commis des Hauses, die unter ihm arbeiteten, gaben ihm das Zeugniß des Fleißes und — so weit sie ihn zu beobachten Gelegenheit hatten — großer Rechtlichkeit. Einer derselben sagte aus, daß er zu wiederholten Malen auf Revision und Abschluß der Bücher angetragen habe, daß ihm aber stets die Antwort geworden wäre: der Chef des Hauses wolle dies nicht und widersetze sich hartnäckig diesem Geschäfte, er möge sich daher aller Vorschläge und Bemerkungen in dieser Hinsicht enthalten. Derselbe Zeuge erhielt von jenem stillschweigenden Compagnon meines Sohnes, kurz vor dem Bruche, ein Paket, das er demselben übergeben sollte. Es war ihm aufgefallen, welch' ein Eindruck sich in den Zügen meines Sohnes bei der Eröffnung des Pakets malte. Er legte es dann stillschweigend bei Seite und seufzte laut auf. Am andern Morgen nahm er den Zeugen bei Seite, übergab ihm das Paket versiegelt und gestand ihm, es enthielte die Garantie einer Operation von 15000 Pfund Ster-

ling, zu der er ſich lange nicht entſchließen konnte, die er aber nun dennoch geleiſtet. Der Commis hatte das Paket wieder zurückzuſtellen und bei dieſer Gelegenheit war der Empfänger bemüht, ihn auszuhorchen. Der junge Menſch glaubte keinen Grund zu haben, ihm zu verſchweigen, daß er von der Garantie etwas wußte; Jener aber bat ihn, doch ja keinen Gebrauch davon zu machen, und erbot ſich, ihm ſpäterhin zu dem Poſten eines Wechſel-Courtiers zu verhelfen, den er ſeit lange ſchon ambitionirte. Er wollte ihm zu dieſem Behufe mit einem Credite von 50000 Franken unter die Arme greifen. Auf ſolche Weiſe wurde durch andere Zeugen Aehnliches zu Tage gefördert und man erwartete das Urtheil.

Traurig iſt es, es ſagen zu müſſen, daß bei allen Vorzügen der Geſchwornengerichte und bei den unverkennbaren, großen Garantien, die ſie der Geſellſchaft bieten, ein Uebelſtand nicht wegzuräumen iſt, der in der Bruſt des Menſchen zu tief begründet iſt. Ich meine damit die Schonung der Näherſtehenden und Befreundeten, und die Strenge gegen Fremde, welche die nähere Theilnahme nicht in

Anspruch nehmen. Wie wäre dies wohl von einem Institute zu entfernen, das aus Männern besteht, die mit anerkannter Rechtlichkeit irgend einem bürgerlichen Gewerbe vorstehen, aber weit davon entfernt sind, eine Römertugend zu heucheln, die einst den eigenen Söhnen das Richtbeil zuerkannte.

Mein armer Sohn mußte das empfinden, und wenn ich weit entfernt bin, hier der sehr ehrenwerthen Jury, die über ihn zu Gericht saß, Vorwürfe insbesondere zu machen, so kann ich doch nicht unterlassen, ihr im Allgemeinen das vorzuhalten, was ihr Mangelhaftes anklebt und ewig von ihr unzertrennlich bleiben wird.

Mein Sohn war ein Fremdling; alle anderen Betheiligten waren nicht nur Franzosen, sondern sie waren noch überdieß im Orte selbst geboren und durch tausend Verzweigungen darin verschwägert und verschwistert. Auf meinem Sohn ruhete der gewichtigere Theil der Anklage, die nur durch die Umstände mildernde Zugaben erhielt. Er hatte durch seinen Leichtsinn den Bankerott herbeigeführt; durch ihn zunächst war das Unglück hereingebrochen, das einen alten, im Reichthum gewiegten Mann zum

Bettler gemacht und viele Einwohner der Stadt um ihr Vermögen betrogen hatte. Dies forderte die Strafe der Gesetze gegen ihn heraus. Daß er verführt worden war, von wem er es wurde und aus welcher Absicht sich die Intrigue seines jugendlichen Herzens bemeistert hatte, dies waren die Umstände, die eine Erwägung zu seinen Gunsten verlangt hätten. Ich wage es hier zu behaupten, daß, wenn der Fall umgekehrt gewesen wäre, wenn der Verführer ein Fremder, der Verführte ein Einheimischer, die Geschwornen ein anderes Urtheil gefällt haben würden. So wie die Sache nun lag, konnte der unglücklichste Ausgang des Prozesses für meinen Sohn keinen Augenblick zweifelhaft bleiben.

Man glaube übrigens nicht, daß ich nicht vollkommen von seiner Strafbarkeit durchdrungen bin und daß mein Vatergefühl mich zu einer Ungerechtigkeit hingerissen; dieses Mißverstehen meiner obigen Bemerkung darf ich wohl bei meinen geneigten Lesern nicht voraussetzen.

Nach einer mit ängstlichem Vorgefühle erwarteten Schlußsitzung, worin es der Advokat, der meinen Sohn zu vertheidigen hatte, an einer bril-

lauten Plaidorie nicht fehlen ließ, und nachdem der Präsident noch einmal in gedrängter Kürze die Lage der Sache und den Lauf der Verhandlungen den Geschworenen zu Herzen geführt, verließen diese den Saal, um unter sich über Schuld und Unschuld der Angeklagten zu berathen. Nur eine Stunde deliberirten sie, dann kehrten sie auf ihre Sitze zurück, mit der Vernichtung im Munde.

Mein Sohn wurde des fraudulösen Bankerotts, ohne mildernde Umstände, für schuldig erklärt; sein Compagnon der Theilnahme bezüchtigt; der alte Chef des Hauses aber nicht schuldig befunden. Dieser wurde hierauf sogleich losgesprochen und in Freiheit gesetzt; die andern Beiden nach dem Gesetze verurtheilt: mein Sohn zu zehnjähriger Galeerenstrafe; sein Theilnehmer oder Verführer, wie ich ihn nenne, zu fünfjähriger.

Indem ich dieses niederschreibe, ist erst die Hälfte der Strafzeit abgelaufen. Ich will eine Reise zu ihm unternehmen und ihn unter der Last seiner Ketten seufzen sehen. Es treibt mich immer mächtiger dazu; ich kann dem Drange nicht mehr widerstehen. Hat er dereinst diese harte Prüfunge-

zeit überſtanden, ſo möge er mit reichlichen Mitteln ausgerüſtet nach der neuen Welt gehen, wo kein Makel an ſeinem Namen klebt, und dort ein neues Leben beginnen. Dies iſt der einzige Troſt, der mich und ihn aufrecht erhält.

Eilftes Kapitel.

Rückblick. — Kreuz- und Querzüge des Schwiegervaters. — Unannehmlichkeiten überall.

Ich bin mit dieſer traurigen Erzählung den Ereigniſſen vorangeeilt, wie ſie ſich um mich zutrugen, und habe daher den Faden verloren; aber ich wollte ſie abmachen und im Zuſammenhange geben. Warum ſollte ich erfreulichere Begebenheiten unterbrechen, um immer wieder auf das Traurige zurückzukommen? Ich wende mich nun wieder nach jenem Zeitraume, da ich ein hoffnungsvoller Vater für das Glück des Sohnes einen mächtigen, nicht zu verrückenden Grundſtein zu legen hoffte, indem ich ihn nach Frankreich ſandte, um in einem bedeutenden Handelshauſe das Leben und die Welt kennen zu lernen.

Damals war es, daß mein Schwiegervater von Paris aus an mich ſchrieb und mich von einer großen Unternehmung, die er beabſichtigte, in Kenntniß ſetzte. Dieſer Mann, deſſen die Leſer aus der erſten Abtheilung meiner Memoiren ſich wohl noch entſinnen werden, wo er zwar nur auf kurze, aber ziemlich auffallende Weiſe erſchienen, lebte ſeither von mir ziemlich unbeachtet in Paris, da er nichts von ſich hören ließ und ich mich zum Theil darüber freute, da dies mir zu verbürgen ſchien: es gehe ihm gut. Im entgegengeſetzten Falle würden ſeine Briefe gewiß nicht ausgeblieben ſeyn. Meine Frau konnte dieſe Gleichgültigkeit ihres Vaters nur ſchmerzhaft berühren und ihr Schmerz würde ſicher in Troſtloſigkeit ausgeartet ſeyn, wenn ſie über ſeinen Zuſtand in gänzlicher Unwiſſenheit ſich befunden hätte. Dieſem halfen aber die Nachrichten ab, die ich theils von meinen Korreſpondenten in Paris, theils von Reiſenden über ihn empfing und gewiſſenhaft meiner Frau mittheilte.

Mein Schwiegervater hatte es dahin zu bringen gewußt, bei dem damaligen Kriegsminiſter in Gunſt zu treten und von ihm mit einigen Lieferungen

betheiligt zu werden; hiemit beglückte er nun wieder Unterlieferanten, und so erwuchs ihm aus diesem Handel ein baarer Gewinn, ohne die geringste Mühe. Bei dem oftmaligen Wechsel des französischen Ministers verlor er jedoch seinen Beschützer über Nacht und wenn er sich am nächsten Morgen zur Audienz meldete, so wurde er nicht vorgelassen, oder de haut en bas tractirt. Da ließ sich nun nichts dagegen unternehmen. Der neue Minister brachte überdieß stets seine Günstlinge schon mit, die wie eine hungrige Meute ihn umlagerten und einen fetten Bissen zu erschnappen wünschten. Die Partei des Demissionärs mußte dann mit langer Nase abziehen. Für meinen Schwiegervater war dieser Fall von den schwersten Folgen. Seine Art zu leben hatte ihn in Paris zu großen Ausgaben verleitet; sein Gewinn aus den Lieferungsgeschäften war, in Erwartung größerer Unternehmungen, fast allein in den sogenannten faux frais darauf gegangen. Um sich zu erhalten, mußte auf deutsch gesagt: „geschmiert“ werden; bei solchen Gelegenheiten hält jeder die Hand offen und der Lieferant versteht schlecht sein Geschäft, der nicht in eine Jede ein

Goldſtück drückt. Für die höhern Beamten kommt man indeß damit nicht aus; die wollen irgend ein prächtiges Möbel, eine Uhr, einen Spiegel, eine Vaſe, oder Pferde, oder gar Pferd und Wagen, Alles nach Umſtänden.

Durch dies Verhältniß war nun mein Schwiegervater nach und nach in Schulden gerathen, die bald für ihn einen drohenden Charakter annahmen. In Frankreich darf Niemand mit den Schuldnern ſpaßen, am wenigſten aber ein Fremder. Auf die ſimple Vorzeigung eines Wechſels, der zum Verfall nicht honorirt wurde, iſt das mandat d'ammener oder die contrainte par corps gleich ausgewirkt, der Schuldner wird von dem damit beauftragten huissier verhaftet und nach dem bekannten Schuldgefängniſſe St. Pélagie abgeführt, wo er wegen hundert Franken, die er nicht zu bezahlen im Stande iſt, lebenslänglich eingeſperrt werden kann. Bis auf den Gebrauch ſeiner perſönlichen Freiheit fehlt es dem Gefangenen dort aber an Nichts. St. Pélagie iſt kein finſterer Kerker, keine Cachots ſind hier, deren Bewohner von Ratten und Mäuſen und anderm Ungeziefer geplagt werden, Alles

erinnert daran, daß man ſich bei der civiliſirteſten Nation der Welt befindet, die ſelbſt in ihren Strafgeſetzen der Menſchlichkeit huldigt und eine Strafe für ein ſo leichtes Verbrechen, wie das Schuldenmachen, mit allerlei Annehmlichkeiten umgiebt.

Wenn ich das Schuldenmachen hier mit ſo milden Blicken betrachte, ſo geſchieht es nicht von dem Standpunkte des Banquiers; ich habe dieſen Standpunkt längſt verlaſſen. Ein Banquier ſieht natürlich im leichtſinnigen Schuldenmachen das ganze Creditſyſtem untergraben, das edle Gebäude, worauf die Würde, das Anſehen, der Reichthum der ganzen Handelswelt beruht, deren höchſte Stufe er ſelbſt einnimmt und bei deſſen Sturze er, wie natürlich, auch den tiefſten, tödtlichſten Fall thun muß. Ich ſpreche hier mehr als reicher Mann, der voll Mitleid auf diejenigen herunterſchaut, die das Unglück haben, nicht reich zu ſeyn. Dieſe Armen, im eigentlichen Sinne des Worts, ſind in großen Stücken doppelt zu beklagen, und folglich in Paris und London zumeiſt, wo ſie von Ueppigkeit und Glanz umgeben, tiefer fühlen müſſen, was ſie entbehren. Dabei ſtreng tugendhaft

zu bleiben, erfordert eine Charakterſtärke, die nicht das Erbtheil eines Jeden iſt; und dürfen wir es dem Menſchen denn ſo ſchwer anrechnen, wenn ihm die Natur dieſe oder jene Eigenſchaft verſagte? wollen wir vielmehr menſchlich genug ſeyn, ihm kleinere Verbrechen zu Gute zu halten und dem Himmel danken, daß er nicht ſtärkere, unbezwingbarere Begierden in ſolch' einem Individuum entzündete, die ihn, ſtatt einen leichtſinnigen Schuldner aus ihm zu machen, zu einem Mörder und Räuber werden ließen.

Das Gefängniß St. Pélagie iſt im Uebrigen ein ſo angenehmer Wohnort, als er für Leute, die ihre Freiheit verſcherzt haben, ſich nur immer denken läßt. Es iſt ein Caffeehaus da, man macht Muſik, in neueſter Zeit hat ſich ſogar, wie ich glaube, ein Liebhabertheater dort gebildet. Es fehlt nicht an Reſtaurationen und wenn auch nicht die beſte, ſo iſt doch gewiß gute Geſellſchaft dort zu Hauſe, da das Verbrechen, um deſſentwillen man hingebracht wird, nicht ſelten in den erſten Ständen die ausgebreitetſte Ausübung findet. Man kennt Leute, die einſt großer Diſtinction in der Geſellſchaft ge-

noſſen und nun das Geld, womit ſie ihre Schuldner bezahlen könnten, im Gefängniſſe auf die anſtändigſte Weiſe an den Mann bringen, Feſte und Gelage veranſtalten und es ſo vorziehen, vielleicht für ihr ganzes Leben dort zu bleiben. Es iſt dies eine Art von moderner Brüderſchaft geworden, ein Einſiedlerleben im Vergleich mit der weiten, draußen im beſtändigen Umſchwunge begriffenen Welt, wo die Anfangs gezwungene Einſamkeit durch Gewohnheit zur freiwilligen, liebgewordenen wird. Ce n'est que le premier pas qui coute! ſo heißt es auch hier. Junge Leute, gegen die zum erſten Male der Verhaftsbefehl ausgefertigt wurde, ſcheuen ſich entſetzlich, die Bekanntſchaft von St. Pélagie zu machen; wie ſie jedoch den erſten Schritt hineingewagt haben, wird es lichter vor ihren Augen und ſie werden eines Beſſern belehrt. Dies weiß ich von Vielen, die dieſe Erfahrung gemacht, und was ich hier meinen Leſern darüber mittheile, iſt lediglich darauf gegründet, da ich ſelbſt nie in den Fall gerieth, St. Pélagie durch eigene Anſchauung kennen zu lernen.

Meinem Schwiegervater ging es wie allen Neu-

lingen; er hatte eine ungeheuere Scheu vor dem Gefängniſſe, und obgleich man ihm ſagte, wie angenehm ſich's dort lebe, ſo war er doch nicht dahin zu bringen, ſich gutwillig arretiren zu laſſen. Die proteſtirten Wechſel machten indeß dieſe Gefahr dringender für ihn und er ſah ſich genöthigt, Maßregeln zu ergreifen, ſich ihr zu entziehen.

Das Geeignetſte wäre allerdings geweſen, die Wechſel zu bezahlen; das war er jedoch nicht im Stande. Er gerieth daher auf die Ausführung der abenteuerlichſten Ideen. Er fuhr nehmlich in einer gewiſſen Entfernung von Paris von einem Städtchen zum Andern, ohne irgendwo länger als über Nacht zu bleiben, und überhaupt verweilte er nur ſo lange, bis er die poste restante für ihn eingelaufenen Briefe in Empfang genommen und wenn es erforderlich war, nothdürftig beantwortet hatte. Auf dieſe Weiſe entging er der Gefahr für den Augenblick und für die nächſte Zukunft hoffte er auf Ausſichten beſſerer Zeiten und ein darauf ſich ſtützendes Arrangement mit ſeinen Gläubigern.

Einen treuen Agenten hatte er in Paris, der indeß das Kriegsminiſterium beſtürmte, um für

ihn irgend ein gutes Geschäft zu erwirken. Eine günstige Chance zeigte sich. Der Krieg in Griechenland hatte eine französische Flotte hingezogen und es mußte unserm Mann doppelt erwünscht seyn, dorthin spedirt zu werden, um eines Theils einen erklecklichen Gewinn zu erzielen, andern Theils den verwünschten Spürhunden aus den Augen zu kommen. Daß bei dem vom Mutterlande so weit entfernten Armeekorps ein Mann von den Capacitäten meines Schwiegervaters alle Hände voll zu thun bekommen würde, konnte mit sicherer Vorausbestimmung angenommen werden.

Der Agent schrieb seinem Clienten sogleich darüber und man darf sich wahrlich nicht wundern, daß dieser sich darüber höchlich erfreut zeigte nnd sogleich nach Griechenland abzureisen wünschte. Die Frage war jetzt nur, wie dieses zu bewerkstelligen sey? Nach Paris durfte der Patient einmal nicht kommen, noch weniger sich einen Paß auf seinen Namen in's Ausland erbitten. Hierauf war schon im Voraus so oft Beschlag gelegt, daß daran nicht zu denken war. Der Fall machte nachdenken, aber

der pfiffige Agent fand demnoch bald ein sichere und schnelles Auskunftmittel.

In Paris lebte damals ein junger Mann, der erst vor Kurzem aus der Fremde eingewandert war und mit dem von seinem Vater ererbten Gelde ein Geschäft begonnen hatte, das anfänglich nicht sehr einträglich werden zu wollen schien. An diesen wandte sich der Agent und fragte ihn, ob er nicht eine Reise nach Griechenland machen wolle, deren Kosten die Regierung so gut wie tragen würde. Der junge Mann überlegte sich den Vorschlag nicht lange. Die abenteuerliche Reise sagte ihm zu, die Geschäfte, die der schlaue Agent ihn im Hintergrunde sehen ließ, nicht minder. Was war's denn weiter? Bei dem begonnenen Geschäfte war nicht viel zu versäumen; hier zeigten sich andere Aussichten. Man erkundigte sich nach den nähern Umständen; tüchtige Empfehlungen wurden verheißen, und vor Allem nun eröffnet, daß der gewandteste Geschäftsmann in solchen Dingen, wie man meinen Schwiegervater bezeichnete, als rechte Hand mitreisen und Alles leiten würde. Dies gab bei dem jungen, gänzlich unerfahrnen Mann den Aus-

ſchlag und er ſchloß einen nach ſeiner Meinung ſehr vortheilhaften Vertrag ab. Nachdem dies geſchehen war, rückte man mit der Hauptſache heraus, die darin beſtand, ſich einen Paß auf ſeinen Namen ausfertigen und darauf einen Bedienten bemerken zu laſſen, der Niemand anders, als mein Schwiegervater ſelbſt war, da er nur unter dieſer Benennung und auf dem Bock ſitzend ungehindert Frankreich verlaſſen zu dürfen hoffen konnte. Der junge Mann that, was man von ihm verlangte, und als er eines ſchönen Morgens von Paris nach Melun in Begleitung des Agenten gefahren war, hatte er dort die Freude, daß mein alter, dicker Herr Schwiegerpapa im Bedientencoſtüm ſich ihm präſentirte und förmlich vom Bocke Beſitz nahm. Nachdem der Agent reichlich belohnt Abſchied genommen und nach Paris zurückgekehrt war, ſetzten die beiden Reiſenden ihren Weg nach einem mittägigen Seehafen fort, von wo ſie ſich nach der weſtlichen Küſte von Italien einſchifften. Von hier gingen ſie zu Lande nach Brindiſi, wo ſie eine Brigg aufnahm und nach Patras überſchiffte. Die Reiſe war glücklich, allein die Geſchäfte, die ſie

antrafen, zu unerheblich, als daß ſie lange in Griechenland hätten verweilen ſollen. Das Ende war, daß der junge Menſch tüchtig über den Löffel barbirt wurde und der Agent unterdeß mit den Gläubigern meines Schwiegervaters accordirte, wozu ſich dieſe bereitwilliger finden ließen, da ihr Schuldner außer Landes war und ihnen nun — von dem an dem jungen Menſchen verübten Raube — eine ziemliche Abſchlagsſumme an ihrer Forderung geboten werden konnte.

Nachdem dies erreicht war, erſchien mein Schwiegervater wieder auf dem Schauplatze ſeiner früheren Unternehmungen ungefährdet und frei. Er genoß wieder die Annehmlichkeiten des Pariſer Lebens, ſchlemmte nach Herzensluſt, lief den Geſchäften nach, wie er es nannte, indem er immerfort nach Lieferungen für die Armee umher ſpähte, und trieb dieſes Weſen mit dem in Paris eben ſo leichten als nöthigen Anſtand. Der junge Menſch aber kehrte mit blutendem Herzen zu ſeinem Hauſe zurück; er hatte bedeutendes Geld zugeſetzt und erklärte öffentlich, er ſey in die Hand von Betrügern gefallen, die ſich ſeine Unerfahrenheit zu Gute gemacht hätten.

Man wird nicht daran zweifeln, wie unangenehm der Eindruck war, den dieſe griechiſche Operation auf mich hervorbrachte. Ich ſah des Elends kein Ende. Meinem Schwiegervater war nicht zu helfen. Hätte ich mich herbeigelaſſen, ihm in ſeiner bedrängten Lage eine Summe jährlich auszuzahlen, die ſelbſt reichlich ſeinen Bedürfniſſen entſprochen haben würde; ſo war ich überzeugt, daß er ſie zurückgewieſen hätte. Alle Verſuche, die ich in dieſer Hinſicht unternahm, hatten keinen andern Erfolg. Ihm aber eine bedeutende Summe mit einem Male überantworten, groß genug, alle ſeine Schulden zu tilgen, wäre im höchſten Grade unbeſonnen geweſen. Nicht zu bezweifeln war es, daß er dieſes Anerbieten angenommen hätte, aber eine ſolche Freigebigkeit von meiner Seite würde ſeinem Leichtſinn Thür und Thor geöffnet und eine Folge von dummen Streichen herbeigeführt haben, die ihn und vielleicht auch mich in eine unabſehbare Reihe von gewichtigen Unannehmlichkeiten verwickelt haben würde.

Unter dieſen Umſtänden lernte ich einſehen, daß das Geld allein nicht vor Unglück zu bewahren

im Stande iſt, ſondern daß eine eigene Conſtellation erfordert wird, ſelbſt reiche Leute auch zu glücklichen zu machen. Ich erfuhr nun erſt und es beſtätigte ſich mir ſpäter nur deſto mehr, daß man ſogar — im Beſitze eines großen Vermögens — nicht immer helfen darf, wenn man es ſelbſt im Stande wäre und gern helfen wollte. Hier bei meinem Schwiegervater, dort bei meinem Sohne; und würde ich jenem mein ganzes Vermögen überlaſſen haben und hätte ich den durch den Letztern herbeigeführten Bankerott ganz zu reguliren vermocht, von Beiden hätte ich nicht die Schande fern gehalten, die ihrer wartete, die Strafe, die ſie ereilen mußte.

Der Gram zehrte ſchon lange an meinem Körper und meine Geſundheit ſchwand dahin; ich ſah bleich aus, hatte keinen Appetit, und der Winter wurde größtentheils im Zimmer und unter acuten Schmerzen hingebracht; da verordneten die Aerzte ein Bad und ich entſchloß mich, mit der erſten warmen Sonne meinen ſiechen Körper in eines der beſuchteſten zu ſchleppen.

Zwölftes Kapitel.

Badeleben. Der Unbekannte. Schauspieler und Theater. Theaterkritiker

---

Ich war seit meiner Jugend in keinem Bade gewesen; und damals nicht als Kranker. Alles war jetzt im Preise gestiegen, aber der Luxus auch; an Bequemlichkeit fehlte es indessen sehr.

Ich hatte mir anfänglich vorgenommen, ein sehr zurückgezogenes Leben zu führen und nur daran zu denken, meine Gesundheit wieder herzustellen. Allein wie es zu gehen pflegt, ich wurde wider Willen in einen Strudel von Zerstreuungen hineingezogen und mußte auf solche Weise Bekanntschaften machen, von denen die Wenigsten mir großes Interesse gewährten. Zu den Letztern muß ich vor Allen einen Mann zählen, von dem ich hier etwas umständlicher sprechen will, da er in letzter Zeit

eine Berühmtheit erlangte, von der ich damals noch keine Ahnung hatte.

Ich bemerkte unter der Menschenmenge, die sich jeden Morgen am Brunnen versammelte, einen kleinen hagern, im eigentlichen Sinne zugeknöpften Mann, auf den ich, fast ohne es zu wissen, meine Augen richtete. Ich kann nicht sagen, was mir an ihm aufgefallen wäre; unscheinbar war sein Aeußeres, wie seine Kleidung; er machte sich nicht durch lautes Reden bemerkbar; er zeigte fast keinen Umgang. Er erschien zur bestimmten Stunde, oder vielmehr Minute, drängte sich höflich und mit großer Rücksicht durch die Menge, trat auf die Stufen, die zur Quelle führten und nickte langsam und ceremoniös dem ihm zunächst Stehenden, gleichsam grüßend und um Entschuldigung bittend, zu, indem er dabei einen seltsamen, languissanten Blick aus einem dunkeln, schimmernden Auge auf die Personen gleiten ließ. Und dieser Blick war eigentlich das Einzige, was auffiel, und was auf mich den unvergleichlichen Eindruck hervorbrachte. Dies Benehmen war stereotyp; ich erinnere mich nicht,

ihn anders geſehen, noch ein Wort als Begleitung dazu gehört zu haben.

Ich konnte meine unerklärliche Theilnahme nicht unterdrücken und jeden Morgen ſtand ich ſo nahe, um des Blickes theilhaftig zu werden, und ſuchte ihn dann jederzeit mit dem meinigen zu erwiedern, worin ich ſo viel theilnehmenden Ausdruck, ſo viel Freundlichkeit als möglich zu legen ſuchte. Allein dieſe Verſuche, den Mund des Fremden zu entſiegeln, waren vergebens. Er blieb ſtumm und ich mußte mich eben mit dem Allgemeinen begnügen.

Das Geſicht des Mannes war in der That nicht einnehmend. Es prägten ſich Leiden darin aus und die Haltung des Körpers beſtätigte dieſe Vorausſetzung. Die Farbe war fahl, erdig; die Lippen entfärbt; die Haare dünn, ſchwarz; das Auge matt, ſchwimmend; die Naſe nicht groß, doch etwas geſenkt, und zu beiden Seiten der eingefallenen Wangen ſproßte ein ſpärlicher Backenbart, in perpendiculärer Richtung. Die Kleidung war von feinem Stoffe, doch wurde ſie nachläßig getragen, und in der That war dieſer vertrocknete, gekrümmte Körper auch nicht dazu gemacht die

Kunſt des Schneiders herauszufordern und deſſen Meiſterwerk auszufüllen. Alles hing auf dem kranken Manne. So ſah man ihn langſam in der Menge dahinſchleichen, den Kopf zum Boden gebückt, als ob er etwas Verlorenes ſuchte, und in der That ſchien er emſig bemüht, die verlorene Geſundheit wiederzufinden; ſo gewiſſenhaft, wie er, war Niemand zu der beſtimmten Zeit am Brunnen, ſo viele Becher, wie er, trank Niemand von der heilſpendenden Quelle.

Ich erkundigte mich nach ſeinem Namen, den Niemand wußte, obgleich er auf mehrere meiner Freunde denſelben Eindruck, wie auf mich, gemacht hatte. Endlich gelang es mir, den Namen auszuforſchen; er war kurz und deutſch, allein uns eben ſo fremd, wie der, welcher ihn führte. Ich ärgerte mich, denn ich ſah mich auf gewiſſe Weiſe enttäuſcht; ich hatte etwas Berühmtes, Bedeutendes hier zu finden gehofft und ſollte nun ſo ganz leer ausgehen.

„Warum nur ſolche Alltagsmenſchen ſich manchmal dieſen Anſtrich von Wichtigkeit und Abſonderlichkeit geben!“ rief ich unmuthig im erſten Augen-

blicke aus, dann aber mußte ich mir lächelnd gestehen: daß der arme Mann ja eigentlich gar nichts thun zu wollen scheine, was die Aufmerksamkeit auf ihn hinzulenken im Stande wäre, und daß es mir ja nur beliebte, ihn zu etwas zu stempeln, was er nicht ist und nicht zu scheinen sucht.

Nachdem ich die Unbedeutenheit meines Fremden nunmehr erkannt hatte, suchte ich absichtlich, ihm nicht mehr zu begegnen, um ihn mir aus dem Sinne zu schlagen; denn wahrlich, ich hatte mehr, als ich sollte, an ihn gedacht, und da dergleichen Dinge gar zu leicht bei mir in Marotte ausarteten und mich unruhig machten, so fand ich es sehr angemessen, so zu handeln. Allein wider Willen wurde ich immer auf den Fremden hingelenkt und ich nahm mir vor, einmal mein Mittagsessen in seiner Gesellschaft zu nehmen, um dann vielleicht noch vollgültiger von seiner Unbedeutenheit überzeugt zu werden und mich von meiner Manie vollkommen zu heilen.

Seinen Gasthof wußte ich, allein man sagte mir dort, daß er auf seinem Zimmer speise, da ihm der Arzt die strengste Diät vorgeschrieben habe.

Also war ihm auch von dieser Seite nicht beizukommen und es blieb mir darum nichts Anderes übrig, als ihn einmal aus freien Stücken anzusprechen.

Indem ich mir von dem Kellner diese Renseignements holte, kam ein alter Bekannter herein, der aus einer nahegelegenen Handelsstadt so eben in dem Bade angekommen war. Kaum hatte er den Namen des Fremden gehört, nach dem ich mich erkundigte, und vernommen, daß er sich in demselben Hotel befinde, als er seine Freude laut äußerte.

„Du willst seine Bekanntschaft machen und weißt von dem Manne nichts Näheres?“ rief er verwundert aus, als ich ihm die seltsamen Wehen schilderte, worin ich mich seit so vielen Tagen schon durch den Fremden versetzt sah. Er sagte mir hierauf, daß derselbe in jener Handelsstadt wohne und dort eine Zeitschrift redigire, welche das größte Aufsehen mache und ihn in dem Augenblicke in die Reihe der geistreichsten und witzigsten Schriftsteller setze. Jetzt war ich es, der sich laut verwundern mußte. War es möglich, daß ein solches Licht

in der Tagesliteratur auftauchte, ohne daß ein Mann, der doch mit der Welt lebte, davon Kunde erhalten hatte? Ich ließ mir nun nähere Aufschlüsse über den Mann geben, der, als ich noch nichts von ihm wußte, mir schon so großes Interesse eingeflößt hatte.

Er war von jüdischer Abkunft; sein Vater Buchhalter auf einem der ersten Comptoirs, hatte ihm ein nicht unbeträchtliches Vermögen hinterlassen, womit er jeden Augenblick sich etabliren konnte, allein er zog es vor, sich den Wissenschaften zu widmen. Eine öffentliche Anstellung, die er erhielt, und der Uebergang zum Christenthum brachten ihn mit einem Male in eine andere, als die gewohnte Sphäre.

Wie fast jeder junge Schriftsteller, übte er zuerst seine Kraft an Theaterkritiken. Er schrieb sie so gewandt, seine Apperçus waren so neu, der Witz darin so glänzend und natürlich, und die Schreibart so correkt und originell, daß er bald damit großes Aufsehen erregte. Es war etwas Neues zu damaliger Zeit und würde es auch wohl noch

in der Unſrigen ſeyn, auf dieſe Weiſe über Komödienkram ſchreiben zu ſehen.

Dabei ſoll er Muth beſeſſen haben, ſeine oft ſchneidenden Behauptungen gehörig zu unterſtützen. Einſt, beim Nachhauſegehen aus dem Theater, wurde er von einem citeln Kunſtjünger angefallen, der ſich durch einen Ausſpruch in ſeiner Zeitſchrift verletzt glaubte. Er hatte einen Regenſchirm in der Hand und machte Mine, ihn auf Kopf und Rücken des kleinen, ſchwächlichen Recenſenten mit herkuliſcher Kraft tanzen zu laſſen, dieſer aber zog kaltblütig ein geladenes Piſtol aus der Taſche und ſagte: „Wenn Sie ſich nicht ſogleich aus dem Staube machen, ſo . . . .“ Weiter hatte er nicht nöthig zu ſprechen, denn ſein Angreifer war ſchon im vollen Laufe, und lächelnd konnte unſer Recenſent ſeine Waffe einſtecken und des Weges fürbaß ziehen.

Dieſe Perſönlichkeit trug nicht wenig dazu bei, den Schauſpielern Achtung vor ſeinen Kritiken einzuflößen, und wenn ſie gleich keine Nahrung für ihr Geſchäft daraus ſogen, ſo ließen ſie es doch — gegen ihre ſonſtige Gewohnheit — geſchehen, daß

ein geiſtreicher Mann ſeine Bemerkungen und Sarkasmen über ihr Treiben ausſchüttete.

Ich kann es hier nicht unterdrücken, daß dieſe Beſchäftigung den Mann, deſſen Bekanntſchaft ich früher ſo ſehnlich gewünſcht hatte, in meinen Augen herunterſetzte. Geiſt auf ſolche Weiſe zu verſchwenden, iſt die gemeinſte Art der Verſchwendung, die mir aus angeborenem Triebe ſchon in jeder Geſtalt höchlich zuwider iſt. Man ehrt, nach meiner Meinung, die Schauſpieler zu ſehr, wenn man dem, was ſie leiſten und für Kunſt verkaufen, eine mehr als oberflächliche Aufmerkſamkeit ſchenkt. Die kleinen Zeitungsblättchen, die über die Theatereregniſſe tägliche Bülletins unter die Leute ſtreuen, ſind geſchwätzigen Kellnern und Barbieren gleich zu achten, die Kunden am Morgen die neueſten Stadtgeſchichten auftiſchen und ſich dadurch beliebt machen wollen. Es gehört zu den tauſend unerlaubten Maskeraden, womit wir uns ſelbſt äffen und das ganze Jahr hindurch Faſtnachtspoſſen treiben, daß wir hiebei von Kunſt ſprechen wollen und eine ernſte Miene annehmen. Um dieſen Rang behaup-

ten zu können, müßten die Theater anders orga-
niſirt ſeyn, als ſie es heutzutage ſind.

Was die einzelnen Schauſpieler betrifft, ſo dürf-
en ſie noch weniger darauf Anſpruch machen, der
Kunſt anzugehören. Die Gabe, ſich zu verſtellen
oder dieſes oder jenes vorzuſtellen, nachzuahmen
nd ſich auf ſeltſame Weiſe zu gebehrden, beſitzen
e meiſten Menſchen, und hierin ſehe ich ja doch
ar den Grund unſerer ganzen heutigen Schauſpiel-
nſt. Daher kommt es ja auch, daß es jedem
leicht wird, von irgend einem Metier, wozu
keine Tauglichkeit zeigt, auf die Bretter zu ſprin-
n, die — welch' ſtolzer Wahn — die Welt be-
uten ſollen. Und wenn die Welt voll Narren
re, dieſes zuſammengeflickte Bild ſtrahlt ſie uns
h nie wieder! — Barbier- und Schneiderlehr-
ge eilen, ſich den Cothurn oder Soccus anſchnal-
zu laſſen und nennen ſich Künſtler; lüſterne
dchen, zu dumm, um einen Wäſchezettel zu
eiben, lernen eine Rolle auswendig und machen
prüche, die ihnen kein vernünftiger Menſch ge-
ren wird. Wenn ſolche Perſonen das Talent
n, die Leute zu beluſtigen, ſo mag es noch

hingehen; aber wie selten ist dies wahrhaft der Fall! und wie viel elendes Zeug muß ich in den Kauf nehmen, während es einigen Wenigen gelingt, mich halbwegs zu unterhalten. Ist nicht bei solch' einem Theater immer eine Mehrzahl von Subjecten, die jeden vernünftigen, gebildeten Menschen choquiren und ärgern und das kleine Vergnügen vergällen, das ihm ein Anderer allenfalls machen könnte?

Guter Gott! die armen Leute wollen leben! das rufe ich mir zu, wenn ich die Misere betrachte. Man lasse sie daher ihr Handwerk treiben zur Belustigung des Volks, aber man treibe nicht Abgötterei mit ihnen, wie es hie und da geschieht, und mache sie zum Mittelpunkte der Conversation und des geselligen Lebens.

Von der Manie, die Schauspieler in die bessere Gesellschaft zu ziehen, die namentlich zu Anfange dieses Jahrhunderts sehr um sich gegriffen hatte, ist man nunmehr zurückgekommen. Man trieb es damals so arg damit, daß nach der Parodie des bekannten „nulle fête sans verre cassé", man sagen konnte „nulle fête sans comédien!" Be-

ſonders excellirten hierin die reichen, jüdiſchen Banquierhäuſer, die ſich eine beſondere Ehre daraus zu machen ſchienen, den ganzen Komödienzettel bei ſich zu bewirthen, wodurch ſie nicht wenig dazu beitrugen, daß ihre abnormen Sitten und Gebräuche in arger Entſtellung dem chriſtlichen Pöbel in Bier- und Branntweinſtuben zum Beſten gegeben wurden, die dieſe Jünger der Kunſt vorzugsweiſe zu beſuchen pflegten, wenn ſie nicht von „läſtigen Einladungen“ — wie ſie es nannten, heimgeſucht wurden. Und warum ſie dieſe läſtige Einladungen denn wohl annahmen? Nicht ſowohl um momentan eine bonne chère à bon prix zu machen, als durch Anleihen in dem reichen Hauſe ihren zerrütteten Finanzen aufzuhelfen. Hierin ging ihre Unverſchämtheit in's Weite. Ich ſelbſt kam in den Fall, daß mich ein erſter Tenoriſt, den ich einige Male am dritten Orte geſehen, um zwanzig Friedrichsd'or anſprach und am Ende zufrieden war, als ich ihm nach langem Handeln, um ihn los zu werden, zwei Friedrichsd'or in die Hand drückte.

Wer ſich einen ſolchen Borger für immer vom Halſe ſchaffen wollte, durfte nur ein Mal ſeiner

Forderung genügen und ihm etwas Geld vorſtrecken; dann war er gewiß, daß er ſich nicht mehr vor ihm ſehen ließ. Auf dieſe Weiſe ſind dieſe Herren Künſtler in einigen norddeutſchen Hauptſtädten auch nach und nach aus den Häuſern der Börſenwelt verſchwunden, nachdem ſie — nach trivialem Ausdrucke — überall tüchtige Bären angebunden hatten, wodurch ſie ſich den Herleihern gegenüber genirt ſahen. Jetzt iſt man faſt gänzlich davon abgekommen, Schauſpieler zur Verherrlichung von Feſten einzuladen; höchſtens geſchieht dies noch in Häuſern auf größtem Fuße, mit berühmten Sängern und Sängerinnen, die durch ihr Talent zur Belebung der Verſammlung beitragen müſſen und hiefür neben den Genüſſen der Tafel auch blanken Sold in Empfang nehmen. Dies verſchmähen ſelbſt die größten Sänger nie, wie die Sonntag, Malibran, Paſta u. ſ. w. häufig bekundeten.

Für die Schauſpieler iſt jedoch aus dieſer Verbannung aus den höhern, geſelligen Cirkeln kein Vortheil erwachſen. Abgeſehen davon, daß ſolche Vereine denn doch immer, bei aller Fadheit und Abgeſchmacktheit, die man ihnen hie und da nicht

mit Unrecht vorwirft, noch Elemente enthalten, die jene bei weitem überragen, welche der Schauspieler in seiner beschränkten theatralischen und häuslichen Existenz antrifft, und die wohl im Stande sind, zu seiner Bildung beizutragen, so muß es ihm auf der andern Seite ja total unmöglich werden, Sitten und Leben zu schildern, die er nicht kennt. Und hierin liegt vor Allem der Grund des Mangels, den unsere Bühne zeigt, denn selbst das Bischen Nachahmungstalent, das ein guter Schauspieler besitzen muß, und das wohlwollend genug Kunst genannt wird, kann er nicht gehörig in Anwendung bringen, wenn ihm die Muster fehlen, woran er es üben könnte, und dieß entziehen wir ihm, wenn wir ihm unsre Häuser verschließen. So berauben wir uns offenbar des Vergnügens, das uns noch aus dieser dem Alterthume entlehnten Uebung allein entspringen könnte, und statt uns selbst in einem Spiegel zu erblicken, und uns an der Portraitirung einer Gesellschaft zu erfreuen, in der wir leben, und von welcher wir einen Theil bilden, sehen wir groteske Uebertreibungen, willkührlich, ungebildet und roh, wie wir ihnen im Leben nie begegnen.

Was soll aber nun über dies Alles ein Gewäsch Kritik benannt, eben so roh und oberflächlich das ganze Treiben, dem es gelten soll? M würde nicht begreifen, wie so etwas bestehen könn wenn es nicht in die Augen spränge, daß es eb noch überall an nützlicher Beschäftigung für mü sige Leute fehlte, die in Ermangelung andern E werbs zu solchen Fadaisen greifen, während andr gleichfalls unbeschäftigt, träge und reich, damit ih Zeit ausfüllen, solches zu lesen. Eisenbahnen Runkelrüben, Dampfmaschinen können noch imme dem Uebel des Müssiggangs nicht abhelfen, so seh sie auch schon Arme und Köpfe in ihren Zauber kreis gezogen haben, die sonst sich um reelle Thätig keit nicht kümmerten, und auf Nutzen des Allgemei nen nie bedacht waren. Aber es steht zu erwarten daß die Räder immer weiter greifen werden, und daß sich dann jeder wahrhaft Gebildete von dem drehenden Wirbel der Geschäfte ergriffen sehen wird. Man nenne unsere Zeit immerhin eine antipoetische, von materiellen Interessen umgarnt, unsere Richtung eine rein practische! Diese Richtung ist es allein, die zur socialen Glückseligkeit führt.

— — Ich hatte jetzt, durch die Vermittelung meines Freundes, einige Zusammenkünfte mit dem muthigen Theaterkritiker und war überrascht, fast wörtlich von ihm zu hören, was ich so eben hier niedergeschrieben habe. Und warum schrieb er nun über eine so trübselige Sache? Man hätte es Windeier ausbrüten, nennen können; allein seine Absicht war, seinen Witz glänzen zu lassen, und da die Schauspieler einen Körper bildeten, auf den man ungestraft die schärfsten Pfeile fliegen lassen durfte, so wählte er sie und machte sich die boshafte Freude, sie recht zu zerfleischen. Sie selbst fühlten so wenig davon, als hätte er irgend einen Strohwisch, in der Form eines Menschen, zum Ziele erwählt, und nun bald auf die Stelle gezielt, wo bei wirklichen Menschen das Herz, bald wo der Kopf zu sitzen pflegt. So entschuldigte er selbst sein Treiben, über das ich ihm, bei näherer Bekanntschaft, Bemerkungen zu machen mir erlaubte.

Später, als die Zeiten sich geändert hatten, verwandelte er sein Ziel, er schoß seinen grimmigen Witz nach allen Richtungen. Hier stieß er nicht auf dieselbe Unempfindlichkeit; viele Pfeile prallten

ab und verwundeten ihn ſelbſt tief. Sein Charac-ter erſchien jedoch in einer ſchönern Beleuchtung, und ſein Zorn wird noch in ſpätern Tagen wider-hallen. Er ergoß ſich über die Erbärmlichkeiten der Zeit, die dieſe ſelbſt nicht einſehen wollte, nicht ein-ſehen konnte.

Der Vorſatz, den ich feſt ergriffen, keinen Namen in meinen Memoiren zu nennen, wird auch hier befolgt, doch kann ich das Bedauern nicht unter-drücken, daß in dieſem Falle die Umſtändlichkeit der Darſtellung und die Berühmtheit ihres Gegenſtan-des das Incognito als eine Unmöglichkeit erſchei-nen läßt.

Dreizehntes Kapitel.

Judenreformation. — Das Teſtament.

Meine geſchwächte Geſundheit veranlaßte mich, ernſtlich an mein Teſtament zu denken. Wenn ich die Zahl der Jahre überſchaute, die ich ſchon gelebt, ſo mußte ich mir ſagen, daß ſchon weit über die Hälfte verſtrichen war. Dieſe Gedanken ſtimmten mich zur Wehmuth, zur ſchmerzlichſten. Unter welchen begünſtigenden Umſtänden ſah ich das Licht der Welt; welche Mittel fand ich vor, ein bedeutender Menſch zu werden; welchen Erlebniſſen begegnete ich auf meinem Wege; in welche Lagen kam ich vor vielen Andern meiner Standes- und Glaubensgenoſſen, die mich hätten heben können, heben ſollen — und was war die Ausbeute dieſes bevorzugten Lebens, was der Gewinn, der mir aus dem Allen erwachſen? Wenn ich die jungen Leute betrachtete, die mit mir jung waren, die

mit mir als Kinder ſpielten, mit mir als Jünglinge Schacher trieben, wie ſie treu geblieben waren ihrem angeborenen und wohlausgebildeten Triebe und ſich wohl dabei befanden, und wenn ich nun den ernſten Blick auf mich zurücklenkte und nichts fand, was mich tröſten konnte. Warum war mit mir Alles ſo anders geworden? Warum war ich ein Chriſt, getauft? warum hatte ich dem Handel entſagt? warum mich in eine fremde Kaſte hineingedrängt, ein großes, feines Haus gemacht, Reiſen unternommen, Bekanntſchaften geſucht, Verbindungen geſchloſſen? Warum das Alles? Ich wollte ein Anderer werden; aber gelang es mir? So wie ich die erſten Erinnerungen meiner Jugend nicht aus dem Gedächtniſſe verwiſchen konnte, ſo konnte ich mich auch der mit der Milch eingeſogenen Grundſätze und Denkungsart nicht entſchlagen. „So lange du deutſch denkſt, wirſt du nie wie ein Franzoſe ſprechen," iſt die Regel der Sprachmeiſter, und ſo lange du wie ein Jude denkſt, wirſt du nie ein Chriſt ſeyn können. Betrachtete ich Juden und Chriſten vergleichsweiſe, ſo wußte ich recht gut die Vorzüge der Letztern gegen die Erſtern einzuſe-

hen, und gut zu heißen, aber für die Fehler der Erſteren behielt ich ſtets ein Faible, das ich nur zu gern in meinem Innerſten beſchönigte, während ich ſelbſt der Chriſten glänzendſte Eigenſchaften nicht ohne Scheelblick anſah, gleich als ſtrahlten ſie nichts von ihrem Schimmer auf mich zurück, gleich als hätte ich keine Anwartſchaft daran. Und in der That, dies Gefühl war ein richtiges!

Ich zweifelte oft daran, ob ich denn wohl recht gethan, den chriſtlichen Glauben zu umarmen. Wenn ich dieſe Zweifel manchmal leiſe auszuſprechen wagte, ſo widerlegte mich meine Frau mit ſiegendem Feuer. In ihrem Innern hatte der chriſtliche Glaube Wurzel gefaßt, ſie fand Tröſtungen darin für ſo manche Widerwärtigkeit, die ſie im Leben betroffen. Sie war eine gläubige Seele! —

Wenn ich mich ernſtlich befragte: würdeſt du wohl jetzt noch, bei deiner gereiſten Einſicht, bei deiner gewonnenen Anſchauung der Welt und des Lebens, vom Judenthume zum Chriſtenthume übergehen? ſo mußte ich mit Nein antworten. — Ja, es gab Augenblicke, wo ich mir einen Juden denken konnte, der Stolz darüber empfindet, daß er

ein Jude ist. Wie äußerlich sind die Vortheile, die ihm die Christen entziehen, gegen das Bewußtseyn, das ihn belebt: aus den frühesten Zeiten des Menschengeschlechts, durch Verfolgungen hindurch und mannigfaltige Wechsel der Schicksale, seine Kaste rein bewahrt zu haben, eine Reinheit, die sich selbst in der äußern Gestaltung ausspricht und bewährt. Welch eine Lebenskraft wohnt den Juden inne! Welche hohe Intelligenz! Ja wohl könnte sie fremden Interessen gefährlich werden, wenn man nicht dafür sorgte, sie nach vielen Richtungen hin einzudämmen und sich dagegen zu verschanzen. —

Die Synagogen waren mir als Abtrünnigen für immer verschlossen, allein ich sehnte mich dennoch, ihren geheiligten Raum wieder einmal zu betreten. Auf einer Reise konnte ich dem Drange nicht widerstehen, und besuchte einen sogenannten deutsch-israelitischen Tempel. Was ich hier fand, war ein großer Fortschritt zu nennen; ich hörte eine erleuchtete Rede, in reinem Deutsch vorgetragen, und vernahm eine schöne Musik von Stimmen und Instrumenten. Welch ein Unterschied lag zwi-

schen diesem Eindruck und jenem, den in meiner Jugend der verworrene, betäubende Lärm, das unverstandene Gesumme beim jüdischen Gottesdienst auf mich gemacht hatte. Ich fühlte mich mit allen Anwesenden freudig erhoben, von allen Gesichtern sah ich den Ausdruck des Wohlgefallens glänzen, man hatte „sich erbaulich amüsirt," dies ist der rechte Ausdruck. Die anständige Versammlung, in hübschen Festtagskleidern, der feine Ton, der sich überall bemerkbar machte, hatte nicht wenig dazu beigetragen, den Effect des Ganzen beträchtlich zu erhöhen.

Nur die Heiligkeit fehlte! Jener trübe Dunst, jener verworrene Lärm, jene Unverständlichkeit, all das Fremdartige, Unbequeme, Uralte trug einen solchen Stempel des Unverletzlichen an sich, daß ich wahrlich nicht begreife, wie man das Herz haben konnte, daran die modernisirende Hand anzulegen. In Religionssachen sollte man stets den alten Nebel walten lassen; unzählige Kerzen, die darin angezündet werden, nehmen ihm nichts von seiner Undurchdringlichkeit, aber mit dem Lichte der Aufklärung bleibt davon weg, die zerstört den Zauber, und zeigt die Fäden und Maschinerien,

sie gibt Euch eine traurige Befriedigung, die von der Reue auf dem Fuße gefolgt wird. Es war nichts als Ostentation, als Ihr Eure uralte, eigenthümliche Art, Gott zu verehren, mit Gott Euch zu unterhalten, abschafftet, um es den Christen darin nachzuthun. Euer alter Jehovah verstand Euch so viele Jahrhunderte und wurde nicht müde, Euch zu erhören, wenn Ihr zu ihm flehtet, aber so mächtig die deutsche Sprache auch ist, und so wohlgefällig sie jedem modernen Ohr klingen mag, die alte Sprache des Herrn solltet Ihr nie dafür geopfert haben, jene Sprache, in der Gott zu Moses sagte: „Ziehe Deine Schuhe aus, Du betrittst einen heiligen Boden!“ jene Sprache, worin Moses mit Jehovah Unterhaltung pflog, als er die ewigen Gesetze aus seinen Händen erhielt. — Der heilige alte Gottesdienst der Juden, wie ich ihn in meiner Jugend mitzumachen pflegte, zog mir oft Uebelkeiten zu und ich sah mich bis zum Tode erschöpft, nachdem ich einen halben Tag in der Schule, wie man die Gebethäuser damals nannte, hingebracht hatte, allein der neue Tempeldienst, der einen durchaus angenehmen Eindruck auf mich her-

vorgebracht, schien mir weniger angemessen für Jehovah, wie für sein altes, zu eigenes, ihm opferndes Volk.

Ich glaube, daß diese Versuche, welche Christen und Juden nähern sollen, nur dazu dienen, sie stets weiter und weiter von einander zu entfernen. Alles, was Eifersucht erregen kann, soll vermieden werden, und alle Bestrebungen, die Juden im Aeußern den Christen gleichzustellen, zeigen nur zu deutlich die Kluft, die sich zwischen beiden befindet, und die nicht übersprungen werden kann. Entweder hört auf, Juden zu seyn, oder seyd es ganz, wie ihr es waret und stets hättet bleiben sollen.

Wie viel würde ich darum gegeben haben, nur ein einziges Mal noch die schauerige Prüfung eines altjüdischen Gottesdienstes auf mich mit aller Heftigkeit einwirken zu lassen; dieser Wunsch war jedoch nicht zu erfüllen, da in der Gegend, die ich zur Zeit bewohnte, Alles reformirt und umgestaltet worden war. —

Mein Testament machte ich an einem schönen Tage, nachdem ich in freudigster Stimmung den

Geburtstag meiner Frau gefeiert hatte. Wir waren im Gartenhause unweit der Stadt mit einigen Freunden versammelt gewesen, und während sich nach dem Essen Alles um den Theetisch setzte, fuhr ich schnell in die Stadt zurück, wo mich der Advokat erwartete. Meine Stimmung war die rechte zu dem feierlichen Act. Ich dachte in jenem Augenblicke nicht daran, bald zu sterben, und war wohlwollend für die ganze Menschheit gestimmt. Die Legate, die ich aussetzte, werden dieses beweisen, wenn ich einst gestorben seyn werde.

Meine geliebte Frau war Universalerbin! ach! ich hatte damals keine Ahnung davon, daß ich sie überleben könnte. Sie, jünger und gesünder als ich! Dann vermachte ich meinem Sohn, dem ich für seine gräßlich verlebte Jugend ein ruhiges Alter bereiten wollte, eine sehr ansehnliche Summe, deren Interessen ihm ausgezahlt werden sollten, ohne daß es ihm möglich wäre, das Kapital anzugreifen. Meinen väterlichen Rath an meinen Sohn legte ich versiegelt in die Hände des wackern Rechtsfreundes nieder. Er sollte in Amerika sein Leben beschließen, und weder ein Geschäft oder

Handel treiben, noch ein Amt bekleiden. Ich fürchtete für ihn. Wer zehn Jahre der Welt entfremdet lebte — ich nehme an, daß seine dermalige Umgebung keine weitere Wirkung bei ihm zurückläßt — ist nicht leicht im Stande, sich wieder mit ihr in gehörige Wechselwirkung zu setzen. Bis die nöthigen Erfahrungen wieder erlangt seyn konnten, dürfte abermals ein theures Lehrgeld bezahlt werden müssen. Dies war zu vermeiden. Auch war der Punkt der Ehre einmal in den Augen der Welt zu empfindlich verletzt, als daß man nicht bei voreiligen oder boshaften Enthüllungen in jedem neuergriffenen Berufskreise die gefährlichsten und zerstörendsten Folgen davon zu besorgen hätte. Ruhe und Abgeschlossenheit und ein hinreichendes Auskommen, das erschien mir am Wünschenswerthesten für den Unglücklichen.

Mein angenommener Sohn sollte jetzt erst in's Leben treten, in dem Augenblicke, als ich mich anschickte, meine letzte Disposition zu treffen. Sein Schicksal beschäftigte mich ernstlich und ich fühlte, indem ich die starke Zahl dictirte, die er von mei-

nem Vermögen ererben ſollte, daß ich dadurch nicht als geſchickter Meiſter den Grundſtein zu ſeinem Glücke legte, ſondern nur als Handlanger bei dieſem zukünftigen Baue ihm meine Dienſte anbot.

Vierzehntes Kapitel.

Der alte Hofagent. — Nachrede des Herausgebers.

Dieſe Betrachtungen, worin ich mich in jenen Tagen zu wiegen gefiel, wurden durch ein Ereigniß verlängert, und wirkten mehr und mehr auf meine Stimmung ein.

In unſerer Stadt lebte ein alter, kleiner Mann, der den bedeutendſten Reichthum des ganzen Landes beſaß. Er war von dem neuen Regenten herangezogen worden, mit dem er — als dieſer noch als Kronprinz in einer fernen Provinzſtadt wohnte — in genauer Verbindung gelebt, und ihm ſeine Geldgeſchäfte beſorgt hatte. Die Hofagentur war die unausbleibliche Folge dieſes Verhältniſſes. Der kleine Mann — ich darf wohl nicht erſt ſagen, daß er ein Jude geweſen — wußte ſich dieſe Lage

der Dinge auf's Beste zu Nutz zu machen. C
war im Besitze des vollsten Vertrauens und a
Zahlungen aus der Schatulle leistete er auf klei
Handbillets des Fürsten. Er wurde in den Ade
stand erhoben und mit einem Titel bekleidet; au
Dankbarkeit dafür sagte er sich vom Judenthum
los und ließ sich taufen. Seine Kinder wurde
wie die Kavaliere erzogen, trugen sich nach de
neuesten Mode, ritten und gingen — selbst wenn
sie nicht ritten oder reiten wollten — den ganze
Tag mit Sporen an den Füßen umher, gerad
wie reiche Edelleute, die von ihren Herrschaften i
die Stadt kommen.

Indeß das junge Volk diese angemaßte Rolle
mit ziemlichem Glücke, doch nicht ohne Anfechtung
des Spottes und Neides darüber zu erdulden, durch=
führte, ging der alte, kleine, geadelte und getaufte
Jude gekrümmt und gebückt in den Straßen der
Residenzstadt umher und schämte sich gar nicht,
neben den großen Geschäften seines Hauses auch
kleine Anlehen zu machen, hier fremde Geldsorten
einzuwechseln, dort ein Ringchen oder ein Kettchen
zu taxiren und an sich zu bringen. Er hatte ein=

mal die Kenntniß all dieſer Sachen und es machte ihm Vergnügen, ſie in Anwendung zu bringen. Wenn er Auctionen beſuchte, und altes Silber und Gold, Geſchmeide u. dgl. beſah und kaufte, ſo geſchah dies mehr aus Unterhaltung, als aus Gewinnſucht, denn an's Verkaufen dachte er ſelten; die Gelegenheit fand ſich nicht, und er ſuchte ſie auch nicht auf. Das Erſtandene wurde zu Hauſe niedergelegt und mit dem ſchon Vorhandenen unter Staub und Schmutz vergraben. Er glich darin ganz den Antiquarien und Liebhabern von Seltenheiten, nur mit dem Unterſchiede, daß es ihm bei ſeinem Benehmen an klarem Bewußtſeyn fehlte und er weder viel Worte machte, noch ſich überhaupt eine Rechenſchaft darüber ablegen konnte.

Er war ein wohlthätiger Mann, und die zahlloſen chriſtlichen Armen, Handwerker mit ſtarken Familien und geringer Arbeit, Wittwen ohne Brod, Kranke und ſolche, die ihr Unglück ſelbſt verſchuldet hatten, machten ſich das gute Herz des alten Mannes recht zu Nutze. Ich bin übrigens im Zweifel, ob ich das, was er that, ſeinem guten Herzen zuſchreiben darf. Er hatte viel Geld, und

es war ihm so gleichgültig, wöchentlich einige Thaler der Armuth mitzutheilen, daß es im Ganzen nicht als etwas sehr Erhebliches in Anschlag gebracht werden darf. Auch wußte man allgemein, daß er in frühern Jahren durch Güterwucher den Grund zu einem großen Theile seines Reichthums gelegt hatte, wobei er ziemlich unbarmherzig mit seinen Gläubigern umgegangen seyn soll. Deshalb nannte man ihn, trotz der oben erwähnten guten Eigenschaften, dennoch immer einen Wucherer, und trotz seines Adels und seiner Titel immer nur den alten Juden, es mochte von ihm im Guten oder Bösen Erwähnung geschehen.

Seine Söhne thaten, als hörten oder wüßten sie das nicht, und drängten sich immer mehr in Kreise, die ihnen auf natürliche Weise verschlossen seyn mußten.

Der alte, reiche, jüdische Wucherer, Hofagent, Finanzrath, Ritter und Baron kam indeß zu sterben. Er war alt, und sein in Arbeit, Rechnen und Speculiren verzehrtes Leben war so ganz unvermerkt seinem Ende nahe gekommen.

Es wurde von seinem Tode wie von einem Er-

cigniſſe geſprochen. Man war überzeugt, daß das lange zuſammengeſcharrte Geld, in eiſernen Truhen und Kiſten, hinter ſiebenfachen Schlöſſern verſchloſſen, nun endlich einen lebhaften Abfluß gewinnen werde. Jeder ſpeculirte auf andere Weiſe, ſich dieſes goldnen Regens zu erfreuen. Die Söhne würden den alten Palaſt neu decoriren laſſen, meinten Künſtler und Bauleute, Möbelhändler und Tapeziere; der Marſtall würde vergrößert, Equipagen, Dienerſchaft vermehrt werden; es werde an den glänzendſten Feſten nicht fehlen, und ſelbſt reiche und alte Familien dachten daran, ſich mit den Judenabkömmlingen zu verſchwägern. —

Ich ſtrich Abends, im Herbſte, durch die Straßen; die Glocken tönten dumpf; Wagen hielten vor einem großen Hauſe; es war der Palaſt des verſtorbenen Hofbanquiers. Die erſten Männer fuhren vor, um ſich im Vorzimmer auf die Liſte der Condolenzviſiten einzuſchreiben, worüber ein Kammerdiener in tiefer Trauer die Controle führte.

Die Thore ſtanden offen und die innere Halle war ſchwarz ausgeſchlagen; die Treppen waren ſchwarz belegt; durch die düſter erhellten Gänge

strich unhörbar eine, leise Gebete summende Menge. Größtentheils die alten Weiber und Männer, die armen Handwerker, die Wittwen und andere Unglückliche, denen der Verstorbene stets reichliches Almosen gespendet hatte.

Das Schauspiel zog mich an. Ich ließ mich von dem sich stets mehrenden Zuge verleiten, mich ihm schweigsam und ernstbetrachtend anzuschließen. Ich kam die Treppe hinauf, wo zwei Lakaien in großer Livree, mit Trauerstäben und ernster Haltung uns an sich vorüberziehen ließen. Dann kam ich durch drei weite Prachtgemächer, worin eine Unzahl von Kunstwerken mancherlei Art herumstand und lag, ohne daß eine sichtbare Aufsicht darüber geführt worden wäre und es nicht dem Scheine nach Jedem freigestanden hätte, sich davon anzueignen, was ihm beliebte. Dies erschien mir großartig und edel. Hätte der Schmerz wirklich das ganze Haus so ergriffen, daß man nicht daran dachte, diese Kostbarkeiten könnten in dem Augenblick, wo der Zugang Jedem offen stand, entwendet werden? Erschien den Erben, neben dem großen Verluste durch den Todes-

fall ihres alten Vaters, denn wohl wirklich jeder andere Verluſt ſo unerheblich? Ich lächelte nachher über dieſe Vermuthung, die ſich mir damals aufgedrängt hatte. Die Söhne des Verſtorbenen empfanden nicht den geringſten Schmerz, und Alles, was hier angeordnet worden, war genau ſo, wie es in den alten Familien bei ähnlichen Fällen gehalten wird, und wie es die Etikette erfordert; was übrigens die Koſtbarkeiten betraf, ſo fehlte es nicht an Aufſicht, und eine zahlreiche Dienerſchaft und Vertraute des Hauſes circulirten unter der Menge, ohne Aufſehen zu erregen.

In einem runden Saale, auf dem Sterbebette, von Kandelabern umgeben, ruhte der alte, kleine Jude mit dem gelben, verſchrumpften Todtengeſichte. Sie hatten ihn ſchwarz gekleidet, im Frack und in ſeidenen Strümpfen, ſein Orden lag neben ihm, die auf der Bruſt gefalteten Hände hielten das Crucifix. Man trat durch die eine Thür ein, verweilte eine Sekunde am Bette und ging dann wieder zur andern Thür hinaus, um den neu Eintretenden Platz zu machen. Dieſe Ordnung wurde ſtreng beobachtet; die dienſtthuende Livree bedeu-

tete Jeden leiſe und mit Anſtand, wie er es zu halten habe. Und es war auch nicht mehr als eine Secunde nöthig, um mit dem Wedel Weihwaſſer zu ſprengen; das leiſe Gebet wurde im Gehen fortgeſetzt.

Wie ich durch das Leichenzimmer, von dem Zuge gedrängt, wieder in's Freie gekommen war, konnte ich mir das Bild, das ich eben geſehen, nicht aus den Gedanken bringen.

Da lag er oben, der alte Jude, der es einſt geweſen, und der dieſen Namen nie verlieren gekonnt; der in der Synagoge erzogen und ſich Zeit ſeines Lebens mit jüdiſchem Handel und Wandel befaßt, nun todt, das Bild des Gekreuzigten auf der Bruſt und von alten Weibern mit Weihwaſſer beſprengt, die für ſein Seelenheil ihr Gebet zum Heiland der Welt emporſteigen ließen. Das war ein Sieg des Chriſtenthums!

Was würde ſich in dem Herzen des alten Juden regen, wenn er es ſehen könnte? Was regte ſich in ſeinem Herzen, als man ihm die Tröſtungen der neuen Religion, die nur erſt zweitauſend Jahre alt, zur weiten Reiſe ſpendete? Was mag er in

seiner Sterbestunde empfunden haben, als er einen Augenblick wieder zu sich selbst kam und statt des murmelnden Rabbi's, den Priester im Meßgewande neben seinem Lager erblickte! — —

Meine Stimmung war ernst und düster geworden.

Mein angenommener Sohn zeigte Talent und Kopf und wünschte ein Gelehrter zu werden. Es war nicht nach meinem Wunsch; doch schien mir hier — nach allem, was ich hörte — Bestimmung obzuwalten.

Er sollte zum nächsten Frühjahre eine berühmte Universität beziehen, und dort zu Gelehrten in die Lehre gegeben werden. Zu eben jener Zeit aber führte ich den längst gehegten Entschluß aus, nach Frankreich zu reisen, um meinen armen unglücklichen Sohn zu besuchen; meine Frau hatte den Heldenmuth, mich dahin zu begleiten. — — — —

Nachrede des Herausgebers.

Die Reise nach Frankreich, von welcher hier die Rede ist, war nicht die letzte, die den unglücklichen Banquier das Leben kostete, und deren ich in meinem Vorworte erwähnte. Von dieser kehrte er nach mannigfachen Erfahrungen wieder zu seinen Laren zurück. Er sah seinen Sohn im Bagno und fand bei seiner Nachhausekunft seinen Adoptivsohn in politische Umtriebe verwickelt, wie sie damals das Leben junger Leute auf Universitäten sehr bedenklich machten.

Der Abschluß, der hier aus den mir zur Veröffentlichung übergebenen Memoiren ersichtlich ist, veranlaßte mich, mit diesem Zeitpuncte in dem Leben des Banquiers diese erste Mittheilung an das Publicum vorläufig zu schließen. Was noch übrig ist, könnte leicht ähnliche zwei Bändchen, als die gegenwärtigen, füllen. Vielleicht erscheinen sie ihrer Zeit.

Hier mein vorläufiges Urtheil über das Mitgetheilte. Die Erlebnisse sind weder außerordentlich, noch sind die eingestreuten Betrachtungen besonders tief und geistreich. Da überdieß alle Namen der vorgeführten Personen sorgfältig vermieden sind, ein Umstand, der heutzutage fast nie beobachtet wird, so hat die Lectüre auch noch das Pikante des Scandals verloren, wornach unsere Lesewelt jetzt so lüstern ist.

Es bleibt daher nicht viel übrig, um diese zufrieden zu stellen, wenn sie nicht einen gesunden geraden Verstand und manche origi-

nelle Ansicht gegenwärtiger Lebensverhältnisse für Etwas gelten lassen wollte.

Möge nun das Büchlein mit dem Strome der Tagesliteratur fortschwimmen, der so viel Edles, Tiefes und Bedeutendes neben dem Erbärmlichen und Gemeinen auf seinem Rükken duldet. Ich wage zu behaupten, daß es weder zu dem Einen noch zu dem Andern zu zählen ist, und daß es mir, trotz seiner Unbedeutenheit, ein Paar müssige Tagesstunden so gut auszufüllen zulässig erscheint, als ein moderner Roman weiblicher oder männlicher Entsagung, eine Chronik in Novellenform, oder ein Buch, das von unsern Kunstrichtern zu den unmoralischen gezählt wird, und worin oft eben so wenig Kunst, aber noch weit weniger Originalität anzutreffen ist.

Ich bitte übrigens zum Schlusse, das, was ich p. 11 der Vorrede zu erinnern für nöthig fand, gütigst zu beachten, und wünsche, daß

mich Leſer und Kritiker bei Beurtheilung dieſes Buches für keinen größern Theil daran verantwortlich machen möchten, als für den des

Herausgebers.

Inhalts-Verzeichniſs.

Erſter Theil.

Seite

Erſtes Kapitel. Was der geneigte Leſer zu erwarten hat. — Buchhändler-Vortheile. — Der Thee beim Nachbar. — Der ſtillſchweigende Compagnon. — Schriftſteller-Manie 11

Zweites Kapitel. Erziehung des Verfaſſers. — Der Vater des Banquiers. — Das orthodoxe Judenhaus. — Schweinfleiſch und Sauerkraut. — Die geſpenſtige Ohrfeige 17

Drittes Kapitel. Der Feſtungs-Commandant in Geldnoth 59

Viertes Kapitel. Apologie des Geldes. — Die Schreibmaterialien-Händler. — Der Faſching der Juden. — Erſte Liebe. — Die Falſchmünzer. — Der Erhenkte. — Die Rechnung bekommt ein Loch 67

Fünftes Kapitel. Die Erholungsreiſe. — Der Dichter am Wege. — Der Lump. — Tragiſcher Ausgang . 85

Sechstes Kapitel. Frankfurt. — Der Jude Paria. — Der reiche Wohlthäter. — Der Banquier und der Juwelenhändler. — Häusliche Gebräuche. — Kaffeehaus. Kartenſpiel und Fiſche 98

Siebentes Kapitel. Lieferanten. — Ein Gelüſten. — Das Salzgeſchäft. — Heirathsprojekte 108

Achtes Kapitel. Die Freiersfüße. — Eine jüdiſche Courtiſane. — Die bekreuzten Goldſtücke. — Schmerzliche Enttäuſchung 120

Neuntes Kapitel. Des Salzlieferanten Tochter. — Der neue Compagnon. — Juden-Ariſtokratie. — Die Braut 133

Zehntes Kapitel. Der Bruder der Braut. — Liſtige Bewerbung. — Die geopferte Millionärin 143

Eilftes Kapitel. Die Millionen als Deſſert. — Der Salzlieferant als Novelliſt 155

Zwölftes Kapitel. Zweifelhaftes Vermögen des Salzlieferanten. — Tod ſeiner Frau. — Hochzeit. — Röschen als Hausfrau. — Unfall bei der Kornſpekulation. — Blitz aus heiterer Luft 167

Dreizehntes Kapitel. Der Wiener Congreß. — Der chriſtliche Wirth. — Judenhaß. — Trauriges Verhältniß. — Ausgezeichnete Juden 174

Seite

Vierzehntes Kapitel. Bekehrungsversuche. — Der getaufte Bruder. — Fortschritte. — Der Glaubens-Unterricht. — Die heilige Taufhandlung 189

Fünfzehntes Kapitel. Gefühle und Vorsätze der neuen Christen. — Sabbathsgebräuche. — Jugendfehltritt. — Der verlorne Sohn und die verlorne Mutter . . 199

Sechzehntes Kapitel. Wiener Diners. — Wiener Diners spirituelles. — Der Brief des Disponenten. — Der Salzlieferant auf Tod und Leben angeklagt. — Schreckliche Lage. — Die Berührung in St. Stephan . . 208

Siebenzehntes Kapitel. Der gerechte Fürst. — Die Audienz. — Edler Sinn und Vorurtheil . . . 221

Achtzehntes Kapitel. Die erste Weihenacht. — Der todte Sohn. — Der fremde Säugling. — Mutterfreuden und Vaterschmerz 230

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel. Friede. — Die Ohrfeige des Helden. — Reich des Papiers. — Der schöne Geist 5

Zweites Kapitel. Meine Gastfreundschaft. — Strempel und Zipfel. — Das Adoptivkind. — Der verhängnißvolle Schmuck 19

Drittes Kapitel. Die Wiedererkennung. — Der Sohn 29

Viertes Kapitel. Betrachtungen über die Handwerke 35

Fünftes Kapitel. Der Tod des Glücklichen . . . 62

Sechstes Kapitel. Die Hausfreunde 70

Siebentes Kapitel. Der Mörder aus Wahrscheinlichkeit 80

Achtes Kapitel. Das Ungefähr und das Gewissen . 94

Neuntes Kapitel. Der Sohn 117

Zehntes Kapitel. Glück und Ende 126

Eilftes Kapitel. Rückblick. — Kreuz- und Querzüge des Schwiegervaters. — Unannehmlichkeiten überall . . 134

Zwölftes Kapitel. Badeleben. — Der Unbekannte. — Schauspieler und Theater. — Theaterkritiker . . 169

Dreizehntes Kapitel. Judenreformation. — Das Testament 185

Vierzehntes Kapitel. Der alte Hofagent. — Nachrede d. Herausgebers 195

192.4478

Das

Buch der Geſellſchaft.

Für

angehende Weltleute.

Von

Auguſt Lewald.

Preußische Staatsbibliothek Berlin

Stuttgart.

J. B. Müller's Verlagsbuchhandlung

1847.

Gedruckt bei Blum und Vogel in Stuttgart.

Vorwort.

Es dürfte anmaßend scheinen, diesem kleinen unbedeutenden Buche den vielsagenden Titel mit auf den Weg zu geben, der in demselben nur zum kleinsten Theile gerechtfertigt erscheinen mag, wenn wir uns nicht beeilten, die Bemerkung hinzuzufügen, daß dieses nur der Vorposten einer Linie ist, die in geschlossenen Gliedern vor das Publikum zu treten bereit steht, der erste halboffene Ring einer Kette, welche das Leben in der Gesellschaft vollständig umfassen soll und deren Schlußglied in unsern offenen Reif gehörig eingepaßt werden wird. Unsere Arbeit hat weder den Ehrgeiz mit jenen berühmten Komplimentirbüchern zu wetteifern, die sich mit ihren praktischen Anweisungen für ihren Kreis immerhin nützlich gemacht haben mögen, wie es ihre zahlreichen Auflagen beweisen;

aber ebenso wenig wollen wir den Ruhm erstreben, unserer Zeit Das zu werden, was Knigge einst der seinigen ward. Jede Zeit verlangt ihren Mentor; der Pedant des vorigen Jahrhunderts wird überall verspottet werden, und in diesen Sachen ist er zu einer completten Unmöglichkeit geworden.

Dieser kurzen Verwahrung haben wir noch ein Bekenntniß hinzuzufügen. Unser Bestreben ist darauf gerichtet, in kurzen Schilderungen und Anweisungen zu zeigen und zu lehren, wie man in dem zusammenhängenden Etwas, in dem wir uns Alle bewegen und von dem wir Alle einen Theil ausmachen, den man im engern Sinne auch die Gesellschaft zu benennen übereingekommen ist, gleichwie der Staat im weitern Sinne so genannt wird, — wie man in dieser Gesellschaft durch die Ausbildung seiner geistigen und körperlichen Begabung, durch die Veredlung seiner Gefühle, durch die Nahrung, welche man sich für günstige Stimmungen schafft, und durch das Streben, dadurch eine Höhe zu erringen,

welche Stellung man auch im Leben einnehmen möge, ſich eine innere Zufriedenheit, ein Glück ſchaffen könne, von dem ſo Viele noch keine Ahnung beſitzen; wie endlich dieſes Glück ſich ſo vielſeitig äußert, von Einem Begabten auf einen Kreis von Empfänglichen ausſtrömt, und dieſes Ausſtrömen und Empfangen von Geiſt und Gemüth am Ende zu einer höhern Lebensbedingung wird, wie die Thätigkeit der Lungen zu der des phyſiſchen Lebens.

Von dieſem Punkte ausgehend, mußten wir auch ſcheinbar unbedeutende oder nichtsſagende Gegenſtände in den Kreis unſerer Beobachtung ziehen, um ſie in der allgemeinen Harmonie aufgehen zu laſſen, ohne welche an ein Erreichen jenes ſchönen Zieles nicht zu denken iſt. Auch Geſchmacksſachen in der allgemeinſten Bedeutung des Wortes durften wir nicht vernachläſſigen, ebenſo wenig Sachen der bloßen Convenienz. Wir maßten uns nicht an, die geſellſchaftlichen Formen umzuſtoßen, ſondern bemüheten uns

vielmehr, ihnen eine Seite abzugewinnen, die sie selbst in den Augen ihrer Gegner rechtfertigen könnte.

Für diesen Anfang sind es der Vorreden genug; mit den Nachreden möge man es glimpflich halten, bis es uns möglich seyn wird, durch die folgenden Bändchen unsere Intentionen durch sich selbst deutlicher hervortreten zu lassen.

Stuttgart, im November 1846.

August Lewald.

Einleitung.

Unsere Beziehungen zur Gesellschaft sind an gewisse Formen gebunden, über die wir uns nicht hinwegsetzen können. Indem wir uns innerhalb ihrer Gränzen bewegen, sind wir gewiß, nirgends anzustoßen, und die einnehmende Anmuth unserer Erscheinung wird nur von der Sicherheit abhängen, mit welcher wir uns dieser Formen bedienen. Durch Aufmerksamkeit und wiederholte Uebung wird man diese Sicherheit erlangen. Wir werden alsdann nicht steif und pedantisch erscheinen, sondern uns jener reizenden Gewohnheit hingeben dürfen, die mit dem Ausdrucke: „Sich gehen lassen," bezeichnet wird. Dieses „Sich gehen lassen," darf durchaus nicht aus Geringschätzung der Formen, aus Vernachlässigung des äußern Anstandes entspringen, sondern es muß vielmehr in der sich selbst unbewußten Grazie bestehen, die

durch die Anwendung der formellen Vorschriften entspringt.

Wir hören oft von gewisser Seite Unzufriedenheit mit den gesellschaftlichen Formen aussprechen, allein man kann sich ihrer dennoch nicht entäußern, wenn man in den höhern Kreisen wohlgelitten seyn will, und wenn man nicht selbst im gewöhnlichen Leben überall Anstoß geben, oder den Schein eines unhöflichen Menschen oder eines lächerlichen Originals auf sich laden möchte. Man wirft auch wohl den allgemein angenommenen formellen Gebräuchen ihren fremdländischen Ursprung vor. Es ist wahr, daß wir die Grundlage zu ihnen aus Frankreich überkommen haben, und daß namentlich jener Theil, welcher „Etikette“ benannt wird, noch aus dem großen Einflusse stammt, den das französische Hofleben unter dem vierzehnten und fünfzehnten Ludwig auf das übrige Europa ausübte, obgleich wir, wollten wir das Ursprüngliche weiter verfolgen, uns bis nach Spanien und Welschland, in eine weit frühere Periode verlieren müßten. In neuester Zeit hat die Strenge der Etikette bedeutend nachgelassen, und der überall einreißende Hang zur Bequemlichkeit, so wie das Emporstreben des Mittelstandes und

das Nivelliren in allen Schichten der Gesellschaft, hat hier die weitesten Zugeständnisse in das Leben treten sehen. Gewiß ist es Einem nicht gestattet, Das eigenmächtig zu verwerfen, was von dem Ganzen angenommen und festgestellt wird; es sey denn, daß Einer für sich allein leben wollte. Harmonie ist die Grundbedingung für jede edle Erscheinung im Leben; ohne Harmonie ist keine höhere Existenz denkbar. Es wird daher kein wahrhaft gebildeter Mensch im Stande seyn, durch sein Benehmen die Harmonie des Kreises zu stören, in welchen er tritt, oder in welchem er sich fortdauernd bewegt.

Man glaube nicht, daß wir durch die Beseitigung oder Nichtbeachtung der von den Fremden herstammenden Formen in der That deutsch-nationaler werden; auch möchten wir dadurch, daß wir zu deren Beobachtung auffordern, nicht zu dem Mißverständniß Veranlassung geben, als huldigten wir dem Fremden. Zunächst läßt sich der französischen Umgangsweise nicht absprechen, daß sie leicht, ungezwungen und dabei fein und rücksichtsvoll sey; und diesen Eigenschaften verdankt sie es denn wohl auch zunächst, daß sie überall Eingang gefunden hat. Allein abgesehen davon,

so wird dieselbe Weise des Umgangs bei verschiedenen Nationen sich auch verschieden darstellen; denn von einer Nachahmung oder vielmehr Nachäfferei soll durchaus nicht die Rede seyn. Das deutsche Grundelement, welches sich in dem Gemüth, so wie in der Bildung deutlich und hervortretend aussprechen wird, verleiht auch der äußern Form eine eigenthümliche, durchaus abweichende Schattirung. Allein die Schattirung ist mit Harmonie verträglich und belebt die Wirkung der Erscheinung.

Ueberdieß ist die Form, welche nun einmal von der über die ganze civilisirte Welt verbreiteten guten Gesellschaft angenommen ist, zugleich das Merkmal, an welchem sich ihre Mitglieder erkennen, und dieses ist in unserer Zeit des erleichterten, wechselvollsten Verkehrs von nicht zu übersehender Wichtigkeit. Zugestanden, daß dieses Merkmal sehr irre leiten kann! Wie oft hat man es nicht gesehen, daß Menschen, die sich die feinsten Manieren anzueignen wußten, nicht des geringsten Vertrauens würdig waren und selbst verbrecherische Vorsätze hinter dem verlockenden Aushängeschilde verbargen. Hierauf ist erstens zu erwidern, daß zwischen einer oberflächlichen An-

näherung, die man bei einem Menschen von feinen gesellschaftlichen Formen immerhin wagen kann, bis zu einer vertrauensvollen Hingebung noch eine große Kluft ist, die man eben in unserer gegenwärtigen Zeit des erleichterten und wechselvollsten Verkehrs nie leichtsinnig oder voreilig überspringen darf, und daß zweitens Derjenige, welcher wahrhafte Uebung in der Wissenschaft des feinen gesellschaftlichen Benehmens erlangt hat, nur sehr schwer zu täuschen ist. Er besitzt Fühlfäden, Sinne und Nerven von solcher reizbaren Beschaffenheit, daß er den Abenteuerer durch die dichteste Maske herausspürt.

Die feine anmuthige Form muß mit dem ganzen Wesen des Menschen innig verbunden seyn. Die selbständigste Eigenthümlichkeit der Bildung und des Characters, des Körpers wie der Seele, wird durch sie hindurchschimmern müssen, und je mehr diese innige Verschmelzung des innern Gehaltes mit der äußern Erscheinung stattfindet, desto vollkommener wird diese in der Gesellschaft sich zeigen. Eine solche macht dann aber auch einen überall siegenden Eindruck; Alles huldigt ihr; durch sie erhalten erst Talent, Gelehrsamkeit, Kunstvollendung ihre Berechtigung, in der Gesell-

schaft zu glänzen, und die Anerkennung im vollsten reichsten Maße wird dann nie ausbleiben. Allein wo dieses höchste Ziel, welches zu erreichen von so seltenen Eigenschaften bedingt wird, auch fern und unerreichbar steht, wird immer noch für den bloßen Meister in der Form eine Genugthuung zu erringen seyn, welche ihm ohne jene Meisterschaft nie zu Theil werden würde und ihn von manchen Genüssen des Lebens ausschlösse.

Buch der Gesellschaft.

Erste Abtheilung.

Allgemeine Bildung.

Mit dem Ausdrucke „Bildung" wird in unsern Tagen oft Mißbrauch getrieben. Gute Eltern, welche dahin streben, ihren Kindern Bildung zu verschaffen, glauben genug zu thun, wenn sie ihnen recht viele Lehrmeister halten, die sie in den verschiedenartigsten Gegenständen unterrichten. Allein mit einer confusen Anhäufung von mannigfaltigen Kenntnissen ist noch keine Bildung erlangt. Wir kennen junge Mädchen, welche französisch, englisch und italienisch verstehen, welche Klavier spielen und singen, und dennoch nicht gebildet genannt werden können. Das viele Wissen, ohne höhere Eigenschaften, macht entweder stolz sich brüstende, eitle, oder zudringlich schwatzende Menschen, die in jedem Falle unerträglich sind.

Kenntnisse, die man besitzt, können allerdings den Weg zur wahren Bildung erleichtern; allein weder Sprachen, noch Musik sind unerläßliche Bedingung, um gebildet zu sein.

Vor allen Dingen sey man bestrebt, das

Gemüth zu erheben und den Geist zu wecken, damit sich jene schöne innere Harmonie entfalte, die, selbstbeglückend, auch auf Andere diesen wohlthätigen Einfluß ausströmen läßt. Ist ein solcher Mensch mit einem reichen, empfänglichen Gemüthe, mit einem hellen Geiste in den Besitz von Kenntnissen gelangt, so sagt man von ihm: „er ist durchgebildet," welches die innigste Verbindung der angeeigneten, errungenen, Eigenschaften mit den angeborenen Fähigkeiten bezeichnet. Ein so durchgebildeter Mensch ist erst im Stande die erworbenen Kenntnisse anzuwenden. Ihm sind sie nicht Flitter, um damit zu prunken; sie hängen nicht wie bunte, nicht zusammengehörende Lappen nur von außen an seiner Gestalt, sondern sie sind in Saft und Blut bei ihm übergegangen; sie machen sein eigenes Wesen aus, sie bilden nicht Stückwerk, sondern sie sind ein Ganzes, eines und unzertrennlich.

Die Kenntniß der Sprachen wird dann nicht blos dem alltäglichen Zwecke dienen, mit Menschen anderer Länder eine Conversation zu führen, sondern man wird durch sie zu den Schätzen des Wissens gelangen, welche jene Sprachen besitzen. Ein durchgebildeter Mensch will nicht blos recht

viele Vokabeln auswendig lernen, sondern er wird bemüht seyn, den Geist, die characteristische Verschiedenheit der Sprachen zu erforschen. So wird er im Stande seyn, die Schönheiten fremder Dichter ganz zu verstehen und in sich aufzunehmen, und zu dem Standpunkte sich zu erheben, von welchem aus die Gebildeten der eigenen Nation ihre Dichter verstehen und in sich aufnehmen. Er wird Milton, Shakespeare, Pope und Byron, wie Racine und Corneille, wie Calderon und Tasso ebenso beurtheilen, wie Engländer, Franzosen, Spanier und Italiener diese großen Dichter beurtheilen. Er wird den kleinlichen Maaßstab verlieren, die Einseitigkeit abstreifen und das besitzen, was man eine allgemeine Bildung benennen darf.

Die Allgemeinheit der Bildung ist somit nicht eine solche, welche man allgemein antrifft, die mithin nicht sehr erheblich ist; sie ist aber auch nicht diejenige, die sich auf das Allgemeine, über Alles erstreckt, und von der Oberfläche Vieles, von den Tiefen Nichts begriffen hat. Es ist vielmehr damit eine Bildung gemeint, welche in die Tiefen steigt, um das Wesen der Dinge zu begreifen, und sich dann zu jenem allgemeinen Standpunkte

erhebt, um frei von beengenden Schranken der Zuneigung oder Abneigung, des Nationellen nach kleinlichem Begriffe, des blos Zufälligen endlich, sich an der Schönheit zu erfreuen und die Zauber der Kunst zu genießen.

So wie es nun aber nicht nöthig ist, daß man selbst dichte, um von den Werken der Dichter das richtige Verständniß zu haben und sie in sich aufzunehmen, so ist es gleichfalls nicht nothwendig erforderlich, selbst zu malen und zu musiciren, um für die Werke der Maler und Tonkünstler die höchste Empfänglichkeit zu besitzen. Ein wahrhaft künstlerisch gebildetes Gemüth stellt wohl das, was es selbst zu schaffen fähig wäre, so wenig zufrieden, daß es manchmal jede Ausübung eines Kunstzweiges verschmäht und auch selbst das früher Erlernte liegen läßt und vergißt. Man muß daher zwischen schöpferischen und empfangenden Talenten wohl unterscheiden.

Die Erziehung soll stets darauf gerichtet seyn, den Menschen für die Gesellschaft zu bilden. Dieß kann in allen Klassen und Schichten derselben gedacht werden. Der schlichte Landmann, der Handwerker bedarf ebenso dieser Bildung, wie der Gelehrte und der Salonmensch, was man nach

gewöhnlichem, beſchränktem Begriffe ſo nennt. Eine Erziehung, die nicht dieſes Ziel zu erſtreben ſucht, wird ſtets einſeitig ſeyn, und pfropfte ſie den Geiſt voll von Kenntniſſen aller Art.

Aber der Menſch ſoll ebenſo wenig blos für die äußere Repräſentation erzogen werden. Das Edle, Schöne, Anmuthige, welches aus der Erziehung erwächst, darf nicht blos angezogen oder vorgebunden werden für gewiſſe Fälle und Gelegenheiten, wie man eine Maske anlegt. Der Menſch von Erziehung darf ſich, auch wenn er allein iſt, in ſeinen unbelauſchteſten Momenten, nichts erlauben, davor er in Geſellſchaft, unter Ebenbürtigen, das heißt unter Leuten, welche mit ihm auf gleicher Stufe der Bildung ſtehen, zu erröthen haben würde. Dem durchgebildeten Menſchen wird es ohnehin unmöglich ſeyn, ſich auch nur einen Augenblick aus den Schranken der Sitte, der edeln Mäßigung und der Convenienz zu entfernen. Ein ſolcher Menſch wird ein Juwel der Geſellſchaft ſeyn, man wird ihn ſuchen, und ſich glücklich ſchätzen, ſeines Umgangs zu genießen, man wird ihn bewundern und lieben müſſen. Dieß iſt der Segen einer gut geleiteten Erziehung.

Welch' ein großes Wort, welch' ein tiefer Sinn: Erziehung! Wie unzweckmäßig wird sie in den meisten Fällen besorgt; wie unzulänglich sind Diejenigen, welche sich damit befassen! Kann es eine größere Verantwortlichkeit geben, als mit ungenügenden Mitteln an Geist und an Seele, sich hinzuzudrängen zu solchen Stellen, die einem Menschen das Recht geben, über das künftige Schicksal einer ganzen kommenden Generation zu verfügen. Bald sind es einseitige Theorieen, welche hier und da sich vielleicht wirksam bewiesen haben und die der Lehrer sich angeeignet hat, nach welchen er sein Erziehungsamt leitet; bald sind es leidige Experimente, Versuche, die ohne die tiefere Kenntniß von dem Character, von der körperlichen und geistigen Fähigkeit Desjenigen, den man ihnen preisgibt, unte ommen werden.

Die richtig geleitete Erziehung ist die, welche dahin strebt, den Menschen nicht als einen Automaten zu betrachten, der nur auf Befehl und wie es die Umstände erheischen, aufgezogen werden darf; und ebenso wenig, den Menschen als ein isolirtes Kunstwerk den Augen der Welt zur Bewunderung hinzustellen; sondern die es sich eifrig angelegen seyn läßt, den Einzelnen dem Allgemeinen

unterzuordnen und ſchöne Gaben auszubilden, um dem Ganzen zu dienen, ihm zu nützen, ihm Freude zu machen; die Alles nur auf den großen Kreis bezieht, welcher die menſchliche Geſellſchaft ausmacht; dann aber wieder die Gränzen wohl vermißt, innerhalb welcher der zu Erziehende einſt ſeine Wirkſamkeit finden ſoll. Wer das Glück hat, nach ſolchen Grundſätzen erzogen zu werden, den begleitet eine unausſprechliche innere Wohlfahrt durch's Leben, was auch das Schickſal über ihn verhängt haben ſollte. Ein nach dieſem Maaßſtabe erzogener, ein gehörig durchgebildeter Menſch kann wohl Trauer und Schmerz erfahren, den ihm die Wechſelfälle des Lebens bereiten, allein er kann nie unglücklich werden; er kann nicht verzweifeln. Ein hoher Muth wurzelt in ſeinem Bewußtſeyn, daß er nicht unterzugehen vermag, und der Troſt, das Beileid, das hilfreiche Mitgefühl ſeiner Nebenmenſchen, und zwar der Beſten und Edelſten unter ihnen, wird ihn halten und tragen, bis nach der trüben Nacht ihm wieder die Sonne lächelt.

Eine ſolche Erziehung und Durchbildung kann auch das Leben gewähren. Allein eine oft ſehr dornige Bahn leitet zu ihr, und Gefahren drohen

dann, das schwer Errungene wieder zu verlieren. Hat man sie dann aber am Ende glücklich errungen, so sind die schönsten Lebensjahre bereits im Kampfe dahin geschwunden, und das Glück kehrt erst mit der Ruhe des Alters bei dem Menschen ein.

Kleidung und Haltung.

Die Erscheinung im Leben und in der Gesellschaft im engern Sinne ist eine Sache von großer Wichtigkeit. Zwar soll man nach dem bekannten Sprichwort nicht auf das Kleid, sondern auf den Mann sehen; das Innere, nicht das Aeußere in das Auge fassen. Allein wie oft sieht sich Derjenige, welcher sich im Aeußern selbst vernachlässigt, auch von den Menschen vernachlässigt, und es wird ihm dann schwerer, sich zu dem Grade von Achtung emporzuschwingen, die er seinem innern Werthe nach in Anspruch zu nehmen wohl berufen ist. Es ist daher Pflicht, daß Niemand sich durch solche Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst beeinträchtige.

Bis zu einem gewissen Grade ist die Eitelkeit erlaubt, jene Eitelkeit, wenn wir es so benennen wollen, welche darin besteht, die Vorzüge des Körpers und Geistes, deren man sich mit vollem Rechte bewußt zu seyn glaubt, in ihrem rechten Lichte zu zeigen. Man darf jedoch darin nicht zu weit gehen; seine Vorzüge überall voranzustellen, damit gleichsam zu prunken, sie oft am unrechten Orte glänzen zu lassen, ist verwerflich. Bestehen diese Vorzüge nun nicht einmal wirklich, sondern blos in der Einbildung Dessen, der sie zu besitzen meint, so macht man sich lächerlich, man verdient Spott und selbst Verachtung.

Bei dem durchgebildeten Menschen verhält sich Alles, sowohl das Geistige wie das Körperliche, in schöner harmonischer Wechselwirkung, und es ist daher ein solcher Mißbrauch bei ihm nicht denkbar. Diese innere und äußere Harmonie verräth sich auf den ersten Blick in der Haltung und der Kleidung; man fühlt sich zu der Erscheinung hingezogen, und sie wird je nach dem Momente, in welchem wir ihrer ansichtig werden, Zufriedenheit, Vergnügen, Trost, Staunen und Bewunderung erregen können. Wer hat dieß nicht schon empfunden, wenn er mit einer berühmten, hochge-

ſtellten Perſon zuſammentraf, mit einem großen Gelehrten oder Künſtler, mit einem Arzte? Oft entfährt uns dann auch wohl der Ausdruck: „den Mann oder die Frau hätte ich mir ganz anders gedacht!“ Dieß iſt dann immer im mißbilligenden Sinne zu nehmen. Selten wird man durch dieſe Aeußerung zu erkennen geben wollen, daß man von der Erſcheinung bezaubert, hingeriſſen ſey, daß man ſie nicht ſo bedeutend, ſo ſchön, ſo bewältigend ſich gedacht habe. In der That gefallen ſich manchmal Perſonen von hohem Rufe darin, recht nachläſſig zu erſcheinen, oder ſogar das Häßliche, was ihnen eigenthümlich iſt, recht zur Schau zu tragen. Dieß iſt nichts als ein hoher Grad von Eitelkeit, und zwar Eitelkeit in ihrer größten Verwerflichkeit. Eines Theils beruht ſie in der Meinung, daß der Ruhm, welcher die Perſönlichkeit umgibt, nichts die Augen Beſtechendes mehr bedarf, um dennoch einen mächtigen, unauslöſchlichen Eindruck zu machen; andern Theils beruht ſie auf der vollſtändigen Nichtachtung des Herkömmlichen und Anſtändigen, und ſetzt ſich zugleich über das Urtheil Derer hinweg, mit denen man zu thun hat; zuletzt ſucht man auch wohl ſeine Befriedigung darin, daß man

durch ein beſonderes, abſtoßendes Weſen dem vorgefaßten Bilde nicht entſpreche. In allem dieſem ſpricht ſich aber die anmaßendſte Eitelkeit deutlich aus.

Wie viel edler iſt es, die hohen Naturgaben, deren man ſich erfreut, auch ſchon in ſeinem Aeußern zu zeigen; den glänzenden Geiſt gleichſam durch die Hülle des Körpers hindurchleuchten zu laſſen und ſich ſogleich als einen tiefgebildeten Menſchen kund zu geben. Gewöhnlich vernachläſſigen ſich die eigentlichen Gelehrten in dieſer Beziehung; allein wenn man von ſolchen Männern, welche der Wiſſenſchaft mit Eifer obliegen, auch nicht verlangen kann, daß ſie täglich eine geraume Zeit ihrer Toilette obliegen, ſo wird man doch beobachten, daß der wahrhaft durchgebildete Geiſt auch hier emporragt, und daß bei aller ſcheinbaren Nachläſſigkeit dennoch das Maleriſche und Geſchmackvolle gleichſam unbewußt hervortritt und gewiß nichts ſich bemerkbar macht, was den feinern Sinn oder gar die Sitte beleidigte.

Die Haltung des Körpers kann allerdings nach den Lehren eines guten Tanzmeiſters geregelt werden, allein es iſt Pflicht, ſchon durch die früheſte Erziehung darauf einzuwirken und dem ſpätern

Unterrichte in die Hand zu arbeiten. Zu einer guten Haltung ist es durchaus erforderlich, daß man sich frühe seiner körperlichen Fähigkeiten vollkommen bewußt werde, und keiner der äußeren Gliedmaßen etwas zumuthe oder zutraue, was es nicht ohne alle Anstrengung auszuführen vermöchte. Auf dieser richtigen Erkenntniß beruht zunächst dasjenige, was man eine gute Haltung nennt. Wenn man schon bei Kindern darauf hinarbeitet, so hat man den Vortheil, dem Unvollkommenen und Mangelhaften im Körperbau, der noch in seiner Bildung begriffen ist, vorzubeugen. In dieser Beziehung sind Engländer am sorgsamsten, und es läßt sich in der That nichts Lieblicheres sehen als englische Kinder; auch verbindet der Engländer gewöhnlich in seiner Haltung den Ausdruck von Gewandtheit und Kraft, dem nur zu oft die Anmuth fehlt, um vollendet schön sich darzustellen. Durch das Turnen wird der Körper wohl auch ausgebildet, allein die Anmuth bleibt dabei ziemlich unberücksichtigt.

Die Wahl der Kleidung hängt mit der Haltung auf das Innigste zusammen, bedingt sie auch sogar. Allein in der Wahl der Kleidung finden

gewiſſe Einſchränkungen ſtatt, welche die Mode vorſchreibt.

In der Geſellſchaft finden ſich Leute, welche dieſen Vorſchriften ſclaviſch gehorchen; Andere, welche fortwährend gegen ſie Oppoſition bilden. Beides iſt nicht recht. Vor allen Dingen muß man hierbei wohl zu unterſcheiden wiſſen. Wenn man von Mode ſpricht, ſoll man ebenfalls den höhern, allgemein geſellſchaftlichen Standpunkt einnehmen, und nicht mit dieſem wichtigen und vielbedeutenden Worte jede Schneiderlaune bezeichnen wollen. Das ſclaviſche Befolgen der Geſetze, welche das neueſte Modejournal gibt, das Nachbilden der ihm beigegebenen Zeichnungen, würde einen beſchränkten Geiſt verrathen, und ein Menſch, der hierin wirklich ſo weit geht, daß er durch ſein Beginnen Aufmerkſamkeit erregt, fällt unbedingt dem Spotte anheim. Dieſer Spott wirkt um ſo ſtärker und ſetzt den Gegenſtand nur um ſo mehr dem Gelächter aus, je weniger dieſer ſich deſſen bewußt iſt und je mehr er in dem Wahne, die höchſte Bewunderung zu erregen, ſich wie ein Pfau ſpreizt, und in ſeinen Extravaganzen immer weiter geht.

Die Mode, wie wir ſie hier verſtehen wollen,

iſt auf das Innigſte mit der Zeit, welche ſie entſtehen ſah, verbunden und darf als der Ausdruck derſelben betrachtet werden. Daher dienen alte hiſtoriſche Bilder, Porträts, Koſtümbücher ſehr weſentlich dem Geſchichtsforſcher, weil ſie ein taugliches charakteriſtiſches Moment für ſeine Zwecke abgeben. Eine finſtere, eine eiſerne, eine zweifelnde, eine vergnügungsſüchtige, üppige, blutige, traurige oder entbehrende Zeit überträgt ihren Stempel auch auf die Kleidung der Geſellſchaft, und ertheilt das unwiderrufliche Geſetz der Mode.

In dieſem Grundgeſetz wuchern aber verſchiedenartige Variationen umher; der erfinderiſche Geiſt der Schneider und Modekünſtler will ſich geltend machen, um daraus Vortheil zu ziehen.

Dieſes verdient aber nur dann Berückſichtigung vernünftiger Leute, wenn es durch gefällige Form anſpricht, oder der größern Bequemlichkeit dient, ohne ihr zu viel zu opfern von dem, was der Geſchmack und der Anſtand erheiſchen; denn außer dem Schlafrocke oder, wie der Franzoſe ſich richtiger ausdrückt, „Zimmerkleide" (robe de chambre), darf kein Kleidungsſtück den allzugroßen Hang ſeines Beſitzers, der Bequemlichkeit zu fröhnen, zur Schau tragen.

Wer ſich in Bezug der Kleidung zu augenfällig außerhalb der Mode ſtellt, weist ſich ſelbſt auf einen iſolirten Punkt hin, dem man nur mit Mißtrauen naht. Nicht mit Unrecht ſetzt man bei einem ſolchen Menſchen voraus, daß er durch und durch altmodiſch ſey; denn es iſt anzunehmen, daß Jemand, der ſchon in den geringfügigern Dingen der allgemeinen Anſicht widerſpricht, dieſes in den wichtigern gewiß nicht unterlaſſen werde.

Einen Beleg für unſere Anſicht, daß die Mode dem Charakter der Zeit entſpreche, finden wir auch darin, daß unſere jetzige Zeit, welche in ſo vielen Beziehungen dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts gleicht, auch wieder den Hang zu deſſen Sitten und Gebräuchen an den Tag legt und die Kleidung, die Möbel und vieles Andere noch ihm nachbildet. Die Sympathieen, welche dort herrſchten, ſind wieder mächtig geworden. Ein Eingehen in dieſe Betrachtung würde uns zu weit von dem eigentlichen Zwecke dieſes Buches führen und die Leſer deſſelben in Gehege bringen, die für ſie gewöhnlich noch verſchloſſen bleiben. Nur ſo viel können wir uns nicht enthalten, hier beizufügen, daß die allerdings ſtark hervortretende

Verſchiedenheit in den Moden, welche trotz der Annäherung dennoch ſtattfindet, eben wieder in dem vorhandenen Unterſchiede unſerer Zeitepoche mit jener begründet iſt. Jene Zeit, vor der großen Staatsumwälzung in Frankreich, wo ſo viele Fragen ihre verſuchte, blutige und gewaltſame Erledigung noch nicht gefunden hatten und die Stände noch durch ſchroffe Gränzen ſich geſchieden ſahen; die unſrige, in ihrer momentanen Luſt befangen, Alles zu nivelliren, und durch die Erfindungen, welche ein langer Friede möglich machte, durch Induſtrie und Dampf vielſeitig dabei unterſtützt.

Wie unſere Lebensverhältniſſe ſich nun einmal für die Gegenwart geſtaltet haben, fragt es ſich mit Recht, welche Straße ſoll Derjenige einhalten, der ſich durch richtigen Geſchmack in der Wahl ſeiner Kleidung auszeichnen möchte. Alles iſt für Alle da und es wird auch von Allen nach Allem gegriffen; das Bunte, Reiche, Faltige, Drapirte findet Beifall, man ſoll mit der Mode gehen, ſich

in dem Aeußern nicht von Andern absondern, und doch will man nicht nachahmen, nicht den Launen der Modehändler und Schneider sich blindlings und auf Gnade oder Ungnade ergeben.

Das Erste, was ein Jeder berücksichtigen sollte, liegt so nahe, daß wir es fast nicht nöthig glaubten, erwähnt zu werden, wenn uns nicht die Erfahrung darauf hinwiese, daß so oft dagegen verstoßen wird. Wir meinen die Rücksichtsnahme auf den Wuchs, die Länge und Dicke des Körpers, bei der Wahl und dem Schnitte der Kleidung. Ein kleiner Mensch sollte nie großblumige Stoffe, oder Stoffe mit sehr breiten Streifen wählen, weil dergleichen nur für solche erfunden werden, deren Länge auch eine oftmalige Wiederkehr derselben Blumen oder Streifen zuläßt. Ein dicker Körper sollte nur selten und wenn es etwa nicht zu umgehen wäre, weiße und helle Farben wählen, weil bekanntlich diese die Korpulenz stärker hervortreten lassen. Ebenso müßte ein Dicker alles Enganschließende vermeiden und dafür das Weite, wenn auch nicht eben das zu reich Faltige erwählen. Es ist nämlich eine durchaus falsche Ansicht, sich, wenn man an Korpulenz leidet, auf alle mögliche Weise einzuzwängen, um dünner zu

erſcheinen. Die Korpulenz wird vielmehr deſto greller hervortreten, und eine geſpannte Hülle über einen dicken Gegenſtand macht immer den Eindruck: „Zum Zerplatzen.“

Viel wichtiger noch als dieſe Rückſichten ſind aber jene, welche man in Bezug auf Farbe, Alter, Stand und Gelegenheit zu nehmen hat.

Die Jugend in ihrer natürlichen reizvollen Anmuth ſoll nie in geſuchter Weiſe zu ſchmücken ſich beſtreben. Das Einfachſte genügt, um die Vorzüge des Körpers bei ihr in das hellſte Licht zu ſetzen. Daher hat ſie alle grellen und ſchreienden Farben zu vermeiden, aber auch die ernſten und dunkeln ſind nicht zuläſſig für ſie. Weiß, roſa, hellblau, blaßgrün, lila und ein zartes Gelb, das von Weiß ſich nur durch eine warmröthliche Tinte unterſcheidet und ſich der Fleiſchfarbe nähert, ſind am meiſten zu empfehlen. Den Blondinen und Brünetten ſteht weiß, hellblau und lila gleich gut; roſa kann allenfalls auch noch den Blondinen empfohlen werden; gelb und blaßgrün ſollten ſie jedoch vermeiden, beſonders wenn ſie hellblonde Haare haben und von bleicher Geſichtsfarbe ſind. Den Brünetten, wenn ſie friſche Geſichtsfarbe bei dunkelm Haare haben, ſtehen

alle obigen Farben gut; die jedoch, welche einen bleichen, gelblichen Teint beſitzen, ſollen ſehr helle Tinten vermeiden und haben, wenn ſie blau, grün, lila, roth wählen, ſchon etwas ſtärker ſchattirte Nüancen zu wählen; das Weiße, Gelbe und Roſa iſt ihnen durchaus nachtheilig. Hochroth und hochgelb (ponceau, cramoisi, orange) und dergl. bleiben jedoch nur dem reiferen Alter vorbehalten; die dunkelſten Farben, das Grau in ſeinen mannichfaltigen Abſtufungen, die unbeſtimmten Farbenmiſchungen, ſind für vollkommene Matronen am paſſendſten.

Wenn die Mode nicht geradezu entgegen iſt, ſo miſche man in ſeiner Toilette verſchiedene Farben, doch dürfen ſie nicht im grellen Widerſpruche zu einander ſtehen und das Auge beleidigen, wie grasgrün und orange, brennendroth und azurblau. Will die Mode Einheit der Farbe, ſo iſt es nöthig, ſich dieſer Forderung zu fügen, weil hier eine Abweichung vom Gewohnten und häufig Geſehenen nothwendig einen nicht angenehm überraſchenden Eindruck machen wird. Blaſſe Farben harmoniren immer beſſer als grell ausgeſprochene, weil das viele Licht, das Weiß, welches jenen beigemiſcht erſcheint, ſchon immer vermittelt und

die Uebergänge nicht gewaltsam näher bringt. Unbestimmte Farben hingegen werden durch kräftige, stark ausgesprochene gehoben, doch stehen sie nur ältern Personen zu; junge dürfen sie nicht wählen, wenn sie Geschmack zeigen wollen.

Die Jugend überlade sich nie mit Geschmeide; viel Geschmeide, das im Ganzen nur geringen Werth hat, ist stets zu vermeiden. Es ist oft nothwendig, seinem Stande nach unter Glänzenden mitzuglänzen, und Stand und Gelegenheit gebieten es dann, Schmuck anzulegen. Man wähle aber immer nur etwas, das durch die Art seiner Fassung Geschmack verräth und neben dem Werthe der Steine und Perlen auch Kunstwerth besitzt. Dahin gehören schöne Kameen, zierliche Emails u. dergl. Perlen und Brillanten sind für Blonde und Brünette zu wählen; von farbigen Steinen passen Saphire, Türkisse, Balasrubine (rubis balais, von rosenrother Farbe), mehr für den blonden Teint, Smaragde, Hyacinthen (orange), Spinellrubine (rubis spinel, brennend dunkelroth), mehr für den braunen.

Eine Toilette soll nie ganz weiß gewählt werden, dieß sieht gespensterhaft, leichenhaft aus; stets soll eine sanfte, aber etwas einschneidende Farbe

die Eintönigkeit unterbrechen. In Schwarz soll man bei Hochzeiten, Concerten, Bällen, überhaupt niemals bei heitern Festen erscheinen. Trägt man tiefe Trauer, so soll man die Gelegenheit vermeiden, sich unter frohe Menschen zu mischen, schon um der naheliegenden Schicklichkeit willen; ist aber die Trauer mehr äußerlich und man trägt sich nur aus Konvenienz schwarz, so ist es gestattet und geboten, während der Theilnahme an einem heitern Feste die Trauerkleidung mit einer andern zu vertauschen. Dieser Brauch gilt auch an Höfen.

Es ist nun aber nicht genug, daß man die Kleider nach Schnitt und Farbe für sich wählt: man muß sie auch anzuziehen verstehen. Man hört oft den Ausdruck: „das ist ein Kleiderleib." Darunter versteht man einen Körper, dem Alles ansteht, der sich sogleich in das Weite wie in das Enge, in das Lange wie in das Kurze mit Gemächlichkeit schickt. Wer einen solchen „Kleiderleib" nicht besitzt, hat vorsichtiger zu seyn; er hüte sich besonders davor, besonders schöne und eigenthümliche Toiletten, welche er bei Andern sieht, nachzuahmen, da sie auf seinem Leibe oft eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen.

Conversation.

Es ist sehr schwierig, in der Conversation als Meister zu glänzen. Man glaube ja nicht, daß dieses durch Vielsprechen oder wohl gar durch Alleinsprechen zu erreichen sey. Und wenn man den Kopf voll Kenntnisse hätte, wenn man über jeden Gegenstand das Beste zu sagen wüßte, beobachte man als unverbrüchliches Gesetz: auch Andere sprechen zu lassen. Ebenso wenig bilde man sich ein, durch immerwährendes Sprechen den Ton anzugeben und die Conversation zu beherrschen. Allein man hüte sich auch, einsylbig zu seyn und nur das zu beantworten, um was man gefragt wird; dieß lädt den Schein von Befangenheit oder Dummheit auf uns; manchmal auch ist dieß stumme Verhalten ein ebenso sicheres Zeichen stolzer Anmaßung wie das dictatorische Absprechen, und dann ist es fast noch unleidlicher.

Es galt früher als unumstößliche Regel der Höflichkeit, daß jüngere Personen in der Gesellschaft schweigen mußten, wenn ältere Leute sich unterhielten. Dieß ist längst abgekommen und es würde eine vergebliche Vorschrift seyn, da heut-

zutage junge Leute niemals zu der Ueberzeugung gebracht werden könnten, die Sachen nicht tausendmal beſſer als die Alten zu verſtehen. Wir wollen daher nicht daran denken, eine ſolche Vorſchrift hier zu geben, allein wir ſtellen es der Jugend anheim, wenigſtens einige Rückſicht gegen das hohe Alter walten zu laſſen, und bemerken, daß ſie dadurch in den Augen jedes Gebildeten ſehr gewinnen wird.

Die Kunſt der Converſation beſteht darin, einen Gegenſtand wie von ungefähr in der Unterhaltung zu berühren, der intereſſant genug iſt, um Rede und Gegenrede zu beleben und eine Diskuſſion herbeizuführen. Die Klugheit erfordert den Gegenſtand ſo zu wählen, daß wir im Stande ſind, an der dadurch erregten Diskuſſion mit vollen Mitteln Theil zu nehmen. Iſt das Thema erſchöpft, kommen Wiederholungen vor, zeigt ſich Abſpannung, tritt wohl gar Stillſchweigen ein, ſo wende man ſich zu einem andern Kreiſe, der dieſer Unterhaltung fern ſtand, oder man ſuche ein Geſpräch zu Zweien anzuknüpfen, hüte ſich aber, das Schlagwort zu einer neuen allgemeinen Converſation zu geben. Bringt ein Anderer nun dieſes Schlagwort, ſo laſſe man ihm auch ſein

Recht, das man in dem frühern Falle für sich in Anspruch nahm, und begnüge sich damit, obligat zu begleiten, anstatt die Hauptstimme zu spielen, wenn man es nicht vorziehen sollte, sich gänzlich von der Conversation zurückzuziehen und ein intimes Gespräch mit einem Freunde anzuknüpfen, sich dem Spiele zuzugesellen, Musik zu machen oder anzuhören oder was sonst der Kreis, in welchem man sich befindet, Abwechselndes bietet.

Man hüte sich, wie ein Buch zu sprechen, d. h. Aeußerungen, welche man vorzubringen hat, wie Orakelsprüche ertönen zu lassen und dabei sich selbst das Ansehen zu geben, als wenn man ein Ausbund aller Weisheit sey, oder dafür angesehen seyn wolle. Man spreche nicht zu bedächtig und mache nicht unerträgliche Pausen, während welcher man mühevoll die Perioden im Kopfe bildet und nach den gesuchtesten Ausdrücken strebt, um seine Rede zu schmücken. Bei ernsten, wissenschaftlichen Gegenständen muß man zwar fortwährend bemüht seyn, den bezeichnendsten, erschöpfendsten Ausdruck zu gebrauchen, allein man muß vor allen Dingen der Sprache, in welcher man sich unterhält, vollkommen Meister seyn und ebenso den Gegenstand beherrschen und voll davon seyn, über den

man ſpricht. Iſt dieſes in gehörigem Grade der Fall, dann kann man ſich getroſt der momentanen Eingebung überlaſſen: ſie wird ſchon immer das Beſte zum Zugreifen bereit halten. Aus dieſem unvorbereiteten Erguß des Augenblicks erwachſen Schönheiten der Rede, deren Reiz alsbald herausgefühlt wird und die Zuhörer feſſelt. Der Vortrag wird dramatiſch; der Erzähler wird zugleich zum Darſteller. Mimik, Plaſtik helfen unbewußt mit; ſelbſt das Abgeriſſene, Unvollendete verleiht der Improviſation den bewältigenden Zauber. Man hüte ſich jedoch, darin zu weit zu gehen. Bei allem anſcheinenden Selbſtvergeſſen wache die ruhigſte Beſonnenheit; man beobachte die Mienen der Zuhörer von Zeit zu Zeit, man lenke ein, man laſſe Andern die Rede, man ſey vorſichtig im Steigern, man wiſſe endlich mit freimüthiger Beſcheidenheit gänzlich abzubrechen und einen Gegenſtand zu verlaſſen, der, wie man ſich nun überzeugt, nicht von allgemeinem Intereſſe iſt.

Man hüte ſich, Andern in die Rede zu fallen; dieß iſt gegen die alltäglichſte Höflichkeit gefehlt. Man ſey aufmerkſam, um den Moment aufzufaſſen, in welchem man die Bemerkung, die Ant-

wort, den Einwurf anbringen kann. Bei einer Erzählung, welche ein Anderer vorträgt, verhalte man sich ruhig, ziſchle nicht ſeinem Nachbar in die Ohren, und zeige dem, was vorgetragen wird, die größte Aufmerkſamkeit. Das hier Gerügte würde dem Erzähler die größte Nichtachtung bezeugen, und könnte ſelbſt nach Umſtänden als offene Beleidigung angeſehen werden und ernſte Folgen haben.

Zu vermeiden hat man es auch, mit einem Andern zu gleicher Zeit zu reden und gleichſam mit ihm ein Duett zu ſprechen, wie man es von Sängern ſingen hört. Dieſe Unhöflichkeit begehen Manche aus Ungeduld; wenn nach ihrer Meinung der Vortragende nicht ſchnell genug ſpricht oder den Begebenheiten zu weit voraneilt, wo ſie dann glauben, berichtigen zu müſſen, dem Andern in das Wort fallen und mit dem frühern Sprecher eine Strecke Weges zuſammen zurücklegen. Dieß kann Jenen vollſtändig aus dem Concept bringen und hat für die Zuhörer etwas überaus Peinigendes. Wie beſchämend iſt es dann für einen ſolchen, wenn der Sprechende dem Unterbrechenden das Feld räumt und ſchweigt, oder wenn

er, zu einiger Heftigkeit hingeriſſen, ihm zuruft: „Wollten Sie mich wohl ausſprechen laſſen?“

Wenn von Dingen geſprochen wird, welche man nicht genau kennt, ſoll man ſich des Mitredens enthalten. Entweder gibt man ſich Blößen, wenn man einen Gegner findet, welcher ein tieferes Eingehen in den Gegenſtand verlangt, oder man nimmt ſeine Zuflucht zu oberflächlichen, wenn auch ſchillernden Redensarten, die uns in den Augen der wahrhaft Gebildeten und Urtheilsfähigen um den Kredit bringen.

In ſeinen Urtheilen ſey man ſtets mild und zeige Duldſamkeit; man nimmt dadurch Milde und Duldſamkeit auch für ſich in Anſpruch, deren Jeder nicht entbehren kann. Ferner bedenke man, daß Jemand in der Geſellſchaft ſich befinden könnte, der durch ein zu hart ausgeſprochenes Urtheil in eigener Perſon oder in nahe liegenden Intereſſen empfindlich berührt werden dürfte. Kein gebildeter Menſch wird aber vorſätzlich einen Andern verletzen oder kränken wollen, und wie dankbar wird Derjenige uns ſeyn, dem ein mildes Urtheil von uns zu Theil wurde!

Von Abweſenden ſchlecht zu ſprechen, gehört leider in manchen Geſellſchaften zum Ton, wenn

auch nicht zum guten Ton. Im französischen Gesellschafts-Jargon pflegt man das „medisiren" zu nennen, auf gut deutsch heißt es: ausrichten, schänden, schmähen. Es gibt Personen, welche dieß ohne Rücksicht, auf die unbarmherzigste Weise ausüben, sich durch allerhand Mittel in die Geheimnisse der Familien stehlen und ihre eigenen „Zubringer" halten, um nur recht viele Geschichten zu wissen. Jeder Zug, den sie erfahren können, ist ihnen Goldes werth; je schändlicher er ist und den Character eines Menschen verunglimpft, desto lieber ist er ihnen, um daraus das zu bilden, was man ebenfalls in jenem üblichen Gesellschaftsjargon „Chronique scandaleuse" benennt, was aber auf deutsch mit „lästerhaftem Klatsch" übersetzt werden kann. Solche Leute machen sich hie und da unentbehrlich, wo man nicht gehörig gebildet ist, um den nöthigen Stoff zur Unterhaltung aufbringen und verarbeiten zu können; von jedem wahrhaft gebildeten Verein bleiben sie aber mit Recht ausgeschlossen. Eine Gesellschaft, in welcher die Chronique scandaleuse den Gegenstand der Unterhaltung bildet, sollte die nicht in Jedem den Argwohn aufkeimen lassen, daß er — wäre er abwesend — ebenso gelästert werden

würde? Und ſicherlich würde er es; der Argwohn iſt nur zu ſehr gerechtfertigt.

Man ſoll weder von Abweſenden, noch von ſolchen, die eben erſt die Geſellſchaft verlaſſen haben, Böſes ſprechen, ihre lächerlichen Eigenſchaften hervorheben und ſie verſpotten. Dieß wirft auf Den, der es thut, kein günſtiges Licht; man wird ihm bald das Vertrauen entziehen, weil man vorausſetzen muß, daß man ſelbſt der Gegenſtand ſeiner übeln Nachrede oder ſeines Spottes werden wird, wenn die Gelegenheit ſich dazu darbietet.

Eine ſchlechte Gewohnheit iſt es, in Geſellſchaften ſeine Umgebung mit vielen Fragen zu beläſtigen. Iſt man durchaus in dem Falle, nach etwas fragen zu müſſen, ſo unterlaſſe man es nie, eine kurze höfliche Entſchuldigung als Begründung der Frage voranzuſchicken. Die Neugierde iſt etwas, das man nicht aufkommen laſſen darf, und hat man die Schwäche neugierig zu ſeyn, ſo ſoll man mindeſtens beſtrebt ſeyn, ſie nicht gar zu ſehr zur Schau zu tragen. Man macht den Juden den Vorwurf, daß ſie neugierig ſeyen, weil ſie ſtets viel fragen; allein dieß iſt mehr eine üble Angewohnheit, wodurch ſie allerdings Andern läſtig werden können. Man vermeide es

ferner, ſich nach Namen, Stand, Vermögen der Anweſenden zu erkundigen, und erlaube ſich das nur ausnahmsweiſe bei ſolchen, die mit uns ſelbſt, obgleich fremd, eine längere Unterredung gehabt haben, bei welcher ihre Aeußerungen uns beſonders frappirt hatten, ſo daß der Wunſch, ſie näher zu kennen, wohl gerechtfertigt erſcheint. Jedoch ziehe man dergleichen Erkundigungen nur immer im Stillen, und dann, wo möglich, bei ſeinen vertrauten Freunden ein.

Nach allem dieſem befolge man den Grundſatz, nur ſehr wenig und ſtets nur das Nothwendigſte zu fragen.

Man ſey darauf bedacht, nie etwas in der Unterhaltung anzuregen, was zu Erörterungen führen könnte, welche Einem in der Geſellſchaft unangenehm werden könnten. Ein altes Sprichwort ſagt: 'in einem Hauſe, in welchem Einer ſich gehenkt hat dürfe man nicht von einem Stricke ſprechen.' Dieſer eine Fall für viele; in den Sprichwörtern liegen weiſe Lebensregeln, die in weiter Ausdehnung ihre Anwendung finden. Man kann zwar hierauf erwidern, daß es unmöglich ſey, die Verhältniſſe aller Menſchen zu kennen, die man in einer großen Geſellſchaft bei-

ſammen findet, und daß es daher ebenſo unmöglich ſey, nicht hie und da gegen dieſe Vorſicht zu verſtoßen. Darauf kann aber erwidert werden, daß man überhaupt in größeren Geſellſchaften, wenn man nicht unter Bekannten ſich befindet, nur vorſichtig aufzutreten habe, und eher den ſtillen Beobachter, als den lauten Sprecher abgeben ſolle. Miſcht man ſich hier in's Geſpräch, ſo halte man es allgemein, bis man erſt genau erkennt, mit wem man es zu thun hat.

Die Zurückhaltung gegen fremde Perſonen iſt die erſte Regel des Umgangs. Die Verſchloſſenheit der Engländer, die Unbekümmertheit der Franzoſen um den Fremden, können uns hier als Muſter dienen; wir Deutſche, welche überall den Namen der ernſten und phlegmatiſchen Nation von den andern Nationen erhalten, laſſen uns durch das, was wir namentlich in Süddeutſchland fälſchlich „Gemüthlichkeit“ benennen, zu einer gutmüthigen Geſchwätzigkeit gegen Fremde verleiten und hinreißen, die ſich oft auf die lächerlichſte Weiſe äußert, indem wir uns nach den unbedeutendſten Dingen erkundigen, oder die gleichgültigſten Wünſche anbringen, die bei genauerer Betrachtung ganz unerklärlich erſcheinen. Wie

z. B. die Frage an Fremde nach ihrem Befinden, das Wünschen guten Appetits u. ſ. w., u. ſ. w.

Es gibt dann auch noch Leute unter uns, die, unbekümmert darum wer ſie eben hört und wo ſie ſich befinden, z. B. an der Wirthstafel, unter Leuten die ſie zum erſten Male ſehen, Alles ſagen und ausſchütten, was ſie wiſſen und was ſie fühlen, und in ihrem Eifer nicht einmal bemerken, daß ringsumher alle Kinnbacken mit emſigem Kauen beſchäftigt ſind, und Niemand es der Mühe werth hält, ihnen zu antworten. Beſonders ſind ſolche Leute unermüdlich, wenn irgend ein Zufall eine ſogenannte Zeitfrage leiſe berührte, ihre Weisheit ohne Rückhalt zum Beſten zu geben.

Indem ich dieſes ſchreibe, verfolgt mich eine kleine ſchwarze Fliege auf das Hartnäckigſte. Bald ſummt ſie mir um den Kopf, bald krabbelt ſie mir an den Schläfen, ſetzt ſich auf die Brille, auf die Hand — ich kann ſie nicht los werden, ſo ſehr ich auch ſchüttle, ſtampfe, blaſe, ſchlage und haſche. Immer iſt ſie wieder da, und immer dieſelbe kleine ſchwarze Fliege; ich glaube, daß keine andere im Zimmer iſt. Ich ſtehe auf und will ihr entfliehen; ich gehe in ein anderes Zimmer, ich kehre zurück und meine Fliege iſt wieder

da. Ich ſteige in das obere Stockwerk, bleibe eine halbe Stunde dort, ſetze mich dann wieder an den Schreibtiſch, und die Fliege iſt wieder da. Es iſt kein anderes Mittel, als meine Arbeit in ein anderes Zimmer zu tragen, um ihrer los zu werden. So geht es uns mit gewiſſen Menſchen, welche uns mit hartnäckiger Zudringlichkeit, mit ihren Fragen, Meinungen und Erzählungen verfolgen, und die daher mit Recht den unausſtehlichen Fliegen verglichen werden, die uns zur Verzweiflung bringen können.

Kecker Inſolenz kann man nur durch förmliche Flucht entgehen. Das iſt nicht Feigheit, ſondern Klugheit und ein erlaubter Egoismus.

Wenn man Vornehmen gegenüberſteht, welche in der Unterredung mit uns ſich eines vertraulichen Tones bedienen, ſo ſollen wir zwar nicht ſteif und ſchroff in den Gränzen der Etikette verbleiben, noch weniger aber eine gemeine Unterwürfigkeit heucheln, die von feinem gebildeten Vornehmen gern geſehen wird, und Denjenigen, der ſie an den Tag legt, immer entehrt; allein wir ſollen doch mit Feinheit eine Linie der Zurückhaltung beobachten. Wir müſſen uns hüten, mit der Thüre in's Haus zu fallen; wir ſollen

auf den Scherz den Scherz erwidern, allein nicht fortwährend neue Scherze machen; wir sollen den Ton, der von der andern Seite angeschlagen wird, nachklingen lassen, allein nicht selbst den Ton angeben; wir können Geist und Witz zeigen, allein immer mit Vorsicht, und Alles so anlegen, daß wir noch etwas im Rückhalt bewahren, was wir erst bei erneuerter Veranlassung, bei directer Aufforderung ausspielen, gerade wie es ein geschickter Spieler mit seinen Trümpfen macht. In solchen Unterredungen thut weise Berechnung noth. Man glaube auch nicht, in den Augenblicken, in welchen uns der Zufall im gesellschaftlichen Kreise einer hochgestellten Person entgegenführt, welche mit uns eine Unterredung anknüpft, gleich mit egoistischen Plänen herausrücken zu können, um darauf Hoffnungen und deren Erfüllung zu bauen. Solche Gedanken, wenn sie Ausdruck gewönnen, würden die hochgestellte Person bald von uns zurückscheuchen. Man muß übrigens wissen, daß eine solche zufällige Begegnung zu keiner Consequenz berechtigt, und daß oft, wollte man beim nächsten Male, wo die Begegnung an anderm Orte und unter andern Verhältnissen stattfände, gleichsam „die Bekanntschaft cultiviren", wie man es im

gewöhnlichen Leben nennt, diesem Begehren von dem Höhergestellten durchaus nur mit Kälte begegnet werden würde.

Ein zurückhaltendes Wesen ist daher sehr zu empfehlen, weil es vor unangenehmen Erfahrungen bewahrt. Dadurch, daß man sich selbst von den Vornehmsten immer wieder suchen läßt, zeigt man das Bewußtseyn seines eigenen Werthes, und wird darum nur um so mehr gesucht.

In der Unterhaltung suche man seine Stimme mit denen aller Uebrigen in Einklang zu setzen, und zwar nehme man die leise Sprechenden stets als Richtschnur. Selbst im Affect darf man seinen Ton nie forciren; denn an der Unterhaltung Theil nehmen, aber überschreien wollen, ist ein so arger Verstoß gegen die Sitte, daß man nie zu diesem Mittel, sich verständlich zu machen, greifen darf. Ist man nun darauf bedacht, seinen Ton angenehm zu moduliren, so bemühe man sich auch zu gleicher Zeit deutlich auszusprechen und in seinem Vortrage gleiches Maaß zu halten. Man darf im Gespräche nie zu pathetisch werden, aber auch nie sich übernehmen und die Worte durcheinander, wie sprudelnd, von sich strömen lassen.

Vor allen Dingen wisse man, selbst wenn

man gefällt, und die sichtbarsten Zeichen, daß man gefalle, von den Andern empfängt, zur rechten Zeit aufzuhören. Es ist lohnender, das Bedauern darüber zu vernehmen, daß man schon zu Ende sey, als das Nachlassen des Beifalls, der Aufmerksamkeit, das Entfernen der Zuhörer, das Lichterwerden des Kreises bei allzu großer Breite und Länge zu erfahren.

Nimmt man an einer Conversation Theil, welche in einer fremden Sprache geführt wird, so ist es durchaus nöthig, daß man dieser Sprache vollkommen mächtig sey, sonst thut man besser, davon zu bleiben. Unter Deutschen französisch zu sprechen, ist eine lächerliche Sitte, die früher unter den vornehmen Klassen üblich war, nunmehr aber fast allgemein aufgegeben ist. An Höfen wird nur bei diplomatischen Verhandlungen die französische Sprache angewendet, wegen ihrer allgemeinen Verständlichkeit, weil sie beide Theile der Mühe überhebt, mehrere Sprachen zu erlernen oder der Dolmetscher sich zu bedienen.

Die hier gegebenen Vorschriften und auf Erfahrung gegründeten Belehrungen kann man selbst in vertrauteren Kreisen, wenigstens zum Theil, in Anwendung bringen. Der Ton der guten Ge-

fellſchaft muß uns überall hinbegleiten, und er wird es, wenn — wie wir wollen — er zur andern Natur geworden iſt.

Literatur.

Gewöhnlich genügt es, die Dichter, deren Namen für alle Zeiten berühmt ſind, und einige Romane der Gegenwart, von welchen eben viel geſprochen wird, zu kennen, um in der Geſellſchaft als eine in der Literatur wohlbewanderte Perſon zu gelten. Allein damit ſollte es nicht abgethan ſeyn. Die Kenntniß der Literatur der Nation, welcher man angehört, iſt bei jedem Gebildeten vorauszuſetzen; jedoch beſteht ſie in etwas Anderm, als in dem, was wir oben angeführt haben.

Wer freilich nur nach dem Scheine der Bildung ſtrebt, und wem es daher blos darum zu thun iſt, ein Wort mitſprechen zu können, der thut am beſten, ſich ſchnell mit Demjenigen, was gerade an der Tagesordnung iſt, bekannt zu

machen. Ja, für diesen Fall genügte es sogar nur, an dem Tage selbst zu lesen, was man für die Abendgesellschaft braucht, wie es wohl auch Einige hie und da machen. Man weiß selbst, daß es Lehrer in großen Städten gab und noch gibt, die in solcher Beziehung sogenannte Conversationsstunden über literarische Gegenstände halten, und ihren Schülern und Schülerinnen die Mittel an die Hand geben, über diese Dinge, wenn auch nur sehr oberflächlich, zu sprechen. Wie unersprießlich solche angeflogene Urtheile aber für die eigene und eigentliche Bildung sind, darf wohl nicht erst hinzugefügt werden.

Es ist nicht nöthig und in allen Verhältnissen auch nicht möglich, daß eine genauere Kenntniß der Literatur, welche nur im Gefolge anderer Wissenschaften errungen werden kann, für unsern Zweck, den einer allgemeinen gesellschaftlichen Bildung, erreicht werde. Man erstrebe vielmehr sich einen Ueberblick unserer Nationalliteratur zu verschaffen, und sich dann von dem hohen Werthe und der Bedeutung derselben zu durchdringen. Ist man damit zu Stande gekommen, so lese man Vieles, aber mit Auswahl und unter einer literarisch kundigen, vollständig urtheilsfähigen Leitung.

Jenen Ueberblick erhält man am Beſten durch einen Lehrer, welcher der Sache gewachſen iſt; iſt man aber auf den Selbſtunterricht beſchränkt, ſo werden die Werke, welche Proben in Verſen und Proſa enthalten, wie ſie Schwab, Künzel, Wolff Göbecke, Heinr. Kurtz u. A. herausgegeben haben, hierbei gute Dienſte thun. Zum Unterrichte wie zur Selbſtbelehrung gleich nützlich, durch Ueberſichtlichkeit, Kürze und gediegenes Urtheil gleich belehrend, iſt auch Piſchon's 'Leitfaden zur Geſchichte der deutſchen Lit.'; ferner die einſchlagenden Schriften von Koberſtein, Schäfer, Hillebrand u. A. — Wer tiefer greifen will, wähle das „deutſche Leſebuch" von Wackernagel, und wem es um gründliche Belehrung zu thun iſt, der nehme eine tüchtige Literatur-Geſchichte zur Hand, wie die von Gervinus zum Beiſpiel.

Geſchichtswerke ſind vor Allem zu empfehlen.

Nächſt unſern ſogenannten Klaſſikern: Leſſing, Göthe, Schiller, Jean Paul, werden auch die neuern lyriſchen Dichter fleißig geleſen. Uhland, Friedrich Schlegel, Max v. Schenkendorf, Tieck, Novalis, Schwab, Juſtinus Kerner, Freiligrath, das Buch der Lieder von H. Heine, Emanuel Geibel, Anaſtaſius Grün, Zedlitz, Grillparzer,

Platen, Chamisso, Rückert, Herwegh, Lenau, das sind nun wohl die Dichter, welche man kennen muß. Zu Einem oder dem Andern wird man sich mehr oder weniger hingezogen fühlen und ihn alsdann zu seinem Lieblinge erwählen, den man genauer kennen lernt.

Von den Dichtern einer früheren Periode, die ebenfalls für klassisch gälten, wird man den edeln Herder vor Allen kennen zu lernen streben müssen. Klopstock, Voß, Bürger, Stolberg, werden mit einzelnen Werken oder mit Bruchstücken uns genug thun; ebenso ist Wieland nur in sehr beschränkter Weise zu genießen. Ueber die Talente eines Matthisson, Salis, Hölty, Schubart, so wie einiger noch ältern, wie Uz, Hagedorn, Haller u. s. w., wird man durch die Bekanntschaft mit den frühergenannten Anthologien hinlänglichen Aufschluß erhalten.

Es versteht sich von selbst, daß Derjenige, welcher nur die allgemeinere Bildung zu erlangen strebt, die genannten Dichter, und selbst die größten, nicht aus allen ihren Werken förmlich studiren kann. So würde man sich bei einem Jeden von ihnen nur auf die Hauptwerke beschränken dürfen, und bei Lessing die ältern Lustspiele, die kritischen

und philoſophiſchen Schriften, bei Göthe die wiſſenſchaftlichen und kunſthiſtoriſchen Abhandlungen, ebenſo bei Schiller, ebenſo bei Herder unberückſichtigt laſſen können.

Der Roman und die Novelle haben erſt in neuerer Zeit zu blühen begonnen; von den frühern Schöpfungen auf dieſem Felde beſitzen wir wenig mehr, was auf einen klaſſiſchen Werth Anſpruch machen könnte, und auch überhaupt von der jetzigen Zeit mehr als dem Namen nach gekannt iſt. Die Romane der ältern deutſchen Periode, wie die von Wieland, Haller, Gellert, ſind für unſere Zeit von keiner Bedeutung, und würden auch für unſern Geſchmack nicht anſprechend ſeyn. Von der hierauf folgenden Literatur-Periode ſind die langen Reihen der Lafontaine'ſchen, Pichler'ſchen und andern Schriften ebenfalls keiner Berückſichtigung werth. Alles, was man von ihnen ſagen kann, iſt, daß ſie ihrer Zeit genügten, mithin Mode wurden, allein wie eine Mode eben nur unter den gegebenen Bedingungen beſteht, auch dahin ſchwanden, nachdem dieſe Bedingungen ſich erfüllt hatten. Nur Göthe's ſchöpferiſcher vielſeitiger Genius beſchenkte uns, auch in dieſer Gattung, mit Werken von ewiger Dauer. Die Romane

von Jacobs und Ernſt Wagner, wie z. B. Allwin und Theodor, Die reiſenden Maler, Reiſen aus der Fremde in die Heimath, verdienen es noch jetzt geleſen zu werden.

Erſt Tieck hob die Novelle zur höhern Bedeutung. Hier finden wir eine poetiſche Anſchauung aller Verhältniſſe des Lebens, eine Maſſe von geſundem Räſonnement über Kunſt und Literatur, praktiſche Weisheit, und die geſchmackvollſte, ebenmäßigſte Form. Tieck's Novellen ſind Meiſterwerke, welche bis jetzt noch nicht erreicht ſind. Die nach Tieck oft benannte romantiſche Schule zählt viele anmuthige poetiſche Gebilde, wie z. B. die ritterlich-phantaſtiſchen Werke von Fouqué (Pellegrin in ſeinen früheſten Arbeiten genannt), unter denen das Mährchen Undine ein Gewebe zarteſter Poeſie iſt; dann die heitern Novellen von Eichendorff, und Chamiſſo's unvergänglichen Peter Schlemihl, ein barockes Mährchen, welches der alten Sage von dem Studenten in Salamanca nachgeſchrieben iſt, der dem Böſen ſeinen Schatten verkauft hatte. Seitwärts von der Höhe, welche Tieck einnimmt, ragt einſam der tiefſinnige Romantiker Achim von Arnim, der von der Nation noch immer nicht gehörig begriffen und nach

Würden geschätzt ist, obgleich seine Werke für Viele ein heiteres Labsal des Gemüthes geworden sind. Ihm in einigen Stücken verwandt ist Clemens Brentano, dessen 'Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl,' ein Meisterstück von anspruchloser Naivität und erschütternder Wirkung, lange vorher in unserer Literatur glänzte, ehe die Versuche da waren, welche in der Gegenwart die Erfindung einer Volkspoesie für sich in Anspruch nehmen.

Die Bücher, welche Karoline von Fouqué, Karoline Woltmann, Amalie Schopenhauer geschrieben haben, sind, wenn auch nicht von großem Belange, doch jungen Damen zur Unterhaltung immerhin zu empfehlen. Sie sind jedenfalls harmloser, und in Bezug auf Sprache und Styl musterhafter, als Das, was in neuerer Zeit von weiblichen Schriftstellern hervorgebracht wurde.

In neuester Zeit und noch in unsern Tagen producirend, sind im Fache der Novelle und des Romans Viele zu nennen. Jede Leihbibliothek kann über die Titel und die Namen der Verfasser Auskunft geben. Wir setzen voraus, daß Eltern und Erzieher diese Anstalten nicht zur freien Disposition ihrer Befohlenen und Kinder stellen wer-

den. Hier iſt die ſtrengſte Auswahl erforderlich. Dieß iſt Alles, was wir über dieſen Theil der zeitgenoſſiſchen Literatur hier ſagen dürfen, da es uns weder zuſteht, noch in unſerm gegenwärtigen Plane liegen kann, Anſichten zu geben, welche uns unter den Händen zu kritiſchen Abhandlungen anwachſen könnten.

Die fremden Sprachen kennen zu lernen, bildet mit Recht den Grund einer guten Erziehung. Man hat zwar zu manchen Zeiten geglaubt, daß dieſe Kenntniß den nationalen Sinn beeinträchtige und die Eigenthümlichkeit der Völker verwiſche; allein indem man die innerſte Eigenthümlichkeit der andern, wie ſie ihren beſtimmteſten Ausdruck in der Literatur findet, kennen zu lernen ſtrebt, iſt man noch nicht genöthigt, die eigene aufzugeben, vielmehr kann jene Kenntniß nur dazu dienen, dieſe mehr und mehr auszubilden. Fremde Sprachen nähren unſern Geiſt und bilden unſern Geſchmack, ſie verleihen uns eine Vielſeitigkeit der Anſchauungen, zu welcher man nur auf dieſem Wege gelangen kann; ſie dienen uns auf Reiſen und führen uns zu den intereſſanteſten Bekanntſchaften, durch welche wir wieder die Gränzen unſers Wiſſens erweitern. Ueberſetzungen

der Werke fremder Literaturen, welche wir in so großer Zahl aus allen Sprachen besitzen, können uns nicht in dem gleichen Maaße nützlich werden, als wenn wir im Stande sind, die Werke in der Ursprache zu lesen. Erstens ist trotz der Menge von Uebersetzungen Vieles doch noch nicht übersetzt, und das ist oftmals nicht eben das Mittelmäßige oder Schlechte, sondern das, was wir gerade vorzugsweise lesen sollten. Zweitens sind die Uebersetzungen zu eilig und von Unkundigen verfertigt, und auch den Besseren, namentlich den poetischen, geht der herrliche Duft, der heilige Hauch des großen Dichters ab, welcher das Urbild geschaffen.

Wir besitzen in unserer Sprache einige Meisterarbeiten von Uebersetzungen, wie z. B. den Shakespeare von Schlegel und Tieck, die italienischen Heldengedichte von Gries, und von demselben die Werke des Calderon. Dennoch muß man gegen Uebersetzungen im Allgemeinen vorsichtig bleiben. Wir haben auf solche Weise spanische Werke, wie den Don Quixotte, in jüngster Zeit erhalten, welche erst aus zweiter Hand zu uns kamen, nämlich aus der französischen, nicht einmal

getreuen Ueberſetzung in das Deutſche übertragen wurden.

Muſik.

Die Muſik, die göttliche Kunſt, welche das Herz erfreut, und für jede Stimmung Nahrung oder Troſt gewährt, darf aus dem Kreiſe unſerer Bildung nicht ausgeſchloſſen werden. Es iſt aber nicht genug, daß man ein Inſtrument zu ſpielen erlerne, auch der Geſchmack muß bei Zeiten eine beſtimmte Richtung erhalten. Man ſoll bemüht ſeyn, das blos Melodiöſe, das dem Ohre und dem Gefühle Schmeichelnde, nicht allein zu ſchätzen, ſo ſchätzenswerth es auch an und für ſich ſeyn mag, ſondern auch die hoch-ernſte, faſt heilige Seite der hohen Kunſt zu erfaſſen. Nur dann, wenn frühzeitig das Augenmerk hierauf gerichtet wird, erlangt man Das, was muſikaliſche Durchbildung genannt wird.

Wer Stimme beſitzt, und die Menſchen, welche nicht geradezu ſo unglücklich ſind, an einem organiſchen Fehler der Bruſt oder des Halſes zu leiden,

beſitzen eine Stimme, ſoll Singen lernen. Es iſt nicht eben nöthig, daß die Stimme brillant, von großem Umfange und von bedeutender Stärke in allen Chorden ſey; der Unterricht thut hier viel, Alles. Auch mit der ſchwächſten Stimme laſſen ſich ſchöne Wirkungen erzielen durch den Vortrag, der die Contraſte, das Piano und Forte, das Anſchwellen, anzubringen weiß, und das, was die Seele empfindet und die Compoſition der Worte ausdrücken ſoll, zum Gehör tönen läßt.

Singen ſollte daher jeder Menſch lernen. Auch der Ungebildete trällert oder pfeift ſein Liedchen bei freudigen wie bei traurigen Gelegenheiten. Es vertreibt ihm die Grillen, es erhöht ſeinen Muth, es feuert ihn zur Heiterkeit an, es beſchwichtigt ſeinen Schmerz, oder löst den furchtbaren Sturm im Inneren zur beſeligenden Trauer. Die Ausdrucksweiſe in dem Geſange ſey ſtets einfach und natürlich; auch in künſtlichen Stücken kann dieß als Grundſatz feſtgehalten werden. Es iſt ein bedeutender Unterſchied zwiſchen Künſtlichkeit und Verkünſtelung, und darauf beruht der anſprechende Eindruck, den wir zu machen wünſchen. Das Kokette, womit öffentliche Sänger und Sängerinnen den Beifall der Menge hervorzulocken ſtreben,

ſollte nie nachgeahmt werden; der lärmende Beifall iſt es ja auch nicht, nach welchem die Hausfrau, die Tochter oder der Sohn des Hauſes bei dem Vortrage eines Muſikſtückes geizen. Man will ſeiner Stimmung genügen, dieſe Stimmung in der Bruſt der Zuhörer anklingen laſſen, und ein Lächeln, ein Händedruck, ein herzlich geſprochenes Wort des Dankes, eine Thräne, ſind überreicher Lohn für den Spender ſo ſchöner Gaben.

So wie man aber in dem Vortrage Alles vermeiden ſoll, was an das Benehmen koketter und nach lautem Beifall und damit verbundenem klingendem Lohne gieriger öffentlicher Künſtler erinnert, ebenſo ſuche man aber auch ein beſcheidenes Weſen in ſeiner Haltung auszudrücken. Der Ausdruck des Geſichts zeige Anſpruchsloſigkeit, das Auge drücke Beſcheidenheit aus; man unterdrücke das Gefühl der Aengſtlichkeit, weil es dem ſichern Erfolge Eintrag thut und bei den Zuhörern einen peinlichen Effekt hervorruft, der nur langſam weicht, um dem Gefühle des Wohlbefindens und der Annehmlichkeit, das die Kunſt hervorruft, Platz zu machen.

Den Körper trage man gerade, den Kopf nicht geſenkt, der Blick zeige Ausdruck, der Mund

werde mit Anmuth geöffnet. Man wähle stets solche Stücke, welche ohne Anstrengung vorgetragen werden können, weil diese oft zu einer widerwärtigen Verzerrung des Mundes und des ganzen Gesichts veranlaßt. In Allem, was man unternimmt, soll Anmuth walten; das Gesetz der Schönheit sey unverbrüchlich; um wie viel mehr muß bei der Ausübung einer Kunst, wie die Musik, dahin gestrebt werden, daß der ganze Mensch eine harmonische, ästhetische Erscheinung sey.

Oft lehrt die Erfahrung, daß Menschen, welche in der Jugend Musik getrieben hatten und es darin zu einer schönen Ausbildung brachten, in spätern Jahren diese Uebung vernachlässigten und endlich nicht mehr daran dachten, zu spielen oder zu singen.

Man schützt die Familiensorgen, die Last des Hauswesens vor, welche die Kunst nicht mehr dulden und ihre ernsten Rechte dagegen geltend machen. Allein laßt diesen Wahn nicht aufkommen und bleibt der Kunst getreu; denn sie ist die sicherste Leiterin zur Höhe des Lebens, zum innern Frieden. Bedenkt, daß man keine Zeit in der kurzen Laufbahn zu verschwenden habe und daß die vielen Stunden eines schweren Unterrichts

Euch von liebenden Eltern nicht auferlegt wurden, um einem eiteln Wahne zu fröhnen, damit Ihr in den ohnehin glücklichen Tagen der Jugend mit einem Reize mehr prangen könntet; sondern daß jene liebende Vorsorge Euch eine Erheiterung, eine edle Lust für schwere Prüfungen, für ernste Tage mit auf den Weg geben wollte. So betrachtet das, was Ihr von der Kunst erlernt habt. Abends, nach vollbrachtem Tagewerke, Sonntags, in frommer Stimmung, versammelt Eure Lieben um Euch, erfreuet sie durch Spiel und Gesang und laßt sie einstimmen und Eure Seligkeit theilen.

Die göttliche Musik erhält und befördert die Harmonie im Innern der Familie. Ein Haus, in welchem Musik erschallt, die rechte, die verstandene Musik, ist ein Gott geweihtes, und der Fremde tritt mit gläubiger Zuversicht über seine Schwelle.

Bildende Kunſt.

Auch die bildende Kunſt, unter welcher Benennung wir hier Zeichnen, Malerei und Bildhauerei verſtehen, darf bei einer guten Erziehung nicht vernachläſſigt werden. Es handelt ſich aber hier mehr darum, einen Begriff von dem Weſen dieſer Kunſtgattungen zu erhalten und den Geiſt derſelben zu erfaſſen, ferner die Kunſtgeſchichte zu kennen und ſich dadurch in den Beſitz eines geſunden und verſtändigen Urtheils zu ſetzen, als die Ausübung bis zu einer großen techniſchen Vollkommenheit zu erlernen. Dieſes Letztere iſt nur bei bedeutenden Anlagen und raſtloſem Fleiße überhaupt zu erreichen möglich und kann daher nur dort in Anwendung kommen, wo daran gedacht wird, die Ausübung als Lebensberuf zu betrachten und daran eine Ausſicht für die einſtige Laufbahn zu knüpfen.

Inzwiſchen wird man auch ſchon bei einem geringeren Grade von Vollkommenheit in der Ausübung mannichfachen Genuß und Nutzen empfinden.

Welches Vergnügen erwächſet uns nicht daraus,

auf Reisen irgend eine Gegend, ein Gebäude oder sonst einen merkwürdigen oder auffallenden Gegenstand in einer leicht hingeworfenen Zeichnung für unser Gedächtniß aufzubewahren. Geht unsere Kunstfertigkeit so weit, daß wir die Zeichnung auch coloriren können, so wird unsere Befriedigung noch bedeutend erhöht werden.

Das Zeichnen von Blumen und Arabesken gewährt uns zugleich den Nutzen, für Stickereien eigene Erfindungen anwenden zu können. Eine Zeichnung in das Album von Freunden ist eine schöne Liebesgabe von hohem Werthe und beglückt den Geber eben so als den Empfänger.

Sind wir im Stande, selbst die Züge geliebter Personen zu entwerfen, so wird uns dadurch eine Quelle neuer Genüsse erschlossen.

Das Malen in Oel, Pastell oder Miniatur erfordert schon eine weitere Ausbildung und einen größern, zum Theil selbst kostspieligern Apparat, als das bloße Zeichnen mit Bleistift, Röthel oder schwarze Kreide. Leichter erscheint das Aquarellmalen, mit Saftfarben auf Papier, was deshalb auch am häufigsten von den Liebhabern der edlen Kunst angewandt wird und, mit Geist und Geschicklichkeit ausgeübt, Blätter von wahrhaft künst-

lerischem Werthe entstehen sehen kann. Die Gouachemalerei oder Guazzo, mit Kreide- oder Deckfarben, nähert sich in seiner Behandlungsweise schon mehr dem Oelmalen und ist deshalb schwieriger und umständlicher. Dafür aber ist das Pastell, mit trockenen Kreidefarben, wodurch fast dieselbe Wirkung wie mit dem Gouache erreicht wird, wieder leichter, und diese Art findet darum auch größern Beifall bei den Dilettanten. Die leichteste und schnellste Weise ist das, was man Wischen oder Estompiren (à l'estompe) nennt, wo die Farben geschabt aufgetragen und dann verwischt werden, um die hellern und tiefern Tinten erscheinen zu lassen. Das Estompiren kann mit schwarzer Kreide oder Röthel, oder mit beiden zusammen, oder auch eines mit dem andern vermischt, wodurch man braune Tinten erhält, angewandt werden. Feine Schraffirungen erhöhen die Wirkung eines solchen Bildes und wenn man sogar mit Geschicklichkeit Fleisch- oder sonstige Localtinten anzugeben weiß, erreicht eine solche Estompe fast den Werth eines ausgeführten Pastellgemäldes, ohne das mit einem solchen verbundenen Studium und dessen Mühsamkeit zu erfordern.

Eine leichtere Gattung und in der Behandlung dem Aquarell nahe kommende Art ist die getuschte Zeichnung, die entweder mit chinesischem Tusch oder in Sepia ausgeführt wird.

Wer so glücklich war, in der Jugend eine sorgfältige, mit Weisheit geleitete gesellschaftliche Bildung, jene allgemeine Bildung, welche wir so hoch stellen, zu erhalten, möge, wenn er in das Leben tritt und ein ernster Beruf ihm die Ausübung des Erlernten erschwert, auch die Kunst des Zeichnens und Malens für jene Feierstunden aufsparen, wo das Gemüth sich aufthut und von einer sanften Begeisterung durchzogen wird. Die Weihe der Kunst kann auch mit einer schwachen Kraft in der Ausführung gedacht werden.

Der Tanz.

Der Tanz ist bei uns nur noch der Ausdruck der Fröhlichkeit; früher begleitete man religiöse Handlungen mit ihm und er gewann dadurch eine höhere Bedeutung als seine jetzige. Als eine eigent-

liche Kunst kann man den gesellschaftlichen Tanz nicht betrachten; diese Ansprüche macht er erst, wenn er als Schauspiel, als theatralischer Tanz, in Balleten oder Pantomimen auftritt, wo er heitere wie ernste Gefühle und Empfindungen sowohl auszudrücken als zu erregen strebt.

Tanzen lernen sollte ein Jeder, weil es der Jugend einen hohen Genuß gewährt und selbst in Beziehung zur Gesundheit sehr zu empfehlen ist. Nur Uebermaß und Unvorsichtigkeit sind hierin wie überall schädlich.

Welche Vortheile man durch den Unterricht im Tanzen für die Ausbildung und Haltung seines Körpers erhält, ist bekannt; auch einem plumpen Körperbau weiß ein geschickter Tanzmeister in der Haltung nachzuhelfen, und Niemand versäume es, sich nach einem solchen umzusehen, wenn er die Absicht hat, in der Gesellschaft dereinst mit Anstand zu erscheinen und überall einen wohlgefälligen Eindruck hervorzurufen.

Allein außer den Regeln, welche der Tanzmeister ertheilt, besitze man vor Allem das natürliche Gefühl des Anstandes, dessen zarte Gränzlinie im Taumel der Bewegung, welche der Tanz hervorruft, so leicht überschritten werden kann.

Weder Leichtigkeit noch Kunstfertigkeit entzücken den Zuschauer, nicht die Schönheit des Körpers, welcher beim Tanze in das hellste Licht gesetzt werden kann, blendet das Auge, wenn das Hauptsächlichste fehlt, welches der jugendlichen Erscheinung der Tänzer den höchsten Zauber verleiht, die Züchtigkeit, welche unbewußt ihr ganzes Wesen umfließt. Diese strenge, heilige Eigenschaft artet bei solchen, welche sie wirklich besitzen, nie in jene Aftergeburt heuchlerischer Anmaßung aus, die man mit einem französischen Ausdrucke „Prüderie“ benennt, welches Wort man am deutlichsten mit „gemachter Verschämtheit“ wiedergeben kann. Es ist die häßlichste Affectation, die nur gedacht werden kann und drückt dem, welcher sich derselben schuldig macht, den Stempel der Dummheit, aber auch zugleich der Unleidlichkeit auf. Daher kommt es, daß die Prüderie gerade das hervorruft und in den meisten Fällen auch hervorrufen will, was sie sich den Schein gibt, abwehren zu wollen. Während die Züchtigkeit in ihrer hohen Naivität ohne sichtbare Anstrengung sich auf eine unantastbare Höhe stellt, verfällt die Prüderie, trotz aller ihrer Absichtlichkeit, in

einen Bereich der Lächerlichkeit und der boshafteſten Angriffe.

Man begnüge ſich — unſere Tänze der Gegenwart erfordern nicht mehr, — ſie mit Leichtigkeit, aber ohne alle ſeynſollende Kunſtfertigkeit auszuführen; Alles, was in dieſer Hinſicht zur Schau getragen wird, iſt ein Beweis von ſchlechtem Geſchmack. Die Dame füge ſich ganz und ungezwungen der Leitung des Cavaliers; ein ſolcher Abandon (Hingebung hat bei uns eine andere, hierunter nicht verſtandene, eine tiefere Bedeutung) macht den lieblichſten Eindruck.

Eine Rückſicht verdient das Geſpräch während des Haltens, wenn das Paar nicht aus Bekannten oder inniger Verbundenen beſteht. Es iſt ſehr ſchwer, in der kurzen Zeit etwas Geiſtreiches zu finden, weil es gewöhnlich ſchwerer iſt, in der Kürze geiſtreich zu ſeyn, als in der Breite, was ſehr vielen Leuten gelingt. Wir finden alte Schwätzer genug, welche auf ſolche Weiſe zu dem Rufe geiſtreicher Männer gekommen ſind. An Vorbereitung iſt hier nicht zu denken und jede Anleitung wäre eine Verleitung. Man thut am Beſten, das Nächſte ſich Darbietende zu wählen und der Gelegenheit und dem Zufalle zu ver-

trauen, welche ohnedieß die Götter der Glücklichen sind.

Beruf und Dilettantismus.

Man hört oft fälschlich: „ich habe mir einen Beruf erwählt"; der Beruf läßt sich nicht erwählen, er steht nicht in eines Menschen Belieben, sondern dieser wird von unsichtbarer Macht dazu getrieben; er ist die unabweisliche Nothwendigkeit, sich mit allen Kräften des Geistes einer Kunst, einem Geschäfte hinzugeben. Oft schon zeigt sich der Beruf in den frühesten Kinderjahren, in den Spielen und Neigungen. Wenn unglückliche Verhältnisse dazu zwingen, diesen Hang zu ersticken, und Eigensinn oder Unverstand die Kräfte auf fremde Gegenstände, in fremde Bahnen lenken und der Mensch dann ein anderes Geschäft ergreift, gezwungen auf einem andern Wege dem Lebensziele zueilt, so kann man von verfehltem Beruf sprechen, und ein solcher verfehlter Beruf ist alsdann das größte Unglück, was den Menschen treffen kann — ein nagender Wurm für das ganze

Leben, der das Herz mit Kummer und Mißlaune erfüllt und den heiterſten, friedlichſten Charakter in einen entgegengeſetzten verwandelt. Darum überſehe man ja die Neigungen nicht, welche ſich in den jugendlichen Herzen regen, ſondern ſuche auf alle nur mögliche Weiſe die Keime zu pflegen und zu erziehen, um ſchöne Früchte ſich entfalten zu ſehen und glückliche Menſchen werden zu laſſen.

Wer ſich aus Beruf einer Kunſt im Leben hingibt, wird in ihr beſtimmt einen hohen Grad von Vollkommenheit, ſelbſt bei ungünſtigen äußern Verhältniſſen erreichen; denn die Macht des Genius überſteigt alle Hinderniſſe, und Anmuth und Entbehrung, Widerwärtigkeiten und verfehlte Verſuche können in ſolchem Falle nicht hemmen, wenn man jene Macht ihrer vollen Entwickelung allein überläßt. Dieſe Entwickelung wird dann Lebensaufgabe und erfüllt das Weſen des Menſchen ganz und gar.

Was man unter jener Redensart: „ich habe mir einen Beruf erwählt“, verſteht, iſt: „ich habe mir ein Geſchäft anerſehen, welches ich mein Leben hindurch treiben will;“ und ſo ſpricht der Arzt: mein Beruf iſt Kranke zu heilen; der

Jurist: mein Beruf ist Prozesse zu schlichten; der Architekt: es ist mein Beruf zu bauen, u. s. w. Jeder hat aber in der That nicht immer Beruf im eigentlichen Sinne zu dem, was er seinen Beruf (Geschäft) nennt.

Wer ohne eigentlichen Beruf (bestimmenden, unabweislichen Trieb) und ohne einen Lebensberuf (Geschäft) daraus zu machen, irgend einen Kunstzweig zum Vergnügen, zur Erholung erlernt, wird Dilettant genannt. Der Dilettanten gibt es in unserer Zeit unendlich Viele. Man hat sich mit Unrecht darüber beschwert, denn es ist ein Beweis von weit verbreiteter Civilisation, wenn sich der Sinn für die Ausübung der Künste erhält, und ebenso ein Beweis von einem glücklichen, sorgenfreien Zustande, wenn man Zeit dazu hat.

Allein der Dilettantismus kann ausarten und wird alsdann zur Plage oder Lächerlichkeit. Man kann sagen, daß auch Beruf dazu gehöre, Dilettant zu werden. Dieser besteht zunächst in der natürlichen Anlage überhaupt, die nicht so mächtig den Menschen beherrscht, wie der eigentliche Beruf in der früher angedeuteten Art, sondern den offenen Sinn begreift, das Wesen der Kunst zu erfassen, und die Fähigkeit, einen gewissen Grad

der Fertigkeit in ihr zu erlangen. Ein ſolcher Dilettant wird einem Künſtler von wahrem Beruf ziemlich nahe kommen, und dieſer hat vor jenem nur das voraus, daß die erwählte Kunſt ihn ganz erfüllt und ſeinen Lebenszweck bildet, während der Dilettant einen andern Lebenszweck verfolgt, und die Kunſt nur als ſchöne Zierde darum hängt, um ſeine Mußeſtunden damit zu kränzen.

Dieſer eigentliche, wahre Dilettantismus iſt erhebend und erfreulich, und ſoll mit Eifer gepflegt werden; er iſt die ſchöne Blume der Bildung, welche dem Alltagsleben ihren erquickenden Duft ſpendet. Nur die Rohheit iſt im Stande, dieſe Aeußerung der Kunſtliebe zu ſchmähen; nur ein ſtumpfer Sinn kann ſich von dem Dilettantismus gänzlich abkehren.

Allein bei vielen Menſchen entſpringt der Dilettantismus nicht aus der Quelle der Kunſtliebe und iſt nicht die Blüthe des Talents. Man lernt eine Kunſt, oder beſſer: man treibt Künſte, weil es Mode iſt; um ſich auch zeigen zu können; aus bloßer Oſtentation. Dieß iſt die ſchwache, die lächerliche Seite; die Seite des Dilettantismus, welche jedem Vernünftigen zur Plage wird. Man lernt dieß und das; aber der Sinn fehlt, um es

recht zu erfaſſen; aber die Fähigkeit fehlt, um es recht auszuführen. Die baarſte Mittelmäßigkeit iſt Alles, was erlangt werden kann, und ſie wird deſto unleidlicher, weil ſie mit unbegränzter Eitelkeit gepaart erſcheint.

Buch der Gesellschaft.

Zweite Abtheilung.

Das Familienleben.

Wir treten hier in ein Heiligthum, zur Flamme des Heerdes, um welche ſich die Glieder der Familie reihen. Trübe Erinnerungen tauchen zwar in meinem Gedächtniſſe auf, indem ich dieſes ſchreibe; die Drangſale des Krieges, die Entbehrungen, mit welchen die ſchwere Zeit das Vaterhaus belegte, der frühe Tod des Vaters, der Kummer und die Sorge der Mutter; allein dennoch zieht mir eine warme Wehmuth mit dieſen Erinnerungen durch die Seele, und ich träume mich hin zu den erſten Eindrücken, welche die Erſcheinungen der Welt auf mich machten, zu den erſten Empfindungen, welche daraus entkeimten, zu den ſtillen häuslichen Freuden, zu all' den naiven Wonnen des Daſeyns der Jugend, zu den beſeligenden Liebkoſungen der Mutter und zu den Hoffnungen des Vaters, der mich ſeinen Stolz nannte! Leid und Freude gegeneinander abgewogen, ſo überwiegt dieſe, und ich bin davon

überzeugt, daß wohl nur selten ein Unglücklicher anzutreffen ist, der bei der Rückerinnerung an seine Jugend und, wenn er ein Vaterhaus hatte, an dieses, nicht ebenso fühlt.

Das Familienleben ist der Kern des Lebens in der menschlichen Gesellschaft. In ihm ruhen alle Elemente derselben, die zur mähligen Entwickelung gelangen, sich verzweigen, und die Keime in die weite Welt tragen, um sich dorthin zu verpflanzen. Die Kinder zollen ihren Eltern Ehrerbietung; sie sind ihnen Aufrichtigkeit schuldig; dadurch entsteht das wechselseitigste Vertrauen, auf welchem die hingebendste Liebe ruht. Allein werfen wir einen Blick in das Innere des Familienlebens, so gewahren wir nicht blos Eltern und Kinder: der Kreis ist weiter als man denkt, und umfaßt viele Menschen. Zuerst sind es die Verwandten, die sämmtlich mit Sitz und Stimme im Familienrathe bedacht sind; denn dieser Kreis zeigt die schöne innere Einigkeit, daß Alles, Frohes wie Schmerzhaftes, jeden Punkt desselben gleichmäßig berührt. Es führt keinen Zwang herbei, bei jeder wichtigen Angelegenheit die Verwandten zu hören; man weiß ja, daß ihr Rath wohlmeinend ist, und

die Einsicht des Einzelnen verstärkt und ihr die angemessenste Richtung gibt.

Bei aller Verschiedenheit der Individuen wird sich in jeder Familie, welche ihren innern Verband ehrt und schützt, das characteristische Etwas enthalten, welches sie von andern Geschlechtern sondert. Die Familienähnlichkeit wird sich sogar auf Ansichten und Neigungen erstrecken. Ein neues Glied der Familie, welches durch Verheirathung ihr zugewachsen ist, wird sich in die Eigenthümlichkeit des Ganzen fügen müssen, und es wird dieses um so williger thun, wenn ihm selbst ein hoher Grad von Harmonie inwohnt.

Nächst den Verwandten gehören dann auch die alten bewährten Hausfreunde zum Familienkreise. Wie sie den Vätern treu waren, so sind sie es auch den Kindern, und werden von ihnen in hohen Ehren gehalten. Die Mutter ist besorgt, sie fürchtet, daß dem Hause von Außen her irgend eine Gefahr drohe; allein sie will dem geliebten, ohnehin von Geschäften erdrückten Manne ihre Sorge, welche vielleicht unbegründet ist, noch verbergen; sie wendet sich also an den Hausfreund, um ihr Herz zu erleichtern und ihre Pflicht zu erfüllen. Wie sicher sie ist, daß er ihr Geheimniß

bewahre! Sie zieht ihn in ihr geheimſtes Stübchen, ſie ſchüttet Alles vertrauend in ſeine treue Bruſt. Wie er ſo aufmerkſam zuhört; wie ſeine Blicke an ihren Lippen hangen; wie er ihre Beſorgniſſe vorläufig zu zerſtreuen ſucht; wie er verſpricht, Alles zu erforſchen und Nachricht zu bringen! Dann drückt ſie ihm die Hand, klopft ihm auf die Schulter, er lächelt ſie an; Alles dieß ſo harmlos, ſo zutraulich; der Hausfreund iſt erprobt und ginge für die Familie durch das Feuer; man kann auf ihn wie auf Felſen bauen.

Nicht minder weſentliche Glieder in der Kette des Familienlebens ſind die Geſpielen der Kinder; die Eltern lieben ſie faſt wie die eigenen. Sie ſind die fliegenden Brücken der Eintracht und der Geſelligkeit; ſie ſind die heitern Schmetterlinge der Luſt, welche Nachbarn verbinden und Familien einander näher bringen. Sie ſchwärmen herüber und hinüber; dieſe Kinder werden in jenem Hauſe heimiſch; jene Kinder in dieſem. Sie tragen den Blüthenſtaub geſelliger Gewohnheiten in die fremde Region; ſie cultiviren ſo eigentlich das Familienleben, und in ſpäteren Jahren nehmen ſie die Stelle der Hausfreunde zu einander ein.

Ueberblicken wir nun den Familienkreis, ſo

ſtehen in beſcheidener Haltung noch einige Perſonen in ihm, auf welchen wir mit großer Theilnahme verweilen. Es ſind die Dienenden, welche die Sorge für den Haushalt den Uebrigen, durch bezahlte Handleiſtungen, erleichtern. Sie werden mit Recht als Glieder der Familie betrachtet. Dieſe Frau mit den edeln, freundlichen Zügen hat die Kinder des Hauſes auf ihren Armen getragen und ihre erſten Schritte vor dem Fall geſchützt; ſie ſteht im Hausweſen der Mutter bei. Jene dort iſt die Köchin, welche es verſteht, für jedes Kind einen Leckerbiſſen zu bereiten, für den Vater die kräftige, nahrhafte Koſt ſo nach ſeinem Geſchmacke zuzurichten, daß er es offen erklärt, wie es ihm an der vornehmſten Tafel nicht ſo wohl ſchmeckt, als zu Hauſe. Dieß iſt der treue Bediente, die Ordnungsuhr des Hauſes, die Reinlichkeit ſelbſt, der des Herrn Kleidungsſtücke reinigt und aufhebt, der allein Zutritt hat in das Arbeitskabinet, wann der Herr nicht darin iſt; der im Hauſe am früheſten und am ſpäteſten umherwandelt; die Läden und Thüren öffnet und ſchließt, die Lichter und Lampen löſcht und das Zeichen zur Arbeit für Alle gibt, wenn er Morgens den Staub aus den Kleidern klopft.

Dieſe Leute ſind Alle ſeit Jahren im Hauſe; in guten Familien, welche das innere Leben derſelben ſo recht zu würdigen wiſſen, wechſelt man nicht die Dienſtboten bei jedem Anlaſſe. Man ſucht Manches auszugleichen, was ein Mißverſtändniß zwiſchen ihnen und der Herrſchaft herbeiführen könnte, nur um nicht genöthigt zu ſeyn, den Fremdlingen die Thüre zu öffnen, die man hinter den Gewohnten und Vertrauten geſchloſſen. Die alten Dienſtboten wiſſen um Alles, ſie kennen die Lage des Hauſes, die Verhältniſſe ſeiner Glieder untereinander, die Charactere jedes Einzelnen, die Gewohnheiten, Gebräuche, Sitten; ſie können ihre Pflicht ohne Anweiſung erfüllen, und ſie erfüllen dieſelbe in einer Vollkommenheit, welche nichts zu wünſchen übrig läßt. Sie ſchmücken ſich bei den Familienfeſten, ſie ſind heiter, betrübt, wie es die Familienglieder ſind; ſie herzen den Neugeborenen mit Freudenthränen, und ſtehen am Sarge erſchüttert und troſtlos, wie wahre Freunde.

Wir wollen nicht lächeln — auch die Hausthiere gehören in den Familienkreis. Der treue Hund, der ſich von den Kindern necken läßt und mit ihnen ſpielt; das Pferd, auf welches der

Kleine geſetzt und gehalten wird, und das ſo ruhig unter ihm einhergeht, als wüßte es wohl, welche theure Laſt ihm anvertraut wurde; die ſchnurrende Katze am Ofen, welche auf die Worte, die geſprochen werden, zu hören ſcheint und die Augen ſchließt, als ob ſie beſſer und ungeſtörter dabei horchen könnte. Endlich die Vögel im Käfig, welche die Hände gar wohl kennen, die ihnen den Zucker zwiſchen die Gitterſtäbe ſtecken, und das Geflügel im Hofe, das eiligſt herbei läuft, wenn die Frauen des Hauſes vorübergehen, die ihnen gewöhnlich das Futter ſtreuen.

So kennt ſich und hält ſich Alles wechſelſeitig; ſo ſchließt ſich der Kreis, der ein Bild des Höchſten im Leben iſt; das All im Kleinen. Vater und Mutter als Seele des Mittelpunktes, aus dem die Strahlen des Schaffens und Erhaltens ausgehen, die hochverehrten Häupter des Ganzen. Daneben die Träger des Lichtes, die bewegenden Kräfte, die dienenden Trabanten. Haltet heilig die Familie! ehret und ſchützet die Bande, welche ſie zuſammenhalten. In ihr beruht das höchſte und reinſte Glück der Reichſten wie der Aermſten, der Höchſten wie der Niedrigſten; der Vater unter dem mit Wappen geſchmückten Thronhimmel und

der Vater unter dem Strohdache empfinden die gleiche Seligkeit, wenn der Säugling seine Händchen nach ihnen ausstreckt. Glaubet nur, auch der Aermste hat eine Familie; erweckt nur den Sinn in ihm durch Euer Beispiel, Ihr im Leben glücklicher Gestellten! Die Familie ist alt wie die Welt; die höchsten Beispiele des Familienlebens bietet uns das alte Testament.

Der geschlossene Kreis.

Was der Franzose das „chez soi" oder „Intérieur", der Engländer das „Home" nennt, dieses „zu Hause" ist bei uns noch nicht im rechten Grade ausgebildet, und allenfalls noch im Norden eher als im Süden. Werfen wir einmal einen Blick auf Franzosen und Engländer im Vergleiche zu uns!

Der französische und englische Mittelstand sucht sich in seinem Hause auf das Bequemste einzurichten. Er entfernt Alles, was nur dem Scheine dient; er sucht den Glanz und die Pracht, welche

die Wohnungen der Vornehmern und Reichern erfüllen, nicht auf kleinliche und geschmacklose Weise nachzuahmen; sein Sinn ist nur allein auf das Praktische gerichtet. Alles, was er anschafft und besitzt, muß ihm dienen, zu einem bestimmten Zwecke förderlich seyn, und deshalb sucht er Alles nur für die Dauer berechnet; es muß solid seyn. Er denkt an das Solide, ehe er an das Schöne denkt; gestatten es seine Mittel, so verbindet er Beides. Er schafft sich keine mittelmäßigen Bilder an, er versplittert sein Geld nicht für jene „Quelquechoserien", wie wir es nennen; er richtet sich keine Prunkzimmer ein, welche sein Fuß das ganze Jahr nicht betritt, weil er nicht Zeit zum Empfangen hat und keine größeren Gesellschaften geben kann. Ebenso knüpft er keine Verbindungen an, welche über seinen Stand und seine Bildung hinausragen, um sich mit großen Gesellschafts-Beziehungen zu brüsten, und strebt er etwa darnach, so geschieht dieses blos, um irgend einen politischen Zweck zu verfolgen oder sich im Leben weiter zu bringen. Nirgends findet sich jene Ostentation, welche so lacherlich und abgeschmackt erscheint, und die bei uns einer zehrenden Krankheit zu vergleichen ist, welche die Cultivirung der

innern Familienverhältniſſe hemmt, die Vermögenszuſtände zerfrißt und Ruhe und Frieden der Haushaltungen untergräbt. Dafür lädt das Bequeme, Anmuthige, Friedliche und Ruhige, zum behäbigen Genuſſe, zu den ſtillern Freuden, welche das Haus gewährt. Es iſt dies der Comfort, jener anſpruchloſe Reichthum, der ſelbſt ohne allen Anſchein des Luxus gedacht werden kann und das Haus zu der Stätte werden läßt, wo es dem Menſchen wohler als ſonſt irgendwo in der Welt wird. Bei der großen Arbeitſamkeit des franzöſiſchen und engliſchen Mittelſtandes, bei dem Hange ſich durch ſeinen Fleiß einen Grad von Unabhängigkeit und Wohlſtand zu verſchaffen, aus dem weiterhin die größſten politiſchen Vortheile dem Bürger erwachſen, iſt dieſe innere Verfaſſung des Hauſes von der höchſten Wichtigkeit für ihn; ſie erſetzt ihm Alles, was dem Leben Reiz gewährt; ſie befördert und gewährt ihm die höchſten, heiligſten, reinſten Genüſſe.

Bei uns iſt es anders. Im Fleiße ſteht der deutſche Mittelſtand den Engländern und Franzoſen bei weitem nach. Meiſtentheils wird nicht daran gedacht, durch angeſtrengte Arbeit ſich Vermögen zu erwerben, der einzige Weg, auf wel-

chem ein Jeder sich ein sorgenloses Alter bereiten und seinen Angehörigen die Mittel überweisen kann, sich für ein Geschäft tüchtig auszubilden. Nicht das feste Bestreben, durch sich selbst dieses Ziel zu erreichen, sondern der Zufall allein entscheidet darüber. Wird Einer von Gönnern begünstigt, erlebt er eine besonders günstige Conjunctur für seinen Betrieb, so kann er etwas vor sich bringen; ist dies nicht der Fall, so müht er sich kümmerlich sein ganzes Leben dahin, und er weiß es eigentlich auch nicht anders; so gieng es dem Vater, und so vererbt es sich auf die Kinder.

Geselle und Meister, Kaufmann und Ladendiener, sie arbeiten nur so viel als sie müssen; oftmals benützen die Herren es sogar wie ein ihnen zustehendes Privilegium und arbeiten gar nicht mehr, sondern überlassen Alles ihren Gesellen oder Geschäftsführern. Schlägt die Stunde, welche man Feierstunde nennt, so werden Laden und Werkstatt geschlossen, und Jeder sucht einen Ort außer dem Hause, um dem Vergnügen nachzugehen. Das Innere des Hauses wird daher vernachlässigt; es ist weder bequem, noch anmuthig, und Alles nur auf das Nothdürftigste in ihm bestellt. Sonderbar aber ist es, daß neben

Schmutz und Unfreundlichkeit sich oft ein Luxus darin zeigt, der ganz ohne Bestimmung zu seyn scheint. Während ein kahles Zimmer zum Essen, Schlafen, Wohnen, der ganzen Familie dienen muß, erblickt man oft daneben eine Putz- oder Prunkstube mit schönem, steifem und kaltem Tand ausgeschmückt, das zu den Verhältnissen der Besitzer in keiner Beziehung steht und blos als ein Beweis von Nachahmungssucht und Anmaßung gelten kann. Die wenn auch noch so kleine Summe, welche in dem Wesen steckt, als Kapital auf Zinsen gelegt, würde den Grund zu dem Wohlstande des Hauses gegeben haben; ein französischer oder englischer Bürgersmann hätte so gedacht.

Wir sagten, der Norddeutsche weiche darin von dem Süddeutschen ab, daß er mehr seine Häuslichkeit berücksichtige, weniger seine Familie verlasse und die anmuthige Bequemlichkeit hege und pflege, jenen Comfort, auf welchen der englische Bürger so hohen Werth legt. In Süddeutschland zerstört der Hang der Männer, Wein- und Bierstuben zu besuchen, diese schöne Sitte, und hemmt die Ausbildung der Familie.

Alle Erziehung soll nun aber in steter Beziehung auf das Innere gedacht und geleitet werden

Keine Fertigkeit, Kenntniß oder Wiſſenſchaft ſoll in der Abſicht erſtrebt und ausgebildet werden, um damit zu prunken; ſie ſoll den innern Menſchen ſchmücken, ihn beſſer machen. Was er erlernt hat, ſoll ihm für das Leben dienen, und er wird dadurch glücklicher werden. Welchen Vortheil hat jedoch die Familie davon, wenn der geſchickte, kluge, gelehrte Hausvater Abends in den Ruheſtunden ſeine Geſellſchaft den Seinen entzieht und das Wirthshaus beſucht? Vor wem entfaltete lieber die Gattin ihre ſchönen Fähigkeiten, als vor dem Manne, um ihm die Feierzeit zu erheitern und zu ſeiner Erholung beizutragen? Wie rührend, wenn die lieben Kleinen ihre Scherze treiben, ihren naiven Witz, ihre Luſtigkeit ſpielen laſſen, und der Vater nichts davon ſieht und hört, und ihm Abends beim Nachhauſekommen die Mutter die kleinen erheiternden Züge und Vorfälle mittheilt, die er, von andern Gegenſtänden eingenommen, kaum beachtet!

Und wenn dann die Mutter gar über Vernachläſſigung klagt, wenn der Friede der Ehe getrübt wurde, wenn der Mann ihr zuruft: „ſo ſchaff' es Dir anders!“ und wenn ſie es nun wirklich ſich anders ſchafft, Zerſtreuungen aller Art

nacheilt und das Vergnügen außer dem Hause ſucht? Wehe dann den Kindern! Was die Herrſchaft nicht mag, wird von den Dienſtleuten auch bald verſchmäht werden. Das öde Haus, in welchem kein heller Schimmer häuslicher Geſelligkeit die Räume durchweht, wird ihnen zur Laſt, die ihrer Aufſicht übergebenen Kinder werden ihnen zur langweiligen Umgebung; auch ſie ſtreben nach Außen, nach Unterhaltung in ihrer Sphäre; die armen Kleinen bleiben ſich ſelbſt überlaſſen.

Macht es Euch heimlich und gemüthlich im Hauſe und Ihr werdet bei Euch heimiſch werden! Ihr ſucht Zerſtreuung! wohlan, ſucht nicht in der Ferne, was Ihr ſo nahe habt! Denkt Euch nicht Eure nächſte Umgebung ſo, wie Ihr ſie jetzt vor Euch ſehet, da Ihr ſie vernachläſſigt habt. Lebet in ihr Eure frohen Stunden, und ſie wird ſich vor Euch ſchmücken und ein feiertägliches Anſehen dadurch empfangen, welches Euch entſchädigen wird für die Gelage, für das Geſchrei, für den Schmutz und die Unſitte in den Wirthshäuſern, welche Ihr beſucht, Ihr Männer! für die kleinlichen Kränzchen, für die Klätſchereien, in denen Ihr Euren Putz zur Schau tragt, Ihr Frauen! Für Gatten und Gattin, für Vater und Mutter, für die

erwachsenen Kinder endlich ist es die heiligste Pflicht, häuslich zu seyn.

Im Sommer vereinigt das Gärtchen hinter dem Hause, die Laube vor der Thüre, den geschlossenen Kreis; im Winter der trauliche Platz am Kamin oder Ofen. Dort sitzen die Kinder, gereiht um Vater und Mutter, und Jeder bringt was er kann und erlernt hat, zur Erheiterung der Uebrigen. Die Nachbarn, die Hausfreunde nehmen wechselseitig Theil und entfernen die Eintönigkeit. Der Gast, den Du heute an Deiner Häuslichkeit Theil nehmen ließest, ist morgen Dein Wirth. Jeder Tag bringt die zufälligen Gäste wie die bewährten Freunde. Da der Hausstand wohl eingerichtet ist, was sich durchaus mit der besonnensten Sparsamkeit verträgt, da Alles, was ihn ausmacht, „sich sehen lassen kann und darf", so erregt ein Besuch, und käme er noch so unerwartet, nicht die geringste Verlegenheit. Umstände werden nicht gemacht, denn Alles ist so wie es die Sitte erheischt, wie es der Stand erfordert oder erlaubt. Besondere Kosten werden nicht aufgeboten, denn die Lebensweise ist einfach und angemessen, und die Gäste, welche einspre-

chen, bringen keine Bedürfnisse mit, als sich zu unterhalten, sich Befreundeten mitzutheilen.

Man spricht und musicirt; man macht ein Spielchen; man verhandelt über nahe und fern gelegene Interessen. Das größte wechselseitige Vertrauen gibt den mannigfaltigen Gegenständen, welche zur Sprache kommen, ein besonderes, ein intimes Interesse. Der Scherz wird lebendig; wie wird er verstanden! welche Beziehungen gibt man den gewöhnlichsten Dingen, die dadurch eine komische Seite erhalten. Die Männer werden laut; die Lustigkeit schwillt gleichsam empor; aber ein Blick auf die geliebten Frauen, welche man nicht verletzen möchte, zieht die Schranken, die der Anstand und die Rücksicht auf Anmuth der Sitte nie überschreiten werden. Und was wäre denn überhaupt für Anstand und Sitte unter wahrhaft gebildeten Menschen, die wir hier stets im Auge haben, wohl zu besorgen?

Und wenn einmal Krankheit Euch heimsucht, dann erst empfindet Ihr den Segen des häuslichen Kreises, den Comfort des Hauses, die an Häuslichkeit gewohnten Genossen, die Hausfreunde! Dieser Segen, der Euch sichtbar und fühlbar umgibt, erleichtert Euch die Schmerzen, welche die

Krankheit oder ein Unglück über Euch verhängen, er beschleunigt die Genesung und erweckt in Euch eine fromme Stimmung, die dem höchsten Glücke gleich kommt.

Pfleget Euere Häuslichkeit und denket bei Zeiten und mit allen Kräften daran, Euch den häuslichen Kreis zu bilden!

Die große Welt.

Wir verlassen jetzt das gemüthliche Stillleben des Hauses und begeben uns auf die geglätteten Parkets der Salons. Wir bringen Form und Bildung mit, und was wir errungen, erstrebt und erfahren haben, soll uns hier von Nutzen seyn. Das moderne Leben bringt die Stände näher, verflicht seine Interessen und vermischt die Individuen dergestalt, daß die Kenntniß der großen Welt, ihrer Satzungen und Gebräuche für Jedermann nicht wohl zu entrathen ist.

Hier gilt es aber zu unterscheiden. Auch die große oder vornehme Welt hat ihren intimen

Kreis, und es iſt ein Anderes ſich in ihm unter Gleichgeſtellten und Gleichberechtigten zwanglos zu bewegen, oder als ein ihm Fernſtehender nur zugelaſſen zu werden, wann repräſentirt werden ſoll.

In dem intimen Kreis der großen Welt kann jene innige Vertraulichkeit, jenes liebevolle ſich Tragen und Halten, wie im trauten Familienleben des Mittelſtandes, nicht ſtattfinden. Wir wollen damit nicht behaupten, daß die Vornehmen und Reichen nicht ebenſo heiliger und menſchlicher Regungen fähig ſeyen, nicht ebenſo warm empfänden, nicht ebenſo herzlich und gut ſeyn könnten. Sie mögen dieſe Eigenſchaften und Fähigkeiten in hoher Trefflichkeit beſitzen, ſo zieht doch das Leben und die Konvenienz Schranken um ſie, welche ihnen die Freiheit rauben, ſich kund zu geben, und den Ausdruck der ſchönſten Momente vernichten. Aus dieſem Zwieſpalt erwächst dann manches herbe Leid, das nur gewaltſam ſeine Ausgleichung finden kann, indem die ſtarre Form zertrümmert wird und der Menſch Dasjenige außerhalb des Kreiſes ſucht, in den ihn Geburt und Verhältniſſe gebannt hatten, was ihm innerhalb deſſelben zu erreichen verſagt war.

Dieſe Schranken umgeben die Vornehmen und

Reichen nicht blos in weitgemessenen Entfernungen, sie hemmen nicht blos ihre Beziehungen nach Außen, sondern sie erstrecken sich bis in das innerste Familienleben, sie sondern Gatten und Gattin, Eltern und Kinder. Der Mittelstand bildet nur Eine Masse; in der vornehmen Welt scheiden sich die Stufen untereinander viel schroffer, und der hochgestellte Staatsbeamte fordert von seinem eben in die Diensteslaufbahn tretenden Sohne nicht blos die Achtung, die dem Vater von dem Sohne gebührt, sondern auch in entscheidenden Fällen die Ehrerbietung, welche der Minister von dem Subaltern, der General von dem Lieutenant zu fordern berechtigt ist.

Als Richtschnur aller gesellschaftlichen Form der höhern Stände galt sonst die Etikette, die ein auf Herkommen gegründetes, fast geheiligtes Ansehen genoß. Sie hatte ihre Quelle in den Vorschriften, welche am spanischen Hofe eingeführt waren, und ward von hier an den französischen Hof verpflanzt, von wo sie fast ohne bedeutende Modificationen an allen übrigen Höfen der civilisirten Welt eingeführt wurde. Die französische Revolution hat auf die Etikette einen bedeutenden Einfluß geübt und Vieles von ihren strengen

Gesetzen ist seitdem beseitigt worden, jedoch spielt sie dennoch bei sehr feierlichen Gelegenheiten ihre Rolle, und was sie vorschreibt, wird von eigenen Hofbeamten, an deren Spitze der Oberstceremonienmeister steht, überwacht und angeordnet. In Deutschland ist der kaiserliche Hof zu Wien in dieser Beziehung wohl der strengste und der alten solennen Etikette ergebenste.

Im gewöhnlichen Leben der höhern Klassen der Gesellschaft begreift man unter diesem Namen gewisse Regeln, deren Umgehung man mit Dem, was der Anstand erheischt, nicht verträglich findet. Manche dieser Regeln nun sind wirklich darauf gerichtet, den Anstand und die feine Sitte zu wahren, und dahin gehören die vornehmlich, welche sich auf das Verhalten gegen Frauen und ältere Personen beziehen; allein andere sind nicht dahin zu rechnen, und man kann sehr viel Anstand und Sitte besitzen und mit sich darüber vollkommen im Reinen seyn, und doch gegen Dieses und Das, was die gesellschaftliche Etikette verlangt, verstoßen. Da jedoch im Allgemeinen ihre Satzungen adoptirt sind und die Meinung in der feinen Welt feststeht, daß man sich ihnen unterziehen muß, um in ihr geduldet zu werden, so ist es

nothwendig, sich mit ihnen bekannt zu machen und sie in Ausführung zu bringen, selbst wenn man der Ansicht wäre, daß sie, kleinlich und unwesentlich an sich, der Würde eines Menschen nichts an Werth zuzulegen im Stande sind: einzig und allein aus dem Grunde, um dadurch an den Tag zu legen, daß man die Erfordernisse kenne, durch die man in den Salons zulässig erscheint. Man kann alsdann in der Art, wie man die Regeln benützt, genügend andeuten, daß man keinen besondern Werth auf sie lege und sie nur wie ein Zeichen betrachten will, durch welches man seine Ebenbürtigkeit zu erkennen gibt, daß man mit den Uebrigen auf gleicher gesellschaftlichen Scala stehe, gleichsam wie die Zeichen der geheimen Orden auch zu nichts weiter dienen sollen, als die Mitwissenschaft kund zu geben.

Ohne hier eine erschöpfende Anleitung über die Regeln der Etikette geben zu wollen, welche außerhalb des Planes wie des Zweckes dieses Werkchens liegt, führen wir dennoch Einiges davon an, welches dazu dienen kann, unsere Bemerkungen daran zu knüpfen.

In Bezug auf die Kleidung hat die Etikette von ihrer frühern Strenge bedeutend nachgelassen.

Das kurze Beinkleid und die damit verbundenen seidenen Strümpfe und Schnallenschuhe sind, so scheint es, für immer verbannt und das lange Beinkleid in allen Fällen adoptirt. Nur muß es bei Abendgesellschaften, so wie überhaupt wenn es zu Schuhen getragen wird, eng und anliegend getragen werden. Schuhe zieht man auf Bällen an und zu großen Diners bei hochgestellten Personen. Aeltere Herren, welche nicht tanzen, können auch auf Bällen in Stiefeln erscheinen. Der Frack ist in jeder Gesellschaft, in welcher Damen sind, so wie in den Häusern hoher Personen unerläßlich. Bei Morgenbesuchen sind es die dunkeln, bei Abendgesellschaften und bei Vorstellungen bei Hofe, bei Vorgesetzten u. s. w., die weißen Handschuhe, die gewählt werden müssen. Wer auf Eleganz Anspruch macht, darf nur Glanz- oder Glacéhandschuhe wählen. Die Stiefel müssen im Salon, bei Diners und Abendgesellschaften, gefirnißt seyn. Wer viel in Gesellschaften erscheint, hat sich einen besondern Gesellschaftsanzug zu halten, den er im gewöhnlichen Verkehr nicht trägt und der dadurch in der gehörigen Verfassung bleibt. Beinkleider, welche man oft anzieht, erhalten dadurch gewisse stereotype Falten, nach den

Beugungen des Beines, z. B. in den Kniekehlen, an der Kniescheibe u. s. w., ebenso der Frack an den Aermeln, den Taschen, den Knopflöchern. Kleider, welche man in Gesellschaften trug, in denen Tabak geraucht wurde, darf man ohnehin nicht in die feinern Zirkel bringen, weil sie einen Duft verbreiten, der nichts weniger als angenehm ist. Wer seinen Gesellschaftsanzug in Ehren hält, befolgt dabei auch eine öconomische Vorschrift, denn es wird nur erfordert, daß er reinlich und nach der Vorschrift sey, und man sieht darüber weg, ob auch der Schnitt der letzten Mode entspreche. Ein solcher Anzug kann demnach lange verhalten, während die Kleider für den täglichen Gebrauch, selbst aus stärkern Stoffen, sich schnell abnützen. Ein feines Fußwerk und ein ebensolcher Handschuh geben der unscheinbarsten Kleidung den Ausdruck der Eleganz, während der feinste Frack, die kostbarste Brillantnadel, neben plumpen Stiefeln und schlechten Handschuhen noch keinen eleganten Anstrich geben können. Für die Gesellschaft halte man auch einen eigenen Hut, dieß sey entweder ein sogenannter Claque, den man bekanntlich zusammendrücken kann, oder besser ein runder Hut, der immerhin grob seyn darf,

wenn er nur ein durchaus reines Futter zeigt. — Ueber die Farbe bei der Wahl der Damenkleidung haben wir schon früher gesprochen. Schwere seidene Stoffe sind bei Diners und für ältere Damen auch bei Bällen zulässig; Hauben, und seyen sie auch noch so geputzt, dürfen auf Bällen nicht getragen werden. Für die große Gesellschaft überhaupt wähle man das Haar mit Blumen oder Schmuck, auch Beides mit Geschmack verbunden, den Turban, die Toque, das Barett und die Unzahl von Kopfzeugen, wie die alte Mode schlicht und bezeichnend das französische Wort „Coiffure" benannte, die genug und überall bekannt sind und in steter Mannigfaltigkeit wechseln.

Wir können uns hier nicht in weitläufige Erörterungen über die Moden einlassen, nur so viel wollen wir bemerken, daß Manches Mode wird, was mit dem guten Geschmack, so wie mit der Wohlanständigkeit nicht gut zu vereinbaren ist. So z. B. die Mode, die Schultern so entblößt zu tragen, daß der ohnehin kurze Aermel fast bis auf den halben Oberarm herunterfällt und immerfort hinaufgeschoben werden muß. Dieß wird offenbar zur Karrikatur der Mode und ruft das Lachen und den Spott hervor. Ebenso haben die

dicken Locken, die lange zu beiden Seiten des Gesichts getragen werden, und das kleine weit vorgeschobene Hütchen darauf, das im Nacken in die Höhe steht, den karrikaturartigsten Anstrich angenommen. Wir könnten noch manche ähnliche Moden hier anführen; doch wer kennte sie nicht aus eigener Anschauung? Ein zu sclavisches Befolgen der Mode, oder ein Zuweitgehen und Ueberbieten derselben, gebiert immer die lächerlichste Karrikatur und zeugt von einem kleinlichen Geiste, welcher in der Befriedigung einer falschverstandenen Eitelkeit sein höchstes Ziel sucht. Dergleichen Leute werden mit vollem Rechte Modenarren und Modenärrinnen genannt.

Bei dem Eintritt in einen Salon soll man Niemand grüßen, an dem man vorüberstreicht, und wären es auch vornehme Personen, denen man Achtung schuldig ist, oder Freunde, sondern man hat sich sogleich bis zu dem Sitze der Frau des Hauses zu begeben, diese achtungsvoll zu begrüßen, und dann dem ihr zunächst sitzenden Kreise von Damen eine tiefe Verbeugung zu machen. Diese Grüße werden stumm, ohne irgend ein Wort zu sprechen, gemacht, und die Miene dabei nicht zum Lächeln verzogen. Befindet sich der Herr des

Hauses in der Nähe, so begrüßt man ihn alsbald auf gleiche Weise, sonst sucht man ihn auf, und kann nun im Vorbeigehen Bekannten und Freunden seinen Gruß darbringen. Nur gegen nahe Freunde erlaube man sich dabei ein flüchtiges Wort, das von einem heitern Nicken begleitet werden darf; bei allen Andern sey der Gruß stumm und mit ernster Miene dargebracht. So wie man beim Eintritt in den Salon mit raschem Schritte und anmuthiger Leichtigkeit auf die Dame des Hauses zugieng, so schreite man jetzt gemessen und ruhig durch die Gruppen der Gesellschaft.

Thee und Erfrischungen, welche man den Bedienten abnimmt, genießt man stehend, und behält das leere Gefäß so lange in der Hand, bis ein Bedienter wieder vorbeigeht, um es abzunehmen. Nur im Nothfalle stelle man es an einen in die Augen fallenden Ort, allein immer auf ein Möbel, wo Nässe oder die sonstige Beschaffenheit des Gefäßes keinen Schaden thun können. Die leeren Gefäße überall hinzustellen ist durchaus zu vermeiden, besonders aber sie in einen recht versteckten Winkel in der Absicht zu verbergen, um sie aus Höflichkeit den Blicken zu entziehen. Dieß hat oft zur Folge, daß sie herab-

geworfen und entweder zerschlagen werden oder durch den Rest ihres Inhalts an Kleidern und Möbeln Schaden anrichten.

In einigen Gesellschaften setzen sich die Damen an den gedeckten Tisch, um zu soupiren, während die Herren hinter den Stühlen stehen, um sie zu bedienen. Man hat dieß wohl zunächst dort eingeführt, wo der Raum es nicht zuließ, auch die Herren sitzen zu lassen, und eine sogenannte „bunte Reihe" zu bilden; dann hat man auch an der Sitte Gefallen gefunden, weil sie artig ist und zu anmuthigen Galanterieen Veranlassung bietet. Die Herren, welche auf solche Weise den Truchseßdienst zu versehen haben, präsentiren die Schüsseln zur linken Hand, damit die Dame mit der rechten Hand bequem zulangen kann; die Schüssel halten sie in der linken, jedoch muß zwischen den Fingern und dem Rande eine feine Serviette sich befinden. Man bestürme die Damen nicht zu sehr mit Darreichen von Speisen, und wenn man mit ihnen spricht, wobei man sich allerdings etwas über die Stuhllehne beugen darf, vermeide man es doch, dem Gesichte der Dame zu nahe zu kommen. Man spreche mit seiner Dame nicht zu anhaltend und nicht leise, weil das den Schein

großer Vertraulichkeit an sich trägt, die, wenn sie auch stattfindet, bei solcher Gelegenheit sich nicht äußern soll, sondern man mische sich und dadurch auch seine Dame in das Gespräch der Uebrigen, der Zunächstsitzenden, um dadurch zur allgemeinen Unterhaltung beizutragen. Gegen ältere Damen beobachte man Zurückhaltung. Man spreche nicht laut, man halte sich stets in einiger Entfernung und bringe Artigkeiten und selbst Schmeicheleien nur mit Bescheidenheit und einem Blicke vor, der deutlich das Zeugniß der Achtung ausdrückt, welche man vor der Person hegt, mit welcher man spricht. Man falle niemals in die Rede und lasse sich ruhig Dinge erzählen, wenn man sie gleich schon wußte, ehe man in die Gesellschaft gieng. Man widerspreche nie mit Heftigkeit, sondern man kleide einen Widerspruch, wo er nicht umgangen werden kann, auf gefällige Weise ein und sende ein entschuldigendes Wort voraus. Wird dagegen opponirt, so wisse man gewandt abzubrechen und das Gespräch in das rechte Geleis zurückzulenken, in welchem die Hauptperson ungestört weiter sprechen kann. Plötzlich zu verstummen, könnte für passiven Widerspruch gelten und andeuten, daß man auf seiner Meinung

beharre; dieß hat für die andere Perſon leicht etwas Verletzendes und bringt Verſtimmung hervor. Bei den in ſolchen Geſellſchaften vorkommenden Gegenſtänden der Unterhaltung liegt in den meiſten Fällen wenig daran, ſein Recht zu behaupten, und man kann, falls die Sache von Wichtigkeit wäre, die Erörterung für eine andere Gelegenheit aufſparen. Jedoch ſoll man dieſes nicht im Voraus ankündigen, weil auch dieſes einer ernſthaften Debatte ähnlich ſieht.

Bei heitern Anläſſen und im Scherze kann man, wenn man ſich mit der erforderlichen Gewandtheit und mit Witz ausgeſtattet fühlt, wohl einen Widerſpruch anmuthig fortſetzen, jedoch muß man den Gegner genau kennen und wiſſen wie weit man gehen dürfe, um nicht anzuſtoßen und ihm läſtig zu werden.

Es iſt erforderlich, daß ein junger Mann, der die höhern Zirkel beſucht, in den üblichſten Kartenſpielen wohlerfahren ſey; es iſt ein Vorzug, wenn er ſie gut ſpielt. Während des Spiels enthalte man ſich des Sprechens und merke auf alle Chancen, welche das Spiel bietet. Bei ſtreitigen Fällen gebe man nach, und unterwerfe ſich in Allem, was angeordnet wird, der Mehrzahl der Spieler,

den ältern Personen und den Damen. Je größer diese Selbstverläugnung ist, je gefälliger wird man sich machen und um desto mehr der gesuchte Mann seyn.

Ist man musikalisch und wird in einer Gesellschaft um einen Vortrag gebeten, so schlage man es nicht ab und lasse sich auch nicht erst lange dazu nöthigen. Ebenso mache man keine breiten Entschuldigungen ehe man anfängt. Hat man geendet, so verlasse man sogleich seinen Platz und mische sich unter die Uebrigen. Es soll nicht den Anschein haben, als ob man Lobeserhebungen erwarte, noch als wolle man zu einem zweiten Vortrag aufgefordert werden. Man lasse willig Andern den Raum. Auch soll man nicht ungenöthigt zu musiciren anfangen. Weiß man, daß es in einer Gesellschaft darauf abgesehen ist, daß man sich hören lasse, und ist man nicht in der Laune oder sonst wie verhindert über sein Talent zu gebieten, so thut man besser, die Gesellschaft nicht zu besuchen, als sich vergeblich mit Bitten bestürmen zu lassen, welchen man nun einmal nicht entsprechen kann oder will.

Die Damen werden von den Herren zur Tafel geführt. Den Vornehmsten läßt man natürlich

den Vortritt. Iſt man ſich bewußt, auf irgend eine Weiſe Anſpruch auf Geltung zu machen, wie durch Jugend und Schönheit, Reichthum, vornehme Geburt, Talent und Berühmtheit, ſo wende man ſich an eine Dame, welche ſolchen Vorzügen fern ſteht, und nehme ſich ihrer an, zeichne ſie aus, indem man ihr den Arm bietet, und man wird dafür Dank verdienen. Von vornehmen, ältern Damen warte man ab, bis ein Wink oder irgend eine Bewegung das Zeichen gibt, daß man ihr ſeinen Arm antragen dürfe.

Beim Herauslangen der Speiſen wähle man nicht lange und häufe ſeinen Teller nicht voll. Während man converſirt, eſſe man nicht gierig; man warte ab, bis der Andere ſpricht, ehe man ſeinen Biſſen in den Mund ſteckt. Auf heiße Speiſen blaſe man nicht, ſondern man laſſe ſie auf dem Teller abkühlen, bevor man davon ißt. Man glaube nicht, daß es artig ſey, für eine neben uns ſitzende Dame die Speiſen aus der Schüſſel zu nehmen und ihr dann den Teller zu präſentiren; ſondern man nehme aus der von dem Bedienten dargereichten Schüſſel und behalte es für ſich ſelbſt. Das Andere iſt eine Höflichkeit, wie ſie der Chineſen würdig wäre. Es bringt

Unordnung in den Dienſt und hält ihn auf. Man darf wohl annehmen, daß Jeder es erwarten kann, bis die Reihe an ihn kommt, und folglich die Damen auch. Das Gegentheil vorausſetzen wollen, hieße ihnen ein ſchlechtes Compliment machen. Der Gebrauch, alles Fleiſch, welches man auf dem Teller hat, klein zu ſchneiden, dann das Meſſer abzulecken und mit der Gabel die Stücke nach und nach in den Mund zu ſtecken, iſt häßlich; es gibt den Anſchein eines gierigen Menſchen. Man ſchneide nur immer den Biſſen ab, den man eben in den Mund ſtecken will; das Beſteck darf aber gar nicht abgeleckt werden. Ob man den Biſſen mit der rechten oder linken Hand zu dem Munde führt, iſt einerlei; das Letztere iſt indeß gebräuchlicher. Man verfahre hierbei, wie es am bequemſten iſt. Mit der Meſſerſpitze die Sauce in den Mund zu bringen, eigentlich wie mit einem Spachtel hineinzuſchmieren, iſt unappetitlich und unzuläſſig. Man begnüge ſich, den Biſſen mit Sauce zu tränken, allein man tunke ſie nicht aus. Von den Knochen löſe man das Fleiſch, ſo weit es mit dem Meſſer möglich iſt; abnagen darf man ſie nicht. Bei Krebſen gebrauche man weder Meſſer noch Gabel; von

trockenem Backwerk kann man ſich abzubeißen erlauben, ohne es zu zerſchneiden. Obſtkuchen und dergleichen muß man zerſchneiden und mit der Gabel zum Munde führen.

Das Glas ſchenke man niemals voll. Das Glas erheben und einem Fernſitzenden zutrinken, iſt eine Höflichkeit, die man einem Bekannten wohl erzeigen kann, allein er darf im Range nicht höher ſtehen, ſonſt muß man abwarten, bis daß man von ihm das Zeichen erhält, dieſe Höflichkeit anzubringen, welches dann von ſeiner Seite durch das Erheben des Glaſes geſchieht.

Das Geſpräch bei Tafel werde mit Zurückhaltung geführt; nie darf es dabei zu laut werden und in eine völlige Debatte ausarten. Merkt man eine zu ernſte Wendung, ſo breche man lieber ab. Man wolle ja nicht bei Tiſche um jeden Preis geiſtreich ſeyn. Es iſt zwar angenehm, die Unterhaltung zu beleben, und verdient den Dank der Geſellſchaft, allein man ziehe den Gegenſtand nicht gewaltſam herbei, ſondern warte bis er ſich wie von ſelbſt ergibt. Im Erzählen von Anekdoten ſey man vorſichtig. Man bringe nur Neues und Intereſſantes, ſonſt erhält man den Ruf eines ſogenannten Anekdotenjägers. Man erzähle kurz,

fließend und gebe der Pointe den richtigen Nachdruck. Man lache niemals im Voraus und kündige dadurch Etwas als überaus poſſierlich an. Wenn man über ſeinen Geiſt Lob empfängt, ſo lächle man dabei oder danke mit einem Scherz, nie aber danke man ernſthaft und gleichſam durch ein zweites Lob der Geſellſchaft für ihr richtiges Urtheil.

Bei Geſundheiten erhebe man ſich mit ernſter Miene; man ſchwatze nicht mit ſeinem Nachbar, während ein Toaſt ausgebracht wird. Gilt uns der Toaſt ſelbſt, ſo erwidern wir kurz und verbindlich. Hat man nicht gleich die Antwort zur Hand, ſo darf ſie nicht gleich, Zug um Zug, auf den Toaſt folgen. Man ſetze ſich, um darüber nachzudenken, und erhebe ſich dann, ſobald man die Worte gefunden hat.

Beim Aufſtehen legt man die Serviette neben den Teller und reicht der zur Rechten ſitzenden Dame den Arm, um ſie aus dem Saale zu führen.

Wir haben uns hier in das Umſtändlichere eingelaſſen, um ein kleines Bild von dem guten Verhalten bei Tafel zu geben. Uebrigens ſind wir überzeugt, daß junge Leute, welche das Glück haben, einer anſtändigen Familie anzugehören,

dergleichen Vorschriften nicht nöthig haben, und den Begriff von Dem, was anständig ist, schon von Haus aus mitbringen. Das Hauptsächlichste ist, daß Alles, was man in dergleichen Fällen auszuführen hat, mit Grazie und Gewandtheit geschehe; nicht als ob wir uns in einem ungewöhnten Festtagskleide bewegten, sondern als wenn das feine, rücksichtsvolle und anmuthige Benehmen unser Benehmen der Werktage sey, das uns zur andern Natur geworden ist.

Die Einladungen zu größern Diners und Abendgesellschaften erfolgen gewöhnlich schriftlich, mit der Bitte, die Annahme oder Nichtannahme derselben zurücksagen zu lassen. Auf eine schriftliche Einladung ist es erforderlich, schriftlich zu antworten. Es genügt, die Karte mit seinem Namen zurückzusenden und darauf zu schreiben, ob man erscheinen werde oder abgehalten sey. Würde man, durch besondere Umstände veranlaßt, sich von einem Hause eingeladen sehen, in welches man noch nicht eingeführt worden war, so hat man sich, bevor man der Einladung Folge leistet, erst daselbst vorzustellen.

Nach jeder empfangenen Einladung ist es Sitte, in einigen Tagen einen Vormittagsbesuch

abzustatten; dieß muß in der Octave abgemacht werden. Im Falle, daß man selbst der Einladung nicht Folge geleistet, hat man den Besuch zu machen, um sich darüber noch mündlich zu entschuldigen.

In allen Häusern, in welchen man eingeführt ist, hat man von Zeit zu Zeit kurze Höflichkeitsbesuche abzustatten, um sich nach dem Befinden der Familie zu erkundigen. Diese Besuche werden gewöhnlich Vormittags abgemacht, oder in den Stunden, während welcher in dem Hause empfangen wird, die zu dem Behufe bekannt gemacht werden. In den Empfangstunden sich dann und wann zu zeigen, ist Pflicht der Höflichkeit. Es ist angenommen, daß man bei diesen Besuchen nicht im Frack und nicht in weißen Glanzhandschuhen erscheint. Wo man sich nicht zu den Vertrauten zu zählen hat, darf man diese Besuche nicht ausdehnen und hat sich möglichst schnell wieder zu entfernen. Wird ein neuer Besucher gemeldet, den man nicht genauer kennt, so steht man auf, um sich sogleich bei seinem Eintritte empfehlen zu können, wobei man zuerst den Herrn und die Dame des Hauses grüßt und dann dem Fremden die Verbeugung macht. Wird ein

Bekannter gemeldet, so kann man so lange verweilen, bis daß man einige Worte mit ihm gewechselt hat, auch unter Umständen sich eine Weile in das Gespräch mischen, jedoch nicht lange, weil man voraussetzt, daß der Eintretende irgend ein Geschäft abzumachen haben könnte, bei welchem er ohne Zeugen seyn möchte. In jenen Häusern, wo die Empfangstunde für Alle festgesetzt ist, hat man diese Rücksicht nicht zu nehmen, vielmehr ist es anzunehmen, daß die Anwesenheit mehrerer Personen zu gleicher Zeit gern gesehen werde, um die Konversation zu beleben. Beim Einführen oder Vorstellen einer fremden Person in einem Hause hat man den Namen und Titel derselben langsam und vollkommen deutlich auszusprechen. Stellt man einen Fremden an einem dritten Orte Bekannten vor, so nennt man den Fremden zuerst. Vornehme Personen bittet man um Erlaubniß, ihnen Den und Den vorstellen zu dürfen, dann sagt man: Ew. Durchlaucht oder Ew. Excellenz N. N. Herr N. N. Vornehme Personen oder Damen im Vorbeigehen oder auf Promenaden vorzustellen, ist nicht gestattet; will man einen Freund mit denselben bekannt machen, so hat man um die Erlaubniß zu bitten, ihnen

denſelben bei Gelegenheit vorzuſtellen oder ihn bei ihnen einzuführen.

Bei Antritts- oder Abſchiedsviſiten gibt man ſeine Karte ab. Zum Zeichen, daß man ſie perſönlich abgegeben, hat man das eine Ende derſelben etwas umzubiegen.

Bei dem Vorſtellen Anderer unterlaſſe man es doch ja, Etwas zu ihrem Lobe hinzuzufügen. Man ſetzt dadurch nur Denjenigen, dem man damit zu dienen meint, in Verlegenheit. Alles Lob ertheile man, wenn der Gegenſtand deſſelben nicht gegenwärtig iſt.

Iſt man in dem Falle, vorgeſtellt zu werden, ſo drücke man in höflichen Worten ſeine Freude oder Genugthuung aus, die Ehre oder das Vergnügen zu haben. Man hüte ſich jedoch, zu verſchwenderiſch mit banalen Redensarten zu ſeyn und den Köcher der Höflichkeit zu erſchöpfen; dieß iſt lakaienmäßig. Man zeige bei aller Beſcheidenheit der Haltung doch auch das Bewußtſeyn der eigenen Würde, wodurch man Demjenigen, dem man vorgeſtellt wird, ſogleich den Maßſtab in die Hand gibt, wie man behandelt zu ſeyn wünſcht.

Wird uns Jemand vorgeſtellt, ſo behaupte man ſich, ſelbſt bei dem freundlichſten und wohl-

vollendsten Ausdruck, doch in der oben angedeuteten Haltung.

Bei Audienzen, die uns von Ministern, Fürsten, Regenten ertheilt werden, beobachte man dasselbe. Sich in kriechenden Ausdrücken ergehen und beständig Bücklinge machen, ist eine schlechte Empfehlung, langweilt oder genirt die Ertheiler der Audienz, und macht daher gerade den entgegengesetzten Eindruck, welchen man erwartete. Man spreche nicht vorlaut, man sey behutsam im Ausdrucke, allein was man ausspreche, trage ein bestimmtes Gepräge. Die Haltung sey gerade, in gemessener Entfernung von der hohen Person, man blicke sie fest an und verbeuge sich nur dann, wenn man ein besonderes Lob aus ihrem Munde hört. So lange Derjenige, der die Audienz ertheilt, uns Rede steht, muß man die Unterhaltung fortspinnen; man darf sich nur dann erst empfehlen, wenn Jener das Zeichen gibt, welches durch einen Wink mit der Hand, durch eine Verbeugung, ein Kopfnicken, oder durch ein Zurücktreten, oder auch wohl gänzliches Entfernen gegeben wird. Alsdann macht man eine tiefe Verbeugung, wobei man — wo höchste Ehrerbietung an den Tag gelegt werden soll — die linke Hand

an die Bruſt legt und die rechte mit dem Hute herabhängen läßt. Darauf tritt man einige Schritte zurück und verbeugt ſich zum zweiten Male, endlich unweit des Ausgangs in gleicher Weiſe zum dritten Male, wobei man der hohen Perſon den Rücken nicht kehren darf, alſo rücklings gehen muß, welches, mit Anſtand auszuführen, nicht leicht iſt.

Aus dem Vorhergehenden, welches den Anſpruch auf Vollſtändigkeit nicht machen will, weil hier weniger eine Anleitung zu höflichem Benehmen, als ein Bild deſſelben in einigen characteriſtiſchen Zügen zu geben verſucht wurde, geht Eines deutlich hervor: daß Zurückhaltung (réserve) und die Behauptung einer gewiſſen perſönlichen Würde Haupterforderniſſe der Erſcheinung in der höhern Geſellſchaft ſind. Wobei nicht vergeſſen werden darf, daß Vieles von Dem, was in ihr Norm iſt, bei der Vermiſchung der Klaſſen und Stände, wie ſie heutzutage ſich darſtellt, auch in die Beziehungen des Mittelſtandes Eingang gefunden hat und mit pedantiſcher Genauigkeit eingehalten und überwacht wird.

In allen Formen jedoch bewege man ſich leicht; das Geſpreizte, Gezierte, Steife kommt

der Anmaßlichkeit oft nahe und wirkt ebenso unangenehm als diese. Ebenso vermeide man das Allzuceremoniöse und verbanne Das, was fälschlich für Aufmerksamkeit und Höflichkeit gehalten wird, und eigentlich nichts ist als Zwang und Beläſtigung. Man überzeuge ſich, daß man einem Beſuche alle erforderliche Ehre anthut, wenn man ihn bis zur Thüre des Zimmers begleitet, daß es aber ſehr geſcheut iſt, ihn dann ruhig zu entlaſſen, wenn er ſich die weitere Begleitung verbittet; daß es aber ſehr ungeſchickt iſt, dann noch einmal die Thüre aufzureißen und den Fortgehenden dadurch zu nöthigen, ſich noch einmal umzudrehen und zu verbeugen, wobei Jemand, der die Localität nicht genau kennt, in Gefahr gerathen kann, die Treppe hinabſtürzen.

In Schwaben, wo dieſe ſeynſollende Höflichkeit bis auf die Spitze getrieben wird, wurde ſolch' ein Unglücklicher, durch das viele Rückwärtsgehen, um die Komplimente, die ihm beim Fortgehen gemacht wurden, zu erwidern, dahin gebracht, daß er wirklich die Treppe hinabſtürzte. Erſchrocken liefen die Hausleute herbei und erkundigten ſich in den höflichſten Ausdrücken, ob er Schaden genommen, und entſchuldigten ſich durch

neue Komplimente, daß ihre Komplimente Schuld an dem Unglücke seyen. Allein der Hinabgefallene überbot Alle an Höflichkeit, indem er versicherte, daß er ja doch die Treppe habe hinabgehen müssen und nun nur schneller zum Ziele gekommen sey.

Anwendungen.

Was wir bis jetzt besprochen haben, bezog sich auf die äußere Erscheinung und das übliche Ceremoniell dabei; wir wollen jetzt über manches Andere Anleitungen zu geben suchen, was in den Salons zur Unterhaltung getrieben wird.

Das Gewöhnlichste ist, daß ältere Leute Karten wählen, die jüngeren musiciren oder tanzen. Einen höhern Anlauf nimmt man schon, wenn man die Rollen eines Drama's vertheilt, um es vorzulesen, oder wenn Einer aus der Gesellschaft ein ganzes Drama allein vorliest und durch den Wechsel des Tons die verschiedenen Personen anzudeuten strebt. Zu der erstern Art der Unterhaltung gehören allerdings mehrere gute Vorleser,

allein selbst wenn diese auch etwas zu wünschen übrig lassen, so gewährt es dennoch Vergnügen, weil gewöhnlich die ganze Gesellschaft oder doch der größte Theil derselben dabei beschäftigt ist. Man thut daher gut, solche Dramen zu wählen, in denen ein großes Personal auftritt. Wann ein Einzelner vorliest, so muß das Talent, welches er dazu mitbringt, schon sehr bedeutend seyn, wenn er für sich allein die Aufmerksamkeit aller Uebrigen in Spannung erhalten und ihre Theilnahme durch mehrere Stunden gewinnen soll. Ein solches Talent muß von einer großen Zungengeläufigkeit und guter Lunge vor Allem unterstützt seyn, dann aber auch noch gehörig ausgebildet und geübt werden. Der Vorleser muß trefflich articuliren und mehr seine Sprechwerkzeuge im Munde, als seine Lungen anstrengen. Beobachtet er diese Vorschrift, so wird er im Stande seyn, Außerordentliches zu leisten. Kennt er aber diesen Vortheil nicht, will er Alles aus voller Brust herausstoßen, athmet er zu heftig aus und ein, so muß er entweder in der Kraft bedeutend nachlassen, oder er kann die Aufgabe gar nicht zu Ende bringen, jedenfalls aber wird er bald die nachtheiligsten Folgen für seine Brust von solchen Uebungen verspüren. Man

fange daher ruhig und besonnen an, lasse die Steigerung nicht zu schnell eintreten, schone seine Lunge, bringe den Effect durch Kontraste hervor, d. h. lasse unmittelbar vor den starken Stellen den Ton bedeutend sinken, um mit einer mäßigen Erhebung schon Wirkung zu machen, gebe übersprudelnde Stellen mit unterdrückter Stimme u. s. w. Das Stück, welches man vortragen will, muß man einige Male mit lauter Stimme gelesen haben, um zu wissen, wo man besondern Nachdruck anbringen solle und wie viel man seiner Stimme zutrauen kann. Es ist gut, wenn man bei einer dieser Proben einen guten, verständigen Zuhörer hat, der dem Vorleser seine Bemerkungen nicht vorenthält.

Vor der Versammlung sitze man in gerader Stellung; auf dem Tische stehen zwei Lampen; man mache eine Pause, ehe man zu lesen anfängt, damit sich Alles gehörig sammle, während welcher man einen ruhigen Blick auf die Versammlung richtet. Das Räuspern, Schnäuzen und dergleichen Dinge müssen alle früher schon abgemacht seyn; unmittelbar dem Lesen vorher gehe eine tiefe Stille. Das Buch halte man so, daß man beim Lesen in der aufrechten, geraden Stellung

verharren kann; man beuge ſich nie über das Buch. Bewegungen ſollen eigentlich nicht ſtattfinden; nur bei einzelnen Stellen von ergreifender Wirkung ſey ein Strecken des Arms, der Fauſt, ein Emporheben der Hand, ein Drohen mit dem Finger erlaubt; jedoch darf ſo etwas, wie geſagt, nur höchſt ſparſam angebracht werden. Mit dem Mienenſpiel darf ſchon etwas weiter geſchaltet werden, doch ſey es ſtets bezeichnend, ſehr beſtimmt und nicht zu oft wechſelnd. Mit dem Geſichte den Ausdruck verſtärken, ſey hie und da geſtattet, allein förmlich malen wollen, oder, nach dem Ausdruck des Schauſpiels, ſtummes Spiel anbringen, iſt beim Vorleſen durchaus nicht anzuwenden. Mit der Stimme kann jeder beliebige Wechſel vorgenommen werden; weil die Modulation allein die Rolle bezeichnet, deren Namen man nicht bei jeder Rede leſen darf. Hierin feſtzuhalten und ſo zu characteriſiren, daß der Zuhörer jedesmal die Perſon erkenne, iſt ſehr ſchwierig, aber unerläßlich. Die Frauen in der Fiſtel zu ſprechen, ſey blos im Komiſchen und Karikirten erlaubt. In ernſten und tragiſchen Rollen genügt es, die Frauen mit dem weichſten Tone, der uns zu Gebote ſteht, zu leſen. Vor jeder

Scene werden die auf der Scene Anwesenden mit gleichmäßigem Tone ruhig genannt.

Wenn das Vorlesen mit einem gewissen Grade von Virtuosität geschieht, etwa wie es Tieck mit Meisterschaft und nach ihm Holtei mit Gelingen geübt haben, so ist es als eine geistreiche Unterhaltung wohl zu adoptiren. Außerdem wird es den Zuhörern zu einer Plage. Daher Viele schon unverholen ihre Scheu ausdrücken, wenn nur die Rede vom Vorlesen ist. Allein man muß hier wie überall unterscheiden.

Die sogenannten lebenden Bilder (Tableaux vivants) gehören zu den sehr beliebten Unterhaltungen in größern Gesellschaften. Wenn solche vollständige Wirkung machen sollen, so erfordern sie aber einen besondern Apparat, der wohl nicht überall herbeizuschaffen ist. Am angemessensten erscheint ein großer Saal, in welchem ein kleines Theater eingerichtet werden kann, das von einem Vorhange, der in der Mitte auseinandergeht, geschlossen ist. Das Podium, der Boden dieses Theaters muß eine starke Senkung nach vorn haben, so daß die Personen pyramidalisch hintereinander aufgestellt erscheinen. Da eine Person auf solche Weise die andere theilweise deckt, so ist es

nicht nöthig, sie Alle vollständig mit dem erforderlichen Costüm zu bekleiden, und bei Einem wird es nur erforderlich seyn, den emporgehobenen Arm, den Kopf, ein Bein u. s. w, in das malerische Costüm zu stecken, je nachdem dieser oder jener Theil des Körpers von den Zuschauern gesehen werden kann. Dieß erleichtert die Mühe und verringert die Kosten.

Die Beleuchtung wird an einer Seite angebracht, und zwar so, daß das Licht aus der Höhe schräg herabfällt. Man läßt dazu zwei oder drei leichte Postamente verfertigen, etwa wie die Füße der gewöhnlichen Musikpulte, und auf diese Blechnischen befestigen, in welchen eine Anzahl kleiner Lampen sich befindet, etwa in einer jeden 12 bis 18. Die Höhe der Postamente muß verschieden seyn, etwa von 7, 10, 12 Fuß, und in dieser Ordnung stellt man sie nebeneinander auf. Um das allzu grelle Licht zu dämpfen, kann man, wenn es die Darstellung erfordert, die Nischen einzeln, ganz oder zur Hälfte mit farbigen Florvorhängen schließen, welche vor denselben an Rollen befestigt sind. An der, dem Beleuchtungsapparat gegenüberliegenden Seite werden einige wenige Lampen aufgestellt, um die zu dunkeln Schatten zu mildern

und den Reflex hervorzubringen. Als Hinterwand wird stets ein dem Bilde entsprechendes, passendes Gemälde angewendet werden müssen; solches kann auch durch einen dunkeln rothen oder grünen Vorhang ersetzt werden. Man muß hauptsächlich die Abstufungen des Lichts bei dem Anordnen der Tableaux im Auge behalten und nichts versäumen, was die hierdurch erzielte Wirkung erhöhen könnte. So wird es einen guten Eindruck machen, wenn man statt großer, weißer Flächen, wie z. B. Leintücher, Decken, Priester im Ornate u. s. w., eher hellgraue wählt, weil diese Farbe schönere und sanftere Uebergänge darbietet, als das reine Weiß, welches in den Schattenpartieen des Bildes immer störend wirken wird. Nur da, wo der höchste Lichtpunkt erreicht werden soll, ist Weiß zu nehmen. Dasselbe ist mit dem wirklichen Gold der Fall, wofür man immer ein dunkleres Goldgelb wählt, weil es den Schatten vermittelt und in greller Beleuchtung die Wirkung des Goldes erreicht, während das wirkliche Gold seinen hellen Glanz auch im Schatten des Bildes zeigen wird.

Man stellt solche Bilder entweder nach bekannten Gemälden oder nach eigenen Entwürfen. Bei Darstellungen nach bekannten Gemälden muß man

besonders bemüht seyn, in Beleuchtung, Faltenwurf u. s. w. die Schule, welcher das Gemälde angehört, nachzuahmen. Um die kleinlichen, steifgebrochenen Falten gewisser altdeutscher Bilder hervorzubringen, taucht man die Gewänder und Mäntel in steife Stärke und bricht dann die Stoffe mit den Fingern in solche Falten, wie sie das Originalbild zeigt. Bei der Wahl der Gestalten und Physiognomieen muß man schon einen besonderen Takt, so wie bei der ganzen Anordnung malerische Einsicht besitzen.

Man stellt auch sogenannte bewegliche Gemälde dar, welche nicht blos einen Moment einer Handlung versinnlichen, sondern das Fortschreiten dieser Handlung selbst zeigen, und in denen die Personen aus einer Stellung in eine zweite, ja selbst in eine dritte und vierte übergehen. Dergleichen Tableaux sind sehr schwierig und machen viele und sehr genaue Proben nöthig, erregen dafür auch oft große Ueberraschung, allein sie sind doch in künstlerischer Hinsicht den stillstehenden Tableaux zu unterordnen, bei welchen eben allen Anforderungen, die an ein gutes Bild gestellt werden, mehr genügt werden kann.

Die Liebhabertheater sind noch weit complicirter

als Das, was wir bis jetzt von gesellschaftlichen Unterhaltungen angeführt haben. Nur selten findet sich bei allen Theilnehmern die gleiche Liebe zur Sache; oftmals steht der Eifer mit dem Talente im geraden Widerspruche; daraus entspringen nun vielfältige Wirren und Verlegenheiten, und Derjenige, welcher an der Spitze steht, hat bald zu beschwichtigen, bald auszugleichen und mit Selbstaufopferung das Ganze zusammenzuhalten. Es ist seltsam, wie selbst anspruchlose und friedliche Menschen, sobald sie an einem Liebhabertheater theilnehmen, alle jene Fehler und Schwachheiten mehr oder weniger annehmen, welche man an den wirklichen Schauspielern auszustellen findet.

Eine große Schwierigkeit bietet es schon, passende Stücke aufzutreiben, welche sich dem kleinen Rahmen fügen und denn doch auch die Ansprüche befriedigen, die man an einen theatralischen Genuß zu machen pflegt. Allzuernste, tragische Stoffe werden nicht beliebt, und die heitern und komischen leiden zu oft an Auswüchsen, zeigen Charactere und Verwickelungen, mit denen man sich in guter Gesellschaft nicht gern befassen mag oder gar nicht befassen kann. Es wird daher nothwendig seyn, ein jedes Stück, welches zur Aufführung

gewählt wird, vorerſt durch eine ſachverſtändige Hand einrichten zu laſſen. Dieß beſteht darin, daß man irgend eine unbedeutendere Rolle, welche entbehrlich ſcheint, entweder gänzlich entfernt, oder — wenn dieß angeht — mit einer andern zuſammenſchmilzt, um die Beſetzung auf ſolche Weiſe zu erleichtern. Ebenſo hat man in Bezug auf die Decorationen zu verfahren, indem man ſie vereinfacht, die zu häufigen Verwandlungen ſtreicht, und alles Decorative blos annähernd gelten läßt. So kann man leicht mit Zimmer und freier Gegend ausreichen, wenn man alle Scenen, welche im Hauſe ſpielen, in dem Zimmer, alle andern, welche außerhalb deſſelben, und wären es: Garten, Wald, Straße, in der freien Gegend darſtellte. Iſt man mit dem Begriffe eines Liebhabertheaters im Reinen, ſo wird man auch einſehen, daß deſſen Aufgabe nicht ſeyn kann, beſondere Pracht der Decorationen zu entfalten und Das zu erreichen, was man theatraliſche Wahrheit benennt.

Zunächſt hat man alsdann die Rollen zu vertheilen. Wenn man den Zweck „geſellſchaftliche Unterhaltung" im Auge hat, wird man ſeine Anſprüche nicht zu weit treiben und ſich dem Allge-

meinen willig unterordnen. Einem Manne von Einsicht muß das Ganze übertragen werden, der dann mit Unpartheilichkeit einem Jeden nach seinen Kräften und Talenten die Rolle zutheilt; die Rolle muß vor allen Dingen auf das Vollständigste memorirt werden, damit die Angst vor dem Steckenbleiben verschwinde. Die erlangte Sicherheit, daß uns kein Wort fehle, gibt uns eine Freiheit der Bewegung, die uns das Spiel schon halb gewinnen läßt.

Man bemühe sich, laut und deutlich zu sprechen, und lasse jeder Sylbe ihr volles Recht widerfahren; man verschlucke nicht die Endsylben und schleife nicht die Vocale. Man verwende ein besonderes Studium auf den Ton; man spreche weder zu hoch noch zu niedrig, und richte sich hierin nach den Personen, mit denen man auf der Scene zu thun hat. Es klingt nicht schön, mit einer Frau, die im hohen Discant sich bewegt, einen tiefen Baß erklingen zu lassen. Alles sey milde und harmonisch.

Auch hüte man sich, zu schreien und starke Leidenschaften zu gewaltsam auszudrücken, wie dieses auf dem großen Theater nicht nur zulässig, sondern selbst erforderlich seyn kann. Man bedenke

ſtets, daß man ſich im kleinen Rahmen befinde, in welchem die Schritte nicht zu groß bemeſſen werden können, ohne überall anzuſtoßen. Dieſes läßt ſich bildlich auf das ganze Spiel anwenden. So wie man mit ausgreifenden Bewegungen die Soffitten und Kuliſſen berühren würde, ſo würde man durch lautes Geſchrei, durch gräßliches Mienenſpiel, die Welt der Täuſchung, welche die Kunſt um uns herzaubern ſoll, zerſtören und Alles wirklich in Angſt und Schrecken verſetzen. Dieß aber kann unmöglich der Zweck einer geſellſchaftlichen Unterhaltung ſeyn.

Dieſelbe Milderung des gewöhnlichen Theater-Affects laſſe man bei dem Schminken eintreten. Ein wenig Roth genügt in den meiſten Fällen. Will man Alte darſtellen, ſo iſt es hinlänglich, mit ſchwarzer oder brauner Tuſche einige feine Linien auf Stirne und Wangen zu ziehen, um die in jugendlichen Geſichtern nur angedeuteten Lineamente, welche ſich in ſpätern Jahren zu Furchen und Runzeln ausbilden, etwas bemerklicher zu machen.

In einem ſo eben erſchienenen Buche: „Jugendtheater, dramatiſche Sprichwör-

ter", habe ich diese Andeutungen umständlicher gegeben*.

Ein Liebhabertheater hat außer dem Vergnügen, welches es den Darstellern wie Zuschauern gewährt, auch noch manchen Nutzen im Gefolge. Es befördert einen deutlichen und geläufigen Vortrag, eine gefällige und gerundete Bewegung und Haltung, es befestigt das Gedächtniß und ist noch überdieß als eine wichtige Lection in der großen Lebensschule zu betrachten für den Umgang mit Menschen von verschiedenen Characteren und Neigungen, sich Allen zum gemeinen Besten unterordnend, für einen alleinigen Zweck zu wirken und seine Stelle mit Ehren zu behaupten, während man für die Ehre und das Vergnügen Aller mit Aufbietung seiner besten Kräfte wirksam ist.

Das Gewöhnlichste, womit in größern Gesellschaften die Jugend sich unterhält, sind die Gesellschaftsspiele, welche bekannt genug sind, und zu denen hier keine eigentliche Anleitung gegeben werden kann. Wir wollen daher nur über das Verhalten während derselben einige Winke geben. Wer ein neues Gesellschaftsspiel vorzuschlagen aufgefordert wird, lasse sich nicht lange bitten. Im

* Bei C. F. Müller, Hofbuchhändler in Karlsruhe.

Falle ihm keines bekannt wäre, mache er seine Erklärung darüber unumwunden und bestimmt, und lehne die Forderung mit einer höflichen Wendung ab. Ist er aber im Stande, ihr zu entsprechen, so sey er bemüht, das Spiel deutlich zu machen, so daß es ein Jeder leicht begreife. Wird er dessenungeachtet weiter befragt, und zeigt es sich, daß er nicht von Allen verstanden wurde, so wiederhole er seine Erklärung mit Ruhe und Freundlichkeit. Niemals verrathe er Ungeduld; niemals werde er barsch; er behalte stets den Zweck im Auge: harmloses Vergnügen, und deshalb lasse er einen unzeitigen Ernst nicht aufkommen, und verleihe dadurch nicht einer Sache einen Schein von Wichtigkeit, die ihrer Natur nach nur leicht und unerheblich ist.

Leute, welche bei Gesellschaftsspielen Alles zu ernst und wichtig nehmen, bekommen leicht Händel, verderben sich und Andern die Freude, und werden zuletzt geflohen, statt aufgesucht.

Gegen Damen sey man zuvorkommend; bei aller Freiheit, die das Spiel erlaubt, behalte man fest die Schranke des Anstands im Auge. Bei Mißgriffen, Ungeschicklichkeiten und kleinen Unfällen, welche eine Person, die an dem Spiel

theilnimmt, betreffen, enthalte man ſich des überlauten Lachens, der Schadenfreude und des Spottes. Man ſteuere ſogar bedächtig den Ausbruch derſelben bei Andern, und man wird nicht nur von der betheiligten Perſon, ſondern von allen ſinnigen und wohlerzogenen Menſchen Dank erwerben. Dabei ſey man aber nicht pedantiſch, prüde, ſteif; man beſtrebe ſich, nicht jedes Wort, ehe man es ſpricht, abzuwägen. Dadurch tödtet man alle Luſt; auch das Vergnügen der Uebrigen wird geſtört.

Bei ſonſt gutem Verhalten wird eine kleine Uebereilung niemals übelgenommen werden; mit Bonhommie und Naivität wird man ſelbſt dem zufällig Verletzenden die Spitze rauben. Jedenfalls iſt es rathſam, ſchnell über dergleichen Dinge hinwegzugehen und die Aufmerkſamkeit auf Anderes hinzulenken. Jedoch muß dabei darauf geſehen werden, einen möglichſt ſanften Uebergang zu finden; ein plumper oder greller macht Denjenigen, der ihn zu machen unternimmt, lächerlich.

Bekannt iſt die Unterhaltung der Charaden. Man wählt ein mehrſylbiges Wort und ſucht nun eine jede der Sylben, allein oder mit Mehreren aus der Geſellſchaft pantomimiſch oder redend

darzustellen, in der Form einer kleinen extemporirten Komödie. Gewöhnlich wird die Darstellung etwas burlesk gehalten, doch hat man hierbei, in Bezug auf den Anstand, sehr behutsam zu seyn. Man stellt die Charaden auch als Tableaux dar und kann, da in der höhern Gesellschaft noch immer häufig französisch gesprochen wird, auch französische Worte zur Darstellung wählen.

Zu bildlichen Darstellungen (Tableaux) eignen sich z. B. die Worte: Handschuh, Faustrecht, das französische Mariage. Wir wollen diese drei hier näher erläutern.

Zuerst Handschuh. Erstes Bild: das Zelt des Porsenna, welcher auf einem rothbedeckten Stuhle sitzt. Ein Shawl als Mantel drappirt, eine Krone von Goldpapier, Damenkette um den Hals, ein Stäbchen mit Goldpapier beklebt, oder ein Schwert in der Hand, bezeichnen den König. Ein paar Krieger, in derselben Art costümirt, stehen neben ihm. Seitwärts ein Kohlenbecken, an welchem Mucius Scävola seine Hand verbrennt. Dieß Bild versinnlicht die erste Sylbe: Hand.

Zweites Bild: die Schlußgruppe des zweiten Aktes der Oper Aschenbrödel; in der Mitte Aschen-

brödel, welche während des Tanzes ihren Schuh verliert; oder jene Scene, wo die Damen sich voll Neid um Aschenbrödel gruppiren, während diese den Schuh mit leichter Mühe anzieht.

Zu dem dritten Bilde, zur Versinnlichung des Ganzen, gibt die Stelle aus Schiller's Handschuh die Veranlassung, wo der Ritter Delorges den Handschuh der Dame Kunigunde in das Gesicht schleudert. Es versteht sich von selbst, daß Tiger und Leu travestirt erscheinen. Wildschur und Schlafpelz, oder für den Tiger eine rothgestreifte Decke, sind genügend, um die „gräulichen Katzen" darzustellen, die es auch an Knurren und Brummen nicht fehlen lassen können.

Faustrecht wird so dargestellt. Das erste Bild zeigt uns Faust, mit Gretchen oder in der Beschwörungsscene. Das zweite Bild zeigt uns Brutus, der seine Söhne verurtheilt. Das dritte Bild: Götz von Berlichingen, die Rathsherren von Heilbronn die Treppe hinabwerfend. Um eine Treppe zu versinnlichen, kann man eine Doppelleiter nehmen, oder man stellt einen Tisch, einen Stuhl und eine Fußbank so zusammen, daß sie Stufen bilden.

Das Wort Mariage leiht sich ebenfalls einer

hübschen Versinnlichung. Zu den ersten Sylben Mari (Marie) kann man die Abschiedsscene aus der Maria Stuart wählen; die zweiten zeigen les ages, die verschiedenen Menschenalter. Man bittet die ältesten Personen der Gesellschaft, Platz zu nehmen, stellt daneben einen kräftigen Mann mit seiner Gattin, welche den Jüngling und die Jungfrau zu den Alten führen, zu deren Füßen Kinder spielen. Das Ganze wird durch eine Bauernhochzeit à la Teniers ausgedrückt. Wo die Bilder mit Musik begleitet werden, kann dieses hier in einen Tanz übergehen, die Gruppen lösen sich aus ihrer Unbeweglichkeit und die Bauernhochzeit kann einen kleinen Ball eröffnen.

Es ist vor jeder Charade nöthig, daß Derjenige, welcher die Ordnung des Ganzen übernommen hat, der Gesellschaft mittheile, ob das Wort deutsch, französisch, englisch sey und wie viel Sylben es habe; ferner, ob die Sylben einzeln oder zusammen dargestellt werden. Nach jedem Bilde verlassen die Darsteller den Saal, um sich anders zu costümiren, während die übrige Gesellschaft sich auf das Rathen verlegt. Um den Darstellern nicht den Spaß zu verderben, wird die Auflösung, welche fast in den meisten Fällen sehr

leicht iſt, erſt am Schluſſe des Ganzen verrathen. Es iſt natürlich, daß das frühere Errathen einer Sylbe den Darſtellern alle Laune benehmen würde zu den noch folgenden Bildern. Spaßhaft iſt es wohl, wenn abſichtlich ganz falſch gerathen wird, um die Darſteller glauben zu machen, daß ihr Geheimniß undurchdringlich ſey.

Auch als Scenen mit Dialog können die Charaden dargeſtellt werden, wodurch ſie alsdann auf die Stufe kleiner extemporirter Komödien erhoben werden. Man muß jedoch hiezu ſchon bedeutendere Talente in der Geſellſchaft haben, welche ſich der Ausführung unterziehen wollen.

Eine angenehme Abwechslung bildet auch der Vortrag irgend eines bekannten Gedichtes, deſſen Hauptmomente bildlich dargeſtellt werden. Wählen wir einmal Schiller's Handſchuh mit karikirten Illuſtrationen.

Auf einem langen, phantaſtiſch behängten Tiſch ſtehen Stühle, in der Mitte ein Lehnſtuhl. Auf dieſem ſitzt „König Franz", im Hermelinmantel, mit Scepter und Krone und einem langen Bart. Um ihn „die Großen der Krone und die Damen in ſchönem Kranz". Alles in beliebigem phantaſtiſchem Coſtüm. An jeder Seite des Tiſches ſind

zwei ſpaniſche Wände aufgeſtellt, oder wo dieß zu viel Umſtände machen würde, ſtellt man den Tiſch ſo, daß er zwiſchen zwei Thüren ſteht, welche in Nebenzimmer führen. Im Vordergrunde ſteht der Redner, welcher das Gedicht zu ſprechen beginnt.

„Vor ſeinem Löwengarten,
Das Kampfſpiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
(Die Großen auf dem Tiſche verneigen ſich gravitätiſch.)
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in ſchönem Kranz.
(Die Damen thun daſſelbe.)

Und wie er winkt mit dem Finger,
(König Franz winkt.)
Auf thut ſich der weite Zwinger,
(Thüre oder ſpaniſche Wand öffnet ſich.)
Und herein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt,
(Hier tritt Einer als Haſe verkleidet auf. Es genügt, wenn die Perſon einen leichten Pelz angezogen und einen aus Pappendeckel verfertigten und gemalten Haſenkopf aufgeſetzt hat.)
Und ſieht ſich ſtumm
Ringsum,
Mit langem Gähnen,
Und ſchüttelt die Mähnen,
Und ſtreckt die Glieder,
Und legt ſich nieder.
(Der Haſe thut Alles nach Vorſchrift.)

Und der König winkt wieder,
(König Franz wie oben.)
Da öffnet sich behend
Ein zweites Thor,
(Thüre geht auf.)
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
(Einer mit einem Federnmantel und einem Hahnenkopf springt wild heraus.)
Wie er den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
(Er kräht.)
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu
Grimmig schnurrend;
(In den Tönen eines Hahnes.)
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.
(Der Hahn thut ebenfalls nach Vorschrift.)

Und der König winkt wieder.
(König Franz wie oben)
Da speit das doppelt geöffnete Haus —
(Beide Thüren oder spanische Wände thun sich auf.)
Zwei Leoparden auf einmal aus.
(Zwei als Böcke springen herein. Ein paar Stöcke oder Latten in horizontaler Lage auf den Schultern ruhend, bilden das Gerippe. Darüber werden irgend langhaarige Decken oder Pelze geworfen, die bis zum Boden reichen. Hinten befestigt man einen kurzen

Schweif und vorn einen Bockskopf von Pappendeckel verfertigt, mit Bart.)
Die stürzen mit muthiger Kampfsbegier
Auf das Tigerthier;
(Auf den Hahn)
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen,
Und der Leu mit Gebrüll
(Der Hase)
Richtet sich auf, da wird's still,
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die gräulichen Katzen.
(Alles geschieht nach den Worten)

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
(Es versteht sich von selbst, daß dieß von einem Herrn, der als alte Dame maskirt ist, geschehen muß.)
Zwischen den Tiger und den Leu'n
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges spottender Weis'
(Der Ritter ist ein junges Mädchen, als Ritter maskirt.)
Wendet sich Fräulein Kunigund':
„Herr Ritter, ist eure Lieb' so heiß,
Wie ihr mir's schwört zu jeder Stund',
Ei, so hebt mir den Handschuh auf."
(Diese Worte werden von Kunigunden, auf dem Tische stehend, mit einer ausdrucksvollen Pantomime begleitet.)

Und der Ritter in schnellem Lauf
(Der Ritter bewegt sich mit großer Heftigkeit)
Steigt hinab in den furchtbar'n Zwinger
Mit festem Schritte
(Daß die Erde dröhnt)

Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit leckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,
(Dieses wird sehr plastisch ausgedrückt.)
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde,
(Alles ruft: Ah! Oh! Oh! Ah!)
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh in's Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!"
Und verläßt sie zur selben Stunde. —

(Der Ritter geht ab; die Thiere stehen auf und sehen ihm verwundert und kopfschüttelnd nach. Kunigunde wird ohnmächtig. Der König erhebt sich von seinem Throne. Imposantes Schlußtableau auf dem Tische.)

In dieser Art lassen sich auch andere Gedichte travestiren. Zu bemerken ist noch, daß der Declamator mit Ernst und Würde, ohne Uebertreibung die Worte vortrage. Alle diese Scherze verfehlen, wenn sie in den Gränzen des Anstandes bleiben, ihre Wirkung nicht, Heiterkeit zu erregen und Frohsinn zu beleben. Sie können nach einer umständlichen Vorbereitung in das Leben treten, oder auch vollkommen improvisirt werden. Es genügt alsdann, daß man sich mit Denen, welche bei dem Spiele mitwirken wollen, in ein

Seitenzimmer zurückzieht, um die Verabredung zu nehmen und die erforderlichen Veranstaltungen zu treffen. Hiebei muß Alles in größter Stille vor sich gehen, damit den Uebrigen nichts von dem, was geschehen soll, verrathen werde. Durch vieles Durcheinanderreden werden die Vorbereitungen verlängert, und es ist daher rathsam, Einem, der in solchen Dingen erfahren ist, die Anordnung und Leitung des Ganzen zu übertragen. Die Costüme werden aus den Hausröcken, Shawls, Leintüchern, Pelzen, Boas u. dergl. genommen.

Aus Erfahrung kann versichert werden, daß die improvisirten Scherze gewöhnlich belustigender sind und oft besser gelingen, als die durch viele Proben sorgfältig vorbereiteten. Jedoch kommt dabei das Talent der Personen in Betracht, welche sich bei dem Spiele betheiligen und die Mitwirkung des übrigen Theiles der Gesellschaft, welcher das Parterre bildet. Strenge Kritiker, ernste Gesichter, getheilte Aufmerksamkeit, heimliche Gespräche zu Zwei, können oft den Darstellern Alles verderben. Es gehört ein ebenso feines Talent dazu, dergleichen Scherze in der Gesellschaft zu empfangen, als sie darzubringen.

Häusliche Feste.

Die Feste der Häuslichkeit soll man heilig halten. Man erwarte sie mit jener andächtigen Sammlung, in welcher wir alles Gute und Schöne empfangen, das uns der Himmel sendet. Wer die häuslichen Feste zu feiern verabsäumt, begeht einen Raub an seinem Herzen und betrügt sich um die schönsten Genüsse des Daseyns. Man feiere sie, auf welche Art man wolle; man begnüge sich mit der stillen Freude, mit der innigen Aeußerung einer ungeheuchelten Theilnahme, mit der Sabbathruhe des frommen Gemüths, oder man umstrahle sie mit Festlichkeiten aller Art und lade Genossen ein, um den Antheil lebhafter zu empfinden; ein Jeder nach seinem Gefühle, nach seiner Stellung, seinem Reichthum, seinem Bedürfnisse. Aber man feiere sie! Die Gelegenheit dazu vorüberstreichen zu lassen, deutet immer auf Verhärtung der Gefühle, innere Zerrissenheit, Gleichgiltigkeit gegen die Menschen und sich selbst. Wie sehnlich wird er erwartet der schöne Tag des Festes, wie erfreulich ist seine Wiederkehr, oder

wenn er nur einmal im Leben erſcheint, ſein Jahrestag! Wie wehmüthig blickt man ihm nach in der Erinnerung! Es iſt eine ſcheidende, geliebte Erſcheinung, deren heilige Erinnerung uns wieder eine Strecke durch das Leben begleitet. Ob wir in einem Jahre wieder ſo vereint den Tag feiern werden? Ob wir noch beiſammen ſeyn werden? Krank, geſund, lebend, todt? Die ängſtliche Freude bei dem Anblick hochbetagter Familienglieder; wie wehmüthig wir mit ihnen anſtoßen, und wie froh und ſicher ſie an das nächſte Jahr denken!

Jeder Sonntag ſoll in der Familie zu einem Feſte werden. Man ſoll die Geſchäfte der Woche nicht hineintragen in dieſe Feier; man ſoll ſich von den Geſchäftsleuten nicht ſprechen laſſen, alles Verdrießliche von ſich entfernt halten und emſig bemüht ſeyn, das Dringliche, Unaufſchiebbare früher abzufertigen und den Arbeitsſtunden des Samſtags lieber einige hinzufügen. Damit ſoll aber nicht gemeint ſeyn, alle und jede Arbeit von dem Sonntage entfernt zu halten. Es gibt vielmehr Arbeiten, welche das Herz erfreuen. Geliebte Studien, welche uns die Erwerbsthätigkeit der Woche nicht vorzunehmen geſtattet; Beſchäfti-

gungen der Liebe und Milde; Arbeiten, welche Armen zu Gute kommen sollen; Ausübung von Künsten, welche unserm erwählten Lebensberufe fern liegen; das Lesen eines guten Buches, zu welchem uns in den Wochentagen keine Zeit bleibt. Die Seltenheit dieser Beschäftigungen, welche immer nur nach dem Zwischenraum einer Woche wiederkehren, die Liebe, welche wir für sie hegen, weil sie unserer Neigung entsprechen, die Lust an ihnen, welche wir bei ihrer Ausführung empfinden, Alles dieß stimmt mit dem Begriffe, wie mit dem Character des Festtages vollkommen überein. Die Stimmung, in welcher wir denselben begehen sollen, wird sogar dadurch gesteigert, und es hat es so Mancher von den Lesern wohl selbst schon an sich empfunden, wie solche Sonntagsarbeit flink von der Hand geht und wie sie gelingt.

Lasset an den Sonntagen die Hausleute schweigsam seyn. Besonders Morgens sollen sie sich lauter Ausbrüche der Mittheilung enthalten. Es ist ein Gott und der Andacht zu ihm geweihter Tag; es ziemt sich nicht, daß er mit lautem Geschwätze, wohl gar mit Zank und Streit begonnen werde. Gehet jedem Anlaß dazu aus dem Wege und

duldet lieber ein kleines Unrecht, anſtatt durch Streit Euer Recht geltend zu machen!

Kleidet Euch anders als in der Woche; ich ſage nicht gerade beſſer. Die höhern und wohlhabendern Stände kleiden ſich alle Tage, wie es der Anſtand und die Mode erheiſchen, und es wäre ungeeignet, am Sonntage beſondern Putz und Schmuck zu tragen. Allein es wäre gut, wenn Geſchäftsleute für den Sonntag beſondere Kleider in Bereitſchaft hätten, und mit dem Werktagsrocke auch die Werktags-Geſinnung auszögen und mit dem Sonntagsrocke auch in die erhöhte Stimmung träten. Euer Haus, Euer Zimmer, kurz Alles, was Euch umgibt, ſtimme mit Euerm Innern überein; Euere Haltung, Euere Züge, ſie drücken dieſe Harmonie aus.

Eine Fahrt auf das Land, wenn Ihr eine Stadt bewohnt, ein früher Morgenſpaziergang, wenn Ihr auf dem Lande ſeyd, wird eine wohlthätige Wirkung auf Euch machen. Der Geſchäftsmann kann nur Sonntags ſich eine ſolche Labung bereiten. Allein wer ſo glücklich iſt, nicht von einem beſtimmten Geſchäfte gebunden zu ſeyn, der vermeide es doch ja, von den zweiundfünfzig Sonntagen des Jahres die meiſten außer dem

Hause zuzubringen. Die Häuslichkeit ist nun einmal der Tempel der Familie, und was uns vom Himmel Gutes und Festliches gespendet wird, soll an diesem Altare geopfert werden durch sinnigen Genuß und Dank.

Bestellet darum Euere Tafel besser, ladet Verwandte und Hausfreunde ein, welche ihr Haus noch nicht selbst gegründet haben! Wie die Sonne so freundlich durch die Fenster fällt und die glänzende Wäsche des Tisches, die funkelnden Gläser und die silbernen Bestecke so festlich Euch entgegenschimmern; durch die geöffnete Thüre strömt der würzige Duft des Gartens herein; Ihr tretet in das Zimmer; wie Euch die freundlichen, lachenden Mienen der Gesellschaft entgegenleuchten; wie sich Alles so vertraulich nähert, Jeder dem Andern etwas Heiteres mitzutheilen hat, wie die Aeltern unter den Gästen sich so schmunzelnd die Hände reiben, als freuten sie sich auf die guten Schüsseln, wie die Jüngern über eine Parthie sich verständigen, welche sie Nachmittags machen wollen. Die Stunde ist da; Ordnung herrscht im Hause. Die Speisen werden gebracht und Alle reihen sich um den Tisch. Der Wein löst die Zungen; das Gespräch wird heiter; man bleibt

aber länger ſitzen als das Eſſen und Trinken dauert, und nur das herrliche Wetter draußen lädt dazu ein, die Sitzung aufzuheben.

Nachmittag und Abend ſind dem geſelligen Vergnügen gewidmet; der Kreis dehnt ſich aus, und voll heiterer Empfindungen feiert man den Beſchluß des Tages, um den andern Morgen geſtärkt — denn die ſinnige Freude übt ſtets dieſe Wirkung — zum Geſchäfte, zur Arbeit zurückzukehren.

Im höhern Grade noch ſind auch die hohen Feſttage der Kirche zu begehen. Ihre ſeltene Wiederkehr, nur einmal im Jahre, geſtattet es, ſie mit größerem Glanze zu umgeben. Göthe, der ſentenzreiche Dichter, der Weiſe, der ſo praktiſche Lehren für das Leben ertheilt, ſpricht:

Tagesarbeit, Abends Gäſte,
Saure Wochen, frohe Feſte!

Zu den freundlichſten Feſten ſind die Tage zu rechnen, an welchen ein Glied der Familie das Licht der Welt erblickte. Eine Gabe der Liebe darf dabei nie ausbleiben. Und wäret Ihr ſo arm, daß Euch nicht geſtattet ſeyn würde, ein Geſchenk zu kaufen, ſo werden immer einige Blumen zu erhalten ſeyn, um Euern Glückwunſch

zu begleiten. Die Gatten mögen sich untereinander, die Eltern ihren Kindern auch kostbare Geschenke machen, wenn es ihr Vermögen zuläßt, aber auch der Aermste kann seinen Lieben durch ein Geschenk Freude bereiten. Die Freude wird um so größer seyn, wenn er durch angestrengtere Arbeit, durch Sparsamkeit, durch eine kleine Entbehrung, die Mittel zu der Gabe sich verschaffte.

Aber auch an den Familienfesten unserer Freunde sollen wir theilnehmen, und in den Häusern, wo wir eingeführt und aufgenommen wurden, haben wir Glück-wünschend zu erscheinen. Bei vornehmen Leuten, in deren vertrauten Zirkel wir keinen Zutritt haben, benützen wir den Tag vor dem Feste dazu, um an diesem selbst die Feier der Familie, der Angehörigen und besonders dazu Eingeladenen durch unsere Dazwischenkunft nicht zu unterbrechen. Bei fürstlichen Personen schreiben wir unsern Namen auf einen Bogen, welcher im Vorzimmer zu diesem Zwecke aufgelegt ist, oder wir geben unsere Karte ab. In derselben Art verfahren wir bei Trauerfällen. Wir besuchen auch hier die Leidtragenden nur dann, wenn wir zu den Verwandten oder vertrauten Freunden ihres Hauses gehören; sonst lassen

wir es im erſten Augenblicke der Nachricht bei dem Erſcheinen in ihrem Hauſe bewenden, wo wir durch Einſchreiben oder Abgabe der Karte ihnen unſere Theilnahme an dem Unglück kundgeben, das ſie betroffen hat. Erſt ſpäter, wenn der Schmerz ſich gelegt hat, ergreifen wir eine ſchickliche Gelegenheit, ſie zu ſehen, enthalten uns dann aber jeder Erwähnung des Falles, es ſey denn, daß wir bemerkten, ſie ſelbſt wendeten mit Vorliebe ſich darnach hin. Findet dieß nicht ſtatt, ſo ſuchen wir das Geſpräch auf Gegenſtände von allgemeinem Intereſſe zu lenken, vermeiden jedoch allzu heitere, weil der Kontraſt derſelben mit dem Gemüthszuſtande Deſſen, den wir beſuchen, etwas Verletzendes in ſich trägt.

Sich in ſeinem Schmerze nicht verlaſſen zu wiſſen, die Ueberzeugung zu haben, daß gute, edle Menſchen uns ihre Theilnahme nicht verſagen, ruft dieſelbe Stimmung in uns hervor, wie bei dem Mitgefühl des Schönen, Edeln und Erhabenen. In dieſem Zuſammengenießen und Zuſammenempfinden liegt der tiefſte Zauber des Daſeyns, und Die ſind unglücklich, die nicht von ihm berührt werden. Es muß daher unſer beſtändiges Beſtreben darauf gerichtet ſeyn, uns zu Verwandten

zu finden, und dann zarte, fast unbemerkbare Fäden zwischen ihm und uns zu spinnen, durch liebevolle Aufmerksamkeit und Hingebung aber diesen Fäden den Werth starker Beziehungen zu verleihen.

Eine schöne Sitte ist es auch, die Genesung geliebter Personen nach schwerer Krankheit zu feiern. Diese Genesungsfeste dürfen nicht geräuschvoll seyn, eine sanfte Gemüthlichkeit wird sich dabei äußern können. Nur die treuesten, anhänglichsten und bewährtesten Freunde werden dazu geladen; nicht Einer, dem der Genesene nicht frei und ohne bittere Rückerinnerung in das Auge sehen könnte. Das Ganze trage in seiner Anordnung den Character einer freundlichen Stimmung, verbunden mit dem Hauche der Andacht und des Dankes. Der Wiedergenesene ist ein Wiedergefundener, die Kette, welche die Befreundeten zusammenhielt, drohte zu reißen: wir schlingen sie jetzt fester, zu einem dichtern Knoten zusammen. Oft wird ein solches Genesungsfest durch eine Mahlzeit gefeiert, was in den meisten Fällen unzweckmäßig ist; schöner wird es des Morgens begangen, und, erlaubt es die Jahreszeit, im Freien mit Musik und Blumen. Immer aber ist eine zu starke Gemüthserschütterung zu

vermeiden und die Genesung muß immer schon so weit vorgeschritten seyn, daß ein Rückfall nicht mehr stattfinden kann.

In den meisten Gegenden ist es Volkssitte, am Abend vor der Hochzeit dem Brautpaare einen argen Lärm vor seinen Wohnungen zu machen, Töpfe und Pfannen dagegen zu schleudern und zu zertrümmern, welches man „den Polterabend" benennt. Diese rohe Aeußerung ist nun zwar unter Gebildeten nicht geduldet, doch will die Volkssitte auch bei ihnen ihr Recht behaupten, und das festliche Begehen des Polterabends findet fast überall unter uns statt. Man führt Scenen, Tableaux, oder wohl gar kleine Stücke auf, voll Anspielungen auf Brautstand und Ehe, bei denen am Schlusse wohl auch ein kleines Gepolter stattfindet und bei welchen ein größerer oder kleinerer Kreis von Gästen die Zuschauer bildet.

Zum Schluß noch ein Wort über die Anordnung häuslicher Feste, welches übrigens schon aus dem früher Gesagten abstrahirt werden kann. Häusliche Feste erfordern, gerade um der heiligen, frommen, schönen Seite des Familienlebens willen, weit mehr Takt von Seiten der Festgeber, als rauschendere größere Gesellschaftskreise. Herr und Frau vom Hause, welche die

Honneurs im kleinen Kreiſe machen, müſſen die heiterſte, gemüthlichſte, anregendſte Stimmung dazu mitbringen; kein Wölkchen darf am Freudenhimmel ihrer Stirnen aufziehen, keine auch noch ſo leiſe Andeutung von Verdruß u. dgl. ſich an ihnen bemerklich machen. Jede Runzel ſtört den beobachtenden Gaſt, verſetzt ihn in eine unbehagliche Stimmung und verſcheucht die Heiterkeit; ſelbſt Zwang, den ſich die Feſtgeber in ſolchen Fällen anthun, wird bemerkbar. Die Gäſte ſeyen womöglich Alle einander bekannt, daß der vertrauliche Ton des häuslichen und Freundeskreiſes Niemanden verletze, wenn er je im Taumel der Freude das Maaß der conventionellen Satzung überſchreitet. Die Aufwartung und die Ateurs ſeyen nicht prunkvoll, nicht auf Oſtentation berechnet; die Diener ſeyen gewählt und ihrem Amte gewachſen. Bei unabſichtlichen Verſtößen oder kleinen Unannehmlichkeiten bemühe ſich Gaſt wie Wirth der größten gegenſeitigen Nachſicht, ſowie der Rückſicht auf die übrigen Anweſenden. Auch der Fremde, den ein Zufall zur Theilnahme heranführte, müſſe wähnen, ein Glied der Familie zu ſeyn, und in dieſer kurzen Täuſchung ſich eine Weile der ſinnigſten, harmloſeſten Freude überlaſſen. Dieß wird Wirth und Gaſt mit den angenehmſten Erinnerungen erfüllen!

Buch der Gesellschaft.

Dritte Abtheilung.

Die Frau im Hause.

Die Frau im Hause kann man mit Recht als die Sonne betrachten, von der die belebenden Strahlen, von der Licht und Wärme ausgehen. Sie steht im Mittelpunkte des Hauswesens, sie bestimmt die Zeit, den Tag und die Nacht, die innere Oeconomie, die Thätigkeit dieser Schöpfung im Kleinen. Es ist nicht nöthig, daß sie selbst unstät und ungeduldig, in beständiger Beweglichkeit, die Leitfäden rührt, sondern vielmehr, daß die Organisation so kunstvoll und sicher ineinander greife, um durch ihre Anwesenheit allein Ordnung, durch ihren Blick rüstige Thätigkeit in dem Ganzen zu erhalten.

Betrachten wir einmal die Wirksamkeit der Hausfrau. Sie ist das Gesetz, der unverbrüchliche Wille. Die Hausfrau ist in den meisten Fällen unumschränkt; daher sollen die Jungfrauen, welche einst Hausfrauen werden, sowohl von Seiten des Herzens als des Geistes sorgfältig gebildet

werden, denn sie können in ihrer dereinstigen Sphäre den Himmel und die Hölle ihrer ganzen Umgebung schaffen. Ist der Mann der Herr und König im weitern Bereiche, so ist die Frau die Herrscherin im engern Bezirke.

Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und streben,
Muß pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen
Das Glück zu erjagen;
— — — — — —
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret die Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn!

Diese goldenen Wörte unseres Schiller sollten auf eherner Tafel in dem Atrium zu lesen seyn.

Die Herrschaft der Hausfrau ist ursprünglich patriarchalisch und mit dem Ansehen und der Wirksamkeit der Mutter gleichbedeutend. In einfachern Sitenzuständen, wie zum Beispiel in den ober-

deutſchen Gebirgsgegenden, in Baiern und Tyrol, wird die Hausfrau von Allen im Hauſe Mutter genannt; von Fremden hingegen Wirthin. Der älteſte Knecht ſpricht von der Mutter und meint damit oft die zwanzigjährige Frau ſeines Herrn, die, den Jahren nach, ſeine Tochter ſeyn könnte. Eine ſolche Mutter in ſeinem Sinne und nach der örtlichen Bedeutung, kann in der That ſeine Schweſter, Schwägerin, ja wohl gar Tochter ſeyn. Im Geſpräch mit Fremden ſagt der Bauer, wenn er von ſeiner Frau ſpricht, „mei' Wei'" (mein Weib), oder „die Meinige", ſpricht er aber zu den Hausleuten, ſo ſagt er „d' Muatta" (die Mutter). Er ſelbſt, der Herr im Hauſe, wird nicht Vater, ſondern von Allen nur „der Bauer" genannt, und nur von Weib und Kindern „d' Vatta" (der Vater). Es iſt ſchön, eine ſolche, oft noch ſehr junge Mutter für alle ihre Angehörigen ſorgen zu ſehen.

In den Städten ſah man ſonſt, wie auf dem Lande, die Hausfrauen der höhern Stände in vertrauter Gemeinſchaft mit den Dienſtboten, vornehmlich war es in Deutſchland der Fall. Dieß war für Herren und Diener von unberechenbarem Nutzen. Die Letztern gewannen an Bildung und

Sitte durch das stete Seyn in der Familie ihres Brodherrn; jedwede Rohheit wurde im Keime erstickt, jedweder Zwist unter einander wurde durch die Anwesenheit Derer, welche das Recht hatten, zu schlichten, beruhigt oder ausgeglichen.

In den Häusern der Bürger versammelte die Mittagsstunde Meister und Gesellen, Frau und Mägde zum gemeinschaftlichen Mahle, und selbst in den Häusern der Vornehmern, wo die Familie abgesondert ihre Mahlzeit einnahm, präsidirte doch mindestens die Hausfrau dem Mahle der Dienstboten und schnitt nach patriarchalischer Weise, als ächte Brodherrschaft, den Leuten in reichlichem Maaße das Brod vor.

Bei häuslichen Beschäftigungen aller Art saß die Mutter mit ihren Töchtern unter den Mägden und half die Arbeit verrichten. Bei solchen Gelegenheiten erzählte die Mutter lehrreiche Geschichten, die sie von ihrer Mutter überkommen hatte, oder Vorfälle ihres eigenen Lebens; sie theilte auch wohl Erfahrungen mit, die sich auf das Geschäft, was eben getrieben wurde, bezogen, und an welche sich Unterweisungen knüpften, die nützlich für den dereinstigen Hausstand der Unter-

gebenen waren, die doch auch daran denken durften, einmal Mütter und Hausfrauen zu werden.

Abends wurde die Spinnstube eröffnet; die Mutter saß obenan, dann kamen die Töchter des Hauses, hierauf die Mägde nach der Reihe. Die Mädchen schnurrten und das Gespräch ward leichter beschwingt; man scherzte, es wurden Mährchen erzählt, Lieder gesungen. Die, welche den feinsten Faden spann, wurde belobt; die sich besonders im Fleiße und in der Kunstfertigkeit auszeichnete, erhielt am Ende, wenn der Flachs gänzlich aufgesponnen war, eine Belohnung — etwa ein seidenes Tüchlein oder ein Band. Zur Würdigung der Feinheit der Arbeit wandte man ein einfaches Mittel an. Nachdem das Stück Garn fertig gesponnen und von der Puppe des Rockens abgehaspelt worden war, flocht und drillte man es zusammen, dann zog die Mutter ihren Trauring vom Finger, und das Stück, welches durch den feinen Reif durchgezogen werden konnte, gewann den Preis. Nächst der Feinheit wurde aber auch die Ebenmäßigkeit und Glätte des Fadens berücksichtigt.

Waren die Verräthe von Flachs und Hanf in Garn verwandelt, so gieng es an das Weben.

Die sogenannte „Hausmacherleinwand" war der Stolz der Frauen. Die Stöße von Tischtüchern, Lacken, Handtüchern, lagen hoch aufgethürmt in den Schränken, geglättet und ungebraucht, mit rosenrothen Bändern umwunden, für die Aussteuer der Kinder des Hauses bestimmt. Daneben ruheten die ganzen Stücke selbstgefertigten Linnens in mächtigen Rollen; ein Schatz von gediegenem Werthe. Wie die Augen der Frau leuchteten, wenn sie diesen Reichthum vor der vertrauten Freundin erschloß; das Ergebniß ihres Fleißes, ihrer Wirthlichkeit. Sie gedachte dabei der fröhlichen Stunden, da sie dieß Alles geschaffen, sie gedachte des Schicksals treuer Seelen, die ihr dabei geholfen, und ihr Blick leuchtete höher, denn sie gedachte des Schicksals Derer, für welche es bestimmt war, des Glückes ihrer geliebten Kinder.

Diese Beschäftigungen der Hausfrauen im Kreise ihrer Dienerinnen kannte schon das graue Alterthum. Im Mittelalter dauerte die schöne Sitte fort; die Frauen der Ritter kannten nichts Edleres, als die Wirthlichkeit. In der spätern Zeit kamen die feinern Arbeiten auf, welche die Herrschaft als ihren besondern Theil ansprach, während Spinnen und Weben den Dienenden

anheim fiel. Die Frauen und Fräulein brachten jene kunſtreichen Stickereien mit unſäglichem Fleiße zu Stande, welche noch die Bewunderung der Freunde des Alterthümlichen erregen. Allein das Spinnen und Weben übten noch die Frauen des Bürgerſtandes; bis die franzöſiſche Staatsumwälzung, welche alle Formen und das innerſte Weſen der Geſellſchaft ſo tief erſchütterte und durchwühlte, auch das patriarchaliſche Verhältniß hier wie überall zerſtörte.

In unſern Tagen iſt das Band der Dienenden zu der Herrſchaft lockerer geknüpft; die Handarbeit im Hauſe beſchränkt ſich auf des Tages Nothdurft und Bedürfniß und kann jeden Tag mit einiger Aufmerkſamkeit erlernt werden. Das Dauernde, das was in den Familien fortleben ſoll und von den Enkeln noch in Ehren gehalten, weil es unter den Augen der Großmutter entſtanden iſt, wird immer ſeltener. Das Nützliche muß nicht nur zugleich glänzend ſeyn, ſondern man könnte ſich ſo ausdrücken: das vor Allem Glänzende dürfte nebenbei auch nützlich erſcheinen. Für dieſes Bedürfniß ſorgen Fabriken, und Niemand müht ſich ab, mit den Händen das im Hauſe zu ſchaffen, was ohne alle Beſchwerde für

leichtes oder schweres Geld zu kaufen ist. Dampf und Wellen drehen und wälzen Räder, Spuhlen, Spindeln, Webstühle; die Sachen kommen fertig in das Haus und man kann seine Zeit dem Vergnügen widmen, nämlich was man heute Vergnügen nennt, denn man begreift es nicht, daß Spinnen und Weben einst Vergnügen seyn konnten. Beim Nähen dient der Maschinenfaden, die Strümpfe werden auf Maschinen gewebt, das Linnen, einst der Stolz und die Freude der Hausfrau, kommt jetzt aus den Fabriken, unter den Thränen hungernder Menschen gewoben.

Bei diesen Umständen ist es für die Hausfrau schwerer, dem innern Haushalte vorzustehen. Mit dem patriarchalischen Verhältnisse gieng das Ansehen verloren, dessen die Mutter den Dienstleuten gegenüber genoß; mit dem Verschwinden der gemeinsamen häuslichen Beschäftigung verlor sich das Band des Vertrauens und das Mittel, die Zeit wirksam auszufüllen.

Hier zeigt sich nun eine auffallende Erscheinung. Sonst, als die Herrschaft mit den Dienstboten eine schöne gemeinsame Beschäftigung theilte, die ihnen als eine wechselseitige Unterhaltung erschien, hielten sich beide Theile im Aeußern und

in den Formen des Umgangs streng geschieden. An der Kleidung konnte man auf den ersten Blick Frau und Magd unterscheiden. Von der Magd wurde vor Allem ein tüchtiger, reinlicher Anzug gefordert. Die weiße Schürze mit dem hoch hinaufreichenden Brustlatz, die Jacke oder das Kamisol, die Haube oder Mütze (in Niederdeutschland: die Hülle), waren unerläßlich; bei schlechtem Wetter wurde das grüne wollene Regentuch, welches die Herrschaft lieferte, umgeschlagen. Diese Kleidung wechselte nun zwar nach den provinziellen Gebräuchen, und änderte sich bei solchen Dienstleuten, die vom Lande waren und ihre ländliche Tracht beibehielten; jedoch war sie im Wesentlichen so bestimmt, daß sie sich immer von der Tracht der Herrschaft unterschied. Das bloße Haupthaar wurde den Dienenden nie gestattet, weil das sorgfältige Ordnen und Frisiren, nach damaligen Begriffen, zu viel Zeit in Anspruch genommen hätte, und weil ein unordentliches Haar den Mißstand herbeigeführt haben könnte, Haare in den Speisen und überall verstreut zu finden. Ebenso trugen die Dienenden keine Ueberröcke oder Kleider, keine Mäntel und Umschlage-

tücher oder Shawls; die Schürze durfte ihnen nie fehlen.

Jetzt findet die vertraulichere Berührung zwischen Herrschaft und Diener nicht mehr Statt, und im Aeußern ist in den meisten Fällen jeder Unterschied verschwunden. Die Köchin trägt das Haar „en bandeau", und die Zöpfe aufgesteckt, Mantel und Umschlagetuch, Kleid und Ueberrock.

Der Luxus, welchen die dienende Klasse kennen gelernt hat und dem sie fröhnt, weil er ihrer Eitelkeit schmeichelt und den jetzt so sehr herrschenden Hang zum Scheine befriedigt, hat auch ihre Ansprüche nach allen Richtungen höher geschraubt, während man nicht behaupten darf, daß sie im Allgemeinen jene Ansprüche, welche an sie gestellt werden könnten, auch im höhern Grade zu befriedigen im Stande wäre. Trotz aller Versuche moderner Philantropen sind die Dienstboten nicht besser geworden, vielmehr ist ihr Wandel unmoralisch; sie sind in einigen Städten Deutschlands ganz und gar verdorben; sie sind untreu, diebisch, frech. Dem Benehmen der Hausfrau ist es allein nur möglich und vorbehalten zu bessern, wo Besserung möglich ist, und zu verhüten, daß das Gute nicht durch böses Beispiel angesteckt werde.

Wenn es nun auch nicht mehr möglich ist, die ganze Einfachheit der frühern Zeit wieder heraufzubeschwören, so wird man aber doch wohl sich ihr nähern müssen, um ein wünschenswerthes Ergebniß zu erlangen.

Es ist nothwendig, daß die Frau den Dienstboten gegenüber sich zwar ernst, doch freundlich zeige. In kleinen Dingen sey sie nachgiebig, im Ausdrucke mild, in der That gefällig und liebreich. Sie werfe sich nicht weg, indem sie aus den ihr Untergebenen ihren Umgang und ihre Gesellschaft bildet, allein sie lasse sich zu ihnen herab, indem sie dieselben belehrt und aufklärt; sie sey allem Hinterbringen feind und gestatte nie, daß das Gesinde sich erfreche, ihr über die andern Hausgenossen, wohl selbst über die Mitglieder der Familie, über deren Lebenswandel und Aufführung, Nachrichten mitzutheilen, zu denen es nicht berufen ist. Die Frau ist zu bedauern, welche nicht im Stande ist, das, was ihr in dieser Hinsicht zu wissen nöthig ist, auf anderm, besserm Wege zu erfahren. Es würde deutlich darthun, daß sie von Zerstreuungen und andern leichtfertigen Dingen abgehalten wird, das Auge auf das

Innere ihres Hauswesens und ihrer Familie mit Ernst zu kehren.

Gleich bei dem Antritte des Dienstes belehre man den Diener über die Ordnung des Hauses. Kleine Verstöße gegen dieselbe rüge man anfänglich mit großer Milde; alle Zurechtweisungen sind auf anständige Weise zu geben. Man sey nicht vorzugsweise geneigt, bösen Willen vorauszusetzen, der auch wirklich in den seltensten Fällen stattfindet. Um Kleinigkeiten großen Lärm zu erheben, setzt die Herrschaft sehr bald in den Augen der Dienstboten herab. Man überlasse sich nicht den Eingebungen übler Laune; verkehrt ist es, Uebereilungen durch bessere oder wohl gar zärtliche Behandlung gut machen zu wollen. Dieß erscheint stets wie Schwäche, und Dienende, welche diese nur einmal bei ihren Vorgesetzten gemerkt haben, sündigen darauf hin, und glauben, sich am Ende Alles erlauben zu können.

Die Herrschaft hat ihrer Stellung nach schon ein großes Uebergewicht; durch ihre Bildung wird diesem noch bedeutend hinzugefügt. Hält man sich dieses Bewußtseyn stets gegenwärtig, so wird man nie sich ereifern, sondern selbst im Bewußtseyn vorsätzlicher Kränkung und Pflichtverletzung von Seite

der Dienſtboten gemäßigt und ruhig bleiben. Sind die Vergehungen der Letztern ſo ſtark, daß man an wahrſcheinliche Wiederholungen und an noch bedenklichere Folgen glauben muß, hat man Laſter an dem Dienenden wahrgenommen, oder feſtgewurzelte verderbliche Neigungen, welche mit dem ganzen Weſen unauflöslich verbunden zu ſeyn ſcheinen, ſo gebe man jeden Beſſerungsverſuch auf und löſe das Verhältniß auf der Stelle. Dieß thue man auch, wenn man ſich, vom Zorne übermannt, zu einem heftigen Wortwechſel, oder gar zu einer Mißhandlung mit Worten oder That gegen den Diener hat hinreißen laſſen. Ein ſolches Ereigniß läßt unvertilgbare Spuren in dem Herzen des Ungekränkten zurück; er kann, wie es im gewöhnlichen Leben heißt: „kein rechtes Herz mehr zu Jemand faſſen“, der ihm — ob mit Recht oder Unrecht — Böſes zugefügt hat.

Alles, was man von ſeinem Diener verlangt, werde mit Sanftmuth gefordert; niemals im Tone des rauhen Befehls. Man nehme nicht zu viele Dienſtboten an, damit ſich nicht Einer auf den Andern verlaſſe und es nach der bekannten Anekdote heiße: „Was thuſt du, Hans?“ — „Nichts.“ — „Und was thuſt du, Kaspar?“ — „Ich helfe

Hansen." — Man habe aber auch nicht zu wenig Domestiken, oder gar nur Einen, welchem man eine zu große Last aufbürdet. Erlauben es die Vermögensumstände nicht, die im Verhältniß zu der Größe des Hauswesens nothwendige Anzahl von Dienern zu halten, so erachte man es nicht unter seiner Würde, selbst, wo es Noth thut, Hand anzulegen. Ein solches Beispiel macht immer gute Wirkung; es feuert die Untergebenen an, fleißiger zu seyn und das Mögliche zu leisten. Nur muß der Vorgesetzte stets darauf bedacht seyn, daß er das auch gut und tüchtig ausführen könne, was er unternimmt, damit er den Dienstboten nicht ein Gegenstand des Gelächters werde und an seinem Ansehen dadurch einbüße. Die Dienenden sind nicht geneigt, ihrer Herrschaft die Ungeschicklichkeit nachzusehen, da sie ihnen ja auch nicht nachgesehen wird, und weil sie nicht in der Lage sind, den Fehler im Ernste zu rügen, wie es die Herrschaft wohl in Bezug auf die Fehler der Dienenden kann, so rächen sie sich dafür durch Spott und Hohn hinter dem Rücken der Herrschaft; sie lachen über Die, welche sie lieben und ehren sollten.

Besser ist es, sich von den Dienern Unterricht

in den Handgriffen geben zu laſſen und ſich dabei geduldig und gelehrig zu zeigen, bis man ſie ausführen kann. Dieß erweckt Vertrauen und ſchmeichelt dem Ehrgeize der Untergebenen.

Man unternehme es jedoch nicht, eine ſolche Unterweiſung zu begehren, wenn die Arbeit den Kräften überlegen iſt, oder wenn man nicht ernſtlich Luſt hat, dabei auszuharren. Das, was man erlernen will, muß man auch zu bezwingen ſich vornehmen. Feſten Willen muß man vor Allem beſitzen. Die Arbeit, welche man als Herrſchaft ausführt, im Angeſichte der Diener, muß vollkommen ausgeführt werden; beſſer oder mindeſtens doch eben ſo gut, als die Diener ſie auszuführen im Stande ſind.

Unter den Dienſtboten erhalte man Verträglichkeit; man dulde keinen Zank und Streit. Wer ihn hervorruft und dieſen Fehler nicht ablegen kann, muß ſofort entfernt werden.

Es werde jedem Hausgenoſſen die Pflicht zur ſtrengſten Beachtung auferlegt, gegen die Dienſtboten höflich zu ſeyn, ſie nicht in ihrer Arbeit durch Zwiſchenbefehle zu verwirren und die Hausordnung zu ſtören. Ohne große Nothwendigkeit oder damit verknüpfte Gefahr werde es Nieman-

dem gestattet, Diener von ihrem Geschäft abzurufen und ihnen einen andern Auftrag zu geben. Wer sich in dem Falle befindet, etwas schnell zu bedürfen, schaffe es sich selbst herbei.

Man sey menschlich gegen Dienstboten. Zeigen sie eine Unpäßlichkeit an, so nehme man ihnen sogleich die Arbeit ab und befrage den Arzt. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß Dienstboten, so wie alle Menschen, die auf einer Stufe geringer Bildung stehen, viel empfindlicher gegen körperliche Schmerzen und ängstlicher in Krankheiten sind, als die vornehmern Klassen. Dieß erscheint natürlich, wenn man erwägt, daß sich bei Leuten der untern Stände zugleich mit der Krankheit dringende Sorgen melden über Unterhalt, Pflege, spätere Untauglichkeit zur Arbeit, Gedanken an die Angehörigen und dergleichen mehr. Dabei zeigt sich aber auch häufig Mißtrauen gegen die ärztliche Behandlung, Abneigung Medizin zu nehmen, höchstens entschließt man sich zu einem Brechmittel, dessen Wirkung schnell und sichtlich ist. Ruhe und Diät sind daher vor allen Dingen von der Herrschaft den Dienenden zu gönnen, und gewöhnlich sind diese beiden Mittel hinreichend, den Anfall zu entfernen. Man lasse es

daher nicht auſser Augen, ſie alsbald anzuwenden, weil es die Menſchlichkeit erheiſcht und zugleich die Ordnung des Hausweſens von der Geſundheit der Dienſtboten weſentlich abhängt.

Man halte die Kinder ernſtlich an, in dieſem Sinne dem Hausgeſinde zu begegnen und ſie vor jeder Anmaßlichkeit oder Rohheit dringend zu warnen.

Nach dieſer Richtung wird die Hausfrau inmitten der Diener des Hauſes allgemein verehrt und geliebt daſtehen. Iſt auch die vertrauliche Beziehung zwiſchen ihr und den Dienern, wie ſie einſt beſtand, nicht wieder herzuſtellen, und wird ſie nicht mehr von Allen mit dem Namen „Mutter" genannt, ſo werden doch Alle in ihr das erhaltende, ſtill-ſchaffende Prinzip erblicken und ſie im Herzen wie eine Mutter lieben. Es iſt eine ſchöne Sache, ſeine dienende Umgebung zu erziehen, der Bosheit den Stachel zu entwinden, die ſchlechte Gewohnheit auszurotten, die Trägheit in Fleiß zu verwandeln. Die Mühe iſt leichter, als man ſich vorſtellt. Denjenigen, der nicht ganz von Grund aus verderbt iſt, ergreift die Schaam, wenn er ſich plötzlich unter gute Menſchen, in geregelte Verhältniſſe verſetzt ſieht, und ſchon dadurch wird er gebeſſert. Andere ergreift der

Wunsch, es recht lange so gut zu haben, wie in dem schönen Haushalte, in welchen der Zufall sie brachte, und sie geloben sich, gut und tüchtig zu seyn. Die schlechte Herrschaft macht das schlechte Gesinde, und die vielen zerfahrenen, unordentlichen und blos von der Laune regierten Haushaltungen, in denen die Herrschaft sich Alles ohne Berechnung erlaubt, sind schuld, daß die dienende Klasse so entartet ist, welcher noch überdieß durch thörichte Bemühungen Einiger falsche Begriffe eingeimpft werden, die sie mit Hochmuth erfüllen und sie von dem einzig richtigen Wege ablenken, der sie zum Heile führen kann, nämlich: ihre Stellung zum Ganzen richtig zu begreifen, sich ihm unterordnend, in redlichem Fleiße und in Treue zu beharren, und dem Hause, welchem man dient, recht lange anzugehören. Allein ebenso sorge die Herrschaft, ihre Diener recht lange sich zu erhalten. In der Dauer wächst das Vertrauen und die Zuneigung beider Theile. Es ist daher für beide Theile gleich ehrend und nützlich, wenn sie lange bei einander ausharren, und eine lobenswerthe, schöne Sitte ist es, daß alte Dienstboten, welche eine lange Reihe von Jahren bei einer

und derselben Herrschaft waren, öffentliche Anerkennung und Lohn finden.

Die Hausfrau, welche von ihrer würdevollen Stellung so durchdrungen ist, daß sie in der Behandlung der Dienstboten das Rechte zu treffen weiß, wird dieß auch nach allen Seiten hin bewähren. Sie wird ebenso rücksichtsvoll als liebreich ihrem Gatten und ihren Kindern begegnen, sie wird eine anmuthige Wirthin den Freunden seyn. Ihr Hauswesen wird so vollkommen geregelt seyn, daß ein unerwarteter Besuch keinerlei Störung oder Unbequemlichkeit herbeiführen kann. Ihr feiner Sinn, ihr reiches Gemüth wird Das ersetzen, was der Bewirthung an materieller Reichlichkeit abgeht, und sie wird die Ueberzeugung besitzen, daß jenes dieses bei Weitem aufzuwiegen im Stande ist, und deshalb keine geschmacklosen und ermüdenden Entschuldigungen und Förmlichkeiten zu Tage bringen.

Die Hausfrau wie sie seyn soll trägt das Bewußtseyn ihrer schönen Schöpfung in sich, und dieß gibt ihr den hohen Grad von Sicherheit im Benehmen, Fremden sowohl als Bekannten gegenüber. Sie weiß es, welche wohlthätige Wirkung ihr Hauswesen auf jeden Sinnigen und Gefühl-

vollen hervorbringt, und es ist nicht Anmaßung, wenn sie ruhig den Eindruck walten läßt und ihn nicht durch falsche Bescheidenheit scheinbar zu neutralisiren versucht. Aber ebenso gleichgiltig wird sie gegen das ihr gespendete Lob seyn; Menschen, welche sich auf den Werth solcher Hausfrauen verstehen, werden übrigens ihre freudige Anerkennung auf andere Weise, als durch Lobeserhebungen, auszudrücken wissen. Und wollt Ihr wissen wie? Durch den Genuß alles Dargebotenen; durch die Freude, es anzunehmen, durch das Eingehen in die Harmonie des Ganzen, durch die rege Theilnahme an der Unterhaltung, durch alle jene Zeichen, wodurch wir zu erkennen geben, daß es uns wohl sey und wir uns einem beglückenden Gefühle gänzlich überlassen. Von der Reinlichkeit der Gemächer und Geräthe bis zu der Aufmerksamkeit der Dienenden, der geschmackvollen Kleidung aller Angehörigen, der Artigkeit der Kinder, der stillen Ordnung und der einfach, aber doch gut besetzten Tafel und den heitern Gesprächen wird Alles jenes Gefühl in uns hervorrufen.

Werfen wir nun aber unsern Blick auf das Gegenstück dieses lachenden Bildes. Sehen wir hier eine Hausfrau, welche jeder Besuch, der

nicht förmlich vierundzwanzig Stunden vorher angesagt wurde, in Verlegenheit und Aerger versetzt. Da muß das Haus erst geschenert, Möbel müssen hin- und hergetragen, alter Schmutz und verdorbener Hausrath erst entfernt werden. Die Kinder bekommen Befehl, sich nicht sehen zu lassen, weil sie nicht gut erzogen sind, schreien, belästigen und ihre neuen Sonntagskleider schon zerrissen haben. Die Dienstboten werden durcheinander gehetzt, um große Anstalten zu treffen, und doch wird nichts Ordentliches und Erfreuliches zu Wege gebracht.

Obgleich man von dem Besuche schon vierundzwanzig Stunden vorher Kenntniß hatte, so überrascht er doch Alles in der unruhvollsten Thätigkeit bei halbvollbrachten Aufgaben. Die Folge davon sind verlegene Gesichter beim Empfange; das Gespräch will nicht in Gang kommen; man gesteht endlich, daß man unwohl sey, und man ist es in der That. Alle Erscheinungen machen nicht den gehofften Effect; die Hausfrau theilt die allgemeine Unruhe in hohem Maße. Anfänglich sind es Winke, die sie gibt, dann hört man sie leise Worte murmeln, endlich werden die Reden lauter, vernehmlicher, der Gast versteht sie und seine Verstimmung wächst mit der Verstimmung

der Uebrigen. Die Hausfrau merkt es und läßt Entschuldigungen auf Entschuldigungen folgen, bis der Gast auch mit Entschuldigungen aufbricht und froh ist, die unerfreuliche Wirthschaft zu verlassen.

Mütter sollten bei der Erziehung ihrer Töchter mehr darauf sehen, ihnen den großen Ueberblick ihrer Pflichten zu verschaffen und den hohen Standpunkt zu bezeichnen, den sie einzunehmen haben, als ihnen die kleine Umständlichkeit des Hauswesens, der Küche, der Kindererziehung u. s. w. einzuprägen. Ein großer Ueberblick läßt sich auch bei einem Gebiete von kleinem Umfange denken, und ein hoher Standpunkt wird dem kleinsten Haushalte nur zu Nutz und Frommen gereichen. Dafür aber werden alle jene detaillirten Anweisungen bis in das Kleinste stets Modificationen erleiden müssen, weil eben dergleichen nicht für Alle paßt, und hier so Vieles von Umständen und Verhältnissen abhängig ist, und durch die am meisten dabei betheiligten Persönlichkeiten geradezu bedingt wird.

Eine dergestalt mit Küchenrecepten und andern speciellen Vorschriften nicht so wohl unterrichtete als abgerichtete Frau will Alles wie ihre Mutter machen und sich nicht von ihrer Unzulänglichkeit

überzeugen, sondern regiert streng nach den überkommenen Vorschriften, die, um das Uebermaaß von Verwirrung vollends herbeizuführen, von der Mutter stets neue Sanction erhalten, dem Manne zum Verdrusse und Niemand zur Freude. Es wird eine Art tyrannischer Herrschaft, die am Ende die Auflösung der innern Verfassung herbeiführt.

Alle Vorschriften und Lehren, welche eine Mutter ihrem Kinde mit auf den Weg gibt, müssen dem Einen Gesetze sich unterordnen: „Werde Deinem Gatten ein wohlthuender Engel; Deine innere Harmonie ströme auf Deine Umgebungen aus; Dein Haus verrathe sogleich, daß es der Wohnsitz einer schönen Seele, einer fertigen, edeln Natur sey. Was ich Dir sonst als Richtschnur an Recepten und Vorschriften für Küche und Haus mitgebe, betrachte nicht als unverbrüchliche Satzung. Die Zeiten verändern sich und wir mit ihnen. Du wirst am besten thun, neuere Erfahrungen zu prüfen, den Gewohnheiten Deines Mannes vor Allem Gehör zu geben und das Schöne und Nützliche überall, wo es Dir entgegentritt, Dir eigen zu machen.“

Die Frau in der Welt.

In der Beziehung zu Fremden ſey die Frau einfach, natürlich und wahr. Ziererei, Gefallſucht werden vermieden. Jedoch treibe man dieſes Beſtreben nicht ſo weit, nachläſſig zu erſcheinen und rückſichtslos zu ſeyn. Man iſt ſowohl ſeiner Stellung im Leben wie der Stellung Anderer, mit denen man zu thun hat, Rückſichten ſchuldig; man ſoll es ferner zeigen, daß man ſeine eigene Bedeutung anerkenne.

Die Einfachheit, Natürlichkeit und Wahrheit zeige ſich ſogleich in der äußern Erſcheinung, wie im Benehmen, in Worten und Handlungen, in Blick und Gebehrde. Man hülle ſeine Artigkeit nicht in einen Schwall von Komplimenten, man bewundere und belobe nicht Alles, was man ſieht, man ſchmeichle nicht auf plumpe Weiſe. Die Höflichkeit erfordert es, daß man ſeinen Tadel zurückhalte, wenn er Andere verletzen könnte; iſt er jedoch weſentlich, um einen Irrthum aufzuklären, um Jemand vor Schaden oder trauriger Erfahrung zu warnen, ſo äußere man ihn, aber ſo ſchonend als möglich. Durch das ſtete Bewun-

dern setzt man seine eigene Erkenntniß in Schatten, und ein Erfahrener, der selbst den Werth eines Gegenstandes zu ermessen versteht, legt auf dergleichen bewunderndes Lob keinen Nachdruck. Man preise nur dann, wenn man im Stande ist, etwas Gründliches dabei vorzubringen, wodurch man den Beweis liefern kann, daß man die Sache verstehe. In Gemeinplätzen sich ergehen, ist stets nicht rathsam, und Schweigen in solchen Fällen eher zu empfehlen. Besonders möge man sich diese Richtschnur bei dem Beschauen von Kunstwerken dienen lassen. Die Stufenleiter beginnt mit „Süperb" und endigt mit „Magnifique"; ein Witzbold hat als höchste Steigerung „Süfique" und „Magniperb" vorgeschlagen. Der Kenner, der Kunstfreund, welche bei dem Genusse eines großen Kunstwerkes wirklich empfinden, verachten solche banale Ausrufe, und wer sich ihrer schuldig macht, wird im Augenblicke für Das erkannt, was er in der That ist.

Der ächte Kunst-Enthusiasmus ringt oft nach dem Ausdrucke; das Gefühl überwältigt das Herz und der Mund verstummt. Wer aber nichts bei dem Anblicke empfindet, soll es auch nicht heucheln; er soll diese Schwäche offen gestehen, und

mag es dabei aber wohl vermeiden, mit sogenannten Kunstenthusiasten zusammenzukommen. Es ist überall nicht angenehm, eine stumme oder schlechte Rolle spielen zu müssen. Das alte Sprichwort möge hier seinen Platz finden: Gleich und Gleich gesellt sich. Man dränge sich nicht in Kreise, in die man seiner Natur nach nicht paßt, blos um des scheinbaren Ansehens willen, das man dadurch vor der Welt zu erlangen glaubt.

Der Ausdruck der Rede sey gewählt; man gewöhne sich frühzeitig, folgerichtig zu denken, und ordne das, was man sagen will, im Kopfe. Es ist besser, daß man seine Rede erwarten läßt, als daß man mit etwas Unfertigem zu bereitwillig hervorströmt, sich übersprudelt, und das, was man bereits gesagt zu haben glaubt, der Unverständlichkeit wegen wiederholen muß. Es gibt Frauen, welche glauben mit Leichtigkeit und schön sprechen zu können, und dennoch nur Phrasen machen. Es sind zwar gut aneinander gereihte Worte, die nach Etwas klingen, allein dennoch den Gedanken nicht gut ausdrücken, dennoch keine Schilderung, kein Bild geben. Die Phrasenmacherei ist das Anwiderndste in der Unterhaltung. Es ist ein Geschwätz hinüber und herüber; man

hat die Ohren übervoll, allein Kopf und Herz gehen dabei leer aus.

Wenn man bemüht ist, nicht mehr Worte zu machen, als erforderlich sind, um den Gegenstand deutlich auszudrücken, und hier, wie überall, nicht mehr scheinen zu wollen, als man ist; wenn man alle Ueberschwänglichkeit von sich entfernt hält; seinem Gefühle Schranken setzt, damit es sich in lauter Ausrufungszeichen auflöse; vor Allem aber genau weiß, was man sagen will, des Stoffes gänzlich Meister ist, dann wird man der leidigen Phrasenmacherei sicher aus dem Wege gehen.

Die Frau sey zurückhaltend; das Gegentheil ist mit dem wahren Anstande unverträglich. Sie sey nicht blos zurückhaltend gegen Männer, sondern auch gegen Frauen. Das Hingeben, das Anhängen, die intimen Mittheilungen, an wen es sey, sind üble Zeichen, denn sie verrathen Unbedeutendheit, Schwatzhaftigkeit, im besonderen Falle Gemüthsleere mit Gutmüthigkeit gepaart. Man hüte sich vor solchen Menschen. Die Mittheilungen im Vertrauen können am Ende auch das Herzenssiegel der Verschlossensten lüften, und ein übereiltes Wort kann über die Zunge kommen, das man späterhin gern zurücknehmen möchte.

Allein wenn selbst dieses nicht stattfand, so kann das bloße Anhören schon den innern Frieden gefährden. Man erfährt da so Vieles über Personen, die uns gleichgiltig waren und fern standen, uns aber jetzt durch gewisse Züge, welche wir von ihnen erfahren, näher gerückt werden. Der Hang zu beobachten ist den Menschen eigen; wider Willen werden wir zu Beobachtern des Thuns und Treibens uns sonst ganz gleichgültiger Personen. Nun tritt der Fall ein, daß wir mit ihnen in nähere Berührung kommen, und das, was wir von ihnen wissen, bringt uns wohl selten Nutzen, stört uns aber in unserer Unbefangenheit Jenen gegenüber, welche so wichtig bei dem Anspinnen neuer Verhältnisse ist.

Man hüte sich vor jener scheinbaren Vertraulichkeit, die aus dem bloßen Mangel an Zurückhaltung entsteht. Das holde Gefühl der Vertraulichkeit herrsche nur zwischen längst bekannten Personen, denen jede Falte des Herzens wechselseitig aus einander gelegt ist, und die für einander von Achtung durchdrungen sind. Wo diese Bedingungen fehlen, führt die Vertraulichkeit zu Consequenzen, die uns das Leben verbittern könnten.

Man übe daher auch Zurückhaltung gegen alle

Personen, die sich uns mit ihrem Vertrauen aufdrängen; man ist im Rechte, sich hier auf die bestimmteste Weise zurückzuziehen. In der Regel sind es gewöhnliche gemeine Naturen, die Schmerz und Freude, sowohl eigene als fremde, unaufgefordert in die Brust eines Fremden ausschütten; aber das Gemeine soll man sich auf alle Fälle vom Halse schaffen.

Solcher unangenehmen Begegnung weicht man am leichtesten dadurch aus, wenn Frauen nicht ausschließlich mit Frauen umgehen und den Kreis um sich gemischt aus Männern und Frauen zu bilden bemüht sind. Nur in den ausschließlichen Gesellschaften von Frauen wuchern jene unsaubern Schmarotzerpflanzen, jene trübseligen Erscheinungen von Gemeinheit und Unnatur. Wie die Männer von Frauen lernen und an wahrer Lebensweisheit gewinnen können, so die Frauen von den Männern.

Mit Fremden, die man zum ersten Male sieht, zeige man sich gleichgiltig, selbst kalt. Die Freundlichkeit, mit welcher namentlich unsere deutschen Frauen oft wildfremden Menschen begegnen, können diese nur ihrer Unerfahrenheit oder der Falschheit zuschreiben, wenn sie nicht gar gutmüthige

Dummheit voraussetzen und hierauf Erwartungen bauen.

In den meisten Fällen ist das Freundlichthun mit Fremden, welche man zum ersten Male sieht und die keinen besondern Titel für unser specielles Wohlwollen mitbringen, eine zur andern Natur gewordene Falschheit, die wir übereingekommen sind uns selbst nicht übel zu nehmen. In einigen Gegenden Deutschlands ist es stillschweigende Uebereinkunft, sich darin zu überbieten, und man nennt es dort mit einem beliebten und doch so falsch verstandenen Ausdruck „Gemüthlichkeit." Die ächte Gastfreundschaft ist davon himmelweit entfernt.

Manchmal will man um jeden Preis des Fremden Aufmerksamkeit anziehen, und sucht sich ihm von der geistreichen Seite zu zeigen. Dieß ist mit der angepriesenen Zurückhaltung durchaus nicht zu vereinigen, allein wenn es dennoch geschehen soll, so besitze man vor allen Dingen auch wirklich Geist. Nur dann ist es zulässig; sonst wirkt ein solcher Versuch abstoßend. Man nennt ein Unternehmen dieser Art in wegwerfendem Tone „Espritmachen." Es gibt Cirkel, in denen das Espritmachen an der Tagesordnung ist. Auch

ſelbſt für den wirklich Geiſtreichen iſt es ſchwer, in ſolcher Umgebung ſeine Stelle zu behaupten; ja, es iſt ſchwerer für ihn, da ihn ſein Geiſt von jenen Abgeſchmacktheiten zurückhält, nach welchen die Andern greifen, um ihren Eſprit daraus zu machen. Dieſes fade Witzeln, dieſes Spotten, dieſes Zweifeln und Verneinen, das wie eine Kette ſich um die ganze Unterhaltung ſchlingt, ſchnürt jedem ſinnigen, mit Geiſt und Gemüth begabten Menſchen die Bruſt zu, wenn er gezwungen einem ſolchen Kreis für einen Abend angehören muß.

Von allen den ſcheinbaren Vorzügen, die zu grell zur Schau getragen anwidern, iſt es dieſer Eſprit am meiſten. Wirft uns der Zufall in eine Umgebung dieſer Art, ſo empfehlen wir vor allen Dingen allergrößte Vorſicht in den Aeußerungen.

Milde iſt die liebenswürdigſte Eigenſchaft einer Frau; es iſt der Sonnenſtrahl des Herzens, der ſelbſt in Abgründe fällt und ſie mit der eigenen Tugend verklärt. Die zartfühlende, wahrhaft durchgebildete Frau hat Troſt und Beruhigung, Lohn und Strafe in dem Lächeln der Milde.

Der Verweis für Eure Fehler und Schwächen wird von dieſem himmliſchen Lächeln begleitet, und Ihr gelobet beſſer zu werden, um dieſem

zarten Herzen keinen Kummer zu schaffen und seine Huld ganz zu verdienen.

Die Milde bringt die Frauen dazu, sich selbst Schwächen anzudichten, welche sie nicht besitzen, um nachsichtsvoller gegen die Schwächen Anderer seyn zu müssen. Ihre Gerechtigkeit, welche sie gegen Andere üben, kann zur Ungerechtigkeit gegen sich selbst werden.

Die Milde läßt die Frauen nie einseitig erscheinen. Sie umfassen Alles mit den Fühlhörnern der Seele und können sich leicht inmitten fremder Stimmungen versetzen. Sie können es hierin zu einer wahrhaften Virtuosität bringen. Hütet Euch daher wohl, in Gegenwart solcher zartbesaiteten Gemüther zu verläumden, mit Hartnäckigkeit das Böse in dem Charakter eines Menschen aufzuspüren und in ungemessenen Ausdrücken darzulegen. Ihr werdet die milde Seele der edeln Frauen auf unheilbare Weise verletzen und in ihren Augen Euern eigenen Charakter schaden.

Die Frau wird die Vertheidigung des Fremden, von dem Böses in seiner Abwesenheit gesprochen wurde, übernehmen, und sollte sie aus Unkenntniß des Gegenstandes oder aus Scheu nicht im Stande seyn, die Anklagen zu widerlegen, so

wird ſie es verſuchen, ſeine Berechtigung zu der gerügten Handlungsweiſe durch beſondere Umſtände und Verhältniſſe darzuthun. So kann man wohl manchmal das ſeltſame Schauſpiel erleben, eine ſchöne tugendhafte Frau etwas in Schutz nehmen zu ſehen, was der öffentlichen Mißbilligung verfallen ſcheint. Wer aber dieſe Erſcheinung einer genauern Prüfung unterzieht, wird einſehen, daß ſie blos in der Milde ihren Grund hat, die nach dem Schein nicht verdammen will und kein Urtheil über Abweſende fällt, die ſich nicht zu vertheidigen im Stande ſind.

Wo jedoch das Schlechte erwieſen iſt, da wird die Frau ſich traurig abwenden; ſie wird verſtummen und ihrem Abſcheu keine Worte geben; ſie wird durch Bitten jeder Schilderung Einhalt thun, nicht aber mit Behagen ſich ſolchen Schilderungen hingeben.

Frauen dieſer Art flechten, nach den Worten des Dichters, „himmliſche Roſen in's irdiſche Leben", ſie „nähren das göttliche Feuer" der Milde, Zucht und Sitte in ſtiller Wonne, und ſtrömen es aus, gehüllt „in der Grazie züchtigen Schleier." So wirken ſie wahrhaft beglückend auf Alle, die ſich ihnen nahen.

Man hat in neuerer Zeit unsere gesellschaftliche Verfassung, in Bezug auf die Frauen, mehrmals in Zweifel gezogen. Mit der Verbreitung des Christenthums in den Abendländern war die Verklärung des Frauenthums aufgekommen. Der Minnedienst erfüllte mit heiliger Andacht, gleich dem Glauben, die Brust des Ritters, und ward ihm Spern zu großen Thaten und Werken. Dem Dienste der Frauen war sein Leben geweiht. Diese wahrhafte Verherrlichung, diese Bethätigung eines tiefen Gedankens schwand jedoch im Laufe der Zeiten dahin. Mit dem Ende des Mittelalters hatte die Begeisterung aufgehört und die leere Form blieb; es wurde eine Art von Götzendienst den Frauen zu Ehren beibehalten, allein ihre Lebensverhältnisse sanken zur Sclaverei hinab. Sie waren ihrem Manne unterthänig; sie hatten keine Stimme in den Berathungen; er lenkte Alles nach seiner Willkühr; ihm gehörten die Mühen der Geschäfte, aber auch die Früchte des Erfolgs; für ihn war der Lohn und der Ruhm; sein Name knüpfte sich an das geschaffene, sein Leben überdauernde Werk, an welchem die Frau keinen Theil hatte. Für sie die stille Plage wie das stille Loos; die Sorge und Noth im Hause, kein

Strahl nach Außen; sie hatte den großen Mann in die Welt gesetzt, ihn in schlaflosen Nächten gepflegt, ihn erzogen und seinen Geist frühe geweckt und mit dem eigenen kräftigen Geiste genährt. Gleichviel! er trägt des Vaters Namen der Unsterblichkeit entgegen, der Name der Mutter bleibt in dem Gewölbe der Vergessenheit, in welches ihr Leben und Wirken gebannt war.

Bei diesen Einrichtungen waren den Frauen noch vom Mittelalter her gewisse Rechte zuständig geblieben, die sich jedoch bald auf bloße Formen der Etikette erstreckten. In unsern Tagen, in welchen so viel auf einmal unternommen wird, um die Menschheit zu beglücken, hat man auch den naheliegenden Gedanken aufgegriffen, das herabgewürdigte Loos der Frauen wieder zu erheben. Die Frauen selbst, von einer Lust nach Neuerung getrieben, und zum Theil wirklich in gedrückten Verhältnissen lebend, traten als Partei und Richter in eigener Sache auf. Die Frauen sollten an dem großen Emancipations-Werke Theil haben, das sich auf allen Enden vorbereitete. Es fanden sich voreilige Köpfe, die der gründlichen Erwägung und dem rechtlichen Urtheile vergriffen und der öffentlichen Meinung zum Trotze sich als

„emancipirte Weiber" verkündeten. Es sprach nicht für sie, daß sie mit dem Besuchen von Kneipen, Cigarrenrauchen und andern verpönten Dingen den Anfang machten und ihre kaum errungene Freiheit der wachsamen Polizei zum Opfer brachten. Es war nicht nöthig, auf solche Weise anzufangen, wenn man Regierungsrath, Deputirter, Arzt, gleichwie die Männer bisher es allein waren, werden wollte. Allein es war doch eine Manifestation des ernsten Willens, den man hatte, sich von den Satzungen der Männer, die sie über die Frauenwelt verhängten, offen loszusagen, und dem Zwange, den man bisher Anstand und Sitte nannte, ein Schnippchen zu schlagen.

Bis jetzt ist diese Verirrung nur von einzelnen Ausnahmen kund gegeben worden. Die wahre Emancipation der Frauen kann nur von ihrer vollkommenen Ausbildung, von der höhern Entfaltung ihrer schönen Eigenthümlichkeit ausgehen. Ueberall in der Natur zeigen sich Gegensätze, welche durch sich selbst ihre harmonische Ausgleichung finden. Dem Manne wie der Frau sind verschiedene Wirkungskreise gegeben; in der Erfüllung derselben beruht das Glück Beider; nur hierdurch wird das Daseyn des Einen wie des

Andern ergänzt. Er ſey ganz Mann, ſie ſey ganz Weib; würde ſie in den Geſchäftskreis des Einen übergreifen, ſo müßte er nothwendig ſich dem des andern Theiles unterziehen. Welcher Vortheil entſpränge daraus für Beide, welcher für die Geſellſchaft?

Beide haben nach Vollkommenheit zu ringen; Beide haben ſich wechſelſeitig zu tragen und zu ſtützen; Beiden gleiche Luſt, gleiche Mühe, und wie die Gattin ihren Namen aufgibt und den des Gatten annimmt, ſo ſoll ihr Sinn in dem ſeinigen aufgehen und ſie Eins werden mit ihm. Dieß ſey die Emancipationsfeier der Liebe und ihres höchſten irdiſchen Ausdrucks: der Ehe!

Der Mann in ſeinen Beziehungen nach Außen.

Wir ſprechen hier von dem Mann von Welt, von dem Manne der höhern Geſellſchaft. Sein Standpunkt iſt ſchwieriger zu behaupten, als der des bloßen Gewerbsmannes, darunter wir den

Kaufmann im Kleinen verſtehen, den Handwerker, Denjenigen, welcher irgend eine Kunſt als Gewerbe treibt, den Schriftſteller, der ſo häufig noch ohne feſten Standpunkt zu der Geſellſchaft angetroffen wird. Alle dieſe können ſich einer Menge von Rückſichten entſchlagen, die ſie nicht mit Unrecht für eine läſtige Uebermacht auf der ohnedieß beſchwerlichen Lebensreiſe anſehen; ſie bedürfen nur eines geringen Umfangs von Menſchenkenntniß, von Obſervanzen und Vorſicht, um ihrer Aufgabe vollkommen gewachſen zu ſeyn. Der Mann von Welt, der zwar auch Geſchäftsmann ſeyn kann, jedoch als ſolcher genöthigt iſt, ſich einen weitern Geſichtskreis zu verſchaffen und deshalb einen höhern Standpunkt einzunehmen, tritt dadurch in Beziehungen, welche eine beſtändige Anſpannung der Geiſteskräfte in Anſpruch nehmen und oftmals eine Aufmerkſamkeit auf ſcheinbare Geringfügigkeiten erfordern, die zu wichtigen Reſultaten die Veranlaſſung werden können. Wir haben es in einer beliebten Komödie geſehen, wie entſcheidend ein Glas Waſſer in einer bedeutenden Frage den Ausſchlag geben kann, und ſicher iſt es, daß die höchſte Sphäre der Geſellſchaft das

Feld iſt, in welchem die kleinſten Urſachen die größſten Wirkungen erreichen können.

Hieraus entſpringt nun aber für Den, der dieſes Feld als Neuling betritt, die doppelte Rückſicht, jene anſcheinend kleinen Zufälligkeiten zu vermeiden oder zu verhindern, welche ſeinen beſten Abſichten hemmend in den Weg treten könnten, und andere dergleichen Zufälligkeiten ſo geſchickt zu lenken, daß ſie die von ihm beabſichtigte Wirkung herbeiführen. Dazu gehört nun freilich eine große Kenntniß der Menſchen überhaupt und Derjenigen, mit denen man es ſpeciell zu thun hat, dann des Gebietes, auf welchem ſie ſich bewegen, mit ſeiner hiſtoriſchen Grundlage und allen ſeinen geſellſchaftlichen Beziehungen.

Man hört oft im Leben: „das iſt ein kluger Mann“, oder „das iſt ein feiner Mann“; der Weltmann muß Beides in ſich vereinigen, doch niemals auf Koſten ſeines Herzens. Bei aller Umſicht in Geſchäften, bei aller Wahrnehmung des eigenen Vortheils, kann man ein warmes Herz im Buſen tragen, aufrichtig ſeyn, edel und hilfreich ſich überall zeigen. Vereinigt man dieſe Eigenſchaften nicht alle, ſo bedeutet „fein“ und „klug“ nur ſo viel wie „liſtig“ und „verſchlagen.“

Allerdings darf der Weltmann im vollen Sinne des Wortes sich nicht Illusionen hingeben; er muß durchaus praktisch seyn. Er kann von einer Idee durchdrungen seyn, er kann nach dem gewöhnlichen Ausdruck „dafür schwärmen“, allein er soll sich keinen Erfolg träumen, wie er erst in weiter Ferne und von den günstigsten Umständen herbeigeführt werden kann. Er soll einen Zweck, den er verfolgt, fortwährend im Auge behalten; nur nach gehöriger Prüfung vertrauen; sich nicht rechts oder links vom Wege ablenken lassen; in der Wahl der Mittel, welche ihn zum Ziele führen sollen, vorsichtig seyn; niemals zu schlechten Mitteln greifen, aber kein gutes außer Acht lassen, und vor allen Dingen verschwiegen seyn.

Wer sich über ein verletztes Geheimniß beschwert, hat sich wohl stets selbst anzuklagen. Man war es immer selbst, der am unrechten Orte zuerst davon sprach.

Wenn auch in den meisten Stellungen im Leben eine äußere weiche Glätte sehr zu empfehlen ist, so sey doch der Kern immer stark und fest. Diese Glätte darf sich in der Form des Umgangs äußern. Man sey höflich gegen Jedermann; selbst

bei unangenehmen Berührungen, bei Zwiſten und Zerwürfniſſen ſetze man nie das außer Augen, was der gute Ton erheiſcht. Man entwaffnet dadurch oftmals allein ſchon die Gegenpartei, welche es daran fehlen läßt. Verſuchten Kränkungen begegne man mit Ernſt und Strenge; nie jedoch mit Grobheit. Beleidigungen erledige man, wie man es ſeinem Stande und Charakter ſchuldig zu ſeyn glaubt. In beiden Fällen ſind Grobheit und Gemeinheit im Ausdrucke und in den Handlungen zu vermeiden. Gegen Untergebene und Leute geringern Standes ſey man gefällig, wie und wo man's ſeyn kann. Jedoch in Dem, was einem großen Zwecke dienen ſoll, beſonders in der Erfüllung übernommener Pflichten, an deren Nichterfüllung Alles ſcheitern kann, ſey man unnachſichtlich. Gefälliges Nachgeben oder Zugeben wäre hier Leichtſinn und unverantwortliche Gutmüthigkeit. Was in gewiſſen Fällen Hartherzigkeit wäre, und von einem unzulänglichen Urtheile auch wohl ſo geſcholten wird, kann von der Nothwendigkeit bedingt ſeyn und aus höhern Rückſichten geboten werden. Der Mann von Welt, der Mann, der für das Ganze wirkt und ſchafft, und auf den die Welt (die Geſellſchaft) ihre Blicke richtet, darf

sich durch keine abfällige Stimmung in seinen Maßnahmen und Handlungen irren lassen. Es ist lohnend und erhebend, die öffentliche Meinung sich geneigt zu wissen, allein man muß selbst diese zum Opfer bringen und sich entschließen können, verkannt zu werden, wenn man das nach seiner Erkenntniß für das Rechte und Wahre Gehaltene aufrecht zu erhalten hat. Bei solcher Gesinnung darf man sich ohne Ueberspanntheit dem Troste überlassen, daß man am Ende seine Handlungsweise gerechtfertigt sehen werde, allein selbst ohne diese Hoffnung soll man sich in allen Fällen treu bleiben, d. h. nur Das thun und ausführen, was man für gut hält und worüber man innerlich vollkommen gerechtfertigt ist. Die öffentliche Meinung sich ertrotzen zu wollen, wäre thöricht, weil es in den seltensten Fällen und nie vollkommen gelingt; die Arme der Masse öffnen sich Demjenigen nie, der sich ihnen mit aufdringlicher Hast entgegenstürzt; ein wohlbegründetes Mißtrauen, der „bon sens" des Volkes, hält sie davon zurück. Um die öffentliche Meinung buhlen, ihr sclavisch dienen, den Leidenschaften der Masse schmeicheln und sich ihre Gunst erlisten, ist schmählich und jedes

Mannes unwürdig, für edlere Organisationen unmöglich.

Der Mann sey im Verkehr zuversichtlich; ein Wort ein Mann, ein Mann ein Wort. Man gestatte es sich nie, etwas aus bloßer Gefälligkeit zu versprechen, wenn man nicht im Sinne hat, es auch zu halten, oder wenn man nicht im Voraus weiß, daß man es auch wird halten können. Eine verweigerte Gefälligkeit wirkt nicht so schlimm, als ein unerfülltes Versprechen. Sich mit Gefälligkeiten den Leuten aufdringen, ist die gefährlichste und unangenehmste Art der Zudringlichkeit. Man behandelt dergleichen Leute mit Mißtrauen; gibt man ihnen Gehör, so können sie in unsern Angelegenheiten die größte Verwirrung anrichten, denn ihre Sucht, sich gefällig zu zeigen, läßt sie gewöhnlich die Schwierigkeiten übersehen, und sie können dann entweder nicht Wort halten, oder sie halten Wort um jeden Preis, gleichviel, welchen Grad von Ungemach sie über sich und Andere verhängen.

Es ist daher erforderlich, vor allen Dingen Denjenigen genau zu kennen, mit dem man zu thun hat. Es ist nicht deshalb allein, um die Meinung des Menschen zu ergründen und zu

wiſſen, ob wir mit ihm in derſelben übereinſtimmen. Man kann ſeine Meinung unabänderlich gefaßt haben, und muß doch des Andern Freiheit anerkennen, auch bei der ſeinigen zu beharren. Es liegt allerdings in unſerm Intereſſe, unſerer Meinung zum Siege zu verhelfen, allein dieß geſchehe nur mit erlaubten Waffen. Man überwinde durch überzeugende Gründe. Haß und Verfolgung dürfen in ſolchen Fällen niemals eintreten; Verleumdung iſt vollends ein unwürdiges Mittel und ſchändet Den, der es gebraucht.

Ordnung in allen ſeinen Angelegenheiten zu erhalten, ſey unverbrüchliches Geſetz; die kleinſte Unordnung zieht oft die bedeutendſten Nachtheile herbei. Ein geordneter Mann macht ſogleich auf den erſten Blick einen wohlthuenden Eindruck, welcher Vertrauen erweckt. Jede Verbindung entſteht leichter und hat erſprießlichere Folgen, wenn zwei Ordnungsliebende ſich begegnen. Uebermaß von Geſchäften kann nicht als Entſchuldigung für Zerfahrenheit und Unpünktlichkeit dienen. Die vielen Geſchäfte ſollen dazu auffordern, Ordnung zu halten; wer dieß nicht im Stande iſt, gibt ſeine Untüchtigkeit dadurch offen zu erkennen, und wer ſeine Ueberhäufung als Deckmantel aushängt,

ſtellt ſich ſelbſt ein Armuthszeugniß aus, daß er nämlich ſeinem Wirkungskreiſe nicht gewachſen ſey. Der Mann von Welt wird aber ſtets Anſtand nehmen, ſeine Offenherzigkeit ſo weit zu treiben, daß ſein Anſehen dadurch gefährdet wird.

Seine Ordnungsliebe kann man in den unſcheinbarſten Dingen offenbaren; ſo z. B. in ſeiner Handſchrift, in der Art, ſeine Briefe abzufaſſen und zu ſchreiben, zu couvertiren u. ſ. w. Ferner in ſeinem Anzuge. Ordnung iſt jedoch von Steifheit und Pedanterie wohl zu trennen; Beides unterſcheidet ſich leicht.

Man laſſe nie auf ſich warten; das Gegentheil iſt mit dem Begriffe von Ordnung unverträglich. Einen Untergebenen lange vergebens warten laſſen, hat noch überdieß etwas Verletzendes für dieſen im Gefolge. Vornehme und hochgeſtellte Perſonen von wirklicher Weltbildung laſſen ſich daher nie erwarten; man muß es aber auch im Verkehr mit ihnen ſehr genau nehmen, und auch ſie niemals warten laſſen. Solches Warten hat noch den Nachtheil, daß es den Ordnungsliebendſten aus dem Geleiſe bringt und oft die Geſchäftsſtunden des ganzen Tages beeinträchtigt und verrückt. Man darf daher ohne Hehl es ausſprechen, daß

man ſich auf das Warten nicht verſtehen und einlaſſen könne, und von Andern hoffe, daß ſie eben ſo pünktlich ſeyn werden, wie man es ſelbſt iſt. Sind Fälle vorhanden, wo die Dringlichkeit des Gegenſtandes und andere gebietende Umſtände es erfordern und vorherſehen laſſen, daß man von ſeiner Regel abweichen müſſe, ſo richte man Alles ſchon früher ſo ein, daß man ſelbſt wie Andere keine Störung in den Geſchäften erfahre.

Der Umgang mit Höhern, beſonders von überlegenem Alter, erfordert manche Rückſicht. Man unterlaſſe es ja, mit einiger Heftigkeit ſeiner Idee Eingang zu verſchaffen; vielmehr ſuche man in die andere Idee einzugehen und der Einſicht des Gegners den nöthigen Spielraum zu gönnen, ſich gehörig geltend zu machen, indem er alle ihre Gründe entfaltet. Dieß iſt eine Genugthuung, auf welche ein Jeder, nach den allgemeinſten Begriffen von Achtung und Anſtand, Anſpruch zu machen berechtigt iſt. Hat man jedoch dieſer Pflicht genügt, ſo bringe man auch ſeine Gründe ſo klar, feſt und beſtimmt als möglich vor. Der Sieg wird auf ſolche Weiſe ſchöner erfochten, als wenn man ihn der Ueberrumpelung und der größern Kraft der Lunge zu verdanken hätte. Anders

geführt ist die Debatte nicht viel besser wie ein Faustkampf, und kann auch, wenn man es mit einem unedeln Gegner zu thun hat, wohl in einen solchen ausarten.

Man begnüge sich damit, Recht zu haben, allein man strebe nicht, alle Consequenzen dieses Rechtes auszubeuten. Der Gegenpart, den seine Niederlage ohnehin verstimmt, wird dadurch leicht zu neuen Anstrengungen verleitet, die das bereits Entschiedene und Errungene einer neuen Debatte unterziehen und abermals in Zweifel stellen könnten. Vollends unedel ist es, den Ueberwundenen zu höhnen; selbst ein leichter Scherz kann in solchen Momenten verletzen und den Ruhigsten in eine gefährliche Aufreizung bringen. Mit dem Spott sey man überhaupt vorsichtig; er ist eine gefährliche Waffe, die sich oftmals gegen Den kehrt, der sie handhaben zu können vermeint. Doch auch Derjenige, der mit dem Spotte umzugehen versteht, überlasse sich nicht arglos seinem Hange; er glaubt zu kitzeln, und er verwundet; er glaubt eine leichte Wunde beizubringen, und er berührt einen tödlichen Fleck. Der Zornige wird sich augenblicklich, oft ungeziemend, aber noch empfindlicher zu rächen suchen; der Besonnene

verschließt den Ingrimm in sich, mit dem Vorsatze, den besten Zeitpunkt zur Rache abzuwarten; der Edle, den man am tiefsten durch seinen Spott kränkte, und den man gewiß am wenigsten treffen wollte, kann von einem unüberlegten Spott eine Wunde durch das ganze Leben hinzutragen haben, sein Glück für ewig zerstört sehen.

Das, was man gewöhnlich „einen Spaß verstehen" nennt, heißt eigentlich nichts Anderes, als jeden Augenblick gegen spöttische Angriffe gewappnet seyn und ihnen Stich halten. Wie ungerecht! Spaß und Spott sind himmelweit verschieden, und Jeder sollte diese Berichtigung in dem Wörterbuche seiner Umgangssprache sich anmerken.

Aber auch Spaß darf nicht mit Jedem und zu jeder Zeit getrieben werden. Der Hang zum Spaßtreiben ist mit Ernst zu unterdrücken; wer sich diesem Hange überläßt, wird für wichtige Angelegenheiten am Ende ganz untauglich und verliert alles Vertrauen in den Augen der Bessern.

Derjenige, welcher seiner Sache gewiß seyn will, ziehe seine Mittel zu Rathe. Ohne diese eines genauen Ueberschlags gewürdigt zu haben, lasse man sich in kein Geschäft ein; allein auch in kein Gespräch, das zu einer Debatte führen

könnte. Es ist jedoch nicht genug damit, sein Vermögen zu Rathe zu ziehen, sondern man muß es auch zu Rathe zu halten verstehen. Man muß, so lange es aus dem Vollen geht, nicht verschwenden, um nachher, wenn es auf Hauptschlachten ankommt, sein Pulver nicht verschossen zu haben. Man beobachte seinen Gegner genau, damit man seine schwachen Seiten ihm abmerke, dorthin richte man dann die schwersten Vertheidigungs-Waffen. Hat man ihn durch früheres Hinhalten und Nachgeben sicher gemacht, glaubt er dann mit Kühnheit den entscheidenden Streich zu wagen, so rücke man mit dem ganzen Rückhalte von Gründen und überzeugenden Sätzen hervor, und die Verwirrung, in die man den Andern dadurch plötzlich versetzt, wird den Sieg nicht lange zweifelhaft erscheinen lassen.

Nicht so glücklich wird Derjenige seyn, welcher gleich anfänglich Alles herausſagt, was er vorzubringen weiß. Er wird später in dem Falle seyn, sich zu wiederholen; oder er wird Blößen geben müssen. Hat er aber den Ueberschlag seiner Mittel und Fähigkeiten im Voraus zu ziehen vergessen, so „versteigt er sich", nach dem üblichen Ausdruck, wie der Gebirgsteiger, der von Klippe

zu Klippe sprang und am Ende auf hohem Riffe, rings von Abgründen umgeben, da steht, ohne zu wissen, wie er herab kommen soll.

Darum sey man vorsichtig und überlegt, und gehe keine Debatte ein, ohne seinen Gegner zu kennen und dessen Kraft an seiner eigenen zu messen.

Jeder Streit werde mit jenem Anstande geführt, den man mit dem französischen Ausdrucke „Courtoisie" benennt. Man lasse es nie an höflichen Wendungen im Ausdrucke und an rücksichtsvollem Benehmen überhaupt fehlen. Man vergibt dadurch seinem Rechte nichts, wohl aber setzt es dieses bei den Unbetheiligten, die gegenwärtig sind, in ein zweifelhaftes Licht, wenn man zu heftig und ungemessen im Ausdrucke ist und zornige Aufwallung zu erkennen gibt. Bemerkt man diese Mängel an dem Gegner, so darf man ihn einzuhalten ersuchen, nachdem man durch desto höflicheres Entgegnen ihn auf sein Benehmen aufmerksam zu machen unternahm, und kann, wenn alles Dieß nichts helfen sollte, die ruhige Erklärung abgeben, daß man den Streit aufgebe und die Entscheidung auf eine bessere Stunde verspare.

So wie bei allen Geschäften Vorsicht zu em-

pfehlen iſt, ſo hat man ſich doch davor zu hüten, daß ſolche nicht in Mißtrauen ausarte. Wo es darauf ankommt, ſondire man ſeinen Mann, jedoch nicht auf plumpe, ſondern auf unmerkliche Weiſe. Wo man betrügeriſche oder unredliche Abſichten vorauszuſetzen glauben darf, da bleibe man lieber davon. Mit einem Menſchen, der einen Ruf als entſprungener Galeerenſclave hat, wird man ſich ohnehin nicht einlaſſen; darum aber verwahre man ſich nicht gleich ſo bei dem Antritte einer Geſchäftsverbindung, als hätte man es mit einem ausgemachten Spitzbuben zu thun.

Mit ſeiner Handſchrift ſoll man nicht freigebig ſeyn; man kann niemals abſehen, welch' ein Mißbrauch mit ihr getrieben werden könne. Unſere Handſchrift, welche durch Zufall unter die Papiere eines Andern gekommen, iſt im Stande, uns den peinlichſten Verlegenheiten preiszugeben, ja ſelbſt in Unterſuchung zu bringen. Mit Leuten, welche uns nicht wenigſtens dem Namen nach beſſer bekannt ſind, ſollte man ſich niemals ſchriftlich einlaſſen, und unter gewiſſen Umſtänden ſelbſt mit ſolchen nur vorſichtig. Man laſſe Zuſchriften von Fremden eher unbeantwortet und verſpare eine

etwaige Erörterung auf ein persönliches Zusammentreffen.

Die Namensunterschrift unterliegt noch größerer Vorsicht. Wird man aufgefordert, zu irgend einem Zwecke seinen Namen herzugeben, so bitte man stets um Bedenkzeit. Der Augenblick hat oftmals etwas Bestechendes, aber der nächste Augenblick läßt uns kälter, und wir wünschten, unsern Namen nicht unterschrieben zu haben, und sind dann wohl gar genöthigt, den unangenehmen und bedenklichen Schritt zu thun, ihn auszustreichen. Durch das Letztere laden wir den Vorwurf des Wankelmuths, der Sinnesänderung, der Furcht auf uns, und treten zu allen Jenen in ein schiefes Verhältniß oder in vollständige Opposition, die uns aufforderten, mit ihnen zu unterzeichnen.

Zu den bedenklichen Namensunterschriften gehören auch die Bürgschaften. Es ist besser, das Erforderliche sogleich herzugeben, als sich zu verbürgen. Uebersteigt aber das Geforderte unser Vermögen, und können wir es nicht selbst hergeben, so sollen wir uns auch nicht dafür verbürgen.

Ebenso soll man lieber schenken als leihen. Wir werden bei jenem viel mehr unsere Mittel zu Rathe ziehen und nur das Entbehrliche ver-

ſchenken. Das Geliehene umfaßt jedoch manchmal das Unentbehrliche, und wir können ohne Wiedererſtattung uns der größſten Verlegenheit bloßgeſtellt ſehen. Werden wir alsdann wider Willen zur Strenge gegen den Entlehner getrieben, ſo ſetzen wir uns neuen Unannehmlichkeiten aus. Das Schenken bindet feſter; das Leihen entzweit in den meiſten Fällen.

Wenn man Jemand dient, ſo ſoll man nicht davon ſprechen; weder im Tone des Vorwurfs zu Dem, der den Dienſt empfieng, noch zu Andern, um damit zu prahlen. Dieß Verfahren beeinträchtigt die gute That, die man verübte, indem man einem Andern durch ſeinen Dienſt half und unterſtützte. Will der Empfänger von Dankbarkeit nichts wiſſen, ſo mahne man ihn nicht daran; es iſt am beſten, auf Dankbarkeit im Voraus Verzicht zu leiſten.

Die Ruhmredigkeit ſoll man überhaupt vermeiden: ſie iſt eine der übelſten Eigenſchaften, die den ſchönſten Character unauslöſchlich entſtellt. Viele drängen uns Beiſtand und Hilfe auf, blos um davon ſprechen zu können; ſie unterſtützen Arme, damit es in die Zeitung kommt; ſie machen Aufwand, damit man davon rede. Andere

ſind hilfreich, wenn ſie den Gewinn dabei vor Augen ſehen. Es gibt allerdings Fälle, in welchen der Gewinn nicht nur erlaubt, ſondern ſogar geboten iſt; z. B. bei Geſchäften, welche die dazu Berechtigten in geſetzlicher Form ausüben. Allein ein Jeder muß auch im Stande ſeyn, gefällig und hilfreich ſich zu bezeugen, ohne an ſeinen Vortheil zu denken. Nur Derjenige verfällt der Mißachtung, dem man dieſes nie nachzuſagen wußte.

Hat man einen Zwiſt oder Streit zu Ende gebracht, und hat die Ausgleichung auf irgend eine Weiſe ſtattgefunden, ſo ſoll man nicht mehr daran denken und es ſeinem frühern Gegner niemals entgelten laſſen, nach dem Sprichworte: Vergeben! Vergeſſen! Man muß übrigens beurtheilen, wie weit man hierbei gehen kann, und ſein Betragen nach der geſchehenen Ausgleichung, nach dem gehabten Zwiſte und nach der Beſchaffenheit ſeines Gegners bemeſſen. Es iſt ſonach denkbar, daß wir mit ihm nach wie vor auf freundſchaftlichem Fuße bleiben, daß wir uns kalt und höflich begegnen, oder gänzlich vermeiden. Eine Erwähnung des Vorgefallenen darf aber nimmermehr ſtattfinden.

Der Mann von Welt wird ſtets ſeine Stimmung bewachen; er wird daher niemals in den Fall kommen können, einen Gegner zu erbittern. Eine ſolche Erbitterung kann nicht blos durch heftige Ausfälle, welche als Beleidigungen genommen werden, herbeigeführt werden, ſondern durch anſcheinend ſehr unſchuldige Dinge; z. B. das unaufgefordete Belehren iſt ein ſolches u. ſ. w.

Man vermeide Das, was der Franzoſe „Querelle allemande“ ſehr bezeichnend nennt. In der That iſt das Streiten um Geringfügigkeiten bei keinem Volke ſo zu Hauſe als bei uns, und zwar um abweichende Meinungen, die eigentlich für beide ſtreitenden Theile ohne alles Intereſſe ſind, und durch einen Streit, und würde er auch noch ſo lange geführt, nicht einmal erledigt werden können. Man hat dieſe Art von nordländiſcher Berſerkerwuth, welche uns Deutſchen eigenthümlich iſt, einen 'Streit um des Kaiſers Bart' genannt.

Man glaube nicht, daß wir uns Deutſchen mit unſerer Behauptung Unrecht thun. Der Franzoſe fährt wohl auch feurig in die Höhe um Weniges; der Engländer ſtellt ſich berfertig hin; der Italiener und Spanier greifen leicht gereizt zum

Dolch. Allein der Franzoſe beſänftigt ſich ſelbſt bald und bricht mit Gelächter ab; der Engländer bricht ſeinem Gegner die Rippen entzwei; die heißen Südländer ſtoßen zu und ſind dann gleich wieder kalt. Immer aber wird ſie die Anreizung nahe oder empfindlich berührt haben; es wird ſich auf Namen, Ehre, Perſon, auf einen geliebten Gegenſtand bezogen haben, oder es wird ſich dabei um Mein und Dein handeln. Bei uns genügt es, wenn Einer behauptet, daß die Engländer in Gibraltar gelbe Aufſchläge haben, oder daß eine Schauſpielerin in Berlin ſechsunddreißig Jahre alt ſey, um Stunden lang einen ganzen Knäuel von Debatten abzuwickeln, der von Minute zu Minute, trotz des Wickelns, lawinenartig wächst. Dergleichen Streitigkeiten machen hier und dort die einzige Unterhaltung aus, die von Perſonen, welche täglich zuſammen kommen, mit Luſt ausgebeutet wird.

Dieß iſt aber eine Unart, deren man ſich enthalten ſoll, und ein Mann von wahrer Bildung wird ſich damit nie befaſſen.

Vom schriftlichen Verkehr.

In freundschaftlichen Billeten fasse man sich stets so kurz als möglich, und theile die Sache, um welche es sich handelt, klar und deutlich mit. Man verwende weder Zeit noch Mühe auf Eingang und Schluß; denn sobald man dieß für nöthig erachtet, so darf man sich nicht mehr der vertrauten Billetform bedienen, sondern muß zu den ernstern und gewichtigern des Briefes greifen.

Das Billet, in seiner strengsten Begränzung, wird niemals unterzeichnet. Erhält es eine Person, welcher unsere Handschrift genau bekannt ist, und handelt es von einem zwischen uns hinlänglich bekannten Gegenstande, so wird der Schreiber nicht räthselhaft bleiben. Es wäre überflüssig, seinen Namen darunter zu setzen, und lächerlich, schlösse man seine vollständige Firma, Titel u. s. w. daran. In Deutschland haben wir noch Leute mit stillen, anspruchslosen Gemüthern, wie sie vorgeben, die am Tage nach der Verleihung eines Titels oder Ordens ihren Freunden recht viele Billete schreiben, um nur blos diese Neuigkeit wie unbewußt ihrer Unterschrift beifügen zu können!

Sollen die Billete eine Meldung oder Einladung enthalten, so dürfen sie ebenfalls nicht unterzeichnet werden, wenn man die französische und englische Uebung befolgt, mit dem Namen gleich anzufangen und dann die dritte Person melden und einladen läßt; z. B. Herr N. N. bittet ꝛc., oder Herr und Frau (Madame) N. N. bitten ꝛc. Man spart dabei die langweilige Höflichkeitsformel am Schlusse, die für ein Billet von wenigen Zeilen, von Zeilen gleichgiltigen Inhalts, ein zu schwerer Ballast wäre.

Billette, die von Hand zu Hand gehen, können einfach zusammengelegt und mit der Oblate versiegelt werden. Dieß setzt jedoch immer ein intimes Verhältniß zwischen dem Schreiber und Empfänger voraus, oder die Stellung eines Höherstehenden zu seinem Untergebenen. Im andern Falle erfordert es die Schicklichkeit, das Billet in ein Couvert zu stecken und mit Lack zu siegeln. Diese Delicatesse darf nicht aus den Augen gesetzt werden. Durch das Couvert wird das Billet rein erhalten; durch das Siegel wird die mit Speichel benetzte Oblate vermieden.

Daß man bei freundschaftlichen Briefen keinerlei Form zu beobachten habe, wird ein Jeder sich

ſelbſt zu ſagen wiſſen. An entfernter oder höher Stehende hat man hingegen eine vorgeſchriebene Form einzuhalten. Die Titulatur muß vollſtändig und ganz ausgeſchrieben, ohne Abkürzungen der Worte, obenan ſtehen. Der Anfang des Schreibens an Fürſten und ſehr vornehme Herren muß etwa auf der Mitte der erſten Seite ſeyn, an beiden Seiten muß ein freier Platz bleiben und es darf das Blatt nicht voll geſchrieben werden, d. h. man muß auch unten noch freien Raum laſſen. Seinen Namen zum Schluſſe ſetzt man ganz unten auf der Seite hin. Iſt es möglich, ſo ſuche man das Ganze auf eine Seite zu bringen und wähle das Format des Papiers hiernach, um dem Empfänger das Umwenden des Blattes zu erſparen.

Streuſand iſt niemals anzuwenden. Es iſt nicht zuläſſig, daß der Brief außer ſeinem geſchriebenen Inhalte auch noch eine Maſſe Sand enthalte. Man muß die Seite, bevor man ſie umwendet, trocknen laſſen, oder ſie auf Löſchpapier legen.

In dem Briefwechſel mit vertrauten und geliebten Perſonen verſteht es ſich von ſelbſt, daß man dem Hange ſeines Gefühls und dem Gange

der Gedanken folgt und ſich frei ausſpreche. In Geſchäftsbriefen aller Art, Vorſtellungen, Bittgeſuchen u. dergl. hat man ſich alle jene Rückſichten aufzuerlegen, welche man im mündlichen Verkehr beobachtet, allein noch mit größerer Strenge gegen ſich ſelbſt ſie zu überwachen; denn das geſchriebene Wort bleibt, während das geſprochene verhallet und durch eine geſchickte Wendung verbeſſert werden kann, um den etwa erzeugten ſchlimmen Eindruck wieder zu verwiſchen. Das Bleibende des geſchriebenen Wortes hat aber noch das Nachtheilige, daß bei öfterm Ueberleſen der mißfällige Eindruck nur deſto ſtärker hervortritt.

Man vermeide in allen Fällen eine blumenreiche Schreibart; das, was gewöhnliche Einſicht der Ungebildeten wohl einen „ſchönen Styl“ nennt. Man mißtraue daher der Anweiſung, welche man in jenen populären Briefſtellern erhält, die für alle Vorkommniſſe des Lebens Muſterbriefe enthalten ſollen. Dieſe mögen für Jene genügend erſcheinen, welche auf der Höhe ſtehen, dergleichen Muſter wörtlich abzuſchreiben, wenn ſie zufällig in den behandelten Fall gerathen ſind. Dazu gehört ein Blatt mit einem Herzen und Roſen und Vergißmeinnicht, blaßgelbe Dinte, Hahnen-

füße und der unvermeidliche Klecks. Es iſt nur noch ein kleiner Schritt zu den buntgemalten, fertig gedruckten Briefen, die man auf jeder Kirchweihe kauft und die mit dem ſinnvollen Rebus ſchließen:

„Dein 3 3 3r Schatz!"

Man hat in neuerer Zeit die ſogenannten Luruspapiere (papiers de luxe) mit ausgemalten Vignetten, gepreßten Rändern u. ſ. w. Die feine Welt gebraucht ſie nicht. Eher kann man ſich eines Blattes bedienen, welches eine ſchöne oder merkwürdige Anſicht des jeweiligen Aufenthalts zeigt, um den Empfänger des Briefes damit bekannt zu machen oder ihm den Ort in die Erinnerung zu rufen. Das Wappen in der einen Ecke des Blattes iſt nicht ſehr ariſtokratiſch; die hohe Ariſtokratie begnügt ſich damit, ihren gewöhnlich doppelt verſchlungenen Namenszug als Stempel dem Blatte aufdrücken zu laſſen.

Das Einfachſte iſt indeß auch hier das Beſte. Man wähle zu Billeten, welche man in der Stadt verſendet, ſtarkes ſchönes Velinpapier, das, wenn man ſich der Stahlfedern bedient, geglättet ſeyn muß (satiné), und ſchreibe mit kohlſchwarzer Dinte. Zu Briefen nehme man, des Porto's

wegen, eine dünnere Papierſorte, welche nicht ſtark in das Gewicht fällt. Die Engländer beſchreiben gewöhnlich das Blatt kreuzweis, ſo daß die Linien horizontal und perpendikular ſich kreuzen. Sie thun das, um Papier und Porto zu ſparen. Es gehört dazu aber die feine, langgezogene engliſche Handſchrift, um leſerlich zu bleiben.

Das bläuliche Papier (papier azuré) iſt den Augen der Schreibenden wie der Leſenden zuträglicher als das weiße. Es iſt daher zu empfehlen; jedoch darf die Dinte dann nicht bläulich und blaß ſeyn, ſondern ſogleich dunkelſchwarz auf dem Papiere ſtehen. Andere farbige oder Tonpapiere zu wählen iſt geſchmacklos und daher von dem guten Tone nicht adoptirt.

Viele legen wohlriechende Dinge unter ihren Papiervorrath, um ihre Billete und Briefe in die Hand des Empfängers anmuthig riechend gelangen zu laſſen. In neueſter Zeit hat man ſogar parfümirtes Papier, das vielleicht ſchon in der Maſſe mit Wohlduft geſchwängert wurde. Irgend ein ſanfter Geruch, wie namentlich Veilchen oder Reſeda, ſind allerdings zu einem freundlichen Billete eine anmuthige Zugabe; ſtärkere Arome ſind aber zu vermeiden, weil ſie manchen Naturen

unerträglich ſind. Es iſt daher durchaus unſtatthaft, Moſchus anzuwenden oder jene neue Erfindung, die man Patſchuli benannte, welche man nicht zu den Wohlgerüchen zählen konnte und die lediglich dazu berufen war, gemeinen, häßlichen Geſtank durch einen minder gewöhnlichen und minder eckelerregenden zu übertäuben.

Einen Brief raſch zu beantworten, iſt nicht nur von der Artigkeit geboten, ſondern auch der Beweis, daß man ein tüchtiger Geſchäftsmann oder ein Menſch von feiner Lebensart iſt. Wer einen Brief ſchreibt, erwartet eine ebenſo prompte Antwort, als Derjenige, welcher mündlich eine Frage an uns richtet, und welche Unart würde es ſeyn, eine ſolche mündliche Frage nicht zu beantworten. Es gibt allerdings Ausnahmen von dieſer Regel: inhaltsſchwere Antworten gebe man nie übereilt, aber wenigſtens thunlichſt bald; Briefe verletzenden Inhalts verdienen meiſt keine Antwort. Jedenfalls aber beweiſen wir dem Correſpondenten durch raſche Erledigung ſeines Anliegens eine ſehr verbindliche Aufmerkſamkeit. Die eigene Namensunterſchrift und Adreſſe unter einem Schreiben muß immer recht *leſerlich* geſchrieben werden, daß Verwechslungen vermieden werden, und der

Empfänger besonders über das Geschlecht des Schreibers in's Klare kommt, wenn er dessen Briefe zum Erstenmale erhält. An den Adressen ist öfters, besonders in großen Städten, sehr viel gelegen, da eine einzelne, vielleicht oft fremde Person in volkreichen Städten kaum aufzufinden ist. Die Handschrift hat eine Art Physiognomik, wie Göthe und Lavater behaupten, und darum wird man sehr wohl thun, in Briefen von besonderer Bedeutung auch in diesem äußerlichen Theile einen gewissen Takt zu beobachten, und ebenso sehr mühsame Geziertheit als nachlässiges unleserliches Gekritzel zu vermeiden; und was hievon gilt, paßt man in weit höherem Grade auf den Styl. — Le style c'est l'homme! sagt Frau v. Stael.

Ausſprüche unſerer Dichter älterer und neuerer Zeit.

Neuere.

Leopold Scheſer.

— — Wer Feinde nicht
Ertragen kann iſt keines Freundes werth.
Dir müſſen Feind ſeyn die die Knechtſchaft wollen.
Dir müſſen Feind ſeyn die die Wahrheit fürchten.
Dir müſſen Feind ſeyn die das Recht verdrehen.
Dir müſſen Feind ſeyn die von Ehre weichen.
Dir müſſen Feind ſeyn die von Tugend fern ſind.
Dir müſſen Feind ſeyn die nicht Freunde haben,
Nur Mitgenoſſen ihrer irren Frevel.
Dir müſſen Feind ſeyn die nicht Feinde haben,
Weil, um für ſich Verzeihung zu gewinnen,
Die Welt zu leicht verzeiht. Dir müſſen Feind ſeyn,
Für welche Du nicht Freund biſt. Stark ertrage
Der Schlechten Feindſchaft! ſie iſt ſchwach und nichtig.
Und ſtehſt Du da als reiner warmer Strahl
Des Himmelsfeuers, dann erwärmeſt Du
Die Guten, und ſie ſchließen ſich an Dich. —

* * *

Der Menſchheit ſchönes Daſeyn, ſchönes Ziel
Vor Augen haben und im Herzen tragen,
Das macht den Menſchen götterhaft.

* * *

In unſerm Herzen liegt der Werth der Welt;
Wir zieh'n durch ſie vorüber wie die Sonne:
So hell wir glänzten, und ſo warm wir ſtrahlten,
So viel wir Blumen aus der Erde lockten,
So ſchön, ſo freudevoll war unſer Tag.
Der Mond wird ſchlecht von unſerer Erde ſprechen,
Weil er mit kaltem Schein ſie Nachts nur öde ſieht.

* * *

Bewalte Alles aus geſammter Anſicht
Und aus dem Werthgefühl des ganzen Weſens;
Dann wirſt Du Jedem immer mild begegnen.

* * *

Leibesſchönheit
Iſt nur der Abdruck inn'rer Seelenſchönheit,
Wie aus dem edeln Stamm die edle Frucht wächſt.

* * *

Der
Beſitzt die Freunde und Geliebten immer
Unraubbar gegenwärtig, ſchön, genußreich,
Wer fort in ihrem Geiſt und Eigenweſen
Die Tage lebt, Begebenheiten zwar
So anſchaut, ſo belächelt, wie ſie würden.

* * *

Verſäume keine Pflicht, und übernimm
Nicht eine neue, bis Du allen alten
Genug gethan. Was ſich mit dieſen nicht
Verträgt, das weiſe von Dir: ſonſt verwickelſt
Du Dich in Dornen, die Du nicht mehr löſeſt.

* * *

Begegne jedem Bösen zart und sanft!
Begegn' ihm hilfreich! Denn Du kannst kaum denken,
Welch' schmählich Sein er trägt, wie viel er Kraft
Verschwendet, um sich aufrecht in der Fülle
Des Edleren zu halten.

August Graf von Platen.

Es hoffe Jeder, daß die Zeit ihm gebe, was sie Keinem gab:
Denn Jeder sucht ein All zu seyn, und Jeder ist im Grunde nichts.

* * *

Was frommt's dem Stümper, einen Kranz zu tragen,
Und wenn Ihr brächtet ihn auf seid'nem Kissen?
Im Innern muß ihn blos die Sorge nagen,
Ein so gemeines Haupt bekrönt zu wissen.

Wilhelm Müller.

Die so außer ihrem Adel haben weiter nichts als Tadel,
Sind mit Recht am meisten eitel auf den tadellosen Adel.

* * *

Hast ein Schatzhaus Du geseh'n
Ohne Schloß und Riegel steh'n?
Freund, ein immer offner Mund
Gibt nur leere Scheuern kund.

* * *

Wenn der Bauer wird ein Edelmann,
So guckt er den Pflug mit Brillen an.

* * *

Der Erde Dunst umschleiert selbst des Himmels Sonnenschein:
Wie könnte wohl ein unrein Herz der Liebe Spiegel seyn?

* * *

Keine Reis' auf Erden scheint mir so groß und schwer zu seyn
Als die Reis' aus uns heraus, als die Reis' in uns hinein.

* * *

Nichts ist dem Menschen so schwer zu tragen,
Als eine Last von guten Tagen.

* * *

Wenn Du durch den Koth der Straße mußt mit neuen Schuhen geh'n,
Wirst Du, trippelnd auf den Spitzen, nach den blanken Steinen seh'n;
Hat sie erst beschmutzt Ein Fleckchen, lernst Du waten sicherlich.
Hüte, Kind., in Deiner Seele vor dem ersten Flecken Dich

* * *

Es muß auf Erden jeder Mensch sein Pärchen Narrenschuh vertragen:
Doch manche läßt die Sohlen sich mit Eisen um und um beschlagen.

Friedrich Rückert.

Unglücklich biſt Du nicht, wie unbeglückt Du ſeyſt:
Das Schickſal nur beglückt, doch glücklich macht der Geiſt.
Denkſt Du wie ſchön es wär', ob Du ein Gut gewannſt,
Denk' auch: noch ſchöner iſt's, daß Du's entbehren kannſt.
Ich gebe, was ich hab', und hab', um nur zu geben;
Zu geben ſamml' ich ein: dieß Sammeln iſt mein Leben.

* * *

Bedenke, daß ein Gott in Deinem Leibe wohnt,
Und vor Entweihung ſey der Tempel ſtets verſchont.
Du kränkſt den Gott in Dir, wenn Du den Lüſten fröhneſt,
Und mehr noch, wenn Du in verkehrter Selſtqual ſtöhneſt.

* * *

Wer keine Luſt verſtört, wen keine Luſt bethört,
Erlangt die höchſte Luſt, wo alle Luſt aufhört.

* * *

So gethan iſt dieſe Zeit,
Daß die Weisheit büßt die Starrheit
Ihres Kopfes, wenn ſie nicht
Geh'n will in den Dienſt der Narrheit.

* * *

Redlich kommt von Reden her:
Doch im Handeln ſey Du redlich.
Räthlich iſt von Rath genannt;
Thoren rathen iſt nicht räthlich.

* * *

Eichen haben feſte Wurzeln tief im Grund:
Nur dem Schilfrohr iſt das Schwanken eigen.

* * *

Die Hochfahrt führt zur Niederfahrt.
Heil Dem, der geh'n darf, wo er will,
Weil ſeiner kein Gebieter harrt,
Und bleibt als Gaſt bei keinem Wirth
So lang, bis er zuwider ward.

* * *

Wer eine Zung' hat und ſpricht nicht,
Wer eine Kling' hat und ficht nicht,
Was iſt der wohl, wenn ein Wicht nicht?

* * *

Halt' vor'm Diebe Deine Truh' zu,
Vor der Liebe Deine Ruh' zu,
Binde, ſchlottert er, den Schuh zu,
Und den Mund, der ſtottert, thu' zu.

* * *

Sey huldig, wenn Du einen Gaſt haſt,
Geduldig, wenn Du eine Laſt haſt,
Sey raſtig nie, auch wo Du Raſt haſt,
Und haſtig nie, auch wo Du Haſt haſt:
Denn ſeine Ruhe liebt, wer Haſt haßt.

* * *

Die Ernt' iſt wie die Saat: d'rum was
Ihr ſät ſeht!

* * *

Eine Stell' in dem Stall iſt beſſer
Als Beſtallung zur Ehrenſtelle.

* * *

Ich hinke, doch nicht aus Vergnügen am Hinken.
Ich hink' um zu eſſen, ich hink' um zu trinken.
Ich hinke, wo Sterne der Hoffnung mir winken;
Was man nicht erfliegen kann, muß man erhinken.
Viel beſſer iſt hinken als völlig zu ſinken.
Die Schrift ſagt: »Es iſt keine Sünde zu hinken.«

* * *

Wer nicht neidet und nicht leidet,
Und ein gut Gewiſſen hat,
Sich beſcheidet und ſich weidet,
Ruh' hat auf der Ruheſtatt:
Der wird heim bei ſich nicht bangen
Und nicht böſe Grillen fangen.

* * *

Du haſt zwei Ohren und Einen Mund:
Willſt Du's beklagen?
Gar Vieles ſollſt Du hören, und
Wenig d'rauf ſagen.
Du haſt zwei Augen und Einen Mund:
Mach' Dir's zu eigen!
Gar Manches ſollſt Du ſehen, und
Manches verſchweigen.
Du haſt zwei Hände und Einen Mund:
Lern' es ermeſſen!
Zweie ſind da zur Arbeit, und
Einer zum Eſſen.

Friedrich von Schlegel.

Ehre iſt des Mannes Herz,
Demuth führt uns himmelwärts,
Strenge, die ſich ſelbſt bezwingt,
Schafft im Leben, was gelingt:
Treu' umfaßt ſie alle drei,
Lieb' und Frieden noch dabei.

* * *

Froh mit Freunden raſch gelebt,
Herz zu Herzen hingeſtrebt,
Von des Frühlings Luft getränkt,
Geiſtes Aug' in Geiſt verſenkt,
Iſt des Deutſchen Sitt' und Art,
Die noch nie gewandelt ward.

Hölderlin.

In jüngern Tagen war ich des Morgens froh,
Des Abends weint' ich: jetzt, da ich älter bin,
Beginn' ich zweifelnd meinen Tag, doch
Heilig und heiter iſt mir ſein Ende.

* * *

Sanfter athmen Frühlingslüfte,
Süßer ſind der Linde Düfte,
Freundlicher der Eichenhain,
Wenn mit off'nem Sinn und Herzen,

Unter Ernſt und muntern Scherzen,
Freunde ſich des Abends freu'n.

Salis

Durch Seelenkraft und feſten Muth
Wird Wahn und Schmerz beſiegt.
Der weiſe Glaube fühlt als gut,
Was Allmacht liebend fügt.
Ein Kind im Mutterſchooße ruht
So achtlos bei der Blitze Glut.
Auf Pfade der Gelaſſenheit
Glänzt Hoffnung im Gewitterlicht,
Und in des Todes Blitz verflicht
Den Strahl Unſterblichkeit.

Matthiſſon.

Wandte thatenloſes Trauern
Je des Schickſals ernſten Plan?
Feſt mit Hochſinn auszudauern
Trotz dem Schickſal weiß der Mann.

Schiller.

Zeit iſt's die Unfälle zu beweinen,
Wenn ſie nahen und wirklich erſcheinen.

* * *

Bleibe die Blume dem blühenden Lenze!
Scheine das Schöne! und flechte ſich Kränze,
Wem die Locken noch jugendlich grünen!
Aber dem männlichen Alter ziemt's,
Einem ernſteren Gott zu dienen.

* * *

Etwas fürchten und hoffen und ſorgen
Muß der Menſch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daſeyns ertrage
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage,
Und mit erfriſchendem Windeswehen
Kräuſelnd bewege das ſtockende Leben.

* * *

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Nied'res im Menſchen
Zu verbinden? Sie ſtellt Eitelkeit zwiſchen hinein.

* * *

Willſt Du Dich ſelber erkennen, ſo ſieh' wie die Andern es treiben:
Willſt Du die Andern verſteh'n, blick' in Dein eigenes Herz.

* * *

Wirke Gutes: Du nährſt der Menſchheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes: Du ſtreuſt Keime des Göttlichen aus.

* * *

Siehe, wir haſſen, wir ſtreiten; es trennt uns Meinung und Neigung:
Aber es bleicht [illegible] Dir ſich die Locke wie mir.

* * *

In den Ocean ſchifft mit tauſend Maſten der Jüngling;
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.

* * *

Im Fleiß kann Dich die Biene meiſtern,
In der Geſchicklichkeit ein Wurm Dein Lehrer ſeyn;
Dein Wiſſen theileſt Du mit vorgezogenen Geiſtern,
Die Kunſt, o Menſch, haſt Du allein!

Goethe.

Wer auf die Welt kommt, baut ein neues Haus;
Er geht und läßt es einem Zweiten:
Der wird ſich's anders zubereiten,
Und Niemand baut es aus.

* * *

Soll doch nicht als ein Pilz der Menſch dem Boden entwachſen,
Und verfaulen geſchwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat,
Keine Spur nachlaſſend von ſeiner lebendigen Wirkung!

* * *

Gleite fröhlich dahin, gib Rath dem werdenden Schüler,
Freue des Meiſters Dich, und ſo genieße des Tags.

* * *

Willſt Du ſchon zierlich erſcheinen, und biſt nicht ſicher. Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor.

* * *

Menſchen lernten wir kennen und Nationen; ſo laßt uns,
Unſer eigenes Herz kennend, uns deſſen erfreu'n!

* * *

Ach! zu des Geiſtes Flügeln wird ſo leicht
Kein körperlicher Flügel ſich geſellen.
Doch iſt es Jedem eingeboren,
Daß ſein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr ſchmetternd Lied die Lerche ſingt;
Wenn über ſchroffen Felſenhöhen
Der Adler ausgebreitet ſchwebt,
Und über Flächen, über See'n
Der Kranich nach der Heimath ſtrebt.

* * *

Es irrt der Menſch ſo lang' er ſtrebt.

* * *

Edel ſey der Menſch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterſcheidet ihn
Von allen Weſen,
Die wir kennnen.

* * *

Was unterſcheidet
Götter von Menſchen?
Daß viele Wellen
Vor Jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:

Uns hebt die Welle,
Verſchlingt die Welle,
Und wir verſinken.
Des Menſchen Seele
Gleicht dem Waſſer:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel ſteigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechſelnd.

* * *

Wer nie ſein Brod in Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt Euch nicht, Ihr himmliſchen Mächte!

* * *

Willſt Du nach den Früchten greifen,
Eilig nimm Dein Theil davon!
Dieſe fangen an zu reifen,
Und die andern keimen ſchon.
Gleich mit jedem Regenguſſe
Aendert ſich Dein holdes Thal;
Ach! und in demſelben Fluſſe
Schwimmſt Du nicht zum zweiten Mal.

* * *

Uns hat ein Gott geſegnet
Mit freiem Lebensblick,

Und Alles, was begegnet,
Erneuert unser Glück.
Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt sich keine Lust;
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freier uns're Brust.

Herder.

Eine schöne Menschenseele finden
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist
Sie erhalten; und der schönst' und schwerste
Sie, die schon verloren war, zu retten.

* * *

Tage, werdet uns zum Kranze,
Der des Greises Schläf' umzieht
Und um sie in frischem Glanze
Wie ein Traum der Jugend blüht!
Auch die dunkeln Blumen kühlen
Uns mit Ruhe doppelt süß,
Und die lauen Lüfte spielen
Freundlich uns in's Paradies.

* * *

Ach! der Liebe, der Sehnsucht Klagen
In Philomelen's Gesang ersterben:
Das Lied der Andacht, der Ton der Freude,
Das Lied des Fleißes hat langen Frühling.

* * *

Einſt ſaß am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und ſann:
Da bildet im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein thönernes Bild.

„Was haſt Du, ſinnende Göttin?“
Spricht Jeus, der eben ihr naht.
„Ein Bild von Thone gebildet:
Beleb's, ich bitte Dich, Gott!“

„Wohlan denn! lebe! Es lebet;
Und mein ſey dieſes Geſchöpf!“
Dagegen redet die Sorge:
„Nein, laß' es, laß' es mir, Herr!

Mein Finger hat es gebildet.“
„Und ich gab Leben dem Thon!“
Sprach Jupiter. Als ſie ſo ſprachen,
Da trat auch Tellus hinan.

„Mein iſt's! ſie hat mir genommen
Aus meinem Schooße das Kind.“
„Wohlan!“ ſprach Jupiter, „wartet!
Dort kommt ein Entſcheider, Saturn.“

Saturn ſprach: „Habet es Alle!
So will's das hohe Geſchick.
Du, der das Leben ihm ſchenkte,
Nimm, wenn es ſtirbet, den Geiſt;

Du, Tellus, ſeine Gebeine:
Denn mehr gehöret Dir nicht.
Dir, ſeiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geſchenkt.

Du wirſt, ſo lang' es nur athmet,
Es nie verlaſſen, Dein Kind:
Dir ähnlich wird es von Tage
Zu Tage ſich mühen in's Grab.«

Des Schickſals Spruch iſt erfüllet,
Und Menſch heißt dieſes Geſchöpf:
Im Leben gehört es der Sorge,
Der Erd' im Sterben und Gott.

Aeltere.

Maler Müller.

Ausgeſpannt
Droben in den Wolken
Steht der Thron der Liebe.
Wer hüllt den Mond in ſein Gewand?
Wer feſſelt ihn mit ſtarker Hand
Wohl unter die klaren Geſtirne?
Wer mäßigt den glühenden Sonnenſtrahl
Zum linden Kuß? Das thuet all'
Der mächtige Gott der Liebe!

Johann Heinrich Voß.

Liebt Euch! redet der Herr; und brüderlich duldet einander!
Aber die hölliſche Peſt Unduldſamkeit ſcheucht in den Abgrund!

* * *

Ihr Damen und Ihr Herrn,
Man gönnt Euch Freude gern;
Doch Freude haßt Geſchnirkel
Verſchloß'ner Weltlingscirkel!
Wer nach Geburt und Stand ſich zwängt,
Dem ſchmachtet Geiſt und Herz verengt!

* * *

Ihr, als Gäſte guter Art,
Kamt nicht her um Ahnung!
Mann und Weiblein, ſchöngepaart,
Kennt die Tafelſatzung:
Daß Du, zwiſchen Luſt und Ernſt,
Lernend lachſt, und lachen lernſt.

F. L. Graf zu Stolberg.

Ländliche Ruhe, Freundſchaft, Liebe kränzen
Uns mit Blumen der Freude; Freiheit gibt uns
Mannſinn; aber göttlich zu leben iſt das
Einige Größte.

Claudius.

Kämpf', und erkämpf' Dir eig'nen Werth:
Hausbacken Brod am beſten nährt.

* * *

Straf' keck das Böſe in's Geſicht,
Vergiß Dich aber ſelber nicht.

* * *

Und wenn ſie Alle Dich verſchrei'n,
So wickle in Dich ſelbſt Dich ein.

* * *

Zerbrich den Kopf Dir nicht zu ſehr:
Zerbrich den Willen, das iſt mehr.

* * *

Seht Ihr den Mond dort ſtehen?
Er iſt nur halb zu ſehen,
Und iſt doch rund und ſchön.
So ſind wohl manche Sachen,
Die wir getroſt verlachen,
Weil unſre Augen ſie nicht ſeh'n.

Jacobi.

O weh und aber weh dem Mann,
Der Schönes nicht auf Erden liebt,
Sich keines Dings erfreuen kann,
Sein volles Herz an keins ergibt!
O wehe, wer ſich nie vereint
Mit Wieſ' und Quell' und Blüthenaſt,
Sein Liebſtes auch und ſeinen Freund
Mit halber Seele nur umfaßt!

Caſimir von Creuz.

Wie räthelhaft ſind unſ're Tage,
Im Aufgang und im Untergang?
Zu kurz ſind ſie, des Thoren Klage;
Dem Wunſch des Weiſen oft zu lang.
Welch Fabelwerk iſt unſer Leben?
Halb iſt's ein Weſen, halb ein Schein!
Zu kurz, nach eitelm Glück zu ſtreben;
Zu lang, ohn' eitles Glück zu ſeyn.
Wer ſchläft und iſt von Sorgen freier?
Der Tod belauſcht die ſtille Nacht:
So wie des Nilſtroms Ungeheuer
Des Ufers Schilf unſicher macht.
Er ſpielt mit Pflügen und mit Kronen:
So wie das Meer, das ewig trinkt,
Des Wilden Kahn, und Gallionen,
Als gleiche Laſten in ſich ſchlingt.

Leſſing.

„Wie heißt das ſchlimmſte Thier mit Namen?“
So fragt ein König einen weiſen Mann.
Der Weiſe ſprach: „Von wilden heißt's Tyrann,
Und Schmeichler von den zahmen.“

* * *

Wer Freunde ſucht, iſt ſie zu finden werth;
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

* * *

Man würze, wie man will, mit Widerſpruch die Rede.
Wird Würze nur nicht Koſt, und Widerſpruch nicht Fehde.

* * *

Wär' auch ein böſer Menſch gleich einer lecken Bütte,
Die keine Wohlthat hält, dem ungeachtet ſchütte,
Sind Beides, Bütt' und Menſch, nicht allzu morſch und alt,
Nur Deine Wohlthat ein: wie leicht verquillt ein Spalt!

* * *

Wie viel gibt es nicht gröſſte Männer!
Kaum daß ſie zählbar ſind,
Weil jeder angemaßte Kenner
Sein Muſter dazu dienlich find't.

Klopſtock.

Wen ſcharfer Blick, und die tanzende glückliche Stunde führt,
Der bricht — kein Mährchen ſie —
Die Zauberruthe, die nach dem hellern Golde,
Dem neuen Gedanken, zuckt.

Uz.

Nur wer zu ſterben weiß, kann ſtets zufrieden leben:
Die wahre Freude nur, nach der die Weiſen ſtreben,
Verſüßt dem Sterblichen die Reiſe durch die Zeit,
Und folgt, unſterblich ſelbſt, ihm zur Unſterblichkeit.

* * *

Durch gute Folgen wird, was böſe ſcheint, geadelt:
Verweg'ner, armer Staub! der ſeinen Schöpfer tadelt!
Was auch der Weiſeſte von ſeinem Schickſal ſieht,
Iſt von der Kette nur ein abgeriß'nes Glied:
Das Glück der Ewigkeit beſtimmt Begebenheiten,
Die mit gewünſchtem Glück auf unſ'rer Erde ſtreiten.

Kleiſt.

Die Nachtviole läßt immer
Die ſtolzeren Blumen den Duft verhauchen: ſie ſchließe bedächtig
Ihn ein, und hoffet am Abend den ganzen Tag zu beſchämen.
Ein Bildniß großer Gemüther, die nicht, wie die furchtſamen Helden,
Ein Kreis von Bewunderern ſpornt; die tugendhaft wegen der Tugend,
Im ſtillen Schatten verbergen, Gerüche der Gütigkeit ausſtreu'n.

Gellert.

Wenn Deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So iſt es ſchon ein böſes Zeichen:
Doch wenn ſie gar des Narren Lob erhält,
So iſt es Zeit, ſie auszuſtreichen.

* * *

Ein Ding mag noch so närrisch seyn,
Es sey nur neu, so nimmt's den Pöbel ein:
Er steht und er erstaunt; kein Kluger darf ihm wehren.
Drauf kommt die Zeit und denkt an ihre Pflicht:
Denn sie versteht die Kunst die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen oder nicht.

* * *

Beschwer' die Götter nicht mit Klagen.
Der Vortheil, den sie Dir versagen
Und Jenem schenken, wird gemein:
Wir dürfen nur gesellig seyn.

Hagedorn.

Macht Euch ja, noch auf dem Lande,
Schon zur Fahrt bereit;
Da seht, ob Ihr auch im Stande
Fortzuschiffen seyd.

Durch die Wellen müßt Ihr streichen,
Wie der Wind Euch führt,
Der dann in den Wasserreichen
Unumschränkt regiert.

* * *

Greif' die Schlange mit der Hand.
Wahren Freunden sey
List und Heuchelei
Gänzlich unbekannt.

* * *

Möchten wir doch nur erkennen,
Was ein Jeder wirklich iſt!
Könnten wir die Bruſt eröffnen,
Und wenn wir in's Herz geſeh'n,
Wiederum die Bruſt verſchließen,
Und uns dann erſt Freunde wählen,
Die getreu und redlich ſind.

Chriſtian Wernicke.

Verachte Niemand nicht, obgleich Du größer biſt;
Damit ſich Niemand nicht vor Deiner Anſprach' ſcheu':
Lieb' Einen, weil er würdig iſt,
Den Andern, daß er würdig ſey.

* * *

Lieb' iſt der Großmuth Frucht, und die ſich darin üben,
Die ſchlagen in den Wind der Liebe Widerſchein:
Du kannſt, ſey wie Du willſt geliebt, unglücklich ſeyn;
Sey wie Du willſt unglücklich, dennoch liebe.

* * *

Was groß iſt wird gefürcht, was klein iſt wird veracht,
Und dieſes macht, daß wir geruhig niemals ſitzen:
Laß uns den Himmel nur vor kleinen Feinden ſchützen,
Vor großen nehmen wir uns ſelber wohl in Acht.

Aus dem ſiebzehnten Jahrhundert.

Johann Grob.

Schweigen iſt eine hübſche Kunſt, ſonderlich zu dieſen Tagen,
Da es oft gefährlich iſt, auch die Wahrheit auszuſagen:
Wer die Augen und die Ohren Werkeltage halten läßt,
Und die Zunge feiern heißet, thut gewiß das Allerbeſt'.

Aßmann von Abſchatz.

Laß Deinen Mund verſchloſſen ſeyn,
So ſchluckſt Du keine Fliegen ein.

* * *

Zucker und ſich freundlich weiſen
Dient zur Würz in alle Speiſen.

* * *

Junger Thaten,
Alter Rathen,
Geht von ſtaten.

* * *

Wenn Du willſt haben, wer Dir Dienſte thut,
So iſt der alte Spruch: bezahle gut!

Hofmannswaldau.

Ueber das Verhängniß klagen,
Mehrt die Plagen,
Und verräth die Ungeduld:
Dieſem, der mit gleichem Herzen
Trägt die Schmerzen,
Wird der Himmel endlich hold.

* * *

Wohl Dem, der ſich vergnüget
Und Freudigkeit ſtets ſeine Freundin nennt,
Der an Begierd' und Geiz nicht als an Ketten lieget,
Den fremde Wohlfahrt nicht wie eine Neſſel brennt;
Freud' und Vergnügung kann den Wermuthſaft verſüßen,
Und Traurigkeit verbleibt des Teufels Schulterkiſſen.

Joachim Nachel

Es ſey in keiner Zechen
Der Vater und der Sohn. Wie kann der Bachkrebs ſprechen:
Geh' grade furwerts hin, mein Kind, nicht hinter Dich.
Möcht' er nicht ſprechen: Du, mein Vater, lehre mich,
Und geh' mir grade vor. Wie kann ein Alter ſchlagen
Und ſtrafen ſeinen Sohn, ob er in vierzehn Tagen
Kaum einmal nüchtern iſt, der ſelber ſucht den Schmaus
Und trinkt in Floribus zwei Dutzend Gläſer aus.

Wenn Dir ein fremder Gaſt will kommen heim zu ſuchen,
Da geht das Treiben an mit Schelten und mit Fluchen:
Magd, kehr' die Stuben aus, räum' Alles von dem Tiſch,
Thu' weg das Spinngeweb' mit einem Flederwiſch,
Spül' alle Becher aus, vergiß der ſilbern Kannen
Und großen Humpen nicht. Geh', ſcheere Dich von dannen,
Daß Dich der Hagel ſchlag'! Zünd' etwas Maſtich an,
Und fege bald hinweg, was dort der Hund gethan.
Du Narr! iſt Dir ſo viel und hoch daran gelegen,
Daß einem fremden Gaſt nichts Faules lieg' in Wegen,
Warum läßt Du Dir nicht die höchſte Sorge ſeyn,
Wie daß Dein ganzes Haus ſey aller Laſter rein:
Wie Alles ordentlich und richtig möge ſtehen,
Damit Dein zartes Kind nichts Aergerlich's mag ſehen?

Tſchernings.

Wer ungereget
Die Sinnen träget
Wann Künſtler ſingen
Und Saiten klingen,
Iſt taub an Ohren
Und krank geboren,
Weil ſonſt ſich reget
Was Sinnen träget.

Logau.

Nicht das viele Wissen thut's,
Sondern wissen etwas Gut's.

* * *

Ein versöhnter Feind,
Ein erkaufter Freund
Sind zu einer Brücke
Ungeschickte Stücke.

* * *

Wer sein Kleid mit Lügen flickt, der befindt dennoch
Ob er immer flickt und flickt, da und dort ein Loch.

* * *

Strafe soll seyn wie Salat,
Der mehr Oel als Essig hat.

* * *

Wo dieses Freiheit ist: frei thun nach aller Lust;
So sind ein freies Volk die Säu' in ihrem Wust.

* * *

Alamodekleider, Alamodesinnen:
Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.

* * *

Willst Du fremde Fehler zählen, heb' an Deinen an zu zählen:
Ist mir recht, Dir wird die Weile zu den fremden Fehlern fehlen.

* * *

Leichter träget, was er traget,
Wer Geduld zur Burde leget.

* * *

Heuchler und Hunde beleden die Teller.
Jene ſind Schmeichler und dieſe ſind Beller.
Dieſe bewahren, bei Denen ſie zehren:
Jene verzehren Die, welche ſie nähren.

Opitz.

Ein Mann, der muß nur reiſen,
Ertragen Hitz' und Froſt,
Muß zieh'n durch Eis und Eiſen
Bei ſchlechter Ruh' und Koſt,
Muß bauen, Kriege führen,
Steigt auf ein wildes Pferd,
Wird mager bei'm Studiren,
Stirbt oftmals durch das Schwert.

Des Frauenzimmers Jugend
Wird ſonder Sorgen groß,
Erlernet Witz und Tugend
In ihrer Mutter Schooß,
Die ſie mit Luſt erziehen
Bis zu derſelben Zeit,
Da ſie auch lernen fliehen
Die Laſt der Einſamkeit.

Johannes Domann.

Was iſt nichts ſo geringe,
Was hat ſein Nutz und Brauch,
Solch's zeigen alle Dinge,
Klein' Glöcklein klingen auch,
Vom Donner und Platzregen
Wächſt nicht alleine Gras,
Kann auch durch Gottes Segen
Klein' Reglein machen naß.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
Erste Abtheilung.	
Allgemeine Bildung	9
Kleidung und Haltung	16
Conversation	30
Literatur	45
Musik	54
Bildende Kunst	59
Der Tanz	62
Beruf und Dilettantismus	66
Zweite Abtheilung.	
Das Familienleben	73
Der geschlossene Kreis	80
Die große Welt	89
Anwendungen	114
Häusliche Feste	138
Dritte Abtheilung.	
Die Frau im Hause	151
Die Frau in der Welt	174
Der Mann in seinen Beziehungen nach Außen	187
Vom schriftlichen Verkehr	207
* * *	
Aussprüche unserer Dichter älterer und neuerer Zeit	215

Ins Volk.

Von

August Lewald.

„Nimm vor des Mörders Brust Platz in Acht.“
Shakespeare's Julius Cäsar.

Der Ertrag wird nach Abzug der Kosten dem Komite für die Hinterbliebenen der Gefallenen und die Verwundeten eingehändigt.

Königl. Bibliothek Berlin

Preis 10 kr. C. M.

Verlag von Hirschfeld.

Vorwort.

Ich habe diese Blätter in Wien herausgegeben, um schnell meinem Herzen Luft zu machen. Sie können weder auf Vollständigkeit des Umständlichen, noch auf andere Vorzüge Anspruch haben. Mögen sie hinausflattern als Zeugniß von der Begeisterung die hier herrschte, als Beweis, wie gut es der Deutsche versteht, ohne Mißbrauch frei zu sein und selbst über das ungewohnte Element mit Maaß zu gebieten. Wer Wiens Bewohner in diesen Tagen sah, wird von dieser Wahrheit tief durchdrungen sein. Es ist dies Büchlein eine Schwalbe die dem Vaterlande den erwachten Frühling in Oesterreich verkünden soll, dem der Sommer sicher folgen wird.

Die Macht der Diplomatie ist gestürzt; es ist eine alte Lehre, die Niemand mehr zu Gute kommt; eine neue Macht tritt an ihre Stelle: politisches Selbstbewußtsein der Bürger, eng verbunden mit dem offenen Vertrauen des Fürsten; das Leben der Staaten ist damit in eine neue Entwicklung getreten und wer ein Theil dieses Lebens ist, muß Alles für seine Erhaltung einsetzen. Das Vaterland über Alles!

August Lewald.

Vor etwa fünf Monaten kam ich nach Wien um ein Buch über Wien zu schreiben, ich sammelte eine Menge Materialien, suchte mich über Vieles nach Quellen zu verständigen, der Zufall öffnete mir andere Quellen, verschaffte mir neues Material; hier ist nun das Buch, während einer Nacht in fieberhafter Aufregung, mit glühendem Herze geschrieben, es besteht nur aus einigen Blättern, allein es ist dennoch das Schönste und Beste was in neuester Zeit über Wien geschrieben wurde; — das Schönste und Beste trotz der Unzulänglichkeit meiner Kraft, trotz der Eile der Conception und der flüchtigen Ausführung. Ich danke es den wakern Wienern selbst, die mir's in die Feder diktirten!

Was man sein Jahren über Wien vernahm, alle Schilderungen seiner Zustände, seiner Gesellschaft, seiner Persönlichkeiten ist nun bereits alte Geschichte geworden; eine neue Aera hat begonnen, ein Blatt ist erst vollgeschrieben, aber es gehört der Weltgeschichte an. Das Alte ist unbrauchbar geworden für diese vielleicht vorüberrauschende Gegenwart; wer hätte Zeit zu Studien? Es gilt den Moment fest im Auge zu behalten und die Erscheinungen zu fixiren, damit die nachsten nicht unser Gedächtniß schwankend machen. Die Geschichte schreitet so überraschend einher, daß man nur mit Hilfe des Schnellalphabets nachzukommen vermag. Wie man mit farbigen Nadeln auf Planen und Karten sich die wichtigen Momente bezeichnet, so kann man auch nur in diesem Sturme der Zeiten durch kleine Merkmale andeuten, wo gestern und heute die Wege sich brach; morgen taucht sie fort und fort und die Stelle wäre verloren.

Ein Jahrhundert liegt zwischen vorgestern und heute; eine Kluft, die man nicht mehr zu messen versteht. Vorgestern hatte ich nur die Anzeige der kleinsten Broschüre den Censoren übergeben und Monate lang bis zur Verzweiflung auf ihre Erledigung harren müssen; heute schreibe ich diese unter dem schallenden Trommelwirbel der unter meinem Fenster einherziehenden Bürgerwacht und sende sie in die Druckerei, ohne andere Censoren als die öffentliche Meinung und mein Gewissen. Meine schriftstellerische Ehre voran, welcher kein

Cenſurſtrich mehr zu nahe treten darf! Lebe ich denn in Wien? ich, ein deutſcher Ausländer? Läge meine Aufenthaltskarte nicht vor mir, ich glaubte es nicht. — Und Alles dies geſchah, und Alles dies wird ſeine Folgen haben, ſeine unermeßlichen, beglückenden Folgen für Wien, für Oeſterreich, für Deutſchland, und der Thron der Habsburger ſteht noch feſt und den Kaiſer liebt man noch immer ſo ſehr? Aber der alte ehrwürdige Thron ſteht nun feſter und dem Kaiſer ſchlagen alle Herzen freudiger als je zuvor entgegen, und doch ſind Freiheiten dem Volke durch kaiſerliche Hand verbrieft, doch ſind ſchwere Ketten gefallen, die nur gerüttelt zu werden brauchten, und die keine Macht der Welt dem erwachten Geiſte der Völker und Regenten mehr zu ſchmieden im Stande ſein wird.

Ein alter Freund, der die Wiener zu kennen glaubte, ſchilderte ſie mir mit den Worten: „Die Wiener verklettern ſich nicht leicht, ſie ſind zu bequem dazu. Man kann Ihnen die Jakobsleiter vor das Haus tragen und ſie benützen ſie nicht. Sie haben ihren Himmel ſo nahe, daß ſie ihn mit der Hand erreichen können. Die Wiener wären Narren, wenn ſie auf Entdeckung eines andern Himmels ausgingen und ſich ſo den undankbarſten Halsbrechlichkeiten ausſetzen wollten.“ So ungefähr dachte und ſprach man über Wien; jetzt frage ich im Angeſichte der jüngſten Ereigniſſe, war ein ſolches Urtheil nicht ſchnöde? Nahm Jeder, der es fällte, nicht eine Wirkung der Umſtände und Verhältniſſe für charakteriſtiſche Kennzeichen? Ueberſah er nicht das, was in der Tiefe ruhte, von der Aſche und dem Staube der Zeiten, die eine unheilvolle Hand nicht ſtören ließ, vorſichtig bedeckt, und was ſich in Bedungen kund gab, und in Vers und Proſa außerhalb der Grenzen Oeſterreichs vor der Welt Ausdruck zu gewinnen ſuchte?

Mit ſolcher Erkenntniß betrat ich dieſen Boden. Man fragte mich, ob ich Wien verändert gefunden? Man meinte die Neubauten hie und da, die Erweiterung und Anlegung von Straßen, die Gasbeleuchtung, manche Aeußerungen, die Luxus und Mode hervorgerufen hatten; ich fand das Alles nicht erheblich, nicht würdig dem Ruhme Wiens etwas hinzufügen; ja ich mußte ſelbſt geſtehen, daß viele kleinere Städte unter begünſtigenden Verhältniſſen dieſes Alles ſchöner und größer entwickelt hatten. Aber dennoch fand ich Wien verändert. Der Ernſt der Zeit hatte es tief berührt; die Harmloſigkeit war aus

den Herzen und die Luſtigkeit aus den Geſichtern verſchwunden. Selbſt die alten genußſüchtigen Lebemenſchen ſah ich nur mit ſaurer Miene von den geprieſenen Vorzügen ihrer Stadt ſprechen; ſie waren gelangweilt und unzufrieden und ſprachen von Dingen, die nur für ſie noch da waren und indem ſie es beklagten, daß ſie die Zeit nicht verſtehen wollte, ſah ich deutlich, daß die neue Zeit von ihnen nicht begriffen wurde.

Aber die Jugend! Jene Jugend, welche von der Koſt genaſcht hatte, die ſich über die Grenze, trotz aller Schranken der Cenſur, zu ſtehlen gewußt; die dann hinausgereiſt war, ſich den Männern der Bewegung genähert, die Wirkung freierer Inſtitutionen durch Augenſchein kennen gelernt hatte und dann mit zerriſſenem Herzen zurückgekehrt war, die Kraft ermeſſend, welche ihrem herrlichen Volksſtamme inwohnte, die eigenthümlichen Vorzüge ſeines Geiſtes, die tiefe Innigkeit ſeines Gemüthes, die Stärke des Staates und ſeine ungeheuern Hilfsquellen, mit dem verglich, was mit Allem dieſem erzielt werden könnte, und was erzielt wurde, mit dem zuſammenſtellte, was unter einem freiern Himmel die kleinſten Staaten erreicht hatten — dieſe Jugend war finſter, zürnend, und ſie hielt es unter ihrer Würde, das angeborne Naturell zur Fröhlichkeit und heitern Laune, wie vordem in tauſend Strahlen brechen zu laſſen und verſchloß ſich ganz oder verzückte ſich in trüber Sehnſucht. Nein! Wien war nicht mehr das alte Wien, wie ich es vor dreißig Jahren einſt gekannt hatte. Der Humor hatte keinen Boden, der Geiſt verſchlug ſich die Flügel an den engen Begrenzungen, und wer noch das alte heitere Wien zu repräſentiren verſuchte, unterlag der Mißachtung der Beſſern, die ein Einſehen hatten und denen der Zuſtand unerträglich war. Alle höher Begabten hatten dieſe Richtung genommen und ſelbſt der Geiſt der Poſſe, jener alten wohlbeliebten Freundin des Volks, die ſich ihm fügen muß, wenn dieſe Freundſchaft erhalten werden ſoll, mußte ſich der neuen Richtung bequemen und unter Lazzi dem Ernſte huldigen und hieraus erwuchs jener Zwitter, dem es immer ſchwerer wurde, ſich zu behaupten und der bald gänzlich aus dem Wiener Leben geſchwunden wäre.

Es erregte in mir ein recht wehmüthiges Gefühl, aber dennoch ſehr verſchieden von dem, was uns in Städten ergreift, die man in der Jugend gekannt hat und die man dann im Alter wieder ſieht. Man tritt wie ein überwachter Gaſt auf den Ball nach Mitternacht, den jugendliche

Fröhlichkeit erfüllt. Unſere Schlafenszeit iſt ſchon vorüber und doch wachen wir nicht mehr; wir ſchleichen unbemerkt an wirbelnden Paaren vorüber, wir werden geſtoßen und gedrängt und ſehen, daß unſer Platz, den wir einſt inne hatten, bereits vergeben iſt. In Wien fand ich mich raſcher und jünger als zu Hauſe; die Freunde, die ich noch am Leben traf, waren ſchneller gealtert als ich und das ganze Geſchlecht ſchien ich an Jugendkraft allenfalls überflügeln zu können: das war mir aber nicht recht. Ich mag mich von der Jugend verjüngen laſſen und werde lieber durch ſie zu einem leichtſinnigen Thoren, als daß ich mich zu ihrem Mentor aufwürfe.

Alle Symptome deuteten mir eine ſtille Bewegung an; ſie hatte nichts von derjenigen, welche anderwärts den großen Umwälzungen vorangeht, allein ſie war dennoch vorhanden, von Vielen unbewußt getheilt, für den Augenblick kein feſt beſtimmtes Ziel im Auge, allein deſto bedeutungsvoller, weil ſie ſo tief gründete, deſto bedenklicher dem Beſtehenden, weil ſie ſo gewaltſam unterdrückt war. So ruht die Mine im Schooße der Erde, ein belebender Funke und ſie entwickelt die ſchnellſte und ſtärkſte Bewegung, die Bewegung des Lichts und des Schalles, ſie erzeugt Beides und dringt zur Freiheit, zur allumfaſſenden Luft, wenn auch wüthende Zerſtörung den Gang, den ſie nahm, bezeichnet. Ich bin kein Politiker vom Fache, allein das mußte ich mir ſagen, und ich begreife Die nicht, welche ſelbſt die Politik ſind, und ſich über alle Folgen, die dieſer Zuſtand hätte hervorrufen können, furchtlos und in Sicherheit wiegend, hinwegſetzen konnten. Schon als der Moment erſchienen war, als die Umwälzung in Frankreich überall ihre Wirkungen gemacht hatte und die hieſige Bewegung ſich in heftigen, ſchnell aufeinander folgenden Schlägen kund zu geben begann: noch dann als Tauſende ſich auf Straßen und Plätzen drängten und aus dem ſchriftlichen Begehren das lautgeſprochene Verlangen ſich hervorrang, blieb man feſt an der Meinung hängen, daß es leere Demonſtrationen ſeien und daß die Leute nicht einmal wüßten, was ſie wollten. Das war eine Beleidigung des geſunden Menſchenverſtandes und es iſt wahrhaft zu beklagen, daß das Blut der Beleidigten, die Wahrheit dieſer Beleidigung erſt beſiegeln mußte.

Man hatte in den verſchiedenſten Klaſſen der Bevölkerung Bittſchriften vorbereitet, um ſie auf ordnungsmäßigem Wege durch die niederöſterreichiſchen Stände an den Thron gelangen zu laſſen. Man hat darin

um Abſtellung jener drückenden Maßregeln, welche mit den gerechten Forderungen der Zeit nicht mehr in Einklang zu bringen waren und die auf Oeſterreich um ſo mehr laſteten, als es dadurch von dem deutſchen Geſammtvaterlande abgeſchloſſen war und deſſen ſchöner Entwicklung nur mit Neid zuſehen konnte. Man gab ſich nicht träumeriſchen Hoffnungen hin, man wußte, daß man nicht mit einem gewagten Sprunge ſich plötzlich in neue Zuſtände verſetzen würde, man beſchränkte ſich mit beſcheidenem Sinne auf einige Zugeſtändniſſe. Allein dieſe zu erlangen, hoffte man und für die Erfüllung dieſer Hoffnung wollte man mit Beharrlichkeit einſtehen. Die Maſſen blieben dieſer Unternehmung fremd: nur unter den Verſtändigen und Gebildeten berathen, dann unter Beziehung von Männern der bekannteſten Fähigkeiten und einflußreichſten Stellungen ausgeübt und in den dieſer Kategorie zunächſt liegenden Kreiſen durch Unterſchriften zur Anerkennung gebracht, traten die Petitionen in das Leben. Dieſe That entbehrte durchaus nicht einer vollen Berechtigung und alles geſchah in den legalſten Grenzen. Allein deſto beachtenswerther hatte das, was geſchah, erſcheinen müſſen und am wenigſten durfte es den Spott hervorrufen der es mit einem unziemlichen Namen belegte und ſich äußerte: „auf den 13. März ſei die Revolution angeſagt.“ Auf dieſen Tag traten die Stände zuſammen, die ſelbſt eine Petition in dem Sinne der Bürger verbreitet hatten, welcher dieſe durch ihre mit Tauſenden von Unterſchriften bedeckten Bogen, nur eine größere Bedeutung verleihen wollten. Wer hierüber ſpotten konnte, zeigte ſeinen tiefen Standpunkt an; wer hier das Wort Revolution im Ernſte gebrauchte, ſeine Dummheit.

Der Morgen des Dreizehnten kam und die Straßen, welche das Ständehaus umgeben, füllten ſich mit Menſchen. In den andern Theilen der Stadt war nichts von außerordentlicher Bewegung zu ſpüren. Die Leute, welche ſich verſammelt hatten, drückten die gewöhnliche Neugier aus; man blickte umher und ſchien ſich zu fragen, was Das eigentlich werden ſollte. Truppen und Polizei waren nicht zu ſehen; nirgend wurde die Ordnung geſtört. So gelangte ich bis zum Ständehauſe, wo das Gedränge noch mäßig war; man konnte unangefochten in den Hof des Gebäudes gelangen, wo bereits einige Redner, von einer Erhöhung herab, ſich hatten vernehmen laſſen und neue immer wieder den Platz behaupteten. Ein Paar Studirende

ſprachen unter den anhaltendſten Zeichen des Beifalls und wurden auf den Armen empor gehoben. *)

Es wäre unrecht zu behaupten, daß Alles was geſchehen, von den Studenten und Politechnikern allein ausging, jedoch iſt es durchaus wahr, daß die ſtudirende Jugend, in ihrer am Tage vor der Eröffnung der Stände gehaltenen allgemeinen Verſammlung, im Angeſichte der Profeſſoren, eine ſo kräftige Geſinnung an den Tag legte, die von einem ſo jugendlichen Muthe unterſtützt wurde, daß ihr zum größten Theile Das was man nunmehr als glorreiche Errungenſchaft begrüßt, zuzuſchreiben iſt; daß dieſe Jugend eine Einſicht und Beharrlichkeit, einen Ernſt und Ordnungsſinn bethätigte, die ſie vollkommen der Ehre und Liebe würdig macht, die ihr von den Bürgern Wiens in ſo hohem Maße gezollt werden. Sie wird die Früchte dieſer Tage genießen und ihren Segen einer beglückten Nachwelt überliefern. Wir Alten erfreuen uns an dem Aufgange einer Sonne, die uns wehmüthig wie ein Sonnenuntergang anmuthet, trotz aller Kraft und allen Glanzes: allein der Jugend gehört die Welt!

Graf Montecuculi, der Ständemarſchall, erſchien und erwiederte die Anrede, die an ihn gehalten wurde. Eine Deputation von Studirenden trat in den Saal um ihre Petition zu übergeben. Bis hieher war der ganze Act nur von erhebender Wirkung geweſen; kein Mißton ſtörte dieſe und diejenigen, die nicht zu den Gleichgiltigen gehörten, begannen günſtige Schlüſſe aus dieſem Hergange zu folgern.

Plötzlich werden die Fenſter des Ständeſaales aufgeriſſen, und die Mitglieder der Deputation rufen hinab in den Hof, daß ſie in einen Hinterhalt gelockt ſind. Ich werfe dieſe Zeilen zu Papier ohne mir Zeit nehmen zu können, nach dem beſonderen Vorgange weitläufig zu forſchen, der dieſe heftige Aeußerung zur Folge hatte. Der Zweck dieſer Blätter, den Opfern des Tages mit materiellen Mitteln zu Hülfe zu kommen, erheiſcht Schnelligkeit ihrer Abfaſſung. Ich mache nicht die Anſprüche, der Geſchichtſchreiber dieſer ewig denkwürdigen Tage zu ſein und überlaſſe dieſe Arbeit einheimiſchen, mit dem hiezu Nöthigen beſſer ausgerüſteten, Schriftſtellern. Ich erfuhr daß man die Petition ſchnöde zurückwies und einen ihrer Ueberreicher in Gewahr-

*) Die Studenten Purian (Pole) und Fiſchhof (Israelit) zeichneten ſich durch ihre Reden aus, die alle Zuhörer mit Begeiſterung erfüllten.

ſam zu bringen beabſichtigte. Auf dieſes Beginnen erfolgte der Ruf aus den Fenſtern. In demſelben Augenblicke war aber auch der Saal geſtürmt und Alles was darin zerbrechlich war, der Vernichtung überlaſſen. Zugleich fielen nun aber auch Schüſſe durch die Fenſter, von den Soldaten abgefeuert. Die Kugeln drangen in die Decke, aber auch Opfer fielen. Leicht hätte der tödtende Zufall auch Deutſchland's emporleuchtender Zukunft einen Dichter rauben können. An Friedrich Hebbel's Seite ſtreckte ein Schuß einen zu Tode getroffen nieder.*)

Mit dieſem Momente war die Lage der Dinge entſchieden. Die rückſichtsvolle Bahn, welche bisher von den Bürgern und Studirenden eingehalten worden war, wurde verlaſſen und die Bewegung nahm einen tumultuariſchen Charakter an, der von Minute zu Minute immer beſorgnißerregender wurde. Die vor dem Ständehauſe und in den es begränzenden Straßen und Plätzen befindlichen dichten Maſſen zerſtreuten ſich nach anderen Punkten. Die compacteſte Menge, welche in dem oberen Theile der Herrengaſſe bis zum Schottenberg hin, poſtirt war, wurde durch den Stoß, der von dem Ständehauſe ausging, nach der Freiung gedrängt und überſtrömte von hier aus den geräumigen Hof und den Hohen-Markt. Dort das bürgerliche Zeughaus, hier die Schranne, auf dem Wege liegend, boten ſich dem erſten Angriffe dar. Das Militär rückte heran und nahm eine feſte Stellung ein, beſonders um die Bewaffnung der Menge am Zeughauſe zu verhindern und Exceſſe von dem Rathhauſe abzuwenden. Allein man ging in dieſen vorſorgenden Maß-

*) Ein Student war auf dem Balkon über dem Thorwege erſchienen und hatte erklärt, daß er die Deputation der Studenten bei den Ständen anſagen wolle. Nachdem er nun ſehr lange mit der Antwort ausgeblieben war, begab ſich die Deputation hinauf, um ihre Petition zu überreichen. Da hörte ſie den zuerſt Hinaufgegangenen in einem Nebenzimmer rufen, daß er gefangen ſei, worauf dann die Fenſter geöffnet wurden, um die im Hofe Befindlichen zu Hilfe zu rufen. — Einige ſagen auch, die Petition ſei zerriſſen worden und den Studenten vor die Füße geworfen. — Andere jedoch behaupten, als die Deputation der Studirenden in den Ständeſaal trat, wurde ſchnell die Thüre geſchloſſen, um die vielen Nachdrängenden abzuhalten, dies hätte aber die Menge zu dem Argwohn verleitet, die Deputation ſei in einen Hinterhalt gelockt und gefangen. Ich gebe hier alle drei Meinungen ohne zu entſcheiden. Jedenfalls hat dieſer Vorfall Dem was beabſichtigt wurde, die ſchnelle und entſcheidende Wendung gegeben.

regeln offenbar zu weit und ohne vorhergehende Warnung, ohne Verleihung einer Aufrubracte, wurde den Soldaten aus dem Munde des Erzherzogs Albrecht, der das Kommando über die gesammte Militärmacht führte, Befehl ertheilt von den Waffen Gebrauch zu machen und wehrlose Bürger fielen von Kugeln getroffen und von Säbelhieben ereilt.*) Welche Stimmung sich nun des Volkes bemächtigte, ist schwer zu beschreiben. Man holte in Ermangelung gleicher Waffen, Aexte, Latten, Stangen, und drang auf die Soldaten ein; die sich mit Ueberlegenheit vertheidigten. Das Wiener Volk ungeübt in Emeuten und Krawallscenen, dachte nicht daran sich in den engen Gassen durch Barricaden zu verschanzen und stellte sich ungehemmt der Verfolgung der Linie und der Reiter bloß. So wogte das Gezänkel mit Rufen der Erbitterung und Schüssen bis nach den weiter entlegenen Stadttheilen. Als die Artillerie Befehl erhielt die Bajonette abzustecken, schallte ihr Jubelruf zu und die Bürger schwenkten die Hüte. Gegen Abend kam die Erlaubniß daß die Bürger mit Waffen versehen werden sollten, um selbst die Ordnung wieder herzustellen. Dies beschwichtigte etwas die erhitzten Kämpfenden. Es trat eine Art von Waffenstillstand ein. Man sah wie sich nach und nach zusammenhängende bewaffnete Haufen bildeten, welche die Stadt durchzogen, und Patrulldienste versahen. Das Militär erhielt Befehl sich in die Kaserne zu begeben. Nur an der Burg und an den Thoren, die schon Mittags geschlossen worden waren und das Pförtchen für Fußgeher geöffnet hielten, so wie auf noch ein Paar bezeichneten Plätzen hatte die Militärmacht Poste gefaßt. Die Laden und Verkaufsgewölbe waren auch schon am Mittage geschlossen worden, die Fiaker hatte man nach Hause fahren lassen und so machte die Stille in der Stadt, die nur da und dort von tumultuarischem Lärm und Schießen gestört ward, den unheimlichsten Eindruk.

---

*) So wird die Sache von Augenzeugen berichtet. Nachträglich wurde der Befehl einem Major in den Mund gelegt. Einer aus dem Haufen führte nämlich einen Schlag mit einer Latte nach dem Prinzen. Dieser lenkte sein Pferd zurück und wurde sogleich von dem Militär umgeben. Ein Major, der hierauf die Menge anredete, erhielt einen zweiten Schlag, daß ihm das Blut herunterlief, worauf dieser dann Feuer kommandirt haben soll.

Plötzlich ſieht man die langen Fenſterreihen ſich erleuchten; die Stadt zeigt eine glänzende Illumination und die Vorſtädte folgen bald ihrem Beiſpiele. Man vernimmt, daß Fürſt Metternich von den Geſchäften zurückgetreten ſei und dies ſo lang erſehnte Ereigniß füllt alle Herzen mit friſchbelebenden Hoffnungen und fordert zu einer allgemeinen Manifeſtation dieſer Gefühle auf. Den Leuten, welche unter das Volk treten und die Nachricht verkünden, erſchallt Vivat und Lebehoch! entgegen.

Wenn der alte Mann mit der eiſernen, unverwüſtlichen Konſequenz und der ſchlauen Berechnung ſeiner diplomatiſchen Kunſt ausgerüſtet, die Schüſſe am Nachmittage gehört hatte, ſo mag ihm wohl das Herz gebebt haben; denn moraliſchen Muth hat er nie beſeſſen. Er war nie der Mann der Wagniſſe, der vor aller Welt mit offenem Viſir nach dem Preiſe klettern mochte. Ja, der Fürſt bebte gewiß als ihm die tödtliche Wendung der Dinge durch die Schüſſe der Soldaten verkündet wurde. Hat er aber auch das Jauchzen gehört, mit welchem nun ſeine Abdankung aufgenommen wurde; drang der Schein der angezündeten Freudenfeuern durch ſeine dicht verſchloſſenen Vorhänge, dann muß dieſes ſtarre Herz gebrochen ſein, über die Niederlage eines Kopfes, der ſich ſo unfehlbar in ſeinen Berechnungen dünkte; der es noch nicht einſehen wollte, daß ſein Exempel falſch war, als Ludwig Philipps Thron vor der Juliusſäule verbrannt wurde, und der es bis zu dieſer letzten Probe kommen ließ, die ihm das ganze Kartenhaus über den Haufen warf. *)

Metternich war aus ſeiner Wirkſamkeit getreten und die Mitwelt imbelte; Metternich gehört jetzt nur noch der Geſchichte an und die Gegenwart überließ ſich ſanguiniſchen Hoffnungen. Die Wiener legten ſich zur Ruhe unter dem Schutze ihrer bewaffneten Mitbürger und der Studenten.

Als man am andern Tage erwachte, hatte man den Eindruck eines wüſten Traumes, der einen freundlichen Ausgang genommen. Die Wiener Zeitung, welche die Abdankung brachte, überzeugte uns von der Wirklichkeit. Aber die Gemüther ſehnten ſich nach unmittelbaren Folgen, die aus dieſer Thatſache hervorgehen mußten. Dieſe Folgen ließen ſich nicht lange erwarten. Ein Decret brachte die Anordnung einer Nationalgarde; ein Anderes bald darauf die Ernennung des Fürſten Alfred von Win-

*) Auch vor dem Gebäude der Staatskanzlei hatten ſich Haufen zuſammengerottet; es wurden Reden gehalten, Verrat geſchrien u. ſ. w.

bischgrätz an die Stelle Sr. k. Hoheit des Erzherzogs Albrecht zum Kommandirenden und den Rücktritt dieses Prinzen.

Die Bildung der Nationalgarde nahm jetzt die Thätigkeit der Bürger zuvörderst in Anspruch und drängte die Begehrlichkeit der aufgeregten Gemüther für eine kurze Zeit in den Hintergrund. Am wenigsten war dies bei den Studirenden der Fall, die ihre Blicke fest auf den höchsten Preis des Kampfes, fortwährend gerichtet hielten. Die Bürger und die Studirenden zogen nun Truppenweis in das Zeughaus um sich zu bewaffnen. Mit den Flinten und Säbeln wurden auch die alten Fahnen hervorgeholt, die einst von den Basteien den Türken entgegenflatterten und bei den Ausfällen mitten im Getümmel wehten, als auch damals die alten und jungen Bürger Wien's unter ihrem glorreichen Führer Starhemberg sich um ihr großes deutsches Vaterland unvergängliche Verdienste errangen. So flatterten diese Fahnen auch jetzt von muthvollen Jünglingen getragen, für die allgemeine große deutsche Sache. Oesterreich mußte sich Deutschland anschließen, Oesterreich mußte darum den Bann brechen, der es in diesem wichtigen Augenblicke noch umstoß; es mußte die Kraft stürzen, die es an fremde Interessen binden wollte, mit einem fremden Volke, dessen Bundeshand man zurückstößt, in den Krieg führen wollte, um die Freiheit in Fesseln zu schlagen. Auch jetzt fühlte sich dieses große mächtige Oesterreich berufen, die Schutzwehr gegen den Osten zu bilden, aus welchem uns nicht mehr wie einst im grauen Alterthume Bildung kommen kann, sondern Barbarei, Knechtschaft und der Verlust aller geistigen Errungenschaften so vieler Jahrhunderte. Dieser Geist schwebte aus den alten Panieren herab, als sie das schöne Frühlingswehen entfaltete, und der alte Reichsadler umgeben von den wohlbekannten Farben, entflammte die glühendste Vaterlandsliebe in allen Herzen, die Liebe zu dem angestammten Herrscherhause, wie sie jedem Deutschen eigen ist. Es ist kein leeres Wort: Der Oesterreicher liebt seine Habsburger! Die Wiener sind für ganz Oesterreich für diese unumstößliche Wahrheit eingetreten. Keine Anarchie, kein sinnloses Spiel mit den festbegründeten Institution des Monarchischen Thrones, keine Versuche zur Umwälzung des Staates; denn die Kronen alle, welche das Haupt dieses einen mächtigen Kaisers auf seinem Haupte vereinigt, sind fest und unerschütterlich, geschützt von der Treue, gestützt von der Liebe der Völker. Der constitutionelle Kaiser von Oesterreich ist in diesem Augenblicke wahrhaft der **erste** und **größte** Monarch der Christenheit!

Noch an diesem zweiten Tage erschien, um die Gemüther vollständig zu beruhigen, die vorläufige Anzeige des nieder-österreichischen Regierungspräsidenten, daß der Kaiser beschlossen habe die Censur aufzuheben *)

Dieser neue Act erhob Alles zum Ausbruche stürmischer Freude; man durchzog mit Geschrei die Straßen, man umarmte sich, man ließ den Kaiser hoch leben. In dem juridisch-politischen Leseverein, der mir während meines Aufenthaltes gastlich den Zutritt gestattet hatte, war ich Zeuge der bewegtesten, herrlichsten Stimmungen, wie sie der jedesmalige Moment hervorrief. Obgleich mit Mäßigung nie die Gränzen einer ursprünglich zum Zwecke der Lektüre und der geselligen Unterhaltung gestifteten Gesellschaft verlassend, nie einen officiellen Character usurpirend, ward hier dennoch Alles besprochen, was für den augenblicklichen wie für den kommenden Zustand der Dinge heilsam und ersprießlich sein konnte. Besonders war man thätig Ordnung und Sicherheit aufrecht zu erhalten und die Bestrebungen der Mitglieder wurde mit dem besten Erfolge gekrönt. Es waren die Herzen der wärmsten Patrioten, die hier schlugen; es waren Männer der höchsten Bildung, die hier wirkten. Ich hörte Worte die mich mit Bewunderung für die Sprecher erfüllten. Solchen Bestrebungen, wie ich sie hier vor mir erblickte und die auch wohl in anderen Kreisen walteten, ist es allein zuzuschreiben, daß kein roher Exceß, keine Ausschweifung, keine Entweihung des Eigenthums in Wien vorkam. Ebenso wenig sah man einen Trunkenen, oder hörte man jenes unsinnige Gejohle, durch welches bei andern Gelegenheiten in Deutschland Freude ausgedrückt werden soll. Ich habe das Volk von Wien hochachten gelernt: die Schranken, welche es nothgedrungen für einige Tage überschreiten mußte, behielt es doch immer im Auge; es wußte sich selbst das Maaß anzulegen.

Um diese Wahrheit schnell durch ein schönes Symbol auszudrücken, kam man inmitten der herrschenden Unruhe auf den Gedanken, das Standbild Joseph's mit einer Blumenkrone zu schmücken und ihm eine Fahne in die Hand von Erz zu stecken, mit der Inschrift: „Preßfreiheit". Ein Handwerkslehrling war flink bei der Hand an dem Denkmal hinanzuklettern und eine Krone diesem

*) Als Beilage am Schlusse.

Haupte aufzudrücken, schöner als eine, die je der Kaiser im Leben getragen. Der gewandte Kletterer wurde bedacht und es soll auf der Stelle für den Knaben unter den Umherstehenden eine Sammlung veranstaltet worden sein.

Von dem Balkone des Lesevereines sah man jetzt Fahnen wehen, welche die Aufschrift trugen: Sicherheit und Ordnung, Nationalgarde, Preßfreiheit! Die Vorüberziehenden blieben stehen, die bewehrten Haufen machten Halt, man tauschte die Gefühle aus in glühenden Worten. Von dem Balkone wurde manche herrliche Rede vernommen, die von der Straße erwidert ward. In allen Fenstern sah man Köpfe, hörte man Rufe, Beifallklatschen; die weißen Tücher wehten, Blumen wurden hinabgeworfen, Halstücher der Frauen, die zu Fahnen verwendet wurden, Bänder um deren Stangen zu schmücken, Kokarden und Schleifen um sie an Brust und Hut zu befestigen. Die weiße Farbe überall. Ein bewaffneter Trupp zog unten vorüber, ein befreundeter Dichter an der Spitze, er erblickt mich auf dem Balkon und ruft mir einen Gruß hinauf. Ich eile hinab, wir drücken uns in die Arme, ein Trupp Studenten, einige Doctoren mit ihnen; Lebehoch! herüber, Lebehoch! hinüber. Mehrere Freunde eilen auf uns zu, man schüttelt sich die Hand, man ist außer sich. Grillparzer sprechen wir auf dem Graben, der edle große Dichter, von dem nun auch die Fesseln gefallen; Castelli als Nationalgardist mit Ober- und Untergewehr, und die weiße Binde um Hut und Arm; Bauernfeld der Freisliche, der unter den früheren Verhältnissen, so stolz und verachtend über das hinwegschritt, was man damals Gefahr nannte! Alles ist jetzt eines Sinnes, ob man sich nie im Leben begegnet, oder ob man eng verbunden war, das ist in diesem Augenblicke Alles gleich. Später werden Meinungen, Fähigkeiten, Bildung, Richtungen wieder sondern und trennen; es wird wieder Anziehungen und Abstoßungen geben, aber die Schriftsteller werden fortan in Oesterreich ein gesonderter Stand sein; die Schriftsteller werden frei einstehen müssen für das was sie drucken lassen; sie werden sich nicht mit dem Deckmantel oder der Scheere der Censoren schützen können und sagen: mir sind meine besten Gedanken gestrichen worden. Man wird sie schauen und erkennen wie sie sind, man wird es ihnen verargen wenn sie Wohldienerei treiben, die ihnen zu nichts mehr verhelfen kann als zu Mißachtung; man wird sie verachten, wenn sie blos Kleines bekritteln

und anfeinden, ſtatt Greſſes zu beurtheilen und gerecht zu würdigen; ſie werden Schmach ernten, wenn ſie ſich erkaufen laſſen, und zu feilen Schergen einer urtheilsloſen Maſſe ſich ſelbſt herabwürdigen, ſtatt die Maſſe zu bilden und zu einem reifen Urtheil zu verhelfen. Nicht blind der öffentlichen Meinung dienen, ſondern ſie berichtigen und ihr kühn widerſprechen, wo es Noth thut, iſt die Pflicht des gewiſſenhaften Schriftſtellers. Nicht ſchreiben was der Jan Hagel gern lieſt, ſondern das Beſte was man vermag ſchreiben, auf die Gefahr hin, daß man viele Blätter bedrucken läßt, ehe den Leuten ein Licht aufgeht, das iſt der oberſte Grundſatz alles Schriftthums. „Der Fels iſt jetzt da, zeige, daß Du ſpringen kannſt!" das iſt die Loſung. Mit der Preßfreiheit, dieſem urſprünglichen Geſchenke von Gott, iſt der Schriftſteller ein wichtiger Mann in dem Staatsverbande, er iſt eine Macht von unſäglichem Einfluſſe; Jeder, der Gedanken hat, die er in die Form der Sprache zu gießen verſteht, iſt berufen!

Die Beleuchtung der Stadt erfolgte auch an dieſem Abende, wie an dem vorhergehenden. Tauſende von Menſchen gingen ſpazieren und die freudigſten Demonſtrationen wollten kein Ende nehmen. Trotz dieſer Erſcheinungen, war jedoch ein großer Theil der Bürgerſchaft nicht zufriedengeſtellt. Was dachten ſich Viele bei dem Worte Preßfreiheit? Welchen Nutzen verſprachen ſie ſich von der Sache, bei drückenden Laſten, Stockung der Gewerbe, die man geglaubt hatte, augenblicklich gehoben zu ſehen? Eine alte Frau meinte, Preßfreiheit ſei, daß die Abgaben an der Linie aufgehoben wären, weil man in Wien „Preſſe" für Druck und Laſt überhaupt nimmt. Die Jugend unter den Waffen wollte Lehrfreiheit, Konſtitution; ſo zogen denn auch finſtere Geſichter durch die freudigen Schaaren und warfen breite Schatten zwiſchen die beleuchteten Fenſterreihen. Man trug ſich mit Gerüchten, die wohl geeignet waren, Beſorgniſſe zu erregen und die das Schlimmſte zum Schlimmen fügen konnten. Die Herzen wurden ſchwerer als die Leute von den Straßen verſchwanden und die Nachmitternacht herangebrochen war.

Nichts konnte unter dieſen Umſtänden erſcheinen, was unerwarteter und erbitternder geweſen wäre, als ein Tagesbefehl des Kommandirenden, Fürſten Alfred von Windiſchgrätz, der Wien in Belagerungszuſtand erklärte.

Die Stimmung, welche ſich nach der Bekanntmachung dieſes Aktenſtückes aller Herzen bemächtigte, iſt nicht zu beſchreiben. Ich durchſtrich die Straßen und war erſchüttert. Die Militärmacht hatte hier die Preßfreiheit auf eine Weiſe gehandhabt, die ſie für vieles Unheil verantwortlich machen konnte. Niemand hatte befürchtet, daß noch Blut vergoſſen werden müſſe, um die ſchon erlangten und noch erhofften Konzeſſionen zu beſiegeln; jetzt erblickte man plötzlich unabſehbare Gräuel, die ſich aus dem Dampfe der Kanonen entwickelten. Wien im Belagerungszuſtand; das Wien, das ſeine gutgeſinnten, wohlgeſitteten Bürger, das ſeine größten Intelligenzen zu ſchützen und ſchirmen begonnen hatten; Wien mit Beſchießung drohen, das der Hort der herrlichſten Werke der Kunſt, der älteſten hiſtoriſchen Denkmale, der größten Schätze der Wiſſenſchaft, des größten materiellen Reichthums der Monarchie iſt; eine Hauptſtadt mit Vernichtung bedrohen, während ſie ſich der Hoffnung vertrauenvoll überläßt, daß ihr Kaiſer ihre Wünſche alle erhören wird!

Zum Glücke hatte man ſich hierin nicht getäuſcht. Der kaiſerliche Wille hob den Belagerungszuſtand eben ſo ſchnell auf, als er dictirt war und entfernte Den, der ihn dictirt hatte, von dem hohen Poſten, der ihm anvertraut geweſen war. Auf ſeine Stelle wurde Fürſt Karl Liechtenſtein ernannt, ein Name, ſo volksthümlich wie einer, der jede Garantie für die Sicherheit der Bürger in ſich ſchloß.*)

Man kann denken, welche Gefühle die hohen Bewohner der Burg, während dieſer Vorgänge in der Stadt, ergriffen hatten. Erzherzog Ludwig, in welchem ein kalter, ſcharfer Verſtand, ein tiefer Rechtsſinn, vor Allem das gegebene Wort als höchſtes Geſetz in dieſem kritiſchen Augenblicke noch betrachtete, konnte zu keiner Aenderung der Anſicht überredet werden. Männer von Gewicht und Anſehen verſuchten es, ihre Befürchtungen ihm mitzutheilen, um ſie zu dem Ohre des Monarchen zu bringen, allein es blieb vergebens. Das Wort, welches der edle Fürſt, der Sohn, Bruder, Oheim apoſtoliſcher Kaiſer, dem ſterbenden Kaiſer einſt gegeben, an dem herrſchenden Syſteme feſtzuhalten, erſchien ihm heilig und unverbrüchlich. Die Ankunft des Reichspalatins von Ungarn trug zur Entſcheidung bei. Die

*) Fürſt Liechtenſtein lehnte aus Geſundheitsrückſichten die Stelle ab, wie man ſpäter erfuhr.

Zukunft dieſes Landes war von den Forderungen der hohen Magnatentafel abhängig, die ſich erheben hatte, um in Wien perſönlich die Entſcheidung zu erhalten.

Dieſe Entſcheidung ſollte ein glücklicher Zufall ſchnell herbeiführen. S. M. der Kaiſer faßte den Entſchluß, ſich dem Volke zu zeigen. Ein offener Wagen fährt plötzlich im langſamſten Schritte aus der Burg durch die dichtgeſchaarten Volksmaſſen. Man traut ſeinen Augen kaum. In dem Wagen ſitzt der Kaiſer, ihm zur Seite ſein Bruder, ihm gegenüber ſein Neffe. Wie das Volk ſeinen Monarchen erblickt, iſt jedes Mißtrauen verſchwunden. Vertrauen um Vertrauen! ruft jede Bruſt. Man drängt ſich zu dem Wagen; der Erzherzog Franz Karl ergreift die emporgehobenen Hände der Nächſten und drückt ſie herzlich; man will die Pferde ausſpannen, allein es wird verbeten. Ein ununterbrochener Jubel begleitet den Wagen; des Kaiſers Rührung, die den Blicken ſichtbar wird, die Thränen, die des guten, väterlichen Herrn Augen nicht mehr zurückhalten können, erregen die alten Gefühle der Liebe für den Monarchen. Die Rundfahrt durch die Stadt, unter dem Schutze einer noch vor Kurzem ſo wild aufgeregten Volksmenge, übt einen Zauber von unbeſchreiblicher Wirkung.

Der Kaiſer iſt jetzt zurückgekehrt; er hat ſich ſelbſt überzeugt, daß man ihn liebt, daß man noch an die hohe Würde ſeiner Stellung glaubt, daß er ſelbſt, daß ſeine Krone unverletzlich ſind. Sein Befehl ergeht, augenblicklich den Wünſchen der Nation zu genügen, und er unterſchreibt das Manifeſt. Nach wenigen Stunden war es in den Händen Aller. Es lautet:

Wir Ferdinand der Erſte, von Gottes Gnaden Kaiſer von Oeſterreich; König von Hungarn und Böhmen, dieſes Namens der Fünfte, König der Lombardei und Venedigs, von Dalmatien, Croatien, Slavonien, Galizien, Lodomerien und Illyrien; Erzherzog von Oeſterreich; Herzog von Lothringen, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain, Ober- und Nieder-Schleſien; Großfürſt von Siebenbürgen; Markgraf von Mähren; gefürſteter Graf von Habsburg und Tirol ꝛc. ꝛc. haben nunmehr ſolche Verfügungen getroffen, die Wir als zur Erfüllung Unſerer treuen Völker erforderlich erkannten. Die Preßfreiheit iſt durch Meine Erklärung der Aufhebung der Cenſur in derſelben Weiſe gewährt, wie in allen Staaten, wo ſie beſteht. Eine Nationalgarde, errichtet auf den Grundlagen des Beſitzes und der Intelligenz, leiſtet bereits die erſprießlichſten Dienſte. Wegen Einberufung von Abgeordneten aller Provinzial-Stände und der Central-Congregationen des Lombardiſch-Venetianiſchen Königreiches in der möglichſt kurzeſten Friſt mit verſtärkter Vertretung des Bürgerſtandes und unter Berückſichtigung der beſtehenden Provinzial-Verfaſſungen zum Behufe der von Uns beſchloſſenen Conſtitution des Vaterlandes iſt das Nöthige ver-

fügt. Sonach erwarten Wir mit Zuversicht, daß die Gemüther sich beruhigen, die Studien wieder ihren geregelten Fortgang nehmen, die Gewerbe und der friedliche Verkehr sich wieder beleben werden. Dieser Hoffnung vertrauen Wir um so mehr, als Wir Uns heute in Eurer Mitte mit Rührung überzeugt haben, daß die Treue und Anhänglichkeit, die Ihr seit Jahrhunderten Unseren Vorfahren ununterbrochen, und auch Uns bei jeder Gelegenheit bewiesen habet, Euch noch jetzt wie von jeher beseelet. Gegeben in Unserer kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt Wien, den fünfzehnten März im Eintausend achthundert acht und vierzigsten, Unserer Reiche im vierzehnten Jahre.

Ferdinand.

(L. S.)

Karl Graf v. Inzaghi.
Oberster Kanzler.

Franz Freiherr v. Pillersdorff,
Hofkanzler.

Josef Freiherr v. Weingarten,
Hofkanzler.

Nach Sr. k. k. apostol. Majestät
höchst eigenem Befehle:

Peter Ritter v. Salzgeber,
k. k. Hofrath.

Zahlreiche Deputationen verfügten sich in die Burg, um ihren Dank auszudrücken. Der Kaiser erschien, umgeben von mehren Mitgliedern der kaiserlichen Familie, auf dem Balkon der Hofbibliothek am Josephsplatze. Tausendstimmige Freudenrufe erschütterten die Luft. Das „Gott erhalte unsern Kaiser!" schallte erhebend dazwischen.

Während dieser Zeit hatte sich eine andere freudige Bewegung in der Leopoldstadt kund gegeben. Im langen Zuge rollte eine lange Wagenreihe vom Prater her, Husaren auf dem Bocke, junge Leute, in der kleidsamen Tracht Arpad's, zur Seite schreitend; es sind die Ungarn, die nun mitten in unserm Jubel erscheinen. Es ist Kossuth, der kühne Sprecher, Batthyány, der Mann im Rathe, es sind die Teleky, Raday, Palffy, Andrássy, die Magnaten, beseelt von nationalem Stolze, von ritterlichem Geiste, aber auch angeweht von den Strömungen der Zeit, deren Segnungen allen Völkern zu Theil werden sollen. Die Nachrichten aus Wien waren schon zu ihnen gedrungen und die Stimmung, welche sie empfing, sagte es ihnen im ersten Augenblicke, zu welcher herrlichen Entscheidung es gekommen war.

Soll ich jene beschreiben, wie sich das neue, noch vor Kurzem kaum in solchem Umfange geträumte Glück, durch Aeußerungen der Freude kund gab? Diese Aeußerungen geschahen ohne Vorbereitung, ohne Gepränge, sie wiederholten sich hier und dort in stets gleicher Weise und boten dem Auge wenig, dem Herzen viel.

Man geleitete Kossuth in seinen Gasthof, vor welchem eine Ehrenwache aus Bürgern aufgestellt war. Er sprach zum Volke. Zuerst dankte er im Namen seiner Nation und beglückwünschte die Oesterreicher, forderte sie zu brüderlicher Eintracht und Liebe auf, und ermahnte sie durch Muth und Beharrlichkeit sich die höchsten Güter zu erringen, die zum Glücke eines Volkes nothwendig sind. Als der Abend gekommen war, zogen die Studenten, die Deutschen und die Ungarn, von Fakeln begleitet, das lebensgroße Bild des Kaisers vorantragend, mit Musik durch die Straßen, die wieder erleuchtet, mit sinnvollen Emblemen geschmückt und von Leuten aus allen Ständen gefüllt waren. Aus den Fenstern wehten Tücher, fielen Blumen, schallten Rufe. Die Frauen Wiens waren von dem herrlichsten Enthusiasmus beseelt. Eljen! donnerte durch die Luft, Eviva! Hoch! Vivat! Alles durcheinander. Der Italiener ist nicht zu vergessen, die mit der Aufschrift Italia und Unità an allen Ereignissen den thätigsten Antheil genommen hatten und mit den Ungarn und Deutschen fraternisirten.

Als der Zug vor dem Pallaste des Erzherzogs Albrecht und an der Polizeidirektion vorüberkam, wurden Trauermärsche gespielt, zum Andenken an die, welche an diesen Plätzen gefallen.

Mitten unter diese freudig bewegte Volksmenge tritt jetzt ein erschütterndes Bild. Die enge Kärnthnerhorstraße ist überfüllt: Kossuth wohnte hier. Plötzlich entsteht ein Gedränge vom Thore her. Es ist ein nahender Zug, der sich nur mit Mühe Platz macht. Aber was sind das für Leute? Woher kommen diese Jammergestalten? Ein paar hundert Menschen, größtentheils Weiber und Kinder, in Lumpen gehüllt, mit geschwärzten Gesichtern, von abschreckendem Ansehen, werden von Soldaten vorübergeführt. Wißt Ihr wer sie sind? Sie gehören zu den Parias der europäischen Civilisation, zu jenem Proletariate, das man, als man noch in glücklicher Ruhe dahinlebte, den schnöden Spruch: „après nous le déluge“ auf den Lippen, für ein Gespenst erklärte, mit welchem man uns nur

den Genuß verkümmern wollte. Da ſeht Ihr das Geſpenſt! Nur furchtlos darauf losgeſchritten; vernünftige Menſchen, wie Unſereins, müſſen ſich nicht vor Geſpenſtern fürchten! Faßt ſie an, ſie ſind von Fleiſch und Bein, wie wir, ſie ſind Menſchen wie wir, aber ſie hungern.

Aus Hunger haben ſie Gräuel verübt, um ihre Blöße zu decken haben ſie geſtohlen; weil wir ſie nicht unterrichten ließen, ſind ſie roh, weil ſie keine Menſchenliebe bei uns fanden, ſind ſie entartet, weil ſie uns praſſen ſahen, während ſie darbten, ſind ſie verwildert, grauſam, rachſüchtig geworden, und weil ſie uns in ruhigen Zeiten nicht an den Leib konnten, bricht in dem für ſie günſtigen Augenblicke die Verwilderung, die Grauſamkeit, die Rachſucht heftiger hervor. Haltet das Wort zurück, das ſie verdammt; überlaßt es dem Richter allein, das Verbrechen zu beſtrafen. Nicht die ſtärkſten Strafen werden aber das Uebel ausrotten, nicht Geſetze gegen die Anhänger communiſtiſcher Grundſätze, werden helfen. Der Communismus iſt tief begründet in den Gemüthern der Unglücklichen, die zu den Entbehrungen des Nothwendigſten beſtimmt ſind; er braucht nicht erſt gelehrt zu werden. Sie werden Euch zur Theilung, zur unerbittlichen Theilung auffordern, dieſe Legionen Unglücklicher, die auf der ganzen Erde zerſtreut ſind, ja ſie werden weiter gehen, und Euch in's Elend ſtürzen, damit Ihr es auch einmal empfindet, wie ſie es empfunden, wenn Ihr nicht bei Zeiten die milde Hand zum Geben öffnet und Euch loskauft von dem Schickſale, das Euch bedroht. Noch ſind ſie ja mit Worten zu beſiegen, mit Zureden, Verſprechungen. Die Wildeſten wurden noch durch Güte beſänftigt; wir hören es aus dem Munde unſerer bewaffneten Bürger, welche vor die Linien zogen, wo die Gräuel Statt fanden; wir leſen es in allen Blättern, daß gute Worte wirken konnten. Alſo den Obolus bei Zeiten, damit nicht der Pallaſt in Flammen aufgehe; Unterricht, gut bezahlte Arbeit, Sorge, daß dieſe ſtets vorhanden ſei, Abgaben vom Ueberfluſſe, damit Niemand hungre, und damit die Kaſte der Parias verſchwinde, die Schande unſerer ſo hochgerühmten Civiliſation. Niemand der ein Herz hat, ſollte ſich einer guten Stunde freuen können, bis er für dieſen Sieg mit Wort und Schrift gekämpft. Wir wollen es von unſern neuen Geſetzgebern, von den freien

Inſtitutionen des Staats mit Vertrauen erwarten, daß das Proletariat in ſeiner jetzigen furchtbaren Geſtalt verſchwinde. —

Die Preßfreiheit hat bis jetzt Ergießungen mancherlei Art in Vers und Proſa zu Tage gefördert. Dieſem Lallen wird die gewichtigere Rede folgen. Die ausgewanderten Oeſterreicher haben ſie ſchon geübt. Männer, die es unter ihrer Würde fanden, ſich der beſchränkten Einſicht und der Willkühr eines Cenſors zu unterwerfen, werden ſich vernehmen laſſen; der Kaiſerſtaat wird eine Literatur haben, die den Zeitanforderungen entſpricht, während er jetzt „Literaten" beſaß, ein Name, mit welchem man einen Begriff verband, der einen Schriftſteller von einigem gerechten Selbſtgefühle mit Zorn erfüllen konnte.

Das erſte cenſurfreie Blatt, welches aus der Druckerei des Verlegers dieſer Broſchüre hervorging, war dieſes treffliche Lied von Frankl, das er während des Wachtſtehens geſchrieben:

Die Univerſität.

Was kommt heran mit kühnem Gange?
Die Waffe blinkt, die Fahne weht.
Es naht mit hellem Trommelklange
Die Univerſität.

Die Stunde iſt des Lichts gekommen:
Was wir erſehnt, umſonſt erfleht,
Im jungen Herzen iſt's entglommen
Der Univerſität.

Das freie Wort, das ſie gefangen,
Seit Joſeph, arg verhönt, geſchmäht,
Verkümmert ſprengte ſeine Spangen
Die Univerſität.

Zugleich erwacht's mit Lerchenliedern,
Merkt, wie es kühner ſich erhebt!
Und wie die Herzen ſich erwiedern:
Hoch die Univerſität!

Und wendet ihr euch zu den bleichen
Gefallnen Freiheitsopfern, ſeht:
Bezahlt hat mit den erſten Leichen
Die Univerſität.

Doch wird vereinst die Nachwelt blättern,
Im Buche der Geschichte steht
Die hehre That, mit goldnen Lettern:
Die Universität.

Das folgende von Castelli, ist schon von Suppé in Musik gesetzt worden.

Lied für die Nationalgarde.

Auf Brüder! ein Gewehr in die Hand
Und auf den Hut die Kokarde!
Wir sind endlich jetzt eine Nation
Und diese braucht eine Garde.
Die Losung ist: eine bessere Zeit!
Die Parole: Ordnung und Sicherheit.

Wir haben in einem Tage erreicht,
Warum wir gebeten in Jahren.
Die schändlichen Freunde der Finsterniß
Sind alle schon abgefahren.
Die Presse ist frei, das Licht bricht an
Und Oesterreich schließt sich an Deutschland an.

Es leben die Jugendhelden hoch
Die zuerst die Hydra bezwangen.
Die tief ergriffen von deutschem Geist
Uns muthig die Freiheit errangen.
Und floß auch Einiger edles Blut
Ihm danken wir jetzo das höchste Gut.

Es leb' unser Kaiser Ferdinand,
Der unsre Wünsche erfüllet,
Seegt nun ihr Garden der Nation
Daß das Aufruhrsmeer wird gestillet,
Vollendet ist er, der kurze Krieg.
Benützt nun auch auf würdige Weise den Sieg.

Von den Tageblättern enthielt Saphirs Humorist den ersten begeisterten Athemzug nach der Befreiung von dem Drucke der Censur, den wir gleichfalls unter den Beilagen folgen lassen.

* * *

Drei Tage haben wir nun Preßfreiheit und noch bricht die Welt nicht in Trümmer! Die Verwandtschaft der Kartoffel mit dem Nachtschatten und ihr Name Solanum hatte anfänglich die Verbreitung dieser nützlichen Frucht gehindert, und man ging soweit Jahrzehente hindurch ihre Einführung durch eigene Gesetze zu hintertreiben. Jetzt ißt sie alle Welt und bleibt gesund dabei. Auch das bis jetzt in Oesterreich so hoch verpönte Wort „Freiheit" wird von allen Magen, aristokratischen und plebejischen, verdaut werden, ohne daß sie davon Beschwerde empfinden. Es wird die Stände näher bringen und vermischen; beiden wird Vortheil daraus erwachsen. Der Bürger kann von dem Aristokraten im edelsten Sinne des Wortes, lernen, der wahre Edelmann wird von dem rüstigen Geiste des echten Bürgerthums erfrischt und belebt werden. Die Zeit zwingt zu der wärmsten Betheiligung an allgemein menschlichen Interessen und wer dies nicht zu rechter Zeit empfindet, wird dieser Rückständigkeit einen schmerzlichen Tribut zu zahlen haben.

Wir haben den hohen Adel sich in die Reihen unserer bewaffneten Bürgerwehr stellen. Glück auf! der Bäcker ist Hauptmann, der Baron Lieutenant; Ich kenne einen solchen Fall. Es werden sich mehrere finden lassen. Wie konnte man so lange es nicht einsehen wollen, daß alte Institutionen, denen man ihre historische Berechtigung bis zu einem gewissen Grade unangetastet läßt, nicht nach Jahrhunderten einmal eines freien Luftzuges bedürfen, die sie vor morschem Zusammenbrechen schützt? Der Luftzug strömt herbei, laßt ihn hindurchströmen!

Jetzt haben wir gejubelt und geschwärmt; wir haben unsere Todten begraben, die kühn den Tod herausforderten, oder dem verhängnißvollen Zufall erlegen sind. Der nächste Sonntag wird uns zu einem Dankfest am Altare vereinen. Dann werden die ernsten Tage folgen. Die Gesetze werden ins Leben treten, den Zustand der Dinge zu ordnen. Hoffen wir, daß sie Alles bringen, was man erwartet; daß keine Reaktion es wage, das gewonnene Gute zu beeinträchtigen; daß Niemand es wage, wer es auch sei, sich zwischen den Kaiser und das Volk zu drängen, das seinen Herrscher liebt und ihm aus vollem Herzen mit Gut und Blut ergeben ist.

Wir werden das schöne Schauspiel erleben, Männer des Volkes, Männer aus den höchsten Ständen mit Männern aus dem Bürgerstande, in gemeinsamer Kraft, in freiwilliger Aufopferung, das Wohl

des Volkes berathen zu ſehen. Die Pflicht der Preſſe wird es ſein, ihre Organe dieſen Beſtrebungen zu widmen, und unbeſtechlich den Ruhm zu erhöhen, das Verdienſt zu wägen, die Schmach zu verkünden.

In allen deutſchen Gauen Ein Volk mit gleichen Rechten!

Oeſterreich, der mächtige Kaiſerſtaat, iſt nun für Deutſchland gewonnen, und was der edle Fürſt vor Jahren einſt am Rhein geſprochen, die Worte, welche tauſend Zungen nachtönten, ſie ſind nun ſchon für Oeſterreich zur unerſchütterlichen Wahrheit geworden. Wir erwarten, daß ſie für Preußen es bald werden.

„Mein Oeſterreich! kein Preußen! ein einiges großes Deutſchland!“

So ſprach Johann; der Kaiſer hat den Worten ſeines hohen Oheims den mächtigen Herrſcherwillen aufgedrückt.

Es leben die konſtitutionellen Fürſten! Es lebe das konſtitutionelle Deutſchland!

Seine weiten Marken dehnen ſich vom Niemen und den Karpathen, vom deutſchen Meere und der Oſtſee bis an den Rhein und die Apenninen. In Einigkeit feſt, wird es dieſe Marken zu behaupten wiſſen!

* * *

Schlußbemerkung.

Eine Aeußerung auf S. 9 bedarf einer Erörterung. Abgeſehen davon, daß ſie ſich ſpeciell auf ein mit Hohn angriffenes Wort bezieht, ſo kann das, was in Wien ſich zutrug, nicht mit „Revolution“ bezeichnet werden. Der Umſturz eines morſchen politiſchen Syſtems iſt keine Staatsumwälzung; und was von dem Volke mit Ungeſtüm verlangt wurde, war nie und nimmer auf Umſturz des Thrones gerichtet.

Anhang.

Beilage Nr. 1

Der erste Frühlingsstrahl der Preßfreiheit.

Von M. G. Saphir.

(Aus dem Humoristen)

Drei Tage, inhaltsreicher als drei Jahrhunderte, sind an uns vorübergezogen, und reihen sich in die Blätter des Weltenruhmes ein als glorreiche Denkmäler eines hochherzigen, kräftigen und edlen Volkes! Preßfreiheit! Was gestern kaum noch Ahnung war, ist heute Wahrheit, morgen Geschichte! Aus Herz und Sinn, aus allen meinen glühenden, kochenden Adern schießt ein Jubelstrahl hervor! Ich kann kaum sprechen, bloß stammeln in inniger Freude, alle meine Empfindungen gehen in einem Meere von Entzückungen auseinander, und in seinen Wogen ringen Gefühle und Worte nach einem festen Boden! Preßfreiheit! Heil und Dank Seiner Majestät unserm vielgeliebten Kaiser: Heil den edlen, gesinnungsreichen und thatkräftigen, hochherzigen Bürgern Wiens; Heil und Gruß den studirenden Jünglingen Wiens; sie sind die Verkünder des geistigen Frühlings, die strahlenden Vorboten der Morgenröthe der Freiheit; sie die Sieger durch Geist, Gedanke, Wort und That! Heil Ihnen! Heil der Hochschule, Heil den Lehrern dieser Hochschule! Dank den Männern der Wissenschaft, Dank den thatkräftigen Rechtsgelehrten unserer Stadt! Heil und Segen dem großartigen Sinne der Bewohner Wiens; Heil und Segen ihrer unerschütterlichen Consequenz; Heil und Segen ihrem ruhmstrahlenden Sinne für Ruhe, Sicherheit und öffentliche Wohlfahrt! Preßfreiheit! Erste, einzige, unerläßliche Garantie der Völker! Sei mir gegrüßt! Laß Dich bräutlich umarmen, denn ich bin jung; die Nacht zwischen gestern und heute liegt hinter uns! Zwischen heut' und morgen aber soll keine Nacht mehr liegen! Preßfreiheit. Edle Bewohner Wiens! Die Schrift-

ſtellerei Wiens wird beweiſen, daß ſie des Geſchenkes der Preßfreiheit werth und würdig! Es muß die Aufgabe der beſſeren Literatur ſein, zu beweiſen, daß ſie die „Preßfreiheit“ nicht als Fackel will, ſondern als Leuchte, nicht als Zunder, ſondern als Balſam, nicht als Waffe, ſondern als Schild, als ehernen Schild vor allen Intereſſen der ſocialen Geſittung und der geſetzlichen Ordnung! Wenn die Journaliſtik ſich bis jetzt nicht durchaus und nicht immer die Achtung der Reſidenz erworben hat, ſo lag die Schuld an den Umſtänden, an dem Umſtande, daß die Cenſur bisher die Journaliſtik auf ein kleines, fades Gebiet eingepferchet hat; weil der Journaliſtik erſt die Kraft gebrochen wurde, dann der Wille, und endlich auch die Luſt zum Verſuche, ein höheres Intereſſe zu beſprechen, als jene der unterſten Schichte der Litaratur; der allernutzloſeſten, der widerlichſten, der entnervendſten: Theater-, Ball- und Redouten-Rezenſion! Die Zeit bringt ihr Bedürfniß hervor, wie ſie die Menſchen hervorbringt, deren ſie bedarf. Nicht langer Vorſchule bedarf das wahre Talent! Sprang nicht die glänzende That der letzten Errungenſchaften auf einmal, wie die göttliche Minerva aus dem Einheitsgedanken der Vollbringer? So wird die „Preßfreiheit“ auch ihre Helden ſich ſelber erzeugen! Die Literatur Oeſterreichs wird zeigen, daß ſie in die Reihen der geiſtigen Krieger-Teutſchlands ebenbürtig und ſtahlgerüſtet einſchreiten kann! Die Journaliſtik Wiens wird die Preßfreiheit gebrauchen mit dem Geiſte weiſer Mäßigkeit, mit dem Geiſte loyaler Hingebung an das hohe Kaiſerhaus, mit dem Geiſte, der jedes Uebergreifen von ſich weiſ't. Die Journaliſtik Wiens wird beweiſen, daß die „Preßfreiheit“ ſehr vereinbar iſt mit dem Odem des geſetzlichen Lebens; ſie wird es verſchmähen, ſich in kleinliche Intereſſen zu verſplittern; ſie wird den ihr anvertrauten Boden bearbeiten redlich und ehrlich, Jeder nach ſeinen Kräften, aber ihre unwandelbare Deviſe ſoll ſein: Die Sache des Rechtes und der Wahrheit zu verfechten mit blanker aber nicht heimtückiſcher Waffe; Achtung der Sitte und Reinheit in Bild, Wort und Schrift; und endlich ewige Verdammniß der Feder, welche irgend eine Privatperſon, die nicht vor das Forum der Oeffentlichkeit gehört, an Ehre, Ruf und perſönlicher Sicherheit im Entfernteſten beleidigt. Die Ehre der Privatperſonen muß der Preſſe heilig ſein, dies iſt das oberſte Grundgeſetz derſelben. Die dringendſte, heiligſte Pflicht eines jeden einzelnen Wohlgeſinnten iſt es in dieſem Augenblicke, die öffentliche Ruhe, die Ordnung, der Unantaſtbarkeit des Privat-Eigenthums mit aller Anſtrengung und Aufopferung aufrecht zu erhalten. Die Augen Europa's ſind auf uns gerichtet, und es ſoll der reine Hermelin unſeres Triumphes auch nicht vom kleinſten Makel verdunkelt werden! Die Zeit drängt, ich muß ſchließen. Dieſe Worte ſind in flüchtigſter Eile, in der fieberhafteſten Aufregung geſchrieben, mögen meine theueren Leſer das Bischen Gute, das ſie enthalten, mit Liebe aufnehmen, und das etwa Flüchtige und noch Unklare vergeben! Unſer

Wille iſt gut! Und vielleicht wird Gott zum Willen auch die Kraft gewähren!

Wien, in der Nacht vom 14. auf den 15. März 1848.

Beilage Nr. 2

Dank des Magiſtrats.

Hoch lebe unſer conſtitutioneller Kaiſer! Hoch! Hoch! Hoch!

Zum Himmel dringe unſer Jubel, und der Allmächtige, welcher di Schickſale der Völker lenket, vernehme unſere inbrünſtigſten Gebete: daß er lan ge erhalte unſern gütigen Vater: daß er ſegne die Regierung, getragen von de Liebe eines treuen Volkes, welches Blut und Leben für ſeinen großherzige Kaiſer, für ſeine Freiheit gegeben, und allen Stürmen der Zeit trotzen wird.

Euere Majeſtät! Wir Oeſterreicher werden beweiſen, daß wir de Freiheit würdig ſind; wir werden es beweiſen in dem feſten Verbande mit alle unſeren Brüdern, welches Stammes und welcher Sprache ſie ſind; wir werde es beweiſen Angeſichts von Europa, welches nun in uns einen Fels erkenne wird gegen jeden Feind der Intelligenz und Selbſtſtändigkeit.

Euere Majeſtät! Wir getreuen Bürger beugen unſere Knie vo unſerem in neuem Glanze thronenden Kaiſer Ferdinand.

Der Magiſtrat und Bürgerausſchuß
der Stadt Wien.

Beilage Nr.

Bürger von Wien!

Das Volk hat geſtern lang unterdrückte Wünſche laut werde laſſen, und Ihr wißt Alle, wie darauf geantwortet wurde! — Bür ger und Freunde! Von heute an haben wir eine ſolche Ant wort nicht mehr zu fürchten, um ſo mehr ſtehen unſere Wünſche a der Pforte der Erfüllung! Laſſen wir ſie da nicht ſtehen! Welche Hin derniſſe uns auch noch entgegen treten mögen, das Recht und die Zei iſt für uns! — Wir dürfen nur wollen, und wir werden ha ben! — Aber wir müſſen wiſſen, was wir wollen! — Hört de Grund dafür! — Man ſagt vor Allem muß Ordnung und Sicherhe ſein; aber ich frage, wodurch wollt Ihr dieſe herſtellen? Wieder dure Waffengewalt, wie es geſtern verſucht wurde!? — Man hat ei Wirkung geſehen! — Alſo wodurch? — Antwort: Nur durch Ei nigkeit! — Aber ich frage weiter: Wodurch wollt Ihr die Einig keit begründen? — Antwort: nur dadurch — daß Alle in dem, wa

ſie wollen, übereinſtimmen. Soll man aber darin übereinſtimmen, ſo muß man wiſſen, was man will' — die Punkte in denen ſich die Wünſche Aller vereinigen, müſſen auch Allen bekannt, müſſen die Fahne ſein, um welche ſich alle wahren Freunde des Volks und des öffentlichen Wohls ſammeln können! Mitbürger! Es kann über dieſe Punkte kein Zweifel ſein! Wir haben ſo viele Jahre lang erfahren, was uns fehlt was uns drückt — das genügt, um zu wiſſen, was uns jetzt Noth thut! — — Es thut uns aber Noth vor Allem, „Freiheit der Preſſe," damit die guten Bürger ihre Beſchwerden und Wünſche offen ausſprechen können, und keiner Aufſtände dazu bedürfen! — Ihr wißt, daß bereits nicht nur dieſer erſte Punkt, ſondern auch die ſo dringende, nöthige allgemeine Bewaffnung uns zugeſtanden iſt, durch Errichtung einer Nationalgarde unter dem ſo hochgeachteten Grafen Hensé!

Indem wir dieß mit dem freudigſten Danke annehmen kann es uns doch nur eine Aufforderung ſein, weiter zu gehen zu dem, was nicht minder Noth thut, und eben ſo allgemeiner Wunſch iſt, — das iſt eine billiger und gleichmäßiger vertheilte Beſteuerung; und die Hauptſache hiebei: öffentliche Rechenſchaft über die Verwendung der Abgaben, alſo Verantwortlichkeit auch der höchſten Staatsbeamten!

Eine ſolche Verantwortlichkeit der Beamten vor dem Volk kann aber nicht ſtatt finden, wenn nicht das Volks wirklich vertreten, iſt, durch erwählte Männer aus ſeiner Mitte, welche öffentlich die allgemeinen Intereſſen ſchützen und fördern! — Alſo eine allgemeine, wahre und öffentliche Volksvertretung, keine gebeimen Stände! —

Bürger! Damit ſind die Fundamente für Erfüllung aller andern gerechten Wünſche des Volkes gegeben. — Haben wir wahrhaft volksthümliche Vertreter, ſo werden dieſelben nicht ermangeln, ſofort auf Verminderung des ſtehenden Heeres in Friedenszeiten, ſo wie auf Verminderung der übermäßigen Auslagen dafür zu dringen! — Dieſelben werden nachdrücklich wirken für Verbeſſerung des Gerichtsweſens, für Freiheit des Glaubens — für Hebung des öffentlichen Unterrichts, der Gewerbe und des Handels, ſo wie für alle andern zeitgemäßen Bedürfniſſe des Volkes! —

Bürger! Hüten wir uns, daß wir nicht zu viel verlangen und nichts Unzeitiges! Aber laſſen wir nicht Tage der Erfüllung vorübergehen, welche oft in einem halben Jahrhundert nicht wieder zurückkehren! Fordern wir nur, was unſere deutſchen Brüder ſchon lange beſitzen, und aufs Neue ſich errungen haben! Wir ſind nicht weniger werth' als ſie: denn wir ſind nicht weniger treu und wohlgeſinnt! — Aus dieſer treuen und guten Geſinnung Aller laßt uns zuerſt unſer Recht ſchöpfen und feſtſtellen; in dem klaren und allgemein anerkannten Recht, laßt uns die Einigkeit ſuchen, in der Einigkeit die wahre Ordnung und Sicherheit! — Ich wiederhole

dieß, indem ich sage: Hoch lebe unser guter Kaiser! Hoch lebe unser gutes Recht! es lebe die gute Macht der Einigkeit, die beste und einzige — wodurch eine wahre Ordnung und Sicherheit hergestellt und für immer befestigt werden kann! Weg mit allen Feinden des Volks, des Rechts, der Eintracht und Ordnung! Ein Hoch aber Jedem, der es treu meint mit dem Wohl des Vaterlandes!

Beilage Nro. 4

Wackere Mitbürger des großen herrlichen Oesterreichs!

Neben dem Panier des Rechtes, dem Throne Oesterreichs stets heilig, hatte ein Mann, der zum Glücke keinem österreichischen Stamme entsprossen war, nur zu lange ein System gepflanzt, das mit feierlichem, im Angesichte von Europa gegebenen Worte eben so spielte, wie mit dem unter vier Augen gegebenen, das uns 900 Millionen (zu 5%) Schulden aufbürdete, damit die französische Republik und die ihm entsprossene Soldatenherrschaft untergehe, (sie, die wir jetzt viel schlagfertiger vor uns stehen sehen, als damals, wo wir keine Schulden hatten!! —) ein System, sage ich, das überall, wo es sich festsetzen wollte, Schmach erntete, und unsere Ehre im Auslande fast auf den Nullpunkt herabsetzte, das Karl X. zur eigenmächtigen Aufhebung der, mit der Nation gemeinschaftlich gegebenen Gesetze verleitete, und dadurch seinen Untergang bereitete, das Dom Miguel und Dom Carlos unterstützte, bis beide, die durch Blut und Leichen des Thrones werth seyn wollten, aus ihrem Vaterlande, das sie von ihrer Wiege an freundlich gepflegt hatte, stoben; ein System, das Holland gegen das gedrückte Belgien unterstützte, bis dieses frei das Haupt erhob, das im südlichen Italien die feierlich beschworene Verfassung vernichten machte, die diese sich erst jetzt wieder herstellte; das den Sonderbund in der Schweiz, wenn nicht bildete, so doch unterstützte, ihn, der ein abscheulicher Bruch des schweizerischen Bundes war, und eben deßwegen so schnell auseinanderstob, das, außer in ganz Oesterreich, in ganz Italien und Deutschland, wo doch seit 33 Jahren der die Preßfreiheit feierlichst in der Bundesakte versprochen war, statt ihn wohlthätig zu lenken, den Geistesflug hemmte, diesen ewigen Herrn der Materie, gerade der Materie unterordnen wollte, und dadurch eben so verfuhr, wie der Maschinenbesitzer, der den Dampf im Kessel, statt ihm nützliche Arbeit zu verschaffen, sperrt und sperrt, bis er plötzlich zerplatzt, und Tod und Verderben um sich schleudert; das unsern Brüdern in Ungarn die feierlich beschworene Verfassung jahrelang suspendirte, und selbst in neuerer Zeit nicht zur vollen Wirksamkeit kommen ließ, ein System, das wegen seiner wortbrüchigen Grundlage allgemeines Mißtrauen erzeugte, den Staatskredit

für die Lage der Gefahr faſt ganz vernichtete; ein Syſtem, das, weil es — zu unſerer hohen Ehre ſey es geſagt! — im Inlande keinen öffentlichen Vertheidiger fand, ſich zu wiederholten Malen aus dem Auslande Männer verſchrieb, die ihre Federn verliehen, dergleichen Wortbruch zu vertheidigen: ein Syſtem, das Haß zwiſchen den Nationalitäten nährte, die uns natürliche, freudige Bruderliebe nicht zum Durchbruche kommen ließ; kurz ein Syſtem, das eben, weil es den Wortbruch nicht ſcheute, weil es die Zierde männlicher Kraft, nämlich Herr des erſt zu gebenden, aber Sklave des einmal gegebenen Wortes zu ſeyn, nicht achtete, überall vom Unheile war!

Dieſer, fremden Landen entſproßene Mann*), wackere Mitbürger hatte ſein verderbliches Syſtem auf die Spitze getrieben, daß er Spitzen des uns liebenden und nur durch deſſen Autorität ſchlecht berathenen Kaiſerhauſes auf den Poſten ſtellte, wo ſie die tödtlichen Waffen gegen uns zu kehren in der Lage waren, und ſo die Gefahr herbeiführte, das ſchöne Band, das ſeit Jahrhunderten in Tagen der Freude und in Tagen der Gefahr uns Alle um das Kaiſerhaus friſch und munter ſchaarte, zu lockern. Bis hierher und nicht weiter, ſprach des Kaiſers nun aufgeklärter Blick, ſprach ſein warm für uns ſchlagendes Herz, und nieder fiel der Mann der Fremde, nieder ſein Syſtem des Wortbruches, nieder ſein Syſtem der Knechtung der Geiſter und Herzen, die ohne Unterſchied der Nationalität alle freudig für Vaterland und Thron, für Recht, Freiheit und Ordnung ſchlagen. Bereits iſt den Worten der Bundesakte, daß wir keine Cenſur haben ſollen, Folge gegeben, es wird dies fortan eine Wahrheit, keine Täuſchung mehr ſeyn, das Panier des Rechtes, das immer vom Throne wehte, wird nicht mehr durchlöchert werden! An Bürger, unter die ich freudig die wackern Söhne unſerer alt ehrwürdigen Univerſität rechne, die den Ruhm ihrer Mutter männlich und thatkräftig bewahren, ſind Waffen und Wachpoſten, ſo wie die Patrouillen anvertraut, und freudig klopft einem Jeden das Herz beim Anblicke der alten Fahnen, die aus der Univerſität und aus dem bürgerlichen Zeughauſe hervorgeholt ſind, um den alten Ruhm der biederen Wiener, wacker verdient auf Wiens Mauern gegen Türken und Franzoſen, wieder den friſchen Frühlingslüften zu vertrauen; kurz, eine Nationalgarde iſt uns bewilligt. Beide dieſe Inſtitute, Freiheit von der knechtenden Cenſur nämlich und Nationalgarde ſind die wackeren Grundfeſten, auf denen das Gebäude des friſcheren Syſtems wird errichtet werden, und in welchem die Erfüllung des weiteren kaiſerlichen Wortes, daß wir eine Conſtitution des Vaterlandes haben werden, gewiß in dem Sinne

*) Metternich war ein Deutſcher, alſo kein Fremdling in Oeſterreich, wenn auch kein Oeſterreicher. Es wird lange währen, bis ſich dieſer provinzielle Egoismus verliert. Als gebornen Koblenzer ſteckte ihm ſeine Diplomatie nicht im Blute, denn die draußen am Rhein ſind die harmloſeſten, biederſten, aufgeweckteſten Deutſchen, und werden hierin von denen an der Donau nicht übertroffen. A. L.

Platz greifen wird, wie es die andern Staaten Deutschlands schon vor so langer Zeit aufgefaßt haben! Was bisher geschah, wird Alles offenbar werdyn! es wird — ich kann es freudig sagen! — viel Gutes zum Vorscheine kommen, aber auch, wie überall unter der Sonne, und besonders unter einem so verkehrten Systeme, viel Verkehrtes. Nehmen wir das Letztere mit männlichem Ernste auf, und fassen wir den Muth, ihm mit Ruhe und Ueberlegung ins Gesicht zu sehen, seyen wir gewiß, daß die Vorsehung, die dieses Reich groß bildete, und ihm eine herrliche Bestimmung zuwies, uns die Kraft geben wird, diese herben Wunden zu heilen.

Seien wir einig und fest dem Auslande gegenüber, wie im Innern, reichen wir allen Nationalitäten brüderlichst die Hände, damit nicht ein Zoll breit Landes dem Throne entgehe, zeigen wir der Welt, daß Oesterreich stark seyn kann, wenn es *nur will*, halten wir auch fest mit unsern deutschen Brüdern, uns mit Hab und Gut für sie und unsere Unabhängigkeit stellend, damit weder von Ost noch West uns eine Gefahr drohe. Es wird uns alles dieses trefflich gelingen, wenn wir zugleich das Eine Band fester und fester knüpfen, das uns bisher Alle zusammenhielt, ich meine: „*Die treue Liebe zu unserem angestammten Throne*," der die Bedürfnisse der Zeit erkannt hat, und sie zu befriedigen eben so fest bestrebt seyn wird, wie er bisher wacker die Richtung des Rechtes und des dem letzteren von einem Fremdlinge beigegebenen politischen Systems verfolgte!

Freiheit! Ordnung! Gerechtigkeit! Liebe zu Fürst und Vaterland! seyen die Losungsworte der Bürgergarde, wie jedes Mitbürgers, und es werden gewiß die Geschwirre, die des entflohenen Mannes verkehrtes System zur Reife brachte, baldigst zu heilen beginnen, was wir alle brüderlichst uns wünschen.

Wien, den 14. März 1848, im Augenblicke nach der Verkündigung der Censurfreiheit.

Beilage Nr. 5

Die Studenten beim Leichenbegängnisse.

der

Tapfern.

Den Studirenden Wiens gewidmet von

M. G. Saphir.

Die Fahne gesenkt und die Trommel gedämpft;
So folgen wir traurig der Bahre,
In welcher sie ruhen, die siegreich gekämpft,

In Fülle und Blüte der Jahre:
Sie fielen als Sieger, sie fielen mit Lust,
Die Wunden sind alle an Stirne und Brust!

Sie haben gestreut die üppige Saat,
Doch sahen die Saat sie nicht sprossen!
Sie haben gedüngt sie mit Kraft und mit That,
Sie haben mit Blut sie begossen:
Als aber die Schnittzeit, die glückliche, war,
Da lagen als Garben sie selbst auf der Bahr!

Sie lagen zerstreut an Mauer und Wand,
Sie lagen zerstreut in den Straßen,
Die Waffen noch krampfhaft in sterbender Hand,
Sie wollten im Tod' sie nicht lassen,
Ihr brechendes Auge sprach als Testament:
„Wir legen die Vollstreckung in Eu're Händ!

Wir hab'n's vollstreckt auch mit Ehre und Pflicht,
Wir haben's vollstreckt nach Gewissen:
Und sahen sie, ach! die Vollstreckung auch nicht,
So werden sie's jetzt doch schon wissen:
Sie wissen's und lächeln, ihr seliger Blick
Verklärt jetzt die Stätte des Todes umkreis't!

So öffnet die Erde und senkt sie hinab,
Wir wollen die Zahl nicht erheben,
Sie liegen als Eins in dem rühmlichen Grab',
Sie standen als Eins auch im Leben!
Sie fochten als Eins und sie fielen dafür,
Sie zogen vereint in ihr Himmels-Quartier!

Die Fahne gesenkt und die Trommel gedämpft!
Bei Fuß die Flint' und Muskete!
Und wer für die Freiheit gesprochen, gekämpft,
Der knie nun nieder und bete:
O, wohnet in Frieden und wandelt im Licht',
Wo Lorbeer und Palme die Krone Euch flicht!

* * *

Deutſcher

Heldenſaal und Ehrentempel.

herausgegeben

von

August Lewald.

Gera und Leipzig,
Heinſius'ſche Buchhandlung.
1851.

Bonifacius,

Apostel der Deutschen.

Unter dem fortwährenden Sturm und Andrang der deutschen Völkerwanderung gegen das römische Reich hatten sich die Kaiser genöthigt gesehen, ihre Kriegsheere aus den äußersten Provinzen mehr und mehr nach Italien zurück zu ziehen. Im ersten Viertel des fünften Jahrhunderts nach Christus gaben sie auch Britannien auf, und überließen diese Insel ihrem Schicksale. Da drangen die bisher schon schwer zurückgehaltenen Picten und Scoten aus den nördlichen Gebirgen des Landes immer ungestümer ein; so daß die Bewohner des heutigen Englands sich nicht mehr zu helfen wußten, und die Sachsen aus dem Holsteinischen zu Hülfe riefen. Diese Retter aber unterjochten bald selbst das Land unter hartem Widerstande der einwohnenden Briten. Sie riefen immer neue Schaaren ihrer Landsleute herüber, und bildeten nach und nach sieben sächsische Königreiche neben einander. Mit den eingewanderten Sachsen verbreiteten sich in Britannien neue, deutsche Sitten und Gewohnheiten, neue Rechte und Gesetze, neue Sprache und Verfassung. Das Christenthum aber, das hier und in Irland schon sehr früh eingeführt worden war, zog sich vor dem Andrange der heidnischen Sachsen nach Wales und in die Gebirge Northumberlands zurück.

Hier und in Irland erhielt sich das ursprüngliche Christenthum in sehr einfacher Gestalt, ohne kirchlichen Prunk, aber mit lebendiger Frömmigkeit, und auch unter den Picten in

Schottland fand es Bekenner. Zwischen den zurückgedrängten Briten und den angelsächsischen Eroberern war aber der Haß zu frisch, die Feindseligkeit zu lebhaft, als daß diese heidnischen Deutschen das Christenthum von den unterdrückten Einwohnern hätten annehmen mögen. Erst gegen Ende des sechsten Jahrhunderts, bei Gelegenheit der Vermählung eines der sieben angelsächsischen Könige, Ethelberts, nämlich Königs von Kent, mit einer fränkischen Fürstin, geschah von Seite des Pabstes Gregor des Großen ein entscheidender Schritt zur Bekehrung der Sachsen in England. Vierzig Benedictiner gingen über den Kanal, und verkündigten dem Volke Christus und den Pabst Gregor. Bruder Auguſtin an ihrer Spitze ward zum Erzbischof von Canterbury eingesetzt. Von Kent aus verbreitete sich allmählich das Christenthum in den übrigen sechs Königreichen, und neben der altbritischen christlichen Kirche bildete sich die römisch-katholische aus.

Nicht gar ein Jahrhundert später, im Jahre 680, wurde zu Kirton, einem Städtchen der Grafschaft Devonshire, in einer vornehmen adlichen angelsächsischen Familie Winfried geboren. Schon in seinem sechsten Jahre wurde der kräftige Knabe in die Klosterschule zu Exceſter gegeben. Eine lebhafte Wißbegierde zeichnete ihn aus, und bald entwickelte sich auch ein beharrlicher Fleiß. Wolfard, der Abt des Klosters, nahm sich persönlich eines so vielversprechenden Kindes an.

Das Christenthum trieb hier noch in erster, frischer Saat, und die es anbauten, die Geistlichen, standen in großem Ansehen und Einfluß bei dem Volke. Ausgezeichnet durch Tugenden und gute Sitten, pflegten sie neben dem Kirchenthume auch die Wissenschaften, die bisher, besonders in den irländischen Klöstern, fortwährend eine stille Zuflucht gehabt hatten. Selbst unter den häufigen Fehden zwischen den sieben Königreichen nahm die Bildung der Geistlichen und selbst des Volkes einen ruhigen Fortgang, und gewann auf dieser Insel bald einen höhern Aufschwung, als in Italien und Frankreich.

In dieser bildenden Umgebung vernahm der junge Winfried die ersten Erzählungen von jenen heldenmüthigen Priestern, die ihr Vaterland und die Stille des Klosters verlassen hatten, um den heidnischen Völkerschaften den irdischen Segen und die ewigen Hoffnungen des Christenthums zu bringen. — Was konnte Herz und Einbildungskraft eines edeln Knaben in jener

frommen Zeit mehr erwecken und lebhafter beſchäftigen, als ſolche Erzählungen von einem prieſterlichen Heldenthume? Winfried faßte früh und tief den Gedanken eines ähnlichen Berufs, und ein Vorgefühl ſeiner apoſtoliſchen Beſtimmung überkam ihn. Aber nicht bloß ſeine jugendlichen Träume waren dahin gerichtet: ſein ſtetes Beſtreben ging auf dieſes Ziel hinaus; denn er lag unermüdlich den Studien ob, die ihn zu ſolchem Beruf erforderlich dünkten. Und bald ſollte er auch Gelegenheit finden, die einem Miſſionar noch unentbehrlichere Beharrlichkeit zu üben. Um nämlich in eine höhere Bildungsanſtalt überzugehen, mußte Winfried ſeinem Vater die Abſichten entdecken, um derentwillen er eben eine höhere Bildung ſuchte. Der Vater aber hatte mit dem Jünglinge ganz andere Dinge vor, und bemühte ſich, den Sohn für einen weltlichen Beruf zu gewinnen. Dieſer Widerſpruch, den Winfried an dem väterlichen Willen fand, erweckte ihm den erſten Kampf ſeines Lebens. Er beſtand ihn glücklich: durch keine Vorſtellungen und Verſprechungen, durch keine Mahnung und Drohung ließ er ſich von dem hohen Gedanken abbringen, der ſein Herz durchglühte. Der Vater gab endlich nach, und Winfried bezog die höhere Schule im Benedictinerkloſter zu Nuscella in der Grafſchaft Southampton. Hier trieb er Sprachlehre, Dichtkunſt und beſonders theologiſche Studien. Mit dem lebhafteſten Eifer lag er der heiligen Schrift ob, die er mit gläubiger Seele durchdrang, und in ſich aufnahm. Sein Eifer und Muth wuchs an den hohen Lehren empor, die er als Offenbarung der Gottheit unter den Heiden verbreiten wollte. Mit dieſen Studien verband er die Uebungen der Selbſtbeherrſchung, der Enthaltſamkeit und der thätigen Liebe. Seine Stärke in der Schrift gewann dem Jüngling den erſten Ruf; indem aus andern Klöſtern Mönche nach Nuscella kamen, nur um ſich von Winfried über bibliſche Fragen belehren zu laſſen. —

Unter dieſen Vorübungen des Geiſtes und der Seele erreichte Winfried ſein dreißigſtes Jahr, und erhielt die Prieſterweihe mit dem Ordensnamen **Bonifacius**. Mit der Salbung dieſes zum **Wohlthun** berufenden Namens beſtieg er nun auch die Kanzel, um jene Beredtſamkeit zu üben, die als das Schwert eines apoſtoliſchen Helden anzuſehen iſt, mit dem er das Heidenthum wilder Völkerſtämme beſiegen ſoll. Unter dieſen Waffenübungen des Prieſters ſtellte ſich ihm aber eine

Verlockung entgegen, die um so verführerischer war, als sie aus seiner eignen Tüchtigkeit hervorging, und allen Reiz des Ehrgeizes hatte, der auf junge Männer so heftig wirkt, und wirklich auch eher Lob als Tadel verdient. Im westlichen England erhob sich nämlich in Kirchensachen ein bedeutender Streit, zu dessen Beilegung man eine Synode — eine engere Kirchenversammlung — berief. Die Sache sollte dem Erzbischof von Canterbury vorgelegt werden, und man suchte nach einem hierzu tüchtigen Manne. Die angesehensten Aebte erklärten sich für den Mönch Bonifacius. Dieser entledigte sich auch des Auftrags mit so viel Geschicklichkeit, daß er den Beifall der geistlichen und weltlichen Stände und selbst die Zufriedenheit des Königs Ina fand. Er wurde seitdem bei ähnlichen kirchlichen Versammlungen und Angelegenheiten wiederholt gebraucht. Allerdings gewann Bonifacius hierbei eine ihm später sehr nützliche Uebung und Geschicklichkeit für kirchliche Geschäfte; statt aber in diesem Beruf eine glänzende Laufbahn kirchlicher Wirksamkeit und Ehren in seinem Vaterlande zu erblicken, ward unter solchen zerstreuenden Geschäften der apostolische Drang, der ihn fernhin unter heidnische Völker trieb, nur desto lauter in seinem Innern. Er entdeckte sich endlich seinem Abte, und obgleich dieser höchst ungern einen so tüchtigen Lehrer der Klosterschule und eine solche Zierde seines Klosters verlor, so erkannte er doch, als sein Zuspruch keinen Eingang fand, die höhere Bestimmung des jungen Mannes, und entließ ihn endlich mit seinem Segen unter den frommen Wünschen der übrigen Klosterbrüder.

Es war im Jahre 715, als Bonifacius, in Begleitung einiger Mönche, sein Vaterland verließ. Er schiffte sich in London ein, und gelangte glücklich nach Friesland. Die Friesen, ein deutscher Volksstamm, bewohnten die Seeküste von der Schelde bis an die Elbe und Eider nebst den vorliegenden Inseln. Ihr König Radbot hatte seinen Sitz auf Helgoland. Auch unter den nach England übergesiedelten Stämmen waren Friesen.

Eine zweifache Sehnsucht lebte im Gemüthe der Angelsachsen: ein Drang nach der alten Heimath ihrer nach England übergesiedelten Väter, und eine fromme Begeisterung, das kostbarste Gut, das ihnen in der neueroberten Heimath

zu Theil geworden war, das Christenthum nämlich, in die noch glaubensfinstern Länder ihrer Abstammung überzutragen. Die Enkel jener ausgewanderten Schaaren fühlten sich, so zu sagen, getrieben, das noch rückständige Abzugsgeld ihrer Vorväter in einem unschätzbaren Betrage zu entrichten. Daher die vielen frommen Prediger des Evangeliums, die vor und nach Bonifazius, von unwiderstehlichem Verlangen getrieben, als Heidenbekehrer nach Norddeutschland kamen.

Gerade nach Friesland lockte den Mönch Bonifacius besonders auch der berühmte Name Willibrowd's, des dortigen Missionars, unter dessen Leitung er seinen großen Beruf antreten wollte. Hier gerieth er aber in kriegerische Unruhen. Radbot, der heidnische König von Friesland, benutzte zur Wiedereroberung seiner früher an die fränkische Monarchie verlorenen Provinzen die gute Gelegenheit, da die Franken innerlich uneinig waren. Es gelang ihm, den Hausmaier (Herzog-Minister) der Frankenkönige, den nachmals so berühmten Karl Martell, auf's Haupt zu schlagen, und die verlorenen Provinzen wieder an sich zu reißen. In diesen Ländern war unter fränkischer Herrschaft das Christenthum eingeführt worden. König Radbot suchte es wieder auszutilgen, verfolgte mit Härte die Prediger desselben, und stellte sein geliebtes Heidenthum wieder her. So ward auch der junge Missionar Bonifacius vertrieben. Er kehrte von seinem ersten verunglückten Unternehmen bald wieder nach England zurück.

Hätte ihn, außer diesem abschreckenden Mißlingen noch eine hinzukommende Verlockung von seinem Beruf abwendig machen können: so war es die Würde als Abt seines Klosters, die man ihm nach dem bald auf seine Rückkehr erfolgten Tode Winberts, auf schmeichelhafte Weise antrug. Aber er lehnte sie ab, und schlug einen andern Bruder für dieselbe vor. Unentmuthigt, unverleidet, wie er seine große Lebensaufgabe fest vor Augen hielt, sah er doch ein, daß er zu seiner Entschlossenheit auch des Rathes bedurfte. Er suchte diesen bei seinem Bischofe Daniel zu Winchester, einem durch Einsicht und Weltverstand ausgezeichneten Manne. — Solche Männer erkannten damals schon, wie nothwendig in den kämpfenden Zeitbestrebungen, zumal für sinnliche, leidenschaftliche Völker, eine große, geistige Macht sei, um die Rohheit der Welteroberer zu bändigen und zu lenken, und das sinnliche Trachten der Welt

durch ewige Gedanken zu beherrschen. Eine solche Macht hatte man am Christenthume, sobald es nur für so unentwickelte Nationen mit einer sichtbaren, sinnlichen Gewalt bekleidet wäre. Ein Oberhaupt solcher geistigen Weltmacht war am Bischof in Rom gegeben. Dieser hatte sich damals schon durch das Ansehen der Stadt Rom und durch andere Vortheile seiner Stellung den ersten Platz unter den vielen Bischöfen, besonders der abendländischen Christen, errungen, und ward auch in den meisten Ländern als sichtbares Oberhaupt der Kirche anerkannt. Seiner Fürsorge dankte überdieß das angelsächsische Volk die Bekehrung zum Christenthum. Aus diesen und andern Rücksichten rieth der weltkluge Bischof Daniel, vor Allem mit Rom anzuknüpfen. Bonifacius sollte sich zuförderst der päbstlichen Genehmigung seines Unternehmens und des höchsten Schutzes für dasselbe versichern. Und so trat, mit Empfehlungsbriefen an den Pabst Gregor II und an geistliche und weltliche Große versehen, Bonifacius die Reise nach Rom an, wo er im Frühjahre 718 glücklich eintraf.

Freundlich aufgenommen und vielfältig geprüft, erhielt der bekehrungseifrige junge Mann Winke, Belehrung und Anweisung für seinen Beruf. Vor Allem ward es ihm zur Pflicht gemacht, bei Ausbreitung des Christenthums sich an die römisch-kirchliche Auslegung der Schrift zu halten, und die neuen christlichen Gemeinden, unter Einführung der von Rom getroffenen kirchlichen Anordnungen, der geistlichen Oberherrschaft Roms zu unterwerfen.

Nachdem Bonifacius dieß feierlich gelobt hatte, schied er mit des Pabstes Vollmachtbrief vom 15 Mai 718 von Rom nach dem heidnischen Deutschland.

In Baiern fand Bonifacius viel Bekenner des Christenthums. Er ermunterte sie zur Beharrlichkeit in ihrem Glauben, und zog weiter nach Thüringen. Dorthin war Bonifacius, wie es scheint, von Rom besonders hingewiesen worden. Denn hier war das seit dem fünften Jahrhunderte angebaute Christenthum durch die wiederkehrenden Einfälle der Sachsen und Slaven einer fortwährenden Zerstörung ausgesetzt; die Geistlichkeit aber, die es aufrecht zu erhalten berufen war, hatte sich einem weltlichen und sittenlosen Leben überlassen, — um nichts weniger als um Förderung des Christenthums bekümmert. Hier also hatte Bonifacius nicht nur das heidnische Volk, sondern

auch die christlichen Priester zu bekehren, — hier zu erschüttern, dort zu rühren, hier von der Welt abzulenken, dort nach dem Himmel aufzurichten.

Von da reiste Bonifacius nach dem fränkischen Reich. Unterwegs erfuhr er den Tod des friesischen Königs Radbot und die Wiedereroberung Frieslands durch den fränkischen Herzog Karl Martell. Er wendete sich daher wieder nach Friesland zu Willebrowd, Bischof von Utrecht. — Die Friesen schienen ihm doch besonders am Herzen zu liegen. Er brachte drei Jahre unter ihnen zu. Sein Eifer, seine Ausdauer hatten die größten Erfolge für Verbreitung des Christenthums; Willebrowd erkannte dieß auch an, und wollte seinen Landsmann mit Verleihung der Bischofswürde bei sich behalten. Hochachtung und Liebe eines so verehrten Mannes bereiteten dem jungen Mönche einen neuen Kampf. Bonifacius bestand ihn: er lehnte die ihm angebotene Würde und den Antrag zu bleiben ab, und machte sich wieder zur Verfolgung seines apostolischen Berufs auf den Weg nach dem innern Deutschlande.

Mit dem Bewußtseyn und dem frischen Muth seiner bisherigen guten Erfolge kam er nach Hessen. Hier fand er eine neue Aufgabe vor. Früher verbreitete Begriffe und Vorstellungen des Christenthums hatten sich wieder mit heidnischen Ansichten und Gebräuchen vermischt. Man betete bald zum Kreuze, bald zu altgeheiligten Bäumen; sang Loblieder auf Christus und Barditе zu den heidnischen Gottheiten. Bonifacius hatte mithin zu läutern, zu berichtigen, den Kreis christlicher Vorstellungen und Lehren zu erweitern, zu befestigen. Er war glücklich in seinen Bemühungen. Zwei Brüder, Detdic und Dierolf, Besitzer im heutigen Amöneburg, nahmen das Christenthum an; ihnen folgten ihre Unterfassen. Die neue Anpflanzung zu hüten und zu heben, stiftete Bonifacius ein Kloster zu Amöneburg, und ließ in demselben einige seiner Begleiter, Benedictinermönche, zurück.

Von da wendete er sich den Wildnissen zu, in welche noch kein Strahl des Christenthums gedrungen war. Dem muthigen, beredten Manne gelang es, den Glauben des Volkes von Wuotan, dem Vater der Helden und Könige, auf den Christengott, den Vater aller Menschen zu lenken. Die Lehre von dem menschgewordenen Gott und vom ewigen Himmel der an ihn Glaubenden, ergriff die Herzen der ungeschlachten Bewohner.

Tausende — wird berichtet — fielen dem Christenthume zu. Und war es, begreiflicher Weise, nicht sogleich auch ein vollständiger, ausgebildeter Glaube, so lagen doch nun die ersten rohen Schollen des umgerodeten Heidenthums mit eingestreutem Samen der christlichen Begriffe dem Einfluß des neuen Lichtes ausgesetzt da.

Ueber seine bisherigen guten Erfolge nach Rom zu berichten, sah Bonifacius für eine Pflicht an. Vielleicht bedurfte sein Herz auch der Anerkennung seines höchsten Obern, — eine Belohnung, die auch der Mann des uneigennützigsten Eifers nicht gern entbehrt. — Aus diesem Bericht erkannte man in Rom die Bedeutung und Wichtigkeit des Glaubensboten, den man zur Ausbreitung des Christenthums unter den deutschen Völkern bevollmächtigt hatte. Der so glückliche, als heilige Eifer eines unermüdlichen Mannes war eine Macht, deren man sich vor Allem auch für das kirchliche Interesse Roms zu versichern suchte, zumal solche in einem fremden, von Rom noch unabhängigen Lande wirkte, wie das damalige Deutschland war. Bonifacius ward also nach Rom berufen. Die Befestigung ihres Einflusses schien den Römern so wichtig, daß es ihnen nicht darauf ankam, ob das Christenthum selbst inzwischen etwa Gefahr leiden konnte.

So wichtig des Bonifacius Aufenthalt in Deutschland für das Christenthum war, so schwankte der Berufene doch nicht, dem Befehle des Pabstes, ohne Prüfung, zu folgen, und trat mit einigen Geistlichen im Herbste 723 die weite und damals nicht wenig beschwerliche Reise nach Rom an.

Der Pabst Gregor empfing ihn mit schmeichelhafter Herablassung, und forderte ein umständliches Glaubensbekenntniß von ihm. Dieses fiel in schriftlicher Abfassung so sehr zur Zufriedenheit des heiligen Vaters aus, daß dem so eifrigen und treugesinnten Missionar die Bischofswürde verliehen ward. Beim Empfang dieser Weihe legte Bonifacius einen schriftlichen Eid ab, in welchem er sich bei dem ewigen Gericht Gottes verpflichtete, dem römischen Bischofe als Oberhaupt der Kirche stets treu und hülfreich zu seyn, sich von allen, den römischen Verordnungen entgegen Handelnden zu trennen, sie zu bekämpfen und in Rom anzuzeigen. — Um diesen Eid recht bindend zu machen, ward er mit Anrufung Gottes und mit über den Leichnam des Apostels Petrus gehaltner Hand ge-

leiſtet. — Hierauf ſchied Bonifacius mit gemeſſenen Verordnungen und Anweiſungen für ſein Bekehrungsgeſchäft, aber auch mit Empfehlungsbriefen an Karl Martell und andere weltliche und geiſtliche Herren am fränkiſchen Hofe.

Hier am Hof, und überhaupt im fränkiſchen Reiche fand Bonifacius Religion und Kirche in keinem ſehr erfreulichen Zuſtande. Die Geiſtlichkeit war ganz verweltlicht, und verwilderte in Unwiſſenheit und Abhängigkeit von den weltlichen Großen. Die Biſchöfe wurden in der Regel aus dem Gefolge des Königs genommen, erſchmeichelten oder erkauften ihre Würde und Einkünfte, um dann bei Gelagen, auf Jagden und in Genüſſen aller Art mit den weltlichen Herren brüderſchaftlich zu wetteifern. Die untergeordneten Kleriker, aus den niedrigſten Volksklaſſen ſtammend, roh, ungebildet, unwiſſend, waren ſtreng abhängig von ihren Biſchöfen, an deren Lebenswandel ſie eben kein erbauliches Vorbild hatten. Natürlich, daß von einer ſolchen Prieſterſchaft keine rechte Belehrung und Bildung des Volkes, keine ächte, chriſtliche Religioſität ausgehen konnte. Das Höchſte, was hier die Kirche erreichte, beſtand darin, daß ſie ein ungeſchlachtes, naturkräftiges, ſinnlich-leidenſchaftliches Volk mit geheimnißvollem Gepräng, durch Weihen und Wundergeſchichten in Furcht vor dem Ewigen erhielt. War nun das Chriſtenthum, eine Religion des Geiſtes, herniedergekommen, um die alten Völker von ſolchen eigentlich heidniſchen Aeußerlichkeiten zu erlöſen: ſo mußte es, um auf dieſe jungen Völker nur irgend wirken zu können, ein ſolches, ihm ganz unangemeſſenes Gewand annehmen, damals in der Abſicht, dereinſt es wieder abzulegen, und ſich äußerlich zu reformiren. — Der Unterricht, der im fränkiſchen Reiche dem Volk ertheilt wurde, beſchränkte ſich darauf, daß man das Glaubensbekenntniß und das Vaterunſer herzuſagen lehrte, zur Mildthätigkeit gegen den Nebenmenſchen ermahnte, und beſonders die der Kirche gebührenden Zehnten und Opfer einſchärfte. Wo nun ſo rohe Begriffe den rohen Leidenſchaften begegneten, kam es oft genug vor, daß Mörder ihren Troſt bei Meſſen, — Meineidige ihr Heil bei Reliquien ſuchten, und ein wilder Aberglaube an die Stelle eines edeln Glaubens trat.

Um einer solchen Entartung des Christenthums abzuhelfen, konnte Bonifacius für dießmal nicht lange genug verweilen. Mit einem Schutzbrief an alle fränkische Bischöfe und Reichsbeamten versehen, eilte er vor Allem wieder nach Hessen, wo in der That während seiner Abwesenheit im römischen Interesse, das deutsche Christenthum wieder gänzlich in Verfall gekommen war. Das Volk hatte sich auf's Neue dem Heidenthum zugewendet. Im Schauer seiner großen Waldungen war es wieder von der Andacht zu den alten Göttern angeweht worden, die man nicht in Gebäuden, sondern in heiligen Hainen zu verehren pflegte. An gewaltigen Eichbäumen, die so gern vom Blitze getroffen werden, betete man zu Thunar, dem donnernden Gott, der diesen Baum liebte. — Eine solche heilige Eiche von außerordentlicher Größe stand beim Dorfe Geismar in Hessen; hier versammelte sich das Volk zu Gebet und Opfer. Um diesen Glauben an Thunar recht erschütternd auszurotten, entschloß sich Bonifacius, diese Eiche Angesichts der Betenden nieder zu hauen, um so die Ohnmacht des heidnischen Gottes recht augenfällig darzuthun. So geschah es wirklich. Nach einer, die Menge tief ergreifenden Predigt, hieb der muthige Mann die Eiche um. Vergebens erwartete das entrüstete Volk einen Racheblitz des Himmels, bekannte sich dann aber in Schaaren zum allmächtigen Christengott, und betete zu dem aufgepflanzten Kreuz. Man war dabei von zu schlichter und ehrfurchtsvoller Gesinnung, um mit diesem Sinnbild einen ähnlichen Versuch zu machen, wie der Missionar mit der Eiche gethan hatte; sonst würde es denn wohl, bei ebenfalls ausbleibender Rache des Himmels, leicht auch wieder an der Macht des Christengottes irre geworden seyn. Bonifacius baute hier eine Kapelle zu Ehren des Apostels Petrus, und leitete die Einwohner zum Anbau des Bodens, zu bessern Genüssen und milderer Lebensweise an. Somit gewann er den rechten Boden für reinere Begriffe und edle Gesinnung.

Von da reiste Bonifacius in die Gegend des Harzes und nach Thüringen. — Hätte er in Hessen gegen den Rückfall des Volkes in das Heidenthum zu kämpfen gehabt: so fand er in Thüringen sogar die christlichen Priester zum Dienste des Heidenthums verirrt. Eigentlich war es nicht einmal ein Irrthum zu nennen, sondern eine schändliche Habgier und Ge-

wissenlosigkeit; denn diese Geistlichen opferten einmal den heidnischen Göttern, und tauften ein anderes Mal christlich, wie man es gerade verlangen und bezahlen mochte. Bonifacius eifert in seinem Bericht an den Pabst „über die schmählichen Begriffe dieser Priester, die sogar glaubten, Mord und Ehebruch thäten ihrer priesterlichen Weihe keinen Eintrag.“ Predigend und taufend durchwanderte Bonifacius das Land. Sein Eifer, sein gewaltiges Wort ergriffen das Volk; seine lebensgewandte Kühnheit und die vom fränkischen Hof mitgebrachten Empfehlungen verschafften ihm bei den thüringischen Vornehmen und Großen Eingang und Vertrauen. Manche derselben bewilligten ihm aus ihren Besitzungen Grundstücke zur Errichtung von Kapellen und Anlegung von Klöstern. —

So griff die Arbeit christlichen Schaffens in unserem heidnischen Deutschland immer weiter um sich. Bonifacius suchte mithelfende Kräfte an sich zu ziehen. Die nächste Hülfe hätte freilich aus der fränkischen Geistlichkeit kommen sollen: diese war aber theils zu schlaff und genußsüchtig für einen, so viel Muth und Entsagung fordernden Beruf, theils um der fränkischen Eroberungssucht willen unter den deutschen Völkerschaften zu verhaßt, als daß sie segensreich hätte wirken können. Daher wendete sich Bonifacius nach seiner Heimath, nach England. Von da erhielt er denn auch Geld, Bücher, Werkzeuge und Mittel aller Art zur Verbreitung religiöser und bürgerlicher Kultur. Bald folgten auch entschlossene, begeisterte junge Mönche nach, — Lullus, Willibald, Wigbert, Burkard und Andere. Ja selbst Jungfrauen kamen als Lehrerinnen herüber, wie Chunehilde, des Lullus Schwester, Thekla, Lioba, Chunitrud, die sich nach und nach als Vorsteherinnen weiblicher Anstalten in Thüringen, Franken und Baiern vertheilten. Bonifacius rechnete dabei auf die hohe Verehrung, die unter den Deutschen gegen die Frauen, als höher begabten Wesen, herrschte.

Inzwischen war Gregor II gestorben und Gregor III hatte den päbstlichen Stuhl bestiegen. Bonifacius eilte, in einem Bericht über den Fortgang der deutschen Kirche auch dem neuen Kirchenhaupte Treue und Unterwürfigkeit zu geloben. Er erhielt darauf die erzbischöfliche Würde und Macht für Deutschland mit dem Zeichen derselben, dem Pallium. Dieser Schmuck, ein weißwollener Kragen mit zwei rothbekreuzten

Zipfeln auf Bruſt und Rücken, ward vom Pabſte zum Zeichen ſeiner kirchlichen Obermacht verliehen, und bildete in ſpätern Zeiten eine Quelle der päbſtlichen Einkünfte, da er oft mit 30,000 Gulden bezahlt wurde. Doch ſchon zu Bonifacius Lebzeit fing dieſe Quelle an, flüſſig zu werden; ſo daß dieſer eifrige Mann dem Pabſte Zacharias ſein Mißfallen darüber äußerte, daß dieſe hohe Würde gegen Bezahlung ertheilt werde. —

Die Macht und das Vertrauen, die unſerm nun erzbiſchöflichen Prediger mit dem Pallium verliehen waren, fanden bald auch Gelegenheit, ſich zu bethätigen. Bonifacius beſuchte im Jahre 736 Baiern, und entſetzte dort einen in hohem Anſehen ſtehenden Geiſtlichen, Namens Ariowulf, weil derſelbe in ſeinen Lehren von den römiſchen Beſtimmungen abwich, und ſich den ihm von Bonifacius ertheilten päbſtlichen Vorſchriften nicht unterwerfen wollte. — Ueberhaupt verfuhr Bonifacius mit demſelben unbedingten Eifer, mit welchem er das römiſch-katholiſche Chriſtenthum verbreitete, auch gegen alle, ſelbſt die frömmſten und geiſtvollſten Prieſter, die in ihren Anſichten und Lehren irgend von den römiſchen Beſtimmungen abwichen. Außer dieſem Ariowulf und zwei andern Baiern, Adelbert und Clemens, die er entſetzte und in's Gefängniß werfen ließ, werden noch Dortwin, Berthar, Tanbrecht und Hunred genannt, die Bonifacius in Thüringen als Ketzer verdammte. Ja mit dem geiſtig ausgezeichnetſten Manne ſeiner Zeit, dem Biſchof Vigilius von Salzburg, kam er in Widerſpruch. Dieſer Mann, — durch friedliche Bekehrung der Slaven in den kärnthner und krainer Gebirgen, um das Chriſtenthum ſehr verdient, war unzufrieden über den Gebrauch der lateiniſchen Sprache beim Gottesdienſt; indem die unwiſſenden Geiſtlichen ſogar die lateiniſche Taufformel in wahren Unſinn verkehrten. Bonifacius aber gab nicht nach, ſondern erklärte, daß die Sinnloſigkeit des Geſprochenen nichts ſchade, da der Glaube blind ſein müſſe. Derſelbe Vigilius hatte für ſeine Zeit ungewöhnlich und andere aſtronomiſchen Kenntniſſe; er behauptete z. B. ganz richtig, daß es Gegenfüßler gebe, und wurde deßhalb von Bonifacius und dem Pabſte als Zauberer verſchrien. —

Es hat zu allen chriſtlichen Zeiten geiſtvolle Männer gegeben, denen die chriſtliche Freiheit des Forſchens und perſönlicher Ueberzeugung im Glauben ſo wie die Sebſtbeſtimmung

im Handeln, über Alles ging, und eines ächten, geiſtig-lebendigen Chriſten würdiger erſchien, als blinde Unterwerfung in die Glaubens- und Lebensvorſchriften Anderer. Eifrige Männer aber, wie Bonifacius, ſahen hierin nur Unrecht und Gefahr für Religion und Kirche, weil freilich die große Maſſe der Menſchen nicht gemacht iſt, die Wahrheit ſelbſt zu erforſchen und zum Rechten ſich ſelbſt zu beſtimmen. Und in jenem Jahrhunderte, da Bonifacius in Deutſchland wirkte und das Volk noch roh, die Geiſtlichkeit ſelbſt ungebildet war, that allerdings nichts nöthiger, als ſtrenge und feſtgehaltene Einheit in der Religionslehre und Kirchenordnung, an welcher allein die brutale Sinnlichkeit der Völker eine geiſtige Uebermacht, und die langſam aufkeimende Bildung der neuen Zeit eine Stütze finden konnten. Dieſe rettende, der Zeit und Zukunft heilſame Einheit erkannte Bonifacius in der von Rom ausgehenden Kirchenordnung. Dieſe war ihm ein Reich Gottes auf Erden unter einem ſichtbaren Stellvertreter der Gottheit. Zu dieſer hohen Beſtimmung für ſein Jahrhundert erſchien Bonifacius von der Vorſehung dadurch ausgerüſtet, daß ihm an Eifer der Seele ſo viel mehr verliehen war, als ihm an umfaſſender Kraft des Geiſtes fehlte. Geiſt und hohe Einſichten lähmen gar oft oder zertheilen wenigſtens zu ſehr das Handeln; ungetheiltes, nach einem Ziel gerichtetes Handeln aber macht den Helden aus, wie jene Zeit ihn bedurfte und an Bonifacius erhielt.

Dieß große Anliegen ſeiner Seele trieb Bonifacius zum dritten Mal nach Rom. Er wollte ſich über das eigentliche Bedürfniß der Welt und der Kirche mit dem heiligen Vater unmittelbar und umſtändlich berathen. Sein dießmaliger Aufenthalt in Rom dauerte faſt ein Jahr. Um ſeinetwillen wurde eine Kirchenverſammlung gehalten. Bonifacius ſelbſt genoß während deſſen all' das Anſehen, das man in Rom einem ſo brauchbaren und ergebenen Manne ſchuldig zu ſeyn glaubte. — Die Ergebniſſe der in Rom ſtatt gefundenen Berathungen zeigten ſich nach der Rückkehr Bonifacius in den Anordnungen und Unternehmungen deſſelben, die alle darauf abzielten, die römiſche Kirchengewalt in Deutſchland mehr und mehr zu begründen und eine durchgreifende Uebereinſtimmung der Lehre, Gebräuche und Zucht nach römiſchen Vorſchriften zu bewirken.

Bei dieſen Anordnungen erfuhr Bonifacius Widerſpruch

genug in Deutschland. Die meisten Geistlichen, besonders in Baiern, fanden es viel annehmlicher, unabhängig von Rom, im Verkehr mit den weltlichen Herren, ein wildes genußvolles Leben zu führen, und es mit Studien und Seelsorge nicht so genau zu nehmen. Aber auch an frommen und einsichtsvollen Männern fehlte es nicht, die in dem Bestreben Roms die alte römische Herrschsucht, nur auf einem neuen Gebiete, erkennen wollten — eine Gewalt, die früh oder spät zur Unterdrückung ausschlagen müsse, und der weder der einzelne, durch das Evangelium erlöste Christ, noch irgend ein, zu eigener Entwickelung berufenes Volk seine Unabhängigkeit opfern dürfe.

Wenn Bonifacius eine solche durch die Zukunft freilich gerechtfertigte Besorgniß selber nicht begriff, sondern nur seinem Eifer für die Noth des Augenblicks folgte: so war es jedenfalls ein reiner, aus lebendiger Ueberzeugung stammender Eifer; was daraus hervorgeht, daß der apostolische Mann selbst Rom und den Pabst nicht schonte, wenn es das religiöse und kirchliche Interesse betraf. So that er, nach Gregors III. Tode gegen den auf ihn gefolgten Pabst Zacharias. In seinem Beglückwünschungsschreiben bemerkte er nämlich, daß verschiedene aus Rom zurückgekehrte Franken und Baiern dort ein gar ärgerliches Unwesen bemerkt haben wollen. Bischöfe und Presbyter scheuten sich nicht, ungeachtet ihres sündlichen Umgangs mit Weibern geistliche Verrichtungen vorzunehmen; auch wären, sogar nächst der Peterskirche, Amulette und dergleichen abergläubige Sachen verkauft worden. Welch' ein Eindruck solche Nachrichten wohl auf das zur Unsittlichkeit und zum Aberglauben geneigte Volk in Deutschland machen müsse!

An diesem edlen Eifer erkennen wir einen Mann, über dessen Parteinahme, wenn er zur Zeit späterer Mißbräuche, etwa bei dem Ausbruch der Reformation, gelebt hätte, gar kein Zweifel übrig zu bleiben scheint.

Bonifacius bedurfte seines ganzen Muthes, seiner Ausdauer, seines freien edlen Zornes, um die von ihm ergriffenen Anordnungen durchzusetzen. Aber auch sein persönliches Ansehen und seine Tugenden, so wie die Achtung fürstlicher Personen unterstützten ihn dabei gegen die widerwillige deutsche Geistlichkeit, die damals eben so ungern *unter* die römische Obergewalt kommen wollte, als sie jetzt *aus* derselben zu

kommen verlangt. Die nachdrücklichste Unterstützung fand Bonifacius an der weltlichen Macht Karlmanns, der mit seinem Bruder Pipin, seinem inzwischen verstorbenen Vater Karl Martell in der Verwaltung des fränkischen Reiches gefolgt war. Karlmann schrieb eine deutsche Kirchenversammlung aus, auf welcher zur Befestigung eines reinen Kirchenwesens und zur Abstellung geistlicher Unordnungen jener Zeit nachdrückliche Beschlüsse gefaßt wurden.

Um solche kirchliche Anordnungen, und an diesen Stützen das junge Christenthum selbst, mehr und mehr zu befestigen, suchte Bonifacius vor Allem, woran es so sehr fehlte, tüchtige Geistliche zu bilden, und zu dem Ende an schicklichen Orten Klöster zu gründen. Klöster, nicht für müßige Andachtsübungen und bequemes Wohlleben, sondern als Priesterschulen, als Anstalten für wissenschaftlichen Betrieb, als Werkstätten für Gewerbe und Künste, ja als Musterwirthschaften für Ackerbau und Bodenkultur. Andacht und Arbeit sollten schwesterlich verbunden seyn; um des Volkes irdische, wie ewige Wohlfahrt zu begründen.

Ein solches Hauptkloster an der Scheidemark verschiedener deutscher Stämme und doch gesichert vor den zerstörenden Anfällen der Sachsen anzulegen, beauftragte Bonifacius einen Lieblingszögling aus dem Kloster zu Fritzlar, den aus einer vornehmen bairischen Familie stammenden Mönch Sturmius mit der Aufsuchung eines schicklichen Platzes. Mit unsäglicher Mühe, in wiederholten Versuchen kämpfte sich der junge Mann durch den endlosen Buchenwald, wo er nur wildes Gethier, scheues Gevogel und ungeheure Bäume antraf. Endlich kam er an eine Stelle des Flußes Fulda, wo jetzt die Stadt gleichen Namens steht, — eine Gegend, die ihm für das Vorhaben seines hohen Meisters geeignet schien. Bonifacius genehmigte auf den Bericht des zurückgekehrten Mönches den Platz, und Herzog Karlmann schenkte ein hinreichendes Stück Land zur Anlegung des Klosters. Der Anbau desselben und des Bodens umher begann im Jahre 744. Durch die fromme Thätigkeit anspruchloser Mönche, durch Privilegien des Pabstes, durch Geschenke reicher Grundherren, durch Vermächtnisse

aus Nah und Fern wuchs die Stiftung zu Ansehen und Vermögen. Sturmius wurde der erste Abt, die Gegend immer weiter umher angebaut; die Stadt Fulda entstand früh hier am Straßenzuge nach Mainz; die Klosterschule gewann einen Namen und durch den Lehrer und fünften Abt Rabban — den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit — einen außerordentlichen Ruf, welcher Zöglinge aus den ersten Familien Deutschlands, ja aus Italien, Gallien und England herbeizog. Große Gelehrte, ausgezeichnete Aebte und Bischöfe gingen aus dieser Anstalt hervor. Die Aebte von Fulda erwarben eine höhere Stellung; sie wurden später gefürstet, sie wurden zu Bischöfen erhoben, und Regenten eines ansehnlichen Fürstenthums.

Bonifacius, der diese schöne Zukunft seiner neuen Anstalt zu ahnen schien, sah Fulda für sein Lieblingsstift an, wo er von Zeit zu Zeit von seinen Anstrengungen ausruhte, und wohin er nach seinem Tode die irdischen Reste gebracht haben wollte.

Aus dieser Einsamkeit des weiten Buchenwaldes, wo jetzt zwischen dem geistlichen Stundengesange die lichtende Axt der Mönche an den Bäumen, ihre Rodhaue im Urboden erklang, kommen wir auf den Höhepunkt der Wirksamkeit, des Ruhmes und Einflusses unseres deutschen Apostels.

In demselben Jahr, in welchem Bonifacius seine künftige Grabstätte gründete, ward auf seinen Antrag bei der Kirchenversammlung zu Soissons der Mainzer Bischof Gewilieb, wegen persönlich an dem Mörder seines Vaters genommener Blutrache und wegen leidenschaftlicher Beschäftigung mit Jagdhunden und Falken, seines Bisthums entsetzt, und Bonifacius erhielt in Mainz einen erzbischöflichen Sitz über die Bisthümer Utrecht, Lüttich, Köln, Worms und Speier. Von hier trat er den beiden fränkischen Herzogen und Reichsverwaltern Karlman und Pipin näher, um mit Hülfe der weltlichen Macht seine großen Absichten zur Ausbreitung des Christenthums, zur Begründung der kirchlichen Herrschaft Roms, und zur Kultivirung Deutschlands, desto umfassender und nachdrücklicher zu erreichen. So kam der eifrige Apostel unversehens auf den Boden der Politik, — der Staatsklugheit. Da fügte es sich denn bedeutsam genug, daß Bonifacius, mitten in seinem reinkirchlichen Bestreben, — indem er einen Verband des Kirchenwesens und der Geistlichkeit mit Rom zu schaffen suchte

— zu einer Handlung geführt ward, die als Vorbild der künftigen weltlichen Ansprüche Roms angesehen werden kann. Er begründete eine Gewohnheit, die in späterer Zeit große Verwirrungen und Kämpfe in Deutschland und Lebensfragen für Staat und bürgerliche Freiheit herbeiführte. Die Sache war folgende.

Von den beiden Brüdern Karlmann und Pipin, die unter dem geistesschwachen Könige Childerich, unter dem Namen der Hausmaier, die eigentlichen Regenten waren, wurde Karlman von dem frommen Geiste seiner Zeit ergriffen. Er entsagte der Mitverwaltung seines Reiches, beschenkte die Kirche mit ansehnlichen Gütern, zog nach Rom, ließ sich zum Priester weihen, und stiftete auf dem Berge Soracte ein Kloster, wo er mit anderen Mönchen zurückgezogen lebte. Pipin, herrschsüchtiger und herrschensgewaltiger, sah diesen Schritt gern, und bereitete nun, was schon sein Vater Karl Martell im Sinne gehabt, die Thronentsetzung Childerichs und seine eigene Krönung vor. Ein solcher Schritt konnte aber unter den Augen der Nation nur mit großer Vorsicht und Behutsamkeit geschehen. Pipin suchte ihn im Lichtkreise der Kirche und im heiligen Schein der Religion auszuführen. Er zog daher den Erzbischof Bonifacius zu Rath und in sein Interesse, — einen Mann, der ihm schon vielfach zu Danke verpflichtet und als Vermittler zwischen Rom und dem fränkischen Reiche von Einflusse war. Bonifacius erblickte in diesem Vorhaben Pipins alle die Vortheile, die der deutschen Kirche Roms daraus erwachsen könnten. Er lieh daher der Absicht des Herzogs seine ganze Thätigkeit. Nachdem die Sache im Stillen reif, und die Gemüther des Volkes auf einen solchen Schritt klüglich vorbereitet waren, wurde Pipins Hofkaplan, Abt Fulrad, mit dem würzburger Bischof Burkard nach Rom abgeordnet, um dem heiligen Vater die Frage vorzulegen, — wer wohl der eigentliche König sey, derjenige, der bisher den Namen geführt, oder jener, der die Macht und Last der Herrschaft getragen habe?

Der Pabst Zacharias erklärte auf diese Anfrage, — er halte es für besser, daß derjenige, der bisher die Macht und Sorgen eines Königs gehabt habe, fortan auch den Namen und die Würde eines Königs dazu nehme.

Auf diesen Ausspruch des heiligen Vaters erklärte die Reichsversammlung zu Soissons den geistesschwachen Childerich für

unwürdig des Throns. Er und sein Sohn mußten in ein Kloster wandern, und Pipin ward zum Könige erwählt. Die Großen des Reiches huldigten ihm, und der als Heidenbekehrer aus England herüber gekommene Bonifacius salbte den Begründer des karolingischen Herrscherstammes öffentlich und feierlich.

Seitdem ward es üblicher, daß Herrschende von hohen Priestern oder vom Pabste selbst gekrönt wurden. Die Päbste lernten bald genug, dieser Handlung den Anschein einer vom Himmel durch ihre Hand verliehenen Gnade zu geben. Sie knüpften zugleich an diesen geistlichen Dienst die unbedingtesten Ansprüche auf ein Ansehen und eine Macht über den Herrschenden selbst. — Jede Sehnsucht des Irdischen nach Oben, das Verlangen des Menschen nach einer religiösen Weihe, nach einem höheren Segen für irdische Handlungen ist gewiß unbedingt zu billigen und entspricht dem demuthigen Glauben an ein höheres Walten auf Erden. Daß aber diejenigen, die solche Weihe zu ertheilen berufen sind, dafür irdische Vorrechte und Güter verlangen, muß — jener Richtung entgegengesetzt — als eine Herabwürdigung des Höhern erscheinen, und entspricht gewiß dem Ausspruche des göttlichen Meisters nicht, daß sein Reich nicht von dieser Welt sey.

Von diesem Glanzpunkte der Weltwirksamkeit stieg nun Bonifacius rasch dem Ziele seines Lebens entgegen. Schon bedurfte er öftern Ausruhens seiner, von innerem Eifer und äußerlicher Unruhe leicht erschöpften Lebenskraft. Er betrieb daher sehr die Ernennung eines ihm wünschenswerthen, in seine Absichten eingehenden, seinen Fußstapfen nachtretenden Priesters zu seinem Nachfolger auf dem Mainzer Stuhle. Er hatte seinen Zögling und Landsmann Lullus im Auge. Der Pabst war aber früher auf diesen Vorschlag nicht eingegangen. Bonifacius betrieb also dieß sein Anliegen durch Pipins Hofkaplan bei dem Könige. Er erhielt des Königs Genehmigung, und dann auch die des neuen Pabstes. Doch ward Lullus nicht zum Erzbischof, sondern vorerst nur zum Bischofe von Mainz ernannt. Bonifacius übertrug ihm im Jahr 754 sein Amt unter dem feierlichen Gelöbnisse des tiefbewegten Lullus, dem

hohen Lehrer eifrig zu folgen und im Sinne deſſelben fortzuwirken. —

Und wie es gerade den ausgezeichnetſten Männern oft begegnet, daß ſie nämlich nach einem unruhigen, thatenvollen, rühmlichen Leben im höheren Alter wieder bei der früheſten Sehnſucht, bei den erſten Wünſchen oder Träumen ihrer Jugend ankommen; ſo ging es auch dem apoſtoliſchen Bonifacius. Er ſchiffte ſich nämlich mit einem kleinen Gefolge von Geiſtlichen ein, und fuhr den Rhein hinab nach — Friesland, wohin der jugendliche Bekehrungseifer ihn zuerſt aus England getrieben hatte. Vielleicht dürſtete ſein Herz auch nach einem höhern Ruhm, als er bereits in kirchlicher und politiſcher Wirkſamkeit gefunden hatte. Und was konnte nach damaligen Begriffen auch dem ruhmvollſten Leben ein höheres Abendroth verleihen, als das Martyrthum?

Noch einmal predigte unſer Apoſtel unter den Frieſen, taufte — wie berichtet wird — Tauſende, die ſich zum Chriſtenthume bekannten, und bereitete eine große Feier auf das Pfingſtfeſt vor, an welchem er in Erinnerung an die früheſte Ausgießung einer heiligen Begeiſterung unter den Jüngern Chriſti ſeinen Neubekehrten die Firmelung, — das Sakrament der Befeſtigung im Glauben ertheilen wollte. Ein kleines Lager ward an den Ufern der Burde errichtet, und die Kirchengeräthe, Heiligthümer und heiligen Bücher dahin gebracht. Da drang am heitern Frühlingsfeſtmorgen eine Schaar heidniſcher Frieſen, die ſich unter die Gläubigen gemiſcht hatten, von Raubgier und heidniſchem Glaubenseifer getrieben, bewaffnet hervor. Die Gläubigen und die mitgekommenen Prieſter griffen zur Wehr, und umſchloſſen, ihn zu ſchützen, den hohen erzbiſchöflichen Greis. Der aber ermahnte die Gläubigen, — nicht Waffen gegen Waffen, ſondern Glauben gegen Unglauben zu kehren; ſeine Prieſter aber forderte er auf, nicht durch vergoſſenes Blut einen Sieg, ſondern durch das eigne geopferte Blut die Märtyrkrone zu erringen. So ſank mit Blick und Hindeutung nach oben, Bonifacius am 5. Juni 755 unter den Schwertſtreichen der heidniſchen Frieſen. Gewiß war es die dunkle, aber tiefſte Ahnung ſeiner Seele geweſen, die ihn, vierzig Jahre früher, zuerſt nach Friesland getrieben hatte, wo er einſt die höchſte Glorie eines Helden finden ſollte: den Tod für ſeine Ueberzeugung.

Die mörderische Rotte fiel dann plündernd über das kleine Lager der priesterlichen Streiter her, in welchem sie große Schätze vermuthet haben mochte. Ueber die Theilung ihres Fundes wurden sie uneinig, griffen einander selbst an, und wurden nun von den Christen in die Flucht getrieben. Die Sieger selbst eroberten die heilige Beute des Tages wieder — die Leiche ihres verehrten Apostels und der mit ihm erschlagenen Priester, deren elf namhaft gemacht werden.

Diese theuren Reste des hohen Mannes wurden zuerst nach Utrecht gebracht und in der Kirche beigesetzt. Auf des Bischofs Lullus Verlangen wurden dieselben jedoch von den zwar widerwilligen, aber durch ein wunderbares Glockenzeichen gemahnten Einwohnern, von Utrecht nach Mainz verabfolgt und in dortiger Kirche begraben. Bald aber beunruhigte es den Bischof Lullus, daß er so den letzten Willen seines hohen Meisters unerfüllt lassen sollte, da Bonifacius bei seiner Abreise von Mainz ausdrücklich gewünscht hatte, seine Reste sollten dereinst in Fulda ruhen. Gegen die Ansicht und Einsprache seiner Geistlichkeit ließ er daher den nochmals enthobenen Leichnam unter stattlichem Geleite nach Fulda bringen, wo denselben ein anderer Zögling des Seligen, der Abt Sturmius, feierlich empfing, und in einem steinernen Sarge beisetzen ließ.

Dort ruhen die Gebeine noch, und alljährlich in der Woche des 5. Juni ziehen aus den Ortschaften um Fulda her tägliche Wallfahrten nach der Stadt, um in dem Dome, vor dem Grabe des Apostels, ihre dankbaren Gebete für die alten, unvergeßlichen Geschenke des Christenthums und der Kultur des Landes darzubringen.

Seit dem Sommer 1842 steht in jener Stadt auch ein ehernes Denkmal Winfrieds, zu welchem Freunde der Kunst wallfahrten mögen; da es ein wahres Kunstwerk ist, aus den Händen eines vaterländischen Künstlers, Werner Henschels in Kassel hervorgegangen, und vor manchem ähnlichen Werke des berühmten Thorwaldsen preisenswerth. Im Priestertalar und Reisemantel, die derben Sandalen an die Füße geschnürt, steht die hohe Apostelgestalt da, die heilige Schrift aufgeschlagen über der linken Brust haltend, mit der Rechten ein einfach aus Tannenstäben gefügtes Kreuz mit Begeisterung empor streckend. Der geöffnete Mund eines edlen Angesichtes

ſcheint eben das ewige Wort unaufhörlich zu verkündigen. Andere glauben auch, er rufe ſo von oben einen würdigen Nachfolger, der für unſere, nun vom Chriſtenthum ganz durchwachs'ne Zeit, für unſere tief religiöſe, gläubig forſchende Nation das ſey, was Bonifacius ſelbſt für ſein Jahrhundert war; indem dieſer Nachfolger dasjenige, was Bonifacius zur Förderung des damals unmündigen Deutſchlands gebunden hat, endlich wieder löſe zum Heil unſerer Zeit.

H. Koenig.

König Heinrich I.

Mit König Ludwig dem Kinde war im Jahr 911 das Geschlecht Karls des Großen in Deutschland erloschen; in Trümmern sank die von diesem Letzteren aufgerichtete Ordnung der Dinge. Verfallen war der alte Heerbann, da nicht mehr wie einst die freien Männer unter dem Grafen zum Kriege auszogen, sondern blos die Lehensmänner und Dienstleute unter ihrem Herrn; verfallen war mit dem Heerbann das Ansehen deutscher Wehrhaftigkeit, das Vertrauen auf eigene Kraft; den Nachkommen jener gewaltigen Kriegsmänner, die Roms Weltherrschaft zertrümmert hatten, waren jetzt ihre östlichen Nachbarn, die wilden Magyaren in Ungarn so furchtbar geworden, daß sie nur durch Androhung schimpflicher Hinrichtung mit dem Strang bewogen werden konnten, sich zur Abwehr der Fremden, welche ihre Häuser und Kirchen niederbrannten, Weiber und Kinder zu Sklaven machten, in ein Heer zusammen zu thun! Verfallen war mit dem Ansehen des Königs auch das des Rechts und der Ordnung; verfallen die Sicherheit auf Weg und Steg, verfallen schien sogar Wort und Versprechen. Während die Magyaren ungehindert in Baiern, Kärnthen, Thüringen und Schwaben einbrachen, plünderten, sengten und brannten, standen in Deutschland die großen Geschlechter voll Erbitterung wider einander und kämpften die Fehden, Schlag um Schlag grimmiger, in Blutrache aus. Und wie in einem und demselben Volksstamm, dem der Franken, salische und babenbergische Grafen die Schwerter gegen einander erhoben, so maßen sich auch wieder die Volksstämme in stolzer Eifersucht. Auf dem der Franken ruhte die Ehre, daß

aus ihm das Königthum hervorgegangen, bei ihm so lange Zeit hindurch für ein Geschlecht geblieben war, und nicht so leicht mochte dieser Stamm solcher Ehre, solches durch die Gewohnheit befestigten Ansehens verlustig werden. In dem unkräftigen Volksstamme der Sachsen hingegen lebte noch die Erinnerung an die alte Selbstständigkeit, an den langen blutigen Kampf für deren Vertheidigung wider die Franken. Wie die Großen aus dem Verbande, den das Königthum gebildet, sich losgerungen, so wichen jetzt auf's Neue auch die einzelnen Volksstämme, jene Franken und Sachsen, dann die Baiern und Schwaben immer mehr aus einander, und statt königlicher Beamten, wie sie nach der Ordnung Karls des Großen eingesetzt waren, traten nun aus der Mitte der Volksstämme wieder Herzoge an deren Spitze, nach uralter Volkssitte, und mit vollem Recht „Volksherzoge" zu nennen. So blühte in Sachsen Wittekinds Stamm wieder, in Baiern der der Schyren. Sie vertraten die Selbstständigkeit, die Bedeutung, die Ehre und die Ansprüche der großen Volksstamme. Sie retteten, beim Ausgang des Geschlechtes Karls des Großen den Grundgedanken der alten Volksfreiheit, das Recht des Volkes: sich ein Oberhaupt zu wählen.* So lange Frankenkönige herrschten, war dieß nie vergessen worden, aber die Gewohnheit, an die Erben des Königs auch die Herrschaft übergeben zu lassen, konnte, wenn gleich der Erbe ausdrücklicher Anerkennung durch das Volk bedurfte, immerhin leicht in ein einfaches Erbfolgerecht der Königsfamilie übergeben, welches das Wahlrecht des Volkes aufhob. Nun, da die Gefahr auf's Aeußerste gekommen, erwachte das Bewußtsein dieses uralten Rechts in Bezug auf das Oberhaupt des Reichs in voller Kraft, und als Vertreter der deutschen Volkerschaften übten die Volksherzoge es aus. Welcher unter ihnen sollte aber der Würdigste seyn, das schwere Amt eines Königs zu übernehmen? Der Tüchtigste, der das Ansehen des Königthums herzustellen, die Ehre des Volkes zu retten vermochte, nach außen gegen Feinde durch Tapferkeit, nach innen durch Weisheit und Gerechtigkeit. Da richteten sich Aller Blicke auf den Sachsenherzog Otto, zubenannt

* In Bezug auf die Baiern, sprach noch ein Jahrhundert später K. Heinrich II. ausdrücklich: daß sie das Recht hätten, sich ihren Herzog selbst zu wählen.

den „Erlauchten," einen deutschen Mann von altem Schlag, fest und wohlerfahren in der Schlacht wie im Rath, und gewaltig durch eines freien Volkes Lieb' und Treue. Otto aber erwog die Last seines Alters und die Gefahr noch größerer Spaltung und Zwietracht im deutschen Reiche, wenn die Eifersucht der Franken durch den Uebergang des Königthums an die Sachsen gereizt würde. Als er daher vernahm, daß die Wahl auf ihn gefallen, sprach er: „Ich bin allzusehr vorgerückt an Jahren, als daß ich die Bürde des Königthums tragen könnte," und verwies die Fürsten auf einen frischen Mann, tapfer und von redlichem Willen, auf Konrad von Fritzlar, Herzog von Rheinfranken, welcher noch dazu in weiblicher Abstammung als Urenkel der Tochter Ludwigs des Deutschen, mit dem Geschlecht Karls der Großen verwandt war, diesem huldigte der edle Sachsenherzog zuerst, und die andern Fürsten folgten seinem Beispiel. So ward Konrad von Franken im Jahre 912 zum König der Deutschen erwählt, und von jener Stunde an blieb Deutschland ein Wahlreich. Otto der Erlauchte aber starb schon im nächsten Jahre und mit hohen Freuden begrüßten die Sachsen seinen Sohn Heinrich, der den Preis der Tapferkeit in einem Siege über die Dalemінzier (eine slawische Völkerschaft) erworben, als ihren Herzog.

Ein herrlicher Stamm — die Sachsen, alter Sitte treu und also in alter Liebe zur Freiheit und zum Recht, fest in der Schlacht, beharrlich in allem was sie begonnen, es durchzuführen auf Leben und Tod, mit einem Wort: kerngediegen; So auch Heinrich, ihr Herzog; — schlicht von Wesen, ohne Hochmuth und dem Geringsten mild, weil's eines Fürsten bester Stolz ist, ganz und gar seines Volkes zu seyn, in der Schlacht voran, daheim Allen gerecht, klaren Blicks für Alles, was Noth thut in gemeinsamer Sache, beharrlich an dem, was für Recht erkannt, Deutschlands Ehre im Herzen, — der ganze Charakter unerschütterlich fest, so wie ein Fürst seyn soll, welchen freie Männer über sich gewählt.

Auch über Thüringen herrschte Heinrich, wie schon sein Vater Otto der Erlauchte, und er glaubte sein gutes Recht darauf zu haben. Darum beschloß er, es mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen, als König Konrad es ihm bestritt.

Konrad strebte nämlich das fast gänzlich erloschene Ansehen des Königthums wieder herzustellen, dadurch die Einheit

des deutschen Reiches, und damit zugleich, wie einzig und allein, auch dessen Kraft und Macht. Deßhalb sollten nun die Volksherzoge sich selber als abhängig vom Oberhaupt des Reiches und verantwortlich erkennen, als Kronvasallen und Beamte des Königs, und die von ihnen beherrschten Lande als Theile des unzertrennbaren Reichsganzen. Dagegen versuchten aber die Volksherzoge einen energischen Widerstand; schon begann der Kampf um die Erringung der Landeshoheit, welcher die ganze Geschichte des deutschen Reiches durchzieht; der eigenthümliche Grundton des germanischen Wesens, welcher die Erhaltung der besondern Namenindividualitäten verlangt, scholl als Feldgeschrei. So hatte sich Lothringen vom deutschen Reiche losgerissen, um unter dem Schutze Frankreichs Unabhängigkeit zu behaupten; so wollte Herzog Arnulf von Baiern sein Land nicht von Konrad zu Lehen haben; so versuchte Erchanger und Berthold ein Gleiches in Schwaben.

So sprach auch Heinrich, der Sachsenherzog, als ihm König Konrad das schöne Thüringerland abforderte und es einem Grafen Burkard als besonderes Herzogthum verlieh. „Nimmermehr gebe ich gutwillig dieß herrliche Land hin, das mein Vater besessen; er besaß es mit Recht; soll ich des guten Rechts verlustig seyn?“ Gewiß scheint es, daß die alte Eifersucht der Franken und Sachsen, ferner daß üble Unterhandlung von Seiten des Königs und nicht grundloser Argwohn von Seiten des Herzogs im Spiele waren, um die Irrung bis zu schlimmem Ausbruch zu treiben. Unterhändler zwischen dem König und dem Herzog war derselbe gewaltige Hatto von Mainz, dem Ueberlieferung und Sage soviel Untreue und ein abscheuliches Ende im Mäuselthurm bei Bingen zugemessen haben, ein Mann, der jedenfalls den Großen verhaßt war, weil er unermüdlich darauf hin arbeitete, ihr Streben nach Unabhängigkeit zu vereiteln. Als die Irrung zwischen König Konrad und Heinrich von Sachsen wegen Thüringen zum Ausbruch kam, empfand Mainz zunächst den Zorn des Sachsenherzogs; denn das Erzstift hatte nicht wenige Güter im Thüringerlande, welche Heinrich sofort für sich in Besitz nahm. Vergeblich zog Eberhard, des Königs Bruder, mit einem Heere aus und suchte ihn heim bei der alten Ehresburg im Sachsenland. Da kam's zur Schlacht; Eberhard mußte mit seinen Franken den Sachsen den Sieg lassen und aus Sachsen

heimkehren. König Konrad aber rüstete zum zweitenmal und ritt selbst dem Frankenheere voran in's Sachsenland. Da lag Heinrich in der festen Burg Grona, welche die Franken rings umschlossen. In dieser Bedrängniß, da der König schon des Sachsenherzogs Meister zu seyn glaubte, und seine Gesandten mit ihm um die Uebergabe unterhandelten, kam ein getreuer und kluger Graf und sprach zu Heinrich: „Ich habe Dir dreißig Fahnen Kriegsvolk gebracht, Herzog; nun sage mir Deinen Willen, an welchem Ort ich es hinstellen soll." Als dieß des Königs Gesandten vernahmen, hinterbrachten sie es ihrem Herrn, und Konrad hob die Belagerung des Schlosses auf und zog mit den Franken aus Sachsenland fort. Der Graf aber hatte statt dreißig Fahnen Kriegsvolk nur fünf Männer dem Herzog gebracht. So ward der Herzog durch die List des getreuen Mannes aus der Gefahr erlöst. Er blieb fortan vom König unangefochten; denn dieser hatte der Arbeit im Reiche zu viel; — gegen die anderen Herren, die nach Unabhängigkeit vom Königthume strebten, wie gegen Herzog Arnulf von Baiern (dem er die Herrschaft nahm, also daß Arnulf geächtet und gebannt zu den Ungarn flüchtete), und gegen die Kammerboten in Schwaben, Erchanger und Berthold, welche gefangen genommen, und, wiewohl sie dem König verschwägert waren, zum Tode verurtheilt und enthauptet wurden. Dabei war Deutschland von außen durch zwei Feinde in Bedrängniß und Gefahr. Von Osten her brachen abermals die Magyaren hervor, und flogen auf ihren pfeilschnellen Rossen bis nach Elsaß und Lothringen; Rauchsäulen und Leichen ließen sie als ihre Spur. Nicht minder gefährliche Nachbaren der Deutschen waren die Slaven, heimlich der Magyaren Freunde, weil diese der Deutschen Feinde; denn unversöhnlich seit alter Zeit war der Gegensatz germanischen und slavischen Wesens.

Bei solcher Bedrängniß des Vaterlandes lag König Konrad krank, und erwog schweren Herzens die Geschicke der kommenden Tage. Wer sollte, nach seinem Absterben die Krone tragen, und das Reich retten? Konrad wußte wohl, wie mancher Fürst nach der höchsten Würde trachtete, zumal sein eigener Bruder Eberhard; aber er wußte auch, daß diesem die Liebe des Volkes gebrach und die Kraft, in der schweren Zeit die Herrschaft zum Heil des Vaterlandes zu führen. Dazu schien ihm nur Ein Mann von allen der rechte, Heinrich

der Sachsenherzog, der ihm mit den Waffen in der Hand entgegen getreten war. Konrad vergaß dieß jetzt, und war einzig darauf bedacht, das Tagewerk seines Lebens damit zu beschließen, daß der Würdigste die deutsche Krone erhalte. Also beredete er seinen Bruder Eberhard, daß dieser von seinen Wünschen nach der Herrschaft abstand, und sprach zu ihm: „Wenn ich die Seele meinem Schöpfer wieder gegeben, so nimm die Reichskleinodien, und bringe sie dem Sachsenherzog, und huldige du ihm vor Allen zuerst, auf daß er König der Deutschen werde, und das Vaterland aus Noth, Wirrsal und Schmach zu Heil und Ehren erhebe. So soll alle Welt erkennen, durch welche Tugend die Deutschen das edelste Volk der Erde seyn und es immerdar bleiben können, und daß Treue und Eintracht sie unüberwindlich macht." Das war der letzte Wille eines Königs, der nicht ruhig sterben konnte, bevor er das Vaterland besorgt wußte, und der im festen Glauben an deutsche Redlichkeit froh starb (am 23 Sept. 918).

Da nahm Eberhard die Reichskleinodien, zog damit zu Heinrich dem Sachsenherzog, übergab sie ihm und huldigte ihm als König der Deutschen; die Sage meldet, er habe ihn am Vogelherde beim Finkenfang getroffen; und so gab sie Heinrich den Beinamen des „Finklers," unter dem er im Volksmunde fortlebte. Sodann richtete Eberhard auch das Andere aus, was er seinem Bruder versprochen hatte; ritt mit ihm gen Fritzlar, wo die Fürsten aus Sachsen und Franken versammelt waren (die Herzoge von Baiern und Schwaben fehlten) und lenkte ihre Wahl auf Heinrich. So ward dieser im Jahre 919 zum König der Deutschen erkoren. Heriger, der Erzbischof von Mainz, wollte ihn salben, auf daß er auch die priesterliche Weihe für das Königsamt empfange; aber Heinrich lehnte dieß in Worten, welche seine Demuth ausdrücken sollten, aus Gründen, welche ihm die Klugheit gebot, ab; denn ihm genügte als Rechtsmittel vollkommen die Wahl, die ihn getroffen, und es schien ihm nicht wohlgerathen, der Kirche noch einen höheren verdanken zu müssen. Dagegen vermied er es auf der andern Seite auch klug, den Zorn der Kirche auf sich zu laden. So hatte er seine Ehe mit der schönen Hedeburg gelöst, welche den Nonnenschleier getragen hatte; die Kirche erkannte diese Lösung. Seine zweite Hausfrau ward die edle Mathilde, aus Wittekind's Geschlecht.

Herrlich ſtand der neue König vor den Blicken des Volkes, ein Mann im ganzen Sinne des Wortes, an Jahren, Kraft und Willen; als König ſollten die Fürſten ihn achten, als König wollte er das Volk zum Selbſtgefühl erheben. Dabei wurzelte er feſt in der Liebe ſeines Stammes, — der beſte Grund und Boden für einen Fürſten!

Klaren Blicks in die ſchlimme Lage Deutſchlands erkannte König Heinrich, was zuerſt Noth thut: Einigkeit! Nun wollten aber zwei Fürſten großer und trefflicher Volksſtämme, Burkhard, Herzog von Schwaben, und Arnulf, Herzog von Baiern, ihn nicht als König der Deutſchen anerkennen; Arnulf zumal gedachte ſelber dieſer Würde theilhaftig zu werden und Viele ſtimmten ihm hierin bei. Da zog König Heinrich mit Heeresmacht von Franken, Sachſen und Thüringen aus, zuerſt gegen Schwaben, wo Herzog Burkhard ſich gegen ihn gerüſtet hatte, ihm aber keinen Widerſtand bot, da der König zeigte, daß er im gleichen Maße, wie er mit Nachdruck auftreten konnte, auch mit Milde zu verfahren verſtand. Er wollte ſelbſt die trotzig widerſtrebenden Fürſten immerhin als Fürſten, als ſolche Männer, die ihm ebenbürtig, aus deren Mitte er hervorgegangen, — nicht als bloße Beamte oder Diener behandeln. Darum erkannte ihn Burkhard von Schwaben alsbald als Oberhaupt des Reiches an. Nicht ſo ſchnell Arnulf von Baiern, der kühne Mann. Dieſer hatte ſich in Regensburg feſt verſchanzt, erwartete des Königs Ankunft, und zog aus ſeiner Hauptſtadt auf's freie Feld heraus, als Heinrich mit ſeinem Heere vor derſelben erſchien (928). Schon ward von beiden Seiten die Schlacht erwartet, da entbot der König dem Herzog offne Zwieſprach; und als der Letztere in Wehr und Waffen kam, trat ihm der König unbewehrt entgegen, und ſprach ihm mit weiſen und milden Worten zu, ſo daß Arnulf ihn als Oberhaupt des Reiches erkannte. So gewann Heinrich dem Vaterlande eine mächtige Stütze an dem Baierherzog; dieſem aber, der auf die deutſche Krone verzichtete, verlieh er unter Anderm das Königsrecht: im Baierland Biſchöfe zu ernennen.

Eine andere Königsſorge Heinrich's war: wie er dem deutſchen Reiche das ſchöne Lothringen wieder vereinige, welches ſich von demſelben losgeriſſen. Umſichtig benützte er den günſtigen Zeitpunkt, als in Frankreich, an welches ſich Lothringen

angeschlossen hatte, zwei Könige um die Krone kämpften, und das Glück war seiner Klugheit und Thätigkeit günstig. Um den mächtigen Herzog Giselbert zu gewinnen und in Treuen zu erhalten, nahm er ihn zum Eidam; um den Glauben an seine Unparteilichkeit und das Vertrauen der Franken fest zu begründen, machte er den Frankenherzog Eberhard zum Pfalzgrafen in Lothringen. Der saß zu Aachen, und vor ihm, dem Pfalzgrafen, der den Königsbann pflegte, hatte auch der König Recht zu nehmen; es war ein schönes Amt, welches die Herrlichkeit deutscher Rechtsachtung, wie diese auf dem Begriff der Gleichberechtigung Aller beruhend, in vollem Abglanze zeigte.

Bald verlangte das Vaterland des Königs starken Arm gegen den furchtbarsten Feind in jener Zeit. Abermals waren nämlich (in den Jahren 922 und 923) die Magyaren in zahlreichen Geschwadern hereingebrochen, in zwei Hauptrichtungen die deutschen Lande verheerend; im Süden gen Westen über Baiern und Schwaben bis an den Bodensee hin, im Norden über Sachsen und Thüringen bis nach Bremen; Augsburg zahlte ihnen schwere Summen als Preis der Verschonung, Konstanz loderte in Flammen auf, Magdeburg und Halberstadt waren zerstört. König Heinrich glaubte den Feinden, welche durch ihre unglaubliche Gewandtheit in Reiterangriffen gegen die unbehülflichen deutschen Haufen, — bloß schwerbewaffnetes Fußvolk —, im Vortheile waren, in offener Feldschlacht nicht begegnen zu dürfen, und zog sich bei ihrer Annäherung aus kluger Vorsicht, in die Feste Werla zurück, wo er den sächsischen Heerbann an sich zog, und von wo aus er häufige Streifzüge unternahm. Auf einem solchen Streifzuge wurde (924) einer der mächtigsten und angesehensten Ungarfürsten von den Sachsen gefangen. Dessen war König Heinrich hocherfreut, und bewahrte das kostbare Pfand. Und als die Ungarn Boten zu ihm sandten und ihm für den gefangenen Fürsten reiches Lösegeld antrugen, sprach der König: „Nicht um Gold und Silber, sondern um neunjährigen Frieden soll der Gefangene seine Freiheit wieder erhalten. Demgemäß unterhandelte er ferner mit den Ungarn und brachte wirklich den Abschluß eines Friedens auf neun Jahre zu Stande. Zwar enthielt dieser die demüthigende Bedingung, daß Deutschland seinen drängenden Feinden, den Ungarn, jährlich eine schwere Summe als Tribut

bezahlen müſſe; aber ſchon ſah König Heinrich im Geiſte das Ende der Friſt und der Schmach, und ſchon erwog er die rechten Mittel, um der letzteren ein Ende zu machen; die neunjährige Friedensfriſt aber wollte er getreulich dazu verwenden.

Denn er hatte ſich überzeugt, daß er von Grund aus ein neues Werk bauen müſſe, wenn er mehr als einen bloß zufälligen Erfolg erringen, wenn er deutſches Land und Volk gegen die Angriffe der fremden Dränger dauernd ſicher ſtellen wollte. Er mußte die Wehrhaftigkeit des ganzen Volkes wieder herſtellen, den altgermaniſchen Begriff von Geſammtbürgſchaft mußte er im großartigſten Sinne erweitern. Wie einſt das Haus jedes einzelnen freien Mannes Burg und Heiligthum, ſo ſollten jetzt große Burgen für Genoſſenſchaften erſtehen, in welchen ſich viele Freie unter einem neuen Begriffe geſetzlicher Freiheit als eine einzige große Familie zuſammenfände, verbunden und bereit, Alle für Einen und Einer für alle zu bürgen, zu ſtehen und zu fallen, Rechte zu üben und Pflichten zu erfüllen. Wehrhaftmachung des ganzes Volkes (d. h. aller Freien, denn nur aus Freien beſteht ein Volk, nach uraltgermaniſchem Rechtsbegriff) und Vertheidigung (im Städteweſen) ſtanden im innigſten Zuſammenhange, aus welchem dann zwei großartige Inſtitute hervorgingen, Ritterthum und Bürgerthum, jedes auf altgermaniſcher Genoſſenſchaft beruhend.

Wehrhaft wurde das deutſche Volk gemacht durch die Wiederherſtellung des Heerbannes. Die wichtigſte Ordnung dafür ward auf dem Wormſer Reichstag vom Jahre 926 feſtgeſtellt. Jeder freie Grundſaſſe (nicht mehr bloß der Dienſtmann) mußte auf des Königs Aufgebot binnen drei Tagen die Waffen ergreifen und Heeresfolge leiſten im Dienſt des Vaterlandes; — war doch Waffentragen und Kriegsdienſt bei den Deutſchen ſeit uralter Zeit das freie Recht und Ehre, der Freiheit Merkzeichen. Und wie in einſt alter Zeit, ſollte auch die Jugend frühzeitig im Waffendienſt geübt werden; das „Heergewäte" (die Rüſtung) erbte immer der älteſte Sohn in der Familie, als das koſtbarſte Kleinod und theuerſte Pfand. Mit dieſen Anordnungen hingen die neuen Einrichtungen der Kriegskunſt zuſammen. König Heinrich hatte das Bedürfniß der Zeit richtig erkannt. Die Deutſchen mußten auch zu Roß gewandt fechten können, wie

sie bis dahin zu Fuß in ihren schweren Rüstungen, zum gewaltigen Keil zusammengedrängt, vorzudringen und Stand zu halten gewohnt waren. Der Keil machte der ausgedehnten Schlachtlinie Platz, welche den Angriff durch Deckung vor Ueberfall sicherte; das Roß ergänzte den Mann, die Gewandtheit den wilden Ungestüm. Diese Anordnungen zu vollenden und im Volk einzubürgern, dienten die Kampfspiele zu Fuß und zu Roß; sie erhielten die Geschicklichkeit durch das Ehrgefühl frisch, und die Frauenachtung, dieß schöne Element germanischen Wesens, durch das Christenthum geläutert, bildete sich dabei zu jener wunderbaren Kraft der Minne aus, welche mit Glaube und Ehre zum harmonischen Dreiklang ward, der das Ritterthum während des ganzen Mittelalters durchschallte. Anderseits ging von dem kriegerischen Geiste der ganzen Nation ein großer Theil durch das von Heinrich begründete Vertheidigungssystem in ein neues Institut. Dieses neue Institut war bestimmt, die Keime der alten Freiheitsliebe in sich aufzunehmen, und zu einer eigenthümlichen Blüte zu treiben, die keine der Bildung aus dem Alleinbesitz der Geistlichkeit und des Adels zu übernehmen, und mit der Zeit eben wieder durch die in der geschlossenen Genossenschaft bewahrte Kraft der Freiheit zur allgemein-menschlichen zu machen. — und dieß war das Bürgerthum. Ziemlich allgemein verbreitet ist die Meinung, das gesammte Städtewesen in Deutschland verdanke König Heinrich I seinen Ursprung. Dem ist nicht so. Schon vor ihm bestanden mehr oder minder umfangreiche Städte in Deutschland, theils noch aus den Römertagen, theils aus der Zeit der Christianisirung Deutschlands unter den Frankenkönigen, als Bischofsitze, als Königspfalzen, als Hauptpunkte der großen Handelswege, welche Deutschland durchschnitten, oder als mächtige Gränzwehren. Dieß zugegeben, bleibt Heinrichs Verdienst um die Förderung des Städtewesens und um die Ausbildung des Bürgerthums in demselben noch immer hoch genug anzuschlagen. Insbesondere ist dieß in Bezug auf Sachsen der Fall. Heinrich ließ nämlich sehr viele bis dahin dem Feinde offen daliegende Ortschaften mit Mauern umgeben, so wie ältere in Verfall gerathene Burgfesten wieder herstellen, aber auch der Letzteren viele, besonders an der Saale und Elbe, neu anlegen. In diese ummauerten, durch Walle und Gräben ge-

schützten Schutzburgen und Städte mußte nun, nach König Heinrichs Anordnung, von je neun Dienstmannen, die auf offnem Lande wohnten, der zehnte ziehen („den Burgsitz darin thun"); die übrigen waren gehalten, den dritten Theil aller Früchte innerhalb der Ringmauern zu bringen, welche in Zeiten feindlicher Angriffe zur Zuflucht und Vertheidigung dienen sollten. Noch wichtiger als diese Anordnung war für die Entwickelung einer selbstständigen Lebensthätigkeit der Stadtbewohner die andere Verfügung, daß alle Gauversammlungen, Festlichkeiten und Märkte darin gehalten werden sollten. Das Gefühl materieller Sicherheit wurde nun gehoben durch das der Rechtssicherheit, das Band genossenschaftlichen Zusammenhaltens wurde enger geknüpft durch das Interesse des Verkehrs und durch Antrieb gemeinsamer Freude; beide empfingen von der Kirche den Namen („Messen") und Beschleunigung der Blüte. Wie zur Bewachung der Burgen in denselben oder in ihrer Nähe Burgmannen wohnten mit bestimmten Burglehen, so hießen die Bewohner der ummauerten Ortschaften, der Städte, Burgenses, Bürger, freie Männer, also waffenberechtigt, und des Waffendienstes pflegend. Dieß der Stamm und Kern, — die Geschlechter und Patricier; die Handwerker waren anfänglich meist Unfreie, aber der Geist der Genossenschaftlichkeit wirkte auch auf sie ein, zur Freiheit anregend, wie dieß Ziel ihre Kraft stärkte, bis endlich der Grundsatz galt: daß die Luft der Freiheit frei macht, — eine Stufe in der großen historischen Entwickelung vom Recht des Stärkeren zum Recht der Selbstmündigung. Welche blutige Kämpfe, bis diese Stufe erstiegen, bis die Selbstthätigkeit sich dem Verdienste der Vorfahren gleichstellen konnte! Um aber wieder auf die Zeit König Heinrichs zurückzukommen, so finden wir hier die eigenthümliche Erscheinung: der König will die ganze Nation wieder wehrhaft machen und dadurch einigen; und dennoch spaltet sie sich in zwei große Hälften, von denen jede die Freiheit in ihrem Kreise eifersüchtig bewahrt, und welche über kurz oder lang zum Kampfe gegen einander kommen müssen, so wie sich der Begriff von Freiheit bei der einen als Standesvorrecht und bei der anderen in Ahnung einer künftigen altgeschichtlichen Aufgabe ausbildet; die eine strebt in die Höhe, das Ritterthum, — die andere in die Tiefe, das Bürgerthum; jenes soll

einen poetiſchen Glanz, dieſes eine ewige Reproduktionskraft zum Looſe bekommen; jenes den Ruhm der Nation eine Zeitlang vertreten, dieſes ihren Kern mit allen Organen der Freiheit für alle Zeiten erhalten und bewahren; jenes die Vergangenheit, dieſes die Zukunft für ſich haben. Möchte das Letztere nie vergeſſen, aus welchen Grundſtoffen es erwuchs, und wie es gedieh, — welche Aufgabe ihm von Anfang her geſetzt war, und daß dieſe Aufgabe noch heute dieſelbe iſt; daß Waffentragen des Freien, welcher Bürger wurde, erſtes geſchichtliches Recht war, daß der König der Deutſchen es für ſeine heiligſte Pflicht hielt, den Freien, welche in Städten zuſammentraten, das alte Recht der Gauverſammlungen nunmehr in dieſen zuzuerkennen; ſie waren öffentlich und mündlich, jeder freie waffenfähige Mann mußte dabei erſcheinen; uraltgermaniſcher Rechtsgrundſatz iſt's: „mitzurathen, wo mitgethatet wird", und nur von Rechtsgenoſſen Recht zu empfangen.

Nachdem König Heinrich das deutſche Volk wieder wehrhaft gemacht, gab er ihm auch Gelegenheit, ſich in den Waffen zu üben. Der Kampf gegen einen Feind Deutſchlands ſollte zugleich eine Schule des Kampfes gegen den andern werden. Heinrich entrollte das deutſche Banner zuerſt gegen die Slaven, ſo lange der Frieden mit den Ungarn noch währte. Uebrigens waren die Erſteren, wenn ſie gleich weniger Schrecken einflößten, als die Ungarn, dem deutſchen Volke doch eben ſo gefährlich. Mag man vom ſlaviſchen Standpunkte aus den Ankampf der Deuſchen gegen die Slaven als ungerecht verdammen, mag man deutſcher Seits zugeſtehen, daß der Glaubenseifer in Bekehrung der Slaven hauptſächlich nur ein guter Anlaß zu ihrer Germaniſirung, und daß dieſe gewaltſam war, — die Deutſchen befanden ſich damals den Slaven gegenüber im Fall der Nothwehr. Sie mußten angreifen, um nicht überſchwemmt zu werden; ſie mußten die Slaven durch die Chriſtianiſirung zugleich germaniſiren, wenn ſie ſelbſt nicht zu Sklaven der nach immer größerer Ausdehnung ſtrebenden Slaven werden, wenn ſie ſelbſt nicht am Ende ihr ganzes Volksthum mit allen Errungenſchaften, welche dieß dem Chriſtenthum verdankte, aufgeben wollten. Zumal bei der heimlichen Freundſchaft zwiſchen Slaven und Magyaren, welche nicht weggeläugnet werden kann, galt es für die Deutſchen

um Leben oder Tod. Dieß Verhältniß ersah König Heinrich klaren Blickes; bevor er das Volk zum Widerstand gegen die Magyaren führen konnte, mußte es sich selbst durch des Schwertes Ansehen (weil dadurch allein Ansehen zu gewinnen) vor den Slaven sicher gestellt haben. Anlaß zum Angriff der Slaven boten ihm diese selbst durch die Einfälle, welche sie auf deutschen Grund und Boden unternommen. Lange hatten sie's ungestraft gethan, nun sollten sie erkennen, daß eine andere Zeit aufgegangen. Es war im Winter des Jahres 926, als die Feldzüge gegen die Slaven, diese ernsten Waffenproben des deutschen Volkes, begannen. Zuerst gegen die Häveller. Welch eine Erbitterung der Deutschen und der Slaven! Auf der Spiegelfläche des Eises standen sie einander gegenüber und fochten und rangen im Schweiß des Angesichts; endlich fiel Brennabor (Brandenburg) in der unverdrossenen Deutschen Gewalt. Dann empfanden die Dallminzier im heutigen Meißen die Wiederherstellung deutscher Volksbewaffnung. König Heinrich erbaute eine feste Grenzburg zur Sicherung gegen die slavischen Angriffe. Was die Burgen im Kleinen, sollten die Marken im Großen erfüllen (so die Markgrafschaften Nordsachsen und Meißen); und deutsche Ansiedler, in die bezwungenen slavischen Länder versetzt, sollten den Sieg des germanischen Wesens daselbst in unblutiger Weise vollenden. Böhmen, gleichfalls von Slaven ersessen, wurde als abhängig vom deutschen Reiche, — ein Versuch der Böhmen, ihre Selbstständigkeit zu behaupten, als Abtrünnigkeit betrachtet. Deßhalb unternahm König Heinrich auch gegen Böhmen einen Zug, mit nicht geringerem Glückserfolg; er nahm Prag und erzwang die Zinspflichtigkeit der Böhmen an das deutsche Reich, als Anerkennung ihrer Abhängigkeit von demselben. Da versuchten aber die Slaven alsbald neuen Ankampf gegen die Deutschen, — die Völkerschaften der Rhedarier und Obotriten an der Spitze der slavischen Bewegung; es war das letzte Auf- und Gegenstreben slavischen Wesens in jener Zeit. König Heinrich erstickte ihn nicht in selbsteigener Person, sondern durch zwei sächsische Grafen, Bernhard und Thiatmar; die schlugen bei Luncin (Lenzen) die slavische Macht so völlig, daß germanische Sitte und Christenthum, wie's mit derselben eins geworden, in jenen Gegenden keinen Widerstand mehr fanden,

um das ſlaviſche Weſen umgeſtaltend zu durchdringen. Der König blickte von dieſen Feinden ſchon auf andere, auf die Normanen, welche deutſches Land und Volk ſeit geraumer Zeit, bis zum Siege König Arnulfs an der Dyle bei Löwen ſo furchtbar bedrängt hatten, wie die Ungarn, und welche jetzt abermals Luſt hatten, in's deutſche Reich einzufallen. Dafür brach nun König Heinrich in deren eigene Heimath, in Dänemark ein, richtete ſiegreich das Kreuz wider ſie auf, und, um das Reich gegen ſie zu ſichern, erwuchs durch ihn die Markgrafſchaft Schleswig, ein germaniſch-chriſtliches Bollwerk, durch tüchtige Sachſenhelden vertheidigt, welche Heinrich in dieſelbe verpflanzte.

Dieß die Thaten König Heinrichs zur Sicherung der deutſchen Gränzen gegen die Feinde. Nun ein Blick auf das Verhältniß zu den Ungarn.

Als der Friede mit dieſen zu Ende ging, erſchienen ihre Geſandten im Jahre 932 und verlangten den Tribut. Statt deſſelben ward ihnen die Antwort: „Kein Tribut mehr den Feinden! Auf dem Schlachtfeld ſoll ſich's zeigen, daß der Uebermuth endlich Züchtigung finden werde.“ Einer Sage nach hätte ſich der abweiſenden Antwort noch Hohn zugeſellt, und ein räudiger Hund wäre ſtatt des Tributs den ungariſchen Geſandten geſchickt worden. Da zogen die Geſandten zornentbrannt fort, und bald genug erſchienen die Ungarn in zahlreichen Geſchwadern, um Rache zu nehmen und Beute zu holen. Ueber Süddeutſchland erging der erſte Zug der verheerenden und plündernden Schaaren. Dann ergoſſen ſich neue durch Böhmen über Norddeutſchland. Nicht weit vom heutigen Wurzen, bei einem Ort, genannt Vichin, gewannen ſie einen Sieg über das deutſche Heer, welches ſich unter König Heinrichs Anführung ihnen entgegenſtellte; dann theilten ſie ſich in zwei große Geſchwader. Das eine überzog Thüringen und verheerte es auf das Entſetzlichſte, bis es endlich bei Jechaburg, nicht weit von Sondershauſen, Widerſtand fand; an Sachſen und Thüringern, mannhaften Schaaren, von zwei ſächſiſchen Grafen (Siegfried und Hermann) angeführt, brach ſich zuerſt der wilde Ungeſtüm der Ungarn und der Ruf ihrer Unüberwindlichkeit. Das andere große Geſchwader wollte in's öſtliche Sachſenland eindringen. Es ſtand

aber nicht weit von Merseburg eine feste Burg, worin Graf Wido mit seiner Hausfrau, des Königs Schwester, war; die Ungarn, so wie sie vernahmen, daß darin reiche Beute zu finden sei, ritten dahin, um sie zu erobern. Aber Wido vertheidigte sich tapfer, und mittlerweile zog König Heinrich mit großer Heereskraft herbei, um den Feinden die Spitze zu bieten. Da ritten sie von Wido's Burg fort, nördlich gen Sachsen. Als der König sie traf, stellte er seine Schaaren in Schlachtordnung und sprach: „Heute gilt's! Heute laßt uns, lieben Landsleute, der Tapferkeit und des Ruhms unserer Väter gedenken! Helf uns Gott, daß wir, ihrer würdig, die deutsche Erde von der Botmäßigkeit der Feinde, und den deutschen Namen von aller Makel erretten. Frohen Muths, Landsleute! da wir um solche Güter, für's Theuerste und Heiligste kämpfen, wird Gott mit seiner Kraft bei uns seyn, und hilft uns streiten!" Des Königs Selbstgefühl und Gottvertrauen erfüllte auch das wehrhafte Volk, zu Fuß und zu Roß trefflich geübt und voll Begier, sich zu Roß mit den wilden Reitern, den Magyaren, zu messen; ein tüchtiger Kern war dabei in den Friesen zu schauen, ein herrlicher Stamm, der, was von ihm zu halten sei, durch sein Landrecht zu erkennen gab, worinnen der Hauptspruch stand: „Die Friesen sollen frei seyn, so lange der Wind aus den Wolken wehen und die Welt stehen wird." Solcher Sinn, im Volksrecht ausgesprochen, trifft den Feind in der Schlacht. Als diese losbrach, war's ein Kampf gegen die Ungarn nicht bloß, war's auch ein Wettkampf unter den Deutschen selber um den Preis der Tapferkeit. Vergeblich jetzt die so lang gefürchteten Reiterkunststücke der Ungarn; sie schreckten und verwirrten die Deutschen nicht mehr; jetzt konnten diese sie vereiteln und gleichfalls ausführen, den Feind dadurch zersplittern, während die Kämpfer zu Fuß in Massen Bahn brachen und niederschmetterten. So ward den Deutschen der Sieg zu Theil, und in wilder Verwirrung flohen die Ungarn vom Wahlplatz, weiter und immer weiter bis gen Dalemincien hin. Ihr Lager mit der reichen Beute ward von den Deutschen erobert, eigentlich nur altes Eigenthum der Deutschen, von den Ungarn geraubt und nun wieder in rechtmäßigem Besitz. Nach diesem Siege ließ König Heinrich, welcher nicht ohne Grund neue Angriffe der Feinde besorgte, sein Heer den Winter über in Thüringen bleiben und blieb selbst in der festen

Burg Werla, um rasch an der Spitze der Schaaren stehen zu können, so wie der Tag der Gefahr ihn berief.

Und bald brach dieser Tag an. Im folgenden Jahre (933) begannen die Ungarn ihre Einfälle in Thüringen, erneuerten sie ihre Angriffe. König Heinrich wußte klar, was er wollte, und that rasch, was er sollte. Zuerst kleine Gefechte; dann lockte er sie durch einen geringen Schwarm, den er eigens abgeschickt, daß sie zum Angriff seiner ganzen Macht sich zusammenthaten, die er bei Keuschberg, unfern von Merseburg, in günstiger Stellung geschaart hatte. Furchtbar war der Angriff der Ungarn; ihr wildes Kampfgeschrei erscholl weithin, die Deutschen aber stimmten fromme Gesänge an, und wohl war's auch ein Gottesstreit, diese Entscheidungsschlacht; denn ein Gottesstreit ist's immer, wenn ein Volk um Ehre und Freiheit kämpft; Volkssache ist Gottessache; selbst wenn ein Volk in einem solchen Kampfe unterliegt, ist das Unterliegen Dessen, der lieber Tod als Schande und Knechtschaft will, belebend und fruchtbringend für alle Zeiten. Damals gab Gott den Deutschen den Sieg, so gewaltig auch der Feinde Macht und Grimm war, und wenn auch die Hoffnung fast schon verloren schien. König Heinrich war überall, wo das Volk, von den Feinden bedrängt, seiner bedurfte; und so soll ein König seyn, im Krieg wie im Frieden, seines Volkes eingeborner Erster durch die That, und so fühl' ihn dann auch das Volk, ein freies, das heißt das beste, das wahre als wahren König; so mag's wohl denken, wie's damals dachte: daß dem König Heinrich ein Engel Gottes voranging und ihn deckte. Diese Schlacht entschied die Achtung der Magyarn vor deutscher Tapferkeit, die Sicherheit Norddeutschlands vor ihren Angriffen. Weit und weit waren sie, — glücklich dem Schwert der Sieger zu entrinnen, in rasender Verwirrung geflohen, — ihre Anführer als Leichen, ihre Beute und Feldzeichen zur Verherrlichung des Sieges den Siegern auf dem Wahlplatze zurücklassend. König Heinrich aber fand für jenen Tag den Schlußstein seines ganzen Lebens, keinen schönern Dank, als den Zuruf des Volkes: „Vater des Vaterlandes!" Damals galt in diesem Ruf noch jedes Wort, damals hatte ihn Schmeichelei noch nicht entweiht und bedeutungslos gemacht. Und nicht bloß durch diese Schlacht vom Jahre 933, hauptsächlich auch durch die Saatkörner des Bürgerthums, die er gelegt, hat König Heinrich, der Sachse,

den Namen „Vater des Vaterlandes“ vollgültig verdient. Die Saat ging auf und trug Frucht; was Herrliches im Vaterland in neuerer und neuester Zeit geworden, was je in künftigen Zeiten an Heil und Ehren aus ihm erwachsen wird, es erhob und erhebt sich aus der starken Wurzel des deutschen Bürgerthums, der gesunden Wurzel deutschen Staatslebens jetzt und immerdar.

König Heinrich überlebte nicht lange die Freude, daß er alle Sorgen und Mühen seines Lebens durch einen glorreichen Erfolg gekrönt sah! Wie Wenigen wird diese Gunst des Schicksals zu Theil! Und doch ist der, dem sie nicht zu Theil wird, nicht minder glücklich, wenn er nur treu und fest im Streben nach dem, was er als seines Lebens Ziel erkannt, ausgeharrt hat. Das ist das Große der sogenannten Kleinen auf der Erde; die großen Großen sind gezählt, die hinschreiten können inmitten der Kraft, wenn sie das gethan, wofür sie auftreten; sei's daß sie in frischer Jugend oder im vollen Mannesalter hinscheiden mußten, gleichviel, wenn sie nur vollbracht, was sie vollbringen sollten, und wenn sie's bewußt vollbracht!

König Heinrich war noch ein vollkräftiger Mann, als ihn 935 ein Schlagfluß traf. Er fühlte, daß von da an seine Kraft im Abnehmen sei, und war auf das Schicksal Deutschlands bedacht, wer die Krone würdig und zum Heil des Volks tragen würde. Was ehrt ihn mehr, als daß er, vom Volke hochgeehrt, die Rechte der Fürsten ehrte, die dessen Rechte vertraten? Er versammelte sie in Erfurt, welches damals Erpesfort hieß, auf daß sie durch freie Wahl seinen Nachfolger bestimmen möchten. Mochte er auch wünschen, daß die Würde eines deutschen Königs bei seinem Hause bliebe (der Wunsch ist entschuldbar, weil Heinrich die deutsche Krone wieder zu Ehren gebracht) — er achtete das uralte Volksrecht der Wahl. Deßhalb befolgte er, wie er in seinem Ansehen wohl gekonnt hätte, das verderbliche Beispiel der Frankenkönige nicht, welche das Reich bloß wie ein Familiengut betrachtet, und es unter die Söhne getheilt hatten, auf daß jeder zufriedengestellt werde. Sein Sohn aus erster Ehe mit jener Hadeburg, — Thankmar hieß derselbe — kam nicht in Betracht. Von seinen Söhnen, die ihm Mathilde geboren, hieß der erste Otto, der zweite Heinrich; Otto war ihm geboren worden, als

er noch bloß Sachsenherzog und nicht schon König der Deutschen war; als er die Krone der Deutschen trug, hatte ihm Mathilde Heinrich geboren, und darauf mochte dieser wohl Hoffnung begründen, daß ihm jene Krone zu Theil werden würde. Aber die Fürsten wählten Otto zum König der Deutschen. Der König empfahl diesen seinen Sohn, einen Mann voller Thatkraft und Ehrbegierde, voll hoher Gedanken für die Herrlichkeit der Würde eines Königs der Deutschen.

Als König Heinrich zu Erfurt jenes Werk bestellt, zog er gen Memleben an der Unstrut in der güldnen Au; da ward er krank und fühlte, daß seine letzte Stunde nahe sei. Also nahm er Abschied von seiner geliebten Hausfrau Mathilde, und starb, während sie in der Kirche für ihn betete, umgeben von seinen Söhnen und den ältesten Sachsenfürsten, am 2 Juli des Jahres 936. Seine Leiche ward nach Quedlinburg gebracht, der Stadt, die er gegründet und immerdar lieb und werth gehalten hatte.

„Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist," hatte das Volk beim Ausgange des Karolinger gerufen; — „wohl dem Lande, dessen König ein Mann ist," konnte es rufen, als König Heinrich, der Sachse, die deutsche Krone trug. Das war ein Mann im vollen Sinne des Wortes, und so lange deutsche Bürger leben, soll König Heinrichs in hohen Ehren gedacht werden! Den Vogelsteller nennt ihn die alte Volksüberlieferung. Ja wohl ein Vogelsteller! Hat er doch den deutschen Adler wieder zurecht gestellt! Und behalte doch das deutsche Volk vom Adler für alle Zeiten den rechten Adlersblick und das Königliche, daß es über allen Völkern der Erde sei, König der Gedanken, wie der Adler König in Lüften, nah auf die Freiheit blicke, wie der Adler in die Sonne.

Eduard Duller.

Kaiser Otto I.

Vom Grabe seines Vaters zu Quedlinburg zog Otto, begleitet von den Fürsten, welche ihn noch bei Lebzeiten König Hrinrichs zum Oberhaupt des Reichs erwählt hatten, nach Aachen zur Krönung. Es war am 8 August des Jahres 936, als in einer Halle neben dem Dom die Herzoge von Franken, Lothringen, Baiern und Schwaben zusammen traten, im Namen der Volksstämme, an deren Spitze sie standen, die Wahl Otto's von Sachsen erneuerten, und ihm als König der Deutschen huldigten. Hierauf begab er sich mit ihnen in den Dom, wo das Volk versammelt war und auf den Anruf des Erzbischofs von Mainz frohlockend mit aufgehobenen Händen die Wahl anerkannte. Ueber das Recht, wem es gebühre, den König zu krönen, hatten die drei Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier Streit erhoben, welcher also verglichen worden, daß der Erzbischof von Mainz, als Primas von Deutschland, den König mit dem Schwerte Kaiser Karls des Großen umgürtete, ihm dessen Mantel und Armringe anthat, ihm Scepter und Stab übergab, ihn mit dem geweihten Oele salbte, und ihm dann mit Hülfe der beiden andern Erzbischöfe die Krone auf's Haupt setzte; hierauf führten alle Drei ihn zwischen zwei Marmorsäulen hindurch zum Throne. Bei dem Krönungsmahle, welches im Kaiserpalast Karls des Großen stattfand, saß König Otto am Marmortisch und die Fürsten des Reichs bedienten ihn; Herzog Giselbrecht von Lothringen war der Wirth, weil die Stadt Aachen zu seinem Lande gehörte; die Besorgung des Mahls ward dem Herzog Eberhard von Franken

zu Theil, das Mundschenkenamt dem Herzog Herrmann von Schwaben, das Marschallsamt dem Baierherzog Arnulf. Dieß ist der Ursprung der Reichserzämter.

Otto stand, als er die Krone empfing, in der Fülle seiner Kraft, und bald fand er Gelegenheit, sie durch die That zu beweisen, seinen Muth, seine Ausdauer an den Tag zu legen. Er besaß glänzende Eigenschaften, wie ein König deren bedarf, wenn er sein schweres Amt genügend verwalten will, Gerechtigkeitsliebe und Milde, Umsicht und durchgreifende Festigkeit des Karakters. Ungeachtet dieser Eigenschaften konnte er Unruhe und Zwiespalt im eigenen Hause nicht vermeiden und den alten Stammhaß zwischen Franken und Sachsen, welcher unter der Herrschaft seines Vaters Heinrich völlig ausgeglichen schien, nicht so leicht versöhnen; und zwar aus dem Grunde, weil er, die Vergrößerung und Befestigung der Macht seines Hauses allzusehr anstrebend, die großen Herzogthümer mit Gliedern seiner Familie zu besetzen suchte; er hoffte sich hierdurch ihrer Treue zu versichern und den Verband der Reichseinheit um so fester zu schließen, mußte jedoch ganz entgegen gesetzte Folgen dieser Politik erfahren.

Seine erste Handlung als König war ein Zug gegen den trotzigen Herzog Boleslav von Böhmen, welcher seinen Bruder Wenzeslav ermordet hatte und das oberlehnsherrliche Ansehen der deutschen Könige über Böhmen nicht anerkennen wollte. Otto sandte zwei Heere gegen Boleslav, welcher jedoch lange Jahre (bis 950) den kräftigsten Widerstand leistete. Des Königs Thätigkeit war gleichzeitig auch an andern Orten in Anspruch genommen; insbesondere in Baiern, wo nach dem Tode des Herzogs Arnulf (937) dessen Söhne, die Oberlehnsherrlichkeit des Königs nicht anerkennend, als unabhängige Fürsten herrschen wollten. Rasch wandte sich Otto mit Heereskraft gegen sie und das Glück war ihm hold. Er nahm den Söhnen Arnulf's das Land Baiern und übergab es ihrem Oheim Berthold, bestellte jedoch, als Gegengewicht der herzoglichen Gewalt, die Pfalzgrafenwürde und verlieh sie Arnulf, einem der drei Brüder; der Pfalzgraf saß zu Regensburg.

Die alte Eifersucht zwischen Franken und Sachsen kam dadurch zum Ausbruch, daß die Ersteren, welche noch immer nicht vergessen konnten, wie lange Zeit die Könige nur aus fränkischem Stamm gewählt worden waren, nunmehr unter dem

zweiten Könige von sächsischer Abkunft überall die Sachsen begünstigt und ausgezeichnet zu sehen wähnten. Von allen Franken empfand dieß keiner mit größerem Groll als Herzog Eberhard, derselbe, welcher einst nach seines Bruders Konrad Tod ein so herrliches Beispiel von Uneigennützigkeit, Selbstverläugnung und deutscher Treue gegeben hatte. Seine Erbitterung wurde auf's äußerste gereizt, als ihm König Otto, wegen Bruch des Landfriedens, auf dem Reichstag zu Magdeburg im Jahre 936 mit einer schweren Vermögensstrafe belegte und seine Anhänger zu der Strafe des Hundetragens verurtheilte. Während sich nun Otto in Baiern befand, verband sich Eberhard mit Thankmar, des Königs Stiefbruder, welcher sich von Otto zurückgesetzt glaubte, in Sachsen offene Fehde erhob und die Ehresburg eroberte; Eberhard nahm Otto's jüngeren Bruder Heinrich gefangen. Doch rasch wandte sich von beiden Verbündeten das Glück, als der König aus Baiern zurück eilte, und, durch die Treue seiner Sachsen unterstützt, die Ehresburg wieder in seine Gewalt bekam. Vergeblich hatte er seinen Stiefbruder zu Frieden und Versöhnung aufgefordert; Thankmar widerstand ihm trotzig, wurde jedoch bei der Einnahme der Ehresburg in der Kirche, in welche er sich geflüchtet, am Altare durch einen Lanzenwurf getödtet. Als sich Eberhard überzeugte, daß ihm bei des Königs raschem Waffenglück nur Unterwerfung übrig blieb, heuchelte er diese und schuf dem König in dessen Bruder Heinrich, welchen er noch als Gefangenen bewahrte, einen neuen, gefahrlichen Feind. Heinrich trachtete selbst nach der Krone und glaubte deßhalb ein Recht auf dieselbe zu haben, weil er, wiewohl der jüngere Bruder, doch im Purpur geboren sei; darum lieh er den Worten Eberhards, als ihn dieser zur Empörung reizte, gern sein Ohr. Beide wußten ihre wahren Gesinnungen trefflich zu verbergen; Eberhard gab den gefangenen Heinrich frei und erhielt auf dessen Fürbitte, so wie auf die des Erzbischofs Friedrich von Mainz, welcher mit ihnen heimlich im Bunde war, des Königs Verzeihung. Heinrich säumte nicht lange, seine verrätherische Absicht zu verwirklichen und begab sich zu des Königs Schwager, dem Herzog Giselbert von Lothringen, welchen er gleichfalls zum Abfall bewog. Lothringen sollte der Sammelplatz aller Feinde, in deren Bund auch der König von Frankreich, schon damals nach der Oberherrlichkeit über Lothringen trachtend,

eintrat, — der Heerd des Krieges werden. Bald fielen auch die Bischöfe von Mainz und Straßburg von König Otto ab, und dieser befand sich in nicht geringer Gefahr, als das Glück plötzlich auf seine Seite trat. Wie seine eigenen Verwandten gegen ihn, so standen jene Eberhards, die salischen Grafen, treu für ihn. Es waren Udo, Herrmann und Konrad Kurzbold, der Letztere Graf in Niederlahngau, klein von Gestalt (daher sein Beiname), aber berühmt und in Liedern gefeiert, wegen seiner erstaunlichen körperlichen Kraft, seines Muths und seiner Weisheit. Es war im Jahre 939, als Giselbert und Eberhard, von einem Zug in Otto's Erblande mit reicher Beute zurückkehrend, bei Andernach an den Rhein kamen; die salischen Grafen waren ihnen gefolgt und hatten Kundschaft erhalten: das feindliche Heer sei bereits über den Strom geschifft, Giselbert und Eberhard aber saßen noch sorglos beim Mahl diesseits des Rheins. Rasch unternahmen jetzt die salischen Grafen den Angriff, Eberhard vertheidigte sich heldenhaft, bis er, aus vielen Wunden blutend, zu Boden sank und den Geist aufgab; Giselbert gewann einen Kahn, aber in demselben Augenblick, als er hineinsprang, durchstach ihn Konrad Kurzbold mit der Lanze und blutend stürzte er in den Strom, der ihn verschlang. Nun flüchtete Heinrich zu dem König von Frankreich, welcher jedoch Otto's kühnen Angriffen nicht lange Widerstand zu leisten vermochte, und sich genöthigt sah, Frieden zu schließen. Lothringen unterwarf sich und Otto verzieh allen Theilnehmern an der Empörung, — auch seinem Bruder Heinrich.

Gleichwohl vermochte dieser den Reiz der Herrschsucht noch nicht zu bezähmen und ließ sich von demselben so weit hinreißen, daß er in Verbindung mit mehren mißvergnügten sächsischen Großen einen Anschlag zur Ermordung des Königs unternahm; zu Quedlinburg, wo Otto im Jahre 941 Ostern feiern wollte, sollte der Anschlag ausgeführt werden. Zum Glück wurde das Vorhaben noch zu rechter Zeit entdeckt, und die Verschworenen, bis auf Heinrich, büßten mit dem Leben. Verlassen irrte nun Heinrich von einem Orte zum andern und suchte endlich die Gnade des Bruders wieder; sie ward ihm, als er diesem zu Füßen sank; so vollständig hatte Otto verziehen und vergessen, daß er, als nach Berthold's Tode (947) das Herzogthum Baiern erledigt ward, es Heinrich übertrug, zu nicht geringem Mißvergnügen der Baiern, welche statt des

Fremden lieber die Söhne des eingeborenen Herzoggeschlechtes erhöht sehen wollten, denn noch lebte ein Sohn Berthold's und Arnulf der Pfalzgraf zu Regensburg. Heinrich aber blieb von jener Zeit an seinem Bruder und dem Reiche getreu.

Wie Otto das Herzogthum Baiern an sein Haus gebracht, so verschaffte er auch seinem Sohne Ludolf die Herzogswürde über ein großes und mächtiges deutsches Land, indem er ihn mit der Tochter des Herzogs Herrmann von Schwaben vermälte, nach dessen Tode Ludolf die Herrschaft antrat. Seinem Eidam, dem salischen Grafen Konrad dem Rothen, übergab er das Herzogthum Franken und später auch noch das Herzogthum Lothringen. Sein Stammherzogthum Sachsen erhielt Herrmann Billung, welcher den Krieg gegen Boleslav von Böhmen geführt und sich durch kühne Thaten gegen die Slaven auszeichnete.

Wider diese focht mit dem größten Glück der gewaltige Markgraf Gero, der von sich rühmen konnte, daß er eben so viele Siege errungen als Schlachten geschlagen, auf dem jedoch auch der Vorwurf lastet, daß er seinen Ruhm durch Treulosigkeit befleckte; denn als er vernommen hatte, daß dreißig verbündete Slavenfürsten ihn überfallen wollten, lud er sie zu Gast, machte sie trunken und ließ sie in diesem Zustand ermorden. Die Sicherung Deutschlands gegen die Slaven, die Bekehrung derselben, die Auflösung ihres Volksthums durch Einführung deutscher Sitte, deutscher Lehens- und Gauverfassung, die Befestigung des Christenthums durch Errichtung von Bisthümern (wie Magdeburg und Havelberg), betrachtete König Otto als eine von den Hauptaufgaben seines Lebens. Und allerdings war die Vollbringung dieses Werkes von der höchsten Wichtigkeit für Deutschland; nicht zu rechtfertigen dagegen ist die Art, wie es vollbracht wurde, die rohe Barbarei, mit welcher die Deutschen den besiegten Slaven begegneten; der alte Nationalhaß gegen die Unterdrücker mußte eben dadurch als Tücke fortglimmen. Von allen slavischen Völkerschaften setzten die Wenden den Deutschen den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Nach harten Kämpfen gelang es dem Markgrafen Gero im Jahre 940 sie vollständig zu besiegen; doch versuchten sie im Jahre 955 eine allgemeine Empörung; Herrmann Billung gerieth in die äußerste Gefahr, bis der König selbst ihm schnell zu Hülfe zog. Am Einfluß der Dosse in die

Havel ſchlug er ſein Lager auf, wurde jedoch von den Obotriten, Ukrern, und andern ſlaviſchen Völkerſchaften vollſtändig eingeſchloſſen; Hungersnoth und Seuchen bedrängten überdem ſein Heer. In dieſer Gefahr erſchien Markgraf Gero plötzlich als Retter und errang am 16 Oktober 955 einen glänzenden Sieg über die Feinde. Auch gegen die Polen focht Markgraf Gero mit Glück; zweimal überwand er Herzog Mieſiko (958 und 959). Ein Sieg über ſlaviſche Völkerſchaften in der heutigen Lauſitz (963) war des gewaltigen Markgrafen Gero letztes Waffenwerk; er erkaufte dieſen Sieg mit dem Verluſte ſeines Sohnes, und ſo mächtig kam der Gram über ihn, daß er nach Rom pilgerte, dort ſein Schwert auf den Altar des heiligen Petrus legte, den Harniſch austhat und den Reſt ſeiner Tage demüthig im Mönchsgewande verlebte. Er ſtarb im Jahr 965.

Wie gegen die Slaven ſo ſuchte König Otto die Gränzen des Reiches, deutſche Art und das Chriſtenthum auch gegen die Dänen zu ſichern, und im Norden auszubreiten. Das war der geiſtige Lebenspuls, welcher die Kraft der gewaltigen Naturen jener Zeit bewegte, das erſte Geſetz, welches ihnen Halt und Richtung gab. Sie begriffen das Ewige der Chriſtuslehre nicht, ſie waren bloß überwältigt von der höheren Nothwendigkeit, und ſtark in ihrer Liebe wie in ihrem Haſſe, ihr Leben einſetzend, fochten ſie die Sache friſch mit dem Schwerte aus, und bauten Dome, ſtifteten Klöſter. Bei der durchgreifenden Hälftung der mittelalterlichen Weltanſchauung that der Laie, was ihm zunächſt lag, — eben die friſche That und baute ſich ſo die Brücke nach dem Jenſeits, wo das Verdienſt der Vermittler in der unſichtbaren Welt begann. Doch zurück jetzt von dieſer Betrachtung zu Otto und den Dänen. Sie hatten, aus ihren Gränzen hervorbrechend, die Mark Schleswig zerſtört, welche König Heinrich I. zum Schutze des deutſchen Reiches wider ſie aufgerichtet und mit deutſchen Anſiedlern verſehen. Sobald König Otto dieß vernahm, brach er mit Heereskraft wider die Dänen auf (948), und drang bis an die Spitze von Jütland vor; eine Ueberlieferung meldet: er habe ſeine Lanze in die See geſchleudert, und der Meerbuſen davon den Namen „Ottenſund“ erhalten.

Harald Blauzahn, der Dänenkönig, bei Schleswig geſchlagen, mußte ſein Reich dem König der Deutſchen zu Lehen

übertragen und sich taufen lassen. Otto aber erweiterte die Gränzen der Mark von der Eider bis zur Schleie, und errichtete drei Bisthümer, zu Schleswig, Ripen und Aarhus.

So stand König Otto hochgeehrt an der Spitze des deutschen Reiches, dessen Ansehen er wider die Feinde befestigt; und weithin erging der Ruf von seiner Herrlichkeit. Auch nach Italien drang derselbe, wo seit geraumer Zeit alle Verhältnisse in der größten Verwirrung waren. Der Ausgangspunkt dieser Verwirrung lag in der Stellung des durch Karl den Großen wieder hergestellten abendländischen Kaiserthums. Seit Arnulf hatte kein deutscher König die Kaiserwürde erlangt, und war diese der Gegenstand der heftigsten Streitigkeiten gewesen. Die Könige Lombardiens, die griechischen Kaiser (denen Apulien und Kalabrien gehörten) und noch andere fremde Fürsten machten darauf Ansprüche. Während von Norden Ungarn, von Süden her Araber die herrliche Halbinsel auf das Furchtbarste bedrängten, fehlte dem alten natürlichen Mittelpunkte Rom, die durch die geistliche Herrschaft verjüngte gesammelte Kraft; denn es fehlte der sittliche Antrieb; die Autorität der Bischöfe von Rom (Päbste) schwand unter den Umtrieben einer von schamlosen Frauen geleiteten Adelspartei. Nach vielem Wechsel der Könige von Italien behauptete sich endlich als solcher Berengar, Markgraf von Ivrea, welcher im Verdachte stand, daß er sich seines Nebenbuhlers, des Königs Lothar, durch Gift entledigt habe; gleichwohl wollte er dessen Wittwe, die schöne und geistreiche burgundische Königstochter Adelheid zwingen, sich mit seinem häßlichen Sohne Adalbert zu vermählen. Als sich Adelheid dessen weigerte, ließ Berengar sie auf einem Schlosse am Gardasee gefangen halten. Nach vier Monaten entfloh sie mit Hülfe eines getreuen Kapellans, nach der festen Burg Canossa, deren Herr, Azzo, sie gegen Berengars Angriffe mannhaft vertheidigte. Die zwanzigjährige schöne Königswittwe Adelheid aber wendete sich nun von Canossa aus an den deutschen König Otto, welcher seine Hausfrau Edith durch den Tod verloren hatte, bat ihn um Rettung aus ihrer schweren Bedrängniß, und bot ihm mit ihrer Hand zugleich das Königreich Italien an. Otto säumte nicht, und erschien, an der Spitze eines stattlichen Heeres, bei welchem sich sein Sohn Ludolf und sein Bruder Heinrich befanden, im Jahre 951 in Italien.. Bei

seiner Ankunft ließ Berengar von der Belagerung Canossas ab, und seine Anhänger verließen ihn; Pavia ergab sich dem Könige der Deutschen, welcher alsobald in dieser alten Hauptstadt des longobardischen Reiches seine Vermählung mit Adelheid in großer Pracht und Herrlichkeit feierte. Im nächsten Jahre kehrte er mit seiner schönen Hausfrau nach Deutschland heim, indem er den Herzog Konrad von Franken und Lothringen in Italien zurückließ. Der Ueberredungskunst Konrads gelang es, daß sich Berengar entschloß, sich dem König Otto zu unterwerfen und zu diesem Ende nach Deutschland zu ziehen; dort würde ihn Otto, (so versprach Konrad dem Berengar) mit Italien belehnen. Demgemäß handelte Berengar und erkannte also hiemit thatsächlich die Oberlehensherrlichkeit des Königs der Deutschen über Italien an. Aber durch die Einreden seiner Gemahlin Adelheid bewogen, ließ Otto den Berengar, als dieser nach Magdeburg kam, drei Tage lang warten, und gab ihm endlich keinen andern Bescheid, als daß sich Berengar vom Frühjahr bis zum Herbst mit der Belehnung gedulden solle. Ottos Bruder, der Baierherzog Heinrich, war hiebei nicht ohne Einfluß gewesen, und als Otto später dem Berengar auf dem Reichstag zu Augsburg das Königreich Italien verlieh, behielt Heinrich die Marken Verona und Aquileja.

Dieß Benehmen verletzte nicht sowohl Berengars Stolz, als es auch den Herzog Konrad auf's Empfindlichste kränkte, weil er sich dadurch in Beziehung auf sein Versprechen gleichsam der Lüge geziehen wähnte; nicht minder erbittert war Ludolf, des Königs Sohn aus erster Ehe, über den Einfluß seiner schönen Stiefmutter; er befürchtete auch, daß neue Erben seine Ansprüche beeinträchtigen würden. Eben so kränkte es diesen, daß Adelheid mit seinem Oheim, dem Baierherzog Heinrich, Partei gegen ihn ergriff. Die gemeinsame Mißstimmung vereinigte alsobald Konrad, den Herzog von Franken und Lothringen, Ludolf den Königsohn, Otto's alten Gegner, den Erzbischof Friedrich von Mainz, wie auch den Pfalzgrafen Arnulf von Baiern, welcher längst dem sächsischen Heinrich gram war, wie noch viele andere in Baierland, die den Gedanken noch immer nicht ertragen mochten, daß das eingeborene Herzogsgeschlecht der Schyren von der Herrschaft verdrängt worden sei. Alle zusammen erhoben bald in offener Empörung die Waffen gegen das Oberhaupt des deutschen Reiches. Lu-

dolf und Konrad befanden sich in dem festen Mainz und vertheidigten sich tapfer, als der König im Jahr 953 mit seinen Sachsen vor die Stadt kam, um sie zu erobern. Endlich zog Otto es vor, der Erste zu seyn, der zur Versöhnung bereit sei; er bot seinem Sohne und Eidam, als sie zu ihm ins Lager heraus kamen, Verzeihung, als sie jedoch dieselbe auch für ihre Anhänger verlangten, fand Otto dieß unvereinbar mit seiner Königspflicht, und sie hielten es für ehrlos, ihre Freunde preis zu geben. Heinrich von Baiern schürte noch die Mißstimmung, die sich daraus ergab, indem er seinen Neffen wegen der Empörung gegen den Vater hart schmähte, — er, der selbst so treulos gegen den Bruder gehandelt hatte. Dieser Uebermuth des Baiernherzogs zerriß alle Versuche zur Versöhnung. Da ging Ludolf nach Baiern, zu dem Pfalzgrafen Arnulf nach Regensburg, wo beide sich vertheidigten; Konrad entwich nach Lothringen; es heißt: er habe in der Verblendung seines Grimmes, die Erbfeinde der Deutschen in jener Zeit, die Ungarn, herbei gerufen. Alsobald zog der König nach Baiern, vor Regensburg, wo sich seine Gegner lange auf's Tapferste vertheidigten, (bis zu Ende des Jahres 954). Endlich erkannte Konrad sein Unrecht gegen das deutsche Reich, und unterwarf sich; der Pfalzgraf Arnulf blieb bei einem Ausfall, und Ludolf floh nach Schwaben. Ganz Baiern unterwarf sich, als Regensburg gefallen war, dem König und dessen Lehensträger, dem Herzog Heinrich. Ludolf aber suchte, in bitterem Gram, die Verzeihung seines Vaters, fand diesen zu Saalfeld auf der Jagd, sank ihm barfuß und weinend zu Füßen und ward von ihm in Gnaden angenommen. Doch sein Herzogthum Schwaben bekam er nicht wieder; Otto hatte es an einen Grafen Burkhard verliehen, wie Lothringen an seinen jüngern Bruder, Bruno Erzbischof von Köln. Später theilte er Lothringen, und übergab Oberlothringen an der Mosel dem Herzog Friedrich, Niederlothringen an der Maas dem Herzog Gottfried.

Nicht lange hatten die Ungarn gesäumt, dem Ruf, welchen Konrad von Franken durch den Bischof Herold von Salzburg an sie gerichtet, Folge zu leisten. Bulzu, ihr König, zog mit vier Fürsten und einem ungeheuren Heer (die Zahl der streitbaren Männer soll 100,000 überstiegen haben) durch das Donauthal heran, nach dem Schwarzwald hin. Sie hatten den

Tag zu rächen, an welchem die deutsche Reichsfahne mit dem Bild des Erzengels Michael bei Merseburg siegreich geweht, und der Zauber magyarischer Unbezwinglichkeit gebrochen worden. Prahlerisch drohte Bulzu: „Die Rosse der Ungarn sollen jede Spur der neuen deutschen Städte zerstampfen; sie werden die Flüsse aussaufen," fügte er hinzu, „daß die Ungarn durchs trockene Bette ziehen." Und wohl geschahen der Gräuel genug, um die Drohung zu rechtfertigen; wo immer die Ungarn auf ihrem Verheerungszuge hinkamen, loderten Kirchen, Klöster, Dörfer in Flammen auf, wurden Geistliche und Laien auf barbarische Weise ermordet oder mißhandelt. So drangen die Ungarn unaufhaltsam bis nach Frankreich vor, von wo sie, mit reicher Beute beladen, im folgenden Jahre (955) nach Deutschland zurückkehrten. Sie lagerten am Lech, vor Augsburg, wo der fromme und unerschrockene Bischof Udalrich die Bewohner im Vertrauen auf Gott und die eigene Kraft bestärkte und durch sein eigenes Beispiel zum ausdauernden Widerstand gegen die Stürme der Feinde begeisterte. Ohne Helm und Harnisch, in seinem Priestergewande stand er bei den Bürgern auf der Mauer, während die Pfeile der Ungarn ihn umschwirrten und blieb, wie durch eine höhere Hand beschützt, unversehrt. Inzwischen hatte König Otto den Heerbann in die Gegend von Augsburg berufen, um den Ungarn zur Entscheidungsschlacht entgegen zu treten. In den ersten Tagen des August waren die Heerhaufen der verschiedenen deutschen Volkerschaften versammelt; auch Böhmen unter ihrem Herzog Boleslav. Als die Ungarn Nachricht davon bekamen, zogen sie von Augsburg ab und dem deutschen Heere an den Lech entgegen; die Augsburger aber verließen nun unter Udalrichs Anführung ihre Stadt, und verstärkten durch ihren Anschluß die deutsche Streitmacht.

Am neunten August ließ der König ein allgemeines Fasten und Beten im ganzen Heere anordnen; am folgenden Tage beschloß er die Schlacht zu liefern. Er theilte die ganze Heeresmacht in acht Haufen. Die drei ersten bestanden blos aus Baiern, an deren Spitze Graf Eberhard von Sempt stand, weil Herzog Heinrich durch Krankheit von persönlicher Theilnahme an der Schlacht abgehalten wurde. Der vierte Haufe bestand aus Franken, welche Herzog Konrad anführte, voll heißer Begierde, die schwere Schuld, die er in seiner Zorn-

verblendung auf ſich geladen, durch Heldenmuth und Heldentod zu ſühnen. Den fünften Haufen bildeten die Sachſen; da ſah man die auserleſenſten Kampfhelden und an ihrer Spitze den König, dem die Reichsfahne mit dem Bilde des Drachenüberwinders Michael vorgetragen wurde. Aus den Schwaben, welche ihr Herzog Burkhard anführte, beſtanden der ſechste und ſiebente Haufe; der achte aus tauſend Böhmen, welche im Nachzug das nöthige Kriegsgeräth bewahren ſollten. Es war ein großer Augenblick als all dieſe ſtreitbaren Völkerſchaften den Eid zu Gott ſchwuren, treu wie Brüder bei und für einander zu ſtehen. Die Ungarn konnten die Schlacht kaum erwarten; mit wildem Ungeſtüm ſprengten ſie auf ihren Roſſen durch den Lech, welcher ſie von der auf dem Lechfeld in Schlachtordnung aufgeſtellten deutſchen Heeresmacht trennte. Nach ihrer gewohnten Angriffsweiſe ſchwärmen ſie, zuerſt herausfordernd, rings um das ganze deutſche Heer; dann dringen ſie plötzlich mit voller Macht auf die Böhmen ein; weithin ſchallt ihr Schlachtgebeul über die Ebene, und nicht lange vermögen die Böhmen Widerſtand zu leiſten, ihre Reihen ſind gebrochen, ſie werfen ſich in wilde Flucht und geben Troß und Kriegsgeräth preis. Schon dringen ſie jetzt auch auf die Schwaben ein, ſchon beginnen dieſe vor dem ungeheuren Stoß zu weichen. „Da hilft nicht Menſchenkraft, nur Gott allein," ſpricht der König bang, und ſinkt auf die Knie im brünſtigen Gebet; es iſt der Feſttag des heiligen Laurentius und Otto gelobt dieſem ein Bisthum zu ſtiften, wenn die himmliſchen Mächte den Chriſten wider die Heiden in dieſer Stunde beiſtehen. Dabei bewahrt er ſelbſt den ſichern Feldherrnblick, die Geiſtesgegenwart, den Muth. Als er ſieht, daß die Schwaben bei aller Tapferkeit zu weichen beginnen, beruft er Konrad und die Franken, ſich dem Hauptandrang der Feinde entgegen zu ſtellen. Das iſt die Stunde, in welcher ſich Konrad den Ungarn zeigen, in welcher er ſeine Schuld löſen will. Es gelingt ihm, den Andrang aufzuhalten; nun bricht ſich die wilde Kraft an dem feſten Muth. Er ſelbſt findet, was er geſucht, den Tod fürs Vaterland; wie er ſich in der Hitze des Gefechts den Helm losbindet, trifft ihn ein Pfeil im Hals, er ſtürzt vom Roſſe und ſtirbt. Furchtbar tobt die Schlacht, noch ſchwankt das Glück. Da gibt der König den Ausſchlag; an der Spitze ſeiner Helden, durch Zuruf und Beiſpiel begeiſternd

rückt er gegen den Lech hin, damit die Ungarn auf ein immer engeres Feld zuſammen gedrängt werden. Dieſer Plan gelingt; bald vermögen die feindlichen Reiter von der Schnelligkeit ihrer Roſſe, von ihrer Gewandtheit, von ihrer ganzen Kampfweiſe keinen Gebrauch mehr zu machen; bald bricht Verwirrung in ihre Reihen, und blind vor Schrecken ſuchen ſie das letzte Heil in der Flucht. Doch ſie entrinnen ihrem Schickſal nicht; wen das Schwert der Deutſchen nicht erreicht, der findet im Lech ſein Grab; wer vom Schlachtfeld entrinnt, wird von den nachſetzenden Siegern, vom ergrimmten Landvolk erſchlagen. Zwei Tage dauerte die Verfolgung; von dem ganzen ungeheuren Heere kamen nur wenige (die Ueberlieferung ſagt: nur ſieben) in ihre Heimath wieder. Dieſer Sieg auf dem Lechfeld vollendete, was jener bei Merſeburg begonnen, — die Sicherung Deutſchlands vor den Einfällen der Ungarn, welche nunmehr die Eiſenburg an der Donau (das heutige Mölk) zur öſtlichen Gränze hatten, — er befeſtigte das Anſehen und die Ehre der deutſchen Nation allen Fremden gegenüber. Aber auch manches theure Opfer hat er gekoſtet, manches Heldenleben; ſo, außer dem Frankenherzog Konrad, auch die ſchwäbiſchen Grafen Theobald und Reginald, Diepold von Kyburg, den Biſchof von Eichſtädt. Im Ungarnlager fanden die Sieger reiche Beute und viele Gefangene, welche nun die Freiheit wieder erhielten.

Ein Theil des Heeres hatte auf dem Schlachtfelde den König, welcher allen ruhmreich voran gefochten, jauchzend als Kaiſer begrüßt. Eine günſtige Vorbedeutung, welche ſich bald erfüllen ſollte! Otto war es beſchieden, das Anſehen des deutſchen Königthums mit dem Glanze der römiſchen Kaiſerwürde wieder zu vereinigen, in der Art, wie dieß einſt bei Karl dem Großen der Fall geweſen, und von jener Zeit an ſollte im Glauben der Völker das deutſche Königthum die Grundlage der römiſchen Kaiſerwürde ſeyn, der römiſch-deutſche Kaiſer der Erbe der alten römiſchen Weltherrſchaft, — eine Anſicht, welche dem Stolz deutſcher Kernnaturen wohl ſchmeicheln mußte, welche aber auch die Veranlaſſung vieler und ſchwerer Irrungen glühenden Nationalhaſſes und — durch Einführung des römiſchen Rechts in Deutſchland — der ſchwerſten Verluſte für das Letztere wurde.

Während Otto durch die Kämpfe in Deutſchland beſchäf-

tigt war, hatte Berengar in Italien durch sein willkürliches Walten allgemeinen Haß auf sich geladen. Von dem Pabst Johann XII. um Hülfe angerufen, schickte Otto zuerst seinen Sohn Ludolf mit einem Heere dahin, welcher jedoch daselbst in der Blüthe seiner Jahre, wie man sagt, durch Gift (957) starb. Da nun Berengar in den Kirchenstaat eindrang und der Pabst so wie die Großen Italiens auf's neue Otto's Hülfe anriefen, so zog dieser im Jahr 961 mit seiner Gemahlin Adelheid und an der Spitze eines stattlichen Heeres dahin. Die geistlichen und weltlichen Fürsten entsetzten Berengar und wählten Otto zum König von Italien; als solcher wurde er zu Mailand gesalbt, und mit der eisernen Krone der Lombarden gekrönt. Dann zog er 962 nach Rom, wo ihm Senat, Ritter und Volk feierlich entgegen kamen, und ihn zum Vatikan begleiteten. Vor den silbernen Pforten der Peterskirche schwor er, der römischen Kirche getreuer Schirmherr zu seyn; am andern Tage salbte ihn der Pabst in der Peterskirche und setzte ihm die Kaiserkrone auf. Bald sollte er erfahren, welche schwere Bürde er übernommen, daß er seine ganze Thatkraft einsetzen mußte, wenn er das wirklich seyn wollte, was er hieß. Dem Pabst selbst war des Kaisers allzulange Anwesenheit und Herrscherthätigkeit in Italien keineswegs erwünscht; er verband sich heimlich mit der Partei Berengars, wurde jedoch durch eine Versammlung deutscher und italienischer Bischöfe, welche Otto im Jahre 963 nach Rom berufen hatte, abgesetzt, und ein neuer Pabst, Leo VIII., statt seiner erwählt. Seine Anhänger benützten jedoch während des Kaisers Winteraufenthalt in Rom 964 den Umstand, daß er den größten Theil seines deutschen Kriegsvolks hatte heimziehen lassen, zu einem offenen Angriff auf des Kaisers Leben; doch von einer kleinen Schaar tapfer vertheidigt, blieb er Sieger und ließ die Römer neuerdings Treue schwören. Kaum hatte er jedoch Rom im Frühjahr verlassen als abermals ein Aufruhr ausbrach, den er nicht minder glücklich dämpfte. Dann zog er nach Deutschland zurück und führte den gefangenen Berengar mit sich, welcher nach Bamberg gebracht wurde. Ein merkwürdiges Denkmal kaiserlichen Bewußtseins, welches Otto bei Gelegenheit dieses letzten Aufruhrs der Römer errichtet hatte, wurde nur zu bald wieder vergessen, nämlich das Grundgesetz, daß die deutschen Könige als Kaiser nicht der Anerkennung durch den Pabst be-

durften, ſondern das Recht hatten: ihre Nachfolger ſelbſt zu beſtimmen, ſo wie ferner das Recht: die Päbſte, Erzbiſchöfe und Biſchöfe zu ernennen.

Während Kaiſer Otto in Deutſchland waltete, Bisthümer errichtete und für das früher unter Gero's alleiniger Verwaltung geſtandene große Gränzland gegen die Slaven fünf Markgrafen beſtellte, waren in Italien neue Unruhen ausgebrochen, welche ſein kräftiges Einſchreiten nöthig machten. Berengars Sohn, Adalbert, hatte nämlich die Sache ſeines Vaters aufgenommen, in Rom eiferten mächtige Adelsgeſchlechter um die Herrſchaft, herrſchte Verwirrung der Parteien und war der von dem Kaiſer ernannte neue Pabſt, Johann XIII, vertrieben worden; ſo ſtand das kaiſerliche Anſehen, nachdem Otto es kaum befeſtigt zu haben glaubte, in der äußerſten Gefahr. Um daſſelbe und die Ordnung herzuſtellen, ſandte Otto den Herzog Burkhard von Schwaben mit einem Heere nach Italien. Bald hierauf (im Jahre 966) zog er ſelbſt dahin und ließ ohne Nachſicht dreizehn adelige Römer aus den mächtigſten Häuſern hinrichten; Johann XIII wurde in die päbſtliche Würde wieder eingeſetzt und mußte des Kaiſers Sohn aus zweiter Ehe, Otto II, welchen die deutſchen Fürſten auf des Kaiſers Antrag bereits zum König gewählt hatten, zum Kaiſer krönen; ſo übte er das in dem vorhin erwähnten Grundgeſetz enthaltene Recht, wie auch ſchon früher durch Einſetzung der Päbſte. Es gab dem Kaiſer die größte Machtvollkommenheit, und nie hätte, wenn es durch längere Zeit behauptet worden wäre, die Hierarchie ſich als eigene ſelbſtſtändige Macht dem Kaiſerthume gegenüber ſtellen können; — zum Letztenmale übte es König Heinrich der Dritte (1039—1056) nach deſſen Tode Gregor VII kühn und gewaltigen Geiſtes es zertrümmerte.

So viel Kaiſer Otto nach raſtloſen Mühen und Anſtrengungen bereits errungen hatte, ſo ſtrebte er gleichwohl noch weiter; auch der ſüdliche Theil Italiens, welcher bis dahin noch unter der Herrſchaft der griechiſchen Kaiſer ſtand, ſollte nach ſeiner Abſicht dem Länderumfange des römiſchen Kaiſerthums einverleibt werden. Zu dieſem Ende wünſchte er eine Vermählung ſeines Sohnes Otto II mit der griechiſchen Prinzeſſin Theophania, welche dieſem den Beſitz Unteritaliens als Brautſchatz bringen ſollte. Der griechiſche Kaiſer Nicephorus Phokas wies jedoch dieſen Vorſchlag ſtolz zurück und verlangte viel-

mehr von Otto, daß dieser auch Rom und den übrigen Theil Italiens an das griechische Kaiserthum zurückgebe, welches, wie man in Konstantinopel behauptete, in die ungetheilte Erbschaft der weiland römischen Weltmonarchie eingetreten sei. Er verhehlte seine Feindseligkeit, ja seine Verachtung gegen den römisch-deutschen Kaiser nicht, ließ die letztere den Gesandten desselben fühlen und verbündete sich mit dessen Gegner Adalbert. Da griff Otto zum Schwert und unternahm einen Einfall in Unteritalien, wobei die gefangenen Griechen die übermüthige Sprache, welche sich ihr Kaiser gegen den römisch-deutschen erlaubt hatte, durch grausame Mißhandlung büßen mußten. Bald hierauf wurde Nicephorus Phokas ermordet und sein Nachfolger Johannes Tzimisces schloß mit Otto Frieden, Theophania wurde mit Otto II verlobt und durch den Pabst (972) demselben anvermählt. Hierauf zogen die beiden Kaiser, Otto I und Otto II nach Deutschland.

Es war zu Ostern des Jahres 973, als Kaiser Otto I in seiner Pfalz zu Quedlinburg einen glänzenden Hoftag hielt. Umgeben von seinem Sohne, Otto II, von seiner Gemahlin Adelheid und seiner Schwiegertochter Theophania, von den Herzogen der deutschen Völkerschaften, wie von denen, welche die Oberlehnsherrlichkeit des deutschen Königs anerkannten, jenen von Böhmen und Polen, empfing er die Gesandten aus fremden Ländern, aus Griechenland, Bulgarien, Rußland, Ungarn, Dänemark und Italien, welche vor ihn traten. Welch eine Genugthuung für den in zahllosen Mühen und Kämpfen ergrauten Otto I, zu wissen, wie hoch er das Ansehen eines Königs der Deutschen erhoben, wie gewaltig er das eines römischen Kaisers wieder hergestellt hatte! Noch war er herrlich anzuschauen, der Greis mit dem weißen Haar und langem Bart, mit dem Feuer der Blicke, mit dem majestätischen Ausdruck, und dem Glanz der Milde, der die Würde umfloß.

Bald hierauf (am 7 Mai des Jahres 973) verschied Otto I zu Memleben in Thüringen, dem Sterbeorte seines Vaters Heinrich I, im einundsechszigsten Jahre seines Alters. Zu Magdeburg, wo er das Erzbisthum gestiftet, wurde er begraben.

Eduard Duller.

Johannes Gensfleisch

genannt

Gutenberg.

Die Geſchichte reiht unter die größten Wohlthäter des Menſchengeſchlechtes Gutenberg, den Erfinder des Bücherdrucks. Indem er das Verfahren angab, aus beweglichen Lettern ein ganzes Buch zuſammenzuſetzen und abzudrucken, hat er, bewußt oder unbewußt, die geiſtige Umgeſtaltung der Staaten wie der Menſchheit möglich gemacht, die ſeit vierhundert Jahren ſich als unhemmbar bewährt.

Lange ſchon war Gutenberg's Erfindung vorbereitet durch die Kunſtfertigkeit früherer Zeitalter. Die Griechen hatten ihre Siegelringe, mit denen ſie Zeichen und Worte abdruckten; das Mittelalter hatte ſeine Holzſchnitte, mittelſt welcher es Bilder und Inſchriften vervielfältigte: und wie leicht erſcheint uns heutzutage der Uebergang von ſolchen eingeſchnittenen Zeilen zu den einzelnen Lettern! Aber es iſt gerade das Eigenthümliche jeder großen, ſchöpferiſchen Idee, daß ſie klar und einfach wie ein Naturgeſetz daſteht, ſobald ein glücklicher Augenblick ſie in's Daſein gerufen; ſie erſcheint uns dann als ein nothwendiges, als ein unausbleibliches Folgeglied in der fortſchreitenden Reihe menſchlicher Erfahrungen und Einſichten. Wollen wir jedoch das Verdienſt des Erfinders und den Werth der Erfindung gerecht beurtheilen, ſo müſſen wir das Wiſſen der vorangegangenen, und die neu bewirkten Zuſtände der folgenden Zeiten, mit in unſere Rechnung ziehen. Obſchon manches Volk und manches Jahrhundert der Idee beweglicher Buchſtaben eben ſo nahe geſtanden hatten, als Gutenberg, ſo ſchritten ſie doch vorüber, zufrieden mit ihrer Errungenſchaft, ohne Ahnung einer an ſich ſo leichten, ſo handgreiflichen (und doch ſo ſchwer auszufindenden) Verbeſſerung; und daß Guten-

berg eine solche Ahnung ein Leben lang mit sich umher trug, und ihr in den geheim verschlungenen Wegen des Geistes nachspürte, bis er sie in deutlichen Umrissen erfaßte, anschaute und zur Wirklichkeit ausformte, das ist sein großes, sein nie zu verkennendes Verdienst. Welchen Werth aber seine Erfindung haben mußte, das hat nur die Nachwelt zu bemessen vermocht, die Nachwelt, welcher allein es möglich war, die Bildungsgrade der Zeiten vor und nach Gutenberg zu vergleichen.

Blicken wir zurück nur auf ein halbes Jahrhundert, ja ein Jahrzehent vor ihm. Da ist jedes Buch und jedes Büchlein ein seltener Schatz, zu dessen Benutzung Wenige, zu dessen Besitz die Wenigsten zu gelangen vermögen. Die Reste aus dem Alterthum, jenem ersten Lenze des Menschengeistes, vertrocknen in den Klöstern, deren fleißigste Bewohner ihres Lebens Mühe an die Abschrift von ein Paar Büchern setzen; und dennoch wird ein Werk nach dem andern zu Bruchstücken, und die schönsten Besitzthümer der Menschheit drohen bald auf immer verloren zu gehen. Und wo sie noch übrig sind, da findet sich selten Einer, der fähig wäre, sich und Andere an ihnen herauf zu bilden. Die ausgezeichnetsten Männer entbehrten oft ihr Leben lang selbst die Bücher, die ihrer Wissenschaft Grundlage seyn sollten; ein berühmter Rechtslehrer des Mittelalters war nie so reich, daß er sich ein vollständiges Corpus juris anschaffen konnte. Könige verpfändeten ihr Silbergeschirr, um ein altes Buch zur Abschrift zu erhalten; und selbst die Bibel lag in den Kirchen, die sie besaßen, an Ketten angeschmiedet, um, ein hohes Kleinod, sicher vor diebischen Händen zu seyn. Gelang es unter solchen Schwierigkeiten dennoch einem Einzelnen, auf geistigem Gebiete vorzudringen, so kam es fast nur ihm zu gute, falls er nicht den Lehrstuhl bestieg, und sein Ruf die Lernlustigen aus allen Fernen heranzog. So hatte Jeder seine Bildung von vorn anzufangen, anstatt gleich mit dem Erbtheil verflossener Jahrhunderte in seine Zeit hinauszutreten. Der Gedanke war gewissermaßen ein Vorrecht für die wenigen Aristokraten der Wissenschaft; jeder Denkende bildete seine besondere geistige Kirche für sich.

Plötzlich erscheint der Letterndruck; von Gutenberg's Presse geht ein elektrischer Funken aus, und entzündet die erstarrende Welt mit pulsendem Leben. Mit Einem Zauberschlag

iſt jedes Buch, das heißt jede Errungenſchaft des Denkens und Wiſſens, den Völkern zum Geſammteigenthum hingegeben; das Brod des Geiſtes ſinkt auf einen Preis, daß der Arme ſich vollauf daran nähren mag. Was vordem ſchon ein nicht gewöhnliches Wiſſen bezeichnete, leſen und ſchreiben zu können, ward nun die niedrigſte Aufgangsſtufe zur Bildung, die ſelbſt der gebückte Tagarbeiter erſtieg. Kein Irrthum konnte ſich mehr dem unterſuchenden Blicke verbergen; die Preſſe vernichtete die Lüge, und gab der Wahrheit das Siegel der Dauer. Seitdem iſt es nicht mehr möglich geweſen, daß ein neuer Gedanke je wieder verloren, ein Fortſchritt vergeſſen werde. Der Letterndruck hat jedes geiſtige Beſitzthum über die Wechſelfälle der Zeit geſtellt; er hat die Straßen alle und die Stege gebahnt, auf denen Wiſſen und Einſicht in die Tiefen der Geſellſchaft hinabſteigt; er hat die ſchwerfälligen Goldbarren der Weisheit und der Kunſt, der Forſchung und der Poeſie in Scheidemünze für das tägliche Bedürfniß umgeprägt, und der Menſchheit gegeben, was ſonſt nur einzelne Menſchen beſaßen. Dieſe Erfindung ſchlug dem Gedanken eine unzerſtörbare Brücke von Welttheil zu Welttheil, und hat die Einheit aller Völker erſt möglich, dann nothwendig gemacht. Die Sprache gab den Gedanken einen Körper; und der Bücherdruck ſicherte dieſem Körper die Unſterblichkeit.

Als Gutenberg ſeine Erfindung der Welt gab, konnte er freilich nicht bezwecken, daß ſie der Menſchheit eine Zukunft bereiten ſollte, wie kein Weiſer des Alterthums ſie je erträumt hatte; aber es ſchmälert ſein Verdienſt nicht, daß er ein Ziel nicht im Auge hatte, welches voraus zu erblicken kein irdiſches Auge vermocht hätte. Auch Kolumbus, da er weſtwärts einen Weg nach Indien ſuchte, konnte nicht berechnen, welch neue Geſtalt die Erde durch ſein Wagniß gewinnen würde; auch Luther, als er ſeine Sätze an der Kirche zu Wittenberg anſchlug, wußte noch nicht, daß er damit einen Stein gelegt zu dem großen Tempel der Freiheit des Forſchens und Wiſſens. Aber was ſie hochſtellt und ehrt: ſie haben über eine breite Kluft, an deren Rande die Menſchheit ſchon lange harrend ſtand, den erſten Steg kühn geworfen, und die Richtung gezeigt, in welcher ſie weiter ſchreiten ſollte; ſie ſind die Glücklichen, die einen edlen Keim ausſtreuten, der einſt zu vielnährenden Saaten aufgehen mußte. Und Gutenberg vor allen Entdeckern

ist darum seines Ruhmes werth, weil sein Werk erst den Ruhm der Andern verbürgt.

Wie so viele große Männer, hatte Gutenberg sein Leben hindurch einen fortwährenden Kampf zu bestehen gegen seine Zeitgenossen, die ihn nicht verstanden, und zumal gegen diejenigen, die er seinen Zwecken als Verbündete beigesellte. Mit allen Kräften und allem Muth seines Geistes arbeitete er an seinem Werk, und vollführte es herrlich; aber unterdessen belauerten seine Genossen das Glück, und erhaschten es im Vorüberflug, als es schon die Schwelle des ächten Verdienstes berührte. So hat oft eine große Idee über das Haupt, aus dem sie entsprang, nur eine Fülle des Unheils gebracht; denn wer die Augen nur auf ein hohes und fernes Ziel gerichtet hält, der übersieht meistens die Klippen des Neides und der Verkennung zu seinen Füßen.

Gutenberg stammte aus dem Mainzer Geschlechte Gensfleisch, das zu den Patrizier-Geschlechtern gehörte, d. i. zu den ächten Freien, dem zweiten Stande des uralten deutschen Rechtes, aus welchen zum Theile der jetzige Adel hervorgegangen ist. So viel man bis heute weiß, findet man die Ahnen des Hauses Gensfleisch zuerst im Jahre 1294 urkundlich erwähnt. Als Wappen führten sie einen Pilger mit Stab und Schale in den Händen, wohl als Erinnerung an die Pilgerfahrt eines ihrer Voreltern. Folgende Stammtafel ist auf noch vorhandene Urkunden gegründet:

Herbord. 1294.

Frielo (Friedrich), Rathsherr 1332. (1331—1348 in Urkunden).

Peter. 1356—1379. **Klas** (Nikolaus) 1358. Stifter der Nebenlinie Gensfleisch von Sorgenloch, welche 1561 zu Frankfurt a. M. erlischt.

Frielo. 1359—1372.

Frielo. 1430. Des vorigen Sohn oder Enkel, vermählt mit Else, der letzten Abkömmlingin des Geschlechtes Kämmerer zum Gutenberg. Von ihr nahmen seine Söhne den Namen Gutenberg an.

Frielo 1430—1434. **Johann** (Henne), der Erfinder des Bücherdrucks, vermählt mit Anna (Ennel) zur Isernen Tür aus Straßburg.

Beide starben kinderlos.

Johannes Gutenberg wurde in dem Stammhause seines Geschlechtes, dem Hofe zum Gensfleisch, geboren, welcher auf der Stelle des jetzigen Wambolder Hofes in der Emmeransgasse zu Mainz lag. Gutenbergs Jugendjahre fielen in eine Zeit steten Haders zwischen den Patriziern und der Bürgerschaft. Mainz war damals noch in alter Blüthe; es war eine freie Stadt. Ein Aufruhr im Jahr 1420 zwang viele Patrizier, unter ihnen auch Gutenberg, zur Auswanderung; dabei mögen sie großen Schaden an Haus und Gütern erlitten haben. In solchen Verhältnissen ist wohl der Ursprung jener Vermögenszerrüttung zu suchen, welche Gutenberg seitdem beständig, aber vergeblich, mit den Mitteln seines erfindungsreichen Geistes zu bewältigen suchte. Zehn Jahre nachher erlaubte ein Vergleich all denjenigen Patriziern, die noch im Auslande lebten, die Rückkehr in die Vaterstadt. Jedoch Gutenberg, der unter diesen ausdrücklich genannt wird, benutzte diese Gunst keineswegs; denn im Jahre 1434 finden wir ihn zu Straßburg ansässig, wo er einen Rechtsstreit gegen die Stadt Mainz führt, die ihm eine bedeutende Summe an Zins wahrscheinlich deßhalb vorenthielt, weil er nicht in die Heimath zurückkehrte. Die Sache wurde gütlich verglichen; und Gutenberg befand sich nun bald in Frieden mit seiner Vaterstadt. Indessen blieb er fortwährend in Straßburg, wo er sich mit Anna zur Eisernen Thür vermählt hatte. Diese Ehe* scheint nicht glücklich gewesen zu seyn; auch hat Anna ihren Mann später nicht nach Mainz zurück begleitet, als er Straßburg für immer verließ.

Gutenberg beschäftigte sich in der letzteren Stadt mit Künsten, die damals noch wenig verbreitet waren. Er hatte eine einsam gelegene Wohnung bezogen, vielleicht um ungestört von dem lauschenden Neide seine Erfindungen zu vollenden. Er wohnte vor der Stadt, da wo sich sonst das Benediktinerkloster zum heiligen Arbogast befand, und wo jetzt das Wirthshaus zum grünen Baum steht, vor dem Weißthurmthor an der Ill.

Genauere Mittheilungen über Gutenbergs Wirksamkeit zu Straßburg geben uns jene merkwürdigen Prozeßakten aus dem Jahre 1439, die Schöpflin 1745 aus der Vergessenheit ge-

* Es findet sich eine jedoch nicht hinreichend verbürgte Nachricht vor: Anna habe ihn wegen Eheversprechens vor Gericht belangen müssen.

zogen, und welche, mißverstanden und mißgedeutet, die Straßburger zu der unbegründeten Meinung verführt haben, es sei die Buchdruckerkunst in ihrer Stadt zuerst aufgefunden und geübt worden.

Gutenberg hatte, wie wir schon dargelegt, sein Vermögen großentheils eingebüßt, selbst seine Erbhäuser zum Gensfleisch und zum Gutenberg waren in fremde Hände gerathen. Daher mußte er, wenn er seine Neigung zu mechanischen Künsten ferner befriedigen wollte, Genossenschaft mit Leuten eingehen, welche ihm die Mittel zur Ausführung seiner Ideen bieten konnten; diese trugen einen Theil der Ausgaben, wofür Gutenberg sie zugleich in seinen Künsten unterrichtete. So lehrte er (1436 oder 1437) den Straßburger Andreas Dritzehn das Poliren der Steine. Später (1437, jedenfalls vor dem 22. März 1438) schloß er mit Hans Riffe, Vogt zu Lichtenau, und den Bürgern A. Dritzehn und Andreas Heilmann eine Gesellschaft, um Spiegel zu verfertigen, welche sie auf der großen, bei der Wallfahrt des Jahres 1440 zu Aachen statt findenden Messe absetzen wollten. Gutenberg muß in dieser Kunst eine vorzügliche Geschicklichkeit besessen haben, weil Dritzehn und Heilmann ihm für den Unterricht Summen bezahlten, die zu jener Zeit nicht unbedeutend waren.

Nach dem 22 März 1438 besuchten diese beiden unsern Gutenberg in seiner Wohnung, und bemerkten hier, daß er noch andere Künste treibe, die er ihnen verborgen halte. Um sich auch an diesen zu betheiligen, schlossen sie mit ihm einen neuen Vertrag, dem gemäß sie für den Unterricht in Allem, was Gutenberg erfinde, noch weit größere Summen entrichteten. Er hatte dennoch hierbei nur geringen Gewinn, da der Werth dessen, was er zur Betreibung seiner Künste angeschafft hatte, bereits jenen Summen sehr nahe kam.

Noch in dem nämlichen Jahre, um Weihnachten, starb Dritzehn. Der Vertrag hatte für einen solchen Fall Vorsorge getroffen; er enthielt die Bestimmung, es sollten alle Künste und das angeschaffte Geräthe, gegen Entschädigung von hundert Gulden für die Erben des Hingeschiedenen, ausschließliches Eigenthum der überlebenden Genossen bleiben. Das gemeinsame Werk war in der Wohnung Dritzehn's betrieben worden; und da das Hauptgeheimniß in der besonderen Einrichtung einer Presse zum Drucken, nebst vier in (unter) der

Presse befindlichen Stücken bestehend, so sandte Gutenberg seinen Knecht Lorenz Beildeck hin, um die Presse mittelst der zwei Wirbel zu öffnen, so daß die darin befindlichen vier Stücke aus einander fallen sollten, und sodann die Presse selbst zu zerlegen, damit Niemand wissen möchte, was es sei. Zu gleichem Zwecke schickte der andere Gesellschafter Heilmann den Konrad Sahspach, welcher die Presse unter Gutenbergs Leitung verfertigt hatte. Allein beide fanden nichts mehr in der Presse; es mußte also Dritzehn vor seinem Tode, oder dessen Bruder, die vier Stücke entfernt haben.

Im Laufe des Jahres 1439 erhoben die Brüder des Verstorbenen, Georg und Klaus, eine Klage gegen Gutenberg: er solle ihnen entweder das von Andreas eingeschossene Geld wieder geben, oder sie in die Gemeinschaft aufnehmen. Gutenberg hingegen behauptete, Andreas habe den größten Theil der bedungenen Summe noch gar nicht abgetragen. Der Rath zu Straßburg entschied am 12. Dezember desselben Jahres den Rechtsstreit zu Gunsten des Verklagten.

Welcher Art war nun die Druckerei, mit der sich Gutenberg und seine Genossen beschäftigten? Die Lösung dieser Frage entscheidet zugleich darüber, ob Gutenberg schon in Straßburg den Letterndruck geübt habe; und sie ist in der That von Wetter (in seiner Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst), so gelöst worden, daß dem Unbefangenen gar kein Zweifel mehr bleiben kann: — Gutenberg hat zu Straßburg durchaus nicht mit beweglichen Buchstaben gedruckt.

Die Spielkarten, Heiligenbilder ohne und mit Inschriften, welche man in Holz schnitt, wurden schon vor Gutenberg in der Weise abgedruckt, daß man mit dem Reiber, einer weichen Bürste, das Papier so lange strich, bis Bild und Schrift auf dem Blatte wieder gegeben waren. Wollte man aus mehren solchen Bildern ein Buch zusammen setzen, so wurden die leeren Rückseiten an einander geklebt.

Der nächste Fortschritt zum Bücherdruck war jetzt, daß man ganze Tafeln voll Schrift schnitt, sodann mit dem Reiber auf Papier brachte, und dann die Rückseiten an einander kleisterte. Die alte Kölner Chronik sagt: solche Bücher seien zuerst in Holland erschienen; da man jedoch keines aus den Zeiten vor Gutenberg kennt, so schreiben Manche auch diese Erfindung ihm zu: sie behaupten, er habe sich mit derselben

in Straßburg beschäftigt, und da er die Bücher auf der Aachener Messe verkauft habe, so hätten sie sich zuerst in den Niederlanden verbreitet, und daher Anlaß zu der Behauptung der Kölner Chronik gegeben.

Indessen was sicher von Gutenberg herrührt, ist die Idee, statt des Reibers, die Presse zu gebrauchen. Mittelst derselben konnte jeder Bogen auch auf der Rückseite bedruckt, also viele Mühe und die Hälfte am Papier erspart werden. Daher wollten Gutenberg und Heilmann auch nur die Presse und die Art, wie die vier Stücke in sich eingefügt waren, geheim halten, nicht diese vier Stücke selbst. Denn die letzteren waren Holztafeln, nicht Kolumnen aus beweglichen Lettern. Hätten die „vier Stücke" aus Lettern bestanden, so wäre es zur Geheimhaltung des Verfahrens nicht hinreichend gewesen, „die Stücke heraus zu nehmen und oben auf die Presse zu legen," wie Gutenberg seinem Diener auftrug; der bloße Anblick der Kolumnen hätte jedem Neugierigen die neue Idee völlig verrathen.

Die „geheime Kunst," welche Gutenberg in Straßburg übte, bestand also im Abdruck von Holztafeln mittelst einer Presse. Hat er aber auch wirklich dort Bücher in Holz geschnitten und gedruckt? Selbst dieses ist mindestens sehr zweifelhaft. Die Prozeßakten sprechen immer nur vom Spiegelmachen; und die höchste Wahrscheinlichkeit ist dafür, daß die Presse nur dazu diente, Spiegelrahmen mit Verzierungen und Inschriften zu bedrucken. Solche Rahmen waren damals sehr beliebt; * und Gutenberg's Verfahren mußte den Verfertigern bei geringeren Kosten jenen größeren Gewinn verheißen, auf welchen Dritzehn, nach den Zeugenaussagen, so sicher baute.

Somit ist es entschieden, daß Gutenberg zu Straßburg eine Presse, (wahrscheinlich noch nicht die späterhin auf den Bücherdruck angewendete) keineswegs aber die beweglichen Lettern erfand.

Die Gesellschaft Gutenberg's mit Riffe und Heilmann war auf fünf Jahre geschlossen; und bis nach Ablauf dieser Frist, 1444, finden wir ihn noch in Straßburg. Der gehoffte Ge-

* Die Beschreibung eines so verzierten Spiegelrahmens findet sich z. B. im Reinecke Fuchs.

winn war, wenigſtens für ihn, ausgeblieben; ſeine Vermögensverhältniſſe hatten ſich ſtets verſchlimmert. Er kehrte nach Mainz zurück, ließ ſich im Hofe zum Jungen nieder, den ſein Oheim Johann gemiethet hatte, und wandte ferner all ſeine Zeit auf die Ausbildung und Durchführung ſeiner Ideen. Er ſtürzte ſich in Schulden, borgte bei Verwandten und Fremden, um die Mittel zu erhalten, ganze Bücher in Holztafeln zu ſchnitzen. Hierbei wurden die Buchſtaben mittelſt ausgeſchnittener Blechmuſter, oder auch mit Stempeln, auf das Holz gezeichnet und ſodann in dieſes geſchnitzt. Natürlich muß er mit Werken von kleinerem Umfang begonnen haben; und man findet Bruchſtücke von Donaten (lateiniſchen Sprachlehren), die wahrſcheinlich von Gutenberg aus dieſer Zeit herrühren. Als er bereits viele Holztafeln geſchnitten, aber auch ſeine Mittel und die Geduld ſeiner Freunde erſchöpft hatte, ſchloß er, am 22. Auguſt 1450, jene verhängnißvolle Verbindung mit Johannes Fuſt,* einem Mainzer Burger, der reich und angeſehen, jedoch aus einer nicht patriziſchen Familie entſtammt war. Fuſt ſchoß eine große Summe vor,** wofür das Druckgeräth vervollſtändigt werden ſollte; dieſes blieb zwar Gutenberg's Eigenthum, ſollte jedoch dem Fuſt als Pfand dienen. Ferner ſollte Fuſt eine jährliche Summe zu den Koſten geben, und den Betrag der geſammten Ausgaben vorlegen. Dafür ſollten die gedruckten Bücher und der Gewinn Beiden gemeinſchaftlich ſeyn.

Gutenberg arbeitete nun mit friſchem Muthe fort; er vollendete im Holztafeldruck lateiniſche Alphabetbücher, Donate, und das Katholikon*** (d. h. ein allgemeines Wörterbuch der lateiniſchen Sprache). Jedoch verurſachte die Bereitung einer zähen Druckerſchwärze noch manche Mühe; und es dauerte eine Zeitlang, bis er es dahin brachte, ſie durch Beimiſchung von Oel dauerhaft zu machen.

---

* Er wird oft für einen Goldſchmied gehalten. Dieß mag auf einer Verwechslung mit ſeinem Bruder Jakob beruhen, welcher wirklich dieſe Kunſt trieb. Jakob Fuſt war 1462 erſter Bürgermeiſter.

** Gutenberg verſprach, dieſe Summe mit ſechs vom Hundert zu verzinſen; doch hat, nach ſeiner Ausſage, Fuſt ihm mündlich zugeſagt, die Zinſen nicht zu fordern. Bei dem Prozeſſe forderte er ſie deſſenungeachtet.

*** Wenn dieß nämlich nicht eine Verwechslung mit der ſpäteren Ausgabe deſſelben Werkes iſt.

Im Verlaufe dieser Arbeiten gelangte Gutenberg endlich zu der Idee, in welcher die ganze Zukunft des Bücherdruckes lag. Er zerschnitt die Tafeln in Zeilen, und diese in Buchstaben; so erhielten die Lettern, ohne weitere Zurichtung, gleiche Höhe und Länge. Die Buchstaben setzte er sodann an einander, indem er sie durchlöcherte und mit einem durchgezogenen Faden verband; * hierauf wurden die einzelnen Zeilen mittelst hölzerner oder eiserner Rahmen zu ganzen Kolumnen (Blattseiten) zusammen geschlossen. So ward die große Erfindung des Letterndrucks im Jahre 1450 vollendet, im Hause zum Jungen zu Mainz, das noch heute das Druckhaus genannt wird.

Schon die nächsten Vortheile dieser Erfindung waren von außerordentlicher Bedeutung. Mit einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Lettern konnte man ein großes Werk, ja eine Reihe von Werken drucken, ohne daß es dazu besonderer Kunstfertigkeit für die Setzer und Drucker bedurfte, und mit einer Schnelligkeit, welche die kühnsten Träume überbot. Ein großartiger Geschäftsbetrieb war gegründet, der sich unermeßlich ausdehnen, und eine ganze Reihe der wichtigsten, einflußreichsten Gewerbe hervorrufen sollte.

Die ersten Erzeugnisse des Letterndrucks waren Donate, Gebetbüchlein, Ablaßbriefe; auch hat man noch eine „Mahnung wider die Türken" von 1455. Inzwischen hatte Gutenberg abermals durch eine neue Erfindung sein Werk vervollkommnet, durch die Schriftgießerei. Indem er über Lettern, die er aus Messing geschnitten hatte, flüssiges Blei goß, erhielt er nach Abkühlung des Bleies die Formen (Matrizen), welche er sodann zum Gießen erzener und zinnener Buchstaben benutzte. Hierauf ging er an ein schwieriges, für die Anfänge der Kunst riesenhaftes Unternehmen, den Druck jener Bibel, die unter dem Namen der zweiundvierzigzeiligen berühmt geworden. Er begann sie im Jahre 1452, und beendigte sie 1455, nachdem das Werk ganz übermäßige Kosten verursacht hatte, wie denn dieses bei der Unerfahrenheit der Meister und Gehülfen nicht wohl anders seyn konnte.

Ungefähr um diese Zeit erhielt die neue Kunst noch eine

---

* Später, bei den gegossenen Lettern, zeigte sich die Verbindung durch einen Faden als überflüssig; der das Ganze umschließende Rahmen genügte.

wichtige Verbesserung durch Peter Schöffer (Schoyffer) aus Gernsheim am Rhein, der bei Fust und Gutenberg in Dienste getreten war, und als Schönschreiber bei der Verfertigung der Lettern Vorzügliches leistete. Er schnitt Letternstempel (Patrizen) aus Stahl, schlug diese Stempel in Kupfertäfelchen, welche nun die bisherigen bleiernen Matrizen vertraten, und goß in diese sodann die Buchstaben. Diese Verbesserung, welche bei geringerer Mühe eine größere Gleichförmigkeit und Schönheit der Lettern erzielte, hielt Fust für so wichtig, daß er, um Schöffer auf immer an sich zu fesseln, ihm seine Tochter Christina zum Weibe gab, und ihn zum Genossen des Geschäftes aufnahm, sobald er sich von Gutenberg getrennt hatte.

Fust scheint bereits nämlich eine Zeitlang die Absicht gehegt zu haben, Gutenberg von der bisherigen Gemeinschaft auszuschließen, um alle Vortheile für sich zu ernten. Aus diesem Grunde wurde, wie es unzweifelhaft ist, das neue Verfahren Schöffer's vor Gutenberg geheim gehalten. Und im nämlichen Augenblicke, wo der schönste Erfolg die Mühen vieler Jahre krönen wollte, überfiel Fust, ein habgieriger und unredlicher Mann, den arglosen Gutenberg mit einem plötzlichen Rechtsstreite, verlangte die Rückzahlung all seiner Vorschüsse nebst Zinsen auf einmal, stellte eine Reihe unwahrer oder verdrehter Angaben auf; seine Schlauheit gegenüber einem in Geldgeschäften unerfahrenen Manne, und sein großer Einfluß, der das Gericht schreckte und beherrschte, * erwirkten ein ihm günstiges und dem Rechte widersprechendes Urtheil. Gutenberg konnte die Summen, welche Fust ansprach, nicht bezahlen; daher wurde die Druckerei nebst dem so eben vollendeten Bibelwerk dem Fust als Eigenthum zugesprochen. So mußte Gutenberg zusehen, wie die Frucht seiner Mühen durch fremde Hände gepflückt werde. (November 1455).

Gutenberg's Lage war jetzt hülfloser, als zuvor. Ohne Aussichten in seiner Vaterstadt, und vielleicht auch als Patrizier verfolgt von den damals herrschenden Zünften, denen Fust mit den Seinigen angehörte, wandte er sich wieder nach Straßburg; aber seine Versuche, dort eine Druckerei anzulegen,

* Die Zünfte waren damals allgewaltig in Mainz, und Fust's Bruder saß im Rathe; während der Patrizier Gutenberg keine Stimme für sich erlangen konnte.

mißlangen gänzlich. Fust und Schöffer hingegen übten seine Kunst mit großem Erfolg für sie beide. Sie hatten die Druckerei in ein anderes Haus verlegt (in den Hof zum Humbrecht in der Schustersgasse), und druckten hier im Jahre 1457 einen prachtvollen Psalter, dem bald andere Werke folgten, sämmtlich noch jetzt als Meisterstücke des Druckes bewundert. Großer Reichthum ward ihnen zu Theil; während Gutenberg, nach Mainz zurückgekehrt, nur durch die Vorschüsse des Syndikus Dr. Konrad Humery in Stand gesetzt wurde, eine neue Werkstätte zu errichten. Aus dieser ging im Jahre 1460 das Katholikon des Johannes de Janua hervor, ein Buch, dessen ungleiche, unreine und unschöne Buchstaben beweisen, daß Gutenberg mit dem vervollkommneten Letterguß des Schöffer nicht bekannt war.

Wie so oft das Böse in seinem Gefolge das Gute hat, so ward auch der Streit zwischen Fust und Gutenberg die Veranlassung zur ersten Verbreitung der neuen Kunst. Die Erfinder hatten zu ihren Arbeiten zahlreicher Gehülfen bedurft, welche mit heiligem Schwur auf Geheimhaltung der Kunst verpflichtet wurden. Allein als Jene sich im Unfrieden trennten, mochten manche der Gehülfen sich des Eides entbunden glauben; sie wanderten aus, und übten die Kunst fortan selbstständig in verschiedenen deutschen Städten. So hat um 1457 oder 1458 Mentil und bald nachher Eggestein zu Straßburg gedruckt;* auch Frankfurt am Main erhielt damals eine Druckerei, die jedoch bald wieder einging; und von Albrecht Pfister zu Bamberg hat man aus dem Jahre 1460 eine sechsunddreißigzeilige Bibel, und fünf andere Werke aus den folgenden Jahren, welche unverkennbar zeigen, daß Pfister nur Gutenberg's Verfahren, nicht den Letterguß Schöffer's kannte, daß er also nur in des Erstern Werkstätte gearbeitet, und bei dessen Trennung von Fust die Stadt Mainz verlassen hatte.

Noch mehr trug ein anderes, an sich höchst unglückliches Ereigniß dazu bei, den Bücherdruck rascher in allen Ländern Europas heimisch zu machen. Durch eine gewaltsame Maßregel des Pabstes war der Kurfürst und Erzbischof von Mainz, Diether von Isenburg, seiner Würde entsetzt, und Adolf von

* Beide mögen auch, als Gutenberg nach 1455 eine Druckerei in Straßburg zu begründen suchte, als seine Nachfolger dort zurück geblieben seyn.

Naſſau an deſſen Stelle ernannt werden. Ein blutiger Krieg zwiſchen Beiden war die Folge. Diether, welchem die Bürger von Mainz anhingen, wurde in dieſer Stadt belagert; und Adolf's Schaaren nahmen ſie in der Nacht des 28 Oktobers durch Verrath, nachdem eine groſſe Anzahl von Bürgern in heldenhafter Gegenwehr gefallen war. Dieß iſt jene „Mainzer Mordnacht," in deren Folge Mainz ſeine Reichsfreiheit verlor, und dem Erzbiſchof unterthan wurde. Viele Häuſer waren in Flammen aufgegangen, unter ihnen auch die Druckerei Fuſt's und Schöffer's. Sie konnten daher für's Erſte ihr Geſchäft nicht fortſetzen; ihre Gehülfen zogen in die Ferne; und zunächſt kam hierdurch Italien und Niederland in den Beſitz der neuen Kunſt. Schon im Jahre 1465 druckten Konrad Schweynheym und Arnold Pannartz im Kloſter Subiaco bei Rom; Ulrich Hahn 1467 und Georg Lauer 1469 zu Rom; Johann von Speier 1469 zu Venedig, Wendelin von Speier (deſſen Bruder), und Nikolaus Jenſen 1470 ebendaſelbſt, und ſeit 1476 in derſelben Stadt der vielberuhmte Aldus Manutius. Nach Frankreich zogen 1469 Michel Friburger, Martin Krantz, Ulrich Gering; noch früher, ſchon 1463, war Ulrich Zell zu Köln, welchem bald Peter von Olpe, Johann Kölhoff und Konrad Winters folgten. Zu Löwen druckte 1473 Johann von Weſtphalen, und derſelbe mit Theodorich Martens zu Aloſt; zu Brügge 1474 Colard Manſion; zu Utrecht 1473 Ketlaer und Leempt; zu London 1474 William Carton.

Es mußte nothwendig eine Zeit lang dauern, bis Fuſt und Schöffer ihre Werkſtätte neu einrichten konnten; daher findet man erſt 1464 wieder einen Druck von ihnen. Doch der groſſe Gewinn kräftigte ſie bald zu vermehrter Thätigkeit. Während Schöffer der Druckerei vorſtand, unternahm Fuſt ſeine Reiſen, um raſcheren Abſatz zu bewirken. Im Jahre 1466 war er (wohl zum zweiten Male), in Paris, wo er ohne Zweifel der Peſt unterlag, die damals, im Auguſt und September, dort wüthete. Schon am 6 März 1467 erſcheint Peter Schöffer in der Unterſchrift eines Werkes als alleiniger Inhaber der Druckerei; und in den Kirchenregiſtern dieſes Jahres findet man Fuſt als verſtorben bezeichnet. Schöffer ſetzte ſeine Arbeiten fort; er handelte auch mit den Erzeugniſſen anderer Druckereien,* und

* Die Buchhändler hieſſen damals und noch lange nachher Buchführer.

dehnte seinen Buchhandel bis Paris und Angers aus, er druckte noch eine Reihe herrlicher Werke, deren letztes am 21 Dezember 1502 erschien, und starb im Schoße alles irdischen Glückes, zwischen dem genannten Tage und dem 27 März 1503. Nach ihm stand sein Sohn Johannes den Geschäften vor; er starb zwischen dem 20 Mai und dem August 1531. Diesem folgte sein Neffe Ivo (Sohn des jüngeren Peter Schöffer, der zu Mainz, Worms, Straßburg und Venedig druckte). Ivo starb kinderlos, 1552 oder 1553, und seine Druckerei ging in fremde Hände über. Ein Sohn Johann Schöffer's jedoch, Johannes der jüngere, der bei des Vaters Tode noch minderjährig gewesen, gründete zu Herzogenbusch eine Druckerei, und hinterließ Nachkommen, die man noch im achtzehnten Jahrhundert in jener niederländischen Stadt findet, und deren Geschlecht vielleicht noch heute dort bestehen mag.

Indessen hatte sich Alles, was den Genossen Gutenberg's zum Heile ward, ihm in Bitterkeit und Trübsal gewandelt. Die Folgen der Mainzer Mordnacht, welche jene nur vorübergehend berührten, nöthigten ihn, das Eigenthum seiner Druckerei an den Pfandgläubiger Dr. Humery abzutreten. Dieser ließ sie jedoch, wahrscheinlich einverstanden mit Gutenberg und unter dessen Leitung, von den Vettern des Erfinders, den Mainzer Patriziern, Heinrich und Nikolaus Bechtermünz, weiter betreiben. Der Sitz der Druckerei war 1467 zu Eltvill im Rheingau; die Verlegung an diesen Ort scheint aus keinem anderen Grunde geschehen zu seyn, als damit Gutenberg ihr persönlich vorstehen könnte. Denn Kurfürst Adolf, der zu Eltvill zu hausen pflegte, hatte Gutenberg unter seine Hofjunker aufgenommen, so daß dieser seitdem durch seine Pflicht an den Aufenthalt des Fürsten gebunden seyn mochte. Die Verfügung des Erzbischofes ist noch vorhanden; sie lautet vom 18 Januar 1465. Gutenberg erhielt, statt aller Besoldung, jedes Jahr eine Hofkleidung, und die Erlaubniß, jährlich zwanzig Malter Korns und zwei Fuder Weines zollfrei in Mainz einzuführen, so wie die Befreiung vom wirklichen Dienste und von allen Abgaben. Mit so armseligem Lohne vergalt damals der erste Fürst des Reiches dem größten Deutschen seiner Zeit.

Arm und kinderlos starb Gutenberg im Jahre 1468, jedenfalls kurz vor dem 24 Februar 1469. Er wurde zu Mainz in der alten Franciskaner- (späterhin Jesuiten-) Kirche be-

graben, welche in der Gegend des jetzigen Theaters, gegenüber dem Universitätsgebäude lag,* und heutzutage verschwunden ist. Ein (ebenfalls nicht mehr vorhandener) Grabstein wurde ihm dort errichtet; einen anderen Denkstein setzte ihm sein Verwandter Adam Gelthuß zur jungen Aben; ein Gleiches that Jvo Wittig im Jahre 1507, damals Besitzer des Hofes zum Gutenberg.

Johannes Gutenberg konnte noch auf dem Sterbebette vernehmen, wie die weltgeschichtliche Bedeutung seiner Erfindung überall, wohin sie drang, bewundernde Anerkennung fand; diese Gewißheit mußte ihm die letzte trübe Stille des Scheidens noch freudig erhellen. Beim Niedergang seiner Sonne sah er den Morgen einer ewigen Bildungskraft über der Menschheit aufsteigen; er sah es noch mit eigenen Augen, wie die Quellen der Wissenschaft frei dahin sich ergossen zum Trank für die dürstende Welt; und er konnte sich sagen: das ist mein Tagewerk gewesen.

Gutenberg's Erfindung war nicht vom Zufall hervorgerufen; Schritt vor Schritt läßt sie sich in ihrer Entwicklung verfolgen, wie sie von ihrem ersten Anfang, dem Verzieren der Spiegelrahmen, zu dem Gebrauch der Presse, von da zum Bücherdruck mit Holztafeln, und endlich zu den beweglichen Buchstaben und dem Letterguß überging. Wenn immer Gutenberg einen Fortschritt ersonnen und zur Ausführung gebracht hatte, so ruhte sein Geist nicht aus bei dem Errungenen; er ließ nicht ab vom weiteren Streben und Verbessern, bis er endlich an's höchste Ziel gelangte. Und darum ist aus des Erfinders Haupte der Bücherdruck so vollendet hervorgegangen, wie wir ihn noch heutzutage geübt sehen. Die neue Kunst hat in ihren frühesten Erzeugnissen zugleich ihre größten Meisterwerke geliefert.

War Gutenberg groß als Erfinder, so war sein Geschick in der Ausführung doch nur mittelmäßig. Es scheint unzweifelhaft, daß die Schönheit der Lettern in den ersten Drucken nicht sein, sondern Schöffer's Werk ist. Die Buchstaben in dem von ihm allein herausgegebenen Katholikon von 460 sind beinahe mißgestaltet zu nennen. Der Genius Gutenberg's, der,

* Gutenberg's Bildsäule zu Mainz steht also nicht weit von seiner ehemaligen Begräbnißstätte.

weit entfernt von dem wüsten oder fehdelustigen Treiben der Edelleute und Patrizier seiner Zeit, nach den Schätzen verborgener Künste forschte, konnte sich nicht zu den Handgriffen der gemeineren Arbeit herablassen.

Ueber Gutenberg's Charakter ist uns nirgends eine Andeutung hinterblieben. In den Höhen seines Strebens festgehalten, mochte er sich schlecht auf die Ränke und Schleichwege der Alltäglichkeit verstehen; wohl mag auch das beständige Ringen nach dem Fernliegenden ihn für's Leben untauglich, das häufige Mißgeschick ihn grämlich gemacht, und manches Abstoßende oder gar Unverträgliche an ihm ausgebildet haben. Wenigstens ist es seltsam, daß die meisten derer, die mit ihm in Berührung kamen, sich in Unfrieden von ihm wandten. Zwar ist es unwiderleglich bewiesen, daß Redlichkeit und Recht stets auf seiner Seite waren, aber es scheint doch mehr als bloßes Unglück, daß trotz dieser Redlichkeit fast jede Verbindung mit ihm in Hader geendet.

Gutenberg's Zeitgenossen, obschon undankbar oder selbst frevelhaft gegen ihn verfahrend, haben dessen ungeachtet die Ehre seines Werkes ihm unangetastet erhalten. Selbst Peter Schöffer, und (mindestens eine Zeitlang) dessen Sohn, haben ihm den Ruhm seiner Erfindung laut zugesprochen. Später erst tauchten andere Ansprüche auf. Ein volles Jahrhundert nach Gutenberg haben holländische Schriftsteller behauptet, die Erfindung der Buchdruckerkunst sei zu Harlem geschehen, und der Mainzer Patrizier habe sie von dort diebischer Weise entfremdet. Da es sich hier um die Ehre eines edlen Deutschen und die des Vaterlandes selber handelt, so mögen, nach Anleitung des trefflichen Buches von Wetter, einige Worte über die Entstehung jener Harlemer Sage und ihre völlige Grundlosigkeit gestattet seyn.

Allem Anscheine nach beruht das holländische Mährchen auf einer mißverstandenen Stelle der Kölner Chronik von 1499, welche wörtlich Folgendes aussagt: „Diese hochwerthe Kunst ist gefunden allererst in Deutschland zu Mainz am Rheine 1440 . . . Und von der Zeit an, bis man schrieb 1450, ward untersucht die Kunst, und was dazu gehört. . . . 1450 da begann man zu drucken . . . Wiewohl die Kunst ist gefunden zu Mainz, nämlich zuerst auf die Weise, als denn

nun gemeinlich gebraucht wird,* so ist doch die erste Verbildung gefunden in Holland aus den Donaten, die daselbst vor der Zeit gedruckt sind.** Und von und aus denen ist genommen der **Beginn** der Kunst,*** und ist viel meisterlicher und subtiler † gefunden, denn dieselbe Manier war." — Nach diesen Worten widerlegt die Chronik das Gerücht, als habe ein gewisser Franzose Nikolaus Genson die Kunst erfunden, erklärt wiederholt: „Der erste Finder der Druckerei ist gewesen ein Burger zu Mainz, . . . Johannes Gutenberg," — und schließt mit der Bemerkung, daß diese Mittheilung von Ulrich Zell komme, welcher die Druckerei zuerst nach Köln gebracht.

Der Sinn des Ganzen ist unzweifelhaft, daß der Chronist die auf ganzen Tafeln, angeblich in Holland, gedruckten Donate als das „Vorbild" des in Mainz „begonnenen" Druckes mit beweglichen Lettern betrachtet. Dieß geht noch klarer aus den Worten des unter Karls V Herrschaft berühmten Gelehrten Mariangelus Accursius hervor. „Der Letterndruck wurde wohl durch den Donat veranlaßt, welcher vorher in Holland auf eingeschnittenen Tafeln †† gedruckt worden ist." — Wiewohl es, wie wir schon vorher bemerkten, keineswegs gewiß ist, ob wirklich Holländer zuerst den Tafeldruck auf ganze Bücher angewendet, so können wir doch hier diese Untersuchung auf sich beruhen lassen; denn nicht der schwerfällige, wenig forderliche Tafeldruck, sondern die Erfindung der beweglichen Buchstaben ist ja Gutenberg's großes Verdienst.

Die Holländer aber ließen den Unterschied zwischen Beidem, der augenscheinlich den Worten der Chronik zu Grunde liegt, völlig außer Acht, und kamen so allmählig dahin, sich selbst den Ruhm Gutenberg's beizumessen. Doch nur allmählig; denn so lange noch die Mitgenossen und nächsten Erben

* Das heißt auf die jetzt gebräuchliche Weise mit beweglichen Lettern.

** Das heißt aus dem Holztafeldruck.

*** Natürlich also des Letterndruckes.

† Dieß Wort deutet klar auf den Unterschied zwischen Lettern und Holztafeln.

†† Aus diesem Berichte ersieht man klar, daß er die Aussage der Kölner Chronik vor Augen hatte, nur ihre Ausdrücke nur mit größerer Genauigkeit wieder gab.

der Erfindung lebten, war der geschichtliche Beweis des Gegentheils zu leicht zu führen. Wenn daher Gutenberg, Fust, Schöffer und all ihre Nachfolger durch ganz Europa in ihren Schlußschriften Mainz als die Wiege der Erfindung nannten, so fiel es zu jenen Tagen Niemanden ein, ihnen zu widersprechen. Waren ja doch die ersten Drucker Niederland's selbst aus Deutschland dahin gekommen; so hatte z. B. Richard Paffroet aus Köln 1476 zu Deventer eine Druckerei gegründet.

Da Köln mit den holländischen Städten in lebhaftester Verbindung stand, so erklärt es sich leicht, wie mit der Zeit die Aussage der Kölner Chronik in dem Niederlande bekannt wurde, und endlich in ihrer falschen Auslegung in's Volk drang, welches sie nachher in seiner Weise mit allerhand Einzelnheiten ausschmückte und vervollständigte. Schriftlich wurde die Sage zuerst durch Van Zuyren, einen Harlemer Rathsherrn, aufgezeichnet, zwischen 1550 und 1560, also ein volles Jahrhundert nach Gutenberg. Der Rathsherr weiß noch keinen holländischen Erfinder zu nennen; er weiß noch nicht die Art, wie die Kunst nach Mainz überbracht worden sey: er sagt nur, die Harlemer Kunst sei sehr roh und unförmlich gewesen,* und von den Mainzern erst vervollkommnet worden. — Bald aber bildet sich das Mährchen weiter aus; und schon 1561 berichtet der Harlemer Buchdrucker Coornheert, die Kunst sei von einem ungetreuen Knechte nach Mainz gebracht, und dort verbessert worden. — Endlich gewinnt die Sage die schärferen, genaueren Umrisse einer Erzählung: Hadrian Junius, (vor 1575) weiß schon den Namen des Erfinders, und führt eine Menge Einzelnheiten bei, deren Unmöglichkeit, (so wie die Unglaubwürdigkeit des Junius selber), von Wetter so schlagend nachgewiesen worden, daß für jeden Unbefangenen die Sache für immerdar entschieden ist.

Junius nennt einen Harlemer, Laurenz Janszoon Coster, als den Urheber der Kunst. Ein Gehülfe desselben, „Johann Faust oder ein anderer Johannes," — habe in einer Nacht alle Geräthschaften gestohlen, und sei mit diesen nach Mainz geflüchtet, so daß Coster seitdem nicht mehr drucken konnte. Diese Nachrichten hat Junius von einem Greise Galius,

* Hier sieht man deutlich, wie die Harlemer Sage aus der Kölner Chronik entstanden.

der als Knabe ſie von einem Greiſe Cornelis gehört, welcher als Jüngling ein Gehülfe Coſter's geweſen.

Dieſes Mährlein hat, nach vielen anderen Gelehrten, zuletzt Wetter mit einem beinahe überflüſſigen Aufwande von Geiſt und Wiſſen widerlegt. Er hat nachgewieſen, daß Coſter erſt ſpäter gelebt, und daß die Harlemer überhaupt verſchiedene Perſonen deſſelben Namens verwechſeln; endlich daß der Buchbinder Cornelis, welcher urkundlich 1522 geſtorben, unmöglich zwiſchen 1420 und 1440 Gehülfe in einer Druckerei geweſen ſeyn könne. Wie mochte auch Jemand die Albernheit glauben, es könne ein Diener in einer einzigen Nacht mit einer ganzen Druckerei davongehn! Und wer war der Diener? Johannes Fuſt, ſagt der Holländer. Allein die Urkunden beweiſen, daß er die Kunſt erſt durch Gutenberg erlernt. — Nun ſo war's ein anderer Johannes. — Aber Johannes Gutenberg war nach den Urkunden um jene Zeit in Straßburg, und mit ganz anderen Dingen beſchäftigt, als in Coſter's Werkſtatt als Knecht zu dienen. — Am Ende haben ſich neuere holländiſche Schriftſteller damit zu helfen geſucht, es könne Gutenbergs Bruder Friele geweſen ſeyn. Warum nicht gleich Schöffer oder ſonſt einer der erſten Drucker? es käme auf eins heraus!

Die alten Harlemer Mährchenfreunde berichteten, Coſter habe nach dem Diebſtahle nicht fortdrucken können, und deßhalb ſei Mainz unbeſtritten zu der angemaßten Ehre gelangt. Die neueren Holländer ſahen ein, daß ſie damit nicht auskommen würden; denn warum ſollte Coſter nicht eine neue Druckerei angelegt haben, nachdem man ihm die alte über Nacht entwendet? Daher behaupten ſie jetzt, Coſter habe allerdings ſeine Arbeiten fortgeſetzt. * Aber wo waren die Werke aus dieſer Druckerei? Auch dafür wurde geſorgt: im Jahre 1654 kaufte der Harlemer Bürgermeiſter eine Anzahl alter Bücher oder Blätter, die man ohne Weiteres für Coſter'ſche Drucke erklärte; und wo man ſeitdem ein altes ſchlechtgedrucktes ** Blatt

* Dieſer Widerſpruch hebt aber die ganze Erzählung des Buchbinders Cornelis auf; und ſomit ſinkt der ganze Grund des Mährchens zuſammen!

** Schlechter Druck iſt kein Beweis für das höhere Alter des Buches. Die Lettern im Katholikon von 1460 ſind viel ſchlechter, als die der Bibel von 1455; auch hat man datirte Drucke aus dem ſechszehnten Jahrhundert, die noch alle Zeichen einer unvollkommenen Kunſt an ſich tragen.

entdeckte, fügte man es dieser namenlosen Sammlung bei. — Mit welcher Berechtigung? — Wer fragt nach Gründen, wo es sich um den Ruhm der Vaterstadt handelt!

Weder Coster noch seine Erben haben sich in ihren angeblichen Drucken jemals genannt; und doch mußte alles sie zu dieser Nennung vermögen, da die Mainzer ihnen Ehre und Gewinn entzogen, und von der ganzen Welt als Erfinder gepriesen wurden. Obschon man eine gute Anzahl holländischer Geschichtschreiber (Chroniken u. dgl.) gerade aus jener Zeit hat, so erwähnt doch keiner vor 1550 der vaterländischen Ansprüche; ja selbst ein gleichzeitiger **Harlemer** Chronist, Jan Gerbrant, (gestorben 1404), erwähnt weder Coster noch die Erfindung mit einem Worte. Sogar drei aus Harlem gebürtige Drucker, welche bald nach der Mainzer Mordnacht in Italien Werke herausgaben, sagen nirgends etwas von Coster, obschon sie der Ruhm von Mainz, den sie in jedem italischen Werke lasen, zur Ehrenrettung ihrer Vaterstadt hätte antreiben müssen. Völlig entscheidend ist endlich der Ausspruch eines gleichzeitigen Holländers, des gelehrtesten Mannes seiner Zeit, Erasmus von Rotterdam, der, wie noch andere Niederländer jener Tage, geradezu Mainz als die Stadt der Erfindung nennt.

Gegen dies erdrückende Gewicht so vieler unbestreitbaren Zeugnisse haben die Harlemer nichts zu setzen, als die widersprechenden Meinungen der neuern Niederländer, und die Behauptungen einiger Gelehrten, zu denen auch ein berühmter Deutscher, Ebert, aus unerklärlichem Widerspruchsgeiste sich gesellt hat. * Die Ansprüche der Holländer stützen sich in der That auf nichts, als auf die Nationaleitelkeit, die bei kleineren Völkern zehnfach so groß zu seyn pflegt. Doch mögen sie immerhin ihrem Laurenz Coster Bildsäulen errichten; die richtenden Stimmen aller Völker haben den thörichten Streit längst zu Gunsten Gutenberg's unwiderruflich auf immer entschieden.

Aber bei all dem ist es doch ein wundersames Mißgeschick, das sich an den Namen Gutenberg knüpft. Nachdem der große

---

* Ebert wollte aus dem vermeinten eigenthümlichen Charakter der Lettern (Typen) das Vorhandenseyn einer holländischen Urdruckerei beweisen. Die glänzende Widerlegung seiner Behauptungen muß man in den Werken von Schaab und besonders von Wetter nachlesen.

Erfinder all ſein irdiſches Glück an ein Werk geſetzt, das ihm nur Elend brachte, ſtehen noch in fernen Jahrhunderten leichtgläubige Gelehrte auf, um ihn, wenn nicht als Dieb zu brandmarken, doch wenigſtens ſeiner Ehre zu entkleiden. Freilich iſt zuletzt dennoch der Tag der Gerechtigkeit gekommen. Gutenberg's Name glänzt fortan fleckenlos in der Geſchichte der herrlichſten Eroberer im Reiche des Geiſtes. Drei große Städte: Mainz, Straßburg, Frankfurt, haben ihm eherne Denkmale gewidmet; aber ſein Name bedarf deren nicht: jedes gedruckte Buch iſt ein Denkmal Gutenberg's.

Ludwig Braunfels.

Johannes Reuchlin.

Das Leben eines Gelehrten, der auf ſeine Zeit, und mittelbar auf alle folgenden, mächtig gewirkt, läßt ſich nicht wohl darſtellen, ohne daß man ſich einen Blick auf die geiſtigen Verhältniſſe geſtattet, wie ſie vor ihm beſtanden, und durch ihn zur weiteren Entwickelung kamen. Reuchlin wurde vom Schickſal mitten in jene verhängnißvolle Zeit geſtellt, welche das ſturmbewegte Ende des düſtern Mittelalters und das Aufdämmern der neuen Geiſtesthätigkeit umfaßt. Noch waltete in allen Schulen die ſcholaſtiſche Philoſophie, die in ihren Grundlagen auf verſtümmelten und mißverſtandenen Schriften des Ariſtoteles beruhend, in Spitzfindigkeiten und im Spiel mit leeren Begriffen die höchſte Weisheit ſuchte; und einer Seits begleitet von Myſtik und Sterndeuterei, ander Seits auf die Theologie geſtützt, behauptete ſie eine ſo feſte Herrſchaft, daß ein Angriff auf ſie für eine Befehdung des Chriſtenthums ſelber gelten konnte. Die Schriften des Alterthums wurden vernachläßigt, und von Wenigen geleſen, von Wenigeren verſtanden; ein barbariſches Latein war die gemeinſame Sprache der gelehrten Welt; die Griechen und ihre Sprache waren Jahrhunderte lang ſo gut als unbekannt. Die Muſen waren entartet, und das Gezänke der Theologen, die Streitigkeiten der Mönchsorden waren faſt der einzige, trübſelige Beweis, daß in dieſen Zeiten des Fauſtrechts und der politiſchen Auflöſung noch eine Spur von Wiſſensdrang bei uns zurückgeblieben.

Und gerade in jenen Tagen vollendete Gutenberg ſeine große Erfindung; die erſte gedruckte Bibel ward in dem nämlichen Jahre ausgegeben, in welchem Reuchlin geboren wurde. Gutenberg machte die wahre Wiſſenſchaft wieder möglich, und durch Reuchlin wurde ſie zur Wirklichkeit.

Reuchlin's Eltern, Georg und Elise, obschon in engen Verhältnissen zu Pforzheim lebend, verwendeten auf die Erziehung ihrer Kinder Johannes, Dionys und Elisabeth große Sorgfalt. Johann entwickelte in der lateinischen Schule seiner Vaterstadt frühzeitig seine trefflichen Anlagen. Jedoch nicht diese, sondern nur seine schöne Stimme verschaffte ihm 1472 eine Stelle am badischen Hofe, wo er unter die Chorsänger aufgenommen wurde. Hier machte er sich durch seine wissenschaftliche Bildung so bemerklich, daß man ihn zu Anfang des Jahres 1473 als Begleiter des jungen Markgrafen Friedrich auf die berühmte Pariser Hochschule sandte. Jetzt hatte seine Lernbegierde ein fruchtreiches Feld gefunden; er studirte Latein bei dem ausgezeichneten Grammatiker Johann Stein (Johannes de Lapide), einem Deutschen, welcher auch in der Philosophie auf die vernunftgemäßere Richtung seines Schülers großen Einfluß übte. Auch das Griechische begann er dort bei den Schülern des Gregorius Typhernas zu erlernen, eines Griechen, der nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453) nach Paris geflohen war, und mit seinen Leidensgefährten den Parisern die Sprache des Homer und Plato zuführte. Von den andern Lehrern Reuchlin's werden uns Wilhelm Tardif und Robert Ganguin genannt.

Die Heimreise des Markgrafen unterbrach Reuchlin's Studien nur auf kurze Zeit; denn schon 1474 ging der Letztere allein nach Paris zurück, wo er, nachdem ihn der Hellene Hermonymos von Sparta im Schönschreiben unterrichtet, durch Abschriften griechischer Werke sich die äußeren Mittel zum Fortstudiren erwarb. Jetzt entfernte ihn auch die vertrautere Bekanntschaft mit Aristoteles für immer von der scholastischen Philosophie. Der edle Johannes Wessel von Gröningen bestärkte ihn, dieser Richtung treu zu bleiben, und führte ihn durch Unterricht im Hebräischen zum Studium der Bibel. Zu Ende des Jahres 1474 ging Reuchlin auf die Hochschule nach Basel, und wurde hier ein eifriger Schüler des Griechen Andronikos Kontoblakas; zugleich erwarb er sich durch Vorlesungen über die altrömischen Schriftsteller solchen Ruf, daß er, obwohl erst in seinem zwanzigsten Jahre stehend, zur Ausarbeitung eines lateinischen Wörterbuches aufgefordert wurde. Dies Werk führt den Titel Breviloquus, und die vielen Auflagen, die es erlebte, waren ein genügendes Zeugniß für seine Brauch-

barkeit in jenen Zeiten. Im Jahre 1477 wurde er Magiſter, und begann nun auch Vorleſungen über das Griechiſche zu halten, denen nicht minderer Beifall zu Theil wurde. Da er vor Allem auf das Studium der alten Philoſophen drang, zumal des Plato und Ariſtoteles, ſo ward er mannigfach von der im herkömmlichen Gleiſe ſchleichenden Schule der Scholaſtiker und Theologen als Neuerer angefeindet; um ſo mehr, als er ihnen Beifall und Zuhörer gänzlich entzog. Denn neben ſeiner gründlichen und klaren Lehrweiſe erſchien das gewohnte Treiben der Univerſitätslehrer lächerlich oder verächtlich. Dabei zog ſein milder, liebenswürdiger Geiſt alle Beſſeren, alle Freunde des Denkens und Wiſſens zu ihm heran, und Baſel's Hochſchule erlitt einen ſchmerzlichen Verluſt, als Reuchlin bei Beginn des Jahres 1478 nach Orleans zog, um dort das bürgerliche Recht zu erlernen. Hier erwarb er 1479 die Würde eines Baccalaureus, hielt neben ſeinem Studium noch griechiſche und lateiniſche Vorleſungen, und ſchrieb eine kleine griechiſche Grammatik. Einer gleichen Doppelbeſchäftigung des Lehrens und Lernens ergab er ſich 1479 zu Poitiers, wo er am 14 Juni 1481 zum Licentiaten des bürgerlichen Rechts befördert wurde.

Im nämlichen Jahre kehrte er nach der Heimath zurück, und lebte ſeit dem Dezember 1481 zu Tübingen, wo der Graf von Würtemberg, Eberhard im Bart, der ſpäter des Landes erſter Herzog wurde, zehn Jahre vorher die Hochſchule geſtiftet hatte. Hier knüpfte er das Band einer höchſt glücklichen Ehe, und widmete ſich mit glänzendem Erfolge dem Beruf eines Anwalts. Bald ein vertrauter Freund des Grafen, begleitete er dieſen auf ſeiner Wallfahrt nach Rom im Jahre 1482. Italien war damals der Heerd der Wiſſenſchaft und Kunſt, in deſſen Strahlen alle Völker Europa's ſich wärmten. Rom wie Florenz, wo zu jener Zeit Lorenzo von Medici waltete, zollten ihm hohe Achtung, und ſprachen ihr Erſtaunen aus, daß ein Mann von jenſeits der Alpen ſo rein und ſchön die Sprache der Alten zu ſprechen wiſſe.

Nach ſeiner Rückkehr lebte er zu Stuttgart, wurde 1484 Beiſitzer des Hofgerichts, und übernahm im folgenden Jahre für den Dominikanerorden das Amt eines Anwalts in ganz Deutſchland; ein Amt, deſſen Bürde er bis 1514 trug, ohne den geringſten Entgelt, und wofür ihm zuletzt kein anderer

Lohn wurde, als der schmachvollste Undank und die grimmigste Feindschaft.

Ehren und Würden häuften sich von jetzt auf das Haupt unsers Reuchlin. Er erhielt 1486 zu Tübingen den Doktorgrad des bürgerlichen Rechts; — damals eine seltnere, und darum werthvolle Auszeichnung. — Noch im nämlichen Jahre war er Gesandter des Grafen Eberhard bei der Krönung Maximilians I zum römischen Könige; und so führte er sonst noch wichtige Geschäfte für den Stuttgarter Hof, ohne darum in seiner Thätigkeit als Rechtsanwalt nachzulassen. Man begreift kaum, wie er bei all dem noch Zeit zum Studium der Sprachen und der Philosophie zu finden vermochte. Eine neue Reise nach Italien, 1490, in Angelegenheiten Eberhard's, gewährte ihm wenigstens auf ein halbes Jahr eine ruhigere Muße.

Von großer Bedeutung für Reuchlin's Zukunft wurde sein Aufenthalt am kaiserlichen Hofe zu Linz (1492 bis zum Herbste 1493), wo er im Gefolge seines Grafen verweilte. Denn nicht nur erwarb er sich solche Gunst bei dem Kaiser, daß dieser ihn und seinen Bruder Dionys in den Adelstand erhob, und ihm die Würde eines Pfalzgrafen ertheilte;* sondern er studirte auch dort bei dem Juden Jakob Jechiel Loans, kaiserlichem Leibarzt und Ritter, die hebräische Sprache so gründlich, daß er bald nach seiner Heimkehr glänzende Proben davon in seinem Werke de verbo mirifico (über das wunderbare Wort, nämlich Jehova), ablegen konnte.

Nicht lange darauf starb sein trefflicher Freund und Gönner Eberhard, nachdem er nur wenige Monate hindurch die neugeschaffene Würde eines Herzogs von Würtemberg getragen.** Die tiefe Betrübniß über diesen Todesfall, die Reuchlin in seinen Briefen ausdrückt, wurde in gleichem Maße von dem Lande gefühlt; denn der neue Herzog, Eberhard der Jüngere, umgab sich mit unwürdigen Günstlingen, unter welchen der einflußreichste ein Mönch war, Namens Holzinger, welchen Eberhard der Aeltere einst, um seiner schlechten Sitten willen, auf den Rath Reuchlin's in's Gefängniß geworfen. Da mußte

* Am 21 Oktober 1492. Ein solcher Pfalzgraf hatte damals die Befugniß, bei den höhern Reichsgerichten als Beisitzer zu stimmen; auch durfte er Notarien und Doktoren des Rechts ernennen, Dichter krönen u. A. m.

** Herzog am 21 Juli 1495, gestorben am 24 Februar 1496.

Reuchlin die Heimath meiden, und nach Heidelberg fliehen. Dort fand er hochgestellte Beschützer, Freunde der philosophischen Studien, wie Johannes von Dalberg, Bischof von Worms; er genoß einer edlen Muße, die er der Förderung alles ächt wissenschaftlichen Strebens zuwandte. In seiner heiteren Stimmung schrieb er hier, neben gelehrten Werken, zwei lateinische Lustspiele: Sergius, eine Satyre gegen jenen Holzinger, geistreich und witzig, als Beweis für seine dichterische Begabung von hohem Interesse; und die Scenica progymnasmata, worin er nach dem Muster des französischen Lustspiels: l'Advocat Patelin die Rechtsverdreher und Rabulisten geißelte. Das letztere hat Hans Sachs in's Deutsche übersetzt.

Reuchlin's jetzige Beziehungen zum pfälzischen Hofe luden ihm 1498 die Bürde einer abermaligen Sendung nach Rom auf, um den Kurfürsten Philipp gegen ein ungerechtes päbstliches Urtheil zu vertheidigen. Wie er jedes Verhältniß seines Lebens zum Besten seiner geistigen Fortbildung zu benutzen strebte, so auch dießmal; er studirte zu Rom hebräisch bei dem Juden Obadjah Ben Jakob Sphorno,* und hörte die Vorlesungen des Griechen Joannes Argyropulos, den die Sprachkenntniß seines gelehrten Schülers zu dem staunenden Ausruf bewegte: „So ist unser vertriebenes Hellas auch schon über die Alpen nach Deutschland geflogen!“

Reuchlin's Verbannung aus Würtemberg dauerte nur kurze Zeit. Herzog Eberhard wurde der Herrschaft entsetzt; und Reuchlin kehrte nach Stuttgart zurück, in der festen Absicht, sich von nun an, fern den Welthändeln, lediglich der Wissenschaft hinzugeben. Jedoch mußte er diesem Vorsatze bald untreu werden; er nahm die Stelle eines der drei Richter des schwäbischen Bundes** an (1502), und bekleidete sie eilf Jahre hindurch, das Muster eines biederen, berufstreuen Rechtsvertheidigers. Obschon endlose Geschäfte ihn seitdem drängten, so hat dennoch gerade diese Zeit seines Lebens die bedeutendsten Denkmale seiner schriftstellerischen Thätigkeit aufzuweisen. Wahrheit und richtige Erkenntniß zu fördern, vor Allem in der Religion und Philosophie, war der Hauptzweck all seiner Thätig-

* Diesem mußte er für jede Unterrichtsstunde eine Goldkrone bezahlen, einen zu jenen Tagen doppelt übermäßigen Preis.

** Gestiftet 1488, zur Handhabung des Friedens; aufgehoben 1533 durch Kaiser Karl V.

keit; und da Beides ihm ohne die Lesung der Bibel in der Ursprache nicht möglich erschien, so verwendete er mehre Jahre auf die Ausarbeitung seiner Rudimenta Hebraicae linguae (Sprachlehre und Wörterbuch), und brach hierdurch zuerst die Bahn eines tieferen Studiums der hebräischen Sprache in Europa (1506). In gleicher Absicht schrieb er einen Kommentar über die sieben Bußpsalmen (1512); und zugleich wirkte er durch Uebersetzungen aus dem Griechischen und Hebräischen, theils auch unmittelbar durch Wort und Lehre, auf die höhere Bildung der Jugend. Unter Denen, die seine Nachfolger auf dem Wege der Forschung wurden, ist Philipp Melanchthon, sein Verwandter, als der berühmteste zu nennen; diesen empfahl er auch späterhin zum Lehramt der griechischen Sprache an die Wittenberger Hochschule, zu deren Stiftung Reuchlin selbst thätig mitgewirkt hatte.

Haben wir bisher Reuchlin als unermüdeten Forscher und Lehrer der Wahrheit kennen gelernt, so müssen wir jetzt einer traurigen und folgeschweren Verirrung des edlen Mannes gedenken, an der jedoch die trübe Geistesdämmerung jener Zeit die meiste Schuld trägt. Die Philosophie hatte sich bei jedem Schritte, den sie vorwärts thun wollte, durch das enge Wort der äußeren theologischen Lehrbegriffe gehemmt und gebunden gesehen; mit der denkenden Vernunft schien zu oft die biblische Offenbarung zu streiten: und kein Forscher vermochte damals zu der kühnen Entscheidung sich zu wenden, daß er eine um den Preis der andern aufzugeben gewagt hätte. Sobald das Studium der Klassiker, durch Reuchlin neu erweckt, den Thron der Scholastik in Trümmer geschlagen, verlangte der Geist nach einem neuen Wege zur Wahrheit, und fand ihn nirgends geöffnet. Da begannen Manche die Philosophie des Plato und Aristoteles mit dem Christenthume zu einem wunderlichen Systeme zu mischen; Reuchlin seiner Seits, voll heißen Sehnens nach dem Göttlichen, gerieth auf die falsche Fährte des Mysticismus und der geheimnißreichen Schwärmerei. Die irrigen Ueberlieferungen von der Weisheit des Pythagoras verlockten ihn zur Befreundung mit der jüdischen Kabbala, welche von dem Grundsatze ausgehend, daß jedes Wort und jeder Buchstabe neben dem natürlichen menschlichen einen geheimen göttlichen Sinn habe, durch magische Deutung derselben bald als Zahlen, bald als Sinnbilder, ein ganzes Gebäude phantastischen Aberglau-

bens in die Schrift hinein zauberte. Da gab es Zeichen und Laute von wunderbarer, weltschaffender und geisterbewegender Kraft; da gab es eine Herrschaft der Gestirne über Erde und Menschen; da gab es eine geheimnißvolle, heilige Verbindung mit Gott und Engeln. Leider muß man es sagen, daß Reuchlin durch seine Bücher de verbo mirifico und de arte cabbalistica dieser Lehre des Unsinns in Deutschland so tiefe Wurzeln gab, daß sie zu einem starken Giftbaume aufschoß, unter welchem noch manches folgende Jahrhundert lang Betrug und Wahnglaube seine Zelte aufschlug. Doch verdient Reuchlin nicht die strenge Verdammung, die ihm oftmals hierüber geworden. Sein Wille hat stets aufrichtig nach dem Wahren geblickt; nur seine Phantasie umschleierte die hellen Augen des Mannes, welcher zuerst an der Klarheit Rom's und Athen's die Finsterniß der Zeit erkennen gelehrt.

Wir haben bereits erwähnt, daß Deutschland dem Wirken Reuchlin's die erste genaue Bekanntschaft mit zwei, bisher fast als ketzerisch verpönten Sprachen, der griechischen und hebräischen, verdankt. Diese Sprachstudien gewöhnten die Geister auf's Neue zu selbstständiger Forschung, und reizten und waffneten sie zum Kampf gegen die Verderbniß jenes Jahrhunderts, die besonders in der Unwürdigkeit so vieler Diener der Kirche zur Erscheinung gekommen war. Diesen Kampf kämpften die Männer der Geistesfreiheit anfangs mehr zufällig, fast unbewußt, und vereinzelt; bis jene berühmte Fehde Reuchlin's gegen die Kölner Theologen, an sich und in ihren Anfängen von sehr untergeordneter Wichtigkeit, sie zu einer innig verbundenen Schaar sammelte, welche, von nun an unwiderstehlich, die Wiedergeburt des wissenschaftlichen Lebens und der ächten Bildung herbeiführte.

Eine Angelegenheit, die zunächst nur das unterdrückte Judenthum allein zu betreffen schien, gab die Veranlassung hierzu. Johann Pfefferkorn zu Köln, von Geburt ein Jude, um schlechter Streiche willen von seinen Glaubensgenossen verfolgt, war 1504 zur christlichen Religion übergetreten, und wollte die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung dadurch erweisen, daß er seinen Namen zu mehren Schriften hergab,* worin er die Juden der

* Denn wohl die meisten verfaßten, sicherlich aber die lateinischen, hat er nicht selbst geschrieben.

Gotteslästerung beschuldigte, und die Fürsten ermahnte, ihnen ihre Bücher, ja, ihre Kinder und Güter wegzunehmen. Angespornt von den bekehrungssüchtigen Dominikanern zu Köln, wandte er sich sogar an den Kaiser, und verlangte eine Untersuchung aller jüdischen Werke über Religion und Geschichte. Wirklich erließ auch Maximilian I. eine dahin zielende Verfügung, (19. August 1509), und beauftragte mit deren Vollziehung den Pfefferkorn selbst. Dieser ersuchte nun Reuchlin, welcher schon 1505 in seiner „Tütschen Missive" das Elend der Juden für eine Folge ihrer Feindseligkeit gegen Christus erklärt hatte, ihm bei der Untersuchung zur Seite zu stehen. Jedoch Reuchlin, der in der Zwischenzeit zu milderen Gesinnungen übergegangen, lehnte den Antrag ab; auch glaubte er im Grunde, daß es mehr darauf abgesehen sei, Geld von den Juden zu erpressen, als sie dem Christusglauben zuzuführen. Da zugleich die Obrigkeiten sich nirgends dem Begehren Pfefferkorn's fügen wollten, so erbat sich dieser beim Kaiser eine neue Vollmacht, die es ihm gestatten sollte, alle Bücher der Juden, weil sie Schmähungen gegen das Christenthum enthielten, mit Ausnahme der Bibel, zu vernichten. Der Kaiser aber wollte zu solcher Verfolgung die Hand nicht bieten, und gab zuvörderst dem Erzbischof von Mainz Auftrag zu näherer Untersuchung; und dieser, um in der Sache gewissenhaft zu verfahren, forderte die bedeutendsten Hochschulen sowohl, als auch einzelne Kenner des Hebräischen auf, ihm ihr Gutachten über die Frage vorzulegen. Unter den letzteren war Hogstraten, Prior der Dominikaner zu Köln und Ketzerrichter, auf dessen geheimen Antrieb die Verfolgung eigentlich begonnen worden, und unser Reuchlin.

Allein die Unterdrückungslust fand an Reuchlin einen redlichen, muthigen Gegner. Jenen berühmten Satz: „Verbrennen ist keine Widerlegung," führte er mit allen Gründen der Wissenschaft und Ueberzeugung durch, bewies die Unschädlichkeit der angefochtenen Bücher, welche ihren sämmtlichen Gegnern überdieß ganz unbekannt seien, und bestritt den Christen das Recht, die Juden gewaltsam zu bekehren. Dieß Gutachten, das im Grunde lediglich die Freiheit des Gedankens gegen die Anmaßung des Dogma's vertheidigte, und aus dem eine edle, damals gefahrbringende Menschlichkeit spricht, die ihn hoch über sein Jahrhundert stellt, sandte er versiegelt an den

Erzbischof, (August 1510); indessen wußte Pfefferkorn sich bald Kenntniß davon zu verschaffen, und verfaßte eine Schrift, den „Handspiegel"; voll gemeiner Schmähungen * gegen den Mann, der nicht mit ihm und den Kölner Dominikanern sich zum Werkzeug blinder Gewaltthat hergeben mochte. (Ostern 1511). Ja die Kölner Theologen, ganz aus den Augen lassend, wie gefällig und freundlich ihnen Reuchlin viele Jahre gewesen, erlaubten sich, sein Gutachten zu unterschlagen; und da auch eine Untersuchung, die der Kaiser dieserhalb anbefohlen, aus Vergeßlichkeit der Räthe unterblieb, sah sich Reuchlin genöthigt, seine Vertheidigung nunmehr selber, laut und offen, vor der ganzen gelehrten Welt zu führen. Dieß geschah in der Schrift: Speculum oculare, (Augenspiegel, im Herbst 1511), worin er zu sagen wagte, — denn es war dieß ein Wagniß in jenen Tagen: — „der Christ müsse seinen Nächsten lieben, sogar wenn er Jude sei; und wenn die Schrift vor dem Umgange mit den Bösen warne, so seien unter diesen keineswegs die Juden gemeint."

Reuchlin's Schrift wurde von allen Gelehrten höchlich gepriesen; aber seine näheren Freunde konnten es nur mißbilligen, daß er einen so nichtswürdigen Gegner durch eine Widerlegung geehrt habe. Die theologische Fakultät zu Köln trat jetzt unverhohlen gegen ihn auf, verfaßte ein Gutachten voll Gehässigkeit gegen ihn, und verlangte bald mit gleißnerischen Freundesworten, bald mit heftigen Drohungen, den Widerruf vieler Stellen seiner Schrift. Reuchlin, anfangs vor dem mächtigen Orden ängstlich befangen, suchte noch eine Zeitlang eine Ausgleichung herbeizuführen; da er aber bald einsah, daß ohne Verletzung seiner Ehre der Friede nicht herzustellen sei, so veröffentlichte er eine neue Erklärung seiner Grundsätze und Handlungen ** in deutscher Sprache, deren Verkauf in der Frankfurter Ostermesse 1512 die Dominikaner durch gewaltthätigen Eingriff vergeblich zu hemmen suchten. Von jetzt an drang der Streit selbst in's Volk, und riß alle Geister in gewaltige Bewegung hin.

Eine neue Schmähschrift der Kölner rief eine noch hef-

---

* Darin heißt es z. B. Reuchlin habe seine Werke nur mit fremder Hülfe geschrieben; die Juden hätten ihn bestochen, u. dgl.

** Unter dem Titel: Ain klare verthentnus. ꝛc.

tigere Entgegnung Reuchlin's hervor; und als der Kaiser im Jahre 1513 beiden Parteien Stillschweigen auferlegte, eröffneten gar die Dominikaner gegen Reuchlin einen förmlichen Prozeß wegen Ketzerei, und Hogstraten lud ihn zur Verantwortung nach Mainz: ein unerhörter Gewaltstreich, da es dem Ketzerrichter die Gesetze seines eigenen Ordens verboten, über Personen außerhalb seiner Provinz Gericht zu halten.

Vergebens erhob Reuchlin wegen des ungesetzlichen Verfahrens Berufung an andere Richter; unbekümmert sprach Hogstraten's Partei zu Mainz das Verdammungsurtheil über den Augenspiegel Reuchlin's (28. September 1513).

Allein die Universität Mainz, das Domkapitel, der Erzbischof selbst, waren empört über solche schrankenlose Willkür. Auf Befehl des Letztern wurde die Vollziehung des Spruches gehemmt, und so konnte Reuchlin seine Berufung an den Pabst Leo X. bringen, welcher den Bischof von Speier zum Richter an seiner Statt bestellte. Hier wurde, trotz aller Hinterlist Hogstraten's und der Dominikaner, Reuchlin freigesprochen; Hogstraten aber, der schon während des Prozesses das Gericht, obschon es vom Pabste selber bestellt war, so arg verhöhnt hatte, daß er die Kölner Fakultät zur Verbrennung des Augenspiegels veranlaßte, kümmerte sich auch um das erfolgte Urtheil so wenig, daß er und die Seinen noch andere Hochschulen zur Untersuchung des Reuchlin'schen Buches aufforderten. Paris, Löwen, Erfurt, sogar Mainz verdammten es wirklich zum Feuer.

Unerschüttert durch die Macht des Ordens und die wachsende Gewaltthätigkeit der Dunkelmänner, übergab Reuchlin seine Sache dem römischen Stuhle zur letzten Entscheidung. Der Kaiser selbst und viele Stände des Reichs unterstützten sein Gesuch beim Pabste.

Es wäre allzu weitläufig, alle Ränke der Dominikaner zu berichten, die sie nun zu Rom gegen den trefflichen Mann aufboten, welche gemeine Triebfedern sie spielen ließen, und mit wie viel Bestechungen und Fälschungen sie die gerechte Sache zu unterdrücken versuchten. Trotz all dem war Reuchlin's Sieg schon so gut wie entschieden, eine Freisprechung des Augenspiegels war schon erfolgt, und Hogstraten für strafwürdig erklärt, (2. Juli 1516); als die Mönche Leo den Zehnten, obschon dieser Kirchenfürst innerlich der Sache des

verfolgten Wahrheitsfreundes geneigt war, zur Erlassung eines Befehls bewogen, mit dem ganzen Verfahren auf unbestimmte Zeit inne zu halten.

Allein diese Fesselung des Rechtes und des Richteramtes wurde unserm Reuchlin zum Ruhm und Heil. Jetzt traten aller Orten, in Italien und Deutschland, ja selbst auf französischem und englischem Boden, die Männer der Wissenschaft für ihn in die Schranken. So nahm der Anfangs so unbedeutende Streit einen Charakter der Allgemeinheit an, und gestaltete sich zum großen Kampfe zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen lebendigem Denken und finsterer Geistesknechtschaft, zwischen freier Forschung und anmaßendem Buchstabenglauben. Was die Zeit an großen Gelehrten hervorgebracht, — und fast alle waren Schüler Reuchlin's, — ging in den Kampf: vor Allen Ulrich von Hutten, der Held und Märtyrer der Freiheit, und Wilibald Pirkheimer; der Kölner Domherr, Graf von Neuenahr, (Nuenar); Eobanus Hessus, Crotus Rubianus; auch der gewaltige Luther erhub seine Stimme, und selbst der sonst so zaghafte Erasmus schwieg nicht. Mit gar vielen Anderen bildeten sie jenen schwert- und federgerüsteten Bund der Reuchlinisten, oder der Poeten, wie ihre geistlosen Gegner sie nannten. Aber entscheidender, als alle schweren Waffen der Gelehrsamkeit, wirkte der zweischneidige Dolch der Satyre in jenen berühmten Epistolae obscurorum virorum, (Sendschreiben unbedeutender Männer, oder auch Sendschreiben der Dunkelmänner, 1516), die unter der Form eines Briefwechsels zwischen Freunden Hogstratens, im Küchenlatein der Mönche, die Schwächen und Laster der Finsterlinge und die freche Unwürdigkeit des geistleeren Schultreibens so wahr, scharf und naturgetreu bloßstellten, daß das Brandmal, welches sie den Gegnern Reuchlin's aufdrückten, nie mehr zu vertilgen war. Die gränzenlose Wuth der Kölner Theologen und ihrer Anhänger war um so ohnmächtiger, als man die Verfasser der Briefe nicht zu entdecken vermochte; erst lange nachher erfuhr man, daß, unter vielen Mitarbeitern, Hutten und Crotus Rubianus den größten Antheil daran hatten. Was vermochten da die langweilig dummen Schriften und Abhandlungen der Kölner gegen das Gelächter Europa's und den Hohn aller Gebildeten!

War aber Reuchlin's Stellung nun eine feste Burg ge-

worden gegen allen Angriff der Partei Hogſtraten's, ſo brachten ihm doch bald äußere Zufälligkeiten mancherlei Gefährde anderer Art. Herzog Ulrich von Würtemberg, als Menſch und als Fürſt gleich verwerflich, hatte den Ritter Johann von Hutten, der ſeiner Laſterhaftigkeit im Wege war, mit eigener Hand ermordet, und wurde deßhalb durch Franz von Sickingen, den Rächer alles Unrechts, und bald auch durch den ganzen ſchwäbiſchen Bund mit Krieg überzogen. Reuchlin, der ſich bei den wechſelnden Erfolgen dieſer Fehde mit einer ſchwankenden Zaghaftigkeit benahm, die ſich durch ſeine kränkliche Altersſchwäche entſchuldigt, mußte im November 1519 nach Ingolſtadt flüchten, und büßte dabei die Hälfte ſeiner werthvollen Bücherſammlung und ſonſt Vieles ſeiner Habe ein. Indeſſen ſollten gerade dieſe Kriegsverhältniſſe einen unvermuthet günſtigen Einfluß auf ſeinen Prozeß mit den Kölnern üben. Franz von Sickingen hatte nämlich bei der Eroberung von Stuttgart Reuchlin perſönlich kennen gelernt, und ihm verſprochen, ſich ſeiner anzunehmen; da wirkte denn ein einziges Drohſchreiben des deutſchen Helden mehr, als alle Sprüche der Gerichtshöfe. Die Dominikaner, wollten ſie nicht mit dem ganzen Kölner Lande den Druck ſeiner ehernen Hand empfinden, ſahen ſich genöthigt, dem greiſen Reuchlin alle Prozeßkoſten zu vergüten, und das Verfahren in Rom auf eine für ihn ehrenhafte Weiſe zum beſchleunigten Ende zu bringen. So mußten den Siegeskranz, den ganz Europa dem edlen Reuchlin zuerkannt, ſeine Feinde ihm nun endlich auf's Haupt ſetzen.

Dieſer ſo glücklich ausgekämpfte Kampf für die Wiſſenſchaft wurde unendlich reich an ſegenbringenden Folgen; er gab den Geiſtern erſt die rechte Empfänglichkeit für die Keime, die Luther's Zeit ausſtreuen ſollte. Reuchlin ſelbſt nahm indeſſen nur geringen Theil an den Bewegungen der Reformationsfehden; und wenn er zuerſt auch freudig Luther's Streben begrüßt hatte, ſo war er doch ſchon zu hinfällig, um mit einem ſo feuerigen Kämpen gleichen Schritt auf ſeiner kühnen Bahn zu halten.

Zu Ingolſtadt nahm Reuchlin eine Profeſſur der griechiſchen und hebräiſchen Sprache an, (März 1520); aber ſchon im folgenden Jahre trieb ihn die Peſtſeuche nach Würtemberg zurück. Auch hier übernahm er auf's Neue, auf Bitten der

Tübinger Hochschule, das nämliche Lehramt wie zu Ingolstadt; allein schon nach wenigen Wochen zwang ihn seine zunehmende Kränklichkeit, sich nach Stuttgart zu begeben, wo er am dreißigsten Juli dahinschied, im siebenundsechszigsten Jahre seines Lebens.

Viele treue Freunde, unzählige Schüler und Geistesgenossen beklagten mit gerechten Thränen den unersetzlichen Verlust. Denn in Reuchlin war ein Mann gestorben voll trefflicher Eigenschaften, wie sie sich selten in solcher Fülle zusammenfinden. Er war reicher an Wissen, als irgend Einer zu seinen Zeiten; aber ein Feind allem Prunken mit pedantischer Gelehrsamkeit. Er hatte sich als herrlichen Jugendbildner bewährt; und nachdem man so viele Jahrhunderte in den Geist hatte hineinbilden wollen, war er der erste, der da zeigte, wie die Menschen aus sich selbst heraus zu entwickeln seien. Seine freie Seele liebte nur die Wahrheit, Wahrheit im Leben, Wahrheit in der Wissenschaft: aber der Ernst seines Strebens gattete sich gern mit sanfter Milde; seine Begeisterung für Religion und Sittlichkeit schloß nicht die heiteren Freuden der Geselligkeit aus. Eine besonnene Mäßigung im Lebensgenuß gab ihm Kraft und Muße zu jener unbegreiflichen Thätigkeit, die er als Theolog, Sprachforscher, Rechtsgelehrter, als Schriftsteller, Richter und Anwalt, in Staatsgeschäften und im Lehramt entfaltete. Musterhaft im öffentlichen Leben wie in der stillen Häuslichkeit, liebend und geliebt im Kreise der Seinen, ein Menschenfreund im ächtesten Sinne, trafen in ihm alle Bedingungen des Glückes zusammen; und sein Leben zeigte ihn uns im Lichte eines vollkommenen Menschen, wenn nicht ein allzu reizbares Gemüth, eine in Entschlüssen wechselnde Aengstlichkeit, ihn bisweilen zu unbedachtsamen Schritten gebracht hätte. Indessen scheint es, als hätte das Schicksal nur darum solche schwache Schatten in ein so glanzvolles Bild geworfen, damit wir nicht vergessen möchten, daß auch das edelste Streben stets in den Tiefen der menschlichen Seele gefährliche Gegner zu bekämpfen hat. Der starke Mann aber wird ihrer Herr; und daß Reuchlin es nicht geworden, ist der einzige, wenn auch nur wenig erhebliche Tadel, den man gegen einen so edeln, so reinen Charakter zu erheben vermag.

Ludwig Braunfels.

Luther.

In den erſten Tagen des Novembers 1483 wurde in dem Städtchen Eisleben ein lebhafter Jahrmarkt abgehalten. Unter den von nah und fern dahin gekommenen Landleuten befand ſich auch Hans Luther, ein Bergmann aus dem Dörfchen Möre, welchen mancherlei Geſchäfte mit ſeiner Ehefrau hierher gerufen hatten. Die Frau trug eine mütterliche Hoffnung unter dem Herzen, und ſo geſchah es, daß ſie am 10 November Abend um 11 Uhr von einer frühzeitigen Geburt in der Fremde überraſcht wurde. Es war ein Knäbchen, deſſen die kräftige Frau hier genas. Der fromme Vater ließ es nach damaliger Sitte gleich am nächſten Tage in der dortigen Kirche taufen, und legte ihm nach dem Kalenderheiligen den Namen Martin bei. Bald nachher ſiedelten die Eltern unſers Martin's nach Mansfeld über, wo der Vater ein vortheilhaftes Unterkommen und die wohlbenutzte Gelegenheit fand, durch rege Thätigkeit aus ſeiner früher ärmlichen Lage zu einem gewiſſen Wohlſtande zu gelangen.

Hans Luther war überhaupt ein Mann von der achtungswertheſten Denk- und Handlungsart. Bei ſeinem kräftigen, oft derben Weſen, das aber entfernt von Rohheit war, that ſich ein gewiſſes Streben nach Bildung kund. Er ſuchte den Umgang mit Gelehrten und kenntnißreichen Männern und war auch wieder von dieſen gern geſehen. Jährlich lud er mehrmals die Geiſtlichen und Schullehrer ſeines Wohnortes ein, und ergötzte ſich an ihren lehrreichen Geſprächen. Auch genoß er die allgemeine Achtung ſeiner Mitbürger in dem Grade, daß ihn ihr Vertrauen zu einer Rathsherrnſtelle berief.

In diesen Zeiten erfreute sich überhaupt der Bürgerstand in den größeren und kleineren Städten unseres Vaterlandes einer höhern Geltung und einer ehrenhafteren Stellung, als der herabgedrückte Zustand und das armselige Spießbürgerthum, in welchen wir denselben nach dem unglückseligen dreißigjährigen Kriege erblicken, vermuthen lassen. Handel und Gewerbthätigkeit hatten seinen Wohlstand gehoben, die Theilnahme an der Regierung und Verwaltung des städtischen Gemeinwesens seinen Verstand gebildet und seinen Blick erweitert, die Vertheidigung seiner Vaterstadt in persönlichem Waffendienste seinen Muth belebt, und alles Dieses sein Selbstgefühl gekräftigt und gehoben. Diesem Stande gehörten Martins Eltern an; der Vater regierte mit entschiedenem Willen das Hauswesen, die Mutter war dem Eheherrn in Gehorsam und Demuth ergeben, während sie ihm in strenger Arbeitsamkeit nicht nachstand. Beide waren von tief ernster Religiosität beseelt und auf das Sorgsamste für die Erziehung ihrer Kinder bemuht. Doch trug auch diese Erziehung den Stempel des elterlichen Wesens und des Geistes ihrer Zeit; sie war derb und strenge; durch Furcht sollte die Liebe erzielt werden. Daher wurde auch Martin, der schon von seinem vierten Jahre an die Schule besuchte, auf das Strengste behandelt, und mußte die Ruthe, die damals in Schule und Haus als das unentbehrlichste Erziehungsmittel galt, oft nachdrücklich empfinden. Dieß strenge und harte Verfahren machte den ohnehin schon stillen und in sich gekehrten Knaben noch stiller und schüchterner, und legte in ihm den Grund zu einer Befangenheit, die er in späterer Zeit nur mit der größten Anstrengung bewältigen konnte. Zugleich gab ihm aber auch die hierdurch hervorgerufene und befestigte Gewöhnung zum Gehorsam eine Festigkeit und Charakterstärke, die in der Zukunft seiner großartigen Wirksamkeit zum sichersten Stützpunkte dienen sollte.

So wuchs unser Luther heran, in den einfachsten, ja ärmlichsten Umgebungen; fern von jeder Verzärtelung, mehr in's eigene Innere, als nach Außen gekehrt. Seine Lehrer lobten die leichte Auffassungsgabe und den beharrlichen Fleiß des Knaben; daher entschloß sich der Vater, ihn studiren zu lassen und schickte ihn nach Magdeburg auf die lateinische Schule. Aber er war jetzt noch nicht im Stande, die Kosten für den Unterhalt seines Sohnes zu bestreiten; dieser mußte sich daher

als Chorſchüler ſein Brod mit Singen vor den Thüren verdienen. Da ihm dieß aber nicht gelingen wollte, ſo that ihn ſein Vater nach Eiſenach, wo die Mutter Verwandte hatte. Auch hier mußte er jedoch denſelben Erwerb fortſetzen, bis er gerade hierbei eine gutmüthige Beſchützerin fand. Eine achtbare Frau, Namens Cotta, der das Weſen, beſonders die ſchöne Altſtimme des Schülers gefiel, nahm ihn in ihr Haus und vertrat Mutterſtelle bei dem ſtillernſten Knaben. Ungehindert von jedem ſtörenden Hemmniſſe bereitete ſich nun Luther in dem Hauſe dieſer guten Frau für ſeine akademiſche Laufbahn vor. Beſonders waren es ſeine Aufſätze und lateiniſchen Gedichte, die dem ſtrebenden Jünglinge die Theilnahme und den Beifall ſeiner Lehrer erwarben. Seine Mußeſtunden erheiterte aber die Muſik, welcher er auch bis zu ſpätem Alter mit beſonderer Vorliebe ergeben blieb; er lernte hier die Flöte blaſen und die Laute ſpielen.

Wohl vorbereitet bezog der im Jahre 1501 die Univerſität zu Erfurt, um ſich, dem Wunſche ſeines Vaters gemäß, der Rechtsgelehrſamkeit zu widmen.

Auf der Univerſität herrſchte damals die ſcholaſtiſche Philoſophie, die nach und nach in alle Wiſſenſchaften, beſonders aber in die Theologie, eingedrungen war. Das Weſen derſelben beſtand in einer ſpitzfindigen Anwendung der von dem großen Griechen Ariſtoteles aufgeſtellten Denkformen auf die Gegenſtände der Wiſſenſchaften, und ihre Hauptbeſchäftigung war die Auflöſung kitzlicher Fragen nach und durch dieſe Formen. In der Theologie war dieſe Philoſophie unbeſchränkt durch die Autorität der Kirchenlehre, wie ſich dieſe theils durch die Beſchlüſſe der allgemeinen Kirchenverſammlungen, theils durch die Dekrete der Päbſte gebildet hatte. In dieſen engen Gränzen bewegte ſie ſich und vergnügte ſich mit der Löſung der wunderlichſten Aufgaben.

In dieſer Philoſophie übte und tummelte ſich unſer Luther mit dem regſten Fleiße. Die durch ſolche Uebungen erlangte Gewandtheit und Schärfe in Begriffsentwicklungen ward für ihn bei ſeinen ſpäteren Kämpfen eine trefflich gebrauchte Schutz- und Angriffswaffe, mit welcher er ſeine Gegner, die ihn von dieſem Boden aus angriffen, oft hart darnieder ſchlug.

Seine eigenen, mit der angeſtrengteſten Thätigkeit betriebenen Studien, ſo wie der wohlbenutzte Umgang mit ſeinen

Lehrern, besonders dem damals hochgeehrten Jodocus Treuwetter, förderten ihn so, daß er schon im Jahre 1503 die Würde eines Baccalaureus und 1505 die eines Doktors der Philosophie auf die rühmlichste Art sich erwarb. Aber bei allen Fortschritten blieb seine Wißbegierde unbefriedigt, sein Herz leer und öde. Einem Jünglinge von solchem Wissensdrange und so tiefem Gemüthe, wie Luther, konnte die bloße Uebung und Ausbildung des Verstandes und Scharfsinnes nicht genügen; er suchte in der Wissenschaft etwas Höheres, etwas Belebendes und Beseligendes, und dieß bot die scholastische Philosophie nirgends. Da fand er einmal, als er eben neunzehn Jahre alt war, auf der Universitäts-Bibliothek eine lateinische Bibel, und zwar an Ketten gelegt. Seit dieser Zeit las er emsig in diesem Buche, das ihm immer theurer wurde, und was ihm die Philosophie versagte, das gewährte ihm das Wort des Herrn: die trefflichste Nahrung für Geist und Herz. Man könnte sagen, es sei ein bildlich vorbedeutsames Begegniß gewesen, daß der junge Luther gerade von einer Bibel an Ketten so mächtig ergriffen ward, — er, der nachmals durch seine vortreffliche Uebersetzung der Bibel aus den Fesseln der lateinischen Sprache, dieß göttliche Buch für die deutsche Nation frei machte. Je mehr er sich mit demselben befreundete, desto mehr wandte er sich von dem Studium seiner künftigen Berufswissenschaft, der Rechtsgelehrsamkeit, ab. Dieses hatte ohnehin wenig Anziehendes für ihn, und die künftige Ausübung eines solchen Berufs erschien dem in einsamer Beschäftigung mit den Wissenschaften aufgewachsenen, von Natur und durch Erziehung schüchternen Jüngling nur betrübend und beängstigend. Aber der strenge Gehorsam gegen seinen Vater ließ ihn noch zu keinem festen Entschlusse kommen. Erst ein gewaltiges Ereigniß sollte seinem Leben eine andere Richtung geben. Sein Freund Alexius wurde in einer dunkeln Gewitternacht an seiner Seite getödtet, entweder durch einen Blitzstrahl oder durch Meuchelmord, — hierüber lauten die Nachrichten verschieden. Da, in der Stunde der Gefahr, that er, wie er es selbst später nennt, ein voreiliges und erzwungenes Gelübde.

Eines Abends nämlich trat er plötzlich als Mönch in das Augustinerkloster zu Erfurt ein, und weder das Zureden seiner Freunde, noch das Bitten und Drohen seines über diesen Schritt äußerst aufgebrachten Vaters, konnte ihn von seinem einmal

gefaßten Entschlusse zurückbringen. — Wenn auch ein solcher Entschluß durch Luther's ängstliche Scheu vor seinem zukünftigen Lebensberufe und durch seine Vorliebe für ein beschauliches, den Wissenschaften geweihtes Leben schon nahe gelegt war; so gab doch erst jenes schreckliche Ereigniß den Anstoß zu dessen Ausführung. In der abgewandten Lebensgefahr erblickte Luther bei seinem noch immer nicht erfüllten und befriedigten religiösen Gefühle eine Mahnung Gottes, sich ihm ganz zu weihen, und dieser Gedanke gab ihm auch bei der Durchführung seines Planes die bewundernswürdigste Festigkeit. Mit ausdauernder Geduld und fast unbegreiflicher Demuth unterzog er sich den niedrigsten Verrichtungen, die ihm während seines Noviziats auferlegt wurden; er, der bereits als Doktor der Philosophie in Ansehen und Achtung stand, reinigte die schmutzigsten Räume des Klosters und ging selbst mit dem Bettelsacke auf dem Rücken terminiren. Erst nach beinahe zwei Jahren einer harten Probezeit wurde er feierlich in den Augustinerorden aufgenommen. Seine zahlreichen Freunde, selbst auch sein Vater, den häusliches Unglück wieder mit ihm ausgesöhnt hatte, da ihm inzwischen zwei Söhne an der Pest gestorben waren, fanden sich zu dieser Feier ein, wobei aber der gerade Mann doch nicht umhin konnte, seine Mißbilligung über seines Sohnes Standesveränderung auch jetzt noch offen auszusprechen.

Aber auch in Luther's Gemüth kehrte dadurch keineswegs die Ruhe ein. Die Vorstellung von Gott als einem nur rächenden, strafenden Wesen, welche sich die Kirche nebst vielem Andern aus dem Judenthume zu ihren Zwecken angeeignet hatte, ängstigte und quälte ihn. Die religiöse Oede und Leere seines Gemüthes, gepaart mit Reizungen zu vermeintlichen oder wahren Sünden, erschienen ihm als die Stimme eines schuldbewußten Gewissens und als Mahnungen der herannahenden Strafe Gottes. In der Angst seines Herzens versuchte er es, durch alle von der Kirche gebotenen Werke, durch Fasten, Kasteiungen und Selbstpeinigungen aller Art den vermeintlichen Zorn Gottes zu versöhnen. Aber er fand nirgends Beruhigung. Auch seine Beichtväter, denen die Selbstanklagen des zerknirschten Mönches höchst unerheblich, ja lächerlich erschienen, konnten ihm den Frieden seiner Seele nicht wiedergeben. Nur ein schlichter Mönch, der ihn auf die Gnade Gottes

verwies, die der Glaube an die Erlösung durch Christus bewirke, erhob und ermuthigte sein angsterfülltes Herz. So ward durch Selbsterlebniß der Grund zu einer der festesten und unerschütterlichsten Glaubensansichten Luther's gelegt, auf welche er später das Gebäude der nach ihm benannten Kirche gründete.

Unterdessen hatte der fromme und gelehrte Mönch die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Generalvikars seines Ordens in Deutschland, des wegen seiner Gelehrsamkeit und praktischen Tüchtigkeit hochgeehrten Dr. Staupitz gewonnen, und dieser schlug ihn seinem Gönner, dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen, zu einer Professur der Philosophie an der neuerrichteten Universität Wittenberg vor. So wurde Luther durch die Berufung zu dieser Stelle im Jahre 1508 der Gefahr entrissen, seinen geistigen und körperlichen Selbstpeinigungen zu erliegen, und ward auf einen Standpunkt versetzt, wo er endlich auch die Waffe seines Geistes und seiner Gelehrsamkeit recht gebrauchen lernte. Diese Gelehrsamkeit, sowie sein untadelhafter Lebenswandel verschafften ihm bald auch die Stelle eines Predigers an der Stadtkirche und die Würde eines Doktors der Theologie. Auffallend ist hierbei einer Seits die ängstliche Scheu, die ihn jedesmal vor der Uebernahme eines neuen Amtes dergestalt peinigte, daß Dr. Staupitz, der ihm immer befreundeter wurde, ihn durch sein Ansehen gleichsam dazu zwingen mußte; anderer Seits der freudige Muth und die ausdauernde Thätigkeit, mit welcher er diese Aemter, wenn er sie einmal übernommen hatte, verwaltete. Besonders aber fühlte er sich durch den Eid, den er als Doktor der Theologie leistete, zu einem noch ernsteren Studium der Bibel verpflichtet, und dieser Eid stärkte ihn oft in seinen späteren harten Kämpfen für die Reinheit der christlichen Lehre. Eine Reise, die er in dieser Zeit in Angelegenheiten seines Ordens nach Rom unternahm, verschaffte ihm zwar Gelegenheit, schon jetzt das irreligiose und unsittliche Treiben der damaligen italienischen Geistlichen in der Nähe wahrzunehmen; allein er war noch so sehr von der Heiligkeit und Göttlichkeit des Papstthums überzeugt, daß er dergleichen nur als Auswüchse betrachtete, die das Wesen dieser göttlichen Einrichtung nicht zu beeinträchtigen vermöchten. Doch wußte er auch die auf dieser Reise gesammelten Erfahrungen zu einer späteren Zeit als treffliche Waffen gegen seine Feinde wohl zu gebrauchen.

Seine durch Amtsthätigkeit und durch diese Reise erlangte Kenntniß von Menschen und Verhältnissen, sowie die dadurch erworbene Gewandtheit und Umsicht in der Behandlung von Geschäften wurde noch in hohem Grade geübt und gefördert durch die Oberaufsicht über vierzig Klöster seines Ordens, die ihm Dr. Staupitz während seiner Abwesenheit aus Deutschland übertrug. Die vielseitige Thätigkeit, die Luther bei allen diesen Geschäften an den Tag legte, setzt in Erstaunen. Er stand mit den Obern aller dieser Klöster in Briefwechsel, sah viele derselben persönlich, predigte, hielt die besuchtesten Vorlesungen und studirte dabei unaufhörlich fort. Bei dieser allseitigen, von dem besten Erfolge gekrönten Uebung seiner Kräfte gewann er täglich mehr Vertrauen auf Gott und Zufriedenheit mit sich selbst. Der früher so ängstlich scheue Mönch ward ein umsichtiger Geschäftsmann, ein munterer Gesellschafter, der die Freude des geselligen Verkehrs liebte und nicht selten durch die heitersten Scherze würzte. Ausgerüstet mit tiefer und weitumfassender Gelehrsamkeit, bewandert im Verkehr mit den Menschen, bewaffnet mit einem unüberwindlichen Gottvertrauen, trat nun unser Held im einunddreißigsten Jahre seines Lebens in den Kampf mit einer Gewalt, deren Ansehen Jahrhunderte geheiligt, deren Kraft den mächtigsten Fürsten, den allgewaltigsten Kaisern obgesiegt, deren Klugheit noch erst vor Kurzem selbst eine allgemeine Kirchenversammlung erlegen war.

In den ältesten Zeiten der christlichen Kirche standen Aufseher (Episcopi, — Bischöfe) an der Spitze der Gemeinden. Dieselben führten im Namen und an der Stelle der Apostel die Aufsicht über die anderen Geistlichen und über die Glieder der Gemeinden selbst; ja, ihr Einfluß erstreckte sich nach und nach über die in kleineren Orten in der Nähe ihres Wohnsitzes entstehenden Gemeinden. Diese bildeten den Sprengel eines Bischofs. Am gewichtigsten wurde aber bald das Ansehen und der Einfluß der Bischöfe in den großen Hauptstädten des Römischen Reichs, in Jerusalem, Alexandrien, Antiochien, Rom und Konstantinopel, wo sich die frühesten und bedeutendsten Gemeinden bildeten. Unter diesen Bischöfen oder Erzbischöfen erhob sich aber der zu Rom im Laufe der Zeiten zu einer wunderbaren Macht. Die Erinnerung an die Weltherrschaft,

welche Jahrhunderte lang an dieſe glanzvolle Stadt geknüpft war, gab wohl den erſten Gedanken zu einer neuen geiſtlichen Herrſchaft. Einen bibliſchen Schein, gleichſam eine Anweiſung dazu, fand man in dem bekannten Wortſpiel Chriſti mit Petrus und Petra, welches letztere Wort im Griechiſchen und Lateiniſchen Fels bedeutet! „Petrus du biſt der Fels;“ in dem man annahm, daß Rom, wo dieſer Apoſtel die erſte chriſtliche Gemeinde geſtiftet hatte, der Kirche Fels ſeyn ſolle. Die Entfernung von dem Kaiſerſitze Konſtantinopel, welche größere Unabhängigkeit von der Regierung gewährte, und die klug benutzte Verbindung mit den fränkiſchen Fürſten aus Karolingiſchem Stamme, begünſtigten und förderten dieſen Anſpruch des römiſchen Biſchofs auf einen Vorrang vor ſeinen Amtsbrüdern, und auf eine Oberherrlichkeit über die Kirche. — Für Deutſchland insbeſondere ward das vorwiegende Anſehen und die Alleinherrſchaft des römiſchen Pabſtes, wie er ſich jetzt nannte, durch die Wirkſamkeit des Bekehrers der Deutſchen, des kräftigen Bonifacius, begründet; indem derſelbe alle Biſchofsſitze in Deutſchland, ſeinem geleiſteten Eide gemäß, dem römiſchen Stuhle unterwarf. Im Anfange übten zwar die Kaiſer ihre Schirmherrſchaft der Kirche noch mit Kraft aus; die Kaiſer aus dem ſächſiſchen Stamme und vor Allem der kräftige Franke Heinrich III führten den Vorſitz in den Kirchenverſammlungen, wie dies die oſtrömiſchen Kaiſer ſtets zu thun pflegten, und ſetzten Päbſte ein und ab. Allein das Streben der deutſchen Großen nach Unabhängigkeit und der Haß zwiſchen den Franken und Sachſen bot dem thatkräftigen, geiſtesmächtigen Pabſte, Gregor VII, unter der Regierung des durch Erziehung und eigenes Weſen unglücklichen Heinrichs IV die lang geſuchte Gelegenheit dar, die kaiſerliche Macht der Gewalt des Pabſtthums zu unterwerfen und durch das, trotz dem Widerſtande der deutſchen Geiſtlichkeit, durchgeſetzte Gebot der Eheloſigkeit der Geiſtlichen der römiſchen Kirche eine eng zuſammenhängende Schaar nur ihr ergebener Diener und Streiter zu gewinnen. Auch die Angriffe der durch die geiſtige Kraft und weltliche Macht hoch hervorragenden Hohenſtaufen konnten nach der damaligen Weltlage nur dazu dienen, der päbſtlichen Gewalt eine noch feſtere Grundlage, eine noch größere Ausdehnung zu geben.

Und ob auch einzelne Männer, ob ganze Parteien, wie Wiklef, Peter Waldus, ihre Anhängrr und ſo viele Andere,

Zuletzt ſelbſt der edle Huß, den früheren Zuſtand der Kirche wieder herzuſtellen trachteten, ſie traf der vernichtende Name Ketzer, und Feuer und Schwert vertilgte ihre Lehre.

Vor allen Kirchen der abendländiſchen Chriſtenheit aber hatte ſich die deutſche dem Pabſte am unbedingteſten unterworfen; Deutſchland war das Land, in welchem, vermöge ſeiner Zerſtückelungen in viele geiſtliche und weltliche Gebiete, der päbſtliche Einfluß am überwiegendſten ſich geltend machen konnte; aus Deutſchland endlich floſſen die reichſten Geldſendungen in die päbſtliche Schatzkammer. Denn eben die vielen geiſtlichen Gebiete und Würden, deren Ertheilung größtentheils vom Pabſte abhing, wurden zu Geldforderungen jeder Art benutzt. Die Biſchöfe mußten das Pallium, das Zeichen ihrer Würde, oft mit den ungeheuerſten Summen bezahlen, geiſtliche Stellen blieben erledigt und ihre Einkünfte floſſen nach Rom, römiſche Kardinäle wurden mit ihrem Einkommen auf deutſche Kirchengüter angewieſen. Dazu kamen noch die nicht unbedeutenden Summen, die für Dispenſationen zu Heirathen im verbotenen Grade, für die Erlaubniß, Fleiſchſpeiſen an Faſttagen zu eſſen und dergleichen jährlich aus unſerem Vaterlande nach Rom wanderten. Und doch waren die Deutſchen in ihrer tiefen Gemüthlichkeit auf's innigſte der chriſtlichen Kirche ergeben, hingen am feſteſten an ihr und ihrem Haupte, dem Pabſte. Aber ſie empfanden auch in ihrer ernſtgemeinten Religioſität die Mängel der Einrichtungen dieſer Kirche am tiefſten, und verlangten am lauteſten deren Abhülfe. Die deutſche Nation war es, die auf der Kirchenverſammlung zu Koſtnitz und noch entſchiedener auf der zu Baſel eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern verlangt hatte. Aber trotz der Anfangs glorreichen Ergebniſſe der letzteren Verſammlung, trotz der heldenmüthigen Entſchiedenheit und Kraft der zu Baſel verſammelten Väter, wurde nach des tüchtigen Albrecht II zu frühem Ableben, durch die Schlauheit des Italieners Aeneas Sylvius und die Schlaffheit Kaiſer Friedrichs III die Hoffnung der Beſſergeſinnten zu nichte gemacht. Das deutſche Volk erhielt in dem Wiener oder Aſchaffenburger Konkordate, deſſen Annahme von den einzelnen deutſchen Fürſten erſchlichen wurde, nichts; die Abgaben an den römiſchen Stuhl blieben, nur manche unter verändertem Namen, dieſelben; in der Kirche wurde nichts gebeſſert.

Seit den Zeiten des Baseler Konziliums blieb die Macht und das Ansehen des römischen Pabstthums öffentlich unangefochten; aber das weltliche Leben mancher Päbste, die Streitigkeiten zwischen Konzilien und Päbsten, und vor Allem das neuerwachende Licht, welches die immer mehr platzgreifende Beschäftigung mit den Lateinischen und Griechischen Schriftstellern zu verbreiten anfing, hatten den Grundpfeilern, worauf es ruhte, den Glauben an seine Unfehlbarkeit, wankend gemacht. Da rief eine arg gemißbrauchte Lehre und der verkehrte Eifer ihrer Vertheidiger unsern Luther auf den Kampfplatz.

Die in früheren Zeiten für gröbere Uebertretungen der göttlichen Gebote auferlegten äußerlichen Bußwerke hatte man in späterer Zeit auch in die Ausübung guter Werke, z. B. Theilnahme an einem Kreuzzuge verwandelt. Noch später wurden zu diesen guten Werken auch freiwillige Gaben an Geld für irgend einen in näherer oder fernerer Verbindung mit der Religion stehenden Zweck gerechnet, z. B. für die Gründung von Kirchen und Schulen, zu einem Türkenkriege u. s. w. Doch wurde dieß Geld oft nicht zu seinem eigentlichen Zwecke verwendet, sondern floß in die Privatkasse des Pabstes. Was aber das verderblichste bei diesem Ablasse, wie man es nannte, war, es bildete sich dadurch unter dem Volke die Vorstellung, als ob die Sünde und die Strafe derselben mit Geld abgekauft werden könnten, eine Meinung, die durch das Betragen der Ablaßprediger oder vielmehr Händler bedeutend unterstützt wurde.

Zu dieser Zeit saß Leo X, ein kunstsinniger und feingebildeter Mann, auf dem päbstlichen Stuhle. Dieser bedurfte zur Führung seines prächtigen Hofstaates sowohl, als zum Baue der St. Peterskirche bedeutende Geldsummen. Daher wurde ein neuer Ablaß ausgeschrieben. Für Deutschland übernahm dieses Geschäft der Erzbischof von Mainz, Albrecht von Brandenburg, und übertrug es den Dominikanermönchen.

Ein Mönch dieses Ordens, Tetzel, kam auf seinen Zügen durch Deutschland in die Nähe von Wittenberg; er trieb sein Geschäft auf die ärgerlichste Weise und verletzte dadurch auf das Tiefste das Gefühl aller wahrhaft Religiösen. Luther, der das Unwesen nun in seiner Nähe sah, wandte sich in ehrerbietigen, aber mit männlichem Freimuthe abgefaßten Briefen an den Erzbischof von Mainz und mehre andere deutsche Bischöfe, und

hat dringend um Abstellung des durch Tetzel's freche Weise der ganzen Christenheit gegebenen Aergernisses. Da diese Vorstellungen aber unerwiedert und erfolglos blieben, so schlug er am 31 Oktober 1517 fünfundneunzig Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg an, und forderte zu einer Disputation über dieselben auf. Der Hauptinhalt derselben ging dahin: der Ablaß gehöre zu den zugelassenen, nicht zu den gebotenen Werken; ohne wahre Buße und ohne ächten Glauben könne Niemand selig werden, und der Ablaß könne nur von den durch die Kirche auferlegten äußerlichen Bußwerken, nicht aber von der Strafe der Sünden befreien. Indessen griff er weder jetzt, noch in seinen nächstfolgenden Schriften die Gewalt des Pabstes an, vor der er noch lange eine heilige Scheu empfunden zu haben bekennt; dagegen stellte er mit immer deutlicheren und entschiedeneren Worten den Glauben an die durch Gottes Gnade von Jesus Christus bewerkstelligte Erlösung der Menschen als die einzige und wesentlichste Bedingung der Seligwerdung auf. Die heftigen Schriften seiner Gegner und die Anfeindungen, die er nunmehr auf Betrieb derselben von Rom aus erfuhr, drangten ihn jedoch zu einer genaueren Untersuchung über das Wesen und die Geschichte des Pabstthums. Die Ergebnisse dieser Untersuchung sprach er besonders in seiner Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation aus, in welcher er eine durchdringende Verbesserung der christlich-deutschen Kirche verlangte. Als Grundlage derselben stellte er die Forderungen, sie solle sich durch Versammlungen der deutschen Bischöfe und Geistlichen auf eine freiere und von Rom weniger abhängige Weise gestalten, so daß namentlich der von den Bischofen geleistete Eid unbedingter Unterwerfung unter die Verfügungen des Papstes aufhöre; die Palliengelder, Annaten und mehre dergleichen Abgaben an den päbstlichen Stuhl sollten theils aufgehoben, theils zur Verbesserung von Kirchen und Schulen verwendet werden; die hohe Geistlichkeit sollte in Sitte und Leben zur alten Einfachheit zurückkehren, und der geistliche Stand der weltlichen Obrigkeit wieder unterworfen seyn. Daneben schlug er auch in weltlichen Dingen manche zeit- und sachgemäße Veränderung vor, drang aber in der Hauptsache auf die Herstellung des wahren Glaubens in der Kirchenlehre.

Ueber alle die äußerlichen Bußwerke und Gebräuche, welche

die Kirche im Laufe der Zeiten theils zur Bewältigung des Heidenthums, theils zur Hebung ihres eigenen Ansehens sich angeeignet und geboten hatte, schien sie den Grundgedanken und die Hauptaufgabe des Christenthums, — die Menschen von Innen heraus zu bessern und zu veredeln, — fast ganz vergessen zu haben. Dieß erkannte Luther wohl, und darum forderte er auf's Entschiedendste sittliche Umwandlung durch die christliche Lehre, oder, wie er es nannte, christlichen Glauben und christliche Freiheit, die er eben in die Freiheit von äußern Werken setzte, denen er ohne den Glauben kein Verdienst zuschrieb. Und so wurden christlicher Glauben und christliche Freiheit die Losungsworte eines Kampfes, den er eben für diese Güter auf Tod und Leben zu unternehmen den Muth und die Kraft hatte.

Seine eigenen Untersuchungen und die maßlosen Angriffe seiner Feinde führten ihn immer weiter. Die Lehre vom Bann, von den Sakramenten und mehre andere, wurden einer neuen Prüfung unterworfen, und die Ergebnisse seiner Forschungen in derber, mitunter scherzhafter Art dem Volke mitgetheilt.

Seine Schriften verbreiteten sich mittelst der neuerfundenen Buchdruckerpresse „wie von Engeln getragen," sagt ein Zeitgenosse, durch alle Gauen unseres Vaterlandes, und täglich wuchs die Zahl seiner Anhänger.

Anfänglich sah der Pabst diese Sache als geringfügig, als ein bloßes Mönchsgezänke an. Mehre Versuche, den Zwist beizulegen, wurden gemacht, scheiterten aber durch die Leidenschaftlichkeit der Gegner Luther's, besonders des Dr. Eck. Nun erst sprach der Pabst den Bann über Luther aus. Luther verbrannte die Bannbulle, das kanonische Recht und mehre Schriften seiner Gegner am 10 Dezember 1520 öffentlich auf dem Markte zu Wittenberg. Luther hatte so jede Aussöhnung unmöglich gemacht; der Würfel lag; der kühne Mann mußte siegen oder untergehen.

Gerade diese Entschlossenheit erschien aber seinen zahlreichen Anhängern und Verehrern als die sicherste Bürgschaft des Sieges, und das hierdurch erweckte und gestärkte Vertrauen war es wieder, was denselben errang. Auch die äußere Weltlage begünstigte das erste Aufleben und die weitere Verbreitung der reformatorischen Bestrebungen. Kaiser Maximilian I, der ihnen abgeneigt war, starb bald 1519, und gerade Friedrich

der Weise, Kurfürst von Sachsen, der sich täglich mehr der neuen Lehre zuwandte und den Begründer derselben auf kluge Weise in persönlichen Schutz nahm, erhielt die Reichsverwaltung bis zur neuen Kaiserwahl. Das Ansehen dieses Fürsten war aber so groß, daß sich bei dieser neuen Kaiserwahl die meisten Stimmen für ihn aussprachen, er jedoch lenkte die Wahl auf Maximilians I Enkel, Karl von Spanien, und erwarb sich hierdurch bei dem neuen Kaiser einen nicht abzuweisenden Anspruch auf Berücksichtigung seiner Wünsche und Vorstellungen.

Auf den jungen Kaiser richteten sich jetzt alle Blicke. Der Pabst und seine Anhänger lagen ihm dringend an, die neu erwachsende Ketzerei durch die Kraft des weltlichen Schwertes zu unterdrücken; Luther selbst wandte sich in einem ehrerbietigen Schreiben an den neuerwählten Kaiser, stellte ihm die Unterdrückungen und Mißhandlungen, welche Kaiser und Reich durch den päbstlichen Stuhl erlitten, lebhaft vor, und forderte ihn zu einer durchgreifenden Reform der christlich-deutschen Kirche auf.

Während aber Kaiser Karl in der Behandlung aller Lebens- und Staatsverhältnisse eine ungemeine Klugheit bewies, fehlte ihm doch das rechte Verständniß und eine großartige Auffassung seiner so bedeutenden Zeit. Seine eigenen religiösen Ansichten, noch mehr aber die Rücksicht auf seine Stellung als Beherrscher des streng katholischen Spaniens und mehrer italienischer Länder, führten ihn entschieden auf die Seite der Gegner der Reformation. So versäumte er es, sich an die Spitze der geistigen Bewegung des Jahrhunderts zu stellen, und durch großartige und energische Umgestaltung der Verhältnisse in Kirche und Staat seiner Herrschaft eine sichere und dauerhaftere Grundlage zu geben, als er es durch sein zwar kluges und den vorübergehenden Umständen angemessenes, aber aller schaffenden Kraft entbehrendes Schwanken zwischen energischer Strenge und milder Nachgiebigkeit zu legen vermochte.

An dem kaiserlichen Hofe wurde jetzt zuerst die Frage lebhaft erörtert, ob Luthers Sache vor den Reichstag, der im Jahre 1521 nach Worms ausgeschrieben war, zu bringen sei, und Karl entschloß sich hiezu, trotz aller Gegenbemühungen der päbstlichen Partei. Luther wurde daher unter Verheißung eines freien Geleites für seine Hin- und Rückreise vorgeladen, und unser Held, der darin einen Ruf Gottes erblickte, nahm

die Vorladung entschlossen an, wiewohl seine besorgten Freunde vielfach abmahnten und ihm Hussens Schicksal auf dem Kostnitzer Konzil als Schreckbild vorhielten. Wie muthig und heiter er aber auch der Zukunft entgegen sah, machte er sich doch auch, wie seine Briefe bezeugen, mit dem Gedanken vertraut, den Märtyrertod für seine Lehre erleiden zu müssen.

Voll jenes Gottvertrauens, das ihn zu dem damals gedichteten Lied begeisterte: „Eine feste Burg ist unser Gott" — trat er seine Reise an. Die allgemeine Theilnahme begleitete ihn, und in Worms selbst, wo er am 16 April 1521 anlangte, empfing ihn eine zahllose Volksmenge mit freudigem Grüßen. Auch am andern Tage, als er vor die Reichsversammlung treten sollte, war das Gedränge des neugierig und theilnehmend herbeieilenden Volks so groß, daß ihn der Reichsmarschall auf Umwegen zu dem Versammlungssaale geleiten mußte. Noch im Vorhofe drängte sich Alles um ihn, und der tapfere Georg Freundsberg (auch Frundsberg) drückte ihm seine Bewunderung mit den schlichten Worten aus: „Mönchlein, Mönchlein! Du gehest jetzt einen Gang, dergleichen weder ich noch mancher tapfere Kriegsoberste in den allergefährlichsten Schlachten gethan; doch fürchte Dich nicht; wenn Du Recht hast, so wird Dir Gott helfen!" Nun rauschten die Saalthüren auf, und alle Pracht und Herrlichkeit der äußeren Welt strahlte dem schlichten, einfachen Mönche entgegen. Der Kaiser saß auf einem erhabenen Throne, ihm zur Seite die Kurfürsten des Reichs und viele Fürsten und Bischöfe, alle im Schmuck ihrer Würde. Auf dem Tische lagen Luthers Schriften. Der Trier'sche Offizial von Eck begann die Verhandlung mit der Frage, ob er diese Schriften für die Seinigen erkenne, und ob er sie widerrufen wolle. Die erste Frage bejahte Luther, die Aufforderung aber zum Widerruf überraschte ihn. Er war in der festen Ueberzeugung gekommen, seine Lehre vertheidigen und aus der heiligen Schrift begründen zu dürfen. Daher bat er sich Bedenkzeit aus, nicht, um sich zu bedenken, ob er widerrufen wolle, sondern nur um zu überlegen, wie er die Versagung dieses Widerrufs auf die schicklichste Art begründe. Und dieß that er am folgenden Tage vor der Versammlung zuerst in deutscher und dann auf Verlangen in lateinischer Sprache mit einer Würde und Entschlossenheit, die selbst seine Feinde in Verwunderung und Erstaunen setzte. Er

ſprach nahe an zwei Stunden und endete mit den Worten: „Es ſei denn, daß man mich aus der heiligen Schrift widerlege, kann ich nicht widerrufen; hier ſtehe ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir! Amen!“

Auch alle Verſuche, die in den folgenden Tagen gemacht wurden, ihn zum Widerrufe zu bringen, blieben fruchtlos, und auf des Kurfürſten von Trier Frage, wie denn die Sache enden ſolle, antwortete er furchtlos mit den Worten der Schrift: Iſt die Sache Menſchenwerk, ſo wird es aus ſich vergehen; iſt es aber von Gott, ſo werdet ihr es nimmer zerſtören.

Auf das Anſinnen der Gegner Luthers, den Ketzer gefangen zu nehmen und hinrichten zu laſſen, erwiederte der Kaiſer auf wahrhaft kaiſerliche Art: „Und wenn nirgends mehr Treue und Glauben zu finden iſt, ſo muß ſie das Kaiſerwort bewahren.“ Auch nahmen viele Fürſten und Große lebhaften Antheil an dem unerſchrockenen Mönche, und der tapfere, mit großen Planen umgehende Franz von Sickingen, der ihm ſchon früher mit den geiſt- und geſinnungsverwandten Rittern, Sylveſter von Schaumburg und Ulrich von Hutten Schutz zugeſagt hatte, ſprach drohende Worte. Ungekränkt reiſte Luther von Worms unter dem Schutze und Geleite eines kaiſerlichen Heroldes ab, wurde aber auf die kluge Veranſtaltung ſeines umſichtigen Beſchützers, des Kurfürſten von Sachſen, unterwegs durch verkappte Reiter aufgehoben und auf die Feſte Wartburg bei Eiſenach gebracht. Hier blieb er eine Zeitlang, ohne daß Freunde und Feinde ſeinen Aufenthaltsort kannten, in ritterlicher Kleidung unter dem Namen Junker Hans Görge als Staatsgefangener gehalten.

Sogleich nach Luthers Abreiſe von Worms wurde auch die Reichsacht, wohl nicht mit Zuſtimmung aller Reichsſtände, über ihn ausgeſprochen, und ſeine Schriften als gottlos verdammt. Und doch ging das von Luther begonnene Reformationswerk nicht unter, ſondern ſeine Freunde und Anhänger in Wittenberg waren ununterbrochen für daſſelbe thätig. Unter dieſen leuchtet beſonders Melanchthon hervor. Zu Bretten im Badiſchen 1497 geboren, hatte dieſer ſchon in früher Jugend durch ſeine ungemeinen Kenntniſſe in der griechiſchen Sprache die Theilnahme des großen Wiederherſtellers der griechiſchen Literatur, ſeines Verwandten Reuchlin gewonnen, und war durch deſſen Verwendung Profeſſor der griechiſchen Sprache

in Wittenberg geworden. Hier lernte ihn Luther kennen, und das Band einer unauflöslichen Freundschaft verknüpfte beide dem gleichen Ziele zustrebenden Männer. Auch besaß Melanchthon bei seiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit eine so eigenthümliche Milde des Gemüthes, daß er zur Ergänzung des feuerigen, oft allzuheftigen Luthers wie geschaffen und berufen schien. Nicht minder war der Beichtvater Friedrich's des Weisen, Dr. Spalatin, Luthern und seiner Lehre ergeben; doch fand die Weltklugheit, womit dieser die Sache zu führen gedachte, nicht immer Billigung bei dem festen Gottvertrauen Luther's. Denn auch von der einsamen Wartburg aus lenkte er noch mit gewohnter Entschiedenheit und gern anerkannter Ueberlegenheit die Bestrebungen und Schritte seiner Freunde.

Von der höchsten Bedeutsamkeit wurde aber sein Aufenthalt auf diesem stillen Bergschlosse durch die Uebersetzung der Bibel, die er hier mit der des neuen Testamentes begann, und später in Wittenberg vollendete. Hierdurch setzte er das Volk in den Stand, seine Lehre *aus* und *nach* dem Worte des Herrn selbst zu würdigen, und gewann so seinem Werke eine kräftige Stütze in der selbsteigenen Ueberzeugung seiner Zeit- und Volksgenossen. Zugleich wurde er aber auch durch diese Uebersetzung, die die höchste Kraft mit der innigsten Gemüthlichkeit, den erhabensten Schwung mit der klarsten Einfachheit und Kindlichkeit in sich vereinigt, der Begründer der neu hochdeutschen Sprache. Und so hat er unserm Volke, dessen Sprache in eben so viele Mundarten zu zerfallen drohte, als es politisch in Gebiete und Herrschaften zerstückelt war, das geistige und dauerhafte Band geschaffen: die gemeinsame Sprache. Sie ist es, die allein das Gefühl unserer Volksthümlichkeit in den traurigen Zeiten einer schmachvollen Erniedrigung unter uns wach erhalten und die Morgenröthe des neu sich erhebenden deutschen Geistes hervorgerufen hat, eine Morgenröthe, die glänzend den Tag der Kraft und Einheit des deutschen Volkes verkündet.

Während Luther so in stiller, geistiger Beschäftigung das Palladium deutscher Einheit und deutscher Ehre begründete, wurden in Wittenberg Neuerungen und Veränderungen in den gottesdienstlichen Gebräuchen und in der Ordnung des Kirchenwesens vorgenommen. Allein durch den ungestümen Eifer einer der heftigsten Anhänger der neuen Lehre, des Dr. Carlstadt,

kam es dabei zu ärgerlichen Auftritten, die der guten Sache nur ſchaden konnten. Der Gedanke, ſein ſo ſchön begonnenes Werk gefährdet zu ſehen, überwog bei Luther alle Bedenklichkeiten wegen perſönlicher Gefahr, und er kehrte gegen den Willen ſeines vorſichtigen Beſchützers nach Wittenberg zurück. Hier predigte er acht Tage hinter einander, und ſtellte ſo durch ſein Anſehen und ſeine Beredtſamkeit die Ruhe vollkommen wieder her.

Allein es war eine tief aufgeregte Zeit; eine neue Lehre wurde verkündet, und das Volk zur Prüfung Jahrhunderte lang heilig gehaltener Lehrſätze aufgefordert. Natürlich wandte es, die neuen Meinungen und Anſichten, oft nur halb verſtanden, nicht ſelten ganz mißverſtanden, auch auf die weltlichen Verhältniſſe an; die Zuckungen, zu denen man von Wittenberg aus den Anſtoß gegeben, durchbebten alle Gauen unſeres Vaterland's; alle Geiſter, alle Gemüther waren bewegt; Erſchütterungen konnten nicht ausbleiben.

Noch hatten die Bauern, die in harter Abhängigkeit von dem kirchlichen und weltlichen Adel ſchmachteten, ja größtentheils dieſen beiden Ständen leibeigen geworden und mit den ſchwerſten Laſten bedrückt waren, nicht ganz ihre altangeſtammte germaniſche Freiheit vergeſſen; das Glück und der Wohlſtand der Schweizer, die ſich vor nicht gar langer Zeit von ihrem Zwingherrn befreit hatten, war ein lockendes Beiſpiel. Nun forderte Luther zur Wiedererringung der chriſtlichen Freiheit auf; da erhoben ſich die Bauern, Luthers Lehre auch auf politiſche Freiheit deutend; in Schwaben, Franken und Thüringen, ja in faſt allen Gauen Deutſchlands thaten ſich drohende Zeichen alles Umſturzes kund. Die aufgeſtandenen Bauern brauchten Gewalt, und an manchen Orten, wie in Thüringen und ſpäter in Münſter, geſellte ſich noch Religionsſchwärmerei zu politiſcher Aufregung. Zwar ſtellten die Beſonnereren unter den Anführern der Bauern in den bekannten zwölf Artikeln Bedingungen auf, nach deren Erfüllung ſie zur Ordnung zurück kehren wollten, Bedingungen, deren Gerechtigkeit eine ſpätere Zeit durch allmählige Erfüllung derſelben anerkannt hat. Allein man hatte ſich der Obrigkeit widerſetzt, die Luther als göttliche Einrichtung anerkannte; daher verwarf und verdammte er, auf deſſen Entſcheidung man ſich ſelbſt berufen, das Unternehmen, wobei er aber nicht vergaß, die Fürſten

und Obrigkeiten zu einer christlichen Ausübung ihrer Gewalt auf das strengste zu ermahnen. Bald erlagen auch die getrennten, schlecht angeführten und geordneten Bauernhaufen der geordneten Kriegsmacht der Fürsten und des Adels. Die Bauern kehrten unter furchtbaren Mißhandlungen noch für eine lange Zeit in den Zustand der Hörigkeit und Abhängigkeit zurück, aus welcher sie erst nach und nach die höhere Einsicht und Gerechtigkeitsliebe vieler erleuchteten Fürsten des vorigen Jahrhunderts und die fortgeschrittene Bildung der Zeit erlösen sollte.

Trotz aller dieser Gewitterstürme, welche die junge Saat der aufkeimenden Reformation zu vernichten drohten, erhob sie sich nur um so kräftiger. Viele Fürsten und Herren in Deutschland, besonders der junge und feuerige Philipp der Großmüthige von Hessen, nahmen die neue Lehre an, und erklärten sich für ihre Beschützer, und überall war ihr das Volk, wie sich dieß in den Reichsstädten am deutlichsten kund thun konnte, in Liebe und Glauben ergeben.

Auch im Auslande, im germanischen Norden, huldigten ihr Könige, Fürsten und Völker. Es ist eigenthümlich, aber wahr, daß die Reformation überall am schnellsten Wurzel faßte, und am dauerhaftesten Platz griff, wo sie im Volke germanisches Grundelement fand.

So erhoben sich, unabhängig von Luther und seinen Freunden, aber fast gleichzeitig, in der Schweiz Bestrebungen für die Herstellung einer in Lehre und Gottesdienst gereinigten christlichen Kirche. Ulrich Zwingli, Hauptprediger an der Züricher Stiftskirche, war auf dieselbe Weise, wie Luther, durch einen Ablaßkrämer, Namens Samson, zum Kampfe wider die Gebrechen des Pabstthums aufgerufen worden, und hatte bald ebenfalls zahlreiche Anhänger gefunden. Seine Lehre hatte auch in dem angränzenden Süd-Deutschland, besonders in den Reichsstädten, Verbreitung und Anhang gewonnen. In fast allen Stücken stimmten beide große Männer überein; nur in der Lehre vom Abendmahle wichen sie von einander ab. Luther behauptete nämlich eine wunderbare und unbegreifliche Gegenwart Christi beim Abendmahle; Zwingli nahm eine bloß geistige Gegenwart an, eine Lehre, die auch Dr. Carlstadt vortrug, gegen welchen Luther einen großen Widerwillen gefaßt hatte. Der Landgraf Philipp von Hessen wünschte eine Vereinigung beider Parteien, deren Trennung von den nachtheiligsten Fol-

gen für beide seyn mußte, und brachte endlich ein Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli zu Marburg im Jahre 1529 zu Stande. Vergebens; beide waren fest von der Wahrheit ihrer Meinung überzeugt; beiden schien es Verrath an der heiligen Sache, zu deren Verfechtung sie sich auserkoren hielten, wenn sie aus bloß weltlicher Klugheit nachgäben; sie trennten sich trotz Zwingli's freundlichem Zuvorkommen und sanfter Nachgiebigkeit, wenn auch mit dem Versprechen gegenseitiger Schonung, doch als entschiedene Gegner.

Nach des geistesfreien, milden Zwingli Tode übernahm der tiefernste, aber düstere Calvin die Leitung der schweizerischen Reformation; seine Lehre von der unbedingten Gnadenwahl und die lutherischer Seits aufgestellte Concordienformel begründeten später, nicht ohne großen Nachtheil für das ganze Reformationswerk, eine völlige Trennung beider Schwesterkirchen.

Während dieser Zeit waren viele vergebliche Versuche gemacht worden, die Bekenner der neuen Lehre auf friedlichem Wege wieder in den Schooß der alten Kirche zurück zu führen; denn die lange Abwesenheit des Kaisers aus Deutschland, seine fortwährenden Kriege mit Franzosen und Türken hatten bis jetzt die Anwendung von Gewaltmaßregeln gehindert. Allein schon standen sich beide Parteien drohend gegenüber. Und Parteien waren die Bekenner der neuen Lehre und die Vertheidiger der alten schon wirklich geworden. Die Letzteren schaarten sich um den Kaiser und seinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand, der während des Kaisers Abwesenheit das Reichsregiment führte; die Ersteren standen unter der Leitung des Kurfürsten Johann von Sachsen; (des Bruders des inzwischen verstorbenen Friedrich des Weisen) und des Landgrafen Philipp des Großmüthigen von Hessen. Schon auf dem 1529 zu Speier gehaltenen Reichstage wurden Beschlüsse gefaßt, gegen welche, als ihre Rechte beeinträchtigend, die Stände des Reiches, die der neuen Lehre anhingen, Verwahrung oder Protestation einlegten. Daher rührt der Name Protestanten, den die Anhänger der neuen Kirche noch jetzt führen.

Endlich sollte auf dem nach Augsburg 1530 ausgeschriebenen Reichstage, dem der Kaiser selbst beiwohnte, die Religionssache gänzlich erledigt werden. Hier übergaben die protestantischen Stände ihr Glaubensbekenntniß, das nach Luthers schon

früher verfaßten Artikeln von Melanchthon mit schonender Berücksichtigung der alten Kirche ausgearbeitet war.

Dieses Bekenntniß ist später unter dem Namen der Augsburgischen Confession die Hauptgrundlage der protestantischen Kirchenlehre geworden, was eigentlich nicht in seinem ursprünglichen Zwecke lag. Dasselbe sollte nur klar darlegen, in welchen Stücken beide Kirchen übereinstimmten, in welchen sie von einander abwichen, und so besonders unrichtige Vorstellungen über die neue Lehre berichtigen, und unwahre Beschuldigungen widerlegen. In ihm erhielt die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben von Neuem ihre Begründung; von den sieben Sakramenten der katholischen Kirche wurden nur zwei, die Taufe und das Abendmahl, beibehalten, die Messe aufgehoben, und die Gelübde für lösbar erklärt.

Weder hier noch in späteren Unterhandlungen konnte eine Verständigung erzielt werden. Auch war Luther, der die Verhandlungen von Koburg aus leitete, gegen einen schwankenden und doppelsinnigen Vergleich, wozu sich andere, selbst Melanchthon, hinneigten. Er war felsenfest von der Schriftgemäßheit seiner Lehre überzeugt und erachtete daher jedes Nachgeben für strafwürdigen Verrath an Gottes Sache. Und wenn auch die Aussichten sich mehr als einmal trübten, wenn auch oft nur die Waffen diese Streitigkeiten entscheiden zu müssen drohten; immer mahnte Luther im festen Vertrauen, daß Gottes Sache der weltlichen Waffen nicht bedürfe, von gewaltsamen Maßregeln ab. Und wunderbar mußte es ihm allerdings dünken; er, der vom Pabste mit dem Banne belegt, von Kaiser und Reich geächtet war, er widerstand nicht nur allen seinen Feinden bloß mit der scharfen Waffe des Wortes, bloß mit der starken Wehre des innigsten Gottvertrauens, sondern er wurde jetzt sogar geehrt durch eine kaiserliche Gesandtschaft, die ihn zu einer Verständigung bewegen sollte. Und wie ihn einst zu Worms nicht die ihm persönlich drohende Gefahr zum Widerrufe bewegen konnte, so konnte ihn hier nicht die ihm gewordene Ehre zum Nachgeben verleiten; er blieb sich treu und lehnte jedes Ansinnen, das seiner Ueberzeugung widersprach, bescheiden, aber entschieden ab.

Unermüdet im Wirken für seine Lehre, untersuchte er selbst mit Melanchthon den Zustand der sächsischen Kirchen und Schulen, faßte seine Katechismen ab und schrieb noch Vieles theils

gegen das Pabſtthum, theils gegen andere Feinde und Gegner, wie gegen König Heinrich VIII. von England, gegen den gelehrten Erasmus und Andere, zwar immer mit tiefer Gemüthlichkeit, aber auch oft mit einer Derbheit, die ſelbſt dem Tadel ſeiner Zeitgenoſſen nicht entging. Denn wenn auch ſeine Schriften, die oft die verletzendſten Schmähworte enthalten, in den in gleichem Tone abgefaßten Werken ſeiner Gegner eine Entſchuldigung finden, ſo genügt dieß doch wohl nicht zu einer vollſtändigen Rechtfertigung. Allein er war ganz der Mann ſeiner Zeit, der Sohn ſeines Volkes, und Volk und Zeit waren derb und liebten die Derbheit.

Von einer ſchöneren Seite zeigt ſich uns ſeine deutſche Eigenthümlichkeit in ſeinem häuslichen Leben. Ueberzeugt von der Unſtatthaftigkeit der Kloſtergelübde und der Unnatürlichkeit des Verbots der Prieſterehe, hatte er bereits mehre ihm befreundete Geiſtliche zur Eingehung einer chriſtlichen Ehe bewegt, manche ſelbſt getraut; ſeine Freunde drangen in ihn, ſelbſt durch Schließung eines Ehebündniſſes ein ſeine Lehre beförderndes Beiſpiel zu geben. Da lernte er Katharina von Bora kennen, eine Nonne, die ſich gleich vielen ihrer Schweſtern der neuen Lehre zugewendet, und aus dem Kloſterzwang in ſeinen Schutz geflüchtet hatte. Mit dieſer vermählte er ſich im Jahre 1525, und ſeine Ehe war durch häusliches Glück und die Geburt mehrer Kinder geſegnet. Mit rührendem Danke gegen Gott ſpricht er oft in ſeinen Briefen von der Freude, die ihm durch Gattin und Kinder zu Theil wurde. War er von Hauſe abweſend, ſo ſchrieb er die liebevollſten Briefe an ſeine gute Käthe; von ſeiner tiefen Gemüthlichkeit zeugen am ſprechendſten die Briefe, die er im kindlichſten Tone an die Lieblinge ſeines Herzens ſchrieb, die Fabeln, die er für ſie dichtete. Luſt- und die frommen Lieder, die er zu Gottes Ehre ſang, ſind die ſchönſten Denkmale ſeines ächt deutſchen Gefühls. Im Umgange mit ſeinen Freunden war er heiter, geſellig, nicht ſelten launig und ſcherzhaft, gegen Alle gaſtfrei und in hohem Grade wohlthätig.

In der letzten Zeit ſeines Lebens wurde er oft von Krankheiten heimgeſucht, die er mit Geduld und Ergebung in Gottes Willen ertrug; ſeine Kraft nahm immer mehr ab. Doch folgte er noch einem Rufe der Grafen von Mansfeld, die ſeine Gegenwart zur Schlichtung entſtandener Streitigkeiten

wünschten, und reiste nach Eisleben, seinem Geburtsorte. Obwohl krank, unterzog er sich den Ausgleichungsgeschäften. „Wie wäre es, wenn ich hier, wo ich geboren, auch sterben müßte," sagte er zu seinen Freunden. Und diese Ahnung traf ein. Er sollte nicht den Schmerz erleben, in dem noch in demselben Jahre ausbrechenden schmalkaldischen Kriege über seine Lehre Blut vergießen zu sehen. Seine Schwäche nahm zu, und nachdem er noch auf des Dr. Jonas Frage: Ehrwürdiger Vater wollet Ihr auf Christum und die Lehre, wie Ihr sie gepredigt, standhaft sterben? mit einem starken: Ja! geantwortet, verschied er am 18 Februar 1546 zu Eisleben im 63 Jahre seines Lebens. Seine Leiche wurde in feierlichem Zuge nach Wittenberg gebracht und in der Kirche, wo er so viel gewirkt, unter dem lauten Wehklagen seiner Freunde und Angehörigen beigesetzt. Dieß Wehklagen hallte im weiten Vaterlande, in den Herzen seiner trauernden Verehrer wieder.

Der eigenthümliche Zug seines Wesens war Gottvertrauen. Durch dasselbe ist er geworden, was er war; in demselben hat er gekämpft und gesiegt; mit demselben ist er gestorben. Sein Werk aber ist bestanden und wirkt in der eng verschlungenen Kette der Begebenheiten und Verhältnisse fort und fort zur Entwicklung und zum Fortschreiten der Menschheit, zur Ehre der Gottheit, in welcher der kämpfende Held seine feste Burg hatte.

Denhard.

Philipp Aureolus Theophraſtus Bombaſt von Hohenheim,

genannt

Paracelſus.

Nicht leicht iſt ein hochſtrebender Geiſt ſo lange und hartnäckig verkannt worden, wie Paracelſus, auf den unſer Vaterland doch ſo vieles Recht hat, ſtolz zu ſeyn. Jeder kühne Reformator, den die Zeit auf ihre Warte erhob, hat ſich noch Anerkennung verſchafft; jedem fielen endlich die Stimmen der Nachwelt zu, indem ſie doch zum wenigſten die Sendung, die er vom Schickſal empfing, gelten ließ — armer Paracelſus! nur dir gönnen ſie nicht einmal die Dornenkrone des gewaltigen „Agitators," nur dir beſtreiten ſie ſchon drei Jahrhunderte hindurch den Beruf zum Verbeſſerer, den du doch ſo glänzend erfülltest — den du vielleicht mit deinem Blute beſiegeltest.

Der Uebergang vom fünfzehnten in's ſechszehnte Jahrhundert war eine große, thatenſchwangere Zeit. Wohl ſelten waren ſo gewaltige Begebniſſe in ſo kurzem Zeitraum zuſammengedrängt, Begebniſſe, welche die Keime ganz neuer Entfaltungen ausſtreuten und eine neue Zeit vorbereiteten. Schon hatte Luther, der deutſche Mann, mit kräftiger Fauſt den Brand angeſchurt, aus dem die Läuterung der Kirche hervorgehen ſollte: ſchon war durch Gutenbergs ſegensreiche Erfindung der Gedanke ein Gemeingut aller Gleichgeſinnten geworden: ſchon hatte der Funken, der dem Bartbold Schwarz das gefährlichſte Geheimniß verrieth, die halbe Welt entzündet und die Macht der Adelsſchilder zertrümmert; Kopernikus hatte einen neuen Him-

mel und Kolumbus eine neue Welt erſchloſſen; ſchon hatten die Meiſterwerke eines Albrecht Durer, eines Adam Kraft und Peter Viſcher auch uns Deutſchen gezeigt, daß wir Kunſt beſaßen — da erſchien Paracelſus, um auch die Natur- und Heilkunde des belebenden Funkens theilhaftig zu machen, der in allen Verhältniſſen ein friſches, tiefinnerliches Treiben zu entzünden begann, und im jungen Keime ſchon ſo herrliche Früchte verſprach.

Wenn man etliche Meilen hinter Zürich die reizenden Ufer ſeines Sees verläßt und rechts über das Gebirge ſeinen Weg nimmt, gelangt man über den rauhen Etzelberg, wo vor einem Jahrtauſend die erſte Klauſe des ſeligen Mainrad — des früheſten Bewohners der nachmaligen Abtei Einſiedeln — geſtanden hatte, hinab in das Thal der wilden Syl. Dort unten war Theophraſtus im Jahr 1493 geboren, und noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts zeigte man an der ſogenannten Teufelsbrücke, eine Meile von der Abtei, das Haus, in welchem der Gründer der deutſchen Arzneikunde das Licht der Welt erblickte. Er war der Sohn des Licentiaten der Medizin Wilhelm Bombaſt von Hohenheim, der aus der alten ſchwäbiſchen Ritterfamilie der Bombaſte, die ſich von dem Schloſſe Hohenheim (ſpäter Eßlinger Hof genannt) nachſt dem Dorfe Pfinningen bei Stuttgart „Bombaſte von Hohenheim“ ſchrieben, abſtammte, und mit dem nachmaligen Großmeiſter des Johanniterordens Jörg Bombaſt von Hohenheim nahe verwandt war. Dieſer hatte ſich im Sylthal bei Einſiedeln als praktiſcher Arzt niedergelaſſen, und die Aufſeherin des Krankenhauſes dieſer Abtei geheirathet, welcher Verbindung Paracelſus entſproß.

Dieß ſind einzig die zuverläſſigen Angaben über Theophraſt's Herkommen und Familienverhältniſſe, welche ſeine Feinde und Neider ſchon frühzeitig zu entſtellen wußten, daß es den neueren Forſchungen nur mit Mühe gelungen iſt, die wahre Spur zu verfolgen. Unzweifelhaft hat er ſich den Namen Paracelſus beigelegt und es iſt lächerlich, in demſelben eine überhebende Beziehung zu dem römiſchen Arzte Celſus finden zu wollen, indeß derſelbe doch nichts weiter enthält, als die barbariſche Ueberſetzung des Familiennamens Hohenheim nach der Sitte jener Zeit, wie wir ja auch wiſſen, daß andere berühmte Gelehrte, ein Melanchthon, ein Oekolampadius u. ſ. w. dieſem Brauche huldigend ihre ehrlich deutſchen Namen ver-

welschten, um sie mit der wiederbelebten, sogenannten klassischen Literatur in Einklang zu bringen.

In dieser wildromantischen Alpengegend, deren Horizont der majestätische Glarnisch begranzt, wuchs Paracelsus im Schooße der Natur, wie die Kinder der Gebirgsbewohner, schlicht und einfach ohne alle Verkrümmung und Verkümmerung wichtigthuender Erziehungsweisen bis in sein zehntes Jahr. Dieser gerade Naturſinn iſt ihm auch ſein ganzes Leben hindurch verblieben, und hat ihm bei der überfeinen Kritik nachgeborener Altklugen, die Alle über einen Leisten ſchlagen möchten, um deſto leichter mit ihnen fertig zu werden, nicht ſelten den Vorwurf gemeiner Rohheit zugezogen. Er ſelbſt rechtfertigt ſich deßhalb ſehr gut: „Von der Natur bin ich nicht ſubtil geſponnen, iſt auch nicht meines Landes Art, daß man was mit Seidenſpinnen erlange. Wir werden auch nicht mit Feigen erzogen, noch mit Meth, noch mit Weizenbrod, aber mit Käſe, Milch und Haberbrod. Es kann nit ſubtile Geſellen machen. Indem, daß einem all ſeine Tage anhängt, das er in der Jugend empfangen hat; derſelbige ſcheint nun faſt grob zu ſeyn gegen die Subtilen, Kaßreinen, Superfeinen, denn dieſelbigen, ſo in weichen Kleidern unter Frauenzimmern erzogen worden und wir, die in Tannenzapfen erwachſen, verſtehen einander nit wohl.“ So lebte der Knabe ganz in der Weiſe der Alpenſöhne, nicht in Ueppigkeit und Wohlleben — denn ein Landarzt im Gebirge konnte ſeiner Familie nicht große Schätze ſammeln — ſondern „in Armuth und Hunger“ wofür er als Mann noch Gott dankte, und in häuslicher Beſchäftigung bald ſeiner Eltern Vieh auf der Weide hütend, bald müßig über die Berge ſchweifend eine neidenswerthe Kindheit, deren friſche, lebendige Eindrücke ſich tief in ſeine Seele gruben. Er fiel in ſeinem vierten Jahre bei ſolcher Gelegenheit durch den Biß eines Schweines entmannt worden ſeyn, was in ſeinem geringen Bartwuchſe, ſeinem Widerwillen gegen die Weiber und der allerdings weiblichen Bildung ſeines Schädels einige Beſtätigung erhielt.

Um dieſe Zeit, im Jahre 1502, ſiedelte ſein Vater nach der Stadt Villach in Kärnthen über, wo er bis zu ſeinem Tode 1531 als angeſehener Arzt lebte, und Paracelſus dankt den Ständen dieſes Landes noch in ſeiner Zueignungsſchrift der „Chronika

des Landes Kärnthen“ für die viele Liebe und Güte, die sie an seinem Vater gethan hatten.

Hier begann auch wahrscheinlich sein erster Unterricht, den er in Alchymie und Astronomie, den Vorschulen der damaligen Arzneikunde, sowie in der Medizin selbst zunächst von seinem Vater empfing und dessen er immer mit dankbarem Gemüthe gedachte, wie er sich denn auch keines Menschen, als dessen, der ihn gezeugt und aufgezogen hatte, in seinem Leben rühmte. Zugleich that ihn sein Vater nach damaligem Brauch in die Lehre zu den Ordensgeistlichen des benachbarten Klosters St. Andrä, und Paracelsus nennt selbst „die Bischöfe Scheit von Seitgach, Erhart von Laventall, Nikolaus von Hippa und den freising'schen Suffragan Mathäus Schacht,“ denen er die Anfangsgründe seiner gelehrten Bildung verdanke. Daß er unter der Anleitung dieser Männer in der lateinischen und griechischen Sprache, in der Mathematik, Dialektik und Rhetorik unterrichtet worden sei, läßt sich aus der bekannten Weise, wie die gelehrte Bildung damals in Klöstern betrieben wurde, schließen, sowie daraus, daß er von sich selber sagen durfte „ich bin in dem Garten erzogen, da man die Bäume verstümmelt und war der hohen Schul nicht eine kleine Zierd“ keineswegs hervorgeht, er sei der gewöhnlichen Annahme zufolge höchst unwissend in den sogenannten Schulwissenschaften gewesen. Denn darin bestund ja eben der Ruhm der Hochschulen jener Zeit, in einer todten, barbarisch geradebrechten Sprache, allzeit streitfertig die paradoxesten Sätze mit scholastischer Dialektik durchzufechten. Auch wird von ihm erzählt, er habe die Werke des griechischen Arztes Galen mit so viel Fleiß studirt, daß er ganze Stellen aus denselben hätte hersagen können. Dazu war aber doch wohl eine Kenntniß der Schulwissenschaften nöthig. Er schrieb übrigens selbst Latein nach damaligem Style, und wenn wir ihn später die alten Sprachen gänzlich bei Seite setzen sehen, so gibt er einer Seits dafür einen bundigen Grund, anderer Seits hat man — wie noch jeder erfahren kann — oft nicht geringe Mühe den größten Theil der Unterrichtsfracht aus der Jugendzeit später wieder über Bord zu werfen.

Paracelsus studirte also auf Hochschulen, wie er selbst versichert, auf deutschen, französischen und italienischen Universitäten gewesen zu seyn, und empfing — ungewiß wo — den

Doktorgrad, da er ausdrücklich von dem Eidschwure spricht, den er bei seiner Promotion habe ablegen müssen. Kurz, er genoß eines Unterrichts, wie ihn die damalige Lehrweise mit sich brachte. „Ihr sollt nicht gedenken, daß wir in euern Büchern leer seien und unerfahren, darum daß wir nicht euern Pflug ziehen" widerredet er seinen Gegnern. „Wir entschlagen uns deſſen, denn uns mißfällt euer Styl, Praktik und Ursach." Dieſen Widerwillen gegen alle „Sophiſterei, Disputiren, Poeterei in der Arzneikunde, rhetoriſch Rezeptſchreiben und nebuloniſch Präpariren" hatte der treue Naturſinn in ihm erzeugt, und wahrlich ohne denſelben wäre es ihm nie gelungen, ſich vor den Fallen der Dialektik, vor den Daumſchrauben und Fußeiſen der Scholaſtik zu bewahren, und die Naturwüchſigkeit ſeines Geiſtes aus dem dumpfen Schulſtaube in's friſche, freie Leben zu retten.

Vieles trug zu dieſer geiſtigen Eigenthümlichkeit und Lebensfriſche unverkennbar eine Sitte bei, die er bis an ſeinen Tod beibehielt, nämlich die Wanderluſt. Dieſe Wanderluſt iſt eigentlich eine dem deutſchen Volkscharakter angeborene Eigenthümlichkeit, und als ſolche bezeichnet ſie ein gewiß merkwürdiges Hauptſtück der Seelenkunde der Völker. Seit ſich die deutſchen Volksſtämme von ihren Bärenhäuten in den Eichenwäldern aufgemacht haben, ſind ſie in beſtändigem Wandern begriffen. Von Geſchlecht zu Geſchlecht laſſen ſich ihre Züge nachweiſen, die bald gegen Süden bald gegen Oſten gerichtet als Römerfahrten und Kreuzzüge gegen Sarazenen, Slaven und Türken mehr das kriegeriſche Element entwickelte, indeß die merkwürdige Erſcheinung der Pilgerſchaften, Geiſſel- und Kindfahrten mehr den religiöſen Charakter an ſich trugen. Was aber ſo in der Geſchichte des ganzen Volks und ſeiner Geſchlechter als immer wiederlebende Eigenthümlichkeit ſich darlegte, das erwies ſich als innerſter Grundzug in der Geſchichte der beſondern Stände und einzelnen Menſchen. Wir erinnern uns an die uralte Sitte der Ritter, einzeln oder in Gemeinſchaft nach Abenteuern zu fahren, wir gedenken der Orden der fahrenden Weiber und treibenden Mägde ſeit der Mitte des zwölften Jahrhunderts, wir gedenken endlich der Zunftgebote der Wanderjahre vor ertheilter Meiſterſchaft.

Hierin liegt auch der Grund, daß die Schüler einzeln oder in Schaaren von einer Schule zur andern zogen, theils be-

rühmten Lehrern folgten, theils dem innern Drange nachgaben. Solche fahrende Schüler hatten nichts als Kopf, Magen und Hände und Füße und so mußten sie sich von der Hand in den Mund lebend durch die Wanderzeit schlagen. Deßhalb kam auch die Anfangs schöne Sitte bald so herab, daß man die besten Männer, darunter Luther und Paracelsus, gegen den verderblichen Unfug des „Vagabondirens" eifern hörte, obwohl beide — so vielfach verwandte Naturen — in ihrer Jugend selbst fahrende Schüler gewesen. Denn da Paracelsus von seinem Vater wohl keinen reichen Wechsel mitempfing, als er in seinem sechzehnten Lebensjahre anfing gleich andern Altersgenossen auf den Hochschulen herumzuziehen, so ist sehr begreiflich, daß er sich den Unterhalt auf diesen Zügen auf keine ehrlichere Weise erwerben konnte, als daß er von seinen erworbenen Kenntnissen in der Astrologie und Chiromantie, damals sehr geschätzten Wissenschaften, Gebrauch machte, indem er den Leuten das Horoskop stellte und aus der Hand wahrsagte; und es liegt darin nach der Sitte der Zeit so wenig etwas Verwerfliches oder Entehrendes, als darin, daß sich jetzt der unbemittelte Theil der studirenden Jugend durch Ertheilung von Lehrstunden zu helfen sucht.

Der richtige Natursinn hatte Paracelsus bald gezeigt, daß er aus den Büchern der Galenisten und Arabisten, welche damals fast allein die gelehrte Arzneikunde vertraten, und mit der spitzfindigsten Dialektik aus einer Naturwissenschaft zur lächerlichsten Sophisterei und zu eitlem Wortwerk verkehrt hatten, nichts lernen würde. Dagegen hatten ihm seine Fahrten die Bekanntschaft mit einer geheimen Wissenschaft eröffnet, deren überraschende Thatsachen nicht weggeläugnet werden können, und deren dunkle Begründung selbst ein Grund mehr ist, daß sie tiefdenkende Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt anzieht.

Es ist dieß die Volksarzneikunde. Seit die Druiden in den geweihten Hainen unter abergläubischen Gebräuchen die geheiligte Mistel pflückten und in der Neujahrsnacht nach der geheimnißvollen Alraunwurzel gruben, hat sich im Gegensatze zur gelehrten Heilkunde und nicht selten durch einzelne ihrer Sätze auf das Sonderbarste ausgestattet, eine Geheimlehre von den Heilkräften der Natur unter dem Volke fortgepflanzt, welche im Laufe der Jahrhunderte die mannigfachsten Bereicherungen, nebenbei aber auch die lächerlichsten Zu-

thaten der Phantasie erhielt, und eben darum in den Augen der Nichteingeweihten nur in um so räthselhafterem Lichte und um so glaubwürdiger erschien. Leuten, die mit der Natur in unmittelbarem Verkehr lebten, wie Schäfer, Jäger, Bergknappen, und deren natürlich gewonnene Erfahrungen man gern zu Mittheilungen günstiger Geister und Kobolde erhob; oder auch solche, auf welchen ein gewisser Abscheu, eine geheimnißvolle Furcht lastete, wie Abdecker, Scharfrichter, alte Weiber, Zigeuner u. dgl., alle diese glaubte man im Besitze der Kenntniß jener wundersamen Kräfte, welche nicht aus den Büchern erlernt werden können, und von der Natur nur ihren Günstlingen mitgetheilt werden.

An die Natur, die Urquelle aller Wahrheit hatte Paracelsus schon frühzeitig der richtige innere Takt und nicht Faulheit, aus den Büchern zu lernen, gewiesen. „Aus Uebung und Erfahrenheit wird der Arzt geboren; denn wer wollte gelehrt werden in Erkenntniß und Erfahrenheit vom Papier?" sagt Paracelsus sehr treffend. „Lesen hat nie einen Arzt gemacht, sondern die Praktik." „Ich stellte mir vor, wie, wenn in der ganzen Welt kein Lehrer der Arznei wäre, wo würde ich die Kunst lernen? Nirgends als in dem offnen Buche der Natur, mit Gottes Finger geschrieben. Dieß studirte ich nun und nicht die Bücher der Aerzte — — Man lästert und schreit zwar von mir, ich sei nicht zur rechten Thür zu den Geheimnissen der Kunst eingegangen, allein welches ist die rechte? Galenus, Avicenna, Mesue, Rhasis, oder die offene Natur? Ich glaube das Letzte. Durch diese Thüre ging ich ein; das Licht der Natur und kein Apothekerlämpchen leuchtete mir auf meinem Wege."

Von diesem Wissensdrange beseelt, versäumte Theophrast keine Gelegenheit, von denen zu lernen, welchen man jene von den hoffärtigen Buchgelehrten verachteten Kenntnisse der geheimnißvollen Naturkräfte zuschrieb. Man fand ihn nicht nur bei Aerzten und in den Laboratorien der Hüttenleute und Goldköche, sondern er verschmähte selbst den Umgang mit Nachrichtern, Schäfern, Badern und alten Weibern nicht, ja man traf ihn sogar im Verkehr mit der damals verachtetsten Menschenklasse, mit Zigeunern und Juden, von deren Wissen er seine Kenntnisse zu bereichern verstand. Von

ihnen lernte er Waffensalben und Zaubertränke bereiten, Blutungen besprechen, und andere sympathetische Kuren, so wie Kräuter mit gewissen abergläubischen Gebräuchen sammeln und zurichten; aber auch manches Goldkorn viel hundertjähriger Erfahrung empfing er, das dann seine reiche Geisteskraft zur schönsten Frucht reifte. Er konnte mit Recht von sich sagen: „Ich bin der Kunst nachgegangen, sogar mit Gefahr meines Lebens, und habe mich nicht geschämt, selbst von Landfahrern, Nachrichtern und Scheerern zu lernen. Denn wir sehen die Liebhaber weite Wege durchziehen, um das köstliche und herrliche Weib zu erblicken; wie viel eher muß dieß geschehen der prächtigen und erhabenen Kunst wegen."

So war er bei dem in der Alchymie und allen mystischen Wissenschaften vielerfahrenen Abte von Spanheim, Johannes Trithemius, in der Lehre, so wie er sich später eine Zeitlang bei dem reichen und berühmten Alchymisten Sigismund von Sugger zu Schwatz in Tyrol aufhielt, um von diesem das große Geheimniß der „Transmutation" (Verwandlung der unedlen Metalle in edle) zu erlernen. In dieser Zeit machte er weite Reisen durch ganz Europa, theils als Adept, theils als Arzt. Er selbst bezeichnet Italien, Spanien, Portugal, Frankreich, Belgien, Dänemark und Schweden, Preußen, Polen, Litthauen, Ungarn, Kroatien, Siebenbürgen als die Länder, welche er durchwandert habe. Er diente selbst als Feldarzt in den Heeren des Kaisers in Italien und des Königs von Dänemark, lag mit der Armee des letztern vor Stockholm, und soll von da mit einem Tatarenfürsten durch Rußland nach Konstantinopel gereist seyn.

Diese vielfältigen Wanderungen hatte sich Paracelsus auf das Beste zu Nutzen gemacht; denn als er in seinem dreiunddreißigsten Jahre nach Deutschland zurückkehrte, wurde er seiner Wunderkuren wegen bald der Gegenstand der Bewunderung für die Laien einer Seits, sowie ihn anderer Seits die Aerzte anfeindeten und beneideten. Die Vornehmen und Reichen, von ihren galenischen Leibärzten mit ellenlangen Kräuterbrühen zu Tod gereinigt, wünschten vor allen einen Arzt zu besitzen, der mit wenigen Gaben seiner Arkane (Geheimmittel) mehr leistete, als jene mit ihrer ganzen Küche. In der Vorrede zum Spitalbuche zählt Theophrast achtzehn Fürsten auf, welche er vor der Unwissenheit ihrer Leibärzte rettete. Aber nicht bloß diesen, welche

ihn überdieß nicht immer fürſtlich für ſeine Mühwaltung entſchädigten, leiſtete er Beiſtand, ſondern viele Arme, von denen ſich andere Aerzte hatten bezahlen laſſen, behandelte er unentgeltlich. Dieſe glückliche Praxis vermehrte ſeinen Ruhm erſtaunlich, ſo daß man ſich zu ihm des Unglaublichſten als etwas ganz Natürlichen verſah, und ihm nicht bloß die Kenntniß, alle bisher unheilbaren Krankheiten zu heben, zutraute, ſondern ihn geradezu im Beſitze des Lebenselixirs bezeichnete.

Paracelſus hatte ſeinen Aufenthalt in Baſel genommen und nennt ſich 1526 „Phyſikus und Ordinarius der Stadt," als welcher er dem Stadtrathe eine Apothekenbeſichtigung zur Prüfung der Waaren und Taxen vorſchlug, was ihm den Haß der Apothekerzunft auf den Hals lud. Noch mehr Feinde und Neider erhoben ſich wider ihn, als er 1527, angeblich durch Oekolampadius Vermittelung, vom Stadtrath zu Baſel als „Profeſſor der Phyſik (Arzneikunde) und Chirurgie" mit anſehnlichem Gehalte an die dortige Hochſchule berufen wurde. Denn die Aerzte und Profeſſoren widerſetzten ſich ſeiner Anſtellung, indem dieſe, ohne vorhergehende Anzeige an ſie, erfolgt wäre, und Niemand wiſſe, woher Paracelſus komme und ob er wirklich den Grad empfangen habe.

Dieſe Verunglimpfungen und Verhetzungen hinderten ihn übrigens nicht, ſeine Vorleſungen bei großem Zulaufe der Studenten zu eröffnen. Es war damals Gebrauch unter den Lehrern der Heilkunde, eine von den Schriften des Hippokrates, Galen oder Ebn Sinna, ihren Vorträgen zu Grunde zu legen und ſomit dieſelbe bloß mit einem gelehrten lateiniſchen Commentar zu begleiten. Von dieſer Sitte wich Paracelſus durchaus ab. Denn nicht nur verwarf er die fremde Mundart, indem die Wahrheit nur deutſch geſagt werden ſollte, ſondern er hielt ſich auch im Gefühle der Eigenthümlichkeit ſeiner Kenntniſſe und des unabhängigen Werthes ſeiner Lehre durchaus an keinen Vorgänger.

Paracelſus blieb aber dabei nicht ſtehen; denn indem er die Schriften des Galen und Ebn Sinna, der beiden damals vielgeleſenſten und für untrüglich gehaltenen Aerzte, öffentlich in ſeinem Hörſaale verbrannte, brach er zugleich jede Gemeinſchaft zwiſchen ſeiner Lehre und der Wiſſenſchaft der Anhänger

jener Männer ab, und ſtand von nun an mit ihnen auf offenem Kriegsfuß ſein ganzes Leben hindurch.

Der Hauptgrund ſeines Widerſpruchs gegen die beſtehende Bearbeitungsweiſe der Heilkunde, und ſomit auch der Verſchiedenheit ſeiner Lehre von der damals gültigen, iſt bereits darin bezeichnet worden, daß die damaligen Aerzte den Weg der reinen Naturbeobachtung gänzlich verlaſſen hatten, und ſich einzig mit ſpitzfindigen Begriffsbeſtimmungen der galeniſchen Lebenskräfte und wortreichen Erklärungen der Grade und Wirkungsweiſe ſeiner Heilmittel beſchäftigten. „So nun aus der Natur der Arzt wachſen ſoll und muß, und in ihm und von ihm und aus ihm nichts iſt, alles aus und in der Natur, ſo iſt es von Nöthen, daß er aus der Natur wird und nit zu Leipzig oder Wien," ſagte Theophraſt gegen dieſe ſcholaſtiſchen Wortklopfer. „Und wiewohl ihr gründet auf die geſchriebenen Aerzte, chaldäiſche, arabiſche und griechiſche, will uns wenig anbohn. Denn ihre Schriften weiſen, daß es ihnen mit ihren Kranken gegangen wie euch, denen die Mehrzahl ſtirbt."

Nun iſt damit nicht behauptet, daß es unter den Alten keine naturgetreuen Aerzte gegeben habe; im Gegentheil, Paracelſus läßt z. B. Hippokrates alle Gerechtigkeit widerfahren, als „einem Künſtler, aus dem der Geiſt der Arznei geredet hat," und hat ſelbſt Kommentare über die Aphorismen desſelben hinterlaſſen. Nichts deſtoweniger weicht er dennoch von den Lehren deſſelben weſentlich ab. Denn während bei Jenem, wie überhaupt nach den Lehren der alten Philoſophen, alle Dinge aus den gleichen Grundſtoffen beſtehen, und dieſe Grundſtoffe nicht etwa im Körper umwandeln und erzeugen, ſondern immer von außen aufnehmen und rein mechaniſch anſetzen: ſo wird nach Paracelſus jedes Ding aus einem Keime der durch einen wahren Zeugungsvorgang — bei welchem männliche und weibliche Urſachen zuſammenwirken — befruchtet wird. Ob er nun gleich die Uebereinſtimmung zwiſchen dem einzelnen Ganzen (dem Mikrokosmus) und dem großen Ganzen (dem Makrokosmus) nicht in Abrede ſtellt, weil Alles nach den Geſetzen des vollkommenſten Organismus geordnet iſt, ſo faßt er dennoch die Gegenſtände vom beſondern Standpunkte auf, wo ſie natürlich zum Ganzen in Gegenſatz ſtehen, während bei den Alten dieſer Gegenſatz in der Harmonie des Alls ganz

lich verſchwand. Dieſe Grundzüge führte er durch die ganze Natur- und Heilkunde durch und wußte ſie in der Krankheits- und Heilungslehre mit den treffendſten Beiſpielen zu belegen, welche die Forſcher in der neueſten Zeit nur wiederholen konnten.

Dieſes geraden Gegenſatzes ſeiner Lehre gegen die bisher gültige der alten Aerzte und Philoſophen war ſich auch Paracelſus vollkommen bewußt. Daher rief er im Selbſtgefühl ſeiner Sendung: „Mir nach, ich nit euch nach! Mir nach Avicenna, Galenus, Rhaſis, Montagnana, Meſue, mir nach und ich nit euch nach! Ich weiß, daß mein ſeyn wird die Monarchia, mein wird ſeyn die Ehre; nicht daß ich mich rühme; die Natur lehret mich, aus ihr ſelbſten bin ich geboren und ich folge ihr nach.“ Dieſe Ueberzeugung von der Gewißheit ſeines Triumphes über ſeine Gegner ſtand ſo unerſchütterlich feſt in ihm, daß er den Sieg ſeiner Lehre mit männlicher Feſtigkeit auf die Zeit vorher verkündete, wo er längſt geſtorben ſeyn werde. „Ob mir die hohen Schulen folgen wollen, oder nicht,“ ſagte er in ruhiger Entſchloſſenheit, „was kümmert's mich! Sie werden noch niedrig genug werden und mehr will ich richten nach meinem Tod gegen ſie, als bei meinem Leben, wo ſie mich verachten, daß ich allein bin, daß ich neu bin, daß ich deutſch bin.“

Doch war es nicht bloß dieſe Eigenthümlichkeit ſeines Syſtems, was ihm ſo viele Neider und Widerſacher zuzog. Es war vielmehr ſein Ruhm als ausgezeichneter Arzt, der ſich fortwährend ſteigerte. Weit und breit kamen die Leidenden zu ihm oder berieth ihn über ihre Krankheiten, wie Erasmus von Rotterdam, und ſeine Pillen und Tropfen wirkten Wunder. So übernahm er die Behandlung des gelehrten Buchdruckers Frobenius zu Baſel, dem bei eingewurzeltem Podagra die Aerzte bereits die Abnahme des Fußes vorgeſchlagen hatten. Paracelſus ſtellte den Kranken durch ſein Laudanum ſoweit wieder her, daß er ſeinen Geſchäften nachgehen und ſelbſt bedeutende Reiſen machen konnte. Aber dabei ſcheint er ſich einer Erkältung ausgeſetzt zu haben, denn er ſtarb, während Paracelſus in Zürich abweſend war, vom Schlag gerührt, wahrſcheinlich durch Gichtverſetzung auf das Gehirn. Dieſer für Paracelſus bittere Todesfall eines ſeiner liebſten Freunde in Baſel, gab ſeinen Gegnern die erwünſchte Gelegenheit, den berühmten Nebenbuhler zu verunglimpfen und ſeine beneideten Mittel zu ver-

dächtigen. Der plötzliche Tod des alten Podagristen wurde auf die Schärfe der gegebenen Mittel geschoben — ein Mährchen, das man noch in neuerer Zeit geglaubt hat — und man entblödete sich nicht gerade zu behaupten, daß kein Mensch den Gebrauch seiner mineralischen Mittel länger als ein Jahr zu überleben im Stande sei. Diese vielfachen Verläumdungen mögen wohl das ihre dazu beigetragen haben, die Entfernung Theophrast's aus Basel zu bewerkstelligen, obgleich die eigentliche Veranlassung dazu eine Streitsache vor dem Stadtrath, der hier wider Paracelsus Partei nahm, gegeben hatte. Der Kanonikus v. Lichtenfels, der schon lange an Gicht litt und von allen Aerzten vergeblich an einem arthritischen Magenleiden behandelt worden war, versprach Theophrasten hundert Gulden, wenn er ihn heilen wolle. Da sich Lichtenfels auf drei Gaben Laudanum schmerzfrei fühlte, sich aber weigerte, sein Versprechen zu erfüllen, so klagte Paracelsus beim Rathe, welcher durch Urtheil dahin entschied, daß der Kanonikus nur nach der Arzneitaxe zu bezahlen habe. Ueber diese Ungerechtigkeit ward Paracelsus so aufgebracht, daß er den Stadtrath öffentlich — „in bösen Zetteln" sagt Wurstisens Chronik — angriff, was ihn veranlaßte, um den übeln Folgen zu entgehen, dem dringenden Rathe seiner Freunde zu folgen und sich nach dem Elsaß in Sicherheit zu bringen.

In diesem Ereignisse sah Paracelsus gleichsam einen Fingerzeig der Vorsehung, sein altes Wanderleben wieder zu beginnen, wie er es in seiner Jugend gewohnt gewesen. Er äußerte auch selbst gegen seine Schüler zu wiederholten Malen, daß ihm das beständige Umherziehen zur andern Natur geworden, und er es nicht mehr über sich gewinnen könne, ruhig hinter dem Ofen sitzen zu bleiben. „Ein Arzt soll ein Landfahrer seyn. Ursach: die Krankheiten wandern hin und her so weit die Welt ist, und bleiben nicht an einem Ort. Will einer viel Krankheit erkennen, so wandere er auch; wandert er weit, so erfahrt er viel und lernt viel erkennen." So hielt er es denn seitdem auch und zog von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, bald nach Laune, bald nach Beruf, wo man sein begehrte. Stets war er gefolgt von einem zahlreichen Geleit von Schülern und Anhängern, welche ihm aber weniger aus reinem Wissenschaftsdrange, denn meist aus selbstischen, eigennützigen Absichten nachzogen. Denn sie

hofften entweder den Stein der Weisen von ihm zu empfangen, oder das groſse Geheimniß, in deſſen Beſitz ihn der Volksglaube wähnte, ihm abzulernen; oder ſie ſchrieben ſeine Rezepte ab, wedelten gar freundlich „gleich hungrigen Hündlein“, und verſchimpften ihn nicht ſelten tuchtig hinter ſeinem Rücken. Paracelſus klagt ſehr uber die Untreue ſeiner Knechte, und wie wenig taugliche Aerzte aus ihrer Anzahl hervorgegangen. „Ein jedlicher aber hat meine Lehr nach ſeim Kopf geſattelt; einer führet mirs in einem Mißbrauch zu ſeim Seckel, ein anderer zeucht's ihm in ſein Hoffart, aber ein andrer gloſſirts und emendirts und im Fürlegen für mich warens erſtunken Lügen. Mancher ſchätzt ſich auch ſelber mehr witzig dann an ihm war; mancher könnte es, eh ers verſtünde. Mancher verſtünds und mangelt, wo es am nötbigſten war. Dieſe alle wie ſie gelernt haben, iſt nicht zu urtheilen; aber wie ſie es brauchen, da ſehe ſich ein jeglicher für. Denn mancher geht in mein Arznei und faßt ihm ein Grund, daraus er ſich zum letzten und zu einem Erzvaganten macht.“

Seine zahlreichen Schriften enthalten Andeutungen, an welchen Orten er ſich auf dieſen Wanderungen zeitweiſe aufgehalten. So treffen wir ihn 1528 zu Colmar im Elſaß, wo er dem dortigen Schöffen Konrad Wickram ſeine Abhandlung von den offenen Schaden und dem Stadtmeiſter Hieronymus Boncrus ſein Werk von den franzöſiſchen Blattern ꝛc. widmete. 1529 eignete er zu Nürnberg dem daſigen Rathsſchreiber Spengler ſeine Schrift von den Franzoſen zu und erbot ſich dem Stadtrath, um die von den Aerzten ausgeſprengten Verläumdungen zu entkräften, die Behandlung unheilbarer Kranken zu übernehmen, weßhalb ihm auch etliche Ausſätzige von der ſchlimmſten Art übergeben wurden, die er glücklich herſtellte. Hierauf wanderte er durch Franken und Baiern nach Tyrol, wo er von Meran aus der Stadt Sterzing für die gute Aufnahme ſein Büchlein von der Peſtilenz widmete. 1531 treffen wir ihn zu St. Gallen in der Schweiz, wo er dem dortigen Stadtphyſikus und Bürgermeiſter Joachim von Wendt ſein berühmtes Werk Paramirum zueignete. 1535 beſuchte er Bad Pfeffers, worüber er ein Buch hinterließ. Aus demſelben Jahre ſtammt ſein Conſilium für den Stadtſchreiber Reißerr von Mindelheim. 1536 widmete er von Augsburg aus den zweiten Theil ſeiner groſsen Wundarznei König Ferdinand, nachmaligem

Kaiser. Von hieraus folgte er einem Rufe zu dem Obererbmarschall von Böhmen, Johann von der Leipnick, nach Kruman in Mähren, den er aber von seinem veralteten Gichtleiden nicht helfen konnte und über Wien und Ungarn nach Kärnthen ging, wo er zu Villach sein Buch de rerum natura für seinen Freund Winkelsteiner zu Freiburg im Uechtland schrieb. 1538 widmete er zu St. Veit den Ständen des Landes Kärnthen aus Dankbarkeit für die Zucht, Ehr und Gutes, so die löbliche Landschaft seinem lieben Vater während zweiunddreißig Jahre gethan, seine Chronika des Landes Karnthen, und übersandte ihnen seine Schriften von den tatarischen Krankheiten, seine Defensiones und Verantwortungen, und seinen Labyrinthus medicorum errantium, wofür ihm die Landschaft aus Klagenfurt ein Dankschreiben nebst dem Versprechen eines baldigen Drucks zuschickte. 1540 war er zu Mindelheim in Schwaben und folgte 1541 wahrscheinlich einem Rufe nach Salzburg. Dieß war aber seine letzte Reise; denn noch im selbigen Jahre starb er nach kurzer Krankheit am 24 September in der Herberge zum weißen Roß daselbst, nachdem er sein Testament aufsetzen hatte lassen und sich die Grabstätte am Kirchhofe zu St. Sebastian auserwählt hatte.

Noch jetzt werden dort seine Gebeine aufbewahrt und die Untersuchung seines Schädels bewahrheitet durch einen Sprung die Sage, daß er gewaltsamen Todes umgekommen sei, den ihm wahrscheinlich ein von seinen Feinden veranlaßter Sturz auf den Kopf zugezogen hatte.

So starb Paracelsus, unstreitig Einer der geistreichsten Menschen, welche je gelebt haben. Die schwere Aufgabe, die Philosophie so innig mit der Heilkunde zu verbinden, daß Beide wie aus Einem Gusse ein vollendetes Ganzes darstellen — diese schwierige Aufgabe, an welcher schon Jahrtausende arbeiten, ist — Hippokrates abgerechnet, bei welchem freilich die Heilkunst das Uebergewicht behauptet — Keinem noch in der Weise zu lösen gelungen, wie Paracelsus. Bei ihm wächst die Philosophie gleichsam aus dem innersten Kern der Natur hervor, und deßhalb sind auch Theorie und Erfahrung immer einig, gleichsam mit einander verschmolzen. So kam es auch, daß er der bereits durch Jahrtausende entwickelten Heilkunde eine neue noch nicht bearbeitete Seite abzugewinnen im Stande war. Denn weil die Aerzte bis auf ihn nur blind

den Griechen und Arabern nachgebetet haben, Paracelſus dagegen nicht verſchmähte im Buche der Natur zu leſen und die Auslegungen dieſes Urtextes aus altgermaniſchen Ueberlieferungen auffaßte, ſo mußte natürlich ſeine Lehre ein ganz anderes und zugleich viel tieferes und friſcheres Ausſehen erhalten, da ſie aus dem Urquell ſelbſt entſprang und nicht aus trüben Röhren floß.

Dieſe innige Verſchmelzung der Philoſophie und Arzneikunde macht ſeine Schriften auch zu der reichſten Fundgrube herrlicher Ideen, welche noch immer nicht ausgebeutet ſind. Alle die Umwälzungen in der Philoſophie und Medizin, welche bis in die neueſte Zeit ſtatt gefunden haben, ſind größtentheils das Werk des verletzerten Schwärmers und Phantaſten Paracelſus, und es läßt ſich nachweiſen, daß ſich noch jetzt unſere geſammte philoſophiſche und mediziniſche Bildung innerhalb der Anſichten bewegt, welche ſchon dieſer große Geiſt in die Welt warf. Die philoſophiſche Grundidee Theophraſt's, daß jedes Ding aus einem Keime hervorgeht, und ſich organiſch entwickelt, wurde erſt in unſerer Zeit durch die Beſtrebungen der Naturphiloſophie vollkommen verſtanden. Die darauf geſtützten Anſichten von der eigenthümlichen Schmarozernatur der Krankheit und der homöopathiſchen Anwendungsweiſe der Heilmittel, welche in unſern Tagen ſo vieles Aufſehen erregt haben, finden ſich bei Paracelſus bereits vollſtändig ausgeführt. Dieſe Abhängigkeit aber unſerer Entwickelung von Theophraſt's Vorgang iſt doch gewiß das ſicherſte Zeichen, daß er der Begründer einer neuen Periode war, welche, obwohl bereits dreihundert Jahre dauernd, noch nicht geſchloſſen iſt, und daß ihm ſomit der Name des Reformers billig zugeſtanden werden müſſe.

Aber da werden alle kleinlichen Verläumdungen ſeiner gehäſſigſten Feinde aufgewärmt, während doch die Nachwelt durch Unparteilichkeit ſich auszeichnen ſoll. Der Eine heißt ihn einen unwiſſenden Marktſchreier, weil er durch ſeinen gewaltigen Geiſt getrieben, das große Ganze umfaßte und ſich nicht mit anatomiſchen Forſchungen beſchäftigt habe — als ob die Sonne zu verdammen ſei, weil ſie nicht die Laternen anzündet. Ein Anderer zeiht ihn der Hoffahrt und Prahlſucht, wo er doch nur im Selbſtgefühl ſeines Werthes auf das Urtheil der Zukunft hinweiſt. Wieder ein Anderer verurtheilt

ihn wegen seiner wandernden Lebensweise und seiner Derbheit, indeß doch Beides zum Theil ein Zeichen der damaligen Zeit, zum Theil nur gleiches Gewehr gegen die schmählichen Schimpfreden seiner Widersacher gewesen. Endlich führt man seine Schriften an, um ihn des Aberglaubens, der Astrologie und Goldmacherei zu überweisen, ohne zu bedenken, daß eben so viele Stellen dieser Schriften diesen Anschuldigungen geradezu widersprechen und die Verfälschung von Theophrast's Werken am Tage liegt. Ja sogar der Ketzerei und der Gotteslängnung ist er angeklagt worden, weil er über das Ceremonien- und Bilderwesen freisinnig dachte, sich über die Heiligen- und Reliquienvergötterung der damaligen Zeit, so wie über das Ablaß- und Wallfahrtsunwesen unverhohlen äußerte und kein besonderer Freund von Mönchen und Pfaffen war.

So hängen sie sich an die Flecken der Sonne, die vielleicht und zumeist nicht von der Sonne, sondern von ihren eigenen trüben Augen herkommen, und haben mehr Freude daran, einen entstellten Menschen mehr zu sehen, als sich an einem herrlichen Ausflusse des Weltgeistes zu ergötzen. Aber mögen sie immerhin! Die schlichte Wahrheit redet so laut, daß sie ihr Zetergeschrei übertönt, und so wird ihnen zum Trotz stets ein Mann sich finden, der die Rechte eines andern Mannes gegen Lüge und Ungerechtigkeit zu vertreten sich nicht scheut.

Dr. Quitzmann.

Johann Keppler.

Johann Keppler, einer der größten Himmelskundigen Deutſchlands und aller Völker, ward den 27 Dezember 1571 in der zum Herzogthum Würtemberg gehörigen vormaligen Reichsſtadt Weil geboren; er war der Erſtgeberene der Familie. Heinrich Keppler, der Vater Johann's, war ein Sohn des Bürgermeiſters zu Weil. Seine eigenthümliche Gemüthsverfaſſung, wie der Zuſtand der damaligen Zeit, ſcheinen ihn von einem ruhigen Gewerbe fern gehalten zu haben; er begab ſich noch als Ehegatte unter die Fahnen Alba's in den Niederlanden, ſeine Frau folgte ihm und der junge Johann wurde den Großeltern übergeben. 1575 kehrten die beiden Eltern zurück, und hatten dann eine Zeit lang eine Wirthſchaft in Emmendingen gepachtet; aber 1589 begab ſich der Vater abermals in Kriegsdienſte, dießmal in öſterreichiſche und focht gegen die Türken; man hat nie mehr etwas von ihm gehört. — Es läßt ſich demnach vermuthen, daß Johann wenig häusliches Glück in ſeiner Jugend genoß; er ward indeß auch ſchon frühe dem elterlichen Hauſe entzogen. Wegen der beſonderen Anlagen, die der Knabe ſchon frühe bekundete, ward er zum Geiſtlichen beſtimmt; er trat daher in die „Kloſterſchule“ zu Maulbronn. Dieſe war eine jener Anſtalten, in welche Herzog Ulrich mehre ehemalige Klöſter umgewandelt hatte. Die Knaben erhielten hier Wohnung, Unterricht und Kleidung unentgeltlich. Von ihrer ehemaligen Beſtimmung hatten dieſe Schulen noch eine durchaus klöſterliche Einrichtung, es wurden des Tages mindeſtens ſieben Pſalmen geſungen, auch waren die „Praeceptores“ angewieſen „mit den Scholaribus et Studiosis Latine zu reden, und ſie daſſelbig zu reden zu gewohnen und anzuhalten.“

1589 wurde Keppler in das Kloſter zu Tübingen aufgenommen. Die Bewegung, welche die Reformation auf dem Geſammtgebiete der Religion hervorgebracht hatte, war damals noch in vollſter Aufgeregtheit; die Zänkereien der Theologen wurden mit der höchſten Scharfe und Bitterkeit geführt, und traten bei den noch vielfach unentſchiedenen Zuſtänden oft auf das Gebiet des Staatslebens über. Die Tübinger Theologen thaten ſich in dem Sakramentalſtreit und in dem Streit über die Allgegenwart der leibhaftigen Perſon Chriſti beſonders hervor. In dieſe Welt trat nun Keppler. Der Lehrplan der jungen Theologen ſchrieb aber auch Mathematik und Aſtronomie vor, Keppler ſtudirte dieſelben ohne beſondere Neigung. „Als ich alt genug war," ſagt Keppler ſpäter von ſich „um die Süßigkeiten der Philoſophie zu koſten, umfaßte ich dieſelbe mit eifriger Begierde, ohne jedoch beſonders von der Aſtronomie angezogen zu werden; . . . das Studium derſelben war befohlen."

Es ſei hier bemerkt, wie nothwendig und fruchtbringend es iſt, den Zuſammenhang aller Wiſſenſchaften aufrecht zu erhalten und die Menſchen nicht bloß zu dem zuzuſtutzen, was ihr Beruf unmittelbar erfordert; denn hierdurch wird der Geiſt einſeitig, es kann eine Richtung in ihm unterdrückt werden oder ewig ſchlummern, die gerade ſeine naturgemäßeſte wäre. Vielleicht wäre Keppler nie das geworden was er ward, wenn das Studium der Mathematik und Aſtronomie ihm nicht vorgeſchrieben geweſen wäre. Sein Lehrer in dieſem Fache war Mäſtlin, Profeſſor zu Tübingen, mit dem er auch ſpäter ſtets in der genaueſten Verbindung blieb. Mäſtlin war zwar einer der erſten Anhänger des kopernikaniſchen Syſtems, legte aber doch in ſeinen Lehren und Schriften das alte zu Grunde, beſonders aus Scheu vor den Theologen.

Eben als Keppler das Studium der Theologie vollendet hatte, traf eine Bitte der ſteyeriſchen Stände an Würtemberg ein, um einen Lehrer der Mathematik an das Gymnaſium zu Gräz; der noch nicht 22 Jahre alte Keppler ward hierzu beſtimmt. „Ein verborgenes Schickſal" ſchreibt Keppler „treibt den einen Menſchen zu dieſem, den andern zu jenem Beruf, damit ſie überzeugt werden, daß ſie unter der Leitung der göttlichen Vorſehung ſtehen." Keppler fand ſich bald in ſeinem neuen Wirkungskreis, er arbeitete ſofort an einem aſtronomi-

ſchen Werke und ſchreibt darüber an ſeinen Lehrer Mäſtlin: „Ich will dieß zur Ehre Gottes, der aus der Natur erkannt werden will, baldmöglichſt veröffentlichen. Je mehr andere darüber aufbauen, deſto größer wird meine Freude ſeyn, ich werde Niemanden beneiden. Das gelobe ich Gott, das iſt mein feſter Entſchluß. Ich wollte Theologe bleiben: lange war ich im Zweifel. Gott ehrt mich auch in der Aſtronomie durch meine Arbeiten.“ — Neben ſeinem Lehramte hatte auch Keppler die Obliegenheit, Kalender zu verfertigen; dieſe waren damals noch mit allerlei Prophezeihungen und Sterndeutereien anzufüllen. Keppler vollbrachte dieſes Geſchäft mit vielem Geſchick, er behandelte es ſcherzhaft, und ſeine Einſicht in die Zeitverhältniſſe ließ manche ſeiner „nichtswerthen Vermuthungen,“ wie er ſie in vertraulichen Briefen nannte, zur Wahrheit werden, ſo daß er auch hierin bald ein großes Anſehen erlangte. Während ſeines ganzen Lebens arbeitete Keppler daran, ſeine Glaubensgenoſſen, die Proteſtanten, zur Annahme des von Pabſt Gregor verbeſſerten Kalenders zu bewegen; der Brief, den er hierüber an ſeinen Lehrer ſchrieb, iſt vortrefflich, und zeigt wie er wohlweislich das Beſſere zu verwirklichen ſuchte, da das Beſte noch nicht da war; aber die Proteſtanten wollten „nicht in die Kirche gehen, wenn der Pabſt in dieſelbe läuten läßt.“

In ſeinem 25. Lebensjahre (1596) ließ Keppler ſeine erſte Schrift erſcheinen, als „Vorläufer“ enthaltend „das Geheimniß des Weltgebäudes von dem wunderbaren Ebenmaße (Proportion) der Himmelskörper ꝛc.“ Der nähere Zuſammenhang der Keppler'ſchen Anſichten mit der derweiligen Aſtronomie kann hier nicht ausgeführt werden, er zeigte überall die Herrſchaft der ſteten Geſetzmäßigkeit und Uebereinſtimmung; die Einheit in der Mannigfaltigkeit. Selbſt Kopernikus, der das alte Syſtem geſtürzt hatte, war mehr darauf aus, das Verfahren zu vereinfachen und hoffte nicht die natürlichen Urſachen zu ergründen; dahin ſtrebte nun Keppler ſein Leben lang unermüdlich und unverdroſſen. Der zweiten Ausgabe dieſes Werkes hat Keppler eine Rechtfertigung der Aſtronomie und ſomit der freien Wiſſenſchaft beigefügt, die auch in unſeren Tagen noch Beherzigung verdient. „Dem hungrigen Magen“ ſagt Keppler, „bietet freilich die Kenntniß der Natur und die ganze Aſtronomie nichts. Edlere Menſchen aber hören nicht auf ſolche

Stimmen der Barbarei, die deßhalb dieſe Studien wegſchreien wollen, weil ſie nicht nähren. Maler, Tonkünſtler ertragen wir, die unſer Aug und Ohr vergnügen, ob ſie uns gleich ſonſt keinen Nutzen bringen; das Vergnügen, das man aus ihren Werken ſchöpft, hält man nicht nur für menſchlich, ſondern für edel. Wie unmenſchlich, wie widerſinnig alſo, dem Geiſt ſein Vergnügen zu mißgönnen, das man doch den Sinnen, dem Aug und Ohr gönnt. Wer dieſen Vergnügen entgegenſtrebt, führt Krieg gegen die Natur, denn der große Meiſter, der nichts in die Schöpfung brachte, als was der Nothwendigkeit diente, oder zur Schönheit und Luſt gereichte, er ſollte den menſchlichen Geiſt, den Herrn der ganzen Natur, ſein Bild, ihn allein ſollte er mit keinem Vergnügen bedacht haben? Wie wir nun nicht fragen: aus welcher Liebe zum Gewinn der Vogel ſingt, da wir wiſſen, daß Geſang vergnüge und er zum Singen gemacht iſt, ſo muß man auch nicht fragen, warum der menſchliche Geiſt mit ſo vieler Mühe den Himmel durchſuche; der Geiſt iſt hierzu vom Schöpfer über die Sinne geſetzt, nicht daß er bloß für ſeinen Unterhalt ſorge (thieriſche Naturtriebe können dieß ſchneller bewirken), ſondern auch, daß er von dem was iſt, was er mit Augen bemerkt, zu den Urſachen aufſtrebe, woher es ſei und werde, geſetzt, daß es uns keinen andern Nutzen brächte. Wie die Thiere und auch der menſchliche Leib durch Speiſe und Trank erhalten werden, ſo wird der Geiſt des Menſchen (ein vom Menſchen Verſchiedenes) in lebendiger Entwickelung und im Wachsthum erhalten durch dieſe Erkenntniß-Speiſe. Freilich nicht Jedermann. Der große Haufe findet an ſinnlichen Dingen keine Nahrung, edlere Gemüther aber finden ſie . . . wenn ſie aus ihrer Hütte, ihrem Flecken, ihrer Stadt, Provinz oder Königreich ſich zum Weltreich aufſchwingen und dort umherſchauen. Wer hienieden in menſchlichen Dingen die Hinfälligkeit dieſer erkannt, wer gefunden hat, wie hier nirgends ganz die Seligkeit wohnt, wie hier nichts dauernd, nichts ewig erſättigend iſt, der wird von der Erde himmelwärts ſtreben, ſeinen von leeren Sorgen ermatteten Geiſt droben zur Ruhe bringen und ſagen:

Glückliche! denen zuerſt dieß anzuſchauen vergönnt war!
Die zum Himmel empor ſtiegen, o Glückliche Sie!

Geringer zu ſchätzen wird er anfangen, was ihm vordem das Vortrefflichſte ſchien. Gottes Werke wird er über Alles hoch achten, und in ihrer Betrachtung eine reinere lautere Erquickung finden."

Am Schluſſe fordert er den Leſer auf „mit reiner Seele und dankbarem Gemüthe" mit ihm folgendes Loblied auf Gott anzuſtimmen, in dem es heißt:

„Schöpfer der Welt, du ewige Macht! durch alle die Räume
Schallet dein Ruhm; er ſchallt Himmel und Erde hindurch!
Selbſt das unmündige Kind hallt nach die Stimm'; es verkündet
Daß der Läſtrer verſtummt, laut des Unendlichen Lob.
Großer Künſtler der Welt! Ich ſchaue wundernd die Werke
Deiner Hände, nach fünf künſtlichen Formen erbaut,
Und in der Mitte die Sonn', Ausſprenderin Lichtes und Lebens,
Die nach heil'gem Geſetz zügelt die Erden und lenkt
In verſchiedenem Lauf. Ich ſah die Mühen des Mondes,
Und dort Sterne geſtreut auf unermeſſener Flur —
Vater der Welt, was bewegte dich, ein armes, ein kleines
Schwaches Erdengeſchöpf ſo zu erheben! ſo hoch,
Daß es in Glanz daſteht, ein weithin herrſchender König,
Faſt ein Gott; denn er denkt deine Gedanken dir nach.
Herrſcher der Welt! Du ewige Macht! durch alle die Welten
Schwingt ſich auf Flügeln des Lichts dein unermeſſener Glanz. *"

Trotz dieſer gewiß nicht irreligiöſen Anſichten fand Keppler vielen Widerſpruch der Theologen, er ſolle „die Aſtronomie weiter führen aber die heilige Schrift unangefochten laſſen," bedeutete man ihn. Die Sonne ſollte ſich noch immer bewegen und die Erde ſtille ſtehen, weil es im Buch Joſua hieß: „Sonne ſtehe ſtill in Gibeon." Keppler aber erwiederte: „Die Bibel ſpricht von Dingen des menſchlichen Lebens mit den Menſchen, wie dieſe davon zu ſprechen gewöhnt ſind; ſie iſt kein Lehrbuch der Optik oder der Aſtronomie, ſie will einen höheren Zweck erreichen. Es iſt ein tadelnswerther Mißbrauch, wenn man die Beantwortung von Fragen über weltliche Dinge in ihr ſucht. Joſua wünſchte die Verlängerung des Tages, Gott erhörte ſeinen Wunſch, das Wie? war hier nicht zu unterſuchen." An Mäſtlin ſchrieb er: „Wir wollen die Pythagoräer nachahmen, öffentlich ſchweigen, privatim aber offen die Wahrheit bekennen. Die Welt iſt voll von Menſchen, die als-

* Nach Herder.

bald die ganze Astronomie verwerfen, wenn sie Kopernikus zum Führer nimmt; . . . wir wollen also die Gönner der Astronomie erhalten und nicht verhungern." — Der Kepplern inwohnende Genius hob ihn aber alsbald über die vorgefaßten Rücksichten hinweg. Tief eingreifend ist die in anderer Beziehung geäußerte Ansicht Kepplers. „Das Uebel welches Deutschland bedrückt, rührt größtentheils von dem Uebermuthe einiger Geistlichen her, die lieber regieren als lehren."

Galiläi äußerte sich mit freundschaftlicher Annäherung anerkennend über die Schrift Kepplers, und von nun standen die beiden in öfterem Brief- und Schriftenwechsel. Tycho de Brahe, der nachmalige kaiserliche Hofastronom, dem Keppler ebenfalls ein Exemplar seines Werkes zugeschickt hatte, äußerte sich ebenfalls lobend. Tycho bekannte sich aus mancherlei Rücksichten nicht zu der kopernikanischen Lehre, und suchte die Erde noch in Ruhe zu lassen; indem er nun auf unrichtige Einzelnheiten in der Lehre des Kopernikus hinweist, forderte er Keppler auf, seine Untersuchungen der Tychonischen Lehre zuzuwenden.

Die Stellung Kepplers zu Gräz war in jeglicher Beziehung ungenügend. Abgesehen von dem Mangel an allen wissenschaftlichen Hülfsmitteln, wurde ihm auch sein geringer Gehalt unregelmäßig ausbezahlt, und er lebte zum Theil von Stellung der Nativitäten und von den Geschenken die ihm Vornehme für die Uebersendung seines Werkes zukommen ließen.

Im Frühling 1597 verheirathete sich Keppler mit Barbara Müller von Mühleck. Er mußte zu dieser Verheirathung ebenfalls zuerst seinen Adelsbrief beibringen, man hat denselben auch neuerlich wieder aufgefunden. Was indeß Keppler vom bloßen Geburtsadel dachte, erhellt aus seiner brieflichen Aeußerung gegen den Grafen Blanco zu Venedig, der sich seiner hohen Abkunft gerühmt hatte. Keppler schreibt: „die Philosophie, welche bisher in bürgerlichem Kleide bei mir wohnte, hat auf die Nachricht von Ihrer hohen Abkunft mir den Ritterharnisch angelegt. Auch in mir hat Kaiser Sigismund einen hohen Geist erregt, indem er einen meiner Ahnen auf der Tiberbrücke zu Rom zum Ritter schlug. Ich bin aber der Ansicht, daß wir die Abkunft und alles was wir nicht selbst thun, kaum als unser eigen betrachten können."

Keppler's Frau besaß viele Güter in Steyermark, er hoffte

auf eine ſorgenfreiere ſelbſtſtändige Lebenslage, aber ſeine Erwartungen gingen nicht in Erfüllung. Der erſte Sohn, der ihm geboren wurde, ſtarb alsbald. Der bigotte Erzherzog Ferdinand bedrängte die in ſeinen Erblanden wohnenden Proteſtanten hart, und Keppler mußte gleichfalls den 17 September 1598 auswandern; er begab ſich mit den Uebrigen an die ungariſche Grenze. Schon nach einem Monate durfte indeß Keppler „aus beſonderen Gnaden" zurückkehren, er fühlte ſich aber ſtets auf unſicherem Boden, und er drückte wiederholt in ſeinen Briefen den durch ſein ganzes Leben gehegten Wunſch aus, in ſeinem Geburtslande einen entſprechenden Wirkungskreis zu finden.

Es iſt auffallend, daß Schwaben, welches ſo viele große Geiſter erzeugte, nur ſelten auch der Schauplatz ihrer höher entfalteten Thätigkeit wurde; man kann dieß aber wohl auch als einen thatſächlichen Hinweis auf die Nothwendigkeit der Vermiſchung aller deutſchen Stämme anſehen.

Unter allen den angeführten Drangſalen war indeß Keppler nicht von ſeinem innern Berufe gewichen, er ſchrieb über die Farbenlehre, beobachtete die Sonnenfinſterniß; und es erfüllt uns mit Wehmuth und Ehrfurcht, wenn wir leſen, in welch' kümmerlicher Lage er ſein hohes Streben verfolgte. Erhaben ſagt er in der zur ſelben Zeit herausgegebenen Schrift „über die Urſachen der Krümmung im Thierkreiſe:" „In der Schöpfung greife ich Gott gleichſam mit den Händen. Wenn es etwas gibt, was den Menſchen in dieſem niederbeugenden Exil aufrichten kann, ſo iſt es die Himmelskunde, weil ſie die Verherrlichung des allweiſen Schöpfers zum Gegenſtande hat."

Im Auguſt 1600 wurde Keppler abermals verbannt, er mußte die Güter ſeiner Frau verpachten, aber auch der geringe Ertrag wurde ihm noch geſchmälert. Sehr erwünſcht kam nun die wiederholte Einladung Tycho's, zu ihm nach Prag zu kommen, und den 9 Oktober deſſelben Jahres gelangte er dahin. Das hochfahrende und geheimnißkrämeriſche Weſen Tycho's hielt Kepplern ſowohl von einer perſönlichen Befreundung als auch von einer wiſſenſchaftlichen Förderung fern; dazu kam, daß Tycho Kepplern den verſprochenen Gehalt nicht zukommen laſſen konnte, und ſo ſah ſich dieſer abermals in Noth und Mangel. Dennoch ſchreibt er von Prag aus: „Ich hätte nicht geglaubt, daß in demſelben Grade, in welchem die Verfolgung

steigt, auch die Freudigkeit zunimmt; hierdurch läßt sich begreifen, daß es leicht ist für die Religion zu sterben." Goethe, der mit seinem wunderbaren Takte das Innerste der Charaktere herausfand, sagt in der Geschichte der Farbenlehre: „Tycho war bei allen seinen Verdiensten doch einer von den beschränkten Köpfen, die sich mit der Natur gewissermaßen im Widerspruch fühlen, und deßwegen das complizirte Paradoxe mehr als das einfache Wahre lieben und sich am Irrthum freuen, weil er ihnen Gelegenheit gibt, ihren Scharfsinn zu zeigen, da derjenige, der das Wahre erkennt, nur Gott und die Natur, nicht aber sich selbst zu ehren scheint; und von dieser letzten Art war Keppler!" — Keppler kündete Tycho auf, aber dieser starb schon den 24 Oktober 1601, und Keppler wurde von Kaiser Rudolph zum kaiserlichen Mathematiker ernannt. Er nahm nur die Hälfte des von Tycho bezogenen Gehaltes in Anspruch, aber auch dieser wurde nicht gehörig ausbezahlt; er arbeitete indeß emsig fort und schreibt: „Ich stärke mich in dem Gedanken, daß ich nicht dem Kaiser allein, sondern dem ganzen menschlichen Geschlechte diene, daß ich nicht bloß für das gegenwärtige Geschlecht, sondern auch für die Nachwelt arbeite. Steht mir Gott bei und verhilft zu den Kosten, so hoffe ich Etwas zu leisten."

Trotz vieler Mißlichkeiten war doch Keppler jetzt endlich im freudigen Besitze mannigfacher Mittel um seine Forschungen fortzuführen. Schon 1602 erschien von ihm eine Schrift über Astrologie, und 1604 über Optik. Durch das Studium des Genossen Tycho's, des Christian Severin, wurde Keppler auf die Beobachtung des Planeten Mars hingelenkt. „Hätte Christian" schreibt Keppler „einen andern Planeten behandelt, so hätte ich mich auch an denselben gemacht. Ich halte auch dieß wiederum für eine Führung der Vorsehung, daß ich gerade um diese Zeit ankam. Durch die Bewegungen des Mars müssen wir zu den Geheimnissen der Astronomie gelangen oder in ihnen beständig unwissend bleiben." Im Jahr 1609 veröffentlichte nun Keppler seine Schrift über den Planeten Mars, worin er das erste nach ihm benannte Gesetz offenbarte, nämlich: daß die Planetenbahnen Ellipsen seien.

In diesem Jahre gab auch Keppler seine „Neue Astronomie, oder die Naturlehre des Himmels ꝛc." heraus. Mit Recht

ſagt er, daß er hier die Phyſik des Himmels ſtatt der Metaphyſik des Ariſtoteles vortrage. Wenn er ſchon auf dem Titel ſagt „durch anhaltendes vieljähriges Studium ausgearbeitet“ ſo iſt das noch ſehr beſcheiden ausgedrückt, denn alle Männer der Wiſſenſchaft ſtaunen über die ungeheure Ausdauer und den unſäglichen Fleiß, mit dem Keppler ſeinen Reſultaten nachging; er ſelber ſagt: „Wem das Durchleſen dieſer mühevollen Rechnungen lange Weile macht, der möge immerhin Mitleid mit mir haben, der ich ſie wenigſtens ſiebenzigmal wiederholen mußte, während er ſie nur einmal durchleſen darf.“

Wenn die Athener von Sokrates ſagten, daß er zuerſt die Philoſophie vom Himmel auf die Erde herniedergebracht — indem er nämlich das menſchliche Denken von den in der Luft hängenden willkürlichen Anſichten über metaphyſiſche (übernatürliche) Dinge mehr dem wirklichen Leben und ſeinen Geſetzen zuwendete — ſo kann man von Keppler ſagen, daß er zuerſt die Naturlehre zum Himmel erhoben; er zeigte in dem Lauf der Geſtirne dieſelben allwaltenden Kräfte und Geſetze, die in der Natur wirken, welche uns näher vor Augen liegt.

Galiläi hielt in Pavia Vorleſungen über Keppler's neue Aſtronomie.

Schon im Jahre 1607 hatte Keppler über den damals erſchienenen Kometen Beobachtungen angeſtellt, und dieſelben in deutſcher Sprache veröffentlicht.* Die Art wie umſichtig und doch wiederum wie offen Keppler die ſterndeuteriſchen Anſichten darſtellte, iſt von beſonderer Bedeutung. Der allgemeine Glaube hielt ſolche Kometen faſt noch bis in unſere Tage herein für ein außer der gewöhnlichen Weltordnung ſtehendes Wahrzeichen des Himmels; Keppler aber ſagt, „ſolcher Kometen halte ich der Himmel ſo voll ſei, als das Meer voller Fiſche“ er ſagt, er könne über ſeine geſchichtliche Bedeutung für die Menſchen „nur rathen aber nicht errathen“ und wünſcht: „Wollte Gott, daß Alle ſich warnen ließen und von ihrer

* „Ausführlicher Bericht von dem im Monat September d. J. 1607 erſchienenen Haarſtern oder Kometen und ſeinen Bedeutungen. Sammt ganz neuen und ſeltſamen aber wohlbegründeten Diskurs, was eigentlich die Kometen ſeien, und welchergeſtalt ſie dem menſchlichen Geſchlecht etwas anzudeuten haben. Geſtellt durch Johann Keppler, der römiſch kaiſerlichen Majeſtät Mathematicum 1608.“ Keppler ſchreibt in ſeinen deutſchen Schriften ſtets ſeinen Namen mit pp.

ehrdürstigen Kühnheit abstünden, damit wir insgemein, wie die Kirche bittet, in stiller Ruhe unser Leben vollstrecken möchten." Wie weise und groß war das für die damaligen leidenschaftlich bewegten und verwirrten Zeiten! So lehnte Keppler seine gesunden politischen Ansichten, bei denen er es nicht scheute auf das Einzelne einzugehen, nur äußerlich an die Sterndeuterei an, er bekannte die Unhaltbarkeit dieser letztern und drang auf selbstständige Einsicht, Mäßigung und Frieden. Indeß bedurfte es noch sowohl beim Kaiser als beim Volke der Sterndeuterei um die Astronomie weiter zu bringen; dieß zeigte auch Keppler in seiner 1610 erschienenen Schrift.* Uebrigens erkennt man Keppler's Ansicht wohl, wenn er sagt, daß „die Tochter, die Astrologie, ihre Mutter mit ihren Reizen ernähren müsse," da sonst die Sternkundigen nicht zu leben hätten.

Auch während dieses Zeitraums wurde Keppler von häuslichem und öffentlichem Ungemache heimgesucht. Kaiser Rudolph rüstete sich gegen den neugewählten Gegenkaiser Matthias, aber die eigenen Soldaten Rudolphs plünderten zu Prag und in diesem Tumulte starb die Gattin Keppler's (1611). Auch drei Kinder wurden ihm in diesem Jahre von den Pocken hinweggerafft, und seine Stieftochter machte ihm die Erbschaft von seiner Frau streitig.

Nach dem Tode Kaiser Rudolphs wurde Keppler von Matthias in seinem Amte bestätigt, er reiste 1613 mit dem Kaiser auf den Reichstag nach Regensburg und veröffentlichte eine Schrift zur allgemeinen Einführung des verbesserten Kalenders; aber die protestantischen Stände verweigerten fortwährend die Annahme desselben.

Schon unter Kaiser Rudolph beliefen sich die Besoldungsrückstände Keppler's auf 4000 Thaler, die während der Regierung des Kaisers Matthias auf 12,000 Thaler anschwollen. Keppler schreibt über die Verzögerung der Tychonischen Tafeln, die er herauszugeben hatte: „Ich schonte die Ehre des Kaisers, bei dessen Anweisungen an die Kassenämter ich verhungern müßte, und schrieb nichtswerthe Kalender mit Prog-

* „Tertius interveniens: oder Warnung an etliche Theologos, Medicos, Philosophos, daß sie mit billiger Verwerfung des sterngucke-rischen Aberglaubens das Kind nicht mit dem Bade ausschütten."

noſtiken; dieß iſt etwas beſſer als betteln. Als mein Töchterchen ſtarb, verließ ich die Tafeln und wendete mich zur Harmonie des Himmels.“ — Keppler nahm nun die ihm angetragene Profeſſur an dem Gymnaſium zu Linz an. Von einem hier angeſtellten Geiſtlichen, einem geborenen Würtemberger, wurde Keppler vom Abendmahl ausgeſchloſſen, weil er die Konkordienformel nicht unterzeichnen wollte. Keppler wendete ſich deßhalb zur Entſcheidung an das Konſiſtorium zu Stuttgart, dieſes aber verwies ihm ſeine „fürwitzige Natur“. Die verehrungswürdigſte gewiſſenhafteſte Duldung und den edelſten Freimuth offenbarte Keppler in einem Briefe an ſeinen Lehrer Mäſtlin, in dem es nach einer Darſtellung über die Auffaſſung einiger Dogmen heißt: „Wer mich deßhalb von den Sakramenten ausſchließt, möge ſeine Gründe vor Gott verantworten, ich kann ſie nicht ändern. Ich könnte alsbald dem Streite ein Ende machen, wenn ich die Konkordienformel ohne Vorbehalt unterſchriebe; aber ich kann in Gewiſſensſachen nicht heucheln... Ich will die Brüder nicht richten, die, ſie mögen ſtehen oder fallen, des Herrn und meine Brüder ſind. Es iſt beſſer ich ſündige, indem ich entſchuldige und zum Guten rathe, da ich kein Kirchengelehrter bin, als indem ich anklage, verleumde, verdrehe. Die Jeſuiten und Kalviniſten klagen, die Konkordienformel thue ihnen Unrecht im Artikel über die Perſon Chriſti, man ſchreibe ihnen vieles zu, was ſie ſelbſt nicht lehren. Wenn ich alſo ohne jene Punkte anzunehmen, unterſchreibe, ſo werfe ich mich entweder zum Richter auf und erkenne ſie des angeklagten Verbrechens ſchuldig, oder ich werde ihr Ankläger gegen mein Gewiſſen, das ſie in Einigem eher vertheidigt als anklagt.“

Im Jahre 1613 verheirathete ſich Keppler abermals mit der wohlgebildeten Schreinerstochter Suſanne Rettinger, er wollte ſeinen „Waiſen eine Mutter geben.“ Aus dieſer zweiten Ehe entſprangen ſieben Kinder.

Wie ſchon oft berührt, ſetzte Keppler in allen Lebenslagen unverdroſſen ſeine Studien fort. Im Jahre 1611 hatte er eine „Dioptrik“ herausgegeben, durch die Erfindung der Fernröhre und die vermittelſt derſelben gemachten Entdeckungen Galiläi's hierauf gelenkt; eine von Keppler angegebene Zuſammenſetzung der Linſen nennt man das Keppler'ſche Fernrohr. 1615 gab er ſeine Stereometria doliorum heraus, und es wird

besonders hervorgehoben, daß er zuerst den Begriff des Unendlichen in die Mathematik einführte. 1616 erschien von ihm in deutscher Sprache der „Auszug aus der uralten Messekunst ꝛc.“ Im Jahr 1619 gab er sein berühmtes Werk „Harmonie der Welt“ in fünf Büchern heraus, dessen Resultate, wie er selbst sagt, sich auf „siebzehnjährige Forschungen“ stützten, und dieses Werk gilt als eine gereinigtere Ergänzung und Erweiterung des zuerst von ihm herausgegebenen „Vorläufers.“

Keppler widmete dieß Werk dem König Jakob von England. Es ist schön in der Widmung zu lesen, wie Keppler es ausspricht, daß er mitten unter den Verwirrungen des Menschenlebens an der ewigen Harmonie festhält und vertraut daß Gott alle Dissonanzen lösen wird; er fordert den König auf, zur Eintracht und zum Einklang in Kirche und Staat anzuregen und mitzuwirken.

Hier möge nun auch die Darstellung der drei Keppler'schen Gesetze kurz zusammengefaßt werden. In der Schrift über den Planeten Mars hatte Keppler zuerst nachgewiesen, daß sich die Planeten in Ellipsen um die Sonne bewegen müssen, er fand das Gesetz: daß die Geschwindigkeiten sich wie die Quadrate der Entfernungen verhalten, und hierdurch wurde er darauf hingewiesen, daß alle Weltkörper (nicht wie die Alten angenommen hatten, im Kreise oder um einen exzentrischen Punkt) sondern nur in Ellipsen sich bewegen können. Dieß das erste Keppler'sche Gesetz. Durch fortgesetzte Beobachtungen und Berechnungen fand dann Keppler die Falschheit der bisherigen Annahme, daß die Himmelskörper sich gleichförmig bewegen; er beobachtete, daß sich die Planeten in der Sonnennähe am schnellsten, in der Sonnenferne am langsamsten bewegten, er gelangte hierauf zu dem zweiten Gesetze: daß die Planeten in gleichen Zeiten gleiche Flächen ihrer Bahn beschreiben. Dieß das zweite Keppler'sche Gesetz. Zur Erklärung dieses, das aus der kreisförmig sich ausbreitenden Anziehungskraft der Sonne erfolgte, hatte er angenommen, daß die Sonne sich um sich selbst bewege. Keppler hatte die hohe Genugthuung, daß sich diese Annahme durch Erfindung der Fernröhre und durch die Beobachtungen Galiläi's bestätigte, er gelangte zu dem was er anstrebte, zu einer „Himmelskunde ohne willkürliche Annahmen.“ Das in der „Harmonie der Welt“ enthaltene dritte Keppler'sche Gesetz entdeckte er

am 15 Mai 1618, nämlich: daß die Quadrate der Umlaufszeiten der Planeten in kubiſchem Verhältniſſe ihrer Entfernungen ſtehen.

Wie tief Keppler ſelbſt die Erhabenheit und ſiegende Macht ſeiner Lehre empfunden, erſieht man aus ſeinen Worten, wenn er auf die Ptolemäiſche Lehre zurückſchauend, in dichteriſch prophetiſcher Weihe ſagt: „Was hält mich ab in heiligem Eifer den Sterblichen frei zu verkünden, ich habe die goldenen Gefäße der Aegypter entwandt um weit von den Marken Aegyptens meinem Gotte einen Tempel damit zu weihen. Verzeiht ihr mir, ſo nehme ich es mit Freuden hin, zürnet ihr, ſo trage ich's geduldig; der Würfel iſt gefallen, ich ſchreibe mein Werk, ſei es für meine Zeitgenoſſen oder für die nachkommenden Geſchlechter, es mag wohl hundert Jahre auf ſeinen Leſer warten, hat ja Gott ſelber ſechs Jahrtauſende auf einen Betrachter gewartet.“ Wie ſelig mußte ſich die Bruſt des beſcheidenen demuthsvollen Keppler heben, als er dieſe Worte ſchrieb. Am Schluſſe ſeines Werkes ſagt er dann: „Ich danke dir o Herr und Schöpfer, der du mich erfreuteſt durch deine Schöpfung, da ich entzückt war über das Werk deiner Hände. Ich habe den Ruhm deiner Werke den Menſchen offenbart, ſoweit mein beſchränkter Geiſt deine Unendlichkeit faſſen konnte. Habe ich etwas vorgebracht, das deiner unwürdig iſt, oder habe ich eigenen Ruhm geſucht, ſo verzeihe mir gnädiglich.“

Das Geſetz der ſtetigen Harmonie, das Keppler in allem Leben, im Lauf der Geſtirne, in der Körper- und Geiſteswelt, in der Muſik ꝛc. nachwies, iſt von hoher Bedeutung, nicht nur für die Wiſſenſchaft ſondern auch für die Bildungsgeſchichte der geſammten Menſchheit. Dieſe übereinſtimmende Ordnung im All erquickte und erhob die erkennenden und nach reiner Erkenntniß ſtrebenden Geiſter; freilich mißſtimmte ſie noch den großen Haufen der Gelehrten und Ungelehrten, all die ſüßen Schauer der wunderbaren Ueberraſchungen verſchwanden, eine ſtrenge Ordnung hielt und leitete Alles; aber Keppler zeigte, daß die Majeſtät und Größe Gottes nicht bloß dann anerkannt wird, wenn man ſeine Werke als unerklärbare oder unerklärte Erſcheinungen — als Wunder hinnimmt, ſondern noch viel mehr und tiefer, wenn man ihre ewigen Geſetze erkennt.

Die Wirren des Menſchenlebens riſſen Keppler auch jetzt wieder auf einige Zeit aus ſeinen hohen Bahnen. Schon ſeit

mehren Jahren ward er durch Briefe aus der Heimath beunruhigt, da seine Mutter als Hexe angeklagt war. Es ist empörend, wenn man die neuerlich veröffentlichten Akten dieses langwierigen Prozesses liest, * zu welchen Gräueln damals noch der Aberglaube verleitete. Keppler eilte 1620 nach Hause, er mußte hier lange verweilen, rettete indeß seine Mutter, die aber bald darauf (1622) starb.

In diesen Jahren der Unruhe erschien von Keppler „Inbegriff der kopernikanischen Himmelskunde“ (4 Bde. 1618 bis 1622) worin er Untersuchungen über das Gesetz der Schwere anstellte, die die Grundlage zu dem nachmals von Newton ausgeführten Gesetze enthalten. Dieß wird neuerdings von den Engländern selber bekannt, wie sich dieß in der Schrift von Robert Small „über die astronomischen Entdeckungen Keppler's“ (London 1804) ergibt. Auch noch andere kleinere Schriften verfaßte Keppler in dieser Zeit.

Im Jahr 1617 hatte Keppler einen sehr annehmbaren Ruf an die Universität zu Bologna erhalten; er aber antwortete: „Ich bin der Nation (Geburt) und dem Geiste nach ein Deutscher, an deutsche Sitten gewöhnt . . . von frühester Jugend an war ich in Wort und That stets ein offener Deutscher; diese Gewohnheit könnte mir in Bologna wo nicht Gefahr, doch übeln Ruf und Verdacht zuziehen. . . . Es wird mir daher dem Willen des Kaisers gemäß, wie bisher, auch fernerhin gegeben seyn, die deutsche Tugend zu bethätigen, deren Kraft wie Ihnen wohlbekannt die ist, daß keine Kriegsgefahren den Soldaten, keine noch so glänzende ihm eröffnete Stellung den Schriftsteller von seinem Kaiser gegen dessen Willen abwendig machen kann.“ In der Vorrede zur Harmonie der Welt hatte er ebenfalls gesagt: „Ich habe dieses als deutscher Mann nach deutscher Art und Freiheit geschrieben, die dem philosophischen Freimuthe Sicherheit gewährt.“

Die Geschichte der deutschen Gelehrten muß noch vielfach umgeschrieben werden. Es ist ein allbekannter Satz, daß die

---

* Sie finden sich in Breitschwert's Leben Keppler's (Stuttgart 1831) Ich bin dieser Biographie überhaupt vielfach gefolgt; auch habe ich in dem Buche „Schwaben wie es war und ist“ (Karlsruhe 1842) den Abschnitt über Keppler benützt; ferner bin ich gefolgt: Kästner, Geschichte der Mathematik (Bd. 4). Sehr lichtvoll ist auch die Biographie Keppler's von Dalande in der Biographie universelle.

Wiſſenſchaft kein Vaterland hat; von der Wiſſenſchaft mag das vollkommen gelten, ſie iſt, wie die Religion, ein Ergebniß des geſammten Menſchengeiſtes, und kann unabhängig von Land und Stamm betrachtet werden. Man ging aber weiter, auch die Gelehrten ſollten kein Vaterland haben, in einer erdichteten Gelehrtenrepublik ſollten ſie ihre einzige Heimath finden, und von hier an begann der Irrthum, die Unmännlichkeit, die läppiſche oder wichtigthueriſche Ueberhebung, die ſich bis in unſere Zeiten fortſpann. Man bekümmerte ſich um alles eher, als um die Schickſale des Vaterlandes, die Gelehrten wollten nicht im natürlichen Boden des Nationaldaſeins wurzeln, Wind und Wetter mit Allem theilen, ſondern wie Orangeriepflanzen in eigenen Kübeln ſtehen, und wenn es draußen rauh wird, im gemachten Sommer des Treibhauſes geborgen ſein. Die Gelehrten gehören aber zunächſt ihrer Nation, ihrem natürlichen Boden, und dann erſt hievon aus der geſammten Menſchheit an. — Keppler, für eine Wiſſenſchaft wirkend, die am wenigſten von allen im Zuſammenhange mit einer beſondern Völkerſchaft ſteht, fühlte doch, daß er ſelber innig verwachſen mit dem Weſen ſeines Volkes war, und er wollte und konnte nur ihm angehören; trotzdem ſeine Nation ihn wenig hob und ſtützte, erkannte er es doch, daß wir nie und nimmer in feigem Mißmuthe uns von unſerer Nation abwenden dürfen, um ſo den Dolch in die eigene Bruſt zu ſtoßen.

Im Jahre 1618 war Kaiſer Matthias geſtorben, der beginnende dreißigjährige Krieg unterbrach auch Keppler's Arbeiten; er hatte es ſchon ſeit 1601 übernommen, die Beobachtungen und Berechnungen Tycho's herauszugeben, endlich erhielt er nun zur Beſtreitung der Koſten eine Anweiſung auf die Reichsſtädte Nürnberg, Memmingen und Kempten, er reiſte ſelber nach den genannten Städten um die Gelder einzutreiben, obgleich er nur einen Theil derſelben erhielt, erſchienen die „Rudolphiniſchen Tafeln" doch endlich 1627.

Man hat es mit Recht als ein Zeichen der rückſichtsloſen Anhänglichkeit Keppler's hervorgehoben, daß er die Tafeln nicht nach dem eben regierenden Kaiſer Ferdinand benannte, ſondern nach dem, der urſprünglich ihre Herausgabe angeordnet hatte. Die Erben Brahe's widmeten indeß dieß Werk dem Kaiſer Ferdinand, und das Schreiben, das Keppler hierzu fertigte, iſt von höchſtem Intereſſe für ſeine Lebensgeſchichte. Er

benutzte die Beobachtungen Tycho's und gründete sie auf sein eigenes System.

Im Jahr 1628 erhielt Keppler aus dem kaiserlichen Schatze 4000 fl. und für die übrigen Besoldungsrückstände eine Anweisung auf Wallenstein, Herzog von Friedland, in dessen Dienste er nun zu Sagan trat. „Ich werde vom Schicksal hin und her geworfen und kann nicht nach eigenem Ermessen handeln," schreibt Keppler damals. Auch zu Sagan verfaßte er mehre Schriften, deren Veröffentlichung er aber nur zum Theil erlebte. Wallenstein liebte die Himmelskunde, aber Keppler huldigte seinen sterndeuterischen Ansichten nicht, und er benutzte hierfür seinen Zeno, aus Schillers Dichtung als Seni wohl bekannt. Auch von Wallenstein erhielt Keppler kein Geld, er reiste deßhalb im Oktober 1630 zu dem versammelten Reichstage nach Regensburg und zwar zu Pferde, und wie sich aus seinen Habseligkeiten ergibt, gewaffnet; er kam kränklich an, die Hintansetzung seiner Angelegenheiten berührte ihn tiefschmerzlich, er verfiel in eine schwere Krankheit und starb den 15. November 1630 in seinem neunundfünfzigsten Lebensjahre. —

Durch ein Sinngedicht Käſtner's ist es eine vielverbreitete irrthümliche Ansicht, Keppler sei buchstäblich des Hungertodes gestorben; die amtliche Urkunde seines Nachlasses zeigt, daß er nächst dem sich zu hohen Summen belaufenden Verzeichniß der Besoldungsrückstände, noch baares Geld und Kostbarkeiten bei sich hatte.

Wenn Herder beim Rückblicke auf das Leben und den Tod Keppler's ausruft: „Großer, guter, armer, frommer, gedrückter verfolgter Keppler, du lebtest in Deutschland," so liegt hierin minder ein Vorwurf für unsere Nation als der Schmerz, daß die innerlich reichste Nation durch Zerstückelung und innern Kampf fast noch nie in der Lage war, ihren großen Männern ein beglücktes Leben zu bereiten. — Goethe sagt: „Wenn man Keppler's Lebensgeschichte mit demjenigen, was er geworden und geleistet, zusammenhält, so geräth man in ein frohes Erstaunen, indem man sich überzeugt, daß der wahre Genius alle Hindernisse überwindet."

Die Familie Keppler's befand sich in großer Dürftigkeit, sein Sohn Ludwig gab 1634 eine nachgelassene Schrift seines Vaters heraus, die übrigen Manuscripte sind durch mannig-

fache Schickſale nach St. Petersburg gekommen, und ſind bis jetzt noch ungedruckt. Nach öffentlichen Mittheilungen haben wir nächſtdem eine Geſammtausgabe der Keppler'ſchen Schriften und eine umfaſſende Darſtellung ſeines Lebens zu erwarten.

Keppler's Sohn ſtarb kinderlos als Arzt zu Königsberg und mit ihm erloſch die männliche Nachkommenſchaft Keppler's. — Plato behauptet einmal: die Thatſache, daß ſo viele der größten Geiſter keine männlichen Nachkommen mehr hätten, ſei ein Fingerzeig, daß ſich keine vom Genie ausgehende Ariſtokratie bilden ſolle; wir Deutſchen haben dieß beſonders ſchmerzhaft erfahren, wie von Keppler, ſo ſind auch von Luther, Leibnitz, Leſſing, J. Möſer, Klopſtock, Friedrich Richter, und vielen Anderen, keine männlichen Nachkommen mehr vorhanden; im Geiſte der Nation und der Menſchheit lebt die Nachkommenſchaft ihres heilig gehaltenen Namens; die Nation iſt Träger ihres Namens und kein Einzelner mehr.

Keppler war auf dem Kirchhofe zu St. Peter auf den Außenwerken Regensburgs begraben worden. Als 1633 Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar Regensburg ſtürmte, verſchütteten die eingeſtürzten Feſtungswerke das Grab Keppler's. Auch das hat Keppler mit ſo vielen Heroen der Menſchheit von Moſes und Lykurg bis auf neuere Zeiten gemein, daß der Ort, wo ihre irdiſche Hülle ruht, nicht genau mehr erkenntlich iſt — aufgegangen in ihrer Einzelnheit leben ſie fort im geſammten All.

Im Jahr 1808 ließ Karl von Dalberg, damals Biſchof zu Regensburg, auf den zu ſchönen Anlagen umgewandelten Stadtwällen Kepplern ein ſinnreiches Denkmal errichten.

Berthold Auerbach.

Justus Möser.

Der Vater des würdigen Mannes, dessen Leben hier erzählt werden soll, war zuletzt Kanzleidirektor und Konsistorialpräsident in Osnabrück, wo auch Justus Möser am 14 Dezember 1720 geboren wurde.

Justus Möser selbst hat verschiedentlich sein Leben aufzuschreiben begonnen, mit all der Laune und Ehrlichkeit, wie wir sie beständig in seinen Schriften anzutreffen pflegen.

Die eine dieser Erzählungen beginnt: „Sie wollen, ich soll Ihnen mein Leben beschreiben, und zwar auf eine Art, die mir Ehre mache. Allein Sie haben nicht bedacht, daß ein Mann, von dem man immer sagt: er sitzt und schreibt, wenig erlebt; und wenn er sich eidlich verpflichtete, Alles, was ihm anvertraut werden würde, mit sich in's Grab zu nehmen, noch weniger zu erzählen hat."

Eine andere solche Erzählung fängt so an: „Es scheint vielen Männern sehr leicht geworden zu seyn, ihr eigenes Leben zu beschreiben; mir aber wird es schwer; nicht sowohl weil ich nicht eben so gut als ein Anderer schreiben kann, ich sei den 14 Dezember 1720 geboren, und von meinen lieben Eltern zur Schule angehalten worden, als weil ich die Aufrichtigkeit in allem liebe; und da ich von mir selber reden soll, solche nicht allemal beachten kann. Die Eigenliebe triumphirt unter allen guten und bösen Eigenschaften, die ich von mir anzugeben weiß und ihr Triumph ist dann am vollkommensten, wenn ich mich in den höchsten Grad der Aufrichtigkeit versetzt habe. Ich habe auch die Schwachheit der menschlichen Tugenden zu genau kennen gelernt; und wenn ich mich nicht unterweilen mit dem Gedanken beruhigte, daß die reine Tugend überall in keiner menschlichen Seele anzutreffen sey, so würde

ich manchen verdrießlichen Augenblick haben, anſtatt daß ich jetzt ſehr oft über die ſchlauen und künſtlichen Wendungen lache, wodurch mich meine Eigenliebe zu ihrem Zwecke führt. — Mein Glück iſt dabei, daß mich die Natur mit einem ſehr ehrbaren Geſichte und gerade mit ſo viel Phlegma beſchenkt hat, als nöthig iſt, um meine lebhafte Empfindung aller Gegenſtände zurück zu halten. Nur in meinem Lehnſtuhle, oder an meinem Schreibtiſche lache ich oft ungeſehen und ungehört; aber in Geſellſchaften und ſelbſt unter meinen beſten Freunden ſchützt mich mein Phlegma wider alle bittere Ausbrüche meines Herzens. Daher habe ich auch ſehr ſelten Jemanden mit einem Worte, oder mit einer Miene beleidigt, ſo lange er ein Thor für ſich blieb."

Welche große Wahrheitsliebe, welche hohe Rechtlichkeit eines Mannes, der nicht nur als einer der uneigennützigſten und reinſten Charaktere ſeiner Zeit *galt*, ſondern auch wirklich einer derſelben *war*!

In demſelben Aufſatze erzählt Juſtus Möſer eines ſeiner früheren Jugendereigniſſe. Nämlich wie er als vierzehnjähriger Knabe, aus Furcht vor einer wohlverdienten Strafe, ſeinen Eltern entlaufen und nach Münſter gegangen war; wo er hungrig ankam, und, weil er kein Geld mitgenommen hatte, ſein Brod vor den Thüren ſuchen ſollte. „Ich ging," fährt Juſtus Möſer, um ihn ſelbſt ſprechen zu laſſen, fort, „von dem Morgen bis zum Abend die Stadt im Kreiſe herum, wollte immer Jemanden um eine Gabe anſprechen, und konnte kein Wort hervorbringen. Endlich aber brach mir der Hunger den Mund, und ein Mann, dem ich ſtammelnd meine Noth eröffnete, gab mir ſechs Pfennige und den Rath, geſchwind wieder zurück und zu meinen Eltern zu gehen. Wie reich war ich nicht mit dieſer Summe! Ich kaufte mir Brod, und ging vor das Thor, was nach meiner Vaterſtadt führte. Hier ſetzte ich mich müde an einem Bach nieder, um zu trinken, und eine Weibsperſon, die, wie ich nachher erfuhr, eine Landſtreicherin war, ward mein Engel. Ich erzählte ihr meine Noth, und weil ſie eben den Weg wollte, welchen ich zu gehen hatte, ſo nahm ſie mich mit, brachte mich Nachts in eine Bauernſcheune, und verſorgte mich des andern Tages von dem Brode was ſie bettelte; doch lernte ich auch von ihr zum Erſtenmal ein Ei in der Aſche kochen. Nachdem ich aber vier Meilen

mit ihr zurückgelegt hatte, begegnete mir schon mein Lehrmeister, den meine Eltern bei mir hielten, und der mir, sobald er meine Flucht vernommen, zu Fuße nachgeeilt war. Ich mußte also meine getreue Gefährtin verlassen, und dieses geschah ohne Thränen. Meine Eltern waren froh, ihren verlorenen ältesten Sohn wieder zu haben, und auf Vorbitte meines Großvaters, des Bürgermeisters Elberfeld, ward mir die Strafe geschenkt."

Möser schrieb diese aufrichtigen Notizen über sich, als er längst in die Mannesjahre eingeschritten und zu ansehnlichen Aemtern und Würden gelangt war. Nicht ein jeder Geheimer Justizrath hätte das gethan und noch dazu in einer Zeit, wo nicht bloß die Menschen, sondern auch die Verhältnisse mächtig lange Zöpfe trugen. Dabei hallte jenes Ereigniß längst entschwundener Zeit noch in anderer, ebenfalls höchst liebenswürdiger Weise in der Brust des Mannes und Greises Möser nach. Die Noth, in welcher er damals gewesen, hatte in ihm den Entschluß hervorgebracht, niemals einem Bettler eine Gabe zu versagen. Das war bekannt geworden, selbst in dem berühmten Badeorte Pyrmont, wohin er in der letzten Zeit seines Lebens sommerlich zu gehen pflegte, nicht um Bad und Brunnen, sondern den Umgang mit Freunden zu gebrauchen. Und so sahen ihn oft da seine Freunde, ehe er wegfahren wollte, umringt von Bettlern, denen er mit zutraulicher Miene und oft mit theilnehmenden Worten einem nach dem andern mit größter Geduld austheilte, so lange noch einer da war.

In der erstangeführten Stelle einer seiner begonnenen Lebenserzählungen deutete Möser ein Verhältniß an, von dem man nicht sagen kann, daß er sein Opfer war, das aber doch eben so sehr seine Wirkung als Staatsmann wie als populärer Schriftsteller beschränkte. Es war dieß Verhältniß ein Abschnitt der damaligen Zustände in Deutschland überhaupt, — Zustände, deren wir noch ähnliche, aber nicht mehr so zwerghafte und stellenweise wahrhaft unsinnige unter uns finden. Nikolai, dessen „Leben Justus Möser's" vor des Letzteren, nach seinem Tode erschienenen „Vermischten Schriften" (2 Theile, Berlin und Stettin, 1797, 1798) wir hier Manches entnehmen, sagt hierüber: „Möser hatte Zeitlebens auf ein ganzes Land den wichtigsten und wohlthätigsten Einfluß; aber auf ein Land, das klein, und dessen innere Verfassung in Deutschland

nur Wenigen bekannt ist. Seine Schriften haben einen ganz originalen Charakter, und erheben den Verfasser zu einem der ersten deutschen prosaischen Schriftsteller; aber wegen der beständigen Beziehung auf das, was ihm am Nächsten lag, sind sie in Deutschland bei Weitem nicht genug bekannt und gelesen. Er besaß seltene Weltkenntniß, Menschenkenntniß und gesellige Tugenden, die aber nur in einem eingeschränkten Zirkel, obgleich ganz ausgezeichnet, glänzten."

Die nachstehend anzuführenden Thatsachen werden das Vorbemerkte erläutern und allerdings auch zum großen Theile bestätigen.

Möser hatte in den Schulen seiner Vaterstadt Osnabrück bei viel Fähigkeit zugleich eben so viel eigenthümliche Laune und von Innen herausarbeitende Thätigkeit gezeigt. 1740 und 1741 studirte er in Jena, 1742 zu Göttingen die Rechtswissenschaft. Noch im nämlichen Jahre finden wir ihn als Sekretär der Ritterschaft in Osnabrück, 1744 als Advokaten daselbst, 1746 verheirathete er sich mit der Tochter des Geheimen Sekretärs Brenning in Osnabrück, und schon im Jahr 1747 wurde ihm die ehrenvolle und wichtige Stelle eines advocatus patriae in seiner Vaterstadt übertragen. In dieser Eigenschaft lag ihm ob, die Rechtshändel zu führen, welche der ganze Staat mit Auswärtigen sowohl als mit Einheimischen hatte, und er entwarf alle dazu nöthige gerichtliche und außergerichtliche Handlungen.

Möser war durch seine Mutter frühe in der französischen Sprache unterwiesen worden. Dieses führte ihn zum Lesen und Studiren französischer Schriftsteller, und der deutsche Kernmann wurzelte zuerst in lockerem aber feinem französischen Boden. Als Möser sich seinen eigenen Hausstand gegründet hatte, nahmen seine Frau, an Geist, Herz und Kenntnissen eines Mösers würdig, und einige geistvolle und liebenswürdige Freunde und Freundinnen Theil an diesem Bildungsgange. Dabei lernte er nun auch noch englisch und italienisch, und las die ausgezeichnetsten Schriftsteller dieser Länder. Aber mehr als alles das wirkten auf Möser seine eigenthümlichen Geschäftsverhältnisse, wiedergestrahlt in noch einem anderen Spiegel, als dem der gewöhnlichen Hauslaterne; wiedergestrahlt im Spiegel eines warmen Herzens, eines geistvollen Kopfes, einer eigenthümlichen Laune und vollendeter Redlichkeit.

Osnabrück war damals noch nicht die wohlbekannte durch Bürgertüchtigkeit ausgezeichnete Stadt des Königreichs Hannover, sondern die Hauptstadt eines gleichnamigen Bisthums, eines geistlichen Staates also, der in seinen obersten Behörden gar wunderlich zusammengesetzt war. Fünfundzwanzig Domherren, worunter drei lutherische seyn mußten, wählten den Regenten; dieser Regent, der Bischof, konnte aus den katholischen Domherren des Kapitels selbst gewählt werden; aber schon länger als zweihundert Jahre wählte man dazu auswärtige Prinzen; und dabei wechselte die Wahl zwischen einem Katholiken und einem Protestanten, einem zum Cölibat Gezwungenen und einem Verheiratheten, einem deutschen katholischen Edelmann von sechszehn Ahnen und einem Prinzen aus dem deutschen Kurhause Braunschweig-Lüneburg. Die eigenthümlichen Verhältnisse, welche hieraus entsprangen, noch mehr zu verwickeln, bestanden neben dem regierungsfähigen Domkapitel die Ritterschaft oder die Eigenthümer der Burgsitze. Diese hatten die Landtagsfähigkeit im ritterschaftlichen Collegium, waren an Geburt und Ahnen den Domherren gleich, an Interesse oft von ihnen abgesondert, voll des unmittelbarsten Einflusses auf die Landesgeschäfte. Und in Osnabrück war noch dazu der größte Theil der landtagsfähigen Ritterschaft protestantisch, während das Domkapitel größtentheils katholisch war.

Seit 1729 hatte der Kurfürst von Köln, Clemens August, ein geborener Prinz von Baiern, auch als Bischof über Osnabrück geherrscht. Aber während des siebenjährigen Krieges war der Bischof, als zur österreichischen Partei gehörig, von der verbündeten Armee so gut wie entsetzt worden. Die von ihm zur Regierung verordneten Personen führten dieselbe, gemeinschaftlich mit einigen landständischen Deputirten, nach dem Willen des kommandirenden Generals, bis zum Februar 1761, wo der Kurfürst starb. Nun trat die während der Erledigung des bischöflichen Sitzes gewöhnliche Regierung des Domkapitels ein, bis zum Jahr 1763. Die Reihe des Gewähltseyns war diesmal an dem protestantischen Hause Braunschweig-Lüneburg, und der König von England, als Chef jenes Hauses, sendete, wie man eine angefallene Festung vorläufig besetzt, zwei Hannöversche Commissarien nach Osnabrück zur Landesregierung. Gleichzeitig befahl er allen Einwohnern des kleinen Staates, denselben zu gehorchen. So blieb es bis 1764. Da geschah,

daß der König ſeinem nur ſieben Monate alten Sohne die osnabrückiſche Biſchofsmütze zuwandte: ein Ereigniß, welches zunächſt zu einigen Zwiſtigkeiten zwiſchen dem Hof in London und dem Domkapitel in Osnabrück führte, hiernächſt aber eine zwanzigjährige Vormundſchaft über den minderjährigen Biſchof und eine entſprechende Regentſchaft im Gefolge hatte.

Dieſe wunderlich verſchlungenen Verhältniſſe hatten kein großes geographiſches Bereich, aber ſie waren mannigfaltig und für den näher Stehenden bedeutſam genug, Menſchen und ihre entgegengeſetzten Intereſſen, die Art, wie ſie dieſelben in's Werk zu ſetzen ſuchten, und die Geſinnung, mit welcher ſie ihren Triumph oder ihr Unterliegen begleiteten, genau kennen zu lernen. Hat der Beobachter in ſolchem Falle Gelegenheit, Löbliches und Unlöbliches wenn auch nicht immer in der Anſicht, doch in dem Verfahren beider Theile zu finden, (und ſie wird ihm nicht mangeln), ſo bereitet ſich dadurch in ihm eine Toleranz, welche, obgleich bei ſachlicher Entſchiedenheit, doch jeder Perſon ihren Theil an Lob oder Tadel zumißt. Und dieß wird noch geſteigert, wenn, wie hier, der Beobachter inmitten der Parteien geſtellt, nur dann hoffen darf, etwas Erſprießliches zu wirken, wenn er ſich das Vertrauen einer jeden derſelben erhält. In dieſen Verhältniſſen und in der vorwiegenden Bildung ſeiner Eigenſchaft als Rechtsgelehrter fußte dann auch der Umſtand, daß Möſer alle Gegenſtände gern von mehren Seiten betrachtete, gern von mehren Seiten dieſelben literäriſch behandelte. Freilich verband ſich damit auch ſeine hin und wieder merkliche Neigung zu auffallenden Behauptungen und zur Vertheidigung von Sätzen, welche nicht ganz mit dem ſonſtigen liberalen Sinne Möſer's übereinzuſtimmen ſchienen; wie z. B. des Inſtituts der Leibeigenſchaft als Inſtitut. Aber theils hielt er dem durch ſein anderes Ich, indem er die Leibeigenſchaft in ihrer Anwendung zu mildern ſuchte, das Gegengewicht; theils war die Leibeigenſchaft in Osnabrück wirklich mild und eben ſo keine Hoffnung, daß die dortigen regierenden Güterbeſitzer die Leibeigenſchaft als Inſtitut aufgaben.

Möſer ſelbſt ſprach ſich über ſeine Politik in dieſen Dingen in einem Briefe ſo aus: „Ich wünſchte nicht gern in den Verdacht zu kommen, daß ich als Pro und Contra über viele Gegenſtände hie und da mit bloßem Muthwillen behauptet

hätte. Sehr wichtige Lokalgründe haben mich dazu genöthigt und ich würde gewiß dem Leibeigenthum einen offenbaren Krieg angekündigt haben, wenn nicht das hieſige Miniſterium und die ganze Landſchaft aus lauter Gutsherrn beſtände, deren Liebe und Vertrauen ich nicht verſcherzen kann, ohne allen guten Anſtalten zu ſchaden." Daß Möſer dagegen in andern Dingen, wo ihm keine ſolche materiellen Bedenken entgegenſtanden, kühn und entſchieden vorwärts ging, ergeben unter Andern ſeine beredt und hochherzig ausgeſprochenen Anſichten über beſſere Bildung unſeres deutſchen Rechts, welche auf's Genaueſte mit dem zuſammen hängen und eigentlich daſſelbe ſind, was heute mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens und mit Geſchworenengerichten bezeichnet wird.

Daß die Rückſicht, welche Möſer geſchäftlich und literäriſch auf die ihn umgebenden Verhältniſſe und Perſonen nahm, keineswegs in ſcheues Rückſichtnehmen ausartete, iſt übrigens eben ſo gewiß. Als Advokat war er ein Sachwalter der Unterdrückten im edelſten Sinne des Wortes. Er war unter allen Advokaten im Stifte Osnabrück der Einzige, welcher gegen den damaligen Statthalter und Geheimcrathspräſidenten, den Domprobſt von K., die Feder führte. Ueberhaupt war er mit warmem Eifer Advokat. Dieſe ſeine Lieblingsbeſchäftigung in ſeinen beſten Jahren hatte gewiß keinen geringen Einfluß auf die in ſeinen Schriften ſo auffallende Manier, Gründe und Gegengründe gleichſam einander entgegen aufzuführen, ja wohl gar Gründe für eine Meinung aufzuſuchen, welche nicht eigentlich die ſeinige war. Auch beförderte ſeine Praxis als Advokat wahrſcheinlich bei ihm die Neigung zu Studien, welche ihn nachher ſo ſehr auszeichneten. Wenn er z. B. in einem Rechtshandel deutlich auseinander ſetzen ſollte, in wiefern einem Stande oder einem Gute die Befreiung von einer Steuer oder einer Gerichtsbarkeit zuſtehe? welche Rechte der Landesherr, oder der Gutsherr gegen die Bauern, der Verfaſſung gemäß, habe? ob die Geiſtlichkeit, nach der erſten Einrichtung, ſtatt der unter der Benennung des Zehnten erhobenen Abgabe nunmehr den zehnten Theil aller Naturprodukte zu fordern habe? u. dgl. mehr, ſo mußte er nothwendig die ältere Geſchichte und Verfaſſung ſeines Vaterlandes befragen, und dadurch entwickelte ſich bei ihm der Keim zu vielen gelehrten Unterſuchungen, welche nachher in ſeinen patriotiſchen Phantaſien und

in seiner Osnabrück'schen Geschichte so herrliche Früchte trugen.

Möser's Talente als Advokat, sowie daß die protestantische Partei im Lande, besonders die Ritterschaft, ihn als ihre vorzüglichste Stütze gegen die damals übermächtige katholische Geistlichkeit ansah, machten, ehe er sich noch einen Namen als Schriftsteller erworben hatte, ihn auch außerhalb seines kleinen Vaterlandes auf ehrenvolle Weise bekannt. Der berühmte hannöverische Premierminister G. A. von Münchhausen, bot ihm in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges die Stelle eines Oberappellationsgerichtsraths in Celle an. Möser aber verbat dieselbe, theils wegen seiner Abneigung vor einem richterlichen Amte überhaupt, theils auf das dringende Bitten osnabrückischer Patrioten.

Gerade jener siebenjährige Krieg aber nahm Möser auch auf eine Weise in Anspruch, welche seine Welt- und Menschenkenntniß erweiterte, seine Geschäftsthätigkeit auf bis dahin ihm praktisch noch unbekannte Bahnen führte, und den um seine Heimath schon erworbenen Verdiensten neue zufügte. Die verbündete Armee, dem Hochstifte feindlich, legte diesem bei ihrem Einrücken Lieferungen und Brandschatzungen aller Art auf. Minderungen hierin zu erwirken und überhaupt ein leidliches Verhältniß mit den Führern der verbündeten Armee zu unterhalten, mußte Möser derselben nachreisen und hielt sich zuweilen Monate lang im Winterquartiere auf. Die allgemeine Stimme sagte damals, daß durch Möser's Verhalten hierbei, durch seine Einsicht, seine Uneigennützigkeit, seine Art, die wahre Lage der Sachen in's Licht zu setzen, seine einfachen Plane, Alles soviel möglich zu wechselseitiger Zufriedenheit bald zu endigen, und endlich durch das Offene und Gerade in seinen Handlungen, gewiß dem Lande einige hunderttausend Thaler und sehr viele Unannehmlichkeiten gespart worden seien.

Hatte Möser bei dieser Gelegenheit Männer des Lagers und Verhältnisse des Kriegs näher kennen gelernt, so brachte ihn das Ende des siebenjährigen Krieges verwandten Anlaß — nämlich Liquidation von Lieferungen und Betreibung der Bezahlung derselben — zu Männern des Hofes und in die große Themsestadt. Acht Monate blieb er in London, und man kann sich denken, welch' reiche Garben sein nimmer müder Beobachtungsgeist hier einsammelte.

Die Ernennung des jungen Prinzen Friedrich zum Bischofe veranlaßte unter Andern auch Möser, sich staatsrechtlich darüber auszusprechen. Er that's für die Vormundschaft des Prinzen durch dessen Vater, den König von England, und stritt gegen die Ansicht des Domkapitels, welches, weil der minderjährige Regent ein Bischof sei, bis zu dessen Volljährigkeit das Land aus eigener Macht und unabhängig zu regieren verlangte. Wie gewöhnlich in der Welt schlug hier erfolgreicher als jede staatsrechtliche Abhandlung die Macht durch. König und Domkapitel schlossen einen Vergleich, worin dem Verlangen des Ersteren im Wesentlichen genügt wurde. Er behielt nämlich die Regierung über das Hochstift Osnabrück, und Möser bekam vom Könige insgeheim den Auftrag, daß nichts zur Ausführung beschlossen werden sollte, ehe er sein Gutachten darüber gegeben hätte, die Sachen mochten nun vor den hannöverschen Minister in London, oder vor die Regierung, oder vor die Landschaft gehören.

Das heißt: Möser war während der Minderjährigkeit des Bischofs, also an zwanzig Jahre lang, nicht dem Titel und Range nach, aber in der That, der erste Rathgeber des Regenten, und hatte unmittelbaren Einfluß auf die wichtigsten Regierungsangelegenheiten. Es läßt sich für einen angesehenen Geschäftsmann nicht leicht eine schwierigere Lage denken. Viel später, bei Gelegenheit seines Amtsjubiläums, äußerte sich Möser persönlich darüber: „Ich kann mit Wahrheit sagen, daß mich in den fünfzig Jahren Vieles erfreuet, wenig betrübt und nichts gekränkt hat, ungeachtet ich in sehr besondern Verhältnissen stehe, indem ich Herren und Ständen zugleich diene, für Diese die Beschwerden und für Jene die darauf zu ertheilenden Resolutionen angebe, et sic vice versa.“ Der Einsichtsvollste hätte hier scheitern können. Aber es ist ein Beweis der seltensten Geschäftsgaben, verbunden mit unerschütterlicher Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit, Klugheit und Billigkeit, daß bei so manchen vorkommenden äußerst verwickelten Fällen Jedermann mit Möser zufrieden war, auch nachdem der Bischof wirklich zur Regierung kam.

1762 hatte Möser zu seinen andern Aemtern noch die Stelle eines Justitiarius beim Kriminalgerichte in Osnabrück erhalten, legte aber 1768 dieselbe nieder, als er in die wichtige Stelle eines geheimen Referendars bei der Re-

gierung einträgt. Ueber eine im Jahr 1769 ihm gewordene Zulage und dabei ihm angebotenen Titel schrieb Möser: „So wie mir die neue Zulage ohne mein Wissen, und ich möchte sagen, wider mein Verlangen zugelegt war, indem ich auf mehrmaliges Sondiren der Regierungsräthe erklärt hatte, wie ich in Allem genug hätte, und doch nicht mehr als einen Pudding auf den Tisch bringen lassen wollte, wenn ich auch zehnmal so viel einzunehmen hätte; ebenso hatten sie noch an einen neuen Rang und neuen Titel für mich gedacht: ich schrieb deßwegen bei Gelegenheit der Danksagung für die Zulage an den Minister, daß er mich ja mit Titeln und Hörnern verschonen möchte, indem ich das Recht durch einen Zaun zu kriechen nie daran geben wollte." Vielleicht noch merkwürdiger als diese Offenheit ist die freundliche Art, wie der Minister sie aufnahm, indem er antwortete: „Was den Titel anbetrifft, so denke ich wie Euer Wohlgeboren, daß es eine sehr gleichgültige Sache für einen verdienten Mann ist;" u. s. w., und dann seinen Brief schloß: „Wenn es einst so weit in einem Lande kommt, daß die Ehrenstellen darnach gerechnet werden, wie man sich um das gemeine Beste verdient macht, so halte ich es für glücklich." — Erst im Jahre 1783, bei dem wirklichen Regierungsantritte des Fürstbischofs, nahm Möser auf wiederholtes Verlangen der Regierung den Titel als Geheimer Justizrath an.

Wie vielseitig, emsig und tiefgehend Möser's geschäftige Thätigkeit aber auch war, und überhaupt in wie mannigfaltige Verhältnisse er sich versetzt sah, nie verlor er den innigen Sinn für Moralität und Tugend, die Frucht reifen Nachdenkens im einsamen Studierzimmer; nie den Sinn für häusliche Glückseligkeit, für Menschlichkeit, für Theilnahme am Wohle Anderer, für Mitleiden und für alle feine Empfindungen und gesellige Tugenden, die vorzüglich seinem eigenen häuslichen und freundschaftlichen Zirkel eigen waren.

Der Vorsatz, solche für die Menschheit und die bürgerliche Gesellschaft wohlthätige Gesinnungen unter seinen Mitbürgern zu befördern, gab Gelegenheit zu den Aufsätzen, welche ihn in der zweiten Hälfte seines Lebens am meisten beschäftigten. Sie wurden nachher unter dem Titel: „Patriotische Phantasien" in vier Bänden zusammengedruckt, und er ward dadurch hauptsächlich in ganz Deutschland als einer der vorzüglichsten Schriftsteller bekannt.

Im Oktober des Jahres 1766 fingen nämlich die Osnabrück'schen Intelligenzblätter unter Möser's Aufsicht an, und blieben unter seiner Aufsicht bis in die Mitte des Jahres 1782. Er hatte im Sinne, in diesen Blättern den Einwohnern des Landes von den Landtagsverhandlungen, von den Gesetzen und der Verfassung des Landes Nachricht zu geben, wozu er die Materialien aus seinem eigenen Geschäftskreise nahm; aber eine andere Absicht, welche er weniger öffentlich ankündigte, war: verbannten Wahrheiten unter einer angenehmen Hülle unvermerkt Eingang zu verschaffen, und „nützliche Wahrheiten, die ihm von seiner Erfahrung aus dem täglichen Leben in die Hand gegeben wurden, auf eine dringende Art einzuprägen," menschlichere Gesinnungen mehr zu verbreiten, häusliche Genügsamkeit zu befördern, selbst für feinere Empfindungen und bessern Geschmack mehr Raum zu gewinnen, dadurch die Einwohner einer bessern Kultur näher zu bringen und eine gewisse Vereinigung der kultivirten Menschen unter sich zu bewirken. Hierzu wendete er seinen Geschäftskreis, seine Gelehrsamkeit, seinen Witz, seine Welterfahrung, und seine ernsthafte und Erholungslektüre an. „Er war," wie Nicolai am erwähnten Orte schön sagt, „gleich einer arbeitsamen Biene, welche, ihrem kleinen wohlgeordneten Staate dienend, Zelle an Zelle gebauet hat, und sodann ausfliegt, Honig aus den Blüten zu saugen, aber mit dem Honig Stoff zu neuen Zellen einbringt." Goethe, der veranlaßt durch jene Aufsätze sich schon 1774 mit Möser's Tochter in briefliche Verbindung setzte, und Möser dabei einen Patriarchen nannte, sagt darüber: „Ich trage die patriotischen Phantasien mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele." Abeken, in der „Einleitung" zu der unten zu erwähnenden neuen Ausgabe von Möser's sämmtlichen Werken, bemerkt mit besonderer Beziehung auf die patriotischen Phantasien: "Kehren wir zu der Moral zurück, wie Möser sie lehrte, so bemerken wir sofort, daß er dieselbe in häuslicher Einrichtung und Sitte geübt wissen wollte. Im Hause soll Einfalt, Frugalität, Liebe zum Alten, Frömmigkeit herrschen, dieß Alles, wie es sich auf die Natur und die aus ihr fließenden einfachsten Gesetze gründet. Dabei wußte er gar wohl die Verschiedenheit der Stände und ihrer Bedürfnisse zu unterscheiden; und er, der in einer

Zeit ſchrieb, wo der untere Stand ſich in den Aeußerlichkeiten des Lebens dem höheren gleichzuſtellen trachtete, ſuchte dieſem Trachten entgegen zu wirken, indem er die Ehre jedes Standes hervorhob und darthat, wie lächerlich es ſei, dieſe ächte Ehre dem Schein, einem nichtswürdigen Prunke aufzuopfern. In demſelben Sinne warnt er den ernſten Deutſchen vor der Nachahmungsſucht, die durch ein minder ernſtes Nachbarvolk in Bewegung geſetzt wurde. Ueber dieſe Materien iſt Möſer unerſchöpflich; Humor, Ironie, Witz wechſeln mit ernſter Ermahnung und ſprechen ſich in den mannigfaltigſten Formen aus. Bald läßt er einen verheiratheten Mann dem Schwiegervater berichten, wie er ſeine früher der Mode huldigende Frau zu der Einſicht gebracht, daß wahre Natur und Liebenswürdigkeit immer die beſte, ja auszeichnendſte Mode ſei; bald klagt eine Mutter über den Putz der Kinder, ein Maier (Pächter) über den ſeiner Frau; ein Wittwer ſchildert den Werth der ſeinigen, die er verloren; und wenn der Ernſt läſtig zu werden droht, muß eine verſtändige Kammerjungfer, indem ſie dem Kaffee entſagt, ein Projekt empfehlen, demzufolge das für Kaffee, Zucker und Thee aus dem Lande gehende Geld zu einer Ausſteuer unbemittelter Mädchen angewandt werden ſolle. Die Aufſätze: Johann konnte nicht leben, das Schreiben einer Dame über den Gebrauch ihrer Zeit, einer Frau an ihren Mann im Zuchthauſe, eines Hageſtolzen, und ſo viele andere, haben alle dieſelbe Tendenz."

Möſer's zweites wichtiges Werk iſt ſeine „Osnabrück'ſche Geſchichte." Er ließ es im Jahr 1765 zuerſt bogenweiſe drucken, hernach ward es ſehr verändert und verbeſſert, und mit einem zweiten Theile vermehrt im Jahre 1780 neu gedruckt. Wolfgang Menzel ſagt in ſeiner „deutſchen Literatur" über dieſes Werk: „Das größte politiſche Genie unter den Franzoſen, Montesquieu, hatte nicht lange vorher geradezu erklärt, alle Freiheit der neuern Zeit ſei aus den deutſchen Wäldern hervorgezogen. Juſtus Möſer führte nun in ſeiner vortrefflichen Geſchichte von Osnabrück den Beweis davon, indem er zuerſt durch das gründlichſte Studium der Geſchichten und Urkunden ſeiner altſächſiſchen Heimath die ehemalige nun verſchollene Freiheit des deutſchen Volkes conſtatirte. Man wußte freilich mit den alten Urkunden nichts anzufangen, aber man liebte doch den Mann, der den geſchändeten und mit dem Siegel der Sklaverei gebrandmarkten Enkeln ſo ſchöne Dinge von der

Freiheit und Ehre ihrer Ahnen zu erzählen wußte." — Leider geht diese Geschichte bloß bis zum Jahre 1192.

Der Mannigfaltigkeit des Möser'schen Gedankenganges und entsprechender Arbeiten und Beschäftigungen ist schon erwähnt worden. Aber klar wird einem dieß erst bei der Durchschauung seiner Schriften, der Durchgehung seines öffentlichen Lebens. Der Mann, der im Jahre 1761 in einem Aufsatze: "Harlekin oder Vertheidigung des Groteskkomischen" die lustige Person auf der deutschen Bühne gegen einreißende platte und wasserige Stücke in Schutz nahm, schrieb auch über christliche Religion und Dr. Luther aufgeklärt, und nahm sich 1781 der deutschen Sprache und Literatur gegen den König Friedrich II von Preußen mit eben so viel Freimüthigkeit als Erfolg an, als er dem Tanz als Volksbelustigung die ihm gebührende Ehre widerfahren ließ. Allerdings nur wenige Beispiele, die verhundertfacht werden könnten und als deren Krone zu betrachten wäre, daß hauptsächlich durch Möser's Bemühungen im Jahr 1788 in Osnabrück die Tortur abgeschafft wurde.

Nicolai, nachdem er viel Einzelnes über Möser's Charakter gesagt, faßt dann im Ganzen es noch so zusammen: „Der Mann war redlich, bieder, patriotisch, uneigennützig im höchsten Grade, menschenfreundlich, wahr, zuverlässig, fest ohne Eigensinn, nachgebend ohne Schwachheit, unverzärtelt ohne Rauhigkeit, gutherzig ohne Unbesonnenheit, froh und munter ohne Leichtsinn, gleichmüthig ohne Gleichgültigkeit, seines Werths sich bewußt ohne Egoismus, frugal ohne Geiz, mildthätig ohne Prahlerei, gastfrei ohne Verschwendung. — Alles höchst wahr, im Allgemeinen! Der du damit nicht zufrieden bist, der du genauer geschildert verlangst, wie alle diese herrlichen Eigenschaften sich individuell zu einem noch herrlicheren Ganzen vereinigten, sage mir erst, wie der schneeweiße Honig schmeckt, den Preußens Bienen aus den vollen Blüten hundertjähriger Linden saugen und mit deren Süßigkeit auch den holden Duft in ihren Honig übertragen. Oder, hast du ihn gekostet, vergeistige das Bild, wenn du kannst, und du hast Möser's Charakter!"

Möser war glücklich im häuslichen Leben. Doch hatte er das Unglück, daß sein einziger sehr hoffnungsvoller Sohn im zwanzigsten Jahre auf der Universität in Göttingen starb. Aber dieser Verlust ward ihm ersetzt durch die unbeschreibliche

Liebe seiner einzigen Tochter, seit 1768 an den königl. großbritannischen Rath von Voigts verheirathet, einer Frau von Geist und Herz, der Herausgeberin von ihres Vaters patriotischen Phantasien. Nach dem Tode seiner Gattin, im Jahre 1787, widmete seine Tochter sich ihm ganz, und alle Sorgfalt, alle Pflege, alle geistige Unterhaltung, welche die zärtlichste Liebe gewähren kann, wendete sie an, sein Leben zu versüßen.

Möser's Person war von mehr als gewöhnlicher Größe. Er war stark von Gliedern, alle im äußersten Wohlverhältnisse. Sein Gang war fest, nie übereilt. In seinem Gesicht war eine Uebereinstimmung von Treuherzigkeit und Würde ohne Anmaßung, von Verstand, vereinigt mit Fülle und Feinheit der Empfindung. In Möser's ganzem Wesen war Ernst mit Freundlichkeit verbunden. Sein Mund lachte selten, aber fast beständig zeigten Stirn und Antlitz einen heiteren Ausdruck. Möser gehörte nicht zu Denen, welche durch persönliche Bekanntschaft verlieren; vielmehr gewann er noch dadurch. Er war wahr, aber nicht rauh. Er trug in Gesellschaft jeden Andern und drückte Niemanden.

Möser war meist gesund; vorübergehende Beschwerden ertrug er gleichmüthig. Bei herannahendem Alter empfand er öfter eine Art Krämpfe, die mehre Tage anhielten. Er pflegte sich dann ruhig auf's Bett zu strecken, in ganz gleicher Lage, der Natur zu ihren Gegenbemühungen Ruhe und Raum zu geben; zum Nehmen von Arzneimitteln konnte man ihn nicht bewegen. Indessen siegte nicht immer seine gute Natur. Und so sah er selbst es an, als er nach mehrtägigem kleinem Unwohlseyn sein Ende nahe fühlte. „Ich habe den Prozeß verloren!“ sagte er mit größter Gleichmüthigkeit, gab ruhig noch einige Aufträge, ließ seiner Tochter für alle Beweise ihrer Zärtlichkeit danken, und sagte: Er sei nun müde und wolle schlafen. So starb er — am 7 Januar 1794 — ruhig, wie er gelebt hatte.

Seinem Leichenzuge hatte eine große Anzahl Menschen aus allen Ständen, selbst viele Landleute, freiwillig und ungebeten, in herzlicher Hochachtung sich angeschlossen.

Und diese herzliche Hochachtung hat sich auch weiterhin noch vielfaltig bewahrt. Zuletzt durch die Errichtung eines ehernen Standbildes Möser's, dessen Kosten nicht bloß aus dem Osna-

brück'ſchen Lande eingingen. Es ward von Drake in Berlin geſchaffen, auf öffentlichem Platz in Osnabrück aufgeſtellt und im September 1836 feierlich eingeweiht.

Für's Leben noch einflußreicher ſind aber die Denkmale, welche aus wiederholten Auflagen von Möſer's Schriften hervorgehen. So wurden die patriotiſchen Phantaſien ſeit ihrem erſten Erſcheinen in den Osnabrück'ſchen Intelligenzblättern bis zum Jahr 1820 dreimal neu aufgelegt, und auch ſeine Osnabrück'ſche Geſchichte erfuhr eine dritte Auflage. Gerade jetzt aber hat, durch Herrn B. R. Abeken in Osnabrück beſorgt, eine neu geordnete und aus dem Nachlaſſe Möſer's vermehrte Auflage von deſſen ſämmtlichen Werken (Berlin, Nicolai'ſche Buchhandlung) zu erſcheinen begonnen, welche zehn Bände füllen wird, und eben ſo ſehr durch ihren billigen Preis, als durch ihre ſchöne äußere Ausſtattung ſich empfiehlt.

Karl Buchner.

Herder.

Nach dem hoffnungsvollen Aufſchwunge, den der deutſche Geiſt in den Zeiten der Kirchenverbeſſerung genommen hatte, ſank auf einmal in unſerm Vaterlande alles geiſtige Leben in völlige Erſtarrung. Durch die Religionsſpaltungen war Deutſchlands innere Kraft und äußere Macht geſchwächt, und durch den dreißigjährigen Krieg die letzten Kräfte deutſcher Volkskraft gebrochen worden. Dieß zeigte ſich in allen Verhältniſſen des deutſchen Lebens. In der Religion, die fruher das Mark des Volkslebens war, trat bei allen Kirchengenoſſenſchaften an die Stelle bewegender und erhebender Ideen der ſtarre Glaube an die einmal angenommenen Lehrſätze, die, als ein Werk des nüchternen Verſtandes, jeder Belebung und Erfriſchung für Geiſt und Herz ermangelten. In dem Staats- und Volksleben verſchwand allmählig das früher vielfach gegliederte und in gegenſeitigem Kampfe ſich belebende Stände- und Innungsweſen; aus einem lebendigen Organismus vielfach drängender und treibender Kräfte wurde der Staat eine todte Maſchine; das Bürgerthum, das fruher ſo kräftig in den deutſchen Städten emporblühte, lag unter dem Drucke der Armuth ſchwer gebeugt darnieder, und was ſich von den alten Formen noch erhalten, war ohne Geiſt und Leben.

Der Adel drängte ſich an die Höfe der Fürſten und vergaß im Dienſte derſelben die alte Unabhängigkeit, den trotzigen Stolz der früheren Zeiten.

Die Einheit des deutſchen Reiches unter der Regierung des Kaiſers hatte ſich aufgelöst in die Landeshoheit der einzelnen Fürſten.

Alle dieſe ungünſtigen Zeitverhältniſſe waren von den

nachtheiligsten Folgen für unsere Sprache und Literatur gewesen. Die Gelehrten hatten sich ganz von dem Volksleben, ja von der Volkssprache abgewendet. Sie schrieben ihre Werke in der lateinischen Sprache, während der durch politische Verhältnisse immer mehr steigende Einfluß der französischen Sprache und Literatur auf die Fürsten und den Adel Deutschlands die deutsche Muttersprache allmählig von den Höfen und aus den gebildeten Kreisen verdrängte.

Wenn aber ein Volk seine Sprache aufgibt, so entsagt es dadurch seiner geistigen Eigenthümlichkeit und gibt sich selbst auf. Mit diesem Verzicht auf eigenes Dasein und Ehre als Volk versündigt es sich aber auch am Geiste der Menschheit selbst, der sich eben durch eine Mannigfaltigkeit eigenthümlicher Völker offenbaren will. Mit der Selbstachtung büßt es die Achtung und Schätzung für fremde menschliche Eigenthümlichkeit ein: es verliert den Begriff, das Gefühl und die Pflege der Humanität.

In diesem beklagenswerthen Zustande sah unser Vaterland das siebenzehnte Jahrhundert dahinschwinden. Da erhoben sich mit dem Beginne des achtzehnten Männer, welche einen bessern Sinn erweckten und einen neuen Zustand unsers geistigen Lebens herbeiführten. Lessing, Klopstock und Winkelmann traten auf. Die beiden ersteren befreiten unsere Sprache von den entehrenden Fesseln des Auslandes; Lessing erleuchtete und erhellte den Geist, Klopstock erwarmte und erhob das Gemüth unseres Volkes, dessen Kunstsinn Winkelmann bildete. Alle drei aber waren eifrig bemüht für die Erweckung eines veredelten Geschmacks. Noch fehlte jedoch Einer, der das ganze Wesen des Menschen, wie es sich in Religion, in Staats- und Volksgenossenschaft, in Literatur und Kunst geoffenbart, in warmem Herzen aufnehme, in lichtem Geiste verarbeite und in schöner Form wiedergebe; es fehlte noch der wahre Priester der Humanität. Da, im Mai der deutschen Dichtkunst, wie einer seiner Verehrer eben so schön als wahr sagt, wird Herder geboren, ein Mann, der sein ganzes Leben dem Kampfe für die Erkenntniß und Verbreitung wahrer Humanität in unserem Volke mit rüstigem Muthe und seltener Ausdauer weihen sollte.

Am 25 August 1744 wurde Johann Gottfried Herder in Mohrungen, einem unbedeutenden Städtchen in Ostpreußen, geboren. Auch dieser kraftvolle Geist, wie so viele andere un-

seres Volkes, ging aus beschränkten bürgerlichen Verhältnissen hervor.

Sein Vater war Mädchenschullehrer in diesem Städtchen, ein Mann von strengem, ernstem Wesen, gewissenhaft, pünktlich und doch liebevoll in Erfüllung seiner Pflichten. Die Mutter, eine Bürgerstochter aus demselben Orte, zeichnete sich eben sowohl durch Fleiß und Sparsamkeit, als durch kindliche Gottesfurcht und zarte Empfindung des Herzens aus. Beide Eltern waren sich in treuer Liebe ergeben, und die ganze Familie (unser Gottfried hatte noch zwei Schwestern) verknüpfte das Band der innigsten Zuneigung und der treuesten Anhänglichkeit. Schon frühe ward in dem Knaben eine stille Sinnigkeit und eine ungemeine Lernbegierde bemerkbar. Er besuchte die Stadtschule in Mohrungen, in welcher, wie das damals überall, selbst in den kleineren Städten der Fall war, hauptsächlich die alten Sprachen betrieben wurden. Bald hatte sich unser Gottfried die besondere Liebe des Rektors Grimm erworben, der zwar durch übertriebene Strenge und pedantische Lehrart den blöden Knaben noch mehr einschüchterte, dadurch aber, daß er streng auf Gründlichkeit im Lernen hielt, doch sehr günstig auf Herder's Fortbildung, namentlich für geordnetes Wissen, wirkte. Unterricht im Christenthume erhielt er von dem durch sanfte Herzensgüte ausgezeichneten Pastor Willamovius. Der Einfluß dieses Mannes auf die gemüthliche und religiöse Ausbildung des Knaben war sehr wohlthätig. Zugleich fand der junge Herder im Hause dieses Mannes das Musterbild eines auf Gottesfurcht, Liebe und Bildung gegründeten häuslichen Glückes. Schon jetzt gingen die Ahnungen des wahrhaft Göttlichen und des ächt Menschlichen in seiner stillen Seele auf. Die Bibel und Homer waren seine Lieblingsbücher. Oft las er die Gesänge dieses griechischen Dichters im elterlichen Garten und ward bis zu Thränen gerührt. — Hier finden wir schon den frühen Keim der Herder'schen Eigenthümlichkeit, — ein für Natur und Religion, für Erde und Himmel gleich empfängliches Herz, in welchem sich so die Humanität, das ächt Menschliche, zur schönsten Aufgabe seines Lebens entwickelte. Leider war die äußere Lage des jungen Herder nicht so günstig. Seinen Eltern fehlten die Mittel zu seiner künftigen Ausbildung; ihn selbst ängstigte die den damaligen Verhältnissen nach, wohl zu rechtfertigende Besorgniß, zum Militärdienst gezogen zu werden.

Zu dieſem Mißmuthe, der auf ſeiner Seele laſtete, kam noch die ſeinem weichen Charakter nicht entſprechende Behandlung des Diakonus Troſcho. Dieſer hatte den ſechszehnjährigen Jüngling gleichſam als Famulus zu ſich genommen und brauchte ihn zum Abſchreiben ſeiner Schriften meiſt frömmelnden Inhalts. Doch lernte er hier zuerſt deutſche Dichter kennen. Begierig las er die Gedichte des damals allgemein beliebten Kleiſt. Auch ältere deutſche Dichter wurden ihm hier bekannt. Und da ſich gerade in der Dichtung des Menſchen innerſte Eigenthümlichkeit ausſpricht, in ihr das Menſchliche ſich am reinſten abſpiegelt, ſo zogen auch den künftigen Prieſter und Verfechter der Humanität ſolche Werke am meiſten an; ja er ſelbſt verſuchte ſich frühe in Dichtungen, durch die er ſein ſtürmiſches Herz zu beruhigen, ſeinen Geiſt vom Drucke des äußern Lebens zu befreien ſtrebte.

Allen dieſen Sorgen und Kümmerniſſen, die ſeinen Geiſt und ſeine Jugend zu verdüſtern drohten, überhob ihn unerwartet das Anerbieten eines ruſſiſchen Chirurgen, deſſen Namen unbekannt geblieben iſt. Dieſer Mann erklärte ſich bereit, den jungen Herder mit nach Königsberg zu nehmen, wo ſein Regiment überwinterte, ihn dort Medizin und Chirurgie ſtudiren zu laſſen und für ſein weiteres Fortkommen zu ſorgen. Herder nahm dieſen Vorſchlag mit Dank an. Er glaubte einen Wink der Vorſehung zu erblicken und folgte dem menſchenfreundlichen Wundarzte im Sommer 1762 nach Königsberg.

Hier ging dem im ſtillen Mohrungen unter beſchränkten Verhältniſſen aufgewachſenen Jünglinge die erſte Anſicht von dem Leben und Treiben der Menſchen auf. Er ſah, wie Handel und Betriebſamkeit die Kräfte des Menſchen heben und fördern, und wie Verkehr und Wohlſtand hierdurch hervorgerufen, die breite Grundlage zur Entwickelung menſchlicher Bildung werden. Indeß wurde er bald durch die bei einer Sektion, der er beiwohnte, gemachte Erfahrung belehrt, daß er ſich bei ſeiner zarten und reizbaren Natur nicht zum Chirurgen eigne. Auf ſeines Jugendfreundes Emmerich Rath, ließ er ſich nun als der Theologie Befliſſenen einſchreiben, entſchloſſen, durch eigene Kraft ſich Bahn zu brechen. Er theilte ſeinen Eltern dieſen Plan mit, und obſchon ſeine Baarſchaft von drei Thalern und acht Groſchen faſt ganz für die Einſchreibgebühren aufgegangen war, verſprach er doch, von ihnen keine Unter-

ſtützung in Anſpruch zu nehmen. Und er hielt, was er verſprochen. Durch ſtrenge Mäßigkeit und kluge Sparſamkeit wußte er mit dem geringen Erwerbe, den ihm die Ertheilung von Privatunterricht verſchaffte, ſo lange auszukommen, bis er eine Anſtellung als Lehrer am Collegium Friedericianum erhielt. Dieſe verdankte er der allgemeinen Achtung, die ſeinem Geiſte, ſeinem Fleiße und ſeinem ſittlich-ernſten Betragen bald zu Theil wurde. Ein Stipendium kam hinzu und half ſeine pekuniäre Lage in Etwas verbeſſern und ſichern. Trotz der Mühe und Zeit, die er ſo auf die Erhaltung ſeiner äußern Exiſtenz verwenden mußte, ſtudirte er mit gewohnter Freudigkeit und unermüdetem Eifer. Er betrieb ſeine Berufswiſſenſchaft, widmete ſich unter Anleitung des großen Philoſophen Kant der Erforſchung der Natur und des menſchlichen Weſens, ſetzte dabei das Studium der alten Sprachen fort, erlernte neuere, beſonders die engliſche, und fand ſeine Erholung bei den Dichtungen aller Zeiten und Völker. So war ihm in ſeinem zwanzigſten Jahre kein vorzüglicher Schriftſteller ſeines Volkes, keiner der Griechen und Römer, keiner der Engländer, Italiener, Spanier und Franzoſen mehr unbekannt. Auch lieferte er einzelne Aufſätze und Gedichte in die Königsberger Zeitung, die unter der Redaktion des Buchhandlers Kanter ſtand. Dieſer erwies ſich dem unbemittelten, aber wiſſensdurſtigen Jünglinge auch dadurch noch als Freund, daß er ihm die Benutzung ſeines Buchladens geſtattete. — Durch dergleichen Arbeiten gewann der junge Herder Bekanntſchaft und Achtung in Königsberg, und dieſe Anerkennung ſeines Werths half ihm auf wohlthuende Weiſe über ſeine frühere Schüchternheit hinaus, ſo daß er ſich im geſelligen Leben ſicherer und gewandter zu benehmen lernte.

Noch mehr aber, als die allgemeine Achtung, beglückte ihn die treue Freundſchaft der ausgezeichnetſten Männer und Jünglinge, die damals in Königsberg lebten. Unter dieſen nahm wohl der geiſt- und gemüthreiche Hamann in ſeinem Herzen den erſten Platz ein, und der Einfluß dieſes hochbegabten Mannes auf den ſtrebenden Jüngling war gewiß von den wohlthätigſten Folgen.

Da ſich unſer wahrhaft frommer Herder mit dem damals im Collegium Friedericianum herrſchenden frömmelnden Weſen nicht ausſöhnen konnte, nahm er zum großen Bedauern ſeiner Schüler ſeinen Abſchied aus dieſer Lehranſtalt, erhielt aber bald darauf im

Herbste 1764 einen Ruf als Kollaborator an die Domschule nach Riga, wo er zugleich auch Prediger wurde.

Riga war zwar, wie die Provinz Livland, dessen Hauptstadt es ist, seit dem für Schweden so unglücklichen Ausgange des großen nordischen Krieges dem russischen Reich einverleibt, allein die Stadt, deren Bevölkerung fast aus lauter Deutschen bestand, genoß nach altem Herkommen große Privilegien und Rechte. Die Handhabung des Rechtes und die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten waren in den Händen des Stadtmagistrats. Daher hatten sich noch in Einrichtungen, Sitte und Recht der Bürger viele Ueberbleibsel aus den Zeiten althanseatischer Freiheit und Größe erhalten. Handel und Verkehr, von der nahen Ostsee begünstigt, brachten Wohlstand und mit diesem Bildung unter den Bürgern, besonders den Kaufleuten dieser Stadt hervor. Und so hatte sich hier ein zu jener Zeit seltener Gemeingeist erhalten, der sein eigenes Wohl und Wehe im Geschick des Ganzen erkannte. Mit diesem Geiste trat aber ein anschauliches Bild dessen in's Leben, was Herder längst geahnt und empfunden hatte. Es konnte nicht ohne den bedeutendsten Einfluß auf seine Ansichten von Staats- und Volksgemeinschaft und dem Glücke derselben bleiben, so daß sich der Gedanke in ihm befestigte, durch Schrift und That für die Grundung der Volkswohlfahrt auf dem Wege menschheitlicher Bildung thätig zu werden. Zugleich erweiterte sich sein Blick durch die hier erlangte genauere Kenntniß des Weltverkehrs und seiner wohlthätigen Folgen für das Glück und die Bildung der Völker.

Mit Liebe und Freundschaft aufgenommen, wirkte er mit Liebe und Eifer in Kirche und Schule, und seiner Thätigkeit ward die wohlverdiente Anerkennung auch hier zu Theil. Vor Allem war er darauf bedacht, seine Schüler, so wie seine Zuhörer zu jeder menschlichen Tugend, zur Liebe Gottes und der Menschen zu ermuntern und das Gefühl der Unsterblichkeit zu beleben. Diese Gegenstände, vorgetragen mit seiner seelenvollen Beredtsamkeit und allem Schmucke seiner jugendlichen Phantasie ergriffen die Herzen unwiderstehlich. Dogmatische Satze, asketische Redensarten aber, als Wahrzeichen dieser oder jener Sekte, pflegte er zu vermeiden, weil, wie er selbst sagt, sich so leicht hinter solchen gewöhnlichen Phrasen die wahre Empfindung verliert.

Neben dieſer ſeiner praktiſchen Wirkſamkeit verlor er nie ſeinen groſſen Zweck aus dem Auge, durch fernere Selbſtausbildung ſich zu einer für ſein Volk und die Menſchheit erſprießlichen Thätigkeit zu befähigen. Daher verfolgte er mit lebhafter Theilnahme den Gang der vaterländiſchen Literatur, wozu ihm hier, wie einſt in Königsberg Kanter, ſein trauter Univerſitätsfreund Hartknoch bereitwillig den Buchladen öffnete.

Damals war die deutſche Literatur in ihrer vielverſprechenden Entwickelung begriffen. Klopſtock entzückte und begeiſterte ſeine Nation durch ſeinen tiefgefühlten Meſſias und den hohen Schwung ſeiner Oden; Winkelmann läuterte das Schönheitsgefühl ſeiner Zeitgenoſſen durch ſeine tiefgefaßten Aufſchlüſſe über die Kunſt der Alten; Leſſing wirkte mächtig auf die Entwickelung der Literatur durch die kritiſche Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften (die erſte kritiſche Zeitſchrift in Deutſchland), welche er mit Nikolai und Mendelsſohn herausgab, und ſetzte dieſes Streben in den Literaturbriefen fort. An dieſen nahm Herder Antheil, trat aber auch jetzt zum erſten Male ſelbſtſtändig in den Fragmenten über die neuere deutſche Literatur 1767 auf.

Zu denſelben ſtellte er die Wichtigkeit der Sprache als Werkzeug und Form der Wiſſenſchaften, als Behältniß und Inhalt der Literatur überhaupt in das hellſte Licht und gewann ſo einen eigenthümlichen Standpunkt, von wo aus er das Gebiet des menſchlichen Geiſtes überſchaute und für die Bildung ſeines Volkes in eben ſo ſelbſtſtändiger, als kräftiger und beharrlicher Weiſe wirkſam war. Dadurch belebte er unſer Volk zu einer innigern Erkenntniß ſeiner Sprache und ſuchte durch die feinſten und überraſchendſten Bemerkungen über die Literatur fremder Völker, beſonders die der Griechen und Römer, die Entwickelung und Geſtaltung der unſerigen zu fördern und zu heben. In dieſer Zeit waren die Fragen über das Weſen der ſchönen Künſte, ihre Grenzen und Unterſchiede in lebhafte Anregung gekommen. Auch an dieſen Erörterungen nahm unſer Herder in ſeinen „kritiſchen Wäldern" lebhaften Antheil und ſuchte durch die von ſeinem Standpunkte aus gefaßte Idee des wahrhaft Schönen auf die Veredelung des Geſchmackes ſeiner Zeit mit jugendlicher Lebhaftigkeit einzuwirken. Durch dieſe Beſtrebungen aber gerieth er mit einem Manne, Namens Klotz, der damals in der Literatur einer der Hauptwortführer war,

und sich gleichsam eine unbedingte Herrschaft in Sachen des Geschmackes anmaßen wollte, in einen ärgerlichen Streit, der ihm bei seiner reizbaren Natur die Wirksamkeit eines Beurtheilers des Ganges der Literatur auf eine Zeitlang verleidete. Er faßte den Plan, auf praktische Weise, durch Volkserziehung sein Streben für die Veredelung des menschlichen Geschlechtes zu verwirklichen. Liefland schien ihm der geeignete Boden für solch' eine Schule, wie er eine gründen wollte. „Liefland, sagt er selbst in seinem Reisejournal, du Provinz der Barbarei und des Luxus, der Unwissenheit und eines angemaßten Geschmackes, der Freiheit und der Sklaverei, wie viel wäre in dir zu thun, um die Barbarei zu zerstreuen, die Unwissenheit auszurotten, die Kultur und die Freiheit auszubreiten, ein zweiter Zwingli, Calvin und Luther dieser Provinz zu werden?" und weiter im Fortgange dieser Sebstbetrachtung: „Liefland ist eine Provinz, den Fremden gegeben! Viele Fremde haben es, aber bisher nur auf ihre kaufmännische Art, zum Reichwerden gemessen; mir, auch einem Fremden ist's zu einem höheren Zwecke gegeben; es zu bilden, dazu ist mir mein geistliches Amt gegeben; die Kolonie einer verbesserten evangelischen Religion zu machen; nicht schriftlich, nicht durch Federkriege, sondern lebendig, durch Bildung. Ich will, schließt er, den menschlich wilden Emil des Rousseau zum Nationalkinde Liefflands umgestalten; das, was der große Montesquieu für den Geist der Gesetze ausdachte, auf den Geist einer Nationalerziehung anwenden, und was er in dem Geiste eines kriegerischen Volkes fand, auf eine friedliche Provinz umbilden. O ihr Locke und Rousseau, und Clarke und Franke und Hekers und Ehlers und Büschings! Euch eifre ich nach; ich will euch lesen, durchdenken, nationalisiren, und wenn Redlichkeit, Eifer und Feuer hilft; so werde ich auch nützen und ein Werk stiften, das Ewigkeiten dauere und Jahrhunderte und eine Provinz bilde!"

Um sich auf diese großartige Thätigkeit würdig vorzubereiten, faßte er den Entschluß, die besten Erziehungsanstalten und gelehrten Institute in Frankreich, Holland, England und Deutschland kennen zu lernen, und, wo möglich, auch Italien zu sehen. Er nahm gegen die Wünsche und Vorstellungen des Magistrates und seiner Riga'schen Freunde im Frühling 1769 seinen Abschied von seiner Stelle. Nach einer angenehmen See-

reiſe hielt er ſich zuerſt einige Monate in Nantes auf, um die franzöſiſche Sprache vollſtändig zu erlernen. Dann ging er nach Paris, wo er alles in Kunſt und Wiſſenſchaft Merkwürdige ſah und in vertrauten Verkehr mit den damals ausgezeichnetſten Geiſtern Frankreichs, mit Diderot, Thomas und wahrſcheinlich auch mit d'Alembert kam. So lieb er auch die ſchönen Seiten des franzöſiſchen Volkscharakters, wie ſich dieſer beſonders in den Provinzialſtädten, wie Nantes, am deutlichſten ausſpricht, gewann, ſo verkannte er auch nicht die Schattenſeiten und ſprach ſich namentlich gegen die zu jener Zeit in unſerm Vaterlande herrſchende Nachahmung franzöſiſcher Sitten, wodurch, wie er ſelbſt ſagte, die Deutſchen ſich ſelbſt zernichteten, auf das Entſchiedenſte aus. In Paris ward ihm der Antrag, den Prinzen Friedrich Wilhelm von Holſtein als Inſtruktor und Reiſeprediger zu begleiten, und da die projektirten Reiſen dieſes Prinzen mit ſeinem eigenen Plane faſt ganz zuſammentrafen, ſo nahm er dieſe Stelle an. Im Dezember 1769 reiſte er von Paris ab und ging über Brüſſel und Amſterdam nach Hamburg. Hier lebten damals Männer, die auf die Entwickelung des deutſchen Volksgeiſtes von dem entſchiedenſten Einfluſſe waren; Leſſing, Reimarus und Claudius. Mit dieſen pflog er einen eben ſo genußreichen, als für ſein Streben anregenden Umgang, und ſchloß beſonders mit dem gemüthreichen Claudius den Bund lebenslänglicher Freundſchaft. In Eutin fand er am herzoglichen Hofe die ehrendſte Aufnahme und in den höheren Ständen eine wohlthuende Bildung. Dieß und die reizende Natur um das Städtchen, namentlich die Seegegend, die er von Jugend auf liebte, verſetzten ihn in eine freudig-behagliche Stimmung. Bald aber mußte er inne werden, daß er bei der Eigenthümlichkeit des Prinzen, der im Zwieſpalt ſeiner Anlagen und Neigungen einen Hang zum Trübſinn hatte, ſo wie bei der irrigen Behandlung deſſelben durch ſeinen Oberhofmeiſter keinen günſtigen Einfluß auf den fürſtlichen Zögling gewinnen werde. Er theilte ſeine Bemerkungen der Herzogin Mutter mit und erhielt auf ſeine Bitte für den Fall, daß ſeine Befürchtungen einträfen, die Erlaubniß, ſeine Stelle nieder zu legen.

Auf der nun begonnenen Reiſe wurde auch der Hof von Darmſtadt beſucht. Hier fand Herder eine freundliche Aufnahme in dem gebildeten Kreiſe, den der Hofrath Merk um ſich ſam-

melte. Hier trat ihm auch in der feinsinnigen Karoline Flachsland eine Erscheinung entgegen, die ihn anzog und fesselte. Die gleichgestimmten Seelen fanden sich in gleichgestimmter Begeisterung für das Schöne, in der Bewunderung der Kleist'schen und Klopstock'schen Dichtungen und schlossen den Bund der Liebe für ewig. Auch erhielt Herder hier einen abermaligen Ruf an den Hof des als Feldherr, wie als Mensch gleich ausgezeichneten Grafen Wilhelm von Buckeburg, der, durch das Denkmal, welches Herder bereits im Jahre 1767 dem verdienstvollen Abbt gesetzt hatte, auf ihn aufmerksam, den Verlust seines Freundes in Herder zu ersetzen hoffte.

Der neugeschlossene Bund mit seiner liebenswürdigen Braut, der ihm eine gesicherte bürgerliche Existenz wünschenswerth machte, und die nunmehr bestätigte Ueberzeugung von der Erfolglosigkeit seiner Stellung bei dem fürstlichen Zöglinge bewogen ihn zur Annahme dieses Rufes. Doch behielt er sich vor, die Zeit seines Amtsantritts in Bückeburg selbst zu bestimmen; denn er mochte gern sein Verhältniß zum Prinzen, der ihn liebte, auf die schonendste Weise lösen. Auch hatte er immer noch seinen Plan, nach Riga zurückzukehren und seine Lieblingsidee zu verwirklichen, nicht aufgegeben, sondern die Ausführung derselben nur auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben.

Nach einem für sein ganzes Leben so einflußreichen Aufenthalte von vierzehn Tagen ging die Reise nach Karlsruhe. Hier wurde er einem der trefflichsten Fürsten, die je einen deutschen Thron geziert, dem hochedlen, ächtdeutschen Markgrafen Carl Friedrich von Baden vorgestellt. Beide Männer begegneten sich in ihren aufrichtigen Wünschen und Bestrebungen für das Glück der Menschheit, besonders des deutschen Volkes. „Der Markgraf ist, sagt Herder in einem Brief an seine geliebte Karoline, der erste Fürst, den ich ganz ohne Fürstenlaune kenne, und so fallen unsere Gespräche meistens auf Dinge, die zur Einrichtung und Freiheit des menschlichen Geschlechtes gehören, und über die ich mich so frei ausdrücke, als ob ich mit keinem Fürsten spräche." Auch blieb Herder in schriftlichem Verkehr mit diesem großgesinnten Fürsten, und sendete ihm noch im Frühling 1788 auf seine Aufforderung einen Plan zu einem patriotischen Institute für den Gemeingeist Deutschlands. Nach diesem sollten die aufgeklärtesten Männer Deutschlands

unter dem Schutze und der Leitung edler deutſcher Fürſten zu einer Akademie zuſammentreten, welche ſich die Aufgabe ſtellte, durch belehrende Schriften und praktiſche Vorſchläge zur Verbeſſerung der kirchlichen, ſtaatlichen, geſelligen und gewerblichen Verhältniſſe und Zuſtände im deutſchen Vaterlande, auf die Hebung und Veredelung des deutſchen Volkes allſeitig hinzuwirken. Dieſen Plan billigte der deutſche Fürſt in einem Briefe vom 30 Juni 1788.

Allein die Stürme der Alles verheerenden franzöſiſchen Staatsumwälzung vernichteten dieſe Saat, deren Aufgehen vielleicht unſerm Volke die herrlichſten Früchte der Aufklärung und Wohlfahrt auf dem ſtillen Wege friedlicher Bildung getragen hätte.

In Straßburg, wo die fürſtliche Reiſegeſellſchaft ſich den Winter über aufzuhalten dachte, wurde Herder's Stellung zu dem Prinzen und deſſen Oberhofmeiſter immer peinigender. Die Ueberzeugung, daß dieſelbe allen Abſichten des Eutiner Hofs und ſeiner Beſtimmung entgegen ſei, machte ihn beinahe ſchwermüthig. Er bat alſo um ſeine Entlaſſung, die man ihm höchſt ungern gewährte. Nachdem er ſo dieſes ihm auf die Dauer unerträgliche Verhältniß gelöst hatte, beſchloß er ſeinen Aufenthalt in Straßburg zur Heilung einer Thränenfiſtel, an welcher er bereits ſeit ſeinem fünften Jahre litt, mittelſt einer Operation zu benutzen. Dieſe wurde mehrmals wiederholt, gelang aber nicht vollſtändig. Dieß und ſein dadurch verlängerter Aufenthalt, von Oktober 1770 bis zum April 1771, verſetzte ihn in eine mißmuthige und gereizte Stimmung. Trotz derſelben war er unausgeſetzt thätig und beantwortete die Frage der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften: ob die Menſchen, ihren natürlichen Fähigkeiten allein überlaſſen, im Stande ſeyn würden, eine Sprache von ſelbſt zu erfinden? in der nachher gekrönten Preisſchrift: über den Urſprung der Sprache. In dieſer Abhandlung unterwarf er die menſchliche Seele, die menſchliche Organiſation, den Bau aller alten und wilden Sprachen und die ganze Haushaltung des menſchlichen Geſchlechts einer gründlichen Erörterung, und kam ſo zu dem Ergebniſſe: der Menſch gelangt vermöge ſeiner körperlichen und geiſtigen Beſchaffenheit durch die ihn von allen anderen Geſchöpfen unſerer Erde unterſcheidende Beſonnenheit oder Reflexion zur Sprache, die ſich dann nach den verſchiedenen Verhältniſſen, in denen eine Fa-

milie, ein Stamm, ein Volk lebt, nach dem Wohnsitze, der Beschäftigung u. s. w. gestaltet.

Diese Arbeit und der Umgang mit Goethe und Jung-Stilling, die er hier kennen und lieben lernte, erheiterten ihn einigermaßen und gewährten seinem strebenden Geiste die mannigfachsten Anregungen und seinem Herzen die wohlthuendsten Eindrücke.

Mit den vielversprechendsten Hoffnungen für seine künftige Wirksamkeit und seinem neuen Berufe als Hauptprediger, Consistorialrath und Schulinspektor reiste er nach seinem neuen Bestimmungsort, wo er im Mai 1771 anlangte. Allein gar bald fand der eifrige Mann neuen Anlaß zur Unzufriedenheit innerhalb seiner Amtsthätigkeit selbst. Der Graf war nämlich damals lebhaft mit der Herstellung der kleinen, aber uneinnehmbaren Festung Wilhelmsstein im Steinhuder-Meere beschäftigt. Eingenommen von diesem Lieblingsplane, zeigte er wenig Theilnahme für Herder's Vorschläge zur Verbesserung der Kirchen und Schulen. Oder es fehlten ihm doch die Geldmittel zur Ausführung solcher Verbesserungen neben seinem kostspieligen Lieblingsplan. Zudem waren sich Beide Charaktere zu sehr entgegengesetzt, als daß sich ein wahrhaft befreundetes Verhältniß zwischen ihnen hätte herstellen können, wenn auch gegenseitige hohe Achtung beide auf einem äußerlich freundlichen Fuße erhielt. Da es nun auch in dem kleinen Städtchen an einem gleichgestimmten Freunde für Herder fehlte: so ist es nicht zu verwundern, daß er sich hier in der ersten Zeit seines Aufenthalts höchst unbehaglich fühlte. In dieser Stimmung war er nicht geistesfrei genug, um neue eigene Arbeiten vorzunehmen. Desto fleißiger aber beschäftigte er sich, Materialien für künftige literarische Werke zu sammeln. Seine Gemüthserholung und seinen Trost fand er neben seinen Sonntags-Predigten bei den griechischen und lateinischen Schriftstellern, bei den großen Dichtern jedes Zeitalters, den altdeutschen Dichtern und den englischen Volksliedern. Wohlthätig für ihn ward aber auch der vertraute Verkehr, in welchen er vom Anfange des Jahres 1772 an mit Maria, der Gemahlin des Grafen, trat. Es war dieß eine der schönsten weiblichen Seelen, hochgebildet, sanft und durch ihre Erziehung in einer Herrnhuter Anstalt schwärmerisch fromm. „Durch diese gottergebene Seele, sagt seine edle Gattin, bekam er selbst eine neue Lebensstütze; an ihrer Geduld lernte er selbst Geduld; und indem er ihre

religiösen Begriffe läuterte und veredelte, gewann er dadurch selbst Kraft und Muth, sich über die Gegenwart zu erheben, seine Grundsätze und seinen Glauben neu zu stärken, daß seine Lage zu seiner eigenen Einkehr und Reifung von einer höheren Hand geordnet sei. Für sein verödetes Herz und sein religiöses Gefühl war dieses neue Verhältniß Labsal in der Wüste."

Im Mai 1773 führte er endlich seine geliebte Karoline als Gattin nach Bückeburg, wo für ihn jetzt ein neues Leben anging. Durch seine junge Gattin trat er in angenehme Verhältnisse mit den gebildeten Familien der Stadt. „Er fühlte sich auf sicherem Grund und Boden mit einem Wesen, das ganz einzig mit ihm harmonirte, mit ihm Eins und aufrichtig war, und das er sich als nun ganz sein eigen gebildet." Alle seine Kräfte waren nun wieder rüstig zum Fortstreben; mit raschem Muthe schritt er wieder zur Ausführung seiner Geistesplane. Theils der Umgang mit der tiefreligiösen Gräfin, theils sein Amt als Prediger erhob den Flug seines Geistes in das bisher weniger von ihm besuchte Gebiet christlich-religiöser Betrachtungen. Eine Reihe Schriften dieser Art beurkundeten eben sowohl die Helle seines Verstandes und den Umfang seiner Gelehrsamkeit, als die innige Wärme seines Gefühls. Er kämpfte darin nicht minder gegen die Aufklärlinge, die alles Positive aus der Religion entfernen wollten, als er die Anhänger des starren Wortglaubens streng zurecht wies. Ein lichter Glauben an die Heilswahrheiten des Christenthums, aufgenommen in warmem Herzen und bethätigt durch Handlungen der Gottes- und Menschenliebe, das war es, was er zu verbreiten suchte, wofür er die Geister und Herzen seiner Zuhörer und Leser empfänglich zu machen strebte. Dabei blieb ihm stets Sektirerei und Verketzerung andern Glaubens fremd, ja in der innersten Seele zuwider. Von der Großartigkeit seiner Ansichten über Menschen-Natur und Menschen-Bestimmung zeugen auch „die älteste Urkunden des Menschengeschlechts." Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit, die er im Jahr 1774 schrieb, und in denen er schon die Ansichten andeutete, die er zehn Jahre später in seinen unschätzbaren Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, dem Buche, worin die schönsten Strahlen seines Geistes vereinigt sind, zur Veredelung

losophie der Geschichte der Menschheit heraus, welchem er später noch drei Theile folgen ließ, ohne jedoch dieß herrliche Werk zu vollenden. Hier sucht er die Gesetze, nach denen sich unsere Erde entwickelte und gestaltete, darzulegen; zeigt, wie die Organisation aller Erdgeschöpfe ihrem Dasein und ihrem Zwecke angemessen ist, zergliedert die körperliche und geistige Einrichtung des Menschen und weist auf das klarste dessen Bestimmung zur Humanität und Unsterblichkeit nach. Dann läßt er uns erkennen, wie die Menschen, je nach ihrem Wohnorte, ihrer Beschäftigung und ihrem Schicksale das geworden, was sie sind, daß sie aber unter allen Verhältnissen Menschen, unsere Brüder bleiben, und führt uns dann durch das wechselnde Schauspiel des Emporblühens und Vergehens der einzelnen Völker bis zur Geschichte der Kreuzzüge, richtet aber hierbei stets unsern Blick auf die trotz der Vernichtung des Einzelnen stets fortschreitende allgemeine Bildung des Menschengeschlechtes zur Humanität und Vervollkommnung. Ueberall aber lehrt er uns die Güte und Weisheit des großen Weltenschöpfers erkennen, und heiligt so durch die Erweckung der reinsten und innigsten Liebe zu Gott und den Menschen unser Inneres zu den großartigsten und erhebendsten Gefühlen und Thaten für die Pflege und Verbreitung der Humanität. So kämpft er siegreich gegen jedes engherzige Abschließen der Menschen nach Religionen, Völkern, Farben und Ständen; überall ist der Mensch unser Bruder, und wenn wir auch verschieden seyn mögen, immer sind wir die Kinder Eines Vaters, zu gleichem Zwecke, zu gleichem Genusse menschlichen Glückes bestimmt.

Während Herder mit diesem unsterblichen Werke beschäftigt war, wurde es ihm endlich möglich, den Lieblingswunsch seiner Jugend zu erfüllen. Er unternahm eine Reise durch Franken, Baiern und Tyrol nach Italien und sah Rom, Neapel und Florenz. Wie tief mag einen solchen Mann der Anblick dieser Länder und Städte bewegt haben, zu deren Ausschmückung und Verherrlichung Natur, Kunst und Geschichte in nie gesehenem Wetteifer gewirkt haben! Mit neuem Lebensmuthe und herrlichen Planen für seine künftige Wirksamkeit kehrte er nach Weimar zurück, das ihn, da er einen abermaligen höchst ehrenvollen Ruf nach Göttingen ablehnte, als neu geschenkt begrüßte. Auch fand er jetzt in seiner Thätigkeit für die Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens mehr Unterstützung und Förderung,

beſonders, nachdem er als Vicepräſident und ſpäter als Präſident des Konſiſtoriums ſeinen Unternehmungen mehr Nachdruck geben konnte. Unter ſeiner Leitung wurde das Gymnaſium reformirt, ein Schullehrer-Seminar gegründet und die Einrichtung des Waiſenhauſes verbeſſert. Nicht nur durch dieſe von ihm hervorgerufenen und verbeſſerten Anſtalten war er für das Erziehungsweſen thätig, ſondern er ſchrieb auch ſelbſt treffliche Lehrbücher für die Jugend und gab Luthers Katechismus neu heraus.

Dabei lebte er glücklich in ſeinem häuslichen Kreiſe, geliebt und verehrt von einer ihm gleichgeſinnten Gattin, von mehren wohlgerathenen Söhnen und hoffnungsvollen Töchtern, deren Erziehung er mit der ſorgſamſten Liebe leitete. Vertraute Freunde ſchloſſen ſich an, unter dieſen beſonders Georg Müller, der Bruder des Geſchichtsſchreibers, und der gleich geiſt- als gemüthreiche Jean Paul Friedrich Richter. Die ihm von dem damaligen Kurfürſten von Baiern ertheilte Adelswürde war ein erfreuliches Zeichen fürſtlicher Anerkennung eines durch Geiſtes- und Seelenadel ſo hervorragenden Mannes. Für Herder's Kinder knüpften ſich zugleich manche Ausſichten für deren künftige Lebensſtellung daran.

Aber ſchon ſeit dem Anfange des Jahres 1801 war Herder leidend. Seine Geſundheit war durch die Reizbarkeit ſeiner Nerven angegriffen, und ſeine Augen waren ſo geſchwächt, daß er dadurch am Arbeiten gehindert wurde. Mehre Badekuren hatten wohl zeitweiſe Erleichterung, aber keine gänzliche Hebung ſeines Leidens bewirkt. Deß ohnerachtet war er unausgeſetzt thätig. In den Briefen zur Beförderung der Humanität und in der Adraſtea arbeitete er fortwährend für Verbreitung der Humanität. Aus dem Standpunkte derſelben würdigte er Zeiten, Regenten und Schriftſteller und zeigt ihre Verdienſte um die Humanität. Vor Allem war es aber hierbei, wie in ſeiner ganzen Wirkſamkeit ſein Streben, die große Kluft, welche die deutſche Gelehrſamkeit zwiſchen dem Wiſſen und Thun geöffnet, zu ſchließen, und durch das Gefühl und die Ueberzeugung auf den Willen zu wirken, daß er zur That werde. Und wenn jetzt unſere Zeit das Streben auszeichnet, die Wiſſenſchaft und das Leben zu vermitteln, die Ideen zur Wirklichkeit zu führen; ſo iſt es Herder, der dieſe große Umgeſtaltung unſeres deutſchen Lebens zuerſt angeregt und mit ru-

ſtigem Eifer für dieſelbe gekämpft hat. Er iſt ein leuchtendes Vorbild geworden; in ihm waren Wiſſen und Thun Eins.

Eine zwei Monate lange Krankheit, während welcher ſeine Natur mit allen den verſchiedenartigen Leiden zu kämpfen hatte, von denen ſie bereits ſeit längerer Zeit angegriffen war, endete nach mehren Nervenſchlägen am 18. Dezember 1803 die thatenreiche Laufbahn des edelſten Verfechters der Humanität. Er ſchied zum herben Schmerze ſeiner Familie, ſeiner Freunde und Verehrer, zum unerſetzlichen Verluſte für ſein Volk und für die Menſchheit. Doch der Samen, den er geſtreut, iſt nicht verloren; er keimt und blüht, und ſeine Früchte werden bleiben zur Erquickung und Veredelung der Menſchheit. Sein Geiſt aber hat ſich erhoben über der Erde niedere Räume zum beſeligenden Anſchauen jener lichten Sphären, die er ſo tief geahnet, ſo erhaben verkündet, und auf die er ſo bedeutungsvoll hinweiſt in den letzten Worten, die er für ſeine Adraſtea ſchrieb, wenn er mit Gerſtenberg ſingt:

„In neue Gegenden entrückt
Schaut mein begeiſtert Aug umher; erblickt
Den Abglanz höh'rer Gottheit, ihre Welt
Und dieſe Himmel, ihr Gezelt!
Mein ſchwacher Geiſt, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht und ſchweigt."

Benhard.

Johann Sebaſtian Bach.

Groß und vielſeitig ſind deutſche Beſtrebungen in dem Bereich der Künſte ſtets geweſen und in ewiger Glorie ſtrahlen uns die Namen unſerer Meiſter für alle Zeiten entgegen; allein mit ganz beſonderm Stolze dürfen wir auf die Werke der Tonkunſt blicken; hier beſitzen wir einen ſolchen Reichthum, wie ihn keine andere Nation aufzuweiſen vermag und wir nennen das Gediegenſte, Größte und Erhabenſte darin unſer Eigenthum. Nichts von dem was wir unſer nennen, genießt aber auch einer ſo ausſchließlichen Verehrung und Anerkennung aller gebildeten Nationen als der harmoniſche Schatz, der in den Werken unſerer Tonſetzer ruht. Wenn auch die Fremden in anderen Kunſtbereichen uns mit mehr oder minderm Rechte gleichzuſtehen vermeinen, oder uns gar überbieten zu können glauben; in der Tonkunſt erkennen ſie uns den Vorrang zu; und wenn ſie ihrem Herzen ein gefühlvolles Feſt, ihren Ohren einen Schmaus bereiten wollen, in den Hofkonzerten Frankreich's und England's, bei großen feierlichen Gelegenheiten, bei Muſikfeſten, deren Kräfte von weit und breit her verſchrieben werden, immer herrſcht deutſcher Tonſatz vor, immer ſucht man deutſchen Chorgeſang herbeizuziehen, und ein deutſcher Meiſter wird eingeladen die Aufführung zu leiten. Mit dieſer fremden Anerkennung lag nun aber freilich bisher die eigene Vernachläßigung des Deutſchen im Streite, die ſich auch, namentlich im Bereiche der Oper in der Vorliebe für den italieniſchen Geſang deutlich kund gibt; allein das kann getroſt auf Rechnung der Mode geſchrieben werden, die heute ſo, morgen ſo die Menge leitet, wandelbar iſt, wie ſonſt nichts auf der Welt, und deren Aeußerungen den warmen Kunſtfreund

nicht bekümmern dürfen, da Alles, was von ihr ausgeht, nicht tiefer eingreift, und das Wahre, Schöne, das im ächten Sinne des Wortes Gediegene, auch ewig dem Strebenden vorleuchten und jedem Sinnigen nur allein Genuß gewähren wird.

Zu den Namen, welche den größten Tonsetzern unserer Nation beizuzählen sind, gehört aber unstreitig Johann Sebastian Bach. Nur in seiner frühern Zeit blieb er von dem Einflusse der Mode nicht völlig unberührt, dann aber schälte er sich davon los und sein innerster Kern trat wie hellpolirtes Metall, rein und makellos an's Tageslicht. Er erhielt den Ruf des ersten Klassikers im Tonsatze von den bedeutendsten Stimmführern und Niemand ist da, der ihm bis jetzt diesen Titel streitig zu machen gewagt hätte. Dennoch aber ist dieser Name so wenig in die Masse gedrungen und Der oder Jener, der ihn schon hörte und wohl auch vom Hörensagen ihn mit einem gewissen Grade von Ehrfurcht nachspricht, weiß sich keine klare Rechenschaft zu geben, weil die Werke des Mannes ihm unbekannt geblieben sind.

Um dieß zu begreifen, muß man ihn in seinen engeren Lebensverhältnissen kennen zu lernen suchen, vor Allem aber auch sich mit den Eigenthümlichkeiten des Geschlechtes bekannt machen, dem er entsprossen ist.

Fast zweihundert Jahre lang war die edle Musica heimisch unter den Vorfahren Johann Sebastians, und nicht bloß wurde sie zu Lust und Ergötzen geübt, wie es wohl heutzutage auch Leute treiben, die sich Dilettanten nennen, sondern sie war dort ganz eigentlich zum Lebensberuf erkoren, und wurde daher mit besonderem Fleiße gepflegt und ausgeübt. Der uns bekannte Stammvater der Familie war Veit Bach, der als Bäckermeister zu Preßburg in Ungarn seßhaft war, allein beim Ausbruch der Religionsunruhen im sechszehnten Jahrhundert seinen Wohnort verließ und nach Thüringen übersiedelte, wo er Ruhe und Sicherheit zu finden hoffte. Er wählte ein Dorf bei Gotha, Wechmar, zu seinem Aufenthalte, und begann dort die Bäckerprofession von Neuem. Zu seiner Erholung spielte er die Zither und er liebte dieses Instrument so leidenschaftlich, daß er es überall, wo es sich nur thun ließ, mit sich führte. Selbst in der Mühle spielte er darauf trotz Klappern und Lärmen. Diese Neigung zur Musik nährte er auch bei seinen Kindern, welche es eben so bei den Ihrigen machten, bis endlich die ganze

Sippschaft aus musikalischen Leuten bestand, die nunmehr die Tonkunst zu ihrer Hauptbeschäftigung zu machen begannen, und bald die meisten Kantor-, Organisten- und Stadtmusikanten-Stellen im thüringer Lande inne hatten. Wenn nun auch Keiner von ihnen eines besondern Ruhmes in der musikalischen Welt theilhaftig wurde, so zeichneten sich doch schon damals Einige des Namens Bach unter ihren Zeitgenossen vortheilhaft aus. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ließ bereits ein Graf von Schwarzburg-Arnstadt drei Enkel des alten Veit Bach auf seine Kosten nach Italien reisen, um sich dort in der Kunst zu vervollkommnen. Ob sie bedeutend wurden, kann indeß nicht gesagt werden, da von ihren Kompositionen uns nichts aufbehalten wurde.

Die Söhne dieser drei, also die Urenkel des alten Veit sind uns schon bekannter geworden, indem der große Johann Sebastian Bach bemüht war, Einiges aus ihren Werken zu sammeln. Der Eine von ihnen, welcher Johann Christoph hieß und Hof- und Stadtorganist in Eisenach war, componirte mit zweiundzwanzig obligaten Stimmen und in Rücksicht auf Harmonie vollkommen rein, welches in damaliger Zeit die größte Bewunderung erregte. Ein Anderer, Johann Bernhard mit Namen, Kammermusikus zu Eisenach, soll vorzüglich schöne Ouvertüren in französischer Art gesetzt haben.

Diese Männer wären gewiß zu größerem, weiter verbreitetem Ansehen gelangt, wenn sie nicht mit so treuherziger Liebe an ihrer Scholle gehaftet hätten, und gleich Anderen es gewagt haben würden, Reisen in's Ausland zu unternehmen. Allein dieß ist ein charakteristischer Zug in dem Leben dieser alten Meister. Genügsam von Natur und durch ihre Erziehung noch mehr darin bestärkt, bedurften sie nur wenig zum Leben, welches durch die gewissenhafte Ausübung und die andächtige Liebe zu ihrer Kunst den höchsten Reiz erhielt; ohne Neid sahen sie Reichthümer und Ehren auf Fremde übergehen und dachten sich dabei wohl: daß Jene ohne solche sogenannte Auszeichnungen nicht glücklich gewesen wären. Nächst diesem schönen Triebe zur Genügsamkeit beseelte die Glieder der Bach'schen Familie überdieß auch noch eine große Anhänglichkeit zu einander. Sie lebten zerstreut im ganzen thüringer Lande umher, später dehnten sie sich auch nach Ober- und Niedersachsen, ja bis nach Franken aus, allein einmal im Jahre kamen sie

doch an einem bestimmten Tage an einem Orte zusammen. Sie wählten dazu gemeinhin Erfurt, Eisenach oder Arnstadt. Musik war die Seele dieser Zusammenkünfte, denn die Mitglieder der Familie waren ja sämmtlich Kantoren, Organisten und Stadtmusikanten. Nach der Sitte damaliger Zeit begann das Fest andächtig mit einem Chorale, dann ging man zu Weltlichem über und schloß mit heiteren Scherzen. Einer dieser Letztern war eigenthümlicher Natur und verdient hier besonders erwähnt zu werden. Sie sangen nämlich lustige Volkslieder aus dem Stegreif, doch so, daß die verschiedenen extemporirten Stimmen eine Art von Harmonie bildeten, während die Texte aber in jeder Stimme etwas Anderes ausdrückten. Sie nannten diesen musikalischen Schwank Quodlibet, und erheiterten nicht nur sich, sondern erregten auch dadurch bei Allen, welche zuhörten, ein unwiderstehliches Lachen. Man glaubte, daß sich von diesen Anfängen die erste komische Oper in Deutschland herschreiben lasse, allein der gelehrte musikalische Kunsthistoriker und Kritiker J. N. Forkel widerspricht dieser Annahme, indem dergleichen Quodlibete nicht von den Bach's erfunden wurden, sondern schon weit früher, zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts bestanden haben sollen.

Es schien uns nöthig, diese kurze Schilderung einer Familie hier herzusetzen, aus der das große Licht in der Tonkunst hervorging, das seiner Zeit nicht nur voranleuchtete, sondern auch für ewige Zeiten als ein Stern erster Größe glänzen wird.

Es war um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, als zwei Brüder in der Bach'schen Familie eine ganz besondere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Sie waren Zwillinge und einander so ähnlich, daß selbst ihre Frauen sie nur durch die Kleidung zu unterscheiden vermochten. Beide liebten sich auf's Zärtlichste; Sprache, Gesinnung, der Styl ihrer Musik und die Art ihres Vortrags, Alles war einander gleich. Wenn einer krank war, war es auch der Andere. Auch starben sie bald nach einander. Der Eine dieser merkwürdigen Geschwister, hieß Johann Ambrosius und war Hof- und Stadtmusikus zu Eisenach, ihm wurde am 21 März 1685 ein Sohn geboren, den er Johann Sebastian taufen ließ, allein schon im Jahre 1695, als dieser Sohn noch nicht das zehnte Jahr vollendet hatte, nahm der Vater Abschied vom Leben und Johann Sebastian, dessen Mutter schon früher gestorben war,

wurde von ſeinem älteren Bruder Johann Chriſtoph, welcher Organiſt in Ordruff war, in's Haus genommen. Von dieſem bekam er den erſten Unterricht im Klavierſpiel. Die Fortſchritte, die er machte, waren erſtaunlich; bald war ihm nichts mehr ſchwer genug. Sein Bruder beſaß ein Heft, in welchem Kompoſitionen der damals berühmteſten Meiſter im Klavierſpiel, eines Froberger, Fiſcher, Karl, Pachelbel, Buxtehude, Bruhns, Böhm enthalten waren. Dieſes Buch zu erhalten, war des kleinen Sebaſtians ſehnlichſter Wunſch, allein ſein Bruder that mit ſeinem Schatz ſehr geheim und wollte ihm denſelben nicht einhändigen. Dadurch wuchs die Begierde bei dem Kleinen nur um ſo mehr und er wußte ſich das Buch endlich durch Liſt zu verſchaffen. Kaum ſah er ſich in dem Beſitz deſſelben, ſo machte er ſich darüber her, das Ganze abzuſchreiben, da dieß Geſchäft jedoch nur verſtohlen abgemacht werden konnte, ſo ſchrieb er nur bei mondhellen Nächten und brachte damit ſechs volle Monate zu. Hocherfreut darüber, daß er endlich ſich ſeines Schatzes bedienen konnte, verrieth er ſich und ſein Bruder entzog ihm die mühſam erworbene Handſchrift und gab ſie ihm trotz alles Weinens und Bittens nicht wieder. Erſt nach dem bald darauf erfolgten Tod ſeines Bruders, kam ihm die Abſchrift in die Hände; allein jetzt ſtand er abermals verwaiſt da.

Er ſchloß ſich einem ſeiner Mitſchüler, Namens Erdmann, an, der nach Lüneburg ging. Hier gelang es ihm wegen ſeiner ſchönen Diskantſtimme, in den Chor der Michaelisſchule aufgenommen zu werden; aber bald verlor er ſeinen Diskant, ohne eine andere gute Stimme ſogleich dafür zu erhalten. Er reiſte nun nach Hamburg und Celle; in der erſteren Stadt hörte er den damals berühmten Organiſten Johann Adam Reinken, in der Letzteren lernte er die aus Franzoſen beſtehende Kapelle kennen und machte ſich mit dem muſikaliſchen Geſchmack dieſer Nation bekannt, deren damaliger größter Meiſter Lully war. Einen beſondern Einfluß dieſer Kenntniß auf Sebaſtian Bach und ſeine Kunſt iſt jedoch nicht erſichtlich.

Von Lüneburg kam Bach, als er achtzehn Jahre alt war, nach Weimar, wo er Hofmuſikus wurde. Hier mochte es ihm jedoch nicht gefallen haben, und ſchon im nächſten Jahre ſehen wir ihn als Organiſt in Arnſtadt, wo er ſich mit ſiebzig Thalern jährlichen Gehalts begnügte und froh war, daß ihm

Muße blieb, eine Fußreiſe nach Lübeck anzutreten, um den dortigen Organiſten an der Marienkirche, Dietrich Burtehude, zu hören, deſſen Kompoſitionen er kannte und verehrte. So einfach und beſcheiden waren die Anſprüche, die ein deutſcher Künſtler von damals machte; man vergleiche ſie einmal mit denen der heutigen! Im Jahre 1707 übernahm er den Poſten eines Organiſten an der St. Blaſiuskirche zu Mühlhauſen, allein kaum hatte er ihn angetreten, ſo machte er eine Reiſe nach Weimar und gefiel dem Herzoge ſo ſehr durch ſein Orgelſpiel, daß dieſer ihn zu ſeinem Hoforganiſten ernannte. Wir erblicken Bach jetzt in einem großen Wirkungskreiſe, der dadurch noch mehr erweitert wurde, daß der Herzog ihn zu ſeinem Konzertmeiſter erhob, und ihm die Kompoſition und Direktion der Kirchenmuſik übertrug.

In dieſer ſo vortheilhaften Stellung erreichte Bach das zweiunddreißigſte Lebensjahr, und ſtand bereits auf dem Gipfel ſeiner Kunſt und des Ruhmes. Sein Bildungsgang war ſtille und geräuſchlos vorangeſchritten; er hatte unabläſſig ſtudirt, geſpielt und componirt und beherrſchte die Kunſt in ſolchem Grade, daß er von ſeinen mitſtrebenden Zeitgenoſſen wie ein Rieſe betrachtet wurde. Ein Zufall ſollte noch dazu kommen, dieſe Meiſterſchaft in's hellſte Licht zu ſetzen.

Ein franzöſiſcher Orgelſpieler Marchand, der ſeiner Anmaßungen wegen vom Hofe zu Paris entfernt worden war, erſchien in Dresden und gefiel dem Könige von Polen und Kurfürſten von Sachſen ſo ſehr, daß er ihn in ſeine Dienſte nehmen wollte. Der dortige Konzertmeiſter Volumier, der Bach's Spiel kannte und wohl wußte, daß es in Zierlichkeit und Feinheit dem Spiele des Fremden nicht nachſtand, ihm aber an Tiefe und Gedankenfülle weit vorzuziehen ſei, verſprach dem Könige ein beſonderes Vergnügen davon, beide Virtuoſen mit einander in demſelben Konzerte wetteifern zu ſehen und veranlaßte ihn, Bach zu dieſem Zwecke nach Dresden zu berufen. Bach erſchien und Volumier verſchaffte ihm Gelegenheit ſeinen Gegner, ohne daß es dieſer wußte, zu hören. Der deutſche Meiſter verlor dadurch den Muth nicht, ſondern ſchrieb auf der Stelle an den Franzoſen, er möge ſich mit ihm in einen Wettſtreit einlaſſen, wobei er ſich anheiſchig machte, Alles was ihm Monſieur Marchand aufgeben würde, aus dem Stegreiſe auszuführen, von ihm ſich aber die gleiche Bereitwillig-

keit erbat. Jener ging darauf ein, und der König, ſo wie der ganze Hof, verfügten ſich zur beſtimmten Stunde in das Local, wo dieſes merkwürdige Konzert ſtatt finden ſollte. Allein nur Bach erſchien; Marchand hatte ſich heimlich aus Dresden entfernt. War nun dem deutſchen Künſtler der Kampfplatz geblieben, ſo blieb ihm aber auch der Sieg; er ließ ſich hören und erregte die außerordentlichſte Bewunderung.

Von Weimar begab ſich Bach als Kapellmeiſter an den Hof des Fürſten Leopold von Anhalt-Köthen, der für einen großen Kenner der Muſik galt und in dieſer Stellung blieb er ſechs Jahre. Nur eine Reiſe unternahm er von hier aus nach Hamburg, wo er ſich auf der Orgel hören ließ, bei welcher Gelegenheit ſein früheres Vorbild, der alte, faſt hundertjährige Organiſt Reinken ihm zurief: Ich dachte, dieſe Kunſt wäre ausgeſtorben; ich ſehe aber, daß ſie in Ihnen noch lebt.

Achtunddreißig Jahre war Bach alt, als er den Ruf an die Thomasſchule in Leipzig erhielt, um dort Muſikdirektor und Kantor zu werden, welchen Poſten er bis an ſein Ende bekleidete. Er wurde nun auch vom Herzog von Weißenfels zum Kapellmeiſter ernannt, und von Dresden aus ertheilte man ihm den Titel eines Königlich Polniſchen und Kurfürſtlich Sächſiſchen Hofcompoſitörs. Einen Glanzpunkt in dem ſonſt ſo ſtillen und einfachen Leben Bach's wollen wir hier noch anführen. Einer ſeiner talentvollen Söhne, die nach dem in der Familie heimiſch gewordenen Grundſatze, alle Muſiker von Profeſſion waren, wurde bei der Thronbeſteigung Friedrich's des Großen, der bekanntlich die Kunſt ſelbſt übte und pflegte, zur Kapelle nach Berlin berufen. Dieß war der gleichfalls berühmte Künſtler Karl Philipp Emanuel, ein würdiger Sohn ſeines Vaters. Johann Sebaſtian galt nach dem Ausſpruche Aller für den erſten Meiſter im ernſten Satze ſo wie im Spiel des Klaviers und der Orgel. Der junge, geiſtreiche Monarch trug Luſt, ihn zu hören, und äußerte dieß dem Sohne, welcher es ſeinem Vater nach Leipzig meldete, der jedoch theils aus angeborener Gleichgültigkeit gegen Alles was wie Eitelkeit oder Ruhmſucht ausſah, theils wegen überhäufter Geſchäfte, nicht darauf achtete und der Einladung nicht nachkam. Endlich wurde aber der König dringender und fragte ſchon ziemlich ungehalten ſeinen Hofmuſikus: warum denn ſein Vater nicht

komme. Dieß bestimmte den Sohn, des Königs Wunsch dem Vater wiederholt mitzutheilen, und Johann Sebastian konnte endlich nicht umhin, sich nach Berlin zu verfügen. Er nahm seinen ältesten Sohn Wilhelm Friedemann mit, der auch einer der größten Orgelspieler war.

Beim Könige von Preußen war gerade Konzert, an dem der Monarch selbst als Flötenspieler thätigen Antheil nahm, als ein Offizier eintrat, und den Rapport der angekommenen Fremden überbrachte. Der König hatte kaum einen Blick auf den Zettel geworfen, als er die Flöte aus der Hand legte und freudig ausrief: Meine Herren, der alte Bach ist gekommen! Sogleich wurde der Alte auf das Schloß beschieden, der trotz seiner geraden Weise doch in einige Verlegenheit gerieth, so mir nichts dir nichts im Reisekleide vor dem großen Könige zu erscheinen. Bach mußte sogleich die in verschiedenen Gemächern des Schlosses herumstehenden Silbermann'schen Fortepiano's probiren, welche als die vorzüglichsten jener Zeit galten, und statt des unterbrochenen Konzerts ein anderes durch seine Phantasien zum Besten geben, wobei der König und die ganze ihn begleitende Kapelle die Zuhörer waren. Er bat sich von Friedrich ein Fugenthema aus, das er auf die bewundernswertheste Weise aus dem Stegreife durchführte, dann gab er auf den Wunsch des Königs noch eine Fuge mit sechs obligaten Stimmen zum Besten, zu welcher er selbst das Thema wählte, indem nicht jedes zu solcher Vollstimmigkeit geeignet ist. Andern Tages wurde Bach ebenso zu allen Orgeln in Potsdam geführt, wo er sich gleichfalls hören lassen mußte und gleiche Bewunderung erregte. Nach seiner Zurückkunft in Leipzig arbeitete er das vom König erhaltene Thema drei- und sechsstimmig aus, und ließ es unter dem Titel „Musikalisches Opfer" mit einer Widmung an Friedrich den Großen erscheinen.

Jetzt unternahm der Meister keine Reise mehr. Sein anhaltender Fleiß, besonders in jüngern Jahren, wo er zwischen Tag und Nacht bei seinen Studien keinen Unterschied machte, hatte sein Gesicht geschwächt. Er litt am Staar, und ein aus England gerade in Leipzig anwesender Augenarzt, versuchte auf das Zureden von Bach's Kindern und Freunden die Operation, die aber zweimal mißglückte. Er wurde jetzt vollkommen blind, und nun erlag auch sein bis dahin so starker Körperbau. Er

kränkelte noch ein halbes Jahr und ſtarb am Abend des dreißigſten Julius 1750 im ſechsundſechszigſten Jahre ſeines Alters. Seltſam war es, daß er am Morgen des zehnten Tages vor ſeinem Ende plötzlich wieder ſehen, und das Licht ertragen konnte; bald darauf aber trat ein Schlagfluß ein, dem ſein ohnehin abgematteter Körper gänzlich erlag.

Er hinterließ aus zwei Ehen zwanzig Kinder, nämlich eilf Söhne und neun Töchter; wie ſchon oben erwähnt wurde, ſind einige der erſteren, wie Philipp Emanuel und Friedemann Bach, als Muſiker und Komponiſten in die Fußtapfen ihres Vaters getreten, und haben gleich ihm bei ihren Zeitgenoſſen großen Ruhm erlangt.

Nachdem wir nunmehr das ſo höchſt einfache und beſcheidene Leben des großen deutſchen Künſtlers in wenigen Umriſſen ſkizzirt haben, bleibt uns noch übrig darzuthun, von welcher Art denn ſeine Kunſt eigentlich war, die nicht nur ſo mächtig auf ſeine Zeitgenoſſen wirkte, ſondern ihn auch zur Quelle werden ließ, aus der die ſpäteren gewaltigen Genien eines Mozart, Beethoven und vieler Anderen, Lehre und Befruchtung ihrer Ideen ſchöpften, und die ihn noch Heute als ein Muſter der tiefſinnigſten Auffaſſung der Harmonie und ihrer Darſtellung in einer ſtrengen und grandioſen Form, geeignet erhebende Gefühle und andächtigen Sinn zu erwecken, erſcheinen läßt.

Was Bach als Klavier- und Orgelſpieler war, iſt für uns natürlich nicht mehr in eine faßliche Vorſtellung zu bringen. Von ſeinen Zeitgenoſſen ward er bewundert, ob er dieſe Bewunderung noch jetzt, wo das Techniſche des Klavierſpiels bis zum Unglaublichen geſteigert worden iſt, bei dem Publikum im weiteren Sinne erregen würde, muß verneint werden. Daß ſeine Art, die Taſteninſtrumente zu behandeln, von der ſeiner Zeitgenoſſen und Vorgänger himmelweit verſchieden geweſen ſeyn müſſe, iſt jedoch jedenfalls anzunehmen. Allein ſelbſt der gelehrte Forkel, deſſen Kenntniſſen und Forſchungen wir ſo Vieles über den frühern Zuſtand der Muſik in Deutſchland zu danken haben, vermochte es nicht ausfindig zu machen, wodurch ſich Bach vornehmlich in dieſer Hinſicht hervorthat. Wahrſcheinlich lag es in ſeiner leichten, zwangloſen Bewegung der Finger, in dem ſchönen Anſchlage, in der Deutlichkeit und Schärfe der Verbindung auf einander folgender Töne, in einer vortheilhaften bisher ungekannten Fingerſetzung, in der gleichmäßigen

Bildung und Uebung aller Finger beider Hände, in der großen Mannigfaltigkeit seiner melodischen Figuren, wodurch er sich eine Allgewalt über das Instrument verschaffte, so daß es für ihn nach dem damaligen Zustande der Dinge, keine Schwierigkeiten mehr gab. Eben so groß war auch seine Fertigkeit, Partituren zu übersehen und ihren wesentlichen Inhalt beim ersten Anblick auf dem Klavier vorzutragen.

Nächst diesen glänzenden Eigenschaften, die ihn bei seinen Zeitgenossen in so großes Ansehen hoben, waren es nun aber seine Verdienste als Komponist, die ihm den bleibendern Nachruhm sicherten. Seine Orgelkompositionen verschmähten das Gewöhnliche und Alltägliche und hier erreichte er den wahrhaft heiligen Styl wie kein Anderer, ein Styl, der die Zuhörer mit Schauer und Bewunderung erfüllt, und der aus dem innersten Wesen des Mannes strömte, der dieser Mann so ganz selbst war.

Durch die Art, wie Johann Sebastian Bach die Harmonie und Modulation behandelte, mußte nothwendig auch seine Melodie eigener Art seyn. Forkel, den wir schon oben anführten, bemerkt, daß bei der Vereinigung mehrer zugleich mit einander fortlaufenden Melodien, welche sämmtlich singbar seyn sollen, keine einzelne so hervorstechend seyn kann, daß sie die Aufmerksamkeit des Zuhörers auf sich allein ziehen könnte. Dieses Hervorstechende müssen gleichsam alle mit einander theilen, so daß bald die eine, bald die andere Melodie vorzüglich glänzen wird, dennoch aber von den neben ihr herlaufenden, ebenfalls singenden Stimmen vermindert zu werden scheint, weil die Aufmerksamkeit des Zuhörers dadurch getheilt wird. Dieses scheint jedoch nur so, denn im Grunde wird jener Glanz nicht vermindert, sondern vielmehr erhöht, wenn der Zuhörer Uebung genug hat, das Ganze auf einmal übersehen und fassen zu können. Deßhalb sollten sich die wahren Freunde und Verehrer der Tonkunst diese Uebung durch das recht oftmalige Anhören solcher strengen Werke zu verschaffen suchen; sie würden hieraus eine Quelle neuen, nachhaltigen Genusses erwachsen sehen, wie er ihnen von der leichten Waare der Mode und des Augenblicks nie geboten wird.

Die Fuge, worin Sebastian Bach so unerreicht dasteht, schildert Forkel so: ein charaktervolles Thema, ununterbrochen bloß aus demselben hergeleiteter, eben so charaktervoller Ge-

ſang von Anfang bis an's Ende; nicht bloß Begleitung in den übrigen Stimmen, ſondern in jeder ein ſelbſtſtändiger mit den andern einverſtandener Geſang, wiederum vom Anfange bis an's Ende; Freiheit, Leichtigkeit und Fluß und Fortgang des Ganzen; unerſchöpflicher Reichthum an Modulation, mit untadelhafter Reinheit verbunden; Entfernung jeder willkührlichen, nicht zum Ganzen nothwendig gehörigen Note; Einheit und Mannigfaltigkeit im Styl, im Rhythmus und in den Tonfüßen und endlich ein über Alles verbreitetes Leben, wobei es dem Spieler oder Hörer bisweilen vorkommt, als wenn alle Töne in Geiſter verwandelt wären, dieß ſind die Eigenſchaften der Bach'ſchen Fuge, Eigenſchaften, die bei jedem Kenner, welcher weiß, was für ein Maß von Geiſteskraft zur Hervorbringung ſolcher Werke erforderlich iſt, Bewunderung und Staunen erregen müſſen.

In ſeinen Geſangkompoſitionen zeigte ſich Bach eben ſo vollendet. Er hatte ſtets den Inhalt der ganzen Aufgabe im Auge und nicht den Ausdruck einzelner Worte. Seine Chöre athmen Groſſartigkeit und Feierlichkeit. Ueberall herrſcht derſelbe Reichthum der Harmonie; ſeine Recitative ſind muſterhaft declamirt und in ſeinen Arien zeigen ſich die feinſten und ausdrucksvollſten Melodien. Unter ſeinen Motetten finden ſich mehre, die Alles übertreffen, was wir in dieſer Art beſitzen. Es ſind jedoch große Kunſtwerke, ſchwierig auszuführen und nur gehörig ſtark beſetzt, machen ſie die rechte Wirkung. Leipzig iſt der Ort, wo man ſie vorzugsweiſe noch trefflich zu hören bekommt.

Als Merkwürdigkeit verdient angeführt zu werden, daß Sebaſtian Bach, ein ſo freundlich geſelliger Mann er ſonſt auch war, nie ein Lied gemacht hat. Die kleinere, der geſelligen Unterhaltung gewidmete Kunſt lag ihm fern; er war tief, erhaben durch und durch, wenn er ſich in ſeinem Reiche bewegte, das er wie Keiner vor und mit ihm beherrſchte.

Er hatte eine Menge Schüler gebildet, welche nach ihm die eigenthümliche Bach'ſche Weiſe fortpflanzten, und auch ſo hat er ſegenreich für die ächte Bildung deutſcher Kunſt gewirkt, die überhaupt dieſem großen Manne unendlich viel zu danken hat. Unter ſeinen Schülern ſind vorzüglich zu nennen: Johann Kaſpar Vogler, der nicht mit dem ſpätern ſogenannten Abt Vogler zu verwechſeln iſt, Homilius zu Dresden, Krebs in

Altenburg, Agricola, Preußischer Hofkomponist, der berühmte Kirnberger zu Berlin, der die Kunst des reinen Satzes herausgab, Kittel in Erfurt, Voigt in Anspach und mehre Andere, wenn auch nicht wie diese hervorragende, doch tüchtige Männer ihres Faches. Hierzu kommen noch seine Söhne. Der älteste, Wilhelm Friedemann, der seinem Vater am nächsten kam, von dem aber nur wenige Kompositionen vorhanden sind, da er wenig schrieb und ein lockeres Leben geführt haben soll; Christian Philipp Emanuel, durchaus edel, wenn auch mehr volksthümlich in seinen Kompositionen, der es laut erklärte, daß er einen andern Styl, als den seines Vaters sich deßhalb erwählt habe, weil er jenen nie in seiner Größe erreicht haben würde; dann Johann Christoph Friedrich, minder bedeutend als die Vorigen; endlich Johann Christian, der sogenannte mailändische Bach und der jüngste der Brüder, der englische Bach, der seines Vaters eigenen Unterricht nicht mehr genoß und zu seiner Zeit ein beliebter Volkskomponist wurde. Auch diese Verdienste, die er um die sorgfältige Ausbildung seiner Schüler und die musikalische Erziehung seiner Kinder sich erwarb, zeichnen den Mann gewiß sehr ehrenvoll aus.

Wie er in seiner Kunst bewundernswerth war, so war er es auch in seiner Bescheidenheit. Nie gründete er auf seine große Ueberlegenheit besondere Ansprüche. Er war mild, freundlich und billig in seinem Urtheil. Wenn er gefragt wurde, wie er es denn angefangen habe, der Kunst in einem so hohen Grade mächtig zu werden, so pflegte er zu antworten: „Ich habe fleißig seyn müssen; wer eben so fleißig ist, der wird es eben so weit bringen." Er mochte gern fremde Musik hören und schätzte vor allen Andern: den kaiserlichen Oberkapellmeister Fux in Wien, Hasse, Händel, Graun, Benda. * Für die Oper im Allgemeinen, wie sie damals beschaffen war, konnte

* Von Fux haben sich keine Werke in der Ausführung bis auf unsere Zeit erhalten; auch von Hasse nicht, der in Italien siegreich, die große Oper nach damaligem Zuschnitt bei uns einheimisch machte; Händel, der Gewaltige, lebt noch immer in seinem Messias, Judas Maccabäus, Samson, Alexandersfest, in ewiger Macht der Jugend; Graun's Opern sind dagegen vergessen, doch ist sein Tod Jesu es nicht; Georg Benda's Melodramen, Medea, Ariadne konnten Bach wohl erst in den letzten Lebensjahren bekannt werden, es ist hier also wohl der große Violinist Franz Benda gemeint, der in Friedrich des Großen Kapelle als Konzertmeister angestellt war.

ein Geiſt wie Bach nicht ſehr eingenommen ſeyn, dennoch beſuchte er oft Dresden, wo Haſſe an der Spitze der Oper ſtand, und ſeine Frau, die berühmte Sängerin Fauſtina Haſſe geborene Bordoni aus Venedig glänzte. Gewöhnlich ließ Bach ſich von ſeinem älteſten Sohne begleiten, und ſoll dann zu ihm geſagt haben: Friedemann, wollen wir nicht die ſchönen Dresdener Liederchen einmal wieder hören? Forkel, der dieſen Zug uns bewahrt hat, fügt hinzu, daß er überzeugt ſei, Bach würde ſelbſt dieſen an ſich gewiß unſchuldigen Scherz wohl gegen Niemand als gegen ſeinen Sohn ſich erlaubt haben, der ſelbſt ſchon wußte, was in der Kunſt groß und was bloß ſchön und angenehm darin iſt. So waren dieſe alten Herren; mild, beſcheiden und freundlich, wie die ächte Größe ſtets iſt. Man möge nur einmal in unſeren Tagen hiezu die Parallelen ſuchen.

Bach's Loos im Leben war und blieb, trotz ſeines Namens und Ruhms, ſtets ein einfaches, von Glanz wie von Reichthum leer. Sein Amt war zwar für jene Zeit ſehr einträglich zu nennen, allein er hatte auch eine große Anzahl Kinder von den Einkünften deſſelben zu erziehen. Andere Hülfsquellen, die ihm aus der Ausbeutung ſeiner Kunſtfertigkeit, wie viele Andere ſie nicht verſchmähten, hätten erwachſen können, ſuchte er nicht. Seine Geſchäfte als Lehrer, ſeine Kompoſitionen und ſeine Kunſt überhaupt, nahmen ihn gänzlich in Anſpruch. Er liebte ein häusliches, ſtilles Leben, und war glücklich in der von ſeinen Voreltern ererbten Genügſamkeit. An Titeln und äußeren Ehren fehlte es ihm zwar nicht, doch ſuchte er ſie nie, ſondern ſie ihn.

Außer ſeinen zahlreichen Kompoſitionen hat Bach auch noch ein theoretiſch-praktiſches Werk hinterlaſſen, welches erſt nach ſeinem Tode im Publikum erſchienen iſt und „die Kunſt der Fuge" heißt. So vortrefflich und einzig dieſes Werk auch von allen Kennern befunden wurde, ſo machte es doch nur wenig Glück in Deutſchland. Leider daß wir es ſagen müſſen: wäre die Kunſt der Fuge außerhalb Deutſchlands erſchienen, von einem Manne der Bach's Anſehen gehabt hätte, ſo würden aus bloßem Patriotismus ſchon allein, viele Auflagen vergriffen worden ſeyn. Bei uns wurden kaum ſo viele Exemplare verkauft, als nöthig waren, um den Stich der Kupfertafeln zu bezahlen.

Ein anderes Werk dieser Art ist „das wohltemperirte Klavier, oder Präludien und Fugen durch alle Töne. Zum Nutzen und Gebrauch der lehrbegierigen musikalischen Jugend, wie auch den in diesem Studio schon habil seienden zum besonderen Zeitvertreib aufgesetzt und verfertigt."

Es würde zu weit führen, die große Menge Bach'scher Kompositionen hier anführen zu wollen, von der großen chromatischen Phantasie und Fuge an, bis zu den Sonaten, Präludien, Gique's und anderen Sachen für Klavier und Flügel; ferner die Sachen für die Orgel, die Konzerte für die Violine und das Violoncell.

Unter den Gesangkompositionen sind besonders fünf vollständige Jahrgänge von Kirchenstücken auf alle Sonn- und Festtage hervorzuheben, dann Oratorien, Messen, Kantaten, ein- und zweichörige Motetten u. s. w. Eines seiner bedeutendsten Werke ist die große Passionsmusik nach dem Evangelisten Johannes, die man in einigen größern Städten des Nordens, in unserm Vaterlande während der Charwoche wohl noch zu hören bekommt.

Unser Gewährsmann Forkel, dem wir das Umständliche aus Bach's Leben und Wirken zu danken haben, schließt sein Buch über ihn mit den gewiß zu beherzigenden Worten:

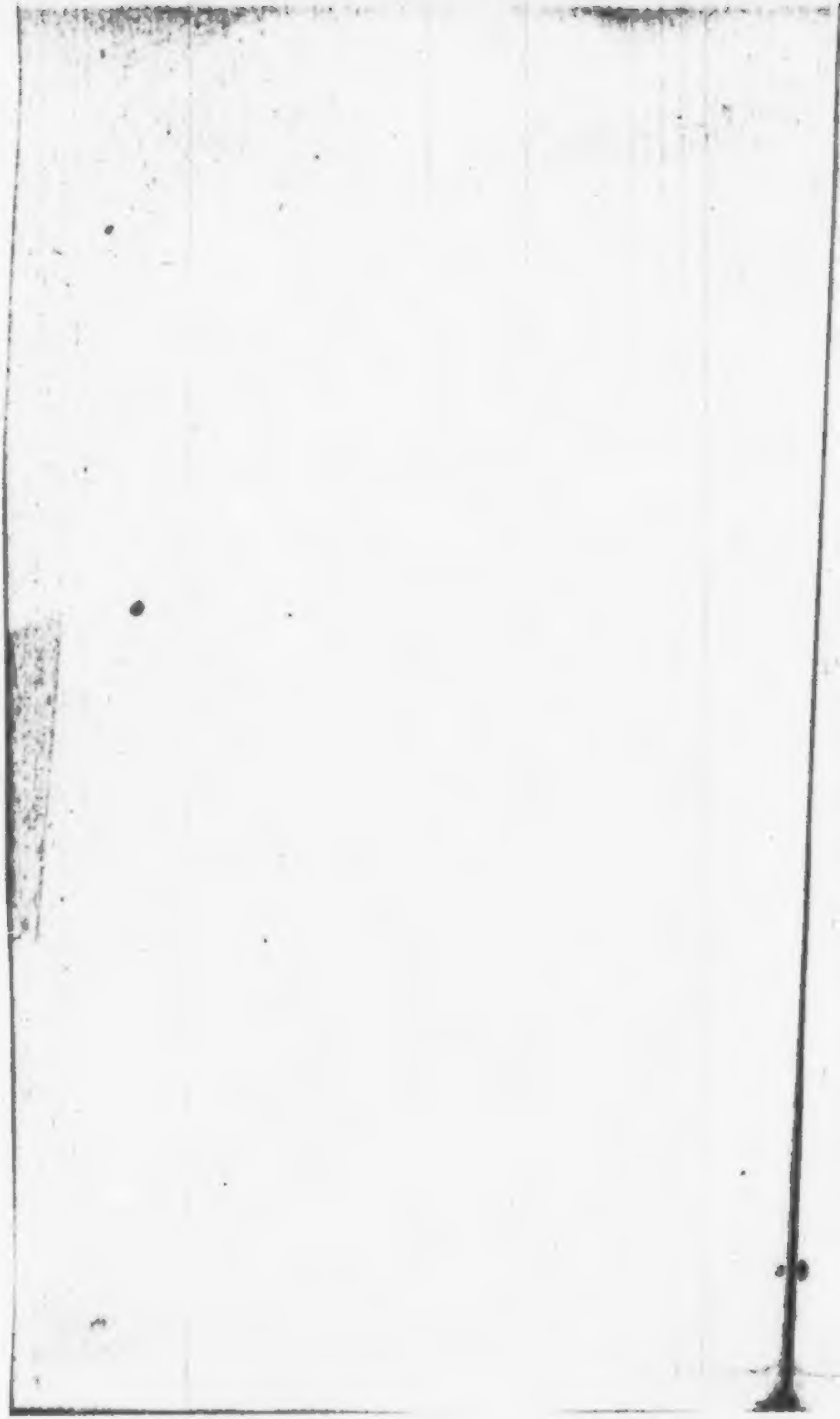
„Das Publikum will Alles menschlich haben und der wahre Künstler soll doch eigentlich Alles göttlich machen. Wie sollte also Beifall der Menge und wahre Kunst nebeneinander bestehen können? Diesen Beifall der Menge suchte daher Bach nie. Er arbeitete für sich; er erfüllte seinen eigenen Wunsch, befriedigte seinen eigenen Geschmack, wählte seine Gegenstände nach seiner eigenen Meinung, und war endlich auch mit seinem eigenen Beifall am zufriedensten. Der Beifall der Kenner konnte ihm sodann nicht entgehen. Wie könnte auch auf andere Art ein wahres Kunstwerk zu Stande gebracht werden? Derjenige Künstler, welcher sich bei seinen Arbeiten darauf einläßt, sie so einzurichten, wie es diese oder jene Klasse von Liebhabern wünscht, hat entweder kein Kunstgenie, oder er mißbraucht es. Sich nach dem herrschenden Geschmack der Menge zu richten, erfordert höchstens einige Gewandheit in einer sehr einseitigen Behandlungsart der Töne."

Bach, der selbstständige, feste Mann, meinte, der Künstler könne wohl das Publikum, aber das Publikum nicht den

Künſtler bilden, und der große Schiller ſagt: „Wo die Kunſt verfiel, iſt ſie ſtets durch die Künſtler verfallen.“ Nirgend läßt ſich dieſer Ausſpruch wohl mehr in Anwendung bringen, als auf das muſikaliſche Treiben in unſeren Tagen; denn nirgend geht die Bereitwilligkeit der Künſtler weiter Alles recht leicht und gefällig einzurichten, daß es jeder zu freiem Gebrauch benützen, in ſich aufnehmen, nachträllern und nachſpielen kann. Nirgend wird wie hier ſo ſehr dem gemeinen Sinnenkitzel nachgegeben und geopfert, der überall großen Lärm will, Tanzmaße oder weichliche und ſinnliche Weiſen. Es wäre übertrieben und hieße dem allgemeinen Zwecke der Tonkunſt zu nahe treten, wollte man den frohen Menſchen ihre Tänze, den Gefühlvollen, den Jüngern, den Heitern, ihre leicht ſingbaren Lieder verwehren und verdenken und den Muſikern es verargen, daß ſie auch ſolche Weiſen ſchaffen; allein darnach ſoll man ſtreben, dabei auch den Ernſt und die Würde der höheren Kunſt nach Kräften aufrecht zu erhalten, ihre Werke von Zeit zu Zeit durch wiederholte, gediegene Aufführungen in dem Gedächtniß aufzufriſchen und der Neigung und Luſt des Tages, der Mode eine Schranke entgegen zu ſtellen, daß ſie nicht über alle Gränze wuchere und den Geſchmack verwirre. Dieſe Wichtigkeit iſt nunmehr eingeſehen worden und der alte, faſt vergeſſene, das heißt von der leichtfertigen Menge vergeſſene, Sebaſtian Bach, iſt wieder den Leuten näher gebracht. Ein jüngerer Tonmeiſter unſerer Tage, Felix Mendelsſohn-Bartholdy, deſſen Oratorium Paulus ſo viele tauſend Herzen ſchon erfreut und erhoben hat und der es glücklich unternahm im tiefernſten Geiſte Bach's zu dichten, hat auch auf andere Weiſe viel zur Belebung dieſes ſeines großen Vorbildes unter uns gewirkt und ſo wie er es anregte, daß ihm zu Leipzig ein Ehrendenkmal geſetzt wurde, das man im letzten Sommer (1843) enthüllt und eingeweiht hat, ſo war er auch rüſtig bemüht, dort wo ſein Walten ſich erſtreckte, ſeine Zuhöherſchaft durch treffliche Aufführungen Bach'ſcher Werke, mit einer zwar ſehr ernſten, aber auch eben ſo tiefen Seite der Tonkunſt bekannt zu machen, die unſere Seele mit heiligem Schauer erfüllt, und uns das Geheimniß jener wunderbaren Wiſſenſchaft erſchließt, welche wir mit dem Namen Harmonie belegen und die ſich im All offenbaret, es durchdringt und durchgeiſtigt, es zuſammenhält und ihm ewige Dauer verleiht.

„Und dieser Mann,“ so ruft Forkel am Schluß seiner Abhandlung über Sebastian Bach begeistert aus, „der größte musikalische Dichter, den es je gegeben hat und den es wahrscheinlich je geben wird — war ein Deutscher. Sei stolz auf ihn, Vaterland; sei auf ihn stolz, aber, sei auch seiner werth!“ —

August Lewald.



Am Hofe von Neapel.

Am Hofe von Neapel.

Hiſtoriſcher Roman;

aus der Gegenwart

von

A. von L.

Erſter Band.

Celle.
Verlag der Schulze'ſchen Buchhandlung.
1861.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Druck von A. Grimpe in Hannover.

Inhalt.

		Seite.
I.	Ein ſinkender Glücksſtern	1
II.	Sturmwolken	18
III.	Ein Unheils-Sendling	32
IV.	Die Kerntruppen einer bourboniſchen Expedition	43
V.	Das Wiederfinden eines Liebespaares	61
VI.	Pöbel-Exceſſe	75
VII.	Wiederſehen. — Ein geheimnißvoller Beſuch	87
VIII.	Eine Vendita der Carbonari	105
IX.	Nahendes Gewitter. — Berathungen und Beſchlüſſe	126
X.	Schandthaten	139
XI.	François Aubuſſon und König Murat	160
XII.	Flucht nach Jschia	171
XIII.	Der Anfang vom Ende	188
XIV.	Ein treuer Diener	199
XV.	Eine Abenteurerfahrt	210
XVI.	Kampf und Gefangenſchaft	220
XVII.	Der Verbrechertod eines Königs	234

I.

Ein sinkender Glücksstern.

Das lange Zeit so glänzend strahlende Glück Joachim Murats, des Gastwirthssohnes von Cahors, der, von Stufe zu Stufe steigend, von dem gemeinen Soldaten sich bis auf den Königsthron von Neapel emporgeschwungen hatte, war im Erlöschen. Sein in thörichtem Wankelmuth und in Ueberschätzung seiner Macht unbesonnen begonnener Kampf gegen Oesterreichs siegreiche Fahnen, hatte wiederholte Niederlagen seiner Truppen herbeigeführt, bis endlich am 2. Mai 1815 in den Fluren von Tolentino gänzliche Vernichtung sein Heer traf, das sich in wilder Flucht auflöste, so daß Murat selbst, ungeachtet er auch in dieser Schlacht wieder, wie schon in so vielen blutigen Kämpfen, persönlich Wunder der Tapferkeit verrichtete, die Verzweiflung im Herzen, und mit gänzlicher Zer-

trümmerung seiner letzten Hoffnungen, von der allgemeinen Flucht mit fortgerissen wurde und zu dem Schutze seiner eigenen Person kaum einige Bataillone seiner Garde zusammenhalten konnte.

Täglichen und zahlreichen Gefahren ausgesetzt, sogar in seinem Leben zuweilen bedroht von der in Gährung begriffenen Bevölkerung der Abruzzen, deren Gebiet er der ganzen Länge nach durchziehen mußte, erreichte Murat endlich, an Leib und Seele gebrochen, Capua; aber er wollte seine Hauptstadt nicht betreten, bevor er nicht wenigstens noch einen Versuch gemacht hatte, die feindliche Armee, die in Eilmärschen heranrückte, durch eine letzte Anstrengung seiner Kräfte aufzuhalten. Er beabsichtigte, zu diesem Zwecke die Trümmer seines Heeres, die er in Capua und dessen nächster Umgebung um sich gesammelt hatte, mit der in Neapel selbst, unter dem Befehle des Marschall Macdonald stehenden Reservearmee zu vereinigen und ertheilte derselben dazu die nöthigen Befehle; aber das Glück schien sich nach allen Richtungen hin gegen ihn verschworen zu haben, denn noch ehe er die Vereinigung bewirkt hatte, gerieth durch ein Mißverständniß, herbeigeführt durch die Dunkelheit der Nacht, die Kavallerie der Reservearmee mit der Infanterie eben dieses Korps in ein blutiges Handgemenge, nach dessen Beendigung die

Truppen entmuthigt nach Neapel zurückkehrten, ohne mit dem Feinde zusammengetroffen zu sein.

Es war am 17. Mai, als Murat diese Nachricht empfing, und er, der sich stets mehr von den Ereignissen lenken ließ, als er dieselben nach seinen Ansichten, seinem Willen, zu lenken verstand, gab sich jetzt dem größten Kleinmuthe hin, ohne zu irgend einem bestimmten Entschlusse gelangen zu können.

Eine Beute der finstersten Gedanken ging er hastig in dem bescheidenen Gemache auf und nieder, in welchem er in Capua seine Wohnung genommen hatte, als der Herzog von Gallo, einer seiner Minister, zu ihm eintrat.

„Ich komme," sagte der Herzog, „die Befehle Eurer Majestät zu vernehmen, was in der verhängnißvollen Lage, in der wir uns befinden, und bei der niederschlagenden Nachricht, die von dem Corps des Marschall Macdonald eingelaufen ist, und sich wie ein Laufseuer unter unseren Truppen verbreitet hat, zu thun ist. Dabei darf ich Eurer Majestät nicht verhehlen, daß die Unzufriedenheit, besonders unter der Mannschaft, stündlich sich steigert, und daß die Desertion massenhaft wächst. Kaum harren noch einige Bataillone der Garde treu aus."

„Meine Befehle?" fragte der König, der dem Be-

richte des Herzogs von Gallo ſchweigend und finſter zugehört hatte. „Was nützt denn das Befehlen, wo man auf keinen Gehorſam mehr rechnen darf?“

„Ich bin jederzeit, auch noch jetzt, bereit, den Befehlen Eurer Majeſtät Folge zu leiſten,“ entgegnete der Herzog, indem er ſich ehrfurchtsvoll vor dem Könige verneigte. Ein aufmerkſamerer Beobachter jedoch, als Murat es zu allen Zeiten, beſonders aber in dieſem Augenblicke, war, würde es bemerkt haben, daß in dem Tone, mit welchem der Herzog von Gallo dieſe Verſicherung ausſprach, eine gewiſſe Gereiztheit lag. Allein Murat entging dies, und er ſagte mit einer an Rührung grenzenden Herzlichkeit:

„Ich glaube Ihnen, Herzog; ich glaube Ihnen. Aber ich will Ihren Gehorſam nicht auf eine zu harte Probe ſtellen, und bitte Sie daher, ſich nach Caſalanza in das feindliche Hauptquartier zu begeben, und dort zu ſehen, unter welchen Bedingungen Sie eine Capitulation mit dem, die Oeſterreicher commandirenden General Neipperg abſchließen können.“

„Euer Majeſtät ſehen mich mit Freuden dazu bereit,“ entgegnete der Herzog von Gallo; „und zwar um ſo mehr, da ich in der That glaube, daß dies in der gegenwärtigen Lage das Beſte, ja ſogar das Einzige iſt, was ſich thun läßt. — Ich bitte daher nur,

daß Eure Majestät die Gnade haben mögen, mir so bald als möglich meine Instructionen zu ertheilen, denn jede Zögerung könnte leicht verderblich werden!"

„Wozu besondere Instructionen?" sagte der König. „Wie die Dinge hier stehen, wissen Sie, wie die Gesinnungen drüben sind, davon werden Sie sich an Ort und Stelle leicht überzeugen; in allem Uebrigen aber vertraue ich ganz Ihrem Eifer und Ihrer Ergebenheit. Somit denn — Gott befohlen, — und gute Verrichtung. — Auch ich glaube, daß Zögerung verderblich werden könnte, und es wäre mir daher lieb, wenn Sie die Reise bald anträten."

„Die nächste Stunde schon soll mich auf dem Wege finden," versicherte der Herzog, indem er sich abermals verneigte, und, als der König nichts erwiderte, nach einer kurzen Pause hinzufügte:

„Möchte es mir gelingen, dem Vertrauen zu entsprechen, durch welches Eure Majestät mich beehren, und von dem die Uebertragung dieser wichtigen Sendung mir den überzeugendsten Beweis giebt."

Dann verließ er das Gemach, nachdem der König, dessen Thron nur noch aus morschen Trümmern bestand, ihm durch eine Handbewegung das stumme Zeichen der Entlassung gegeben hatte.

„Was wird er mir bringen?" sagte Murat, als

er ſich wieder allein befand, warf ſich nieder auf einen Stuhl, und ſtützte das ſorgenſchwere Haupt in die Hand. So ſaß er einige Augenblicke ſtumm und in Gedanken verſunken da; dann fuhr er plötzlich heftig empor, und rief mit dunkelgerötheter Stirn:

„Was werden die ſtolzen Sieger, die ich ſo oft vor den Adlern des Kaiſerreiches zitternd fliehen ſah, von mir fordern? — Was es auch ſei, — ich nehme Nichts an, was mit meiner Ehre, meiner Würde unverträglich iſt. — Der Thron Neapels muß mir bleiben, denn ich bin als der König dieſes Reiches von allen Herrſchern des europäiſchen Continents anerkannt, und eher will ich auf das Leben verzichten, als meine Herrſchaft freiwillig in die Hände dieſes elenden Bourbon niederlegen! — Noch iſt Murat nicht ſo weit gedemüthigt, wenn ſich auch das wankelmüthige Kriegsglück einen Augenblick gegen ihn erklärt hat.“

Nur zu bald ſollte er Gelegenheit finden, die Wahrheit dieſes Entſchluſſes zu bethätigen, denn ſchon am nächſten Tage kehrte der Herzog von Gallo aus Caſalanza zurück.

„Nun, was bringen Sie mir?“ rief Murat ihm haſtig entgegen, als er ihn unerwartet und ohne vorhergegangene Anmeldung bei ſich eintreten ſah; denn die ſtrengen Anforderungen der Etikette hatten über

dem ſtürmiſchen Drange der Verhältniſſe ihre Herrſchaft verloren."

Nicht ohne einige Verlegenheit entgegnete der Herzog von Gallo:

„Wie die Lage der Dinge leider iſt, glaube ich Alles erreicht zu haben, was ſich nur erwarten ließ, und dennoch fürchte ich beinahe, daß Eure Majeſtät nicht geneigt ſein werden, auf dieſe Bedingungen einzugehen."

„Fürchten Sie das," entgegnete der König mit einem Anklange der Bitterkeit in ſeinem Tone, „dann zweifle ich im Voraus nicht daran, daß meine Ehre mir nicht erlauben wird, dieſe Bedingungen anzunehmen."

„Nimmermehr würde ich es gewagt haben, Eurer Majeſtät eine Bedingung vorzulegen, deren Annahme ich mit Ihrer Ehre unverträglich gehalten hätte," entgegnete der Herzog und das Beben ſeiner Stimme verrieth, daß er nur mühſam Aeußerungen des Unwillens unterdrückte, die die Worte des Königs in ihm hervorgerufen hatten.

„Streiten wir darüber nicht," entgegnete Murat ſcharf. „Ueber die Anforderungen deſſen, was der eigenen Ehre angemeſſen iſt, urtheilt jeder Menſch für ſich ſelbſt am beſten, oder es kann vielmehr nur er

allein darüber ein entscheidendes Urtheil fällen. — Doch lassen Sie hören, — welches sind die Bedingungen, die Sie mir mitzutheilen haben?"

„Die erste," sagte der Herzog, „und die, welche mir als unbedingt und unerläßlich bezeichnet wurde, ist, daß Euer Majestät für sich und Ihre Nachkommen auf den Thron von Neapel Verzicht leisten."

„Nimmermehr!" rief Murat heftig. „Ehe ich in diese entehrende Verzichtleistung willige, vertheidige ich meine Krone bis zu dem letzten Blutstropfen. Für mich selbst dem Throne zu entsagen, dazu könnte ich mich — gedrängt durch die Gewalt des Augenblicks, — entschließen; aber auch auf das Recht meines Sohnes, meiner Nachkommen, zu verzichten, — ein Recht, das von allen Herrschern Europa's anerkannt ist, — würde mir als ein unverantwortliches Unrecht gegen mein ganzes Geschlecht erscheinen. — Raubt die Gewalt mir selbst meine Krone, so kann sie meinen Kindern und Kindeskindern das Recht der Anwartschaft darauf nicht rauben; denn ich bin eben so gut ein König von Gottes Gnaden, wie die Andern alle."

Ohne auf diesen Widerspruch zu achten, — vielleicht, weil er hoffte, daß ihm dessen Besiegung gelingen würde, fuhr der Herzog von Gallo fort:

„Gegen diese Verzichtleistung wird Eurer Majestät ein ungestörter und ehrenvoller Aufenthalt in den deutschen Provinzen des Kaisers von Oesterreich, so wie ein angemessener Jahresgehalt, zugesichert!“

„Vortrefflich!“ sagte Murat unwillig, und indem er halblaut wie in sich hinein sprach. „Ein ehrenvoller Aufenthalt! — Also nicht einmal ein Gefängniß? Oder doch wenigstens ein so weites, daß es nur von den Grenzen einer Provinz umschlossen ist? Denn die Freiheit, mich nach meinem Belieben an irgend einen andern Ort zu begeben, würde mir wohl schwerlich gewährt werden. — Oder glauben Sie, Herzog, daß meine Freiheit so weit gehen würde?“

„Ich weiß darüber nichts zu bestimmen,“ entgegnete der Herzog finster; „soll ich aber ganz aufrichtig sein, so glaube ich allerdings nicht, daß Eure Majestät sich ohne besondere Erlaubniß aus der Provinz, die Sie zu Ihrem Aufenthalte wählen würden, entfernen dürften.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit, Herzog,“ sagte Murat. „Also soll ich unter dem Scheine der Freiheit ein Gefangener sein, so eine Art von unter polizeiliche Aufsicht gestellter Verbrecher, den man einsperrt, wenn er sich von dem ihm angewiesenen Orte entfernt!“

„Wie können Eure Majestät einen solchen Vergleich

aufstellen," rief der Herzog von Gallo mit dem Tone des Vorwurfs. — „Wäre es so, dann würde ich einen solchen Vorschlag mit dem entschiedensten Unwillen zurückgewiesen haben."

„Jetzt aber nahmen Sie ihn an?" fragte Murat gereizt.

„Nein, Euer Majestät," sagte der Herzog. „Ich erklärte, daß ich mich nicht für berechtigt hielte, über irgend einen Punkt, der Sie, Sire, persönlich beträfe, Etwas zu entscheiden."

„Gut!" entgegnete der König. „Diese Zurückhaltung zeigt mir, daß Sie mich richtig beurtheilten und daß Sie erkannten, ich würde und könnte diese Bedingung nicht eingehen. — Doch weiter! — Welches sind die übrigen Bedingungen?"

„Sie beschränken sich im Wesentlichen auf eine einzige," sagte der Herzog. „Alle übrigen betreffen nur Nebenpunkte, welche sich auf die beiden Hauptpunkte beziehen."

„Und welches ist dieser zweite Hauptpunkt?" fragte Murat nachlässig, denn er glaubte, daß nach dem ersten, seine Abdankung betreffenden Punkte, jede andere Bedingung ihm gleichgültig sein würde. Auf der Stelle aber sollte er sich überzeugen, daß er sich in dieser Voraussetzung getäuscht hatte.

Ruhig, doch mit ſcharfer Betonung, als wollte er dadurch die Wichtigkeit dieſes Punktes bezeichnen, entgegnete der Herzog von Gallo:

„Vollſtändige und unbedingte Amneſtie für die Anhänger und Diener Eurer Majeſtät, für Alles, was ſie bis zum Abſchluſſe der Convention gegen die Regierung oder die Perſon der bourboniſchen Königsfamilie unternommen haben, was es auch immer geweſen ſei.“

„Und dieſen Punkt haben Sie angenommen?“ fragte Murat.

„Angenommen und als gültig unterzeichnet,“ entgegnete der Herzog von Gallo.

„Nun, da haben Sie für meine Anhänger und Diener beſſer geſorgt, wie für mich ſelbſt!“ entgegnete Murat, welcher die ganze Tragweite dieſes Punktes erkannte, da ihm durch denſelben jede Hoffnung auf fernere Unterſtützung von Seiten der Beamten und des Heeres geraubt wurde. Dieſe Ueberzeugung aber ſtimmte ihn ſehr bitter, und aus ſeinem Tone klang dieſe Stimmung hervor.

„Ich that, was ich für meine Pflicht hielt,“ entgegnete der Herzog zornig, „und ich erlangte, was meiner Ueberzeugung nach unter den gegenwärtigen Umſtänden zu erlangen war. — Wollen Eure Majeſtät den Vertrag ratifiziren?“

„Was nützte meine Ratification, da man mich nicht mehr als Herrscher anerkennen will?“ entgegnete der König mürrisch. — „Die Unterschrift des Herzogs von Gallo, der den Vertrag billigte und abschloß, wird für die Erfüllung desselben der andern Seite eine bessere Bürgschaft sein, als die Joachim Murats, der ihn für seine Person verwirft. — Thun Sie daher ganz nach eigenem Ermessen, was Sie für Die, welche die Convention betrifft, so wie für sich selbst, thun zu müssen glauben und am vortheilhaftesten halten.“

Mit diesen Worten eilte Murat, ohne den Herzog zu grüßen, oder ihn nur eines Blickes zu würdigen, nach dem Nebengemache, dessen Thür er heftig hinter sich in das Schloß warf.

Mit finsteren Blicken sah der Herzog ihm nach. Dann murmelte er dumpf in sich hinein:

„Geh nur, eitler Thor! — Dein Glücksschiff ist auf immer zertrümmert, und wahnsinnig müßte Der sein, der, um sich mit Dir in den Wogen begraben zu lassen, das Wrack nicht noch bei Zeiten verließe, wenn sich ihm die Gelegenheit dazu bietet. — Wohl mir, daß ich diese Gelegenheit zu erfassen verstand. Auch ohne Deinen Willen ruht die unterzeichnete Convention, die mir Sicherheit, Rang und Ehre unter dem wieder eingesetzten Könige verbürgt, hier auf meiner Brust,

und ohne Beſorgniß für mich ſelbſt und meine Freunde kann ich Dich Deinem Schickſale überlaſſen, indem ich Alles, was Pflicht und Ehre von mir verlangen konnten, für Dich gethan habe, weil ich mich nicht augenblicklich gegen Dich wendete. — Doch jetzt noch länger bei Dir zu bleiben, das möchte mir von dem König Ferdinand übel gedeutet werden.

„Daher ſchnell fort von hier, um jede Schuld fernerer Verbindung mit Dir in den Augen meines neuen Monarchen von mir zu wälzen.“

Raſch verließ er die Wohnung des geſtürzten Königs, eilte nach ſeiner eigenen, traf hier ohne Säumen die Anſtalten zu der ſchleunigſten Abreiſe, und verließ kaum eine Stunde darauf mit ſeinen Dienern und ſeinem Gepäck Capua.

Viele der angeſehenſten Beamten und Offiziere folgten ſeinem Beiſpiele, denn der Herzog von Gallo hatte vor ſeiner Abreiſe noch die Nachricht der zu Caſalanza abgeſchloſſenen Convention verbreitet, und die Meiſten waren, gleich dem Herzoge, der Meinung, daß ihnen längeres Verweilen unter den Fahnen Murats von dem rückkehrenden Herrſcher übel gedeutet werden würde.

Die Wenigen, die noch treu an König Murat hingen, und unter dieſen namentlich deſſen Adjutant,

der General Franceschini, theilten Dem, in welchem sie noch immer ihren rechtmäßigen Herrscher erblickten, die Flucht der Treulosen oder Aengstlichen mit, die nur auf ihre eigene Rettung bedacht waren und drangen in ihn, Capua eiligst zu verlassen, da unter den Truppen, nur zwei Bataillone der Garde ausgenommen, jedes Band der Disciplin zerrissen war, und zu fürchten stand, die meuterischen Soldaten möchten auf den Gedanken gerathen, sich der Person Murats zu bemächtigen, um ihn den Feinden auszuliefern und sich dadurch die Erfüllung der Convention von Casalanza, die sie mit Jubel begrüßt hatten, zu sichern; denn sie zweifelten, daß die Feinde sich an dieselbe gebunden fühlen würden, da Murat, wie der Herzog von Gallo mitgetheilt hatte, die Unterzeichnung verweigerte.

Sinnend hörte Murat auf die dringenden Mahnungen seiner Getreuen, und als sie ihm die Gefahr schilderten, der er sich durch längeres Verweilen in der Mitte der meuterischen Truppen aussetzte, lächelte er geringschätzig. Als sie geendet hatten, sagte er dann:

„Sie wissen wohl, meine Freunde, daß Murat sich nie durch die Furcht vor Gefahren bestimmen ließ; dennoch gebe ich Ihren Wünschen nach, da mein längeres Verweilen hier zu nichts mehr nützen kann, während sich in Neapel vielleicht noch Etwas retten läßt, jeden-

falls aber mein Herz ſich danach ſehnt, Weib und Kinder wiederzuſehen. Gewiß iſt meine gute Karoline in großer Sorge um mich und mein Schickſal, und ich fühle das Bedürfniß, wie die Pflicht, ihr in ſo ſchwerer Stunde Troſt zu bringen, auch mein Leben für die Meinigen zu erhalten, wenn es wirklich des Schickſals Wille iſt, daß ich von dem politiſchen Schauplatze abtreten und mein Leben als ſchlichter Privatmann beenden ſoll. — Treffen Sie daher alle Anſtalten zu unſerem baldigen Aufbruche."

„Ueberlaſſen Ew. Majeſtät dieſe Sorge mir," nahm Franceſchini, der treueſte und zuverläſſigſte von allen Dienern Murats, das Wort; „es iſt nöthig, dabei mit Vorſicht und Heimlichkeit zu verfahren, ſonſt ſtände bei dem meuteriſchen Geiſte der Soldaten und der gereizten, durch geheime Agenten aufgehetzten Stimmung des Pöbels, zu befürchten, daß man ſich der Abreiſe Eurer Majeſtät und dem Aufbruche der treu gebliebenen Garde mit Gewalt widerſetzte."

„Handeln Sie ganz, wie Sie es für gut halten," ſagte der König, der in eine gewiſſe Apathie verſunken zu ſein ſchien. „Ich vertraue unbedingt ihrer Treue, Umſicht und Energie, und werde während deſſen auch meinerſeits die Vorkehrungen treffen, um bereit zu ſein, ſobald der Augenblick dazu erſchienen iſt."

Mit dieſen Worten kehrte er in ſeine innern Gemächer zurück, mit der Hand einen Entlaſſungsgruß gegen die Anweſenden machend, die dann augenblicklich nach verſchiedenen Richtungen davoneilten, den Aufbruch ſo viel als möglich zu betreiben, denn es hing davon nicht nur die Sicherheit des Königs ab, ſondern auch ihre eigene Rettung vor drohender Todesgefahr, weil ſie ſich nicht verhehlen durften, daß ſie die erſten Opfer der zügellos ausbrechenden Volkswuth ſein würden, indem dieſe ſich vorzüglich gegen die Franzoſen und deren bekannte Anhänger richtete; denn die Maſſe des Volkes, unter der Bourbonen- und Pfaffenherrſchaft abſichtlich viele Generationen hindurch in der Dummheit erhalten, war weit davon entfernt, das mancherlei Gute zu erkennen, welches die zehnjährige Regierung der Napoleoniden ihnen gebracht hatte, die allerdings als die Morgenröthe vielfach verbeſſerter Zuſtände betrachtet werden durfte, und unter welcher ſo manches ſegensreiche Saamenkorn der Civiliſation, der Aufklärung und der Freiheit geſtreut worden war, die aber zu kurze Zeit gedauert hatte, als daß der Saame bereits hätte Früchte tragen können, beſonders ſolche Früchte, die auch dem blöden Auge der rohen, ungebildeten Menge in ihren erſten Keimen erkennbar geweſen wären.

Ueberdies war der Pöbel im ganzen Lande schon seit längerer Zeit zu Gunsten des vertriebenen Königshauses durch geheime Agenten bearbeitet worden, und auch in Capua, und ganz besonders in der Mitte der Truppen, zeigten sich während der letzten Tage viele fremde Gesichter, Menschen angehörend, deren Physiognomien zum größten Theile keineswegs geeignet waren, Vertrauen zu erwecken, die aber eine ungemeine Thätigkeit entwickelten und auf die Menge, die sie überall um sich zu sammeln verstanden, einen großen Einfluß ausübten, da sie sämmtlich mit Geld reichlich versehen zu sein schienen, und damit keineswegs geizten, vielmehr sich überall freigebig zeigten, als wären sie große Herren, und die begierigen Zuhörer ihrer eifrigen Reden mit Speisen und Getränken bereitwillig tractirten, wo immer ein Wunsch danach laut wurde, und oft sogar auch ohne daß es nöthig war, einen solchen auszusprechen.

Nicht ohne hinreichenden Grund hatten die treuen Anhänger König Murats diesem die Stimmung der Soldaten und der Bevölkerung als gefahrdrohend geschildert, und nur zu bald sollte es sich auf blutige Weise zeigen, wie sehr sie Recht gehabt hatten.

II.

Sturm-Wolken.

Zu eben der Zeit, als die in dem vorhergehenden Kapitel geſchilderten Ereigniſſe in Capua Statt fanden, herrſchte auf dem Mercato zu Neapel, dieſem Mittelpunkte der Reſidenz, dieſem Herzen der Stadt, von welchem alle belebenden Pulsadern nach den verſchiedenſten Richtungen auszugehen ſcheinen, ein noch ungewöhnlicheres Regen und Treiben, als dies ohnehin ſchon täglich der Fall iſt.

Ueberall ſtanden einzelne Gruppen, lebhaft mit einander ſprechend, beiſammen, und verſchiedene Perſonen ſchienen es ſich zur Aufgabe gemacht zu haben, die Aufregung noch zu vergrößern, indem ſie von einer Gruppe zu der andern gingen und bald hier, bald dort, flüſternd einige Worte mittheilten.

Unter diesen eifrigen Personen zeichnete sich besonders ein starker hochgewachsener Mann aus, der durch die über die Schulter gehängte Büchse, den spitzen Filzhut, die enganliegenden Beinkleider, durch Dolch und Pistolen, welche seinen Gürtel zierten, leicht als Calabrese zu erkennen war.

Die hohe Gestalt, der volle schwarze Bart, die scharf gebogene Nase, die feurigen schwarzen Augen, vereinigten sich, diesen Mann zu einer auffallenden, außergewöhnlichen Erscheinung zu machen, und sein ganzes Wesen hatte etwas Imponirendes, Gebietendes, als sei er daran gewöhnt, daß seinem Worte unbedingter Gehorsam geleistet würde, obgleich seine Kleidung nur den wohlhabenden Landmann verrieth.

Der Calabrese trat zu einer Gruppe heran, die sich um den Stand eines Verkäufers der riesigen Angurien von Gaeta gebildet hatte, berührte die Schulter eines Mannes in schlichter Kleidung, — allem Anscheine nach ein Kleinkrämer — und flüsterte ihm zu:

„Hast Du es schon gehört, Stefano?"

„Was denn, Carlo?" fragte der Spießbürger, dessen volles, rothes Gesicht mit den kleinen blitzenden Augen aber eine seltene Schlauheit verrieth, und der sich bei der Berührung des Calabresen rasch umgewendet hatte.

„Daß der Telegraph seine nahe Abreise von Messina verkündete;“ entgegnete Carlo. „In wenigen Tagen dürfen wir ihn daher hier erwarten, und es ist deshalb Zeit, zu handeln, sollen nicht unsere Hoffnungen vereitelt werden.“

„Gut, gut,“ sagte flüsternd der rothbackige Stefano, indem er sich zugleich vorsichtig umsah, als fürchtete er, belauscht zu werden. „Was ist aber zunächst zu thun?“

„Das soll heute Abend in der Vendita berathen werden,“ erwiederte Carlo. „Die Vettern sind deshalb zu einer allgemeinen Versammlung zu berufen, und auch Du mußt es Dir angelegen sein lassen, so Viele als möglich zu benachrichtigen, denn es ist wünschenswerth, und überdies Befehl des Großmeisters, daß sich alle guten Vettern, die zu benachrichtigen sind, versammeln. — Geh und vollziehe Deinerseits diesen Befehl, wie ich es mir bereits seit einer Stunde angelegen sein lasse. — Uebernimm Du den Toledo und den Strand der heiligen Lucia.“

Stefano folgte ohne Säumen dieser Aufforderung, und während er sich durch die dichte Menge drängte, hörte er rechts und links theils laute Gespräche, theils leises Geflüster, wie wir es hier im bunten Gemisch folgen lassen:

„Iſt es denn wahr? Der König iſt von Meſſina abgeſegelt?“

„Narr! Der König war nie in Meſſina, ſondern irrt flüchtig in Italien oder Frankreich umher!“

„Hund von einem Muratiſten! Nimm Dich vor meinem Meſſer in Acht!“

„Ich fürchte mich nicht vor Deiner Klinge, denn Du biſt zu feig, wie alle Fernando's!“ entgegnete lachend der Anhänger des vertriebenen Königs, während der des zurückerwarteten, den ihm gemachten Vorwurf rechtfertigend, ſich brummend entfernte.

„Da wird es Feſtbarkeiten aller Art geben!“ hieß es in einer anderen Gruppe. „Eine glänzende Illumination kann nicht ausbleiben!“

„Seifenſieder!“ antwortete höhnend eine Stimme auf dieſe Freudenäußerung.

„Luſtige Tage!“ jubelte ein Lazzarone, der in der Mitte mehrerer Kameraden ſtand. „Merkt Euch nur die Häuſer aller Muratiſten; denn die gehören uns, ſo bald unſer vielgeliebter König Ferdinand, den der heilige Januarius ſegnen möge, ſeinen Einzug hält!“

„Luciano denkt gewiß an die Tage des Cardinal Ruffo, wo es hier auf eben dieſem Platze ſo munter zuging,“ bemerkte ein Anderer aus dem Haufen, „aber

ſo gut wird es Dir ſchwerlich wieder werden, alter Schelm!“

„Schweig, Safrangeſicht,“ rief unwillig Luciano, welcher die ſpöttiſche Aeußerung ſeines Kameraden gehört hatte; „Du würdeſt gewiß nicht müßig bleiben, wenn ein zweiter Cardinal Ruffo uns ſolche Feſttage bereiten wollte, wie der erſte.“

„Mag ſein!“ entgegnete der Geſcholtene, „aber ſo arg, wie Du es damals getrieben haben ſollſt, würde ich es dennoch nicht machen, ſondern mich mit Gold begnügen, während Du nur nach Blut gierig warſt.“

„Gold!“ höhnte Luciano. Richtig, Freund Domenico; denn wir Alle wiſſen ja, daß Du ein Nägelbeißer *) biſt.

Wüthend griff Domenico nach dem Dolche, und es würde vielleicht unter dieſen ſtets zu blutigen Kämpfen geneigten Menſchen zum tödtlichen Streite gekommen ſein, wäre nicht in dieſem Augenblicke der laute Ruf erſchallt: „Platz! Platz!“ worauf die Menge zu beiden Seiten auseinanderwich, um einem jener eigenthümlichen Leichenzüge Raum zu geben, wie unter allen chriſtlichen

*) Mit dieſem Ausdrucke bezeichnen die Neapolitaner einen Geizigen, um damit anzudeuten, daß er, um ſeinen Hunger zu ſtillen, ſeine eigenen Nägel anbeißt.

Städten vielleicht nur allein Neapel ſie ſieht, oder wie ſie wenigſtens nur in dieſem Lande üblich ſind.

Ein zahlreicher Zug vermummter Geſtalten drängte ſich durch die Menge. Weite weiße Mäntel umgaben dieſe Menſchen bis zu den Füßen, ſo daß es unmöglich war, auch nur ihr Geſchlecht zu erkennen; und als ob es eine Schande ſei, dem Verſtorbenen durch die Begleitung zu ſeinem Grabe die letzte Ehre zu erweiſen, waren die Köpfe des Leichengefolges mit hohen weißen Mützen bedeckt, welche die ſpitze Geſtalt eines Trichters hatten und die ſelbſt das Geſicht verhüllten, von dem nichts zu ſehen war, als die Augen, welche unheimlich und geiſterhaft aus den Löchern hervorleuchteten, die in die Mützen geſchnitten waren, damit dieſe bezahlten Leichenbegleiter, denen jeder Gedanke der Trauer fremd war, ihren Weg finden konnten.

Einige dieſer Vermummten trugen brennende Wachskerzen in den Händen, andere vergoldete Kruzifixe und ſie umgaben einen gelben, buntverzierten Sarg, in welchem die Leiche *offen* lag, denn erſt vor dem Einſenken in die Grube wird der Sarg geſchloſſen.

Kein Leidtragender, keiner von den Angehörigen des Todten, folgte dieſem zu ſeiner letzten Ruheſtätte, denn die Volksſitte läßt dies als unpaſſend erſcheinen, und die Brüderſchaft der weißen oder der ſchwarzen Büßen-

den übernimmt dieſe fromme Pflicht, freilich ohne alle wirkliche Trauer um den Todten.

Als der Zug an dem Calabreſen Carlo vorüberkam, nickte eine der vermummten Geſtalten dieſem zu, wie einem alten Bekannten, und ſagte dazu halblaut, um die Feierlichkeit des Zuges nicht zu ſtören:

„Führt Dich Wichtiges nach der Stadt, mein guter Vetter?“

Carlo ſah den Büßenden forſchend an, als wollte er aus der Farbe ſeiner Augen erkennen, wer Der war, der das Bundeswort zu ihm geſprochen hatte, wie es ſchien, in beſonderer Abſicht, und in der That mußte er den Vermummten erkannt haben, denn raſch trat er dicht zu demſelben heran, und flüſterte:

„Biſt Du es, Giulio?“

Der Büßende nickte bejahend.

„Heut Abend in der Alta-Vendita!“ raunte Carlo ihm zu und er ſchien noch etwas hinzufügen zu wollen; doch er wurde daran durch den lauten Ruf: „Der Hund! Der Hund!“ verhindert, der mit den Tönen der Angſt und des Entſetzens ringsumher von der Menge ausgeſtoßen wurde, welche wie Spreu vor dem Winde auseinanderflog, ſo daß man in dem leeren Raume, der wie durch Zaubergewalt entſtanden war, einen Hund gewahrte, der alle Zeichen des Tollſeins an ſich trug,

und gerade auf einen jungen Mann zurannte, welcher wenige Schritte hinter dem Sarge herging, den Kopf auf die Bruſt herabgeſunken, und ſo ganz von Trauer ergriffen, daß er den Angſtruf nicht hörte, und die Annäherung des Hundes nicht bemerkte oder wenigſtens nicht beachtete.

Der junge Mann war der einzige Sohn des Todten, eines Franzoſen, der als Beamter König Murats dem Geſetze deſſelben, ſich nationaliſiren zu laſſen, um im Dienſte zu bleiben, gehorchend, fern von ſeinem Vaterlande geſtorben war.

Der Sohn hatte es bei der ihm bekannten Volksſitte nicht gewagt, derſelben öffentlich entgegenzutreten, indem er ſeine Trauer als Leidtragender zur Schau ſtellte und ſich dem Mitleid, vielleicht ſogar dem Spotte, Preis gab, aber das Gefühl der Ehrfurcht für einen theuren Verſtorbenen, welches er aus dem Lande, in welchem er das Licht der Welt erblickt hatte, mitbrachte, machte es ihm zur heiligen Pflicht, dem geliebten Vater, in welchem er Alles verlor, was ihm auf Erden theuer war, wenigſtens verſtohlen, ungekannt und unbeachtet, das letzte Geleit zu geben.

Schon war der Hund nur noch einen Schritt von dem trauernden Sohne entfernt, ſchon öffnete er das Maul, um nach dem Unglücklichen zu beißen, der

dann unrettbar einem qualvollen Tode überliefert worden wäre, da riß Carlo, schnell wie der Blitz, die nie fehlende Büchse von der Schulter, und sein Schuß streckte das wüthende Thier in eben dem Augenblicke todt zu Boden, als der junge Mann verloren zu sein schien.

„Evviva!“ ertönte es laut jubelnd von allen Seiten, und Viele drängten sich herbei, dem wackern Schützen die Hand zu schütteln, als hätte er ihnen selbst das Leben gerettet. Und wohl mochte dies der Fall sein, denn wie viel Unglück hätte der Hund ohne diesen Meisterschuß noch anrichten können, ehe der Tod ihn von anderer Hand ereilte.

Durch die allgemeine Bewegung, die rings um ihn her Statt fand, wurde der Gerettete aus der Versunkenheit seines Schmerzes erweckt; er erkannte, welcher entsetzlichen Gefahr er durch die rasche That des Calabresen entrissen worden war, und mit überströmendem Gefühle eilte er auf Carlo zu, ergriff seine Hand, und drückte sie ihm herzlich, indem er ihm dabei mit seinem offenen, großen, aber von Trauer umflorten Auge in das Gesicht sah.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er, „danke Ihnen von ganzem Herzen, doch nicht dafür, daß Sie mir das Leben erhielten, denn dieses hat an und für sich keinen Werth für mich!“

„Wie, ſo jung noch, und ſchon ſo entmuthigt, ſo lebensüberdrüſſig?“ fragte der Calabreſe, indem er des Jünglings Händedruck eben ſo herzlich und beinahe etwas zu derb erwiederte, wie die ſchmerzhaft verzogene Miene des Jünglings vermuthen ließ. „Legen Sie aber wirklich ſo wenig Werth auf das Leben,“ fuhr er dann fort, „ſo haben Sie auch wenig Urſache, mir zu danken.“

„Glauben Sie das nicht,“ entgegnete der Jüngling; „denn wenn mein Leben auch keinen Werth für mich beſitzt, ſo hat es doch noch einen Zweck; und dieſes Zweckes wegen fühle ich mich Ihnen zu aufrichtigem Danke verpflichtet, denn ohne Sie wäre mir deſſen Erreichung unmöglich geweſen.“

„Und was iſt das für ein Zweck?“ fragte der Calabreſe theilnahmvoll. „Darf ich ihn kennen? Vermag ich Ihnen darin vielleicht Beiſtand zu leiſten?“

„Es wäre möglich,“ erwiederte der junge Franzoſe trübe, „aber ſchwerlich dürften Sie dazu geneigt ſein, wenn ich Ihnen ſage, daß dieſer Zweck die Rache iſt!“

„Die Rache!“ wiederholte Carlo raſch. „Da irren Sie ſehr, junger Mann, denn kein anderes Gefühl hätte mich zu Ihrem Beiſtande geneigter machen können, als eben die Rache, von der auch mein Herz in gerechter

Veranlaſſung durchglüht wird. — Hier meine Hand — ich ſtehe Ihnen zu der Erreichung Ihres Lebenszweckes bei, wie ich im Fall der Noth auf Ihren Beiſtand rechne. — Wen aber haben Sie zu rächen und an wen?"

Während dieſes Geſpräches waren Carlo und ſein Begleiter unwillkürlich dem Leichenzuge gefolgt. Der Jüngling ſtreckte jetzt ſeine Hand gegen den Sarg aus, und ſagte mit dem Tone neu erwachenden Schmerzes:

„Dort wird mein Vater zu Grabe getragen, er ſtarb mißhandelt, beraubt, entehrt, ermordet durch einen mächtigen Feind. — Dies ſagt Ihnen hinlänglich, wen ich zu rächen habe. — An wem? — Das darf ich nicht wagen, hier auf öffentlicher Straße auszuſprechen, denn der Mann, deſſen Namen ich Ihnen nennen müßte, iſt gar hoch angeſehen und gefürchtet."

Geſpannt durch die Worte des Jünglings, entgegnete Carlo:

„Nun wohl, ſo laſſen Sie uns irgend eine einſame Taverne aufſuchen, wo Sie mir ungehört und ungeſtört Ihr Herz ausſchütten können, und ſei der Mann auch noch ſo hochgeſtellt, noch ſo mächtig und gefürchtet, ich fürchte ihn nicht, und ich ziehe das Verſprechen meines Beiſtandes nicht zurück!"

„Jetzt kann ich Ihnen nicht folgen!" ſagte der

Jüngling kopfschüttelnd. „Ich muß meinen armen geliebten Vater bis zu seiner letzten Ruhestätte begleiten, und nach der frommen Sitte meines Vaterlandes auf seinen versenkten Sarg die erste Hand voll Erde mit dem Wunsche werfen, daß sie ihm leicht sein möge!“

„Das mag ein ganz schöner Brauch sein,“ sagte Carlo, „und ich will Sie demselben nicht untreu machen, obgleich wir hier zu Lande nicht einsehen, was die Lebenden mit den Todten zu schaffen haben können. — Wann aber, und wo, sehen wir uns wieder? — Denn wir dürfen uns so nicht trennen, und Sie müssen mir die Geschichte Ihres Leidens, den Grund Ihrer Rache, erzählen, — wenn Sie mich nämlich Ihres Vertrauens würdig halten?“ fügte er mit einem prüfenden Blicke in des Jünglings Gesicht hinzu.

„Gewiß! Gewiß!“ versicherte dieser, „und wenn Sie mich nach dem Begräbnisse in meiner Wohnung besuchen wollen —“

„Heute ist es mir nicht möglich,“ unterbrach ihn Carlo, „denn ich habe Geschäfte, die wichtig und unaufschiebbar sind. — Doch da fällt mir eben ein —“

Mit diesen Worten ergriff er die Hand des Jünglings, und zeichnete mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf dem Vordergliede von dessen Daumen ein

großes C, in deſſen Rundung er die Spitze des Fingers aufdrückte, als wollte er einen Punkt machen.

Fragend ſah der Jüngling ihn an, ſchüttelte den Kopf und ſagte mit dem Ausdrucke des Staunens:

„Ich verſtehe Sie nicht!“

„So ſind Sie alſo nicht Carbonaro?“

„Nein!“ entgegnete der Jüngling.

„Wollen Sie es werden,“ ſagte Carlo, „ſo bin ich bereit, Sie morgen einzuführen, denn leicht kann der Orden Sie zur Ausführung Ihrer Rache unterſtützen, da er ſelbſt theilweiſe der Rache gewidmet iſt.“

„Ich habe ſchon ſo viel davon gehört,“ erwiederte der junge Mann, „daß ich mit Freuden auf Ihren Vorſchlag eingehe, — wenn ich nämlich der Aufnahme würdig befunden werde.“

„Das wird ſich zeigen, wenn Sie die Prüfungen beſtehen, wie ich hoffe. — Jetzt aber, mein junger Freund, muß ich mich von Ihnen trennen. — Sagen Sie mir nun, wann und wo ich Sie morgen finden kann.“

„Ich heiße Jean Aubuſſon,“ entgegnete der junge Mann, „und werde Sie den ganzen morgenden Tag in meiner Wohnung erwarten.“

Dann bezeichnete er dieſe dem Calabreſen, und

durch die eigenthümlichen Verhältniſſe einander ſchnell nahe gebracht, trennten ſich die Beiden als Freunde, die kaum eine halbe Stunde zuvor gegenſeitig noch nicht von einander gewußt hatten, daß ſie auf der Welt waren.

III.

Ein Anheils-Sendling.

Freudige Aufregung herrſchte in dem königlichen Palaſte zu Meſſina, wo König Ferdinand IV., aus ſeinem Erblande Neapel durch die Gewalt der franzöſiſchen Waffen vertrieben, ſeine Reſidenz aufgeſchlagen hatte, während die Napoleoniden auf dem Throne ſaßen, von welchem das Kriegsglück und die Sünden ihres Geſchlechtes die Bourbonen herabgeſchleudert hatten, den ſie aber jetzt auf's Neue zu beſteigen hofften, nachdem Bellona ihrem bisherigen Günſtlinge, Murat, den Rücken gekehrt hatte und er, bei Tolentino geſchlagen, als Flüchtling ſich auf dem Wege nach ſeiner Hauptſtadt befand.

Wohl hatte daher die vertriebene Königsfamilie Grund zu der Freude, welche in dem Palaſte von allen

Gesichtern strahlte. Doch nicht von Gefühlen des Dankes gegen die Vorsehung, die so gnädig das verlorene Gut zurückerstatten zu wollen schien, fühlten sich die Machthaber erfüllt; nicht zu Handlungen der Milde und des Wohlthuns wurden sie durch das ihnen lächelnde Glück angeregt, sondern nur Gedanken des Hasses und der Rache schwellten ihre Herzen und in der Freude, welche in dem Königspalaste zu Messina herrschte, sannen die Machthaber auf schwarze, blutige Thaten, auf Thaten, vor denen selbst Satan hätte erbeben können, denn es galt, das Glück, die Existenz, das Leben vieler Hunderte von Unschuldigen zu vernichten, nur um das eingebildete oder vorgebliche Unrecht Derer zu bestrafen, welche unter der Regierung des Königs, der sieben Jahre lang ihr rechtmäßiger und anerkannter Herrscher gewesen war, und dem sie den Eid der Treue und des Gehorsams geschworen, gewissenhaft die Pflichten ihres Amtes und ihres Dienstes erfüllten.

Alle Die, welche sich nicht als Verräther und Meineidige gezeigt hatten, galten in den Augen der Bourbonen und ihrer dienstwilligen Creaturen als Anhänger des verhaßten Abenteurers, der als Emporkömmling den Thron bestieg, welchen sie selbst nicht zu behaupten gewußt, und der durch manches Mitglied ihres Geschlechtes durch Verbrechen besudelt worden

war. Die Anhänger und Diener Murats, Hochverräther in den Augen der neapolitaniſchen Camarilla, waren daher im Voraus als Opfer der Rache bezeichnet, Untergang und Verderben aber allen Denen geſchworen, von denen erwieſen war, oder auch nur behauptet oder vermuthet wurde, daß ſie dem König Murat perſönlich Liebe und Anhänglichkeit widmeten. Muratiſt zu ſein, galt für ein todeswürdiges Verbrechen, und da die Zeit zu der offenen Beſtrafung deſſelben für die Rachedürſtigen mit unerträglicher Langſamkeit ſäumte, ſollten Liſt, Tücke, Verrath und Grauſamkeit vorausgeſchickt werden, ein blutiges und ungeſetzliches Gericht zu üben.

Die Schergen zur Vollſtreckung dieſes Gerichtes auszuſenden, und ſo die Bahn zu dem bevorſtehenden Triumpheinzuge König Ferdinands IV. auf den für immer verloren geglaubten Thron ſeiner Väter mit Blut zu färben, wie man anderwärts den Pfad aus der Bedrängniß heimkehrender Herrſcher mit Roſen und anderen Blumen von gleicher Farbe roth zu beſtreuen pflegt, ging der Miniſter des Königs von Sicilien, der bald auch wieder König von Neapel ſein ſollte, der Marquis Tommaſo, mit ungeduldigen Schritten in ſeinem Arbeitscabinette auf und nieder, von Zeit zu Zeit unwillige Blicke auf die Eingangsthür richtend, als

erwarte er das Kommen irgend einer Perſon, die durch unverantwortliches und mehrerbietiges Zögern den Zorn des mächtigen Miniſters erregte, der bei Hofe in der höchſten Gunſt ſtand, obgleich ſein Verdienſt ſich bis jetzt beinahe lediglich auf ein von ihm verfaßtes Lobgedicht beſchränkte, das von den höchſten und allerhöchſten Herrſchaften mit beſonderer Gnade aufgenommen wurde.

Der Marquis Tommaſo war noch jung im Verhältniß zu dem hohen Poſten, den er bereits bekleidete, und zu dem er wahrlich nicht durch höhere Begabung berufen wurde; denn, mit geringen Kenntniſſen ausgerüſtet, kamen ſeiner Mittelmäßigkeit nur ſein Ehrgeiz, ſeine Anmaßung, ſeine hohe Meinung von ſich ſelbſt, und ſeine unerſättliche Habgier, gleich. Noch ſehr jung, als er Neapel verließ, war ſein Name in dem Lande ſo gut wie gänzlich unbekannt, und gleichwohl war dieſer, in vielfacher Beziehung durchaus unbedeutende Menſch dazu beſtimmt, in dem unglücklichen Lande einen großen Einfluß auszuüben, und ſchon jetzt über daſſelbe zahlloſes Elend zu verhängen, wenn man ihm auch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen muß, daß er in dieſer Beziehung mehr als gefügiges Werkzeug höheren Willens, denn als unmittelbarer Vollſtrecker deſſelben, anzuklagen iſt.

„Endlich!“ rief der Marquis Tommaſo, als jetzt ein Kammerdiener meldete: „Seine Durchlaucht, der Fürſt von Canoſa!“ und gleich darauf der Angemeldete, ein Mann im Anfange der funfziger Jahre, in das Arbeitscabinet des Miniſters trat, deſſen Ausruf der Ungeduld er vernommen hatte, als er im Begriffe ſtand, über die Schwelle zu treten.

Da der Fürſt Canoſa zugleich die unwillige Miene des Miniſters erkannte, mit dem er auf einem guten Fuß zu bleiben wünſchen mußte, ſagte er, um einer vielleicht zornigen Anrede zuvorzukommen, indem er ſich mit der Geſchmeidigkeit des ächten Höflings verbeugte:

„Ew. Excellenz werden mich, wie ich hoffe, gnädigſt entſchuldigen, daß ich Sie über die mir bezeichnete Zeit warten ließ, wenn ich Ihnen ſage, daß Ihro Majeſtät die Königin mir die Gnade einer beſondern Audienz bewilligte, um mir in Beziehung auf die bevorſtehende Unternehmung allerhöchſtihre Anſichten mitzutheilen, mir verſchiedene Winke zu geben, und einige Perſonen und Familien meiner ganz beſondern Berückſichtigung zu empfehlen. So eben erſt wurde ich von Ihro Majeſtät auf das Huldvollſte entlaſſen, und wenn ich mich darüber einer Verſäumniß gegen Eure Excellenz ſchuldig machte, ſo —“

„Schon gut, schon gut, mein lieber Fürſt," entgegnete der Miniſter, auf deſſen Geſicht die Erwähnung von der beſondern Huld der Monarchin gegen den Fürſten Canoſa augenblicklich die freundlichſten Mienen hervorgerufen hatte. „Es bedarf bei Ihnen wahrlich keiner Entſchuldigung wegen der Verſpätung um einige Minuten, und wenn ich deſſenungeachtet mir eine Aeußerung der Ungeduld entſchlüpfen ließ, ſo muß ich Sie bitten, dies dem Umſtande zu Gute zu halten, daß meine Zeit durch dringende Geſchäfte der verſchiedenſten Art auf eine kaum glaubliche Weiſe in Anſpruch genommen iſt, ſo daß ich in der That mit jeder Minute geizen muß."

Der Fürſt von Canoſa wollte hier wieder einige Worte leerer Höflichkeit einſchieben, der Miniſter Tommaſo aber verhinderte dies, indem er raſch hinzufügte:

„Deshalb laſſen Sie uns auch ſogleich zur Sache kommen, und dieſelbe ſo ſchnell als möglich beendigen. Nach unſeren vorhergegangenen Beſprechungen genügen dazu wenige Minuten. Empfangen Sie daher die Ihnen bereits mündlich mitgetheilten Inſtructionen in dieſem Actenſtücke, von welchem ich eine vidimirte Abſchrift nehmen ließ, um jedem ſpäter etwa möglichen Mißverſtändniſſe vorzubeugen."

Canoſa empfing mit einer dankſagenden Verbeugung das Schriftſtück, ſteckte es in die Taſche, und entgegnete dann mit freundlicher, beinahe demüthiger Miene, dennoch aber mit einem Tone, der einen leiſen Anflug der Ironie trug:

„Ich bin Euer Excellenz für die rückſichtsvolle Vorſicht um ſo mehr verpflichtet, als es mein aufrichtigſter Wunſch iſt, jedes Mißverſtändniß unter uns vermieden zu ſehen, und mit Ihnen auf dem beſten Fuß zu ſtehen, wenn wir Collegen ſind, was hoffentlich ſchon in ſehr kurzer Zeit der Fall ſein wird; denn es iſt Euer Excellenz bekannt, daß mir für das glückliche Vollbringen meiner Sendung das Polizeiminiſterium Neapels zugeſichert worden iſt, ſobald unſer allergnädigſter König, Ferdinand IV., den Gott ſegnen möge, den Thron ſeiner Väter wieder beſtiegen haben wird. Daß dies glückliche Ereigniß aber ſchon in der allernächſten Zukunft, vielleicht bereits nach der Dauer von Wochen, wohl gar von Tagen, Statt finde, dazu denke ich durch die mir übertragene Sendung weſentlich beizutragen; denn das Gelingen derſelben bezweifle ich nicht einen Augenblick.“

Als der Fürſt von Canoſa dieſe lange ruhmredige Phraſe begann, biß der Marquis Tommaſo ſich auf die Lippen, indem, von Jenem unbeachtet, dunkle Röthe

des Unwillens seine Wangen überzog; denn wohl erkannte er, daß Canosa ihm mit Hohn andeutete, er würde bald auf gleicher Stufe mit ihm stehen, und dann — trotz seiner collegialischen Freundschaftsversicherungen — nicht mehr nöthig haben, sich durch Versicherungen der Hochachtung und Ergebenheit anzustrengen. Tommaso gewann indeß durch die langathmige Rede seines zukünftigen Collegen, der die Anwartschaft auf das Minister-Portefeuille auf eine, in andern Ländern, wenigstens in unserer Zeit, schwerlich für möglich gehaltene Weise gewinnen sollte, die volle Zeit, seine Fassung und Selbstbeherrschung wieder zu erringen, und als der Fürst von Canosa jetzt schwieg, sagte der Minister Tommaso:

„Auch ich zweifle nicht an diesem glücklichen Gelingen, durch das unseren Gebietern der Weg zum Throne, uns aber zu Macht, Ehre und Reichthum, geebnet werden soll. Um dasselbe aber auf jede Weise zu sichern, wird Geld erforderlich sein, — viel Geld" — fügte er mit einem Seufzer hinzu, der seinen geizigen Character zeigte, da die Summe, welche er wegzugeben im Begriffe stand, ihm selbst nicht das geringste Opfer kostete, wenn es auch aus der von ihm verwalteten Casse stammte. — Dann fügte er hinzu:

„Empfangen Sie hier die Anweisungen und die

Creditbriefe auf die Gelder, deren Sie zu dem Beginn und der kräftigen Durchführung der Unternehmung bedürfen werden."

Der Fürst von Canosa empfing die bezeichneten Papiere mit einer stummen Verbeugung, und sagte dann mit leichtfertigem Tone und einem Anfluge herzloser Ironie:

„Allerdings sind Werkzeuge der Art, wie ich ihrer bedarf, ziemlich theuer, wenn auch weniger durch die erste Gewinnung, als durch die spätere Unterhaltung derselben, und überdies werde ich den ersten Keim meiner Streitkräfte ziemlich mühsam zusammensuchen müssen."

„Ihnen diese Mühe zu ersparen, haben wir bereits unsere Vorkehrungen getroffen," entgegnete Tommaso mit eigenthümlichem Lächeln. „Die tapferen Schaaren des Fra Diavolo, Ronca und Guariglia, die bei ihren Unternehmungen gegen die Muratisten schon seit längerer Zeit aus den königlichen Cassen unterstützt werden, haben bereits die Weisung empfangen, in Ihnen ihr allgemeines und höchstes Oberhaupt zu erkennen, Ihnen jede in ihrer Macht stehende Unterstützung angedeihen zu lassen, und allen Ihren Befehlen unbedingt zu gehorchen. — Um Ihnen aber den ersten Kern Ihrer Truppen zu liefern, werden Sie bei Ihrer

Instruction den Befehl an den Director von Ponza finden, Sie ganz nach Ihrer Wahl von seinen Untergebenen die nöthigen Mannschaften auslesen zu lassen. — Und nun, mein lieber Fürst, Gott befohlen, und Glück auf den Weg," schloß der Marquis Tommaso, indem er dem Fürsten freundschaftlich die Hand reichte und ihm dadurch das Zeichen gab, daß die Audienz beendigt sei, die er seinem künftigen Collegen, der sich jetzt noch vor ihm bücken mußte, als gebietender Minister gnädigst gewährt hatte.

Wohl erkannte Canosa die Bitterkeit der Pille, die ihm durch den Minister gereicht wurde, aber er verschluckte dieselbe, nach Höflingsart, mit süßlich lächelnder Miene, jedoch unter dem stillschweigenden Vorsatze, bei Gelegenheit Vergeltung zu üben. Dann verabschiedete er sich von dem Minister, zufrieden mit dem Erfolge, den er für den Augenblick erzielt hatte, und verließ den Palast, um sich zu der Abreise vorzubereiten, die er schon am nächsten Tage zu bewirken beabsichtigte, denn bei der Unternehmung, die er vorhatte, waltete Gefahr im Verzuge.

Werfen wir aber, als unpartheiische Leser, einen Blick auf die tapferen Schaaren, auf deren Beistand der mit der königlichen Sendung vertraute Fürst von Canosa nach den offiziellen Worten des

Miniſters angewieſen war, und die, wie wir erfuhren, ſchon ſeit längerer Zeit in dem geheimen Solde der Bourbonen ſtanden, ſo bezeichnen die drei Namen Fra Diavolo, Ronca und Guariglia, drei berüchtigte Räuberhauptleute, welche in den Gebirgen Calabriens und der Abruzzen mit empörender Grauſamkeit ſchon ſeit Jahren ihr Unweſen trieben, ohne daß die Anſtrengungen der Behörden es vermochten, der Führer habhaft zu werden, oder die Banden zu vernichten. Freilich iſt aber dieſe Erfolgloſigkeit der Angriffe auf dieſe Räuberbanden leicht erklärlich, nachdem man aus den vorſtehenden, hiſtoriſch erwieſenen Mittheilungen erfahren hat, aus welcher Quelle dieſe Verbrecher Befehle und Unterſtützungen empfingen.

Was aber war das für ein Kern der Truppen, auf welchen der Miniſter Tommaſo den Fürſten Canoſa anwies? Man wird es kaum glauben, aus was für Menſchen dieſe Kerntruppen bourboniſcher Machtvollſtreckungen beſtanden, und dennoch iſt dieſer Punkt des Sündenregiſters der Bourbonen Neapels ſo unwiderleglich feſtgeſtellt, daß ſelbſt die unbedingteſten Vertheidiger dieſer geſunkenen und geſtürzten Dynaſtie kein Leugnen wagen dürfen. Wir werden dieſen geprieſenen Kern bald näher kennen lernen.

IV.

Die Kerntruppen einer bourboniſchen Expedition.

An der weſtlichen Küſte Italiens, in grader Richtung von Neapel, ſteigt ſchroff und ſteil aus dem Meere die Felſeninſel Ponza empor, die größte der pontiniſchen Inſelgruppe. Oede und kahl, nur aus unfruchtbarem Geſtein gebildet, auf dem kaum hier und dort ein Baum, ein Gebüſch ſich zeigt, das Auge, durch das einförmige Grau der Felſen ermüdet, durch ſein ſpärliches Grün erquickend, gewährt dieſe Inſel ein trauriges Bild der Unfruchtbarkeit und Verlaſſenheit, und das peinliche Gefühl, welches dadurch in Denen erweckt wird, die ſich dieſem Eilande freiwillig, öfter aber gezwungen, nahen, wird noch geſteigert durch den Anblick der mächtigen Gebäudemaſſe, die auf dieſem Felſen aufgeführt iſt, und mit demſelben verwachſen zu ſein ſcheint, ſo

eintönig verſchwimmen die Mauern der grauen Quadern, die aus dem Fels gebrochen ſind, mit dieſem ſelbſt.

Ueber die Beſtimmung dieſer Gebäude ſchwindet bei dem Beſchauer jeder Zweifel, ſobald er, der Inſel näher kommend, den breiten Graben gewahrt, der die Mauern umgiebt, die Doppel-Schildwache, die in gleichmäßig abgemeſſenen Schritten bei Tag und Nacht vor der Zugbrücke auf und nieder geht, die über den Graben zu dem einzigen Eingangsthore führt, und die wenigen, kleinen, mit ſchweren Eiſengittern verſehenen Fenſter, welche in die hochaufſtrebenden Außenmauern gebrochen ſind.

Unwillkürlich muß das Herz eines jeden Menſchen, der die Beſtimmung Ponza's nicht bereits kennt, ſich bei der Annäherung an die Felſeninſel mit einem peinlichen Gefühle zuſammenziehen und der Gedanke bei ihm entſtehen: „Das iſt ein Gefängniß! Das iſt der Aufenthaltsort ſchwerer Verbrecher!“

Und ſo iſt es auch in der That, denn Ponza dient als Zuchthaus und wird, begünſtigt durch ſeine Lage, zu der Aufbewahrung des Auswurfes der Menſchheit verwendet; denn Flucht iſt von hier aus den eingeſperrten Züchtlingen unmöglich, obgleich ihre Maſſe aus den verwegenſten Banditen ganz Italiens zu beſtehen pflegt.

Nur allgemeine Meuterei der Gefangenen könnte zu deren Befreiung führen, und da dieſe ſich nach dem Charakter der Mehrzahl der hier eingeſperrten Züchtlinge erwarten läßt, iſt die Garniſon zahlreicher, als es unter anderen Umſtänden erforderlich wäre; zu dem Director oder Kommandanten der Anſtalt wird jederzeit nur ein Mann von anerkannter Energie gewählt, und auch die Unterbeamten, die Schließer, das ganze Dienſtperſonal, welches mit den Gefangenen in nähere perſönliche Berührung kömmt, beſteht aus Leuten, auf deren Entſchloſſenheit der Kommandant ſich eben ſo unbedingt verlaſſen kann, wie auf ihren Muth, ihre Kraft und Geiſtesgegenwart.

So öde die Felſeninſel Ponza ſich dem Auge zeigte, ſo einſam und ſtill Alles rings um das Gefängniß her war, ſo laut und lärmend, ja ſogar luſtig, ging es gleichwohl in dem Innern deſſelben zu, wo eben auf dem großen Hofe zu der Freiſtunde die ſämmtlichen Gefangenen der freien Luft genoſſen, wobei ihr wildes Lachen, die entſetzlichen Flüche, die von den Lippen der Meiſten ertönten, das Geraſſel der Ketten, welche Alle trugen, und an denen Einige ſchwere Kugeln nachſchleppten, auf jeden Beſchauer, der zum erſten Male hier eintrat, anekelnd gewirkt haben würden, während die Aufſeher und Schließer, die rings umherſtanden, jeden Exceß

ſogleich mit unerbittlicher Strenge zu beſtrafen, mit gleichgültigen Blicken auf das ihren Augen vertraute Bild ſahen, und ſich damit begnügten, hier oder dort ein drohendes „Ruhe“ in die hin und her wogende Menge zu rufen, wenn Einer oder der Andere von der Bande zu laut wurde.

Eine größere Zahl der wilden Burſchen, aus denen die unfreiwillige Bewohnerſchaft Ponza's beſteht, hatte ſich um einen Menſchen gruppirt, der ſich unter der Menge vortheilhaft durch ſein Aeußeres auszeichnete. Seine hohe Geſtalt wurde noch mehr hervorgehoben durch das ſchönſte Ebenmaß der Glieder, welche zugleich Kraft und Gewandtheit verriethen; ſeine Stirn, höher und offener, als ſie den Südländern eigenthümlich zu ſein pflegt, trug das Gepräge des Geiſtes, ſein feuriges Auge, nur zuweilen unheimlich unter den langen Wimpern hervorblitzend, das der Entſchloſſenheit und Klugheit, und nach ſeiner ganzen Erſcheinung konnte man dieſen Menſchen nur mit Bedauern unter einer ſolchen Umgebung, in ſolchen Verhältniſſen erblicken; denn er ſchien zu etwas Beſſerem geboren zu ſein, und unwillkührlich fühlte die Neugier ſich angeregt, zu erfahren, welche Verhältniſſe es geweſen, die einen ſolchen Mann in die Mitte der gemeinſten Verbrecher der niedrigſten und ungebildeteſten Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft

Neapels geführt hatte, auf deſſen, von der Natur ſo reich begabtem Gebiete die Bildung ſelbſt bei den höheren und wohlhabenderen Ständen auf einer ſo tiefen Stufe ſteht.

Der Mann, der in eleganter Kleidung und in einem reich decorirten Salon durch ſeine Figur und die natürliche Anmuth ſeiner Bewegungen, der Rolle eines Grafen oder Fürſten vielleicht mehr Ehre gemacht haben würde, als mancher dieſer hochgebornen Herren, welche in Neapel ihren Adel und die Würde ihres alten Namens nur durch ihre Abſtammung und ihren coloſſalen Reichthum aufrecht zu halten vermögen, während ſie an Bildung, Kenntniſſen und Adel der Geſinnung zum bei weitem größeren Theile tief unter ihren Standesgenoſſen des Nordens ſtehen, unterhielt ſeine Zuhörer allem Anſcheine nach durch Züge und Anecdoten aus ſeinem Leben, denn mehrmals ertönten aus dem ihn umgebenden Kreiſe beifälliges Gelächter und laute Bravorufe. Wer ihm aber zugehört hätte, der würde ſich leicht überzeugt haben, daß die Auszeichnung der Geſtalt, der ganzen Erſcheinung dieſes Menſchen, der Adel, der auf ſeiner Stirn, in ſeinem Auge, in ſeinem Weſen herrſchte, nichts war, als ein trügeriſches Spiel der Natur, welches dieſe äußern Vorzüge mit tiefer Gemeinheit der Geſinnung, der Schwäche des Herzens vereinigte; denn

in den roheſten Ausdrücken, in einer Sprache, wie nur die niedrigſten Klaſſen des Volkes ſie unter ſich reden, ſchilderte er Auftritte aus ſeinem Leben, welches, nach ſeinen Mittheilungen zu urtheilen, eben ſo wild als bewegt geweſen ſein mußte, und nach dem, was er mit einem gewiſſen prahleriſchen Weſen ſelbſt von ſich rühmte, durfte man ſich nicht mehr darüber wundern, dieſen Menſchen hier zu erblicken; denn er hatte hundertmal ſtrengere Strafe verdient, als die, welche ihm durch die Haft in Ponza zu Theil geworden war. Brüſtete er ſich doch mit empörendem Cynismus damit, daß ſeine Hände ſich ſchon öfters mit Menſchenblut geröthet hatten.

„Ja, das muß man ſagen," rief nach Beendigung einer ſolchen Schilderung, die mit den lebhafteſten Farben einen Raubanfall auf einen vornehmen Reiſenden malte, „das muß man ſagen," rief einer der Zuhörer bewunderungsvoll, „der Pietro Verdarelli iſt ein ganzer Kerl. Ich hätte wohl ſehen mögen, wie die ſchöne Tochter des reichen Ingleſe ſich in ſeiner Umarmung ſträubte und wandte, und doch ihre Freude nicht verbergen konnte, durch die Liebe eines ſo ſchönen Mannes beglückt zu werden."

„Es war auch ein herrlicher Anblick, das haben alle Kameraden geſagt, die dabei waren", ſagte mit rohem Gelächter der belobte Bandit. „Der Vater, aus

einer Todeswunde blutend, lag am Boden, dicht neben uns, das brechende Auge auf uns gerichtet, bis er endlich mit einem lauten Aufschrei in englischer Sprache, wahrscheinlich einem Fluche, die Seele aushauchte; — und die Mutter, eine alte häßliche Matrone, die keiner von unseren Leuten berühren mochte, stand, an einen Baum gebunden, daneben und blickte mit stieren, weit aufgerissenen Augen, die Hände vor Verzweiflung ringend, auf ihre Tochter, die sich anfangs gegen meine Liebkosungen wie eine Tolle sträubte, bei der aber die Natur dennoch endlich ihr Recht behielt, so daß sie zuletzt sanft wurde, wie ein Lamm."

„Und was ist aus der alten Mutter und der schönen Tochter geworden?" fragte Einer.

„Die Mutter wurde niedergestoßen," entgegnete Pietro Verdarelli; „die Tochter nahm ich, gegen den Willen meines Bruders Gaetano, mit mir; sie machte einige Zeit alle unsere abenteuerlichen Züge mit und ich war ganz mit ihr zufrieden; endlich aber wurde ich ihrer überdrüssig, weil sie sich einfallen ließ, eifersüchtig zu sein, und als wir zu einer neuen Unternehmung aufbrachen, die mit der größten Heimlichkeit vorbereitet war, ließ ich sie zurück. — Mein Bruder Gaetano, der, wie Ihr wohl gehört haben werdet, ein strenges Kommando führt, wollte zwar, daß ich sie

ſtumm machen ſollte, aber die Dirne war mir dazu doch noch zu lieb; ich verſetzte ihr daher nur einen leichten Stoß mit meinem Stilet, um meinen Bruder zu täuſchen, warf ſie dann blutend zu Boden und ſprengte davon. — Ich denke ſie wird ſich wohl ſchnell erholt haben, denn ich hatte ſie nur im Arme verwundet."

„Schade um das Mädchen!" äußerte Einer aus dem Kreiſe, aber mit einem Tone, der nicht den leiſeſten Anklang des Mitleids hatte.

„Das finde ich ſelbſt," meinte Pietro, „und oft habe ich ſeitdem gewünſcht, Miß Betſy — wie ſie ſich nannte, — möchte noch bei mir ſein. Beſonders aber hier in Ponza iſt dieſer Wunſch ſehr oft bei mir laut geworden."

Bei dieſer frivolen Aeußerung brach die ganze Zuhörerſchaft in lautes Gelächter aus, und allem Anſcheine nach fühlte der Erzähler ſich durch dieſen unzweideutigen Beweis des Beifalls ſehr geſchmeichelt; denn mit ſchmunzelnder Miene ging er ſogleich zu einer neuen Erzählung über.

Während ſo eine ausgelaſſene Luſtigkeit innerhalb der Gefängnißmauern Ponza's herrſchte, näherte ſich dem öden Felſeneilande von der Seeſeite her ein kleines Fahrzeug, welches ſeine Richtung ſchon in weiter Ferne ſo genommen hatte, daß es durch die Inſel den beob-

achtenden Blicken von dem Lande aus entzogen wurde, obgleich eine ſolche Vorſichtsmaßregel kaum nöthig geweſen wäre, da die Inſel von dem Feſtlande ſo weit entfernt liegt, daß die Felucke ſelbſt mit dem beſten Fernrohre kaum hätte entdeckt werden können, auch wenn ſie ſich ganz offen zeigte; allein das Schiff hatte ſeine beſonderen Urſachen, weshalb es nicht geſehen ſein wollte; denn an Bord deſſelben befand ſich der Fürſt von Canoſa, der ſich der Inſel nahete, um den Anfang des in Meſſina empfangenen Auftrages in Vollzug zu ſetzen und der dies nicht ganz offen thun durfte, da der Kommandant von Ponza zwar im Solde der Bourbonen, gleichwohl aber im Dienſte des Königs Murat ſtand, und man deshalb nicht wiſſen konnte, ob er unbedingt geneigt ſein würde, der Aufforderung nachzukommen, welche der Fürſt von Canoſa ihm überbrachte.

Gedeckt durch die ſteil aufſteigenden Felſen legte die Felucke an der Seite der Inſel an, welche die Ausſicht auf die offene See hatte; alsbald wurde ein Boot ausgeſetzt, der Fürſt beſtieg es ohne alle Begleitung, und noch war die Freiſtunde der Züchtlinge nicht zu Ende, als er dem Kommandanten ſeine Ankunft unter Beifügung eines geheimen Erkennungswortes melden ließ.

Kaum hatte der Kommandant die Botſchaft empfan-

gen, als er dem geheimen Abgeordneten entgegeneilte; die Zugbrücke rasselte nieder, und der Fürst trat auf den innern Hof, wo die Gefangenen noch versammelt standen, die Mehrzahl derselben fortwährend dem unermüdlichen Erzähler Pietro Verdarelli zuhörend.

Der Kommandant begrüßte den Fürsten Canosa mit einer an Unterwürfigkeit gränzenden Höflichkeit, so daß das zuvorkommende Wesen des sonst so strengen, gegen seine gewöhnliche Umgebung abstoßend stolzen Mannes die höchste Verwunderung der Züchtlinge erregte und die Blicke derselben sich voll gespannter Neugier auf den Fürsten richteten und selbst Verdarelli sich nicht enthalten konnte, demselben seine Aufmerksamkeit zu widmen, obgleich es ihn im ersten Augenblicke verdroß, sich eines Fremden wegen plötzlich von seinem Auditorium verlassen zu sehen.

„Kennt Jemand von Euch den Mann?“ fragte Pietro mit dem Tone der Autorität, die er über seine Kerkergenossen ausübte. Es konnte ihm jedoch Niemand Auskunft geben, und während dessen verbeugte sich der Kommandant ehrfurchtsvoll vor dem Fürsten Canosa und sagte:

„Wollen Euer Durchlaucht mir die Gnade erzeigen, mit mir auf mein Zimmer zu kommen, um mir mitzutheilen, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft?“

„Das wird Ihnen dieſes Schreiben ſagen, mein lieber Kommandant," entgegnete der Fürſt mit einem vornehmen Weſen, das er ſehr gut anzunehmen verſtand, ſo wenig ihm daſſelbe auch für gewöhnlich eigen war, da er ſich während ſeines bisherigen Lebens weit mehr unter den niedern Ständen, als in den höhern Kreiſen der menſchlichen Geſellſchaft, bewegt hatte.

Mit dieſen Worten überreichte er dem Kommandanten das Schreiben des Miniſters Tommaſo, durch welches dieſer den Vorſteher des Zuchthauſes aufforderte, ſeine Pflegebefohlenen der Obhut des Fürſten nach deſſen freier Wahl zu übertragen.

„Während Sie dies Schreiben leſen," ſagte er zugleich, „geſtatten Sie mir wohl, einen prüfenden Blick auf Ihre Zöglinge zu richten, da mich dieſelben, wie Sie finden werden, eben jetzt in hohem Grade intereſſiren."

Indem der Kommandant das Schreiben empfing, verneigte er ſich zuſtimmend gegen den Fürſten, und dieſer ſchritt auf die Züchtlinge zu, welche die Aufſeher, auf einen Wink ihres Vorgeſetzten, in Reihe und Glied antreten ließen, ſo daß Canoſa jeden Einzelnen bequem muſtern und prüfen könnte. Das that er denn auch mit forſchendem Blicke, indem er bald an die Züchtlinge ſelbſt, bald an die Aufſeher, einige fragende Worte richtete, um ſich über die Vergangenheit und den

Charakter der Leute einigen Aufschluß zu verschaffen, obgleich es dessen kaum noch bedurfte, da er annehmen konnte, daß Alle, die sich hier befanden, seinem Zwecke entsprechend sein würden.

Als er an das Ende der ersten Reihe kam, in welcher zwanzig Züchtlinge aufgestellt waren, blickte er nach dem Kommandanten hinüber, und nicht ohne Besorgniß bemerkte er, daß derselbe finster vor sich niedersah, den Brief in der Hand zusammengedrückt hielt, und sichtbar unentschlossen war, was er unter den peinlichen Umständen, in die er sich versetzt sah, thun sollte.

„Er scheint sich besinnen zu wollen!“ murmelte Fürst Canosa vor sich hin. „Da muß ich wohl seiner Unentschlossenheit zu Hülfe kommen, und den Zweifeln, die ihn offenbar quälen, ein Ende machen.“

Rasch schritt er auf den Kommandanten zu, und als zweifele er an dessen Bereitwilligkeit, zu thun, was von ihm verlangt wurde, nicht einen Augenblick, fragte er:

„Wann kann ich die Leute bekommen? — Mir ist die schleunigste Einschiffung wünschenswerth, da ich es für nothwendig erachte, noch in der heutigen Nacht in der Nähe von Capua zu landen.“

„Ich weiß wahrlich nicht —“ sagte der Kommandant zögernd.

„Wie!“ rief der Fürst mit strengem Tone; „sollten

Sie es wagen, ſich dem ſo beſtimmt ausgeſprochenen Willen unſeres erhabenen Hofes zu widerſetzen, nachdem Sie deſſen Gaben ſo lange unter der beſtimmten Verſicherung unbedingter Ergebenheit annahmen?“

„Meine Ergebenheit iſt in der That unbegränzt,“ entgegnete der Kommandant, „und ich glaube davon bereits vielfältige Beweiſe gegeben zu haben, bevor ich auf meinen jetzigen Poſten kam. Allein mein Dienſt, — meine Exiſtenz, — vielleicht ſogar mein Leben, — die Gefahr —“

„Sie ſchweben in gar keiner Gefahr,“ fiel Canoſa dem Schwankenden in das Wort, „denn ehe es bekannt wird, was Sie gethan, um Ihren legitimen Herrſcher zu befriedigen, iſt das Reich des Uſurpators längſt zu Ende und Sie ſind daher vor jeder Rechenſchaft geſichert.“

„Wenn ich das gewiß wüßte —“ entgegnete, ſchon halb entſchloſſen, der Kommandant.

„Sie dürfen daran nicht zweifeln,“ verſicherte der Fürſt. „Murat iſt geſchlagen, ſein Heer aufgelöſt, er ſelbſt irrt flüchtig umher, nur von einem kleinen Theile ſeiner Garde begleitet; ſollte er ſich nach Neapel wagen, ſo iſt ein Aufſtand der Lazzaroni gewiß, und binnen kurzer Zeit, vielleicht ſchon binnen wenigen Tagen, zieht unſer geliebter König Ferdinand IV. ſiegreich in

ſeine Reſidenz wieder ein. — Seine Rückkehr aber ſoll und kann durch die Unternehmung, mit welcher der Hof und das Miniſterium mich betraut haben, beſchleunigt werden. Wenn Sie mich dabei nach Kräften unterſtützen, erwerben Sie ſich alſo ein unbeſtreitbares Verdienſt, und eine reichliche Belohnung dafür kann Ihnen nicht entgehen."

„Nun wohl!" ſagte nach kurzem Beſinnen der Kommandant. „Ich will mich in der Hoffnung auf die Belohnung, noch mehr aber aus Liebe und Anhänglichkeit für mein angeſtammtes Königshaus, der Gefahr der Beſtrafung ausſetzen. — So kommen Sie denn, mein Fürſt, und ſuchen Sie ſich unter meinen Pflegekindern die Ihnen zuſagenden Individuen aus."

Nach dieſen Worten ſchritt der Fürſt von Canoſa, begleitet von dem Kommandanten, auf die Züchtlinge zu, welche noch immer in Reihe und Glied aufgeſtellt ſtanden. Er ließ ſie einen Kreis um ſich bilden, und hielt an ſie eine kurze Anrede, durch welche er ihnen eine verdeckte Andeutung über den Zweck, zu deſſen Erreichung er ſich ihrer bedienen wollte, machte, worauf er die Frage an ſie richtete, ob diejenigen von ihnen, die er wählen würde, unter der Bedingung blinden und unverbrüchlichen Gehorſams gegen ſeine Befehle in den Dienſt des Königs treten und ihm folgen wollten?"

Allgemeiner und lauter Jubel antwortete dieſer Frage, welche ein einſtimmiges „Ja!“ hervorrief. Wie hätten auch dieſe Menſchen die ihnen ſo ganz unerwartet gebotene Gelegenheit zur Erlangung ihrer Freiheit zurückweiſen können? Frei zu ſein, — das war Alles, was ſie verlangten, und ſie kümmerten ſich dabei nicht um die Bedingung; hätte dieſe darin beſtanden, das ganze Land in einen Schutthaufen zu verwandeln, ihre Freunde, ihre Angehörigen, vielleicht ſogar Väter und Mutter umzubringen, ſie würden wahrſcheinlich ebenſo bereitwillig „Ja!“ gerufen haben, wie ſie es jetzt thaten, wo ihnen nach den, wenn auch nur dunklen und flüchtigen Andeutungen, die der Fürſt von Canoſa machte, Beute, Sättigung perſönlicher Rachgier und die Befriedigung ſo mancher andern Leidenſchaft winkte.

Als der Jubel der Bande ſich gelegt hatte, nahm Pietro Berdarelli im Namen der Uebrigen das Wort, indem er keck aus der Reihe hervortrat, ſich dem Fürſten Canoſa gegenüberſtellte, und denſelben dreiſt, doch nicht frech, anſehend, ſagte:

„Signor, Sie finden uns Alle, wie wir hier ſind, bereit, Ihnen zu folgen und für den Dienſt unſers geliebten Königs Ferdinand IV. zu thun, was Sie befehlen und was irgend in unſern Kräften ſteht. Daß ich unter Denen ſein werde, welche Sie wählen,

bezweifele ich nicht, ich spreche daher vollkommen unparteiisch, wenn ich mir die Freiheit gestatte, Ihnen den Rath zu ertheilen, uns Alle mitzunehmen wie wir hier sind, ohne eine Ausnahme, denn Jeder, den Sie hier in dieser achtbaren Versammlung sehen, besitzt eine oder die andere sehr empfehlenswerthe Eigenschaft, die ihn zu Ihrem Dienste geeignet macht. Ist der Eine durch Körperkräfte, durch Muth und Entschlossenheit bevorzugt, so ersetzt ein Anderer diese ihm mangelnden Eigenschaften durch List und Verschlagenheit; Dieser darf sich einer besondern Kenntniß der Orte, Jener der Personen und ihrer Gesinnungen rühmen; wieder Andere zeichnen sich durch so seltene Kenntnisse aus, daß sie für Gelehrte gelten könnten, obgleich sie keine andere hohe Schule besucht haben, als die, welcher sie jetzt durch Sie, Signor, entnommen werden sollen. Kurz, ich wiederhole nochmals den Rath: Nehmen sie uns Alle mit."

Wer diese Rede des Verbarelli gehört und früher Zeuge der Gespräche gewesen wäre, die er mit seinen Genossen führte, der würde von Staunen über den Unterschied in der Sprache dieser verschiedenartigen Unterhaltung erfüllt worden sein; denn Pietros Worte waren jetzt ebenso gewählt, wie früher gemein, aber deshalb erschien er als ein um so gefährlicherer Mensch,

und obgleich der Fürſt von Canoſa ſeine früheren gemeinen Reden, in dem niedrigſten Volksdialect gehalten, nicht gehört hatte, ſo erkannte er doch auf der Stelle mit dem ihm eigenen Scharfblick in Verdarelli, der ihm gleich Anfangs durch ſeine äußere Erſcheinung aufgefallen war, ein Subject, welches für ſeine Zwecke ſehr brauchbar ſein müßte. Er hörte daher der Rede deſſelben mit ſichtlichem Wohlgefallen zu, und als er ſchwieg, entgegnete er ſehr freundlich:

„Ich werde dieſen Rath befolgen, und erkläre daher Allen, die als Arreſtanten hier zugegen ſind, daß ſie ſich von dieſem Augenblicke an in königlichem Dienſt und Sold unter meinen Befehlen befinden, und daß ſie unverzüglich der Haft entlaſſen werden ſollen. — Was den Sold betrifft, ſo wird darüber nichts Beſtimmtes feſtgeſetzt, doch gebe ich Euch die Verſicherung, daß Jeder nach dem Eifer, den er zeigt, und nach den Dienſten, die er leiſtet, reichlich belohnt werden ſoll.“

„Evviva! Evviva!“ erſchallte es abermals aus all den rauhen Kehlen, und nachdem die entlaſſenen Züchtlinge unter wildem Jubel ihre geringen Habſeligkeiten aus ihren Zellen herbeigeholt hatten, wurde ihnen ſogleich ihre Entlaſſung verkündet und ihre Einſchiffung begonnen. Sobald dieſe beendigt war, ſtieß die Felucke von den Felſen Ponza's ab, und unter dem Schutze

der nächsten Nacht landeten diese Bourbonischen Kerntruppen in einer abgelegenen Bucht des neapolitanischen Festlandes, um gleich einer Heerde wilder Thiere auf die unglücklichen Anhänger Murats gehetzt zu werden.

V.

Das Wiederfinden eines Liebespaares.

Als die Freunde des seinem gänzlichen Sturze nahen Königs Murat diesem die Versicherung gaben, daß durch längeres Weilen unter den Truppen, die alle Bande der Disciplin gesprengt hatten, so wie in Mitte der Bevölkerung Capua's, deren Aufregung von Minute zu Minute stieg, seine Sicherheit, vielleicht sogar sein Leben gefährdet sein könnte, machten sie sich keiner Uebertreibung schuldig, denn als sie die Wohnung des Königs verließen, um ohne Zeitverlust und in aller Stille die Vorkehrungen zu dem heimlichen Aufbruche nach Neapel zu treffen, fanden sie die Straßen von Menschen erfüllt. Die Mehrzahl derselben gehörte den niedern Ständen, dem Pöbel sogar, an, doch zeigten sich auch hier und dort Leute, deren bessere, mitunter sogar gewählte Kleidung

auf die Vermuthung führte, daß nur ganz besondere Absichten sie in die Berührung mit Menschen brachte, auf die sie für gewöhnlich nur mit Verachtung blickten, so daß sie sich durch jede vertrauliche Annäherung derselben, oder an dieselben, für beschimpft gehalten haben würden.

Anders war es aber jetzt; denn eben diese besser Gekleideten drängten sich voll Eifer in die Mitte der Gruppen von Männern aus dem Volke, die hier und dort zusammentraten, und mit der Lebhaftigkeit und Heftigkeit sprachen und gestikulirten, welche alle Südländer, besonders aber die Neapolitaner, charakterisirt. Sie sprachen dann eifrig zu den Leuten, drückten wohl sogar hier oder dort Einem die Hand; ganz besonders aber machten sie sich an die Soldaten, welche nicht den geringsten Bestandtheil der sich fortwährend vermehrenden Masse bildeten.

Auch viele verdächtige Gesichter, wahre Galgenphysiognomieen, bemerkte man unter der Menge, und leicht würde man in mehreren derselben die befreiten Gefangenen der Insel Ponza erkannt haben, hätte man auch nicht unter ihnen die hohe Gestalt des Pietro Berbarelli gesehen.

Um diese hatte sich eben eine zahlreichere Gruppe gesammelt, als um irgend einen der übrigen Mittel-

punkte, und ein neuhinzutretender Zuhörer vernahm, wie er eben mit seiner derben Sprache und seiner lauten, weitschallenden Stimme sagte:

„Eine Schande wär's, wollten wir zugeben, daß er sich entfernt. — Der Vertrag von Casalanza ist bestimmt nichts als ein Betrug, als eine Falle, um uns sicher zu machen, wenigstens aber sollten wir diesen ausländischen Tyrannen, der sich so lange die Herrschaft über unser schönes Land angemaßt hat, als Geißel zurückbehalten, damit er uns dafür haftet, daß der Vertrag, der allgemeine Verzeihung verspricht, wirklich abgeschlossen ist, woran ich noch immer zweifle."

„Der Mann hat Recht," sagte jetzt, zu dem Kreise tretend, einer jener vorhin bezeichneten, besser gekleideten Männer, und wer ihn genauer in's Auge gefaßt hätte, der würde, seiner Verkleidung ungeachtet, in ihm den Fürsten von Canosa, den künftigen Polizeiminister, erkannt haben, welcher sich hier in dem Spioniren und Aufhetzen übte, zwei Eigenschaften, die zu Zeiten jeder Polizei zur Erreichung ihrer Zwecke vortreffliche Dienste leisten. „Der Mann hat Recht," fuhr der Fürst fort, als er sah, daß die Aufmerksamkeit sich ihm zugewendet hatte. „Ich halte den ganzen Vertrag von Casalanza für ein leeres Vorgeben, um die Flucht des Usurpators zu sichern."

„Iſt der Vertrag eine Lüge," rief eine Stimme mit dem Tone des höchſten Unwillens, „dann iſt der Herzog von Gallo, der ihn abgeſchloſſen zu haben behauptet, ein Verräther, und man ſollte ihn dafür an der nächſten Laterne aufknüpfen."

„Ja! Ja! Tod dem Verräther!" ſtimmten Mehrere bei, deren künftige Sicherheit vielleicht nur auf der Hoffnung beruhte, daß der Vertrag eine Wahrheit ſei; denn ſie waren ſich bewußt, als pflichtgetreue Diener, wenn auch nicht als Anhänger Murats, der ganzen Rache der rückkehrenden Bourbonen ausgeſetzt zu ſein, deren Charakter eben nicht wegen ihrer Verſöhnlichkeit und Milde bekannt war. Ihre Furcht äußerte ſich durch den wiederholten Ruf: „Tod dem Verräther! An die Laternen mit dem Herzog von Gallo!" und ſchon trennten ſich Mehrere von der Gruppe, um den vermeintlichen Verräther aufzuſuchen. Hätten ſie ihn gefunden, ſo würde es vielleicht ſein Leben gekoſtet haben; allein er hatte ſich, wie wir ſahen, ſofort nach ſeiner Unterredung mit dem König Murat von Capua entfernt, und war daher bereits in Sicherheit vor der ihm drohenden Gefahr. Dieſe wurde übrigens auch noch auf andere Weiſe von ihm abgewendet, denn ſobald der Fürſt von Canoſa ſah, was bevorſtand, rief er mit ſchmetternder Stimme:

„Was fällt Euch ein, Ihr Leute? — Der Herzog von Gallo ist ein so treuer Anhänger König Ferdinands, wie es nur einen giebt; wer ihn als Verräther bezeichnet, muß deshalb ein Muratist sein, dem vor der Rückkehr unseres rechtmäßigen Herrschers bangt."

Er gab Pietro Berdarelli bei diesen Worten ein verstohlenes Zeichen und laut brüllte der Bandit:

„Es lebe König Ferdinand IV.! — Nieder mit Murat und allen Muratisten!"

„Nieder mit allen Muratisten!" stimmte die Menge in das Geschrei ein, und Die, welche vorhin bemüht gewesen waren, auf den Herzog von Gallo die Volkswuth zu lenken, wären jetzt beinahe selbst ihr zum Opfer gefallen, hätte nicht ein Ereigniß eigenthümlicher Art die Aufmerksamkeit, und mit dieser zugleich den Zorn, von ihnen abgeleitet. In eben dem Augenblicke nämlich, als bereits einer der Männer, welcher den Herzog von Gallo einen Verräther genannt hatte, von seinem Nachbar mit roher Faust gepackt wurde, eilte ein Frauenzimmer, welches ihrer Kleidung nach die Marketenderin eines der neapolitanischen Linienregimenter zu sein schien, flüchtigen Schrittes an der Gruppe vorüber, bei welcher wir längere Zeit verweilten. Der eben ausbrechende Lärm veranlaßte sie, einen Augenblick stehen zu bleiben. Dabei fiel ihr Blick auf Pietro Ber-

darelli. Sie entdeckte offenbar in ihm einen früheren Bekannten, das verrieth die Todesbläſſe, welche plötzlich ihre Wangen überzog. Sie taumelte, und es ſchien, als würde ſie im nächſten Augenblicke ohnmächtig zu Boden ſtürzen; mit einer gewaltigen Kraftanſtrengung aber raffte ſie ſich auf, riß aus ihrem Buſen einen kleinen Dolch, ſtieß mit überraſchender Kraft, rechts und links ſich Bahn brechend, alle Die zur Seite, welche ſie von dem Banditen trennten, und ſtand im nächſten Augenblick demſelben mit wuthfunkelnden Blicken und hochgeſchwungenem Dolche gegenüber.

„Nichtswürdiger Verräther!“ rief ſie mit kreiſchender Stimme, „empfange endlich Deinen wohlverdienten Lohn!“

Damit holte ſie aus zu einem kräftigen Stoße, und ihre kleine Hand ſenkte ſich mit der Schnelligkeit des Blitzes nieder gegen die Bruſt Pietro's; aber noch ehe der tödtliche Stoß ihn traf, hatte der Bandit ihr Handgelenk mit raſchem Griff gepackt, und drückte es ihr mit ſolcher Gewalt zuſammen, daß die blitzende Waffe ihrer Hand entſank und klirrend zu Boden fiel.

„Ei, Betſy, meine liebe Kleine,“ rief höhniſch lachend Verdarelli, der ſeinerſeits das Mädchen erkannt hatte, „man ſieht es, daß Du noch nicht lange genug in meiner Schule warſt, ſonſt würdeſt Du Deinen

Stoß ſtillſchweigend geführt haben, ſtatt ihn laut auszugackern, wie ein Huhn ſein Ei. — Aber was fällt Dir denn ein, mein holdes Hühnchen," fuhr er unter dem beifälligen Gelächter vieler der Umſtehenden fort, „daß Du mir einen ſolchen Beweis Deiner Liebe geben willſt, während Du mich daran gewöhnt hatteſt, ganz andere von Dir zu empfangen?"

Das arme Mädchen, in welchem die Leſer jene Unglückliche erkannt haben werden, jene bedauernswerthe junge Engländerin, welche ihre Eltern unter den Mörderdolchen der Banditen ſterben ſah, während ſie ſelbſt der empörendſten Gewaltthat erlag und die dann gezwungen worden war, die Züge der Räuberbande mitzumachen, — das arme Mädchen, ſagen wir, wand ſich verzweiflungsvoll unter dem ehernen Griffe des Banditen, und ſah ſich dabei noch dem lauten Spotte, den Verhöhnungen der Umſtehenden ausgeſetzt. Sie biß in ohnmächtiger Wuth die Zähne aufeinander, und ihre auf den Verderber gerichteten Augen ſchleuderten vernichtende Blicke. Pietro aber kümmerte ſich darum nicht, ſondern ſagte lachend:

„Wahrlich, Kleine, Du verdienteſt, eine Neapolitanerin zu ſein, weil Deine Rache ſich ſo glühend äußert; aber Du biſt ja in dem kalten Norden geboren und wirſt deshalb nicht unverſöhnlich ſein. Komm alſo,

mia carissima, und laß uns bei einem Glaſe Wein unſere Verſöhnung feiern, denn ich erinnere mich noch mit Wonne der Süßigkeit Deiner Küſſe, der Gluth Deiner Umarmungen, und Dein Anblick hat das ſehnſüchtige Verlangen nach einer Erneuerung und Wiederholung derſelben in mir erweckt, obgleich ich Dir eigentlich wegen der ſtählernen Liebkoſung, die Du beabſichtigteſt, zürnen ſollte."

Das Mädchen zitterte unter dieſen frechen Hohnesworten ſo heftig, daß ſie nicht zu antworten vermochte, obgleich ihr zuckender Mund, ihre keuchend ſich erhebende Bruſt, verriethen, daß ſie nach einer Antwort rang, um ihre ganze Verachtung auszuſprechen, ſo wenig Beweiſe ſie auch durch die ergebungsvolle Fügung in ihr bisheriges Schickſal, ja ſogar durch ihr Leben ſelbſt, von dem Stolze gegeben hatte, der den Britinnen nicht mit Unrecht nachgerühmt wird.

Pietro aber achtete nicht auf die ſtumme Verzweiflung ſeiner ehemaligen Geliebten, ja, er ſchien dieſelbe nicht einmal zu bemerken, und indem ihr unerwarteter Anblick durch die Erinnerung an die in ihren Armen gefundenen Genüſſe, ſeine ganze Sinnlichkeit wach rief, ſchlang er den Arm um ihre zarte Taille und preßte ſie mit ſolcher Gewalt an ſich, daß ſie unter dem Drucke zu erſticken vermeinte, und ihm halb ohn

mächtig und willenlos folgte, oder vielmehr von ihm hinweggeschleppt wurde, während er den Umstehenden zurief:

„Gute Nacht, Freunde! — Ich bin für heute versagt!“

Mit stummem Staunen hatte der Fürst von Canosa diesem ganzen Auftritte beigewohnt. Mehrmals erhob er den Fuß, um sich zu entfernen, denn zum ersten Male mochte er erkennen, welchen verächtlichen Elementen er sich verbündet hatte, aber eine unheimliche Macht schien ihn an den Boden zu fesseln. Als indeß Verdarelli die unglückliche Betsy mit sich fortzog, da wendete auch der Fürst den Fuß, um seine finstern Zwecke weiter zu verfolgen.

In diesem Augenblick legte eine schwere Hand sich auf seine Schulter, und eine rauhe Stimme sagte:

„Nicht wahr, Alter, Ihr habt Eure Freude an den Recruten, die Ihr Euch aus Ponza holtet?“

Unwillig über diese vertraute Berührung, noch unwilliger aber über die Worte, wendete der Fürst sich mit einer heftigen Bewegung gegen den Sprechenden. Er erkannte in denselben einen der Züchtlinge, die er aus Ponza entführt hatte, und indem er sein stolzestes Wesen annahm, sagte er mit niederschmetterdem Ausdrucke:

„Unverſchämter!“

Aber die Wirkung dieſes einen Wortes war keineswegs die erwartete; vielmehr lachte der Menſch hell auf, und entgegnete mit der ganzen Keckheit eines, zu politiſchen Zwecken entlaſſenen Züchtlings:

„Unverſchämter? — Wie ſo, mein Fürſt? — Sind wir nicht Verbündete, die das gleiche Ziel verfolgen — Sie freilich als Offizier, ich nur als Gemeiner, aber doch immer das gleiche Ziel!“

„Unerhörte Frechheit!“ brummte der Fürſt Canoſa, ballte die Fäuſte und knirſchte mit den Zähnen, denn er ſah ein, daß er nicht in der Lage ſei, ſeine Autorität gegen dieſen Menſchen geltend zu machen. Aber er durfte ſich keine zu große Blöße geben, ſammelte daher ſeinen ganzen Muth, und ſagte zu dem entlaſſenen Züchtling, dem er ſich in dieſem Augenblicke, da die Andern ſich verlaufen hatten, beinahe allein gegenüber befand:

„Du vergißt, daß ich Euch nur unter der Bedingung unbedingten Gehorſams die Freiheit gab!“

„Du?“ lachte höhniſch der Züchtling. „Wir haben alſo durch unſere Verbrüderung zugleich auch Brüderſchaft gemacht? — Nun, meinetwegen; ich will dagegen nichts einwenden, obgleich ich eigentlich gewohnt bin, die Ehrenhaftigkeit derer, mit welchen ich mich Du

nenne, zuvor genau zu prüfen, ehe ich ihnen dieſe Ehre erweiſe. — Alſo — Bruder Canoſa — ich habe Dir Gehorſam, unbedingten Gehorſam meinetwegen, gelobt; ich habe ſogar einen Eid auf dieſen Gehorſam geleiſtet. — Ich muß Dir aber hier erklären, daß dieſer Gehorſam ſich nur auf den Dienſt bezieht. Im Dienſt wirſt Du mich jederzeit gehorſam finden, und willſt Du die Probe machen, ſo befiehl mir nur irgend eine Schurkerei, — denn andere Befehle haben wir doch Alle nicht von Dir zu erwarten; — aber ich muß Dir die Bemerkung machen, daß wir uns jetzt nicht im Dienſt befinden, daß Du mir folglich auch nichts zu befehlen haſt, Bruder Canoſa, und ſomit Gott befohlen."

Der Mann, der dem künftigen Polizeiminiſter Neapels auf eine ſo kecke Weiſe antwortete, ohne ſich darum zu kümmern, welchen unverſöhnlichen und mächtigen Feind er ſich dadurch machte, wendete ſich, ohne den Fürſten nur eines Grußes zu würdigen, ab, um ſich von demſelben zu entfernen; doch von einer ſolchen Wuth erfaßt, daß er ſeiner ſelbſt kaum mächtig war, rief der Fürſt, am ganzen Leibe beinahe krampfhaft zitternd:

„Menſch, wie heißeſt Du?"

„Wie ich heiße?" entgegnete mit höhniſchem Lachen

der kecke Beleidiger. „Du willſt mich wohl in das Verzeichniß Deiner künftigen Opfer eintragen, mein lieber Bruder? — Nun meinetwegen! — Ich bin gern bereit, Dir meinen Namen zu nennen, denn gälte es, Deinen und meinen hier öffentlich laut auszuſchreien, ſo würdeſt Du verſtummen; denn Du müßteſt alle Schaam verleugnen, wollteſt Du Dich hier nennen, Arm in Arm mit mir; — und bei dieſen Worten ſchlang der Menſch ſeinen Arm um den Leib des Fürſten, des bevollmächtigten Abgeordneten der Bourbonen, — „ich aber habe gar keine Veranlaſſung, hier meinen Namen nicht zu nennen. Zwar iſt er nicht ehrlich, wie Du es Dir von dem Deinigen einbildeſt, ſondern vielmehr, trotz unſerer jetzigen Gemeinſchaft, Verbrüderung und Brüderſchaft, gebrandmarkt durch viele Verbrechen, aber dennoch, Fürſt von Canoſa, bevollmächtigter Abgeordneter der Bourbonen, deſignirter Polizeiminiſter, möchte ich meine Ehre nicht gegen die Deinige ſetzen, oder gar eintauſchen, denn ich könnte dabei nur verlieren. — Doch ich vergeſſe über der Strafpredigt, die ich Dir hier halte, daß Du den Wunſch ausgeſprochen haſt, meinen Namen zu kennen; und obgleich ich ſehr wohl weiß, daß dies nur geſchieht, um mich Deiner Rache opfern, Deinen Schergen früher oder ſpäter bezeichnen zu können, bin ich nicht feig genug, ihn Dir zu verſchweigen. — Ich

ſage Dir daher ganz offen, daß ich Velamo — Ringolfo — Anſelmo Carpi heiße, und außerdem noch viele andere Namen geführt habe, auf die ich mich augenblicklich nicht beſinnen kann. Die genannten werden Deinen Polizeiſpionen wohl genügen, mich ausfindig zu machen, — ſie müßten denn eben ſo dumm ſein, wie Du ſelbſt, indem Du mich blindlings unter Deine Helfershelfer aufnahmſt. — Deiner Weisheit als zukünftiger Polizeiminiſter dieſes glücklichen Landes ſtelle ich die Aufgabe, meinen Namen zu erforſchen, damit Du ſelbſt aber über mich, oder wenigſtens über meinen Character, nicht in Zweifel bleibeſt, ſage ich Dir nur wenige Worte in das Ohr!"

Der Fürſt von Canoſa war über alles Das, was dieſer Menſch geſprochen hatte, ſo erſtaunt, daß er in Stein verwandelt zu ſein ſchien; er regte ſich daher auch nicht, und machte nicht die geringſte Bewegung der Furcht oder der Abwehr, als der Mann, der ſich ihm unter ſo verſchiedenen Namen genannt hatte, ihm zuflüſterte:

„Es lebe Murat, der einzig rechtmäßige König von Neapel!"

Mit dieſen Worten war der Sprechende in der bereits anbrechenden Dämmerung verſchwunden, der Fürſt von Canoſa aber ſtarrte ihm erſchrocken, wir möchten

beinahe ſagen, zitternd, nach und flüſterte dann unwillkürlich vor ſich hin:

„Sollte es mir nicht gelingen, dieſes Menſchen habhaft zu werden, ſo dürfte ich mein Leben keinen Augenblick für geſichert halten.“

Nach dieſem Selbſtgeſpräche entfernte er ſich ſchnell, und indem er ging, warf er ſcheue, beinahe ängſtliche Blicke umher, als fürchtete er, an jeder Straßenecke einen Mörderdolch auf ſeine Bruſt gezückt zu ſehen.

Er hatte aus den frechen Reden, welche der durch ihn ſelbſt befreite Züchtling Ponza's gegen ihn ſo ohne alle Scheu ausſtieß, die Ueberzeugung gewonnen, daß der König Murat im Lande noch manche entſchloſſene Anhänger zählte; und da er den rachſüchtigen Charakter ſeiner Landsleute nur zu wohl kannte, zauderte er einen Augenblick, um ſeine perſönliche Sicherheit beſorgt, mit der weiteren Verfolgung ſeiner Sendung. Als er aber dann einen Blick auf die Seinen warf, die ſich ringsumher ſeinen Augen boten, fühlte er ſich neu ermuthigt, und ſchritt raſch in die Abenddämmerung hinein, als hätte er einen Entſchluß gefaßt.

VI.

Pöbel-Excesse.

Pietro Berdarelli zog die unglückliche Betsy ihres Sträubens ungeachtet, gewaltsam mit sich fort nach einer gemeinen Posada, die er noch aus früherer Zeit her kannte, und in der er auch jetzt nach seiner Ankunft von Ponza seine Wohnung genommen hatte.

„Sei keine Närrin, Betsy," redete er ihr während des Weges zu, „sondern söhne Dich mit mir aus, und ich gebe Dir das Versprechen, daß Du es bei mir sehr gut haben sollst, wenn Du mich nicht wieder durch Eifersucht quälst."

„Mörder!" entgegnete Betsy. „Ach, und doch wollte ich Dich segnen, hätte Dein Dolch statt meines Armes mein Herz getroffen. — Weshalb war Deine

Hand bei ſo vielen Unglücklichen feſt, grade bei mir unſicher, daß ſie ihres Zieles verfehlte?"

Und ſie brach in einen Strom von Thränen aus, indem ſie ihres ſchmachbedeckten Lebens, ihrer tiefen Geſunkenheit, gedachte, und einen Vergleich mit dem anſtellte, was ſie an der Seite ihrer gemordeten Eltern geweſen war.

„Glaubſt Du denn, Mädchen," entgegnete der Bandit mit einem Anfluge der Rührung über den tiefen, ungeheuchelten Schmerz der Unglücklichen, „glaubſt Du denn, daß meine Hand gefehlt haben würde, hätte ich Dich tödten wollen?"

„Wie! Du hatteſt dieſe Abſicht nicht?" fragte Betſy verwundert, indem ſie ihren ehemaligen Geliebten mit ihren großen, thränenerfüllten Augen zweifelnd anſah.

„Gewiß nicht!" verſicherte Pietro. „Mein Bruder verlangte Deinen Tod, weil er Deinen Verrath fürchtete; ich mußte ihm gehorchen, aber trotz Deiner unſinnigen Eiferſucht liebte ich Dich noch immer, und ich konnte es nicht über das Herz bringen, Dich zu ermorden; es galt aber, meinen Bruder zu täuſchen und ihm wenigſtens ſcheinbar zu gehorchen, deshalb verwundete ich Dich, um meinen blutigen Dolch zeigen zu können, und ſtieß Dich dann zu Boden, damit die

Kameraden Dich für todt halten sollten. — Nun ich Dich so unerwartet wiedergefunden habe, ist meine frühere Liebe für Dich mit ihrer ganzen Gewalt zurückgekehrt, und wenn Du einwilligst, bei mir zu bleiben, wollen wir ein gemächliches und lustiges Leben mit einander führen, denn ich habe jetzt eine gut bezahlte Anstellung in königlichem Dienst, und es kann mir bei den Geschäften, die mir übertragen sind, auch an reicher Beute nicht fehlen. — Also — willst Du bei mir bleiben?"

Betsy antwortete nicht, aber sie sträubte sich kaum noch, dem Banditen zu folgen, und es schien, als überlege sie dessen Vorschlag. Es kostete daher Pietro kaum noch einige Mühe, sie mit sich zu führen, und ohne weiteres Widerstreben trat sie mit ihm in seine Posada. Die nächsten Minuten schon sahen sie, allein mit ihm, in dem engen, schmutzigen Gemache, welches ihm zur Wohnung diente, und die Bedauernswerthe vergaß so ganz ihrer angeborenen weiblichen Würde, daß sie Zug um Zug mit ihm, auf gute Freundschaft anstoßend, den feurigen Syracuser trank, und bald, halb berauscht, seine feurigen Küsse zurückgab, bis sie, ihrer Sinne kaum noch mächtig, auf das elende Lager taumelte.

Während der Fürst von Canosa sich so eines seiner thätigsten Werkzeuge beraubt sah, zugleich aber auch in Betsy ein neues, brauchbares Werkzeug seiner finstern Pläne ihm gewonnen wurde, war er selbst, wie wir zu Ende des vorigen Kapitels sahen, wieder Herr seiner Besinnung und Ueberlegung geworden, obgleich er die Furcht vor dem Anselmo Carpi, oder wie der Mensch sonst heißen mochte, nicht ganz abzuschütteln vermochte. Er trat in geschäftiger Eile zu den verschiedenen Gruppen, die sich fortwährend überall bildeten, und ließ es seine eifrigste Sorge sein, die Menschen noch mehr gegen den flüchtigen Murat aufzuhetzen und Oel in das auflodernde Feuer des Hasses und der Rachgier zu gießen. Nur zu gut wurde er dabei von den Freigelassenen Ponza's und den anderweitig durch ihn gewonnenen Emissären unterstützt, und bald war Capua der blutige Schauplatz wilder Pöbelexcesse, denen auch die in gänzlicher Auflösung begriffenen Truppen sich anschlossen.

Hundertfältig ertönte der brüllende Ruf: „Es lebe König Ferdinand IV.! — Nieder mit Murat und allen Muratisten!“ und plündernd brachen die zügellosen Haufen, meistens geführt von den Kerntruppen des Fürsten von Canosa, in die Häuser der Bewohner ein, welche für Anhänger Murats galten, oder in

rachsüchtiger Absicht als solche bezeichnet wurden. Indeß war oft auch schon die Wohlhabenheit der Besitzer hinreichend, die Wuth des Pöbels auf sie zu lenken. Denn Hauptzweck war demselben, Beute zu machen, Bestrafung politischer Gesinnungen aber nur Nebenzweck, und viele Kaufmannsgewölbe wurden erbrochen und ausgeplündert, obgleich deren Besitzer den fremden Usurpator vielleicht nicht minder haßten, wie die Angreifer selbst.

Ein Offizier, der sich der Plünderung eines Juwelier-Ladens widersetzen wollte, wurde von seinen eigenen Soldaten niedergehauen, so daß er unter den Händen der Meuterer, mit zahlreichen Wunden bedeckt, sein Leben aushauchte, und kaum hatte die entfesselte Menge das erste Blut vergossen, als sie, wie dies in ähnlichen Lagen so oft geschieht, von wildem Blutdurst erfüllt wurde. „Tod den Offizieren!“ schrie ein betrunkener Soldat. „Laßt uns an ihnen die Tyrannei rächen, die wir nur zu oft von ihnen erdulden mußten!“

Der Ruf zündete, wie ein in das Pulverfaß fallender Funke. „Tod den Offizieren!“ erschallte es von allen Seiten, und die Soldaten vertheilten sich nach verschiedenen Richtungen, ihre Opfer aufzusuchen, während der Pöbel, geführt von den Ponza-Garden, mehr

auf Beute, als auf die Befriedigung der Rache bedacht, mit der Plünderung der Wohnungen und Kaufmannsgewölbe fortfuhr.

Während dieser tumultarischen Auftritte waren aber auch die Anhänger König Murats nicht unthätig geblieben, und mit Eifer und Gewandtheit die Excesse der wilden Menge benutzend, die den Hauptzweck der ganzen Aufregung, sich der Person des flüchtigen Königs zu bemächtigen, über der Plünderungssucht und Mordgier gänzlich vergessen zu haben schien, war es Franceschini und den wenigen übrigen Treugebliebenen gelungen, unter dem Schutze der Dunkelheit die beiden Gardebataillone, die allein noch der Disciplin gehorchten, in einzelnen Trupps vor das nach Neapel führende Thor zu bringen, und kaum waren diese in ihrer Treue ausharrenden Truppen hier aufgestellt, als Murat selbst, in unscheinbarer Kleidung, und dicht in einen dunkeln Mantel gehüllt, in ihre Mitte trat, und sie durch wenige, mit sichtlicher Rührung gesprochene Worte aufforderte, ihn nach Neapel zu begleiten. Die Commandanten der Bataillone verbürgten sich laut für den Gehorsam ihrer Leute, diese widersprachen wenigstens nicht, und so wurde denn unverzüglich der Marsch nach der Residenz angetreten, die Der jetzt als Flüchtling

dahin zurückkehrende Monarch voll Hoffnung auf neuen Kriegs- und Siegesruhm verlassen hatte.

Schon mochte das kleine in gedrückter Stimmung still dahinziehende Corps eine Meile Weges zurückgelegt haben, als es endlich den fortgesetzten Bemühungen des Fürsten von Canosa gelungen war, die Volkswuth von der Plünderung ab und auf die Person des besiegten Königs, wenigstens bei einem Theile der aufgeregten Masse, so weit zu lenken, daß er, theils von den aufgelösten Truppen, die ihrer schnell entflohenen oder versteckten Offiziere nicht habhaft werden konnten und nun nach anderen Opfern lechzten, theils von dem Pöbel, der sich mit den verschiedenartigsten, zum Theil sehr unkriegsmäßigen Waffen versehen, eine solche Menge zusammengebracht hatte, als ihm zu einem Angriffe auf die Wohnung Murats, von dessen bekanntem Heldenmuth sich ein verzweifelter Widerstand erwarten ließ, erforderlich zu sein schien. An der Spitze dieser laut schreienden Massen zog er von dem Marktplatze dem unfern gelegenen Hause zu, in welchem Murat seine Wohnung genommen hatte. Dabei stellte er sich anfangs an die Spitze des aufgeregten Haufens, als er denselben aber in Bewegung und zu der Gewaltthat entschlossen sah, wich er allmählig in die hinteren Reihen zurück, denn der Impuls war gegeben und er seiner

Sache gewiß, auch ohne daß er ſich offen als Anſtifter und Führer zeigte, was keineswegs in ſeinem Plane lag.

Nach wenigen Minuten war das Haus erreicht. Erſchrocken trat der Beſitzer deſſelben in die Thür, als die lärmende Menge vor demſelben Halt machte, und fragte nach ihrem Begehr.

„Gieb den Tyrannen heraus, den Uſurpator, den Verräther Murat!“ ſchrieen hundert Stimmen ihm zu, während Fäuſte und Waffen drohend gegen ihn erhoben wurden.

„Der König iſt nicht mehr in meinem Hauſe!“ ſagte zitternd der Mann. „Schon vor zwei Stunden iſt er nach Neapel aufgebrochen.“

„Er lügt!“ rief eine Stimme aus dem Haufen. „Laßt uns das Haus durchſuchen!“

„Er iſt ein Hund von Muratiſten!“ ſchrie ein altes Weib. „Er hat den Tyrannen verſteckt!“

„Nieder mit dem Muratiſten! — In das Haus! — Wir müſſen ihn finden!“ tönte es nun wild durcheinander, und die Menge drang auf den Unglücklichen ein, der jetzt, zitternd vor Todesangſt, die Gefahr erkannte, in welcher er ſchwebte und erbleichend den Fuß wandte, um wo möglich durch Flucht ſein Leben zu retten. Er verſchwand in dem dunklen Gange, der von

der Hausthür in das Innere führte, und wäre es ihm gelungen, die entgegengesetzte Thür zu erreichen, ehe seine Verfolger ihn einholten, so würde er sich wahrscheinlich haben retten können, denn der Garten, der hinter dem Hause lag, stieß an ein finsteres, ödes Seitengäßchen, und gelangte er zu diesem, ohne ergriffen zu werden, so durfte er hoffen, seine Flucht auch weiter glücklich fortzusetzen. Aber schon nach wenigen Schritten wurde er von rohen Fäusten gepackt und zu Boden gerissen; das röthliche Licht mehrerer Fackeln beleuchtete hell den bisher dunkeln Gang, und während der unglückliche Hauswirth unter Flüchen und Verwünschungen die fürchterlichsten Mißhandlungen zu erdulden hatte, vertheilten sich Die, welche an dieser blutigen That keinen Theil nehmen mochten, lärmend und schreiend durch alle Theile des Hauses. Alle Räume desselben, von dem Boden bis zum Keller, wurden durchsucht, und als man sich endlich überzeugt hatte, daß der bisherige Wirth Murats die Wahrheit gesprochen, daß der König nicht mehr in seinem Hause sei, war der Unglückliche bereits eine Leiche, die, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, mit Blut bedeckt, in dem Wege Derer lag, die nach der vergeblichen Hausuchung auf die Straße eilten, um andere Opfer ihrer Wuth, die hier keine Befriedigung gefunden hatte, zu suchen. Mit

rohen Fußtritten ſtießen ſie den Ermordeten zur Seite, und ſtürmten dann hinaus, das unterbrochene Werk der Plünderung fortzuſetzen.

Bald bluteten auch noch andere Opfer unter den Mörderfäuſten der entmenſchten Menge — und alle Beſitzenden, mochten ſie Muratiſten oder gut bourbonisch geſinnt ſein, zitterten für ihr Gut, ihr Leben, denn vor der wilden Rotte durfte Keiner ſich geborgen halten. Wahrſcheinlich würde auch ein fürchterliches Blutbad entſtanden ſein, wäre nicht ſchon gleich nach der Ermordung des Offiziers, die wir ſchilderten, Einer von deſſen Kameraden, für ſich ſelbſt und alle ſeine Standesgenoſſen ein gleiches Schickſal fürchtend, auf ungeſatteltem Pferde mit verhängtem Zügel die Straße entlang geſprengt, auf welcher, wie man wußte, die Avantgarde der Oeſterreicher in nicht gar weiter Entfernung ſtand.

Nach einem wilden Ritte von einer halben Stunde erreichte er die erſten Poſten. Mit Mühe nur gelang es ihm, ſich verſtändlich zu machen und noch ſchwerer wurde es ihm, zu dem General Mohr geführt zu werden, welcher die Vorpoſten commandirte. Dieſem ſchilderte er mit den ergreifenden Farben der Wahrheit die in Capua Statt findenden Auftritte, und beſchwur ihn, zur Rettung aller achtbaren Einwohner der Stadt

herbeizueilen, indem er ihm zugleich mit der Hoffnung schmeichelte, bei der Gelegenheit den König Murat, von dessen inzwischen erfolgter Entfernung er noch nichts wußte, gefangen zu nehmen.

Weniger diese Aussicht, als das Gefühl der Menschlichkeit, bewog den General Mohr, augenblicklich auf die Bitte des neapolitanischen Offiziers einzugehen, und schon in den nächsten Minuten schmetterten die Trompeten der Husaren, die tapfern Ungarn auf den Sammelplatz rufend, durch die stillen Straßen des Dorfes, welches der österreichische General zu seinem Hauptquartier gewählt hatte. In einer Zeit, welche selbst der ungeduldigen Erwartung des Neapolitaners unglaublich kurz erschien, waren zwei Schwadronen kampfbereit auf dem Platze. Der General Mohr selbst setzte sich an ihre Spitze, und im scharfen Trabe rasselte die Schaar, erfüllt von Unwillen über das, was sie über die Vorgänge in Capua erfahren hatte, auf der Straße dahin, voran als Führer der Offizier, dem ein frisches Pferd gegeben worden war. Binnen kurzer Zeit ritten sie ein durch das offene, von der Wache verlassene Thor der Festung, und der Lärm, der ihnen aus den benachbarten Straßen entgegentönte, verrieth ihnen, daß die wilden Excesse noch fortwütheten, obgleich der Morgen bereits dämmerte. In einzelne,

geſchloſſene Trupps vertheilt, ſprengten die Huſaren in die Straßen hinein, aus denen der Lärm erſchallte. Erbarmungslos ritten ſie Alles nieder, was ihnen in den Weg kam, und wer ihnen nicht ſchnell genug auswich, bekam die flachen Hiebe der ſchweren Ungarſäbel zu koſten, deren Schneide vernichtend auf Jeden niederfiel, der Widerſtand leiſtete oder auch nur dazu Miene machte. Doch nur gering war die Menge dieſer Muthigen; die Maſſe der Tumultuanten entfloh ſchreiend vor den heranſprengenden Reitern, und bald waren die Straßen geſäubert, die Ordnung hergeſtellt, kein Menſch ließ ſich mehr blicken, und tiefe Ruhe herrſchte wieder, wo nur wenige Minuten zuvor der wildeſte Lärm getobt hatte.

Leichter athmeten die Einwohner auf, die ihr Eigenthum, ihr Leben, bedroht geſehen hatten, und ſchnell bildete ſich aus ihrer Mitte ein Comité, dem General Mohr ihren Dank zu ſagen und um ſeinen fernern Schutz zu bitten, den er ihnen bereitwillig zuſagte. Die Miſſethäter aber blieben unbeſtraft; auch eilte die Ponza-Bande unverzüglich nach Neapel, wo ſich ihrer Thätigkeit und ihrer Beuteluſt in den nächſten Tagen ein weites Feld bieten mußte.

VII.

Wiederſehen. — Ein geheimnißvoller Beſuch.

In der Dunkelheit und unter dem Schutze der Nacht hielt König Murat ſeinen Einzug in Neapel. Still zogen die beiden Bataillone der Garde durch die verödeten Straßen und ſie traten ſo leiſe auf, daß es ſchien, ſie ſchämten ſich, ihre Tritte hören zu laſſen, oder ſie fürchteten ſich, der Bevölkerung, deren gereizte Stimmung kein Geheimniß war, ihre Anweſenheit kund zu geben.

Stumm, wie Alle, ritt Murat in der Mitte dieſes geringen Ueberreſtes ſeiner Getreuen, und ſchwer wäre es, die Gefühle zu beſchreiben, mit denen er die Straßen durchzog, in denen ſo oft lauter Jubel ihn begrüßt hatte, wo er ſich zeigte, in denen aber jetzt wahrſcheinlich nur Verwünſchungen ſein Ohr getroffen

haben würden, hätte irgend ein Zufall ſeine Erkennung herbeigeführt.

Die Garde gab ihm das Geleite bis zu dem Thore des königlichen Palaſtes. Hier nahm er, ohne ein Wort zu ſprechen, mit einem Händedrucke Abſchied von den beiden Kommandeuren der Bataillone, grüßte dann die zunächſtſtehenden Offiziere, winkte der Mannſchaft einen Abſchiedsgruß zu, und verſchwand in dem Portale des Palaſtes. Die Wache trat in das Gewehr und erwies dem Monarchen die üblichen Honneurs; aber indem die Soldaten das Gewehr präſentirten, ſahen ſie mit finſteren Blicken auf den König, der als Flüchtling zu ihnen zurückkehrte, denn der Geiſt des Ungehorſams und der Meuterei hatte auch die Truppen des in Neapel ſtehenden Reſervecorps bereits angeſteckt und hätte Murat einen aufmerkſamen Blick auf die Geſichter der Wachmannſchaft gerichtet, ſo würde er ſich leicht überzeugt haben, daß der Treue dieſer Menſchen nicht zu vertrauen war. Doch Murat hatte in dieſem Augenblicke das Unglück, das den König traf, vergeſſen; ihn erfüllten jetzt nur die Gefühle des liebenden Gatten, des ſorgenden Vaters; er ſehnte ſich nach dem Wiederſehen ſeiner Lieben, die, wie er wohl wußte, in ſchwerer Sorge um ihn waren, und die er im nächſten Augenblicke in ſeine Arme ſchließen ſollte, ſie wenig-

ſtens über ſein Leben, ſeine Geſundheit beruhigend, wenn er ihnen auch außerdem nur Betrübendes zu ſagen hatte. Haſtigen Schrittes eilte er daher, flüchtig grüßend, an der Wache vorüber, ohne auf die Haltung derſelben zu achten; aber was ſeiner Aufmerkſamkeit entging, das blieb von ſeinen Begleitern nicht unbemerkt, und beſonders der General Franceſchini, der treueſte, ergebenſte aller ſeiner Anhänger, empfand darüber die lebhafteſte Beſorgniß, denn ihm bangte um die Sicherheit, ſogar um das Leben ſeines geliebten Königs, und er beſchloß auf der Stelle, denſelben zu bewegen, Neapel ohne Säumen wieder zu verlaſſen. Ohne Murat für den Augenblick nachzueilen, — denn er wußte, wohin derſelbe ſo ſchnell ging, und durfte nicht wagen, das Wiederſehen der Gatten als unberufener Zeuge zu ſtören, — wendete er ſich daher zu den Wenigen, welche das ganze Gefolge des Königs bildeten, und bat ſie, ihn nach ſeiner, in dem Schloſſe ſelbſt befindlichen, und ſeit vielen Monaten von ihm nicht betretenen Wohnung zu begleiten, um ihnen hier ſeine Beſorgniſſe mitzutheilen und mit ihnen zu berathen, wie der König am Schnellſten und ſicherſten zu retten ſei.

Während deſſen verfolgte Murat ſeinen Weg über die Treppen und durch die Corridore des Palaſtes, die wie ausgeſtorben waren, obgleich für gewöhnlich, das

heißt in den Tagen des Glanzes und des Glückes, um dieſe Stunde der Nacht noch reges Leben in dem Schloſſe zu herrſchen pflegte. Kein Diener begegnete ihm, den er nach der Königin hätte fragen können; doch wozu bedurfte es auch einer Frage? Sagte ihm doch ſein Herz, wo er ſein geliebtes Weib finden würde! Wo anders konnte dies ſein, als an der Seite ihrer Kinder, denn ſeine Karoline hatte über dem Glanze des Thrones die Gefühle der liebenden Mutter nicht vergeſſen gelernt, und ſorgte für ihre Kinder mit der Treue und Aufmerkſamkeit einer ſchlichten Hausfrau.

Sein ahnendes Herz hatte ihn nicht getäuſcht, denn als er behutſam und geräuſchlos die Thür zu dem Zimmer der Königskinder öffnete, erblickte er an einem Tiſche, ſich grade gegenüber, die Königin, in einem Buche leſend; Achill, der Kronprinz, ſaß, mit einem Spielwerke beſchäftigt, neben ihr; Lätitia, Lucian und Louiſe, die drei jüngſten Kinder, lagen, ruhig ſchlafend, unbeſorgt um den Kummer, der ihre Eltern drückte, in ihren Betten.

Eine Minute weidete Murat ſein Auge an dem Bilde der Ruhe und des Friedens, das ſich ihm zeigte, dann ſagte er halblaut, doch mit dem Tone der innigſten Liebe:

„Karoline!“

Freudig durchzuckt von dem wohlbekannten Klange der Stimme blickte die Königin auf, und als sie erkannte, daß ihr ahnendes Herz sie nicht getäuscht hatte, daß es wirklich der geliebte Gatte war, der vor ihr stand, flog sie mit dem freudigen Ausrufe: „Mein Joachim!“ in seine Arme.

Ein inniger, seelenvoller Kuß vereinigte die so lange, und unter so trüben Verhältnissen Getrennten, und es vergingen zwei, drei Minuten, bevor sie Worte fanden, ihre Gefühle auszusprechen. Achill, der Kronprinz, war es, der sie ihrem stummen Entzücken, wieder vereinigt zu sein, entriß.

Als die Mutter dem Vater entgegenstürzte, war auch er von seinem Stuhle aufgesprungen; aber nur langsam näherte er sich der Gruppe, neben der er dann schüchtern und schweigend stehen blieb, bis seine kindliche Liebe, vielleicht auch seine kindische Ungeduld, es nicht länger dulden mochte, so ganz unbeachtet zu bleiben. Er trat daher zu dem Vater, zupfte ihn an dem Aermel, und sagte mit einer allerliebsten kleinen Schmollmiene:

„Papa, wollen Sie denn Ihren kleinen Achill gar nicht sehen?“

Da ließ der König, der in diesem Augenblicke nur Familienvater war, die Gattin los, hob den Knaben

auf seinen Armen empor und küßte ihn herzlich, indem er einige Liebesworte an ihn richtete, worauf er Frau und Kind zu dem Divan zog und sich auf denselben niederließ, den Arm um die Königin schlingend, den Kronprinzen auf den Schooß nehmend.

„Unter welchen Umständen sehen wir uns wieder, meine Karoline," sagte er dann mit einem schmerzlichen Seufzer. — „Wir können uns gegenseitig nur Trauriges mittheilen!"

„Laß uns jetzt daran nicht denken, mein Joachim," entgegnete die Königin, „sondern genießen wir ungetrübt die Freude des Wiedersehens!"

„Ungetrübt?!" sagte Murat finster. „Ist das möglich? — Auch kann unser Wiedersehen nur von kurzer Dauer sein, denn ich fürchte, es bleibt uns nichts übrig, als eine schleunige Flucht! — Oder hast Du mir vielleicht über den Geist der Truppen, über die Stimmung der Bevölkerung, Erfreuliches mitzutheilen?"

„Leider, nein!" entgegnete seufzend die Königin, „und ich fürchte, Du hast nur allzusehr Recht, wenn Du sagst, daß Flucht unser einziges Rettungsmittel sei. — Du weißt, daß die Lazzaroni, oft die festeste Stütze des Thrones von Neapel, den Bourbonen ganz ergeben sind, und daß sie, wilden Thieren, die aus ihren Käfigen brechen, vergleichbar, über Alles herfallen,

was ihnen in den Weg kömmt, ſobald ihnen dazu das Zeichen gegeben wird; dies Zeichen aber wird von Sicilien aus nicht auf ſich warten laſſen. Wer weiß, iſt es nicht vielleicht ſogar in dieſem Augenblicke ſchon erfolgt. Ich traf daher auch bereits in aller Stille die nöthigen Vorkehrungen zu augenblicklicher Abreiſe und ſchon ſind viele werthvolle Sachen nach Gaëta vorausgeſchickt."

„Immer die ruhig ſorgende Klugheit ſelbſt," ſagte Murat, und küßte die Königin auf die Stirn. „Wohl, ſo ſei es denn! — Wir wollen fliehen, obgleich es Murats Sache eben nicht iſt, feig die Flucht zu ergreifen! — Freilich," fügte er mit einem Seufzer hinzu, „habe ich mich in der letzten Zeit, ſelbſt unter den ſonſt immer ſiegreichen Adlern Deines kaiſerlichen Bruders, ſchon an die Flucht gewöhnen müſſen. — Gleich morgen wollen wir aufbrechen, denn für heute iſt es bereits zu ſpät, weil wir, die Schmach zu verdoppeln, den Schutz der Dunkelheit in Anſpruch nehmen müſſen. — Auch bin ich in der That einer kurzen Ruhe bedürftig, denn ich habe ſie während der letzten Tage nur für wenige Augenblicke gefunden, und ſinke beinahe um vor Erſchöpfung und Müdigkeit!"

„So lege Dich nieder, mein Joachim," bat die Königin, „und ſammle zu den bevorſtehenden Stürmen

neue Kräfte, denn wer weiß, ob Du derselben nicht allzubald bedürfen wirst."

Der erschöpfte Flüchtling gab den Bitten seiner liebenden Gattin mit geringem Wiederstreben nach, und eine Viertelstunde später hatte er in den Armen des Schlafes Vergessenheit der Gefahren gefunden, die ihn in riesiger Größe von allen Seiten bedrohten.

Wenn aber Joachim Murat im Schlafe Vergessenheit und Erquickung suchte und fand, so wachten dafür liebende Herzen über seine Ruhe und seine Sicherheit. Die Königin, die sich keinen Augenblick des Schlafes gönnte, entfernte jedes Geräusch aus der Nähe des Ruhenden, während sie zugleich mit geschäftiger, doch geräuschloser Eile die letzten Vorkehrungen traf, so daß bereits mit Anbruch des Tages der augenblicklichen Flucht nichts mehr im Wege stand, und man nur noch den Abend abzuwarten brauchte, um dieselbe in's Werk zu setzen, wenn es sich wirklich zeigen sollte, daß das Volk sich der Abreise des Königspaares mit Gewalt widersetzen würde.

Der General Franceschini aber war nach anderer Richtung hin bemüht, für das Wohl seines geliebten Monarchen zu sorgen. In der Berathung, welche er, wie wir sahen, gleich nach der Ankunft in dem königlichen Palaste mit den wenigen Begleitern Murats

hielt, wurde beſchloſſen, vor allen Dingen genaue Erkundigungen darüber einzuziehen, wie die Maſſe der Bevölkerung geſinnt ſei, beſonders aber, ob die Lazzaroni, die man mit Recht als den gefährlichſten Theil derſelben betrachten durfte, ſchon irgend einen beſtimmten Plan gefaßt hätten, daneben aber die Treue der Truppen zu ſondiren, und die, auf deren Zuverläſſigkeit ſich allenfalls mit Beſtimmtheit rechnen ließ, unbemerkt zur Vertheidigung der Königlichen Familie heranzuziehen, mindeſtens aber zu der gewaltſamen Dämpfung eines Volksaufſtandes in Bereitſchaft zu halten.

Um dieſe verſchiedenen Zwecke zu erreichen, vertheilten die Männer, ſobald ſie ihre Verabredungen getroffen hatten, ſich ſofort nach verſchiedenen Richtungen, denn ſelbſt die Nacht durfte ſie bei der Verfolgung ihrer Abſichten nicht aufhalten, und jeder Einzelne ſuchte unverzüglich die näheren Freunde auf, bei denen er zuverläſſige Nachrichten zu erhalten, Rath und Beiſtand zu finden hoffen durfte.

Was Alle erfuhren, lautete keineswegs tröſtlich, und beſtärkte ſie in der Ueberzeugung, daß für die Entfernung der königlichen Familie, beſonders aber des Königs ſelbſt, durchaus keine Zeit zu verlieren ſei. Zwar konnten ſie von einem beſtimmten Angriffsplan der Lazzaroni, von einer förmlichen Verabredung derſelben, nichts er-

fahren, so viel aber stand fest, daß die Gährung unter ihnen außerordentlich groß war, und daß es daher nur eines sehr geringen Antriebes bedurfte, um den Ausbruch herbeizuführen. Daß die Wuth des rohen Pöbels sich dann zunächst gegen das königliche Schloß richten würde, ließ sich nicht bezweifeln, und wenn auch nicht aus Haß gegen den König, dessen ritterliches Wesen manche persönliche Sympathie, selbst unter den niederen Schichten des Volkes, erweckt hatte, noch weniger aber gegen die Königin, welche durch zahlreiche Wohlthaten und eine wahre Leutseligkeit die Herzen der Armen und Nothleidenden zu gewinnen gewußt hatte, so doch in der Hoffnung auf die Plünderung, welche unfehlbar erfolgen mußte und die reichste Beute in Aussicht stellte, wenn auch die werthvollsten Gegenstände bereits in Sicherheit gebracht waren.

Daß von einem solchen Aufstande der Lazzaroni Excesse aller Art, und selbst das grausamste Blutvergießen zu erwarten standen, dafür sprachen nur zu zahlreiche Beispiele der vergangenen Zeiten, und besonders erinnerten sich viele der älteren Bewohner Neapels noch mit Schauder an die Gräuelscenen, die unter dem Kardinal Ruffo, und von dessen Banden, verübt wurden, welche ebenfalls, wie man dies von der Gegenwart wußte, oder doch mit Gewißheit voraussetzte, für die

Verübung ihrer Schandthaten von dem vertriebenen Hofe beſoldet wurden. So entſetzlich waren die Auftritte, welche vielen Tauſenden der rechtſchaffenſten und achtbarſten Bürger den Tod von Mörderhänden brachten, geweſen, daß ſelbſt bei Denen, welche damals nur noch Kinder waren, der Eindruck ſich unauslöſchlich erhalten hatte. Alle Beſitzenden zitterten daher vor dem, was die nächſten Tage, vielleicht ſchon die nächſten Stunden, bringen konnten, beſonders aber erfaßte Todesfurcht die Diener des geſtürzten Königshauſes und ſogar die Beamten des Staates, die ſich ſagen durften, ihre Pflicht auf den ihnen anvertrauten Poſten redlich erfüllt zu haben; denn dieſe Pflichterfüllung konnte ihnen jetzt als Beweis perſönlicher Anhänglichkeit an König Murat, und folglich als Verbrechen gegen die Bourbons, angerechnet werden. Wer es daher nur irgend möglich machen konnte, ſuchte ſich dem nahenden Sturme durch die Flucht zu entziehen, und Viele ließen all ihr Habe im Stich, um nur ihr eigenes Leben und das der theuren Ihrigen zu retten.

Unter dieſen Umſtänden kehrte der General Franceſchini, als der Nachmittag ſich bereits dem Abend zuneigte, in ſehr trüber Stimmung nach dem königlichen Schloſſe zurück, als er ſich plötzlich von einem zerlumpten Bettler angeredet ſah, der eine der widerlichſten

Erſcheinungen bot, welche man ſich denken kann. Ein kurzer ſtruppiger Bart bedeckte den größten Theil ſeines Geſichtes, ſo daß ſich kaum ein Zug deſſelben erkennen ließ; die eine Augenhöhle zeigte einen leeren blutigrothen Fleck; dicke, buſchige Augenbraunen verliehen der ganzen Phyſiognomie einen unheimlich finſtern Ausdruck; langes, wirres Haar umflatterte den Kopf, verdeckte beinahe die Stirn und fiel bis auf die Schultern herab; dem Munde fehlte die ganze obere Reihe der Vorderzähne, was um ſo mehr auffiel, da die unteren Zähne wohl erhalten, von regelmäßiger Geſtalt und blendend weiß waren. Der Häßlichkeit des Geſichts entſprach vollkommen die des Körpers, denn eine bedeutende Erhöhung verunzierte die eine Schulter, der Rücken war in einem ſolchen Bogen gekrümmt, daß die Länge des Menſchen ſich ſchwer beſtimmen ließ, obgleich es ſchien, als müßte er, gerade aufgerichtet, weit über Mittelgröße ſein. Der eine Fuß war ſteif und gekrümmt, ſo daß nur die Zehen den Boden berührten, und der Krückſtock, auf den der Bettler ſich ſtützte, ihm unentbehrlich zu ſein ſchien, obgleich er ſich mit deſſen Hülfe auffallend ſchnell bewegte.

„Gelobt ſei Gott, daß ich Sie endlich treffe, mein General," redete dieſer Bettler, nachdem er ſich vorſichtig umgeſehen hatte, den General Franceſchini

an, der ihm wohlbekannt zu sein schien. „Vergebens suche ich Sie schon seit mehreren Stunden, um mich zu Seiner Majestät dem Könige zu begleiten, denn es ist ganz unerläßlich, daß ich denselben spreche, und dennoch würde ich mich in diesem Aufzuge vergebens bemühen, bis zu ihm zu gelangen."

Mit geringschätzenden Blicken maß Franceschini den Bettler vom Kopf bis zu den Füßen, und da dessen Aussehen keineswegs geeignet war, Vertrauen einzuflößen, sagte er dann barsch:

„Den König wollt Ihr sprechen? — Wozu?"

„Um ihn zu retten, wenn es möglich ist!" entgegnet der Bettler.

„Ihr?" warf Franceschini verächtlich hin. „Wahrlich, es müßte schlimm um den König stehen, sollte er von einem Menschen Eurer Art seine Rettung erwarten müssen. Darauf sind bereits Andere bedacht."

„Es steht auch schlimm um den König, sehr schlimm, mein General," erwiederte der Bettler mit zuversichtlichem Tone, doch mit so unverkennbarem Ausdrucke der Gutmüthigkeit, ja, der Trauer, daß Franceschini stutzig wurde und den Worten des Menschen eine größere Aufmerksamkeit widmete, als er es bisher gethan. „Wohl mögen Bessere, wie ich bin," fuhr der Bettler fort, „auf des Königs Rettung aus den drohenden Gefahren, die

ihn umgeben, bedacht sein, aber ein so verächtliches Geschöpf ich auch sein mag, dürfte ich dennoch, wie die Sachen nun einmal stehen, besser wie Sie selbst, mein General, und die wenigen Getreuen, die dem Könige geblieben sind, dazu geeignet sein, ihn ungefährdet in Sicherheit zu bringen. Ja, was noch mehr ist, ich glaube, ohne mich dessen als eines Verdienstes rühmen zu wollen, behaupten zu dürfen, daß nur ich allein im Stande bin, des Königs Flucht bewirken zu können!"

„Was sprecht Ihr da von Flucht," sagte unwillig General Franceschini, den es verdroß, einen solchen Gedanken, mochte derselbe auch zur Nothwendigkeit geworden sein, von solchem Munde in Beziehung auf seinen geliebten Monarchen aussprechen zu hören.

„Ich spreche davon, weil ich es muß," entgegnete entschieden der Bettler. „Hatten doch auch alle Schritte, die Sie im Laufe dieses Tages thaten, keinen anderen Zweck. Zwar waren diese Schritte in der Hauptsache unnütz und vergeblich, aber sie hatten doch wenigstens das Gute, daß sie die Späher auf falsche Fährte leiteten und dadurch das Gelingen meines Planes begünstigen."

„Und darf ich diesen Plan kennen?" fragte Franceschini, halb spöttisch, halb neugierig.

„Ich hätte nichts dagegen, Ihnen denselben mitzu-

theilen," entgegnete der Bettler; „auch ſollen Sie ihn ungeſäumt erfahren, doch nur, indem ich ihn Seiner Majeſtät ſelbſt offenbare, denn ich wiederhole Ihnen, daß ich den König ſprechen muß. Laſſen Sie uns daher nicht über Nebendinge ſtreiten, während die Hauptſache iſt, daß ich zu dem Könige gelange, denn die Zeit drängt, und leicht könnte es zu ſpät werden, wenn Sie zögern, meinen Wunſch zu erfüllen. — Um indeß Ihre Zweifel zu beſeitigen, ſage ich Ihnen, daß der König mich ſehr gut — leider nur zu gut — kennt, und daß er ſich gewiß nicht weigern wird, mich augenblicklich zu empfangen, wenn er erfährt, daß ich es bin, der ihn zu ſprechen wünſcht."

„Und welchen Namen ſoll ich ihm nennen?" fragte Franceſchini, deſſen ganze Neugier durch die Worte des Bettlers erregt war, und der denſelben jetzt mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit betrachtete, um zu erforſchen, ob der Menſch, der, ſeines verdächtigen Aeußern ungeachtet, dem Könige gut bekannt zu ſein behauptete, nicht vielleicht auch bei ihm eine Erinnerung aus früheren Zeiten wach riefe.

„Welchen Namen Sie dem Könige nennen ſollen?" fragte der Bettler... „Ja, das iſt nicht ſo leicht, als es ſcheinen ſollte, denn ich habe in meinem Leben gar viele Namen geführt, und manche derſelben dürften dem

Ohre Seiner Majestät nicht fremd sein, wenn sie auch nicht den besten Klang haben. Indeß werden zwei Namen ihm wahrscheinlich am erinnerlichsten sein. Ich nenne zwar beide nicht gern, den einen aus Schaam, den andern aus einem noch schmerzlicheren Gefühle; aber jetzt kommt auf meine Gefühle nichts an; daher sagen Sie Seiner Majestät, Anselmo Carpi ließe um die Gnade bitten, ihm für einen Augenblick Gehör zu schenken; und nur wenn der König sich dieses Namens nicht erinnern, oder demselben nicht das gehörige Vertrauen schenken sollte, fügen Sie hinzu, es sei François Aubusson, der ihm Mittheilungen zu machen wünschte, welche von der höchsten Wichtigkeit wären und durchaus keine Zögerung gestatteten."

„François Aubusson?" rief der General Franceschini mit dem Tone des höchsten Erstaunens. „Mir ist, als hätte ich diesen Namen schon einige Male aus des Königs eigenem Munde gehört."

„Das ist wohl möglich," sagte der entlassene Züchtling von Ponza, der Spießgeselle des Fürsten von Canosa, „denn dieser Name hatte einst bei dem General Murat einen guten Klang, — doch lassen wir das jetzt, mein General, und eilen Sie, mir die erbetene Audienz zu verschaffen, denn ich bemerke dort einige verdächtige Gestalten, die uns zu beobachten scheinen,

und es könnte leicht verderbliche Folgen haben, wenn man mich an der Ausführung meines Vorhabens verhinderte. — Ich bitte Sie daher nochmals, zu dem Könige zu eilen, und dann nicht minder, mich zu ihm zu führen. — Sie finden mich an der kleinen Seitenpforte, die den dritten Eingang zu dem Palast in dem Seitengäßchen hier links bildet. — Gut wäre es, wenn Sie einen Mantel mitbrächten, den ich umwerfen könnte, wo möglich auch einen breitrandigen Hut, denn ich möchte nicht, daß mich in meinem jetzigen Aufzuge irgend Jemand in dem königlichen Schlosse bemerkt, obgleich derselbe vorzugsweise dazu geeignet ist, den König in Sicherheit zu bringen. — In einer Viertelstunde finden Sie mich an der bezeichneten Pforte, doch dürfte es wohl einige Minuten länger dauern, denn leicht könnte unsere anhaltende Unterhaltung aufgefallen oder von Spähern bemerkt worden sein; diese aber muß ich auf eine falsche Fährte leiten, denn es ist in einer Lage, wie die gegenwärtige, gut, in jedem Beobachter, wäre er dies auch nur aus der unschuldigsten Neugier, einen Verräther zu vermuthen. Anselmo Carpi ist es aber nicht gewohnt, sich hinter die Schliche kommen zu lassen. — Noch Eins! — Sollten Sie verhindert sein, selbst zu kommen, und deshalb einen Andern schicken müssen,

ſo iſt das Paßwort: Es lebe König Murat! — Lieber iſt es mir aber, Sie kommen ſelbſt!"

„Ich komme ſelbſt!" verſicherte Franceſchini, der jetzt unbedingtes Zutrauen zu dem verdächtigen Bettler gewonnen zu haben ſchien, und verſchwand darauf ſchnell in dem Hauptportale des königlichen Schloſſes, während der Bettler in entgegengeſetzter Richtung langſam davon hinkte, indem er ſich ſpähend nach allen Richtungen umſah, aber auf eine ſo vorſichtige Weiſe, daß ſeine Blicke ganz abſichtslos umher zu ſchweifen ſchienen.

Eine Viertelſtunde darauf ſchlich er langſam dicht an dem bezeichneten Seitenpförtchen vorüber; hinter der halbgeöffneten Thür ſtand bereits der General Franceſchini. Als er ihn erblickte, winkte er ihm zu, der Bettler ſchlüpfte hinein, und im nächſten Augenblicke wurde die Pforte hinter ihm in das Schloß geworfen und zugeriegelt. Dann drückte der General dem Bettler einen breitrandigen Hut auf den Kopf, hing ihm einen dunkeln Mantel über die Schultern, und beide Männer ſchritten geräuſchlos dem Zimmer zu, in welchem König Murat ihrer in der lebhafteſten Spannung wartete.

VIII.

Eine Vendita der Carbonari.

Während der geheimnißvolle und unheimliche Bettler, in welchem wir einen enthusiastischen Anhänger König Murats kennen lernten, zu diesem mit der Absicht eingeführt wurde, dessen Rettung zu bewirken, dürfte es Zeit sein, uns nach einigen älteren Bekannten umzusehen, die wir schon allzu lange aus den Augen ließen, die aber wesentlich in die Begebenheiten dieser Erzählung verflochten zu werden bestimmt sind.

Zunächst müssen wir uns nach dem Calabresen Carlo umsehen, der in so geheimnißvoller Verbindung mit Leuten aus verschiedenen Ständen zu stehen schien, wie wir daraus ersahen, daß er dieselben mit wenigen bedeutungsvollen Worten aufforderte, sich bei einer Versammlung einzufinden, die zwar nicht näher bezeichnet

wurde, die aber, wie ſich unter den obwaltenden Umſtänden erwarten ließ, politiſcher Natur ſein mußte.

Der Tag, an welchem dieſe Verabredungen Statt fanden, an welchem der Vater des jungen Jean Anbuſſon beerdigt wurde, und dieſer ſich durch den glücklichen Schuß des Calabreſen vor einem gräßlichen Schickſale bewahrt ſah, war der, welcher der traurigen Rückkehr des König Murat nach Neapel voranging.

Am Abend eben dieſes Tages, oder vielmehr mit Anbruch der Nacht, ſchlugen aus allen Theilen der Stadt einzelne Leute die Richtung nach dem Dominicaner-Kloſter ein, deſſen eigentliche Benennung Convento di San Domenico Grande iſt, und wer ſie hätte zu gleicher Zeit beobachten können, der würde ſich bald überzeugt haben, daß dies ſtattliche Gebäude den Zielpunkt für alle die vereinſamten nächtlichen Wanderer bildete.

Und ſo war es auch in der That, denn hier befand ſich die Alta Vendita, oder Hauptloge des Geheimbundes der Carbonari, der unter Murats Regierung an Verbreitung ſehr gewonnen hatte und der in dieſem Augenblicke, durch alle Provinzen des Reiches vertheilt, viele tauſend Mitglieder aus allen Schichten der Geſellſchaft zählte.

Dem Papſte war der Bund wegen ſeiner freiſinnigen

religiösen Ansichten verhaßt, der König fürchtete ihn wegen seiner nicht minder freisinnigen politischen Tendenzen, und so wurde er denn von Beiden gleich eifrig verfolgt, obschon nur der heilige Vater dazu eigentlichen Grund hatte, denn wenn Murat es seinem Interesse gemäß über sich hätte gewinnen können, sich auf den Bund zu stützen, statt denselben zu proscribiren; wenn er den freisinnigen Ansichten desselben beigetreten wäre, statt sie unterdrücken zu wollen, so liegt es nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, daß er sich unter seinem Beistande auf dem wankenden Throne erhalten haben würde, denn die Carbonari waren ihm persönlich nicht feindlich gesinnt, und würden bei der Durchführung der freisinnigen Reformen, die sie wünschten und bewirken wollten, auf Murat mehr Hoffnungen gesetzt haben, wie auf König Ferdinand IV., dessen finsterer Fanatismus, dessen religiöse Unduldsamkeit, dessen Neigung zum Despotismus, ihnen nur zu wohl bekannt waren.

Noch war der zur Aufnahme der Versammlung bestimmte Raum leer, und die Einfachheit der innern Ausschmückung hätte kaum vermuthen lassen, daß hier binnen kurzem Beschlüsse von der höchsten Wichtigkeit gefaßt werden sollten, Beschlüsse, die geeignet waren, den Geschicken des ganzen Landes eine oder die andere

Richtung zu geben, Beschlüsse, von denen Leben, Ehre und Existenz zahlreicher Bürger aus allen Ständen abhängen konnten.

Die Alta Vendita, welche den Sitzungen der Carbonari Neapels diente, war in einen größeren Saal des Klosters eingebaut, doch so, daß nur die Höhe, nicht aber auch der geräumige Umfang, vermindert worden war. Bretter, roh behauen, ohne alle Verzierung, bekleideten die Decke und die Wände; der Boden war mit Ziegelsteinen ausgelegt, und das Ganze bot einen Anblick der Aermlichkeit und Oede. Zu beiden Seiten zogen sich an den langen Wänden einfache hölzerne Bänke ohne Lehnen hin.

Am oberen Ende des Gemaches, auf der schmalen Seite, stand in der Mitte der Wand, und in geringer Entfernung von derselben, ein großer, auf drei niedrigen Füßen ruhender Block, ähnlich den gewaltigen Baumklötzen, deren sich bei uns die Fleischer zu dem Zerhacken ihrer Waare bedienen. Hinter diesem Blocke, mit dem Rücken gegen die Wand, stand ein rohgezimmerter Holzstuhl mit Rückenlehne. Dieser Sitz war für den Großmeister der Loge, den Präsidenten der Versammlung, bestimmt. Rechts und links, ein wenig weiter zurück, befanden sich zwei ganz ähnliche Blöcke

und Sitze, der links vom Präsidenten für den Redner, der rechts für den Secretair bestimmt.

Auf dem Blocke des Großmeisters, und als Symbole des Ordens, sowie seines Amtes, lagen und standen ein Leintuch, ein Gefäß mit Wasser, Salz, ein Kruzifix, Blätter und Reisig, Feuer und Erde, symbolisch dargestellt, eine Dornenkrone, eine Leiter, ein Zwirnknäul, und drei Bänder, ein rothes, ein blaues und ein schwarzes. Hinter dem Sitze des Großmeisters waren an der Wand zwei transparent beleuchtete Triangel angebracht; der eine zeigte in der Mitte die Anfangsbuchstaben von dem Paßworte des zweiten Grades, der andere umschloß das gemalte Wappen der Vendita.

Ueber diesen Triangeln hing an der Wand ein großes Bild, den heiligen Theobald, den Schutzpatron des Ordens der Carbonari, darstellend.

Weiter rechts, neben den zuerst erwähnten Triangeln, befanden sich drei andere, jeder im Innern bezeichnet mit einem Anfangsbuchstaben der heiligen Worte des ersten Grades. Auch diese Triangel waren transparent beleuchtet, wenn ein Lehrling aufgenommen werden sollte; da aber in der heutigen Versammlung keine solche Ceremonie Statt zu finden hatte, waren diese drei Triangel dunkel.

Um die Beschreibung der Räumlichkeit zu beendigen, müssen wir noch erwähnen, daß auf der, dem Sitze des Großmeisters gegenüber liegenden Seite, andern schmalen Wand, gleichmäßig vorgerückt, und ebenso in gleichmäßiger Entfernung unter sich und von den beiden langen Seitenwänden, vier Sitze in zwei Reihen standen, die beiden vordern für den Experto (den Erfahrenen oder Geübten) und den Ceremonienmeister bestimmt, die beiden rückwärts stehenden, für den ersten und den zweiten Assistenten. Diese vier Sitze hatten vor sich eben solche Holzblöcke, wie der Präsident, und als Attribut ihres Amtes lag auf jedem der beiden letzten Blöcke ein blankgeschliffenes schweres Beil mit kurzem, hölzernen Griffe.

Es mochte nahe an Mitternacht sein, als der bisher verödete Raum sich zu füllen begann. Schweigend schritten die Eintretenden, die theils in Mäntel gehüllt waren und die Hüte tief in das Gesicht herabgezogen hatten, als wollten sie den Uebrigen unbekannt bleiben, theils ihre Gesichter ganz offen zeigten, auf die verschiedenen Plätze zu, die sie nach ihrem Amte oder ihrem Range in dem Orden einzunehmen hatten; die Meister setzten sich, in der Reihenfolge, wie sie eintraten, auf die lange Bank an der linken Wand des Saales, die Lehrlinge ihnen grade gegenüber, auf die Bank an der

rechten Seite des Großmeisters. Die Meister ließen, nachdem sie Platz genommen hatten, die Mäntel, mit denen sich ein Theil derselben bisher verhüllte, von den Schultern fallen, schoben die Hüte, die ihre Gesichter verbargen, aus der Stirne, blieben aber mit bedecktem Kopfe, einem Zeichen ihres höhern Grades, sitzen, während die Lehrlinge, zum Zeichen der Demuth, ihren Beamten und Meistern gegenüber, die Kopfbekleidungen schon in dem geräumigen Vorgemache den dort befindlichen Aufwärtern, — dienenden Brüdern des Klosters — übergeben hatten.

Als die Versammlung vollzählig zu sein schien, gab der Großmeister, der schon lange seinen Sitz eingenommen hatte, und die kleinen, aber unter den sie bedeckenden Brillengläsern hervorblitzenden schwarzen, feurigen Augen, beobachtend und forschend im Kreise umhersendete, ein Zeichen, und alsbald verstummte das leise Gemurmel, welches bisher dem Summen eines starken Bienenschwarmes ähnlich, den Raum erfüllt hatte.

Luigi Minichini, der später eine so hervorstechende Rolle zu spielen bestimmt war, als der lange unterdrückte Unwille des Volkes sich in dem wilden Ausbruche einer Revolution Luft machte, erhob sich hierauf von seinem Sitze, um die Versammlung anzureden.

Mit gespannter Aufmerksamkeit und unter lautloser Stille lauschten Alle seinen Worten.

„Hört mich, meine lieben und guten Vettern!

„Als die Natur den Menschen schuf, wollte sie, daß er frei sei. Deshalb ist es Pflicht eines Jeden, sich so zu betragen, und das, was ihm obliegt, auf eine solche Weise zu erfüllen, daß er die Freiheit unter seinen Brüdern verbreite, seine Freuden mit ihnen theile, an ihrem Kummer und ihren Leiden Mitgefühl zeige; er muß aber auch sich selbst zur höchsten Tugend zu erheben suchen, damit er ein wohlbegründetes Recht gewinne, sich allen seinen Nebenmenschen gleich zu achten, und nur Den als über sich erhoben zu betrachten, dem er an Tugend, an moralischen und geistigen Fähigkeiten, nachsteht.

„Leider dürfen wir uns nicht der Hoffnung hingeben, daß ein solcher höherer Grad der Tugend allgemein werde; allein deshalb dürfen wir unsererseits nicht ermüden, Alles, was in unseren Kräften steht, zu thun, um die Tugend zu befördern, das Laster, die Verbrechen, zu verhindern, und zu diesem Zwecke die Freiheit befestigen, oder, wo sie noch nicht besteht, hervorzurufen; denn nur bei wahrer Freiheit und durch dieselbe, ist wahre Tugend denkbar und möglich.

„Besonders aber in der nächsten Zukunft, die bereits

mit ehernem Finger drohend an unſere Pforten klopft, iſt es nöthig, daß alle guten Vettern dieſes geſegneten Landes mannhaft beiſammen ſtehen, und ſich, willig Gut und Blut dazu einſetzend, gegenſeitig Beiſtand leiſten, den geringen Grad der Freiheit, den zu erringen uns gelungen iſt, nicht nur zu bewahren, ſondern auch das Reich einer vernünftigen Freiheit, einer Freiheit, die Alle beglückt und Keinen bedrückt, Schritt für Schritt zu erweitern. — Unſere nächſte Aufgabe aber dürfte es ſein, der Freiheit entgegenzutreten, welche ſich dieſen heiligen Namen nur beilegt, um unter ihrem Deckmantel Schändlichkeiten aller Art zu verüben, wohl gar die Zeiten eines Cardinal Ruffo wieder heraufzubeſchwören. Denn wir dürfen es uns nicht verhehlen, meine guten und lieben Vettern, daß wir ſehr ſchweren Tagen entgegengehen. Noch ſteht zwar der Thron König Murats, aber ein ſchwacher Stoß iſt hinreichend, ihn in Trümmer zu ſchlagen, und dieſer Stoß kann nicht ausbleiben. Wohl ſpricht Vieles gegen den Fremdling, den tyranniſche Waffengewalt auf den Thron Neapels ſetzte, aber wir müſſen eingeſtehen, daß wir ihm auch manches Gute verdanken. Ich nenne davon nur die Conſtitution, die er an dem Abend ſeiner Regierungszeit verkündet hat. Noch iſt ſie zwar nicht zur Wahrheit geworden, noch iſt ſie nicht in das

Leben getreten, aber daß dies geſchehe, dahin muß der Orden der Carbonari aus allen ſeinen Kräften ſtreben. Und ich darf Euch verkünden, meine lieben und guten Vettern, daß alle Venditas des ganzen Landes ſich zu dieſem Zwecke mit uns die Hand reichen, denn obgleich König Ferdinand IV., der in den nächſten Tagen auf den Thron zurückkehren wird, von dem er zehn Jahre lang vertrieben war, Sicilien eine Conſtitution verliehen hat, ſo iſt es doch ſehr zu bezweifeln, daß er die beſtätigt, mit welcher der Uſurpator, den wir in Neapel ſo lange König nannten, auch dieſen Theil der Monarchie beſchenkt hat. Denn Freunde melden mir aus Meſſina, der Hof ginge mit der Abſicht um, ſofort nach ſeiner Rückkehr Alles, was von den beiden Uſurpatoren herrührt, die ſo lange dieſen Thron inne hatten, aufzuheben, zu vernichten, oder rückgängig zu machen und ſo gewiſſermaßen die Blätter, die mit den Namen Joſeph und Murat bezeichnet ſind, aus dem Geſchichtsbuche Neapels zu vertilgen."

„Unſinniger Gedanke! Als ob dadurch das Geſchehene ungeſchehen gemacht werden könnte!" rief mit dem Tone des Unwillens eine Stimme von der Bank der Meiſter.

„Wohl iſt der Gedanke unſinnig und deſſen Ausführung unmöglich!" entgegnete Luigi Minichini,

„aber das wird Ferdinand IV., deſſen Starrköpfigkeit und Kurzſichtigkeit uns Allen hinlänglich bekannt iſt, nicht abhalten, die Ausführung zu verſuchen und ſie ſicher auch ſo weit durchzuſetzen, als dies irgend im Bereich der Möglichkeit liegt. Daß ihm dies aber wenigſtens in Beziehung auf die Conſtitution nicht gelinge, ſei unſere Sorge, ſollte dies auch das einzige Gut ſein, welches wir aus der Regierungszeit eines Fremden bewahren, der, — wenn wir aufrichtig ſprechen wollen, — mindeſtens nicht ſchlechter war und nicht ſchlechter regierte, als der Sproß des Königshauſes, das zwar auch einſt aus der Fremde zu uns kam, und damals den Thron nach den Begriffen aller Neapolitaner jener Zeit ebenfalls uſurpirte, das aber wenigſtens des Vortheils genießt, durch die Länge der Zeit nationaliſirt, mit unſeren Sitten und Gebräuchen verwachſen, und dadurch in unſeren Augen im rechtmäßigen Beſitze des neapolitaniſchen Thrones zu ſein, ſo wenig auch der Name Bourbon geeignet iſt, die wahren Sympathieen des neapolitaniſchen Volkes zu erwecken.“

Der Präſident der Verſammlung machte hier eine Pauſe, und es ſchien, als lauſche er aufmerkſam nach dem Eingange des Saales, vor deſſen Thür in dieſem Augenblicke mehrere laute Stimmen ertönten. Offenbar wurde Jemandem durch die Aufwärter in dem Vor-

gemach der begehrte Eintritt verweigert, denn deutlich vernahm jetzt die ganze Versammlung die laut und heftig gesprochenen Worte:

„Wollt Ihr das Paßwort nicht respectiren, das ich Euch auf Euer Verlangen genannt habe, da es nicht nur Euer Recht, sondern auch Eure Pflicht ist, es mir abzufordern?"

„Die Sitzung ist eröffnet," entgegnete eine schüchterne Stimme, aber dennoch laut genug, um bei der in der Versammlung herrschenden Stille ebenfalls gehört zu werden, „und Sie wissen wohl, Signor, daß es uns verboten ist, dann ohne besondern Befehl noch irgend Jemand einzulassen, wer es auch sei."

„Ihr seid Dummköpfe!" rief mit gesteigerter Heftigkeit die erste Stimme. „Was für gewöhnliche Zeiten und Fälle gilt, das kann und darf in Augenblicken, wie die gegenwärtigen, nicht beachtet werden. Ich sage Euch, wenn ich mich auch verspätet habe, so muß ich dennoch hinein und ich werde mir den Eingang erzwingen, wenn es nöthig sein sollte; wehe aber Jedem von Euch, der mich mit Gewalt daran zu verhindern sucht; ich würde keinen Carlin für sein Leben geben."

Allem Anscheine nach mußte in den nächsten Augenblicken ein erbitterter Kampf zwischen den pflichtgetreuen Aufwärtern, die den Eintritt verweigerten, und dem

Manne, der ihn mit solchem Ungestüm begehrte, entstehen, allein Luigi Minichini war demselben bereits zuvorgekommen, denn schon während der letzten Drohworte hatte er dem ersten Assistenten, der zunächst der Eingangsthür saß, ein Zeichen gegeben; der Beamte war aufgestanden, und das blinkende Beil, das friedliche, unblutige Symbol seiner richterlichen Function, in der erhobenen Rechten tragend, öffnete er die Thür in eben dem Augenblick, als der Einlaß Begehrende jene lebensgefährliche Drohung aussprach, sich den Eintritt mit Gewalt erzwingen zu wollen. Auf einen flüchtigen Wink mit seinem Beile traten die vier Aufwärter, welche die kräftigen Fäuste bereits nach dem ungestümen Eindringling ausstreckten, zurück, und vorüber an dem Assistenten, der die Offiziersuniform der neapolitanischen Truppen trug, stürmte Carlo, der Calabrese, in sichtlicher Aufregung in den Saal hinein. Mit hastigen Schritten ging er grade auf den Sitz des Großmeisters zu, und schon öffnete er den Mund, denselben anzureden, als Luigi Minichini, dessen für gewöhnlich gutmüthiges, beinahe ausdrucksloses Gesicht die Energie nicht ahnen ließ, die in ihm wohnte, sich mit flammendem Blicke von seinem Sitze erhob, und mit einer majestätischen Armbewegung, so gebieterisch, daß Ungehorsam eine Unmöglichkeit schien, auf die Bank der Meister deutete.

Verſtändlicher, als Worte es vermocht hätten, ſagte dieſe Armbewegung: „Nimm Deinen Platz in der Reihe Deiner Brüder ein!“

Einen Augenblick ſchien es, als ſei Carlo geneigt, den ſo gebieteriſch verlangten Gehorſam zu verweigern, als ſchwebe eine heftige Antwort auf den ſtummen Befehl ihm auf den Lippen, aber noch ehe die Worte aus ſeinem Munde gekommen waren, preßte er ſie in ſeine Kehle zurück, indem er ſich daran erinnerte, daß die Ordensſtatuten jedem Mitgliede die Verpflichtung auferlegten, nur von ſeinem Platze aus zu ſprechen, wollte es ſich nicht einer Strafe ausſetzen, welche die geſammten Beamten des Ordens nach gewiſſen Regeln zu beſtimmen hatten.

Seine Aufwallung bekämpfend, verbeugte er ſich ehrerbietig vor dem Großmeiſter, der ihn mit ſolcher Strenge an ſeine Pflicht, an die Beobachtung der vorgeſchriebenen Regeln, gemahnt hatte, und ſchritt, ſich wendend, auf die Bank der Meiſter zu, mit dem feurigen Blicke ſeines großen Auges nach einem freien Platze ſuchend. Es zeigte ſich keiner, denn die Bank war der ganzen Länge nach dicht beſetzt, aber bereitwillig rückten einige der Sitzenden zuſammen, und zwiſchen Zweien derſelben wurde ein ſchmaler Raum frei, auf welchem Carlo

ſich niederließ, ſo gut ſeine breite, kräftige Geſtalt dies geſtattete.

Seine Nachbarn erkennend, indem er ſich ſetzte, drückte er ihnen die Hand mit dem flüchtigen Gruße: „Guten Abend Stefano! — Guten Abend Pasquale!“

Kaum hatte er dieſe Begrüßung ausgeſprochen, als Luigi Minichini mit dem Tone einer ſo großen Freundlichkeit, daß er offenbar die Strenge, zu welcher, der ganzen Verſammlung gegenüber, die Aufrechthaltung ſeiner Würde und ſeiner Autorität ihn gezwungen hatte, durch den Ausdruck des Wohlwollens in ſeinen Worten vergüten wollte, zu ihm ſagte:

„Mein guter Vetter Carlo, ich habe Dich mit der größten Ungeduld erwartet, und da ich Deinen ſeltenen Eifer kenne, hielt ich mich überzeugt, Dich bei meiner Ankunft bereits hier zu finden. Darüber vergaß ich den Befehl an die dienenden Brüder, Dich zu jedem Augenblicke einzulaſſen, und ich bedaure es aufrichtig, Dir durch meine Vergeßlichkeit eine kleine Unannehmlichkeit zugezogen zu haben.“

Carlo verkannte die freundliche Abſicht dieſer verſöhnlichen und verſöhnenden Worte nicht, und mit einer Rührung, die er zwar zu unterdrücken bemüht war, die aber dennoch aus dem Tone ſeiner Antwort hervorklang,

entgegnete er, indem er ſich, der Vorſchrift gemäß, von ſeinem Sitze erhob:

„Mein verehrter Großmeiſter, wenn Du ſoeben meinen Dienſteifer lobteſt, ſo glaube ich ohne eitle Anmaßung behaupten zu dürfen, daß ich dieſes Lob verdiene; eben mein Eifer aber, der Sache, der wir uns Alle gewidmet haben, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen zu dienen, möge mir bei Dir und den hier verſammelten Vettern zur Entſchuldigung dienen, wenn ich einen Augenblick die Vorſchriften vergaß, welche unſere Statuten enthalten. Aber wahrlich," fuhr er, feuriger werdend, fort, „wenn je die Umſtände eine Abweichung von den ſtrengen Regeln entſchuldigen, wo nicht rechtfertigen, ſo iſt dies bei dem Ungeſtüm der Fall, mit welchem ich den verbotenen Einlaß in die Sitzung verlangte, denn die Nachrichten, die ich bringe, ſind von ſolcher Wichtigkeit, daß ihre Mittheilung nicht die geringſte Zögerung geſtattet."

Eine lebhafte Neugier, ja ſogar eine unverkennbare Unruhe Vieler, ſprach ſich bei dieſen Worten Carlo's in der Verſammlung aus, und indem ſich die Blicke Aller auf ihn richteten, entſtand ein lautes Gemurmel in den beiden Reihen der Meiſter und der Lehrlinge, welche Männer jedes Alters und jedes Standes enthielten, denn die Carbonari rekrutirten ſich aus allen Ele-

menten, die ihren Zwecken zu entsprechen schienen, und waren dabei in der Aufnahme neuer Mitglieder nicht wählerisch, sobald die Kandidaten nur die Haupteigenschaften versprachen: Muth, Geistesgegenwart, Charakterstärke und Verschwiegenheit.

Der Präsident machte durch sein Zeichen diesem Gemurmel ein schnelles Ende, und Alle gehorchten diesem Zeichen um so williger, da jeder Einzelne vor Verlangen brannte, die wichtigen Nachrichten zu vernehmen, die Carlo's Worte verkündeten, und die bei den schweren Gewitterwolken, welche über dem politischen Horizonte Neapels lagerten, für jeden Einzelnen Verderben drohend sein konnten.

„Theile uns unverzüglich mit, was Du uns zu sagen hast, mein guter Vetter Carlo," nahm Luigi Minichini nun das Wort, „und ich zweifle nicht, daß nach Dem, was wir aus Deinem Munde vernehmen, die Versammlung der lieben und guten Vettern augenblicklich einen Beschluß fassen wird, wie die Gewalt der Umstände ihn erheischt."

„Ich zweifle daran ebenfalls nicht," sagte Carlo, „denn ich kenne die Entschlossenheit meiner Brüder. — So vernehmet also: — Die Besorgniß vor schweren Tagen, die unabweislich herannahen, ist uns Allen gemeinsam, so wenig auch die Herzen vieler unserer Brü-

der, um nicht zu ſagen, aller, der Furcht zugänglich ſind. Aber nur ein Wahnſinniger oder ein Betrunkener verachtet die Gefahren, die ihm drohen, oder ſpottet ihrer, ohne Vorkehrungen zu ihrer Abwehr zu treffen. Ich bin weder ein Wahnſinniger, noch ein Trunkenbold, — wir Alle ſind es nicht, — und ſo darf ich denn, ohne Beſorgniß, der Furcht oder der Feigheit beſchuldigt zu werden, ſagen: Die Gefahr ſteht uns in rieſiger Größe nahe, ſo nahe, daß beinahe augenblickliche Abwehr noth thut, ſollen nicht Viele von uns, durch das plötzliche und unerwartete Hereinbrechen derſelben, niedergeworfen und vernichtet werden."

„Sprich! — Rede deutlicher! — Bezeichne es genauer, was uns bedroht!" rief es von allen Seiten, und Carlo ſäumte nicht, dieſer Aufforderung zu genügen.

„Ich könnte ruhig ſein bei dem, was ich Euch zu verkünden habe," ſagte er mit einer Ruhe, ja, mit einer Kälte, welche nicht ohne Mühe errungen zu ſein ſchien, „denn mein geringes Beſitzthum iſt geſichert gegen das, was die meiſten Mitglieder dieſer Verſammlung bedroht, die wenigen Weſen, die meinem Herzen theuer ſind, haben, — wenigſtens für den Augenblick — nichts zu fürchten von den Exceſſen, deren Schauplatz Neapel in den nächſten Tagen, vielleicht ſogar in den nächſten

Stunden, ſein wird, — aber mein Herz erbebt deshalb nicht minder bei dem Gedanken an das, was manchen meiner hier anweſenden Freunde vielleicht treffen kann, was drohend über dem Haupte Aller ſchwebt."

„Sprich! Sprich! Was iſt es!" ertönte es abermals aus zahlreichen Kehlen.

„Das iſt es," ſagte Carlo, „weshalb ich, gegen die Vorſchriften unſeres Ordens, den Eingang in die Sitzung erzwingen wollte. — So vernehmt es denn, daß eine Wiederholung der entſetzlichen Auftritte, welche durch die Banden des Kardinal Ruffo ganz Neapel in Blut tränkten, bevorſteht."

„Jeſus Maria!"

„Die heilige Jungfrau möge uns davor bewahren!"

„Iſt es möglich?"

„Wir werden uns dagegen zu ſchützen wiſſen!"

„Fluch den Anſtiftern ſolcher Schandthaten!"

So machten ſich die verſchiedenen Gefühle, welche durch dieſe fürchterliche Mittheilung hervorgerufen wurden, Luft, je nachdem Die, welche die Aeußerungen thaten, mehr oder minder von Schreck und Angſt ergriffen wurden.

Viele aber geriethen durch die Kunde ſo ſehr in Furcht, daß ſie die Sitzung in eiliger Haſt verlaſſen wollten, ohne noch genau zu wiſſen, um was es ſich

handelte. Galt es doch, ihre Habe, mehr noch, ihre Lieben, vor den drohenden Gefahren wo möglich noch in Sicherheit zu bringen, obgleich die ſo von Furcht Ergriffenen ſchwerlich wußten, was ſie zu dieſem Zwecke beginnen ſollten. Doch Alle wurden durch ein donnerndes „Halt!“ Minichinis zurückgerufen, und ſchon traten auf einen befehlenden Wink des Präſidenten die beiden Aſſiſtenten an die Thür, und erhoben drohend ihre Beile.

„Ihr Unſinnigen!“ rief Minichini, aufgebracht über die Feigheit, welche mehrere der guten Vettern — wie die Bundesbrüder genannt wurden, — gezeigt hatten, und die eben nicht geeignet war, die Hoffnung zu erwecken, daß auf ihren muthigen Beiſtand zu rechnen ſei. „Ihr Unſinnigen,“ wiederholte er, „wo wollt Ihr hin? — Bildet Ihr Euch ein, der Einzelne vermöchte etwas gegen die Gefahr, ſelbſt ohne genau zu wiſſen, worin ſie beſteht? — Erſt laſſet uns die Nachrichten vernehmen, die unſer Meiſter Carlo uns mitzutheilen hat; dann aber müſſen wir mit Ruhe und Ueberlegung berathen, was zu thun iſt, um vereint dem, was uns bedroht, die Stirn zu bieten; denn ſelbſt die Kleinmüthigſten unter Euch werden einſehen, daß wir mehr vermögen, wenn wir Alle gemeinſchaftliche Sache

machen, als wenn jeder Einzelne für sich allein zu sorgen, sich allein zu retten sucht."

Diese Worte verfehlten den beabsichtigten Eindruck selbst bei den Furchtsamsten nicht. Schon bei dem „Halt" des Präsidenten waren Mehrere von denen, die der Thür zustürzten, auf ihre Plätze zurückgekehrt; jetzt nahmen auch die Uebrigen, wenn gleich zum Theil nur zögernd, ihre Sitze auf den Bänken der Meister und der Lehrlinge wieder ein, und als auf ein Zeichen Minichini's die Ruhe in der Versammlung hergestellt war, forderte der Präsident den Meister Carlo auf, seine Mittheilungen zu machen.

IX.

Drohendes Gewitter. — Berathungen und Beschlüsse.

Carlo hatte mit einem Blicke der Geringschätzung, der Verachtung sogar, auf einzelne der Furchtsamsten, die Verwirrung beobachtet, welche seine wenigen Worte in der Versammlung hervorbrachten, und sich dann, mit einem spöttischen Zuge um den Mund, wieder niedergesetzt, mit der vollkommensten Ruhe abwartend, was aus der Aufregung entstehen würde. Als jetzt durch die energischen Bemühungen Minichini's die Ordnung wiederhergestellt war, folgte er sofort der Aufforderung, das, was er Beunruhigendes in Erfahrung gebracht hatte, mitzutheilen.

„Meine lieben und guten Vettern," begann er, „was ich Euch zu sagen habe, ist allerdings schlimm, aber

doch nicht so schlimm, daß es deshalb nöthig wäre, den Kopf zu verlieren; vielmehr ist es der Sicherheit und dem Heile Aller ersprießlich, ihn oben zu behalten, und durch kräftiges Zusammenwirken das Uebel abzuwehren; denn die Versicherung kann ich Euch nach meiner innersten Ueberzeugung geben, daß alle Die, welche sich den hier uns drohenden Gefahren durch die Flucht entziehen wollten, dem Verderben gradezu in den offenen Rachen laufen würden. Denn durch ihr Erscheinen als Flüchtlinge in den Provinzen würden sie sich nur verdächtig machen und als Anhänger Murats einzeln ermordet werden, während sich hier wenigstens die Möglichkeit bietet, den Mordbanden Widerstand zu leisten."

„Ist es denn aber so gewiß, daß wir Mordbanden zu fürchten haben?" fragte einer von Denen, welche sich vorhin zuerst auf die Flucht begeben wollten.

„Wäre es nicht gewiß," entgegnete Carlo mit einem verweisenden Blicke, „dann würde ich nicht leichtsinnig und thöricht genug gewesen sein, durch meine Worte die Furcht hervorzurufen, deren Aeußerungen ich vorhin leider in dieser Versammlung gewahrte, während ich die Brüder unseres Ordens im Allgemeinen wahrlich für muthiger gehalten hätte."

„So kannst Du uns also Gewisses, Zuver-

läſſiges, mittheilen?" fragte Minichini, dem daran lag, endlich etwas Beſtimmtes zu erfahren.

„Jedes Wort, das ich Euch ſage, iſt zuverläſſig," entgegnete Carlo ernſt und entſchieden, „denn ein glücklicher Zufall ließ mich mit eigenen Ohren die ruchloſen Pläne vernehmen, die von dem Hofe unſeres gnädigen Herrſchers entworfen ſind, um ſich mit einem Schlage der meiſten Jener zu entledigen, von denen der rückkehrende König Widerſtand gegen die Maßregeln befürchten zu müſſen glaubt, die er auszuführen im Schilde hat, das heißt, die ſeine Miniſter und ſeine Hofſchranzen beabſichtigen, denn wir Alle wiſſen nur zu gut, daß der ſchwache Ferdinand IV. nur ſelten etwas aus eigenem Antriebe und aus freiem Willen thut. — Könnt Ihr übrigens glauben, daß die Lazzaroni ſich die willkommene Gelegenheit der Plünderung, die der Hof ſelbſt ihnen durch die Bezeichnung der Muratiſten bietet, würden entgehen laſſen?"

„Das nicht," ſagte Minichini, „das Weſentliche iſt aber jetzt, zu erfahren, ob ſchon etwas Beſtimmtes beſchloſſen iſt, und was wir thun können, um ſolchen Beſchlüſſen entgegenzuwirken."

„Der Beſchluß iſt zwar nur im Allgemeinen gefaßt," entgegnete Carlo, „aber alle Anſtalten zu ſeiner Ausführung ſind getroffen. Es wurde eine Liſte der

vorzüglichsten Muratisten entworfen und vertheilt, gegen welche die Volkswuth, oder vielmehr die Wuth der Lazzaroni, die ich nicht mit dem ehrenden Namen des Volkes bezeichnen mag, zuerst gelenkt werden soll; daß es aber bei diesen namhaft gemachten Opfern nicht bleiben wird, wenn die wilden Leidenschaften einmal entfesselt sind, darauf dürft Ihr Euch verlassen. Was Ihr aber zu erwarten, zu fürchten habt, mögt Ihr daraus entnehmen, daß gestern hier einige königliche Agenten angekommen sind, um die Lazzaroni vorläufig aufzuhetzen, und daß diese Agenten größtentheils ehemalige Züchtlinge von Ponza sind, welches der Fürst von Canosa geleert hat, um die Verbrecherbande wie wilde Thiere auf das ganze Land, besonders aber auf Neapel selbst, zu hetzen. Der Fürst von Canosa, der sich zunächst nach Capua gewendet haben soll, wo er Murat gefangen zu nehmen hoffte, wird stündlich erwartet, und sobald er — wahrscheinlich unter irgend einer Verkleidung — hier eingetroffen ist, wird er nicht säumen, das Signal zu dem Ausbruche zu geben, daran dürft Ihr nicht zweifeln. Schon wurden nicht unbeträchtliche Geldsummen unter die Lazzaroni und das ganze übrige Gesindel der Hauptstadt vertheilt. Was aber das Empörendste an der ganzen Sache ist! — Wißt Ihr wer zum Anführer der Lazzaroni bestimmt wurde?"

Der Redner hielt inne und blickte fragend in der Verſammlung umher, als ſei er neugierig, ob der gefürchtete Name, den er zu nennen hatte, von irgend einem andern Munde ausgeſprochen werden würde. Allein ſo bekannt, ſo verrufen und verhaßt der Name auch bei einem großen Theile der Bevölkerung ſein mochte, wagte dennoch Keiner, ihn auszuſprechen, aus Furcht, daß er wie ein Todesurtheil über Hunderte der achtbarſten Bürger, und gewiß auch über viele der Anweſenden, klingen würde.

Es ertönte daher nur in athemloſer Erwartung von vielen Lippen der Ruf:

„Wer? — Wer iſt es! — Spanne uns nicht länger auf die Folter!“

„Nun wohl denn,“ ſagte Carlo mit feierlichem Ausdruck, „Luciano iſt es, der entſetzliche Menſch, der ſich ſelbſt bei den Greuelſcenen, die der Cardinal Ruffo über Neapel herbeiführte, durch ſeine wilde Grauſamkeit und Blutgier auszeichnete, der ſich rühmt, mit eigenen Händen an achtzig Opfer, und unter dieſen ſogar Weiber und Kinder, langſam zu Tode gemartert zu haben, die noch ungerechnet, die er im blutigen Gemetzel niederhieb!“

Es ſchien, als habe der Name Luciano Alle vor Staunen, Schrecken oder Entſetzen verſteinert, denn

Keiner der Anwesenden regte sich und nur hier und dort tönte es aus angstbeklommener Brust:

„Luciano! — Luciano!“

„So ist es,“ sagte Carlo nach einer kleinen Pause, „und ich wiederhole: Dieser eine Name wird genügen, um Euch zu zeigen, was wir zu erwarten haben!“

„Entsetzlich! — Abscheulich! — Dann ist an keine Rettung zu denken!“ riefen jetzt zahlreiche Stimmen, denn die Angst mußte sich durch Worte Luft machen. Es schien einen Augenblick, als wollten Muthlosigkeit und Verzweiflung sich Aller bemächtigen und selbst Minichini senkte den Kopf, als zeige sich ihm kein Rettungsmittel. Doch seine Entmuthigung, wenn er sie überhaupt empfunden hatte, währte nur einen Moment, denn beinahe augenblicklich erhob er sich von seinem Sitze und rief mit kräftiger Stimme, der nicht das leiseste Beben der Furcht anzuhören war:

„Nur wer selbst an seiner Rettung, sogar an der Möglichkeit derselben, verzweifelt, ist wirklich verloren, dem Muthigen, dem Entschlossenen aber, bieten sich hundert Rettungsmittel statt einem. Auch bin ich überzeugt, daß unser guter Vetter Carlo uns nicht mit solcher Ruhe von der drohenden Gefahr gesprochen haben würde, hätte er uns nicht zugleich einen Rath

zu ertheilen, wie dieſelbe abzuwehren, zu beſiegen vielleicht, wenigſtens aber zu vermindern iſt."

Dabei richtete er einen fragenden Blick auf Carlo, und dieſer rief augenblicklich:

„Unſer verehrter Großmeiſter hat Recht, und in der That bot ſich mir auf eine beinahe wunderbare Weiſe mit der Kenntniß von dem Gifte zugleich ein Gegengift. — Domenico, ein anderer Lazzaroni, mit dem, für einen ſolchen auffallenden, Beinamen des Geizhalſes, alſo, wie ſich vermuthen ließ, und wie ich mich ſelbſt auch bereits überzeugte, dem Gelde ſehr zugänglich, war ſchon ſeit längerer Zeit mit Luciano verfeindet; eben heute hat zwiſchen den Beiden ein heftiger Streit Statt gefunden, der die Feindſchaft Domenico's zum Haſſe ſteigerte, und er iſt bemüht, aus allen Kräften den Abſichten Luciano's entgegen zu arbeiten und für ſich ſelbſt eine Partei zu bilden. Daß die Abſichten Domenico's ſehr ehrenhafter Art ſind, will ich keineswegs behaupten, indeß darf man von ihm nicht die gleichen Grauſamkeiten befürchten, wie von Luciano und jedenfalls kann die Feindſchaft zwiſchen Beiden, die Spaltung, die dadurch unter den Lazzaroni herbeigeführt wird, allen Gutgeſinnten wichtige Dienſte leiſten, ja, ſie hat dies bereits gethan, denn von Domenico erhielt ich die Liſte der bezeichneten Opfer,

und es bietet sich uns dadurch ein Mittel, zahlreiche Verbündete außerhalb der Reihen der Carbonari zu gewinnen; denn Jeder, dessen Name auf dieser Liste steht, muß einsehen, daß es sich nicht nur um sein Gut, sondern auch um sein und der Seinigen Leben handelt; daß daher dem wilden Angriffe der muthigste, ja der verzweifelteste Widerstand entgegengesetzt werden muß, und daß dieser nichts nützen kann, wenn er nur vereinzelt geleistet wird, sondern daß es für alle Bedrohten ein nothwendiges Gebot ist, sich eng aneinander zu schließen, und sich zur gemeinschaftlichen Vertheidigung zu vereinigen. — Noch haben wahrscheinlich viele der hier bezeichneten Opfer keine Ahnung von dem Loose, welches ihnen, zum Hohne der allgemeinen Amnestie, bestimmt wurde, welche durch eine Capitulation verheißen wird, die, wie ein dunkles Gerücht versichert, in Casalanza mit dem Befehlshaber der österreichischen Truppen abgeschlossen worden sein soll. — Eine Warnung wird hinreichend sein, alle diese dem Tode Geweihten aus ihrer verderblichen Sicherheit aufzuschrecken, und sie zu bewegen, sich unseren Bemühungen anzuschließen. Deshalb ist es meine Meinung, ohne Säumen durch Mitglieder unseres Ordens die Bezeichneten von der ihnen drohenden Gefahr zu benachrichtigen und sie aufzufordern, sich bei dem ersten Allarmrufe uns

bewaffnet anzuſchließen, und auf die im Voraus zu bezeichnenden Sammelplätze zu eilen."

„Ich ſtimme dieſer Anſicht und dieſem Vorſchlage unſeres guten Vetters vollkommen bei," nahm nach dieſer Auseinanderſetzung der Präſident das Wort. Darauf ließ er ſich von Carlo die Proſcriptionsliſte reichen, und indem er die Namen derſelben ablas, forderte er die Verſammlung auf, daß einer von Denen, welche in der Nähe der Bezeichneten wohnten, ſich erböte, die Warnung und Aufforderung an dieſelben zu überbringen, denn die Benachrichtigungen mußten mit der größten Eile bewirkt werden, da der Ausbruch von einem Augenblicke zum andern erfolgen konnte, und deshalb durchaus keine Zeit zu verlieren war. Es wurde daher beſchloſſen, ſich durch die Nacht nicht abhalten zu laſſen, und Mehrere eilten auf der Stelle fort, die Sendung zu erfüllen, und zugleich die Waffen bereit zu halten, mit denen ſich alle Carbonari ſchon ſeit längerer Zeit heimlich verſehen hatten.

Die Vorleſung der Liſte erweckte mehrmals Aeußerungen des lauteſten Unwillens, wenn entweder der Name eines der Anweſenden, — wie dies mehrmals geſchah, — vorkam, oder wenn als Opfer der Volkswuth irgend ein Mann bezeichnet wurde, der wegen ſeiner ehrenhaften Geſinnungen, ſeiner Tugend oder ſeiner

sonstigen vorzüglichen Eigenschaften in der allgemeinsten Achtung stand.

Nachdem die Vorlesung der Liste beendigt war, hielt Minichini eine kurze allgemeine Berathung, an welcher, gegen die Statuten des Ordens zwar, jedoch in Erwägung der Dringlichkeit des Gegenstandes und der Verhältnisse, ausnahmsweise auch die Lehrlinge Theil nehmen durften, da sich unter denselben manche bejahrte und erfahrene Männer befanden, deren Ansichten bei der Lage der Dinge von Wichtigkeit und wohl beachtenswerth sein konnten.

Es wurden in dieser Berathung verschiedene Sammelplätze bestimmt, zu denen die Carbonari bei dem ersten Ausbruche eines Volksaufstandes bewaffnet eilen sollten, um die Ordnung aufrecht zu halten, die Excesse so viel als möglich zu verhindern, und dem Pöbel durch ihre Zahl und Haltung zu imponiren.

Ferner wurde bestimmt, als Erkennungszeichen die Farben des Ordens, blau, roth und schwarz, anzulegen, entweder in Bandschleifen in den Knopflöchern, in Kokarden, oder auf irgend eine andere, leicht erkennbare Weise. Die Häuser, in welchen Carbonari wohnten, sollten ebenfalls durch diese Farben bezeichnet werden, um dieselben für den Fall eines Angriffes sogleich erkennen, und ihnen Schutz gewähren zu können. Bei

den Häuſern aber, welche von Ordensbrüdern bewohnt wurden, deren Namen mit auf der Proſcriptionsliſte ſtanden, ſollten kräftigere Vertheidigungsmittel vorgekehrt werden, und ohne große Mühe wurden von den jüngeren Carbonari die, welche ohne Familie waren, dazu beſtimmt, ſich, vollſtändig bewaffnet, und mit Munition reichlich verſehen, bei den Bedrohten im Laufe des Vormittags ſchon in hinreichender Zahl einzufinden, um einem verſuchten Angriffe jeden Augenblick durch eine kräftige Vertheidigung entgegentreten zu können, und wahrſcheinlich ſchon durch das Unerwartete eines ſolchen Widerſtandes die Angreifer in die Flucht zu treiben.

Die dem Verderben Bezeichneten ſollten von dieſen Beſchlüſſen benachrichtigt, für die Dauer der Gefahr unter den Schutz des Ordens geſtellt und als deſſen Mitglieder betrachtet werden, ihnen deshalb auch geſtattet ſein, ſich der Ordensfarben als eines Schutzmittels und Bundeszeichens zu bedienen.

Nachdem alle dieſe Anordnungen und Verabredungen getroffen worden waren, ging die Verſammlung auseinander, als bereits der Tag dämmerte, welchem Alle mit ſo lebhaften Beſorgniſſen entgegenſahen, daß wohl nur Wenige daran dachten, der Ruhe zu genießen, deren ſie bedurften, um zu den kommenden, wahrſcheinlich ſchweren Ereigniſſen die erforderlichen Kräfte zu ſammeln.

Unter diesen Wenigen befand sich Carlo, der sich furchtlos, unbekümmert um das, was vielleicht schon die nächsten Stunden bringen würden, dem Schlafe in die Arme warf, denn er kannte aus Erfahrung den hohen Werth, den es hat, wichtigen Ereignissen an Geist und Körper ungeschwächt entgegen zu treten. Doch nur drei Stunden ungestörten Schlafes gönnte er sich. Dann sprang er auf von seinem Lager und eilte nach der Wohnung, die Jean Aubusson ihm am Tage zuvor als die seinige bezeichnet hatte. Denn die drohenden Ereignisse konnten ihn nicht bestimmen, das Versprechen, das er dem jungen Manne gegeben hatte, unerfüllt zu lassen; vielmehr fand er sich eben dadurch bewogen, seinen Besuch zu beschleunigen, denn der trauernde Sohn hatte auf eine eigenthümlich lebhafte Weise seine Theilnahme erweckt, und obgleich der Name Aubusson nicht mit auf der verhängnißvollen Liste gestanden hatte, fürchtete er doch Gefahren für seinen jungen Schützling, da derselbe als Franzose bekannt sein mußte und deshalb ein Gegenstand für die Blutgier der Lazzaroni war, auch wenn die Plünderungssucht derselben vielleicht nicht hoffen durfte, bei ihm Befriedigung zu finden.

Mit den freundlichsten Absichten des Rathes, des Beistandes, trat Carlo nach einem Gange von länger

als einer Viertelſtunde bei Jean Aubuſſon ein, den er bereits außer dem Bette fand, thränenden Auges damit beſchäftigt, einige Briefe und andere Papiere, die auf einem Tiſche vor ihm ausgebreitet lagen, zu leſen und zu ordnen.

X.

Schandthaten.

„Störe ich, mein junger Freund?“ fragte Carlo mit freundlich-theilnehmendem Tone, indem er Jean herzlich die Hand reichte, in welche dieser kräftig einschlug, indem er sagte:

„Sie sind mir wahrhaft willkommen, mein theurer Lebensretter; nur um meinen Schmerz zu betäuben, beschäftigte ich mich mit diesen Papieren, aber es ist eine traurigere Beschäftigung, als ich dachte, denn ich gewann dadurch Kenntniß von manchen Dingen, die ich wohl ahnete, doch nicht mit Bestimmtheit wußte, und jetzt erst habe ich die Ueberzeugung gewonnen, was mein armer Vater gelitten haben muß, ehe der Kummer seinem Leben ein Ende machte, ihn mordete, wie ich mich erinnere, Ihnen gestern gesagt zu haben.“

„Und wer iſt der Urheber dieſes Kummers, wie heißt Der, an dem Sie Rache zu nehmen haben, wie Sie mir mittheilten?“

Indem Carlo ſo ſprach, ließ er ſich ohne Umſtände auf einem Seſſel nieder, denn der junge Aubuſſon war zwar bei ſeinem Eintritt aufgeſtanden, aber er hatte es verſäumt, ſeinem Gaſte einen Sitz anzubieten, und erröthend über ſeine unhöfliche Vergeßlichkeit nahm er jetzt dem Calabreſen gegenüber Platz.

„Allerdings,“ beantwortete er Carlo's Frage. „Zwar war der Name Deſſen, der nicht nur unſäglichen Kummer, ſondern auch unverdiente Schande über meines geliebten, unſchuldigen Vaters Haupt brachte, mir nicht unbekannt, wie er denn auch in dieſen Papieren mehrfach genannt wird; allein verſchiedene Umſtände vereinigten ſich ſchon früher, um mir die Ueberzeugung zu gewähren, daß der Name ein falſcher war, wahrſcheinlich nur zu dem Zwecke angenommen, um ungeſtraft, ohne Furcht vor gerechter Rache, ein doppeltes Bubenſtück verüben zu können.“

„Und welches iſt dieſer falſche Name?“ fragte Carlo, theilnahmvoll und neugierig zugleich.

„Albertini!“ entgegnete Jean, indem er unwillkührlich die Zähne zuſammenbiß und die Fäuſte ballte; denn er wurde von Wuth ergriffen, indem der Name

ihn an die Miſſethat des Mannes erinnerte, der denſelben trug.

„Albertini!“ wiederholte Carlo ſinnend, als ſuche er ſich zu erinnern. „Der Name iſt mir fremd, und gleichwohl kömmt es mir vor, als ob ich ihn ſchon früher, und zwar unter beſonderen Verhältniſſen, gehört hätte. — Doch theilen Sie mir jetzt die Urſache Ihres Kummers und Ihres Haſſes mit, und ich gebe Ihnen die Verſicherung, daß Sie Ihr Vertrauen nicht zu bereuen haben ſollen.“

„Ich bin davon überzeugt,“ ſagte Jean herzlich, indem er ſeinem Retter aus ſo dringender Gefahr abermals die Hand reichte. Dann ſuchte er ſich zu ſammeln, um die nöthige Ruhe zu ſeiner Erzählung zu gewinnen und nach einer kurzen Pauſe begann er:

„Ich habe eine ältere Schweſter — ich hatte ſie, ſollte ich wohl eigentlich ſagen; denn obgleich ſie noch am Leben iſt, muß ich ſie als für mich verloren betrachten. — Sie war ein eben ſo ſchönes als gutes Mädchen, ſittſam, häuslich, gebildet, und die ganze Freude unſeres Vaters. Ich hing an ihr mit kindlicher Liebe, und ſie verdiente dieſe, denn mit aufopfernder Sorgfalt hatte ſie ſeit meiner zarteſten Kindheit bei mir die Stelle unſerer früh verſtorbenen Mutter vertreten.

„Wir lebten ſtill und zurückgezogen, denn der Vater liebte rauſchende Vergnügungen nicht, auch waren ſeine Einkünfte zu beſchränkt, ſich die Genüſſe der Reichen gewähren zu können, denn er bekleidete nur einen untergeordneten Poſten, obgleich derſelbe in ſofern nicht unbedeutend war, als viele wichtige Papiere des Miniſteriums theils durch ſeine Hände gehen mußten, theils ſeiner Obhut übergeben blieben; ein Beweis, daß er ſich des ganzen Vertrauens ſeiner Vorgeſetzten zu erfreuen hatte, und wahrlich, er verdiente daſſelbe, obgleich —"

Der junge Mann ſchien hier von den ſchmerzlichſten Erinnerungen ergriffen; er machte eine Pauſe, fuhr aber ſchon nach wenigen Augenblicken fort:

„Der beſchränkten Mittel meines Vaters ungeachtet verdankten wir es der ſparſamen Eintheilung, und der Umſicht meiner Schweſter Eugenie, daß wir ohne alle äußeren Sorgen lebten, während in anderer Beziehung das Glück unſeres kleinen Familienkreiſes kaum etwas zu wünſchen übrig ließ. — Doch unſer Glück war zu ungetrübt, als daß es von langer Dauer hätte ſein können. — Jener Albertini, den des Himmels Fluch treffen möge, ſchlich ſich als Schlange in unſer Paradies und ſeine Bosheit vernichtete binnen kurzer Zeit den ganzen Segen, den der Himmel uns bisher verliehen

hatte. — Es ist jetzt länger als ein Jahr, als der Saalnachbar, den wir als einen lieben Freund schätzten und achteten, und der sich unserer Familie angeschlossen hatte, uns durch einen plötzlichen Tod entrissen wurde. Albertini bezog die leer gewordene Wohnung, und auch er suchte alsbald unsere Bekanntschaft. Mein Vater nahm ihn mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit auf, und nach kurzer Zeit schien auch er, wie sein Vorgänger, zu uns zu gehören. Bald bewarb er sich augenscheinlich um die Liebe Eugeniens, und seinem gefälligen, einschmeichelnden Wesen gelang es, das Herz des Mädchens zu gewinnen, das so wenig Gelegenheit gehabt hatte, Männer kennen zu lernen. Als Albertini dann offen um die Hand meiner Schwester warb, und dabei mit scheinbarer Aufrichtigkeit seine Verhältnisse darlegte, hatte mein Vater nichts gegen die Verbindung einzuwenden; Albertini und Eugenie wurden im Beisein einiger Freunde und Collegen meines Vaters feierlich mit einander verlobt, und die Hochzeit sollte sein, sobald Albertini die Familien-Angelegenheiten, wegen welcher er nach Neapel gekommen zu sein vorgab, geordnet haben würde. Dann sollte Eugenie ihn nach seiner Vaterstadt Pescara begleiten, wo er, wie er uns schon früher gesagt hatte, ein eigenes Haus besaß und ein einträgliches Geschäft betrieb, so daß

durch die Verbindung mit ihm die Zukunft meiner Schwester auf eine anständige und sorgenlose Weise gesichert erschien.

„Von dieser Zeit an wurde Albertini ganz als das Mitglied unserer Familie betrachtet und behandelt, und Niemand von uns dachte daran, Mißtrauen in ihn zu setzen, wenn er oft allein in unserer Wohnung blieb. — Gleichwohl mißbrauchte er das in ihn gesetzte Vertrauen auf die nichtswürdigste Weise, davon sollte mein armer Vater sich bald auf das Empfindlichste überzeugen, als eines Tages sein Büreauchef ihm die heftigsten Vorwürfe darüber machte, die ihm anvertrauten Papiere veruntreut zu haben. Voll Unwillen wies mein Vater die Beschuldigung zurück, da legte sein Chef ihm die Abschrift eines Documentes vor, und behauptete, daß dieselbe nur durch seine Schuld, oder mindestens durch seine Nachlässigkeit, erlangt worden sein könne. — Mein Vater betheuerte seine gänzliche Unschuld mit einem solchen Tone der Wahrheit, daß sein Vorgesetzter dadurch wieder freundlicher gestimmt wurde; indeß entließ er ihn doch mit einer sehr ernsten Mahnung, sorgsamere Aufsicht über die unter seinem Verschlusse befindlichen wichtigen Papiere und Documente zu führen.

„In der tiefsten Niedergeschlagenheit kehrte mein

Vater am Abend von dem Büreau in seine Wohnung zurück; seinem bekümmerten Herzen wenigstens einige Erleichterung zu verschaffen, theilte er uns das Vorgefallene mit, indem er nicht daran dachte, gegen seinen künftigen Schwiegersohn, der, wie gewöhnlich, den Abend bei uns zubrachte, daraus ein Geheimniß zu machen. Albertini schien überrascht, aber auch empört zu sein, und fragte hastig, ob mein Vater nicht gegen irgend Jemand Verdacht hegte. Als mein Vater dies verneinte, ermahnte Albertini ihn zur größten Vorsicht und Wachsamkeit und verließ uns dann früher, als er sonst zu thun pflegte.

„Am nächsten Morgen besichtigte mein Vater mit der größten Aufmerksamkeit die Papiere, die von besonderer Wichtigkeit waren. Er fand sie alle in Ordnung und vollzählig vorhanden, aber als er auch die Schlösser untersuchte, glaubte er Spuren zu bemerken, daß sie auf eine halbgewaltsame Weise geöffnet worden sein mußten, wahrscheinlich in der Absicht, von den Dokumenten die Copieen zu nehmen, deren eine sein Chef ihm vorgelegt hatte. — Er gerieth dadurch in die größte Verwirrung, und zwar um so mehr, da er noch immer nicht wußte, auf wen er seinen Verdacht lenken sollte. Zwar drängte sich ihm unwillkührlich Albertini's Name auf, denn wer Anders, als dieser,

genoß ungehinderten Zutritt zu unſerer Wohnung; indeß hatte ſein künftiger Schwiegerſohn ihm noch keine Veranlaſſung gegeben, gegen ſeinen Character Argwohn zu hegen, und er verwarf dieſen daher gewaltſam, als ſeiner ſelbſt eben ſo unwürdig, wie des Mannes, dem er das Glück ſeines geliebten Kindes anvertrauen wollte. Aber er beſchloß dennoch, auf ſeiner Hut zu ſein, Albertini genau zu beobachten und jedenfalls die Papiere an einem andern Orte, und unter ſicheren Schlöſſern, zu verwahren. Mit dieſem Vorſatze ging er zu der gewöhnlichen Stunde auf ſein Büreau, ohne eine Ahnung des fürchterlichen Unglücks zu haben, das während ſeiner Abweſenheit über ſein Haus hereinbrechen ſollte." —

„Ich kann mir denken, wie Alles gekommen ſein wird," ſagte Carlo. „Dieſer Albertini war ein Schurke —"

„Ja, das war er," fiel Jean Aubuſſon ihm haſtig in das Wort, „aber Sie können ihn ſich noch lange nicht ſo ſchwarz gedacht haben, als er es in der That iſt. — Doch hören Sie mich ruhig an; ich bin bald zu Ende. — Als ich nach Schluß der Büreauzeit mit meinem Vater, begleitet von einem Schloſſer, nach Haus zurückkehrte, fanden wir unſere Wohnung zwar wie gewöhnlich verſchloſſen, aber als wir die Thür

geöffnet hatten, wurden wir von Schreck und Entsetzen ergriffen. — Zahlreiche Papiere lagen in Unordnung zerstreut auf dem Fußboden umher, und die Schlösser des Schrankes, in welchem die wichtigen Documente gelegen, waren sämmtlich gewaltsam erbrochen, die Documente also offenbar entwendet, denn die umhergestreuten Papiere waren ohne alle Bedeutung. Der Dieb mußte mit sicherem Blick das Wichtige von dem Unwichtigen zu sondern gewußt und nur das erstere mit sich genommen haben.

„Mein Vater sank wie vernichtet auf einen Stuhl, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und stöhnte aus beklommener Brust hervor: „Ich bin verloren!“ — Heftig aber sprang er dann empor, und mit dem ahnungsvollen Ausrufe: „Albertini!“ stürzte er nach der Thür unseres Nachbars. Sie war verschlossen, und Niemand öffnete, so laut er auch rief und pochte. Er forderte den Schlosser auf, sie zu öffnen. Nach einiger Weigerung that er es endlich — die Wohnung war leer; offenbar hatte Albertini sie für immer verlassen.

„Bisher war mein unglücklicher Vater von dem Verluste der ihm anvertrauten Papiere so ergriffen gewesen, daß er an nichts Anderes gedacht hatte; jetzt erst, wo er an dem heimlichen Verschwinden Albertini's

nicht mehr zweifeln durfte, fiel ihm die auffallende Abwesenheit seiner Tochter ein. „Eugenie! Eugenie!“ rief er mit dem Ausdrucke unbeschreiblicher Angst, und eilte wieder hinüber nach der eigenen Wohnung. Eugenie war auch jetzt noch nicht dort, aber es zeigte sich, daß von ihren Sachen, ihren Kleidern, nichts fehlte, als der eine, bescheidene Straßenanzug, in welchem sie gewöhnlich auszugehen pflegte.

„Ein schwerer Stein fiel bei dieser gewonnenen Ueberzeugung meinem armen Vater von der Brust, und auch ich gab den Verdacht, den ich bisher gegen sie gehegt hatte, sie sei mit dem Nichtswürdigen entflohen, auf. Nachdem wir den Schlosser, den lästigen und dennoch auch willkommenen Zeugen dessen, was sich zugetragen, entfernt hatten, sank mein Vater erschöpft auf einen Sessel nieder. „Eugenie wird gewiß bald nach Haus kommen,“ sagte er mit bebender Stimme, „Du aber, mein Sohn, eile, Anzeige von dem zu machen, was mir begegnet ist. — Ich selbst fühle mich für den Augenblick zu angegriffen, um es thun zu können.“

„Ich eilte, seinen Auftrag auszuführen, und als ich nach etwa einer Stunde in Begleitung einiger Beamten zurückkehrte, welche Befehl hatten, den Thatbestand an Ort und Stelle aufzunehmen, war Eugenie noch

immer nicht wieder zu Hause, mein Vater aber von einem so heftigen Fieber ergriffen, daß er nur verworrene unzusammenhängende Antworten zu geben vermochte. Ueber vier Wochen schwebte er zwischen Leben und Tod. Während dieser Zeit boten die Behörden Alles auf, Albertini's habhaft zu werden, denn daß er der Dieb der Documente sei, lag bei dem Thatbestande außer allem Zweifel. Es wurde nach Pescara geschrieben; dort wußte man nichts von einem Albertini; offenbar also hatte er sich einen falschen Namen beigelegt, welcher aber der richtige sei, konnte nicht entdeckt werden, obgleich die Spuren, die man von seinem Thun und Treiben in Neapel auffand, zu der Gewißheit führten, daß er ein Agent der vertriebenen Bourbonen gewesen sei. Er mußte mit einem geheimen Auftrage nach Neapel gekommen sein; wahrscheinlich also war die Entwendung der verschwundenen Documente sein Zweck und um zu diesem zu gelangen, die Liebeswerbungen bei meiner Schwester nur elendes Gaukelspiel. Wie kam es aber dann, daß Eugenie ebenfalls spurlos verschwunden blieb? War sie ihm freiwillig gefolgt? Hatte er sie, sein Bubenstück vollständig zu machen, gewaltsam entführt? War sie nicht gar von ihm ermordet worden, weil sie ihn bei der Verübung des Diebstahls überraschte, und er verhindern wollte, durch

ſie verrathen und entdeckt zu werden? — Dieſe letztere Vermuthung verwarf mein Vater bald, weil ſich in unſerer Wohnung keine Spur einer weitern Gewaltthat zeigte, als die durch das Erbrechen der Schlöſſer verübte. Den Gedanken, das tugendhafte Mädchen, die pflichtgetreue Tochter, hätte das Vaterhaus heimlich und ohne ein Wort des Lebewohles verlaſſen, verwarfen wir Beide, als Eugeniens unwürdig, und ſo blieb denn nur noch die Vermuthung ihrer gewaltſamen Entführung übrig, die uns zwar mit Angſt und Beſorgniß erfüllte, uns aber doch auch die Hoffnung ihrer frühern oder ſpätern Rückkehr ließ.

„So verging die Zeit, ohne daß wir irgend eine Nachricht von Eugenien erhielten. Mein Vater erholte ſich von ſeiner Krankheit, aber er wurde wegen des Verluſtes der Documente in eine Unterſuchung gezogen, und obgleich man ſich von ſeiner Unſchuld überzeugen mußte, von ſeinem Poſten wegen fahrläſſiger Vernachläſſigung ſeiner Dienſtpflichten entfernt. Als eine beſondere Gnade mußte er es noch betrachten, daß man ihm in Erwägung ſeiner früher geleiſteten Dienſte eine kleine Penſion gewährte, kaum hinreichend, ihn und mich kümmerlich zu ernähren, denn auch mir hatte man, wegen der vorgeblichen Schuld meines Vaters, die kleine Anſtellung genommen, die wenigſtens

einen ſchwachen Zuſchuß zu den Bedürfniſſen der Familie leiſtete. — So lebten wir ein trauriges Leben, denn mein armer Vater, der ſich durch ſeine Entlaſſung für beſchimpft und entehrt hielt, ſiechte dahin, wagte es kaum noch, ſich den Menſchen zu zeigen, und der Kummer, ſelbſt nach ſo langer Zeit noch immer nichts von meiner Schweſter zu hören, nagte an ſeinem Herzen. — Da endlich wurde ihm vor einigen Tagen von einem unbekannten Menſchen auf eine geheimnißvolle Weiſe ein Papier zugeſteckt, als er eben das Haus verließ, um in der Abenddämmerung ſeinen gewöhnlichen Spaziergang zu machen, da er ſeit dem unheilvollen Ereigniſſe Scheu hegte, ſich den Menſchen am hellen Tage zu zeigen.

„Das Papier trug keine Ueberſchrift, aber die Ahnung ſeines Herzens ſagte ihm, von wem es ſei und in athemloſer Erwartung eilte er zurück auf ſein Zimmer, den Inhalt der geheimnißvollen Zuſchrift zu leſen. Es war, wie er vermuthet hatte, ein Brief meiner unglücklichen Schweſter, aber kaum hatte er die erſten Zeilen überflogen, als er einen lauten Schrei ausſtieß und die Hand ſinken ließ. Das Blatt entfiel ſeiner Hand und er brach in ſich zuſammen. — Erſchrocken eilte ich zu ihm, hob ihn empor, ſchloß ihn in meine Arme. Sein Auge ſtarrte mich ausdruckslos an, ſein Athem war

erloſchen, — ein Schlagfluß hatte ihn getroffen. — Nur wenige Stunden noch weilte ein Funke des vernichteten Lebens in ſeinem Körper, aber ſein Bewußtſein kehrte nicht zurück und als die Mitternacht kam, war er eine Leiche."

Der junge Aubuſſon ließ, von ſeinen Gefühlen überwältigt, den Kopf auf die Bruſt herabſinken und ein Strom von Thränen erleichterte ſein bedrücktes Herz.

„Und was enthielt der Brief?" fragte Carlo, welcher der ergreifenden Schilderung des unglücklichen jungen Mannes mit geſpannter Aufmerkſamkeit und unverkennbarer Theilnahme zugehört hatte.

„Hier iſt er! Leſen Sie ihn ſelbſt!" entgegnete Jean, nahm von dem Tiſche eines der Papiere und reichte es dem Calabreſen. Dieſer las:

„Mein theurer geliebter Vater!

„Endlich iſt es mir möglich, Dir Nachricht von mir zu geben, wenn ich auch leider ſelbſt jetzt noch nicht ſo ausführlich ſein kann, als ich gern möchte, denn — ich bin eine Gefangene; wenigſtens werde ich von argwöhniſchen Augen ſo ſtrenge bewacht, als wäre ich wirklich gefangen, obgleich man mir ſeit einiger Zeit wenigſtens den Schein der Freiheit gewährt.

„Vor allen Dingen laß Dir die Verſicherung geben,

daß Deine Eugenie nicht aufgehört hat, Deiner würdig zu sein.

„Bei all den Leiden, die ich zu ertragen hatte, war mir dennoch der Gedanke der schmerzlichste, daß Du mich in dem Verdachte halten würdest, halten müßtest, ich sei in schuldvoller Liebe dem väterlichen Hause entflohen. — Nein, mein Vater, trotz der jetzt gänzlich ertödteten Neigung, die ich für den Nichtswürdigen hegte, der sich in schmachvoller Absicht unter dem Namen Albertini bei uns eingeschlichen hatte, dessen wirklicher Name aber Fürst von Canosa ist, würde ich mich nie dazu haben verlocken lassen, zu vergessen, welche Pflichten die Kindesliebe, die Ehre und die Tugend mir auferlegten. Zwar begleitete ich ihn auf der Flucht, auf die er sich mit den Dir gestohlenen Papieren begab, aber nur die Gewalt, die rohe Gewalt, konnte mich dazu zwingen, nachdem der Mann, dem ich feierlich verlobt war, mich durch List in den Hinterhalt gelockt hatte, von wo ich — gebunden und geknebelt, um meinen Widerstand zu besiegen, mein lautes Hülfegeschrei zu unterdrücken — nach dem Boote geschleppt wurde, das den frechen Dieb mit seinem Raube in Sicherheit bringen sollte; denn mit empörendem Hohne gestand Albertini mir, daß er Dir die wichtigen Documente geraubt hätte. Ja, er ging,

als er meinen Zorn, meine Verzweiflung ſah, in ſeiner Roheit ſogar ſo weit, mir zu geſtehen, daß er lediglich zu Erreichung dieſes Zweckes für mich eine Liebe geheuchelt hätte, die er nicht empfände, wenigſtens nicht in dem Grade, um mich zu der Würde ſeiner Gemahlin erheben zu wollen, obgleich er nicht leugnen könne, daß meine Schönheit auf ihn einen lebhaften Eindruck gemacht hätte, lebhaft genug, um ihn zu dem Entſchluſſe zu bringen, mich zugleich mit den Papieren zu rauben, da ſeine erweckte Sinnlichkeit Befriedigung fordere.

„Dieſes ſchamloſe Geſtändniß legte er mir ab, als wir uns bereits auf dem offenen Meere befanden und ich deshalb meiner Bande wieder entledigt war. Zugleich wagte er freche Liebkoſungen. Außer mir ſtieß ich ihn zurück und von Verzweiflung ergriffen ſchwang ich mich auf die Brüſtung, um mich in das Meer hinabzuſtürzen. Aber noch ehe ich meinen Entſchluß ausführen konnte, fühlte ich mich zurückgeriſſen. Dann wurde ich in die Cajüte hinabgeſchleppt und hier eingeſchloſſen, nachdem ich mich entſchieden geweigert hatte, den Fürſten Canoſa, den ich noch immer nur als den ſchlichten Kaufmann Albertini kannte, auch nur eines Wortes zu würdigen.

„Es gewährte mir eine große Erleichterung, daß er ſich während des ganzen übrigen Tages nicht mehr bei

mir blicken ließ, und nachdem ich wenige Erfrischungen genossen hatte, entschlummerte ich in der freudigen Hoffnung, daß es mir gelingen würde, meine Freiheit zu erlangen, sobald wir das Land betreten hätten. — Nach qualvollen Träumen, in denen ich mich unter eigenthümlichen Gefühlen in dem Kampfe gegen ein Ungeheuer, dessen heißer Athem mich verbrannte, abgerungen hatte, erwachte ich zu dem entsetzlichen Bewußtsein, daß ich das Opfer der schmachvollsten Missethat sei, entehrt während eines betäubenden, durch künstliche Mittel herbeigeführten Schlafes. — Ich war außer mir; ich verfluchte meinen Verführer, der lachend seine Unthat gestand; ich bot Alles auf, mir das Leben zu nehmen, das mir von jetzt an unerträglich war, und wieder konnte nur Gewalt mich an der Ausführung meiner Absicht verhindern. — Mein Schmerz, meine Wuth, führten einen Zustand des Wahnsinns herbei, der erst gehoben wurde, als — ich ein Kind, die Frucht des an mir verübten Verbrechens, zur Welt gebracht hatte, einen wunderlieblichen Knaben. — Ich leugne es nicht, mein theurer Vater, — und ich hoffe, Du wirst Dein Kind deshalb nicht verdammen — daß die Mutterliebe den Gedanken verdrängte, mir freiwillig den Tod zu geben, obgleich derselbe mehrmals wieder in mir entstand, seitdem ich zu neuem Bewußtsein zurückgekehrt

und die Erinnerung an Alles, was mit mir geſchehen, erwacht war. Nicht für mich muß ich leben, wohl aber für meinen Knaben, um demſelben die Rechte zu erkämpfen, deren ein unnatürlicher Vater ihn berauben will, und — wenn dies mir nicht gelingt — die Schmach, die mir zugefügt wurde, und die nach dem Vorurtheil der Welt auch auf das unſchuldige Weſen zurückfällt, an dem Urheber derſelben zu rächen. Deshalb muß ich, ſo gern ich auch an Dein liebendes Herz, mein Vater, zurückkehrte, in der Nähe des Fürſten Canoſa verweilen, gegen den meine frühere Liebe ſich in Verachtung und glühenden Haß verwandelt hat, und deſſen wirklichen Namen erſt unlängſt ein Zufall mir bekannt machte. Meine Lage iſt unglaublich peinlich und zugleich ſehr ſchwierig, denn will ich mein Ziel erreichen, ſo muß ich den Augen meines Verführers dieſe Verachtung, dieſen Haß, verbergen, darf ihn nicht ahnen laſſen, daß er in mir die erbittertſte Feindin beſitzt; die tägliche Verſtellung aber, zu der ich dadurch gezwungen bin, verurſacht mir eine unglaubliche Marter. Sie iſt indeß für meine Pläne um ſo nothwendiger, da der Fürſt Argwohn gegen mich geſchöpft zu haben ſcheint, denn er läßt mich wie eine Gefangene bewachen, obgleich ich ſonſt keine Urſache habe, mich über die Behandlung zu beklagen, die mir zu Theil wird.

Wahrscheinlich fürchtet er Deine und meines Bruders Rache, wenn ich ihm entfliehen sollte, obgleich ich, wie Du aus Vorstehendem siehst, die Absicht keineswegs hege. — Selbst das Schreiben ist mir verwehrt, indeß habe ich dennoch einen sichern Boten für diesen Brief gefunden, der, so Gott will, in Deine Hände gelangt und Dir wenigstens einige Beruhigung über das Schicksal Deines unglücklichen Kindes bringen wird.

„Täglich flehe ich zu dem Himmel um Segen für Dich, mein geliebter Vater, meinen Bruder aber bitte ich, eben so, wie Dich selbst, Eure Liebe nicht zu entziehen

„Eurer beklagenswerthen Tochter und Schwester

„Eugenie."

„Schändlich! Schändlich!" sagte Carlo, als er den Brief zu Ende gelesen hatte und indem er denselben an Jean zurückgab. „Uebrigens sieht dies dem würdigen Fürsten von Canosa ganz ähnlich. — Ihre Rache, mein junger Freund, ist vollkommen gerecht, doch werden Sie sich freilich bis zur Vollstreckung derselben noch einige Zeit gedulden müssen. Ist die Zeit dazu erschienen, dann rechnen Sie auf meinen kräftigsten Beistand. — Nun aber," fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, „sind Sie mir noch die nähere Angabe über die Ermordung Ihres Vaters schuldig.

Denn so viel ich mich erinnere, sagten Sie mir, als wir hinter der Leiche einherschritten, er sei ermordet und gleichwohl erwähnten Sie vorhin, ein Schlagfluß habe seinem Leben ein Ende gemacht."

„So ist es in der That," entgegnete der junge Aubusson; „aber die Herbeiführung dieses Schlagflusses, der durch die Nachricht von der gewaltsamen Entehrung seiner geliebten Tochter verursacht wurde, nachdem das frühere Verbrechen dieses Canosa das Nervensystem des bejahrten Mannes erschüttert hatte, erscheint in meinen Augen als Mord."

„Sie mögen nicht Unrecht haben," sagte Carlo, „obgleich eigentlich dies Wort keine Anwendung findet. — Doch jetzt, mein lieber junger Freund, habe ich Ihnen Wichtiges mitzutheilen, Wichtiges für das ganze Land, namentlich aber für Neapel, und ohne Zweifel auch für Sie selbst."

Er theilte hierauf seinem jungen Freunde die herrschenden Besorgnisse vor den Excessen der Lazzaroni mit, ermahnte ihn, sich ungesäumt mit Waffen und Munition zu versehen, bezeichnete ihm einen der Sammelplätze der Carbonari, auf den er sich bei dem ersten Lärmrufe begeben sollte; machte ihn mit dem Paßworte des Ordens bekannt, in den er bei der nächsten Gelegenheit als Lehrling aufgenommen werden sollte, rieth

ihm, die Farben der guten Vettern anzulegen, und ſchied dann mit einem herzlichen Händedrucke, indem er verſprach, wenn bis dahin Alles ruhig bleiben ſollte, ihn am nächſten Tage wieder zu beſuchen, um mit ihm die Zeit ſeiner Aufnahme als Carbonari zu berathen.

XI.

François Aubusson und König Murat.

Anselmo Carpi, oder wie wir dessen wahren Namen aus seinem Munde kennen lernten, François Aubusson, schritt, durch Mantel und Hut so verhüllt, daß es Jedem, der ihm begegnete, unmöglich war, ihn zu erkennen, rasch an der Seite des stumm neben ihm hergehenden General Franceschini durch die weiten Gänge des königlichen Palastes hin nach dem Kabinet, in welchem der König und die Königin seiner in lebhafter Besorgniß warteten.

Als er über die Schwelle getreten war und sich hinter ihm die Thür geschlossen hatte, deren Riegel Franceschini vorschob, um gegen jede unberufene Störung gesichert zu sein, warf der einäugige Bettler Hut und Mantel ab, stürzte Murat zu Füßen, ergriff dessen Hand, zog sie an die Lippen, und rief, indem er

ſie ehrerbietig küßte, mit einem Ausdrucke der Rührung, welche man dem geſunkenen Verbrecher nicht hätte zutrauen ſollen:

„Ach, mein General, mein König, daß ich es erleben mußte, Sie in einer ſolchen Lage zu erblicken! — Und dennoch," fügte er raſch hinzu, auf einen Wink des Königs ſich vom Boden erhebend, — „und dennoch muß ich mich darüber glücklich ſchätzen, denn Gott hat mich Unwürdigen dazu erſehen, zum rettenden Werkzeug für Eure Majeſtät zu werden, und ſo wenigſtens einen Theil der vielen und ſchweren Verbrechen zu ſühnen, mit denen ich mein Leben beſudelte!"

„Ich danke Dir für Deine gute Abſicht, Aubuſſon," ſagte der König, zwar freundlich, aber dennoch mit unverkennbarem Widerſtreben, mit einem ſolchen Menſchen in nähere perſönliche Berührung kommen zu müſſen; „indeß hoffe ich, daß meine Rettung auch ohne Dich gelingen wird!" Bei dieſen Worten konnte er einen geringſchätzenden Blick auf die zerlumpte Geſtalt des Bettlers nicht unterdrücken.

Aubuſſon ſah dieſen Blick wohl, und er fühlte ſich dadurch ſchmerzlich berührt; aber er ließ ſich dies nicht merken, ſondern ſagte haſtig und mit einem Ausdrucke, dem man die lebhafteſte Beſorgniß anhören konnte, beinahe flehend:

„Geben Eure Majestät keiner trügerischen Hoffnung Raum, oder Sie sind verloren. — Ach, möchte meine Zunge beredt genug sein, Sie zu überzeugen, daß nur allein durch mich die Rettung möglich ist, und daß dazu sogar keine Zeit verloren werden darf, wenn sie nicht vielleicht auch mir unmöglich werden soll."

Murat richtete einen fragenden Blick auf den General Franceschini, und dieser, wohl errathend, daß der König wünsche, durch ihn der Nothwendigkeit überhoben zu werden, den Beistand des Bettlers annehmen zu müssen, sagte rasch:

„Alle Anstalten sind getroffen, Sire —"

„Vergebens!" fiel ihm der Einäugige in das Wort. „Alle Schritte, die der Herr General und die anderen Getreuen im Laufe des heutigen Tages thaten, sind beobachtet oder verrathen worden, und schon hat man Anstalt getroffen, sich der Flucht mit Gewalt zu widersetzen. Der Fürst von Canosa, dem geheime Agenten bereits seit mehreren Tagen vorarbeiteten, traf vor zwei Stunden ein; die Lazzaroni werden sich unverzüglich in Masse erheben, und mich wundert sogar, daß sie es nicht auch ohne das erwartete Signal bereits gethan haben, da ihre Plünderungssucht keines besondern Antriebes bedarf; alle Ausgänge des Schlosses werden schon seit Mittag durch einzelne Haufen im Auge

behalten, und wenn Eure Majestät das Schloß anders, als in unscheinbarer Verkleidung verlassen wollten, so würde Ihr theures Leben kaum vor der Wuth der aufgehetzten Menge zu bewahren sein."

„Die Garden," bemerkte Franceschini; doch der Bettler fiel ihm abermals in das Wort, indem er sagte:

„Die Garden wanken, sind sogar zum Theil bereits abtrünnig geworden, und es ist ihnen auf keinen Fall zu trauen; überdies würden sie, selbst bei der felsenfestesten Treue, durch die große Ueberzahl bald erdrückt werden."

Noch während er so sprach, entstand plötzlich auf der Straße lautes Geschrei, hervorgerufen durch das verworrene Getöse zahlreicher Stimmen.

Mit einem Sprunge war der Bettler an dem Fenster, durch welches man die Aussicht auf den großen freien Platz vor dem Schlosse hatte.

Bei dem Scheine mehrerer Fackeln sah er hier einen bunten Knäuel finsterer Gestalten, deren Menge sich mit jeder Minute vergrößerte und die an der charakteristischen Kleidung, man möchte beinahe sagen, an dem charakteristischen Mangel der Bekleidung, als die gefürchteten und in der That zu fürchtenden Lazzaroni zu erkennen waren.

Während der Bettler so einige Augenblicke beobach-

tend an dem Fenſter ſtand, flüſterte die Königin ihrem Gemahle ängſtlich zu:

„Wer iſt dieſer widerliche Menſch, Joachim? — Darfſt Du Dich ihm auch anvertrauen?“

„Ich darf es unbedingt,“ verſicherte Murat. „Er diente als einer der tapferſten Soldaten unter mir in Egypten, und rettete mir mit Todesverachtung und ſeltener Selbſtopferung das Leben, wobei er das Auge einbüßte. Damit er fortdienen könnte, ließ ich ihm ein künſtliches Auge einſetzen, und er erblickte darin eine ſo große Wohlthat, daß er mit wahrem Enthuſiasmus an mir hing. Aber er war ein toller, leidenſchaftlicher Burſche, und obgleich er eine beſſere Erziehung genoſſen hatte, mußte er ſo oft beſtraft werden, daß er ſeiner Tapferkeit ungeachtet nicht avanciren konnte. — Endlich beging er ein entehrendes Verbrechen, wegen deſſen er erſchoſſen werden ſollte. Ich begnadigte ihn zwar, aber er mußte aus dem Soldatenſtande, der keine Ehrloſen in ſeinen Reihen duldet, ausgeſtoßen werden. Unter den heftigſten Ausbrüchen der Dankbarkeit für das ihm geſchenkte Leben, an dem er leidenſchaftlich hing, ſo oft er es auch ſchon im Schlachtgewühl in die Schanze geſchlagen hatte, umklammerte er meine Knie, und ſchwur mir unter Thränen, daß er mir dieſe Wohlthat vergelten würde, wenn es irgend in ſeiner Macht ſtände. —

Und er hat Wort gehalten, denn er war es, der mir die Verschwörung des Marquis Palmieri verrieth, von der er auf eigenthümliche Weise Kenntniß erlangt hatte, und der mir so wahrscheinlich zum zweiten Male das Leben rettete. — Wie Du siehst, hat er nicht übel Lust, das jetzt zum dritten Male zu thun, oder wenigstens den Versuch dazu zu machen."

„Und der Versuch wird mit Gottes Hülfe gelingen," sagte der Bettler, welcher des Königs letzte Worte gehört hatte; „nur dürfen Eure Majestät nicht zögern, müssen auch das von mir gebotene Mittel ergreifen und mir Ihr unbedingtes Vertrauen schenken."

Ohne des Königs Antwort abzuwarten, oder sich durch die Königin beirren zu lassen, die noch immer argwöhnische Blicke auf ihn richtete, griff er unter sein zerlumptes Wams und zog seinen Höcker hervor, der, wie sich jetzt zeigte, aus einem vollständigen Anzuge, wie die geringeren Schiffsleute und Matrosen ihn zu tragen pflegten, gebildet war. Kein Stück desselben war vergessen, weder die plumpen Schuhe, noch selbst das Heiligenbild von Messingblech, welches bei den abergläubischen Seeleuten Neapels als Talisman gegen Uebel mancherlei Art betrachtet wird.

Der Anzug war nicht nur unscheinbar, sondern sogar unsauber, so daß der prachtliebende Murat ihn

nur mit Widerwillen betrachtete und nicht geneigt ſchien, davon Gebrauch zu machen. Der Einäugige aber drang mit Ungeſtüm in ihn, indem er ſagte:

„Nur unter dieſer Verkleidung wird es mir möglich ſein, Sie mitten durch die Haufen der wilden Lazzaroni hindurchzuführen, denen ich unter der Geſtalt, in welcher Eure Majeſtät mich hier erblicken, gut bekannt bin, und die nicht daran denken werden, einen Begleiter von mir, mit dem ich Arm in Arm gehe, — denn dieſe Demüthigung müſſen Sie ſich zu Ihrer Sicherheit gefallen laſſen, — anzuhalten oder gar ihm das geringſte Leid zuzufügen. — An einer abgelegenen und verborgenen Stelle der Küſte wartet ein kleines Boot unſerer unter der Obhut eines zuverläſſigen Matroſen, und ich ſetze mein zweites Auge zum Pfande, daß ich Eure Majeſtät glücklich an Bord bringe, wenn Sie ſich meiner Führung unbedingt anvertrauen und während des Weges ſchnell den Weiſungen folgen wollen, welche Ihnen zu ertheilen mich vielleicht unerwartete Umſtände zwingen. Zwar ſind bewaffnete Boote bereits ausgeſendet, an der Küſte zu kreuzen, um Ihre Flucht auf dem Meere zu hindern, wenn es Ihnen glücken ſollte, bis dahin zu entkommen, allein ich fürchte dieſe Kreuzer nicht, und gebe Euer Majeſtät die heilige Verſicherung, daß ich Sie ungefährdet bis nach der Inſel Iſchia

bringe. — Von dort freilich müſſen Sie ſich ſelbſt weiter helfen, was aber nicht ſchwer ſein wird, wenn Sie ſich mit Geld reichlich verſehen."

Während François Aubuſſon ſo ſprach, hatte er unter dem Beiſtande des General Franceschini, und mit einer gelegentlichen Hülfsleiſtung der Königin ſelbſt, die Verkleidung des ſich kaum noch ſträubenden Murat vollendet. Jetzt zog er aus der Taſche eine Büchſe, nahm einen Theil von dem Inhalte derſelben in die Hand und ehe der König es ſich verſah, waren ihm die Hände mit einer bräunlichen Maſſe ſo gefärbt, daß ſie, zumal bei der Dunkelheit der Nacht, ſelbſt unter dem Scheine der Fackeln für die rauhen, durch Arbeit und Unſauberkeit geſchwärzten Hände eines wirklichen Schiffsmannes gelten konnten. Auf die Aufforderung Aubuſſons entſtellten dann die Hände der Königin das Geſicht ihres Gemahls auf ähnliche Weiſe, und ſo war Alles zu dem Aufbruche bereit.

„Folgen Eure Majeſtät mir jetzt ohne Furcht," ſagte der Einäugige; „doch muß ich Sie bitten, wenn wir unter die Lazzaroni kommen, ſich feſt an meinen Arm zu hängen, oder vielmehr den Ihrigen mir, dem armen Lahmen, zu leihen; denn zeigten Sie kein zutrauliches Benehmen, wie das eines Kameraden, gegen mich, dann möchte Verdacht entſtehen, und der könnte leicht

zu unſer beider Verderben führen. — Laſſen Sie uns alſo jetzt gehen und den Weg durch das Seitenpförtchen einſchlagen, durch welches ich hereingekommen bin."

Schon hob der König den Fuß, um dem niedern Führer zu folgen, den das Verhängniß [illegible] der Errettung aus drohender Gefahr verliehen hatte, als er plötzlich zögerte, und, wie beſchämt darüber, daß dieſer Gedanke ihm erſt ſo ſpät kam, ausrief:

„Und meine Frau? — Meine Kinder? — Soll ich mich durch feige Flucht der Gefahr entziehen und ſie ſchutzlos derſelben Preis geben?"

„Die Königin, die Prinzen, und die Prinzeſſinnen haben nichts zu fürchten," verſicherte Aubuſſon, „ſelbſt nicht von dem wildeſten aller Lazzaroni, dem blutdürſtigen Luciano, denn der Name der Königin, der Wohlthäterin aller Armen, Nothleidenden und Hülfsbedürftigen, iſt allgemein verehrt, wie der einer Heiligen, und man wird ſie ruhig ziehen laſſen, ſobald man ſich überzeugt hat, daß Eure Majeſtät ſich der Volkswuth entzogen haben."

„Iſt das wahr?" fragte Murat zweifelnd.

„So wahr, daß ſogar bereits eine Wache beſtimmt iſt, die Königin und die königlichen Kinder in Obhut und Schutz zu nehmen, während der König gefangen genommen und das Schloß geplündert wird."

„Ich gefangen! Gefangen von ſolchem Geſindel!“ rief Murat, empört durch den bloßen Gedanken an dieſe Schmach. Gleichwohl hielt die Furcht vor dem Schickſal ſeiner Lieben ihn noch immer zurück, ſeinem Retter zu folgen und haſtig fragte er:

„Darf ich Deinem Worte auch glauben?“

„Ich ſchwöre es bei meiner Ehre!“ rief Aubuſſon, aber augenblicklich fügte er mit dem Ausdrucke der Zerknirſchung hinzu: „Doch nein! Der Ehrloſe darf nichts bei ſeiner Ehre betheuern, wenn er Glauben finden will. Deshalb ſchwöre ich es bei meinem einen Auge! — Aber nun auch fort, fort, Euer Majeſtät, ſonſt wird es zu ſpät!“

Und wohlbegründet ſchien dieſe Mahnung zu ſein, denn rieſig war der Pöbelhaufe inzwiſchen vor dem Schloſſe angewachſen; Axtſchläge dröhnten gegen die verſchloſſenen Thore und Pforten deſſelben, Trommelwirbel raſſelte durch die Straßen und aus der Ferne tönten einzelne Schüſſe herüber.

„Fliehe! Fliehe, mein Joachim!“ bat die Königin dringend, und tröſtend ſetzte ſie hinzu: „Ich folge Dir bald, und unter glücklicheren Verhältniſſen ſehen wir uns wieder!“

„Gebe es Gott!“ rief Murat, ſchloß die geliebte Gattin in die Arme, und drückte einen Kuß inniger

Zärtlichkeit auf ihre Stirn. „Küſſe die Kinder," ſagte er dann, „und halte Wort, indem Du bald wieder zu mir kömmſt!"

Dann wendete er ſich zu dem General Franceschini, der, ſchmerzlich ergriffen, ein ſtummer Zeuge dieſes ganzen Auftrittes geweſen war. Er reichte ihm die Hand und ſagte mit bebender Stimme:

„Ihnen, dem treuen, geprüften Diener, übertrage ich die Sorge und Obhut für meine Lieben. — Leben Sie wohl!"

Noch einen flüchtigen Kuß drückte er auf die Lippen ſeiner Gattin; dann winkte er Aubuſſon und eilte ihm voran, dem Seitenpförtchen des Schloſſes zu.

Als die Königin die Thür hinter dem Fliehenden zufallen ſah, ſank ſie nieder auf einen Stuhl, bedeckte das Geſicht mit beiden Händen, und ließ ihren Thränen freien Lauf, denn ihre Kraft war für den Augenblick gebrochen.

Stumm, die Hände gefaltet, blickte der General Franceschini auf die trauernde hohe Frau, die ſich in ihrem Glücke nicht überhoben hatte, und ihr Unglück mit Würde und Ergebung trug.

Es ſchien, als ſchimmere eine Thräne des innigſten Mitgefühls in den Augen des ſchlachtengeprüften Kriegers.

XII.

Flucht nach Ischia.

Schweigend ſchritt König Murat anfangs an der Seite ſeines einäugigen Begleiters einher, doch bei den peinlichen Gefühlen, welche ſein Herz bedrückten, wurde ihm auf die Dauer das Schweigen immer läſtiger, obgleich es auf dem Wege, den ſie verfolgten, an Lärm und Leben wahrlich nicht fehlte. Ueberall begegneten ihnen einzelne bewaffnete Lazzaroni, die ſich zu mehr oder minder zahlreichen Haufen anſammelten und lärmend die Straßen durchzogen. Manche derſelben riefen dem Bettler, der Allen wohl bekannt zu ſein ſchien, im Vorübereilen rohe Scherzreden zu, welche Aubuſſon entweder ſchweigend hinnahm, oder auf gleiche Weiſe erwiederte, wie es ihm am Paſſendſten erſchien.

Auch Trupps der Carbonari begegneten dem königlichen Flüchtlinge; denn seiner Verabredung gemäß war der Orden bereits auf den Beinen, die Excesse der Lazzaroni und des Pöbels so viel als möglich zu verhindern, Ruhe und Ordnung nach Kräften aufrecht zu halten.

„Wie kömmt es," fragte der König, der seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben wünschte, „daß Du Dein künstliches Auge, welches Dich so sehr zu beglücken schien, abgelegt hast?"

„Ich trage es noch immer zu Zeiten," entgegnete Anbuſſon, „und im Vereine mit der ganzen Reihe Oberzähne, die ich bei einer unangenehmen Gelegenheit verlor, zuweilen aber auch durch künstliche ersetze, macht es mich dann zu einem ganz andern Menschen, so daß ich in der Gestalt, in welcher Eure Majestät mich jetzt erblicken, selbst dem schlauesten Polizeispion dreist unter die Augen treten darf, ohne befürchten zu müssen, daß er mich als eben den Menschen erkenne, welchen er unter einem himmelweit verschiedenen Aeußern verfolgt. Dabei habe ich von jeher darauf gehalten, daß dem einäugigen, lahmen, bucklichen Bettler Bartolomeo kein Verbrechen zur Last gelegt werden kann, welches ihm die Polizei oder gar die hochlöbliche Criminaljustiz auf den Leib hetzen könnte, während Velamo, oder Ringolfo,

oder Anſelmo Carpi, — denn alle dieſe, und noch verſchiedene Namen habe ich wechſelsweiſe nach- oder nebeneinander geführt — im fortwährenden Kriege mit allen möglichen Behörden und Gerichten liegt."

„Ich fürchte, Aubuſſon," ſagte der König, nicht ohne einen Anklang aufrichtiger Theilnahme, „Du, der tapfere und einſt ſo ehrenwerthe Soldat, biſt ſo tief geſunken, daß Dir kaum noch eine andere Ausſicht bleibt, als der Galgen oder das Blutgerüſt."

„Es iſt ſo ſchlimm nicht," ſagte der Bettler unbefangen. „Ich bin leichtſinnig, leidenſchaftlich, — ich habe mein Gewiſſen mit zahlreichen Vergehungen belaſtet, aber ein todeswürdiges, gemeines Verbrechen beging ich noch nicht, und ſo Gott will, werde ich es auch nie begehen, es müßte denn in der Aufwallung der Leidenſchaft geſchehen. Deshalb dürfte lebenslängliches Zuchthaus die ärgſte Strafe ſein, die ich zu fürchten habe; und die Abkürzung einer ſolchen ſteht ja immer in jedes Menſchen Belieben. Ueberdies wird ſich der noble, ſchöne, von Luxus umgebene Anſelmo Carpi in den meiſten Fällen in die Maske des ſchmutzigen, einäugigen Bettlers Bartolomeo flüchten können, wenn er nicht grade auf der That ertappt wird. Dies Mittel hat mir ſchon oft aus der Verlegenheit geholfen. — Jetzt aber vorſichtig!" unterbrach er ſeinen Rede-

ſtrom. „Dort ſehe ich ein Paar Burſchen kommen, die mich wahrſcheinlich anreden werden, und ich kann dies nicht vermeiden, wenn ich nicht Verdacht erwecken will.“

Es geſchah, wie Aubuſſon es erwartet hatte. Zwei Bettler, deren ganzes Ausſehen, deren verwogene, von allen Laſtern gezeichnete Geſichter ſie als den niedrigſten Auswurf des niedrigſten Pöbels erkennen ließen, blieben vor dem Einäugigen und deſſen Begleiter, als ſie dieſelben erreicht hatten, ſtehen und der ältere der Beiden, der das Greiſenalter bereits erreicht zu haben ſchien, ſagte lachend, indem er dem Begleiter des Königs einen derben Schlag auf die Schulter verſetzte und zugleich einen forſchenden Blick auf den König ſelbſt richtete:

„Wieder verreiſt geweſen, Bartolomeo? — Nun, das muß man Dir laſſen, Du haſt eine gute Witterung, daß Du zu rechter Zeit zurückkehrſt, wenn es etwas zu fiſchen giebt! — Heute, und in den nächſten Tagen, winkt uns reiche Beute von den verfluchten Muratiſten. — Der Tanz wird gleich losgehen. — Aber, was zum Teufel, bedeutet es denn, daß Du die falſche Richtung einſchlägſt?“ fragte er plötzlich verwundert. „Du willſt nach dem Meere, ſtatt mitten in die Stadt hinein? — Dorthin, Dummkopf!“ fügte er hinzu, faßte Aubuſſon bei beiden Schultern, und drehte ihn mit gewaltiger

Kraft herum. „Komm mit uns, Mann! — Wir wollen zusammenhalten, denn Dein Kamerad dort scheint als Gehülfe nicht zu verachten zu sein."

„Ich habe dazu keine Zeit," sagte Murat, die nöthige Vorsicht vergessend, mit dem Tone des Unwillens.

„Wenigstens jetzt nicht!" fiel der Einäugige, das Versehen gut zu machen, schnell ein. „Wir haben erst ein kleines Geschäft mit einander abzumachen, aber wir denken deshalb doch noch zu rechter Zeit zu kommen. Darum halte uns aber auch jetzt nicht länger auf. — Finden wir Dich, so bleibt es dabei, daß wir miteinander arbeiten, und Du sollst sehen, daß der lange Bursche hier nicht faul sein wird."

Darauf wendete er sich zu dem Könige, versetzte demselben mit der geballten Faust einen Stoß in die Seite und sagte mit dem rauhen Tone des Vorwurfs:

„Na, was stehst Du da, Beppo, als könntest Du nicht fünf zählen? — Vorwärts! Sonst kommen wir zu spät!"

Und ohne weiter auf die beiden Hallunken zu achten, trieb er Murat unter beständigem Murren und Brummen vorwärts.

Der ältere jener Beiden wollte hierauf nach dem Innern der Stadt eilen, sein jüngerer Gefährte aber,

der während des ganzen Auftrittes keinen Blick von Murat verwendet hatte, hielt ihn am Arme zurück und ſagte:

„Höre Du, der Matroſe, der den ſchlauen Bartolomeo begleitete, kam mir verdächtig vor!“

„Narr,“ lachte der Andere. „Erwarteſt Du etwa, Bartolomeo jemals in unverdächtiger Geſellſchaft zu finden?“

„So meine ich es nicht! — Ich denke, der Kerl war ein verkleideter Muratiſt, denn er ging für einen Matroſen lange nicht breitbeinig genug. — Ich glaube gewiß, Bartolomeo iſt ihm zur Flucht behülflich und wenn wir ihn feſtnähmen, wäre dabei ein gutes Stück Geld zu verdienen.“

„Und ein tüchtiges Loch in den Kopf, oder gar ein Dolchſtoß, ſo tief, daß kein zweiter nöthig wäre, als Zugabe in den Kauf; denn ich dächte, Du kennteſt Bartolomeo, und der lange Burſche, der ihn begleitete, ſah auch nicht eben ſo aus, als würde er einen Schlag unvergolten laſſen. — Zugegeben alſo, Du haſt Recht, und der Kerl iſt ein falſcher Matroſe und ein verkleideter Muratiſt, ſo iſt es doch jedenfalls klüger, den einen laufen zu laſſen und dafür die vielen zu ſchröpfen, die uns in Neapel nicht entlaufen können.“

Was der Alte ſagte, war ſehr wohl begründet, dennoch ſchien es, als hätte ſein jüngerer Gefährte eine Ahnung von der Wichtigkeit des Fanges, den ſie hier machen konnten; denn er blieb zögernd ſtehen und blickte, wie unentſchloſſen, ob er ihnen folgen ſollte oder nicht, dem Könige und deſſen Begleiter nach, die ſich, mit raſchen Schritten zwar, doch ohne Uebereilung und ein Zeichen der Furcht, in der Richtung nach dem Meere entfernten, und erſt als er ſie um eine vorſpringende Ecke verſchwinden ſah, folgte auch er dem Alten, der bereits vorangegangen war.

Dem forſchenden Blicke, den Aubuſſon verſtohlen zurückgeworfen hatte, war es nicht entgangen, daß der jüngere jener beiden Bettler, offenbar mit einem Entſchluſſe kämpfend, ihnen nachgeſehen hatte; er war dadurch wegen der Sicherheit des Königs ängſtlich beſorgt, und als er den beiden Böſewichtern durch die Biegung des Weges aus dem Auge gekommen war, beeilte er die Schritte ſo viel als möglich. Zwar zeigte ihm ein nochmaliger Blick rückwärts, daß ſeine Furcht, verfolgt zu werden, ſich nicht verwirklichte, aber dennoch verminderte er ſeine Eile nicht, und bald war, ohne irgend einen Unfall, das Ufer des Meeres erreicht.

„Ich ſehe kein Boot!“ ſagte der König, indem er ſeine Blicke mit dem Ausdrucke der Beſorgniß über die

öde Waſſerfläche ſtreifen ließ, die ſich unter dem Einfluſſe eines ſcharfen Windes tief zu furchen begann.

„Es wäre auch ſchlimm, wenn Eure Majeſtät das könnten," entgegnete ſein Begleiter mit wohlgefälligem Tone; „denn das Gelingen unſerer Flucht hängt zum größten Theile davon ab, daß wir ſie unbemerkt vollbringen, oder wenigſtens antreten."

Nach dieſen Worten that er auf dem Daumen einen kurzen, zwei Mal raſch hintereinander wiederholten gellenden Pfiff, und wie aus dem Meere hervorwachſend erhob ſich in geringer Entfernung von ihnen die Geſtalt eines Matroſen, deſſen Kleidung der, welche König Murat trug, vollkommen ähnlich war.

Raſch ſchritt François Aubuſſon auf den Matroſen zu, und als der König ihm folgte, bemerkte er jetzt erſt ein kleines Boot, oder, richtiger geſagt, einen erbärmlichen Kahn, der in einem unbedeutenden Einſchnitte ſo dicht an dem etwas erhöhten Ufer lag, daß es, ſowohl von dem Lande, wie von dem Meere aus, unmöglich war, ihn eher zu bemerken, als bis man dicht daneben ſtand.

„Brav, Cola," ſagte der Einäugige zu dem Matroſen; „ich ſehe doch, daß man ſich noch immer auf Deine Pünktlichkeit verlaſſen kann."

Unter dieſen Worten war er ſelbſt in das gebrech-

liche Fahrzeug gestiegen, das kaum groß genug zu sein schien, um drei Menschen tragen zu können; dann sich gegen König Murat umwendend, half er auch diesem hinein, und mit gebieterischem Tone rief er darauf:

„Stoße ab, Cola! — Du weißt, wir haben keine Zeit zu verlieren, denn hoffentlich sind noch nicht alle Spürhunde draußen. — Hast Du etwas bemerkt?"

„Ich habe bemerkt," entgegnete Cola mit mürrischem Tone, „daß Wind und Wolken den nahen Ausbruch eines Sturmes verkünden, und daß es daher ein Unsinn wäre, sich bei solchem drohenden Wetter in einer Nußschaale, wie diese hier, hinaus auf das offene Meer zu wagen. — Die Spürhunde sind so dumm nicht, sondern werden hübsch in Sicherheit bleiben, bis die Gefahr vorüber ist. — Ich bin daher der Meinung, daß wir es eben so machen!"

Indem Cola so sprach, machte er keine Miene, den empfangenen Befehl, das Boot vom Ufer abzustoßen, zu befolgen; vielmehr kreuzte er mit dem Ausdrucke des Trotzes die Arme über der Brust und sah den Einäugigen herausfordernd an. Doch François Aubusson war nicht der Mann dazu, sich Trotz bieten zu lassen, am allerwenigsten aber, wo die Umstände so dringend waren, und wo seine Eitelkeit es erforderte, in den Augen König Murat's seine Autorität aufrecht zu

halten. Er trat daher dicht vor Cola hin, und indem er aus seinem einen Auge drohende Blitze auf ihn schleuderte, vor deren unheimlichem Feuer der Matrose unwillkührlich die Blicke senkte, sagte er mit zornbebender Stimme und mit dem Tone kalten Hohnes:

„Auf Deine Meinung, Freund Cola, kömmt nichts an; ich frage deshalb auch danach nicht, sondern nur nach Deinem Gehorsam; wirst Du mir den verweigern, auch wenn ich Dich bitte: Stoße ab?!"

Mit diesen Worten hatte er ein Terzerol hervorgezogen, und zur Unterstützung seiner Bitte die Mündung desselben dem widerspänstigen Matrosen vor das Gesicht gehalten.

„Du willst also wirklich die Fahrt bei solchem Wetter wagen?" fragte Cola mit einer abwehrenden Bewegung gegen die drohende Waffe, die ihm mehr Respect einflößte, als es wahrscheinlich der gewohnte Anblick entblößter Dolche vermocht hätte.

„Narr!" sagte Aubusson verächtlich. „Hast Du schon jemals bemerkt, daß ich mich durch Gefahren von einem gefaßten Entschlusse zurückschrecken lasse? — Und ist nicht überdies die Gefahr vor den Spürhunden, welche die Furcht, wie Du selbst sagst, jetzt noch an der Küste zurückhält, größer, als die vor dem Unwetter? Stoße ab, sage ich Dir daher zum letzten Male im Guten."

Während Cola diesen Befehl mürrisch und brummend befolgte, sagte Aubusson, als wollte er den Matrosen trösten:

„Hast Du nicht überdies zum Schutze gegen den Sturm den heiligen Januarius? — Wer aber könnte Dich schützen, wenn Du feig das gute Wetter abwarten wolltest, und dann den Verfolgern in die Hände fielest, die wir mehr zu fürchten haben, wie Blitz und Donner und hohen Wellenschlag?"

Die Richtigkeit dieser Bemerkung schien dem Matrosen einzuleuchten, denn nachdem er das Boot abgestoßen hatte, und dessen Steuer ergriff, während Aubusson die Ruderbank einnahm, wendeté er sich gegen das, in einem kleinen Kästchen gegen die Witterung geschützte Bildniß des heiligen Januarius, das auf keinem neapolitanischen Fahrzeuge fehlen darf, wie groß oder wie klein es sei, bekreuzte sich davor mehrmals mit scheinbar tiefer Ehrfurcht, und legte mit bebenden Lippen das Gelübde ab, dem Altare des Heiligen, wenn er seine glückliche Landung auf Ischia bewirkte, eine Wachskerze zu weihen, so groß und so dick, wie sein Bein, — „wie mein Arm," fügte er, sich verbessernd, hinzu, als glaubte er, für eine so kurze Fahrt, wie die beabsichtigte, würde auch das geringere Versprechen schon zu der Gewinnung des Heiligen hinreichen.

Sein Vertrauen auf den Beiſtand des heiligen Januarius ſchien unbegränzt zu ſein, denn kaum hatte er das Gelübde abgelegt, als er ſich kräftig erhob; jede Spur der Beſorgniß war aus ſeinen früher von der Furcht entſtellten Zügen verſchwunden, und während des Unwetters, das bald darauf mit ungezügelter Wuth ausbrach, zeigte er eine Entſchloſſenheit und Geiſtesgegenwart, welche man ihm nach ſeinem anfänglichen Benehmen nicht hätte zutrauen ſollen.

Die ganze Nacht hindurch wurde das kleine Boot, das den Namen einer Nußſchaale nicht mit Unrecht verdiente, von dem ungeſtümen Meere umhergeſchleudert, beinahe jeden Augenblick mit dem unvermeidlich ſcheinenden Untergange bedroht; dabei war es aber von Cola's kräftiger Hand ſo ſicher geführt worden, daß es, wahrſcheinlich durch den Schutz des heiligen Januarius geleitet, ſeinen Cours nur wenig verändert hatte, und als mit dem anbrechenden Morgen wieder heiteres Wetter eintrat, die zackigen Ufer Ischias ſich in geringer Entfernung vor den Flüchtlingen zeigten, die jetzt gewiß waren, das erſehnte Ziel in Sicherheit zu erreichen.

Vorſicht war aber noch immer erforderlich, denn leicht konnten ſich die Verfolgungen gegen König Murat auch bis auf dies blühende Eiland erſtrecken. Das Boot umſegelte daher einen Theil der Inſel und legte

endlich in einer kleinen, verſteckten Bucht bei, welche dem Matroſen Cola durch frühere Fahrten, die er wahrſcheinlich in nicht ganz lauterer Abſicht unternommen hatte, vertraut zu ſein ſchien.

Ohne viele Umſtände war Aubuſſon dem Könige behülflich, das etwas ſteile Ufer zu erſteigen; dann wendete er ſich zu Cola, und ſagte halb lachend und mit dem Tone des Spottes:

„Willſt Du mir das Geld geben, um die Kerze zu kaufen, die Du dem heiligen Januarius in Deiner Todesangſt gelobt haſt? — Ich will Dir die Kerze gleich mitbringen, damit Du den Heiligen bei guter Laune erhältſt!"

„Ich hätte Todesangſt ausgeſtanden?" entgegnete Cola, indem er ſich ſtolz in die Bruſt warf. „Was fällt Dir ein, Bartolomeo. — Und ein Gelübde hätte ich gethan? — Fällt mir nicht ein. — Iſt der heilige Januarius aber ſo dumm geweſen, daran zu glauben, ſo kann er lange warten, bis ich es erfülle! — Warum hat er nicht von mir die Beſtimmung einer Zeit verlangt?"

Dämit wendete er ſich gegen das Bild des Heiligen, machte eine bekannte, allgemein verſtändliche Handbewegung der Verſpottung und murmelte mit dem Tone der Geringſchätzung zwiſchen den Zähnen:

„Dummkopf! — Leichtgläubiger Einfaltspinsel!"

So undeutlich dieſe Worte aber auch geſprochen wurden, hatte Murat ſie dennoch verſtanden, und mit dem Ausdrucke des höchſten Staunens ſah er fragend auf Aubuſſon. Dieſer verſtand ihn und ſagte, die ſtumme Frage beantwortend:

„Ja, ſo iſt nun einmal das Volk Neapels, — bigott, abergläubiſch und zugleich doch auch gotteslästerlich bis zum Uebermaaß; eine natürliche Folge der Jahrhunderte langen Bemühungen der Regierung, es in Dummheit zu erhalten."

König Murat ſtieß einen tiefen Seufzer aus, als er dieſe Worte des gemeinen Bettlers, des tief geſunkenen Verbrechers, vernahm; der Ton des Schmerzes, der in dieſem Seufzer lag, ſchien zu verrathen, daß er ſehr wohl den Vorwurf erkannte, den die Worte des Bettlers, dem er ſo hoch verpflichtet war, auch für ihn enthielten; denn was hatte er während ſeiner freilich nur ſiebenjährigen Regierung gethan, um dieſe ſyſtematiſche Verdummung der niedern Volksſchichten gründlich zu bekämpfen?

Er mußte ſich daher innerlich ſeine eigene Schuld an dieſer Erſcheinung eingeſtehen, und es war deshalb die unwillkührliche Regung des Selbſtbewußtſeins, welche ihm die Frage auf die Lippen trieb:

„Steht es denn wirklich so schlimm um die Bildung des niedern Volkes in meinem Reiche? — in Neapel?“ fügte er, sich verbessernd, hinzu, denn er fühlte wohl, daß er in diesem Augenblicke nicht mehr berechtigt war, von seinem Reiche zu sprechen.

Bei dieser Frage, welche in dem Munde eines Königs ein ungeheures Gewicht hat, selbst wenn sich dieser König, wie jetzt eben Joachim Murat, auf der Flucht befindet, beinahe ohne alle Hoffnung, den Thron jemals wieder zu besteigen, legte François Aubusson jede Zurückhaltung ab, indem ihm, wie man zu sagen pflegt, das Herz mit der Zunge durchging, und er sagte rasch:

„Allerdings steht es darum so schlimm, daß ich es kaum beschreiben kann; Aberglaube und Dummheit gehen Hand in Hand, aber das ist die natürliche Folge davon, wenn Die, welche hoch oben stehen, dicht an den Stufen des Thrones, nicht wissen, wie es unten um das Volk, dessen Wünsche und Bedürfnisse, beschaffen ist.“

„Ist es nicht auch die Schuld Derer auf dem Throne?“ fragte Murat mit trübem Lächeln.

„Nun ja, auch Derer,“ sagte der Einäugige unverhohlen, „und ich leugne es nicht, daß ich nicht begreifen kann, wie Eure Majestät, selbst aus dem Volke

entſproſſen, alſo eigentlich von früher her mit dem Weſen deſſelben vertrauter, wie geborene Könige, ſo wenig von Ihrem eigenen Volke wiſſen, wie Ihre Verwunderung über Cola's Aberglauben mir bewies."

„Du haſt Recht, alter Kriegskamerad," ſagte Murat, von der Wahrheit ergriffen, die in den Worten des Bettlers lag, „und ich gebe Dir das Verſprechen, daß ich mich mehr ſelbſt um das Volk und deſſen Bedürfniſſe bekümmern werde, wenn es mir gelingt, meinen Thron wieder zu erobern."

„Das gebe Gott!" ſagte der Bettler; ſeufzend fügte er dann hinzu: „Ich fürchte aber, es wird nicht ſo ſein, denn ſelten nur lächelt das Glück Denen wieder, welchen es nach langer Ausdauer erſt einmal den Rücken gekehrt hat. — Doch jetzt, Euer Majeſtät, folgen Sie mir in jenes Haus dort; es gehört zwar nur einem armen Fiſcher, und Sie werden dort jede gewohnte Bequemlichkeit entbehren müſſen, allein der Mann iſt grundehrlich und Sie haben von ihm keinen Verrath zu befürchten."

König Murat und ſein Retter traten ein in die ärmliche Hütte, in der aber überall ein Geiſt der Ordnung und Sauberkeit waltete, der den hohen Flüchtling in eine beinahe behagliche Stimmung verſetzte. Dieſe ſprach ſich in den wenigen Zeilen aus, durch

welche er der Königin seine glückliche Ankunft auf Ischia anzeigte und mit denen François Aubusson sogleich nach Neapel zurückkehrte, um der hohen Frau, die um den geliebten Gatten in der größten Besorgniß schweben mußte, Beruhigung zu bringen.

XIII.

Der Anfang vom Ende.

Die Lage der Königin Karoline war nach der Entfernung Murats von Schwierigkeiten und Gefahren so umstürmt, daß es ihrer ganzen Seelenstärke bedurfte, um mit der nöthigen Ruhe und Besonnenheit zu handeln, wie die Umstände es geboten oder gestatteten. Die Aufregung wuchs ungeheuer, als die Nachricht sich verbreitete, daß der König entflohen sei; die Lazzaroni bewaffneten sich mit den Gewehren, welche ein großer Theil der Soldaten weggeworfen hatte, und die Excesse, die man befürchtet hatte, begannen.

Noch war das Leben, die Sicherheit der Königin und ihrer Kinder nicht gefährdet, und sie wartete nur auf Nachricht von ihrem Gatten, um auch ihrerseits

Neapel zu verlaſſen. Da überbrachte François Aubuſſon, den die rohen Haufen in ſeiner Bettlerlarve überall ungehindert paſſiren ließen und der ſo in das Schloß zu gelangen wußte, ihr die Abſchiedszeilen Murat's und beinahe unmittelbar darauf erſchien ein Adjutant des Admiral Exmouth, um ihr im Namen dieſes Befehlshabers der Flotille Englands das Schiff „The Tremendous“ zur Verfügung zu ſtellen.

Hoch erfreut über dieſes Anerbieten nahm die Königin Karoline daſſelbe auf der Stelle an, denn ſchon drohten die wilden Banden das königliche Schloß zu erſtürmen, und wenn es dabei auch mehr auf Plünderung abgeſehen war, ſo konnte doch zugleich ihr und ihrer Kinder Leben gefährdet werden. Sie begab ſich daher unter dem Schutze einer zahlreichen Abtheilung der Bürgergarde, deren Kern die Carbonari bildeten, und umgeben von einer Abtheilung engliſcher Matroſen, die zu dieſem Zwecke gelandet waren, an Bord des Tremendous, der ſie zuerſt nach Gaëta und von dort nach Trieſt bringen ſollte. Aber ſie beging die Unbeſonnenheit, an das Volk eine Abſchieds-Erklärung zu erlaſſen, aus welcher hervorging, daß die Flucht keineswegs mit einer Verzichtleiſtung auf den Thron gleichbedeutend ſein ſollte, vielmehr eine baldige Rückkehr in Ausſicht geſtellt wurde.

Dieſe Erklärung ſteigerte die Volkswuth auf den höchſten Gipfel. Froh, einen Vorwand zu der Ausübung von Gräueln aller Art gefunden zu haben, trafen die Lazzaroni, denen ſich das verworfenſte Geſindel der Hauptſtadt anſchloß, jetzt die ernſteſten Anſtalten, das königliche Schloß zu ſtürmen, welches zwar, wie wir ſahen, von der Königin und deren Kindern, ſo wie von den Perſonen ihrer nächſten Umgebung bereits verlaſſen war, in welchem ſich aber der General Carascoſa befand, zu welchem ſich bald auch der Herzog von Gallo geſellte. Beide Männer waren jetzt das nächſte Ziel für die Wuth des Volkes, obgleich dieſes ſchwerlich einen haltbaren Grund für ſeinen Zorn anzugeben vermocht hätte.

Die beiden Männer waren um ihr Leben beſorgt und hatten dazu alle Urſache, denn wenn auch die Bürgergarde, die zum Schutze des Königsſchloſſes herbeigeeilt war, eine muthige und entſchloſſene Haltung zeigte, ſo betrug doch ihre Zahl im Ganzen kaum mehr als 8000 und dieſe waren noch überdies auf mehreren Punkten der Stadt vertheilt, während die bewaffneten Pöbelbanden nach und nach bis auf 50,000 anſchwollen.

Bleich vor Furcht ging der Herzog von Gallo in dem Gemache umher, welches nach einem der inneren Höfe lag, und welches er der größeren Sicherheit wegen

zu ſeinem Aufenthalte gewählt hatte, da in die nach dem Platze hinausliegenden Gemächer bereits einzelne Kugeln durch die Scheiben ſchlugen. Er, der ſich in Capua dem gedemüthigten Murat gegenüber ſo ſtolz, ſo zuverſichtlich gezeigt hatte, erſchien hier klein und erbärmlich in ſeiner Furcht, und wohl mochte ſein Gewiſſen ihm ſagen, daß er das Loos, welches ihn jetzt bedrohte, verdient hatte, indem er feig den König verließ, deſſen Vertrauen er mit Undank belohnte.

„Um der heiligen Jungfrau willen, General," ſagte er mit bebender Stimme zu Carascoſa, der die muthige Haltung des geprüften Kriegers zeigte, obgleich auch er ſich die Gefahr, in der Beide ſchwebten, nicht verleugnete, „glauben Sie denn, daß unſere Eilboten die Oeſterreicher zeitig genug erreicht haben, um ſie zu unſerer Errettung herbeizuholen?"

„Ich glaube es," entgegnete Carascoſa, „wenn ſie durchgekommen ſind, das iſt aber freilich bei dieſen tollen Pöbelhaufen kaum möglich!"

„Solch verächtliches Geſindel!" ſtammelte Gallo, als wollte er aus dieſem Gedanken Troſt ſchöpfen.

„Ja, verächtlich im Einzelnen, aber ſehr reſpectabel, wenn ſie in ſolcher Maſſe und bewaffnet auftreten," ſagte mit dem Tone der Ironie General Carascoſa.

„Sie wiſſen ja die Waffen kaum zu gebrauchen!“ tröſtete ſich der Herzog.

„Deshalb treffen ihre Kugeln doch ſehr oft,“ ſpottete der General, „wenn auch freilich nicht immer Den, auf welchen ſie abgefeuert wurden. — Vielleicht tröſtet Sie das, Herzog, denn ich glaube, wenn Sie ſich zeigten, würde wohl mancher Schuß auf Sie gezielt werden.“

„Auf Sie wohl nicht?“ entgegnete gereizt der Herzog von Gallo.

„O doch!“ ſagte der General, „aber ich bin dagegen gleichgültig, was bei Ihnen eben nicht der Fall zu ſein ſcheint.“

Vielleicht würden die bitteren Worte, welche die beiden Männer mit einander austauſchten, zu einem heftigen Streite geführt haben, wäre nicht in dieſem Augenblicke die Thür heftig aufgeriſſen, und einer der Offiziere hereingeſtürzt, welche der General Carascoſa mit einem flehenden Hülferufe an den General Bianchi, den Oberbefehlshaber der öſterreichiſchen Truppen, abgeſchickt hatte.

„Nun!?“ riefen Gallo und Carascoſa ihm in ängſtlicher Spannung entgegen.

Der Offizier, welcher durch den gewaltſamen Ritt und die Aufregung ſo erſchöpft war, daß er erſt nach

Athem ringen mußte, bevor er zu sprechen vermochte, sank auf einen Stuhl nieder, und es vergingen mehrere Augenblicke, bevor er die Neugier der beiden Herren zu befriedigen im Stande war. Endlich sagte er, indem er sich ehrerbietig erhob, in dem Tone des rapportirenden Untergebenen, dem General salutirend:

„General Bianchi zeigte sich auf der Stelle bereit, dem Wunsche zu entsprechen, dessen Ueberbringer ich war. Der General Neipperg, der eben bei ihm zugegen war, erhielt in meinem Beisein den Befehl, augenblicklich an der Spitze der Regimenter Lichtenstein Husaren und Toskana Dragoner aufzubrechen, und obgleich ich, nachdem man mir ein frisches Pferd gegeben hatte, sogleich zurücksprengte, zweifle ich nicht, daß mir die Oesterreicher auf dem Fuße folgen, denn nicht ohne großen Zeitverlust, und nur nach Bestehung mehrfacher Todesgefahren, ist es mir gelungen, durch die Haufen der Lazzaroni, welche plündernd und mordend alle Straßen durchziehen, in das Schloß zu gelangen."

In der That ertönten, während der Offizier diese Worte sprach, bereits in der Ferne die österreichischen Trompeten, und hoch auf athmeten Alle, welche bisher in dem königlichen Schlosse die Angriffe des Pöbels abgewehrt hatten, Keiner aber freier, als der Herzog von Gallo, denn jetzt durften sie sich als gerettet betrachten.

Wirklich ſtoben auch bald vor den Säbeln der Huſaren und Dragoner die wilden Rotten nach allen Richtungen auseinander und kaum war nach der erſten Nachricht eine Viertelſtunde verfloſſen, als in geſchloſſenen Reihen eine Schwadron der bärtigen, ſonnengebräunten Ungarn vor dem Hauptportale des Schloſſes aufmarſchirte.

Schon der bloße Anblick dieſer Krieger genügte, die Lazzaroni von jedem Gedanken eines weitern Angriffes zurückzuſchrecken, und fluchend über die Einmiſchung der Fremden zogen ſie nach den entfernteren Theilen der Stadt, um in aller Eile noch hier und dort eine Miſſethat auszuüben, eine Plünderung zu vollbringen. Doch überall traten ihnen hier die Carbonari hindernd in den Weg, und würdig erfüllten die guten Vettern die ſelbſtgeſtellte Aufgabe, Ruhe und Ordnung überall aufrecht zu halten oder herzuſtellen.

Während dieſe Auftritte in Neapel Statt fanden, hatte die fliehende Königin Gaëta erreicht; aber ſie verweilte [illegible] nur ſo lange, als erforderlich war, die vorausgeſ[illegible]ten Schätze an Bord des Tremendous bringen zu laſſen, und wendete darauf für immer dem Lande den Rücken, deſſen geliebte und vielbewunderte Königin ſie ſieben Jahre lang geweſen war, das ihr aber jetzt manche unverdiente Verwünſchung nachſendete.

Kurze Zeit, nachdem sie die Höhe des Meeres erreicht hatte, trat mit ehrerbietiger Verbeugung der Befehlshaber ihres Schiffes zu ihr ein, und sagte, sorgfältig den Titel Majestät umgehend:

„Hohe Frau, ich komme mit der Bitte, nicht zu erschrecken, wenn Sie binnen wenigen Minuten die Kanonen des Schiffes donnern hören. Es gilt keinen Kampf, der Ihre Sicherheit gefährden könnte, sondern nur die Begrüßung des soeben signalisirten Schiffes, auf welchem unser hoher Verbündeter, Seine Majestät König Ferdinand IV. nach Neapel zurückkehrt."

Die Königin erblaßte bei dieser unerwarteten Mittheilung einen Augenblick und biß sich auf die Lippen; denn zu schmerzlich berührte sie der Gedanke, daß sie selbst, unter dem Schutze eines Feindes, dem Reiche, in welchem sie sieben Jahre lang als Königin gethront hatte, entfloh, während der vertriebene König, den die Waffen ihres Bruders und ihres Gemahles so lange gedemüthigt hatten, triumphirend dahin zurückkehrte.

Aber schnell hatte sie ihre Fassung wiedererrungen, und indem sie sich stolz emporrichtete, sagte sie mit würdevoller Ruhe:

„Mein Herr, die Schwester des Kaiser Napoleon, die Gemahlin des König Murat, hat es nicht gelernt, vor dem Donner der Kanonen zu erschrecken. — Ihre

Warnung war daher nicht nöthig, aber dennoch danke ich Ihnen für Ihre freundliche Absicht, denn Sie kannten ja Karoline Murat nicht."

Beschämt über diese historisch berühmt gewordene Antwort der fliehenden Königin Neapels entfernte sich der englische Schiffscapitain, und wenige Minuten darauf salutirte der Donner englischer Kanonen die Rückkehr des Königs beider Sicilien zu dem Throne, von welchem er zehn Jahre lang vertrieben gewesen war, ohne während dieser Frist, — nach der Art seines Stammes — etwas gelernt oder etwas vergessen zu haben.

Ohne Unfall setzte darauf die unglückliche Königin, die durch die Stürme des Krieges auf den Thron erhoben und durch eben diese Stürme auch wieder von demselben herabgeschleudert worden war, ihre Fahrt fort, um bald darauf unter dem schlichten Namen einer Gräfin von Lipona wieder in das bescheidene Privatleben einzutreten, dem sie durch ihre Geburt und die Verhältnisse ihrer früheren Jugend bestimmt war.

König Murat aber ging während dessen, fortgerissen von dem Verhängnisse, das ihn erfaßt hatte, als er, eben so unbesonnen als undankbar, sein Schicksal von dem seines Schwagers Napoleon trennte, seinem Untergange unaufhaltsam entgegen, und nachdem er flüchtig

und verfolgt, von Gefahren mancherlei Art umgeben, ſich einige Zeit in der Gegend von Marſeille verborgen gehalten hatte, ſchiffte er ſich auf einer ſchwachen Barke ein, noch einmal ſein Glück zu verſuchen, als bei Belle-Alliance oder Waterloo Napoleons Glücksſtern für immer in Nacht verſunken war, und mit ihm auch Murat's letzte Hoffnung nach dieſer Richtung hin erloſch.

Ihm blieb nichts mehr übrig — ſo meinte er — als ein verzweifelter Verſuch zur Wiedererlangung der verlorenen Krone Neapels, und dieſen Verſuch zu wagen wurde er durch die ihm von allen Seiten zukommenden Nachrichten ermuthigt, daß die Maßregeln, welche König Ferdinand IV. unmittelbar nach ſeiner Rückkehr begonnen hatte, und die er verblendet fortſetzte, eine täglich ſich ſteigernde Unzufriedenheit hervorriefen, welche mehr und mehr die Vorzüge der Regierung Murat's erkennen ließen, und demſelben Anhänger ſelbſt unter Denen gewönnen, welche früher ſeine Gegner geweſen waren, beſonders unter der jüngern Generation, welcher ſich die vertriebenen Bourbons aus der Ferne ganz anders gezeigt hatten, wie ſie jetzt in der Nähe erſchienen, wo viele ihrer Handlungen ſchwer auf Denen laſteten, welche ihre Rückkehr mit Jubel begrüßten.

Durch dieſe Nachrichten wurde König Murat zu

dem Wahne verlockt, ſobald er ſich nur auf dem Gebiete Neapels zeigte, würde die ganze Jugend ſeinen Fahnen zuſtrömen, und auch die früheren Truppen, welche mehrfach gegen die Armee zurückgeſetzt wurden, die mit den Bourbons auf Sicilien geweſen waren, ſich willig wieder unter ſeine Befehle ſtellen.

Mit dieſen Ausſichten trat er, wenn auch unter den ungünſtigſten Auſpicien, die abenteuerliche Fahrt an, deren erſte Schritte Mißverſtändniſſe und Verrath bezeichneten.

XIV.

Ein treuer Diener.

In Vescovato, einem kleinen Städtchen in der Nähe Bastias, auf der Insel Corsica, saß am 25. August des Jahres 1815 der General Franceschini, ein geborener Korse, doch seit Jahren in dem Dienste des Königs Joachim von Neapel, in dem trauten Kreise seiner Familie.

Das Haus, in welchem er sich befand, gehörte dem Vater seiner Frau, dem Herrn Colonna Ceccaldi, Maire der Gemeinde Vescovato, und dieser ehrwürdige Greis hatte den obersten Platz inne, den Vorsitz führend in dem patriarchalischen Kreise.

Zwei blühende Enkel, dem Kindesalter noch angehörend, und ein reizendes Mädchen, auf der Gränze

zur Jungfrau ſtehend, hatten die Stühle zunächſt dem Großvater eingenommen, und den Kreis ſchloſſen der General Franceschini und deſſen Gattin, eine liebenswürdige Frau, bei welcher die Spuren des Alters ſich noch nicht auf ſolche Weiſe geltend machten, wie bei den meiſten Frauen Italiens, die — zumal wenn ſie mehrmals Mutter wurden, — ſchon früh zur Matrone werden.

Noch war bei der Generalin Franceschini der Reiz der Jugend nicht ganz verſchwunden, und wer in ihr die Italienerin kannte, würde ſie nicht für die Mutter der drei heranwachſenden Kinder gehalten haben.

Eine trübe Stimmung ſchien auf dem kleinen, traulichen Zirkel zu laſten, und ſo war es denn auch in der That, denn an eben dieſem Tage hatte der General die Kunde erhalten, daß die Schlacht bei Belle-Alliance alle Hoffnungen des kühnen Eroberers rettungslos zertrümmert hatte, und die Folgen dieſes Ereigniſſes mußten verderblich zurückwirken auf den König Murat, an welchem Franceschini mit unerſchütterlicher Liebe und Treue hing, denn er ehrte in ihm nicht nur den Wohlthäter, der ſeine Verdienſte mehr als reichlich belohnt hatte, ſondern er bewunderte in ſeinem Könige auch den Helden, der in hundert Schlachten ſeinen Kriegern durch unerſchrockene Tapferkeit voranleuchtete,

und fühlte ſich zur Dankbarkeit verpflichtet durch das Vertrauen, welches König Joachim ihm mehrfach bei wichtigen Angelegenheiten bewieſen hatte, ihn mehr als Freund behandelnd, denn als Untergebenen, als Diener.

Es hatte ein längeres, trübes Schweigen in dem kleinen Kreiſe geherrſcht, als Herr Ceccaldi daſſelbe unterbrach, indem er, zu Franceschini ſich wendend, ſagte:

„Lieber Sohn, dieſe Trauerbotſchaft ſcheint Sie mehr niederzuſchlagen, als ich vermuthet hätte, denn ich ſollte meinen, Sie müßten froh ſein, die ewigen Kriegsſtürme, welche die Welt ſeit einer Reihe von Jahren ununterbrochen durchtoben, durch dieſes Ereigniß beendigt zu ſehen. — Oder ſind Sie denn ſo eingefleiſchter Soldat, daß die Freuden des Familienlebens in Ihren Augen keinen Werth haben?“

„Dieſe Frage thaten Sie nicht im Ernſte,“ ſagte Franceschini mit einem Anfluge der Kränkung im Tone ſeiner Stimme. „Sie wiſſen, wie ſehr ich mich ſeit Jahren danach geſehnt habe, in den Schooß meiner Familie zurückzukehren, und ich gebe Ihnen die Verſicherung, daß es mein höchſtes Glück ausmachen würde, hier zu leben, friedlich, ruhig, umgeben von allen meinen Lieben, und als einfacher Landmann das Feld zu be-

bauen, auf dem ſchon meine Voreltern ein beſcheidenes Daſein fanden."

Der General ſtockte und Herr Ceccaldi entgegnete in halb ernſtem, halb ſcherzenden Tone:

„Sie würden das Alles, wenn nicht —"

Hier hielt er lächelnd und fragend inne, um ſeinem Schwiegerſohn Zeit und Veranlaſſung zu geben, den Satz, ihn beantwortend, zu beendigen.

Franceschini ging auf den Sinn ſeines Schwiegervaters ein und ſagte:

„Wenn nicht durch das, was mein ſtilles Familienglück befördern könnte, das Glück des Mannes, den ich ſo hoch verehre, dem ich mich durch Dankbarkeit und Liebe gleich ſehr verpflichtet fühle, in ſo hohem Grade gefährdet wäre, daß ich um ſein Geſchick bangen muß, denn ich kenne den abenteuerlichen Sinn König Murat's, den ich von dieſer Schwäche nicht freiſprechen kann."

„Wie von mancher andern," fiel lächelnd ſeine Frau ein.

„Wie von mancher andern," wiederholte Franceschini, „den ich aber wegen ſo mancher edlen Eigenſchaften meiner Liebe, meiner Bewunderung für würdig halte, und für den ich daher, — ich zögere nicht, das in dieſem Kreiſe auszuſprechen, — mein

Blut, mein Leben einzusetzen jeden Augenblick bereit sein würde."

„Der Himmel möge Dich und uns Alle vor einer solchen Gefahr bewahren, mein geliebter Paolo," sagte die Generalin, und faltete fromm die Hände.

„Amen!" stimmte der greise Ceccaldi ein, und selbst die Kinder, die dem ganzen Gespräche stumm, doch in kindlicher Ehrfurcht, aufmerksam zugehört hatten, schienen von der feierlichen Stimmung ergriffen zu sein, welche sich bei ihren Eltern verrieth.

Diese Stimmung wurde durch den Eintritt eines Dieners unterbrochen, welcher, sich zu Franceschini wendend, mit allen Zeichen der Ehrfurcht vor dem tapfern und hochgestellten Krieger, sagte:

„Herr General, ein Fremder wünscht Sie zu sprechen."

„Hat er sich nicht genannt?" fragte der General.

„Nein," entgegnete der Diener; „er sagte nur, er hätte Ihnen Wichtiges mitzutheilen und wünschte, Sie, wenn es sein könnte, gleich und allein zu sprechen."

„Gewiß ein unglücklicher Waffengefährte, der meinen Beistand fordert," sagte der General halblaut vor sich hin. Dann wendete er einen bittenden Blick auf seinen Schwiegervater und seine Frau. Aber es hätte dessen nicht bedurft, denn Beide erkannten sogleich den Wunsch

des Sohnes, des Gatten, mit dem Unbekannten allein gelassen zu werden; sie erhoben sich daher von ihren Sitzen, winkten den Kindern, ihnen zu folgen, und verließen das Zimmer. Ehe indeß die Gattin die Schwelle überschritt, kehrte sie noch einmal zurück, schlang ihren Arm um den Hals des geliebten Mannes und flüsterte ihm zu:

„Laß Dich durch Dein gutes Herz nicht zu weit fortreißen, mein Paolo."

„Sei unbesorgt, meine Giovanna," entgegnete der General; dann gebot er dem Diener: „Führe den Fremden jetzt herein."

Eine Minute später öffnete der Diener abermals die Thür, und über die Schwelle schritt ein hochgewachsener Mann von unscheinbarem, beinahe verdächtigen Aeußern.

Mancher Andere, als ein in tausend Gefahren geprüfter Mann, wie der General Franceschini war, würde vor der abenteuerlichen Erscheinung, die sich seinem Blicke bot, erschrocken sein; Franceschini aber war frei von jeder Furcht, und ohne sich nach einer schützenden Waffe umzusehen, richtete er nur die Blicke forschend auf den Fremden, innerlich überzeugt, daß er in demselben irgend einen seiner Waffengefährten erkennen würde.

Allein vergebens befragte er seine Erinnerungen. Der hochgewachsene Mann, der regungslos vor ihm stand, dessen Züge unter einem schwarzen, struppigen Barte verschwanden, der in einen unscheinbaren, an mehreren Stellen zerrissenen Soldatenrock gehüllt war, dessen Kopf eine schwarze Seidenmütze, tief in die Augen herabgezogen, umgab, der die schweren Schuhe, die Tuchgamaschen und die groben Beinkleider eines gemeinen Soldaten trug, und der dabei von Müdigkeit, vielleicht auch von Mangel und Entbehrung, erschöpft zu sein schien, war ihm gänzlich unbekannt, so sehr auch sein prüfender Blick sein Gedächtniß befragte.

„Wer sind Sie und was wünschen Sie von mir?“ fragte er endlich, nachdem der Fremde unter seinem forschenden Auge hartnäckig das Schweigen bewahrte.

„Franceschini,“ sagte darauf mit dem Tone der Trauer der Fremde, „kennen Sie mich nicht oder wollen Sie mich nicht kennen?“

„Ist es möglich! Sie sind es, Sire?“ rief Franceschini, erschüttert durch den Ton der Stimme, und sank dem Fremden zu Füßen, indem er dessen herabhängende Hand ergriff und sie voll Ehrfurcht an seine Lippen zog.

„Ja, es ist weit mit Murat gekommen, mein alter Freund,“ sagte der König von Neapel, indem er

den treuen Diener emporhob und an seine Brust zog, „doch daß ich Sie, mein tapferer Waffengenosse, noch unverändert finde, erweckt in mir die Hoffnung, daß noch nicht Alles verloren ist. — Zunächst aber beantworten Sie mir die Frage: Können Sie mich ohne Gefahr für sich einige Zeit bei sich aufnehmen?"

„So lange Sie wollen, Sire," entgegnete Franceschini, „und geschähe es auch auf Gefahr meines Lebens."

„Ohne Gefahr für Sie, ohne Gefahr, so Gott will," rief Murat hastig, „und nicht länger, als nöthig ist, um zu einem Entschlusse zu gelangen, welche Schritte ich zunächst zu thun habe, um mein verlorenes Königreich wiederzugewinnen."

„Denken Eure Majestät daran wirklich?" fragte der General nicht ohne ein Gefühl der Beklemmung, denn ungeachtet der treuen Anhänglichkeit, die er für seinen König hegte, konnte er sich der Trauer nicht erwehren, indem er daran dachte, daß die Ruhe, welche eine glückliche Häuslichkeit ihm gewähren sollte, und die er sich eben noch so lieblich ausgemalt hatte, ihm jetzt wahrscheinlich noch für lange nicht zu Theil werden sollte, daß eine neue Zeit kriegerischer Stürme für ihn bevorstand, denn fern war ihm jeder Gedanke, zurückzubleiben, wenn sein König zu abermaligen Kriegszügen

aufbräche, und wären dieſe auch noch ſo gefahrvoll, noch ſo abenteuerlich.

„Kann ich an etwas Anderes denken, als eben daran, als nur daran?“ entgegnete Murat. Doch die betrübte Miene ſeines treuen Dieners war ihm nicht entgangen, und er fügte daher hinzu: „Du ſcheinſt mit dem Plane nicht einverſtanden zu ſein?“

„Das nicht,“ ſagte Franceſchini mit einiger Verlegenheit, „nur fürchte ich, daß Eure Majeſtät ſehr wenig Ausſicht auf einen glücklichen Erfolg haben.“

„Um deſto ruhmwürdiger wäre dieſer,“ erwiederte Murat.

Darauf entſtand eine kleine Pauſe, denn der General mochte nicht gegen ſeine beſſere Ueberzeugung einem Plane Beifall zollen, dem er innerlich abgeneigt war, und er ſchwieg lieber, als daß er Gefühle und Anſichten ausſprach, die er nicht wirklich hegte.

Murat unterbrach das Schweigen, indem er mit trübem Lächeln ſagte:

„Da Sie ſich einen unbequemen Gaſt einmal aufgebürdet haben, dürfen Sie es mir nicht übel nehmen, daß ich Sie um einige Erfriſchungen bitte, denn — ich bin erſchöpft, bin hungrig und durſtig.“

„O mein Gott, daß ich mich daran erſt mußte erinnern laſſen,“ rief Franceſchini erſchrocken aus.

„Sogleich ſollen Eure Majeſtät bedient werden, nur muß ich bitten, es der Eile wegen gnädigſt zu verzeihen, wenn es nicht ſo geſchieht, wie es eines ſo hohen, ſo verehrten Gaſtes würdig wäre.“

Er eilte hinaus, König Murat aber ſtreckte ſich mit dem lange entbehrten Gefühle der Behaglichkeit und Sicherheit auf dem Divan in die Ecke, und verſank hier in tiefe Gedanken, die nicht eben der freundlichſten Art ſein konnten, wie ſeine finſteren Mienen, ſeine zuſammengezogene Stirn, verriethen, über die mehrmals unheimliche Blitze zuckten, wenn er des Verrathes, des Undanks gedachte, deren Gegenſtand er in den letzten Tagen ſchwerer Prüfung mehrmals geweſen war.

Doch nicht lange konnte er ſo trübem Sinnen nachhängen, denn nach wenigen Minuten ſchon kehrte ſein Wirth zurück und bat ehrerbietig:

„Haben Eure Majeſtät die Gnade, mir auf mein Zimmer zu folgen. Sie werden dort finden, was zu Ihrer Stärkung und Erquickung gereicht, ſo wie dann auch die Mittel, Ihr Aeußeres auf eine Ihnen geziemende Weiſe umzuwandeln. — Vielleicht erweiſen Sie dann meiner Familie die Ehre, ſich dieſelbe vorſtellen zu laſſen.“

„Gern, mein Freund, gern,“ entgegnete Murat und folgte Franceſchini, in deſſen Begleitung er eine

Stunde ſpäter, als neapolitaniſcher General gekleidet, wieder in das Geſellſchaftszimmer zurückkehrte, in welchem ſich der kleine Familienkreis, mit Ausnahme der beiden Knaben, abermals verſammelt fand, und unter der Beſprechung von mancherlei Plänen, die ſämmtlich mehr den abenteuerlichen Geiſt des kühnen Reitergenerals, als die ruhige Ueberlegung eines mit den wichtigſten Dingen beſchäftigten Königs verriethen, verging der Abend.

XV.

Eine Abenteurerfahrt.

Die Ausführung der Pläne König Murat's wurde dadurch beschleunigt, daß die französische Regierung, welche sehr bald von seinem Aufenthalte auf Korsika Nachricht erhalten hatte, Befehle zu seiner Verhaftung erließ. Er sah sich dadurch genöthigt, einige Zeit flüchtig auf der Insel umherzuirren, bis ihm, beinahe unerwartet, am Vorabend seiner beschlossenen Abreise, das Mittel geboten wurde, von dem politischen Schauplatze auf eine zwar nicht ruhmreiche, wohl aber ehrenvolle Weise, abzutreten.

Es erschien nämlich am 28. September, gegen Mittag, in Ajaccio, wo sich der König um diese Zeit aufhielt, der englische Ordonnanzofficier Maceroni, und überreichte Murat einen Paß, der von Sir Ch. Stuart, dem Fürsten von Schwarzenberg und dem Fürsten Metternich, unterzeichnet war, und

zugleich die nur von dem Letztern allein unterzeichnete Schrift folgenden Inhalts:

„Herr Maceroni wird durch Gegenwärtiges ermächtigt, den König Joachim zu benachrichtigen, daß Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich Ihm unter folgenden Bedingungen eine Freistätte in Ihren Staaten gewähre."

„1. Der König Joachim wird den Namen eines Privatmannes annehmen; da die Königin den Namen einer Gräfin von Lipano angenommen hat, so schlägt man dem Könige denselben ebenfalls vor.

„2. Es wird dem Könige frei stehen, Sich in Böhmen oder Ober-Oesterreich eine Stadt auszusuchen, um dort seinen Aufenthalt zu fixiren. Will Er denselben auf dem Lande wählen, so wird dies in jenen Provinzen keinen Schwierigkeiten unterliegen.

„3. Der König macht Sich gegen Se. kaiserl. königl. Majestät auf Sein Ehrenwort verbindlich, die Oesterreichischen Staaten nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß Sr. Majestät zu verlassen und innerhalb derselben als ein den in den Oesterreichischen Staaten bestehenden Gesetzen unterworfener Mann vom Stande leben zu wollen.

„Gegeben zu Paris, den 1. September 1815.

„Unterz.: Fürst von Metternich."

Der König hatte dieſes wichtige Document in Gegenwart des General Franceſchini laut vorgeleſen.

„Sire,“ rief der General voll Wärme, „ich wünſche Euer Majeſtät von Herzen Glück zu dem Rettungsanker, der Ihnen hier geboten wird, und der Ihnen geſtattet, ſich auf eine ehrenvolle Weiſe wieder mit Ihrer erlauchten Gemahlin, mit Ihren Kindern, zu vereinigen!“

Murat ſah den treuen Diener mit einem beinahe ſtrafenden Blicke an, und raſch, ohne ſich Zeit zur Ueberlegung gelaſſen zu haben, antwortete er mit dem Tone der entſchiedenſten Entſchloſſenheit:

„Nein, ich will dem Oeſterreichiſchen Hauſe kein freiwilliger Gegenſtand des Triumphes ſein. Ich entſage der Freiſtätte, die mir hier unter ſolchen Bedingungen angeboten wird. — Nur auf dem Throne von Neapel werde ich die Königin wiederſehen!“

Franceſchini wagte keinen Widerſpruch, denn er kannte des Königs Feſtigkeit, oder richtiger geſagt, ſeine Hartnäckigkeit, zu gut, um hoffen zu dürfen, ihn durch Gegenvorſtellungen anderes Sinnes zu machen. Aber er ließ traurig den Kopf auf die Bruſt ſinken, denn obgleich er mit ſolcher Treue an ſeinem Herrn und Könige hing, daß er nicht einen Augenblick daran dachte, denſelben zu verlaſſen, mußte ſeine ruhigere

Ueberlegung ihm dennoch ſagen, daß es ein beinahe hoffnungsloſes Beginnen ſei, dem er an der Seite Murat's entgegen gehen ſollte, und er hatte eben erſt die Freuden des ruhigen Familienlebens von zu beglückender Seite kennen gelernt, um nicht auch ohne ſo niederdrückende Ausſicht auf die Zukunft durch den Gedanken einer baldigen abermaligen Trennung von ſeinen Lieben betrübt zu werden.

Ein Strahl der Hoffnung wurde ihm, als Murat, auf die Bitte des Herrn Maceroni, ihm zu ſeiner Rechtfertigung eine Beſcheinigung über die Ausrichtung ſeines Auftrages zu geben, demſelben den folgenden, hiſtoriſch getreuen Brief ſchrieb:

„Herr Maceroni.

„Ich habe Kenntniß von der Botſchaft genommen, die Sie mir überbrachten. Ich nehme die Päſſe an, die Sie den Auftrag haben, mir zuzuſtellen und denke mich derſelben zu bedienen, um mich an den Beſtimmungsort zu begeben, der mir darin angezeigt iſt. Was die Bedingungen betrifft, unter denen Se. kaiſ. königl. Majeſtät mir eine Freiſtätte in Oeſterreich anbietet, ſo behalte ich mir vor, dieſen wichtigen Artikel in Ordnung zu bringen, ſobald ich mich mit meiner Familie werde vereinigt haben.

„Ich nehme das Anerbieten des Kapitän Baſtard,

über die Fregatte Sr. Britiſchen Majeſtät zu verfügen, um mich nach Trieſt zu begeben, nicht an, indem mir Herr Baſtard dieſe letzten Tage her einen zu unüberlegten Vorſchlag gemacht hat.

„In Korſika verfolgt und bedroht, weil man mir hier Abſichten auf dieſe Inſel zutraut, hatte ich bereits Vorkehrungen getroffen, dieſelbe zu verlaſſen. Ich reiſe wirklich noch dieſe Nacht ab und nehme mit Vergnügen meine beiden Kammerdiener Charles und Armand mit, die Sie mir von Paris überbracht haben.

„Unterz.: J. Napoleon."

Wie trügeriſch indeß die Hoffnung geweſen war, welche dieſer Brief bei Franceſchini erweckt hatte, davon ſollte derſelbe ſich bald ſchmerzlich überzeugen, denn aller ſeiner Abmahnungen, ſeiner dringenden, beinahe flehenden Bitten ungeachtet ſegelte Murat noch in derſelben Nacht mit den ſechs Barken ab, die er ſchon ſeit längerer Zeit zu ſeiner abenteuerlichen Unternehmung gemiethet hatte. Die ganze Expedition, mit welcher der ritterliche König aufbrach, um ſein verlorenes Königreich wieder zu erobern, beſtand aus nicht mehr als 18 Offizieren und 250 Mann, theils Soldaten, theils Matroſen.

Zwiſchen elf und zwölf Uhr in der Nacht ging dieſe kleine Flottille unter Segel, nachdem König Murat

an Herrn Maceroni den nachfolgenden Brief geschrieben hatte, um ihm am folgenden Morgen eingehändigt zu werden.

„Ajaccio, 28. Sept. 1815 um Mitternacht.

„Herrn Maceroni, Abgeordneten der alliirten Mächte bei dem König Joachim.

„Mein erster Brief von heute Morgen war von den Umständen diktirt; aber ich bin es mir selbst, der Wahrheit und Ihrer edlen Biederkeit und Redlichkeit schuldig, Ihnen meine wahren Absichten zu verkünden. Das eigentliche Motiv dieses zweiten Briefes ist: Ich schätze die Freiheit über Alles. Die Gefangenschaft ist für mich gleichbedeutend mit Tod. Welche Behandlung dürfte ich aber von den Mächten erwarten, die mich zwei Monate lang unter den Dolchen der Meuchelmörder des Südens ließen? Ich habe dem Marquis von Rivière das Leben gerettet; er war verurtheilt, auf dem Blutgerüste zu sterben; ich bewirkte seine Begnadigung und er hetzte zum Dank dafür die Furien Marseilles auf mich und setzte einen Preis auf meinen Kopf.

„In den Wäldern umherirrend, in den Gebirgen versteckt, verdanke ich mein Leben dem großmüthigen Mitleid, welches mein Unglück in der Seele dreier französischer Offiziere erregte. Diese haben mich mit eigener Lebensgefahr nach Korsika gebracht.

„Verächtliche Menſchen behaupten, daß ich von Neapel große Schätze hinweggeſchleppt hätte. Dieſe Menſchen wiſſen nicht, daß ich, als mir dieſes Königreich für das Großherzogthum Berg gegeben wurde, welches ich in Folge feierlicher Verträge beſaß, große Reichthümer mitbrachte, welche ich für mein Königreich Neapel verwendete. Hat der Souverain, welcher dasſelbe nach mir in Beſitz genommen, dieſes Land noch erkannt? — Und ich — ich habe nicht einmal mehr das nothwendig Unentbehrliche — weder für mich ſelbſt, noch für meine Familie!

„Herr Maceroni, ich werde die Bedingungen nicht annehmen, die Sie beauftragt ſind, mir anzubieten. Ich ſehe in denſelben nichts, als eine reine und gänzliche Thronentſagung unter der einzigen Bedingung, daß man mir erlaubt, in einer ewigen Sclaverei und unter der Willkür einer despotiſchen Regierung zu leben. Wo iſt hier Mäßigung und Gerechtigkeit? Wo iſt hier die Achtung, die man einem unglücklichen Monarchen ſchuldig, der von ganz Europa anerkannt worden und in einem ſchwierigen Augenblicke den Feldzug von 1814 zu Gunſten der nämlichen Mächte entſchied, welche mich jetzt durch die unbegrenzte Laſt ihrer Verfolgungen zu Boden drücken.

„Es iſt eine in Europa anerkannte Wahrheit, daß

ich mich nur entſchloß, die Oeſterreicher bis an den Po zurückzudrängen, weil man mich durch allerhand Intriguen zu überreden gewußt hatte, daß ſie Anſtalten träfen, mich unter Dazwiſchenkunft Englands anzugreifen. Ich hielt es demzufolge für nothwendig, meine Vertheidigungslinien weiter vorzurücken, und die Völker Italiens an meiner Sache Theil nehmen zu laſſen. Niemand muß mehr überzeugt ſein, als Sie ſelbſt und Lord Bentinck, daß das Motiv des verhängnißvollen Rückzugs vom Po jene Erklärung dieſes Generals war, der ſich in der Nothwendigkeit befand, den Oeſterreichern, ſobald ſie es verlangt hätten, zu Hülfe zu eilen.

„Sie kennen die Urſachen, welche die Deſertion in meiner ſchönen Armee veranlaßten. Die auf geſchickte Weiſe verbreiteten falſchen Gerüchte von meinem Tode, die von einer Landung der Engländer in Neapel, das Betragen des General Nipeatelli, die Verrätherei einiger Offiziere, denen es durch ihre treuloſen Kunſtgriffe gelang, die Unordnung und Muthloſigkeit zu vermehren, von der ſie ſelbſt ein trauriges Beiſpiel gaben, waren die einzigen Urſachen jener Deſertionen.

„Jetzt giebt es kein einziges Individuum dieſer Armee mehr, das ſeinen Irrthum nicht eingeſehen hätte. Ich reiſe, um mich wieder mit ihnen zu vereinigen, denn Alle brennen vor Verlangen, mich wieder an ihrer

Spitze zu ſehen. Sie haben ſämmtlich, ſo wie alle übrigen Klaſſen meiner geliebten Unterthanen, mir ihre Liebe bewahrt. Ich habe dem Throne nicht entſagt; ich habe das Recht, mir meine Krone wieder zu erobern, wenn Gott mir die Kraft und die Mittel verleiht. Meine Exiſtenz auf dem Throne von Neapel kann keine Beſorgniſſe mehr einflößen, denn man darf meinerſeits keine geheime Correſpondenz mehr mit Napoleon befürchten, welcher ſich auf St. Helena befindet. England und Oeſterreich können im Gegentheil einige Vortheile von mir erlangen, die ſie vergeblich von dem Souverain zu erhalten hoffen, den ſie ſtatt meiner auf den Thron Neapels geſetzt haben.

„Ich laſſe mich auf dieſe Partikularitäten ein, weil Sie es ſind, Herr Maceroni, an den ich ſchreibe. Ihr Betragen gegen mich, Ihr Ruf und Ihr Name, haben Ihnen ein Recht auf meine Freimüthigkeit und meine Achtung gegeben.

„Wenn man Ihnen dieſen Brief einhändigt, werde ich ſchon ein gutes Stück Weges meiner Beſtimmung entgegen zurückgelegt haben. Entweder erreiche ich meinen Zweck, oder mein Unglück endigt mit meinem Leben.

„Ich habe tauſend und tauſend Mal dem Tode getrotzt, indem ich mich für mein Vaterland ſchlug — wird es mir nicht vergönnt ſein, ihm auch einmal für

mich ſelbſt zu trotzen? Ich zittre nur für das Leben meiner Familie.

„Joachim Napoleon.“

Wir hielten es für zweckmäßig, dieſen Brief, obgleich er etwas weitſchweifig und wortreich iſt, hier mit hiſtoriſcher Treue anzuführen, weil er, den Ereigniſſen der neueſten Tage gegenüber, Gelegenheit zu intereſſanten Vergleichen darüber giebt, unter welchen verſchiedenartigen Umſtänden während des kurzen Zeitraumes von noch nicht voll einem halben Jahrhundert zwei Könige von Neapel ihrem Reiche und ihrem Throne den Rücken kehrten, ohne deshalb ihre Anſprüche aufzugeben, vielmehr Beide von ihren Anſprüchen auf den verlorenen, ihrer Meinung nach aber nicht verſcherzten Thron feſt genug überzeugt, um vielleicht noch für viele Jahre hinaus den Saamen der innern Zwietracht, des fremden, wie des Bürgerkrieges, zu ſtreuen und den Keim zu dem Unglück zahlloſer Menſchen zu legen, nur um ihre perſönlichen Intereſſen, ihren dynaſtiſchen Stolz, zu befriedigen, ohne alle Rückſicht oder Sorgfalt für das wahre Wohl von Millionen, zu deren Herrſchern das Schickſal ſie berufen hatte.

XVI.

Kampf und Gefangenſchaft.

Die Unternehmung des flüchtigen Königs, der wie ein Abenteurer zu ſeinem verlorenen Lande zurückkehrte, deſſen Thron er mit einer Handvoll Leute zu erobern hoffte, nachdem er ihn an der Spitze einer zahlreichen Armee nicht zu bewahren vermocht hatte, wurde von allem Anfange durch widrige Umſtände der verſchiedenſten Art bezeichnet. Gleich in der zweiten Nacht wurden die Barken durch einen plötzlich ausbrechenden Sturm von einander getrennt, und nur zwei derſelben fanden ſich wieder zu der, welche Murat trug. Als dann mit dieſen zuſammengeſchmolzenen Streitkräften die Fahrt längs der Küſte Calabriens fortgeſetzt wurde, deſertirte der Bataillons-Commandant Courrand mit ſeiner Barke, an deren Bord ſich funfzig Soldaten befanden,

auf deren Ergebenheit und Beistand der König mit am meisten gerechnet hatte.

Den Augenblick, als Murat diese entmuthigende Nachricht mitgetheilt wurde, hielt der General Francescchini für günstig, seine Vorstellungen und Bitten, von der ganzen Unternehmung abzustehen, nochmals auf das dringendste zu wiederholen und mit allen Gründen, die ihm zu Gebote standen, zu unterstützen.

Sinnend hörte Murat ihn an; dann schien er einige Augenblicke zu überlegen und endlich sagte er:

„Meine Absicht war, meine Hauptstadt und meine Unterthanen wieder zu sehen, um sie der Reaction einer Regierung zu entziehen, die sie strafen wird, weil sie meine Bemühungen für die Verwaltung meines Königreichs Neapel unterstützt haben. Die Idee, daß so viele Männer von Verdienst, so viele brave Menschen, wegen ihrer Meinungen und ihrer Verdienste verfolgt werden, läßt mir keine Ruhe. Das Schicksal meiner Freunde macht mich unglücklich; aber ich sehe jetzt ein, daß mein Unternehmen zu verwegen wäre. Die Winde haben meine Schiffe zerstreut; der Verrath hat meine ohnehin so geringen Streitkräfte geschwächt und es bleibt mir nur noch eine Handvoll Menschen. Gehen wir also nach Triest! Ich will die Freistätte annehmen, welche die österreichische Regierung mir in ihren Staaten anbietet."

Hoch erfreut ergriff Franceschini des Königs Hand und zog sie an seine Lippen.

Aber das Verhängniß hatte den unglücklichen Monarchen einmal erfaßt und es gab seine Beute nicht wieder los.

Der Kapitain Barbara, der die Barke des Königs befehligte, erklärte auf die Weisung, nach Triest zu steuern: es sei unmöglich, mit dem geringen Vorrath an Lebensmitteln und Wasser diesen Hafen zu erreichen, und da Murat keine Ursach hatte, an der Redlichkeit Barbara's zu zweifeln, dem er viel Gutes gethan, wußte derselbe es durch seine Vorstellungen dahin zu bringen, daß er die Erlaubniß erhielt, in Pizzo einzulaufen, um dort die Einkäufe zu machen, welche eine weitere Seefahrt gestatten sollten.

In dem Augenblicke, als Barbara die Reservebarke besteigen wollte, um sich an das Land zu begeben, wendete er sich zu Murat und sagte:

„Ich bitte Eure Majestät, mir die von den Alliirten erhaltenen Pässe zu übergeben, denn ohne eine solche Legitimation würde ich unfehlbar von den Behörden Pizzos verhaftet werden."

„Was fällt Ihnen ein?" entgegnete der König, der bei dieser sonderbaren Forderung gegen die Zuverlässigkeit Barbara's Verdacht zu schöpfen schien. „Nim-

mermehr werde ich mich von dieſen wichtigen Papieren trennen!"

„Und ich werde ohne dieſelben nicht an das Land gehen!" erwiederte Barbara trotzig.

Murat richtete auf den widerſpänſtigen Officier einen ſtrafenden Zornesblick und rief dann heftig, aufgebracht und mit lauter Stimme:

„Franceschini, man verweigert mir den Gehorſam, weil ich meine Papiere nicht ausliefern will. — Die Nothwendigkeit zwingt mich daher, ſelbſt an das Land zu gehen. — Sie werden mir zur Seite ſtehen. — Mein Andenken kann in dem Lande noch nicht erloſchen ſein; ich habe ſeinen Bewohnern viel Gutes gethan und ſie werden mir ihren Beiſtand gewiß nicht verweigern!"

Dieſe Worte wurden mit einem ſo entſchiedenen Tone geſprochen, daß Franceschini einſah, es würde bei ſolcher Stimmung jeder Widerſpruch vergeblich ſein.

Der König befahl nun allen Offizieren, ihre Paradeuniform anzulegen, und als dies geſchehen war, trieb der Wind die Barke gegen das Ufer von Pizzo. Als daſſelbe erreicht war, wollten die Offiziere an das Land ſpringen, der König aber hielt ſie zurück, indem er ihnen zurief:

„An mir ist es, zuerst den Boden meines Königreichs zu betreten."

Mit diesen Worten sprang er voran, und ihm folgten seine sämmtlichen Begleiter, zwei Generale, Francescchini und Natali, ein Kriegscommissär, drei Capitains, drei Lieutenants, acht Sergeanten, neun Soldaten, zwei Kammerdiener, und der Koch des Königs. Im Ganzen waren es also 29 Personen, außer dem Könige, welche am 8. October 1815 diese verwegene Landung vollbrachten, durch welche augenblicklich eine große Anzahl Neugieriger herbeigelockt wurde. Unter diesen befanden sich mehrere Seeleute, und als diese Murat erkannten, riefen sie jubelnd:

„Es lebe König Joachim!"

Landleute stimmten in den Ruf ein und dieser Empfang ließ den König glauben, daß seine Erwartungen in Erfüllung gehen sollten. — Hatten doch die Bourbons während der kurzen Zeit seit ihrer Rückkehr schon so viel böses Blut bei der Bevölkerung gemacht, daß der Wunsch, Murat wieder auf dem Throne Neapels zu erblicken, eben so natürlich als gerechtfertigt zu sein schien.

An der Spitze eines zahlreichen, mit jedem Schritte vorwärts noch mehr anwachsenden Haufens zog Murat nun nach dem Marktplatze von Pizzo. Hier jedoch

zeigte sich der Enthusiasmus keineswegs, der die Hoffnung des Königs bereits erweckt hatte; vielmehr wurden aus der Menge leidenschaftlich drohende Blicke auf das kleine Häuflein der Abenteurer gerichtet. Die Stimmung war dem Könige offenbar nicht günstig; auch traten zwei junge Leute zu ihm heran, und sagten mit dem Tone gutmüthiger Theilnahme:

„Sire, verlassen Sie ohne Zeitverlust Pizzo, denn Sie sind hier von zahlreichen Feinden umringt. Wir sind bereit, Sie nach Monteleone zu führen; gelingt es Ihnen, dieses zu erreichen, so sind Sie gerettet."

Ein prüfender Blick auf die Menge überzeugte den König, daß er hier nichts zu hoffen, wohl aber viel zu fürchten hätte, und er folgte dann nach kurzem Zögern den beiden jungen Männern, die raschen Schrittes vorangingen, begleitet von einem drohenden Gemurmel der Menge.

Noch waren sie nicht weit gekommen, als ein Haufe bewaffneter Landleute ihnen mit unverkennbar feindseligen Absichten entgegenkam. Sobald der König in deren Nähe gelangte, trat er furchtlos aus der Mitte seiner Begleiter hervor, den Bauern einige Schritte entgegen und rief ihnen mit lauter Stimme zu:

„Meine Kinder, Ihr habt nicht nöthig, Euch gegen Euren bisherigen König zu bewaffnen! Ich bin nicht

in Calabrien gelandet, um Euch Böſes zuzufügen, ſondern nur, um von den Behörden in Monteleone Beiſtand zu erbitten, meine Reiſe nach Trieſt und zu meiner Familie fortzuſetzen; denn ich bin mit Päſſen verſehen, die ſelbſt König Ferdinand IV. reſpectiren muß."

Vielleicht hätten dieſe Worte Eindruck auf die Landleute gemacht, wäre nicht in demſelben Augenblick der Gensd'armerie-Kapitain Trentacapilli herzugetreten.

„Sie haben mir augenblicklich mit Ihren ſämmtlichen Begleitern nach Pizzo zu folgen!" redete er den König an, ohne ihm den Titel Majeſtät oder Sire zu gewähren, doch mit entſchloſſenem Ausdrucke trat der General Franceſchini vor Murat hin, zog eine Piſtole aus dem Gürtel, ſpannte den Hahn und rief, auf die Bruſt Trentacapilli's zielend:

„Zurück, ſo lieb Ihnen Ihr Leben iſt!"

Der Kapitän der Gensd'armerie wich vor dieſer Drohung zurück; doch alsbald umgaben ihn die bewaffneten Landleute, während die Begleiter Murat's ſich dichter um dieſen ſchaarten. Der Ausbruch des Kampfes ſchien unvermeidlich zu ſein, und ſchon ſtand Franceſchini im Begriff, ſeine Piſtole auf die Leute abzufeuern, die zu dem Angriffe Miene machten; doch Murat hielt ihn davon zurück, indem er ihm zurief:

„Schießen Sie nicht, General! — Ich will nicht,

daß meine Landung auch nur einem einzigen meiner Unterthanen das Leben koste!“

Doch dieser Edelmuth fand keine Anerkennung, denn beinahe augenblicklich fielen von mehreren Seiten Schüsse auf den König und das kleine Häuflein seiner Begleiter und Murat stand in der größten Gefahr, umzingelt und gefangen genommen zu werden. Doch mit todesverachtendem Heldenmuth schaarten sich sämmtliche Offiziere um ihn, und unter beständigen Angriffen gelangten sie an das Ufer des Meeres. Hier fanden sie eine Barke, die sie jubelnd als ein Werkzeug ihrer Rettung begrüßten, denn sie durften hoffen, mit derselben die größere Barke des Kapitän Barbara zu erreichen, der nach dem Befehle des Königs in geringer Entfernung vom Ufer hatte bleiben sollen. Allein vergebens sahen die Flüchtlinge sich nach seinem Fahrzeuge um! Der elende Verräther war verschwunden, seinen König und Wohlthäter feig im Stiche lassend, und um das Unglück zu vollenden, gelang es den Anstrengungen der Flüchtlinge nicht, die auf dem Strande liegende Barke flott zu machen.

Jetzt drangen die bewaffneten Landleute von allen Seiten wüthend auf Murat und dessen Begleiter ein, und die verzweifelteste Vertheidigung war nicht im Stande, ihn und seine Gefährten zu retten. Er sah

das unvermeidliche Loos, das seiner wartete, und mit der edelsten Selbstverleugnung rief er seinen Schicksalsgenossen zu:

„Lasset ab, Kinder, Eure schwachen Kräfte an meine Vertheidigung zu setzen!"

Darauf wendete er sich zu den andringenden Feinden, und indem er ihnen seinen Degen hinhielt, sagte er:

„Einwohner von Pizzo, nehmet diesen Degen, der für Euer Vaterland gestritten und sich in mancher Schlacht mit Ruhm bedeckt hat. Ich überreiche ihn Euch; aber schonet das Leben der Tapfern, die mich umgeben."

Doch die Wüthenden achteten nicht auf seine Worte, sondern drangen nur um so heftiger auf ihn ein, und nachdem die meisten seiner Gefährten gefallen oder verwundet waren, wurde er, sammt den Uebrigen gefangen genommen und unter Beschimpfungen und Mißhandlungen wurden Alle nach dem Gefängnisse von Pizzo geschleppt.

Murat selbst wurde mit den Offizieren, und sogar mit den Soldaten, in einen Kerker gebracht und hier auf die roheste Weise von Trentacavilli durchsucht und ausgeplündert. Es wurden ihm seine Pässe abgenommen, seine Brillanten; die einen nicht unbeträchtlichen Werth hatten, das baare Geld, das er bei sich

trug, ein Creditbrief über 60,000 Frcs. auf ein Banquierhaus in Neapel, und — die Hauptveranlaſſung ſeiner ſpäteren Verurtheilung — ein Exemplar der Proclamation, die er im Lande hatte verbreiten wollen, die er aber in einem Sacke in das Meer ſenken ließ, als er den Gedanken an die kriegeriſche Expedition aufgegeben und dagegen den gefaßt hatte, ſich nach Trieſt zu begeben und die Freiſtätte in Oeſterreich anzunehmen.

Dies eine Exemplar war, wahrſcheinlich aus Verſehen, zurückbehalten worden, ſo wollte es Murat's Verhängniß und es diente ſpäter dazu, ſeiner Verurtheilung wenigſtens den Schein der Rechtmäßigkeit zu geben; denn dieſe Proclamation war im ganzen Lande Niemand zu Geſicht gekommen, bis Trentacapilli ſie in der Taſche des gefangenen Königs fand, und mit den übrigen Effecten deſſelben nach Neapel an König Ferdinand IV. ſchickte.

Ergreifend und ſchaudererregend war das Bild, das die engzuſammengedrängten Gefangenen in dem dunkeln Kerker boten. Viele waren mit Blut bedeckt, ihre Wunden nur flüchtig mit dem verbunden, was ſie zur Hand gehabt hatten, und leiſes Stöhnen, unterdrückte Klagen und Verwünſchungen, waren die einzigen Laute, welche die tiefe Stille ſtörten, die in dem Kerker herrſchte, und gegen welche unheimlich das wilde Gebrüll der

Einwohner abstach, welche das Gefängniß umringten und den Tod des Königs forderten. Dieser wurde durch die Drohungen und Verwünschungen, die an sein Ohr schlugen, nicht erschüttert und während seine Unglücksgenossen für sein Leben zitterten und mit jedem Augenblicke fürchteten, die Thüren des Kerkers durch den wilden Pöbel erbrochen und sich sämmtlich niedergemetzelt zu sehen, bewahrte Murat allein die vollkommenste Ruhe.

Dieser Zustand banger Erwartung währte bis Mitternacht. Da öffnete sich die Thür des Kerkers, und von Fackeln beleuchtet, und von mehreren Offizieren umgeben, trat ein höherer Offizier herein, den seine Uniform als General erkennen ließ.

Er ging auf den König zu, begrüßte denselben ehrerbietig und sagte dann mit dem unverkennbaren Tone der Theilnahme:

„Euer Majestät, ich bin der General Nunziante, Commandirender in den beiden Calabrien, und zu Ihrem Schutze herbeigeeilt, sobald ich von Ihrer Gefangennehmung und dem nichtswürdigen Benehmen der Einwohnerschaft Pizzo's hörte, das ich nur im höchsten Grade mißbilligen kann. — Aufrichtig bedaure ich, daß ich gezwungen bin, Sie für jetzt noch, gemeinschaftlich mit Ihren Schicksalsgefährten, in diesem Kerker zu

laſſen; allein die Truppen, die ich augenblicklich hier zur Verfügung habe, ſind zu ſchwach, um dem aufgeregten Pöbel, der noch immer nach Ihrem Leben trachtet, im Falle eines gewaltſamen Angriffes erfolgreichen Widerſtand zu leiſten; ich fühle mich aber meinem Könige gegenüber für Ihr Leben verantwortlich. — Im Uebrigen werde ich Befehl geben, Euer Majeſtät jede Bequemlichkeit und Erleichterung zu gewähren, welche die Umſtände geſtatten, denn wenn ich auch ein treuer Diener meines königlichen Herrn bin, ſo erachte ich es deshalb doch nicht gegen meine Pflicht, dem Unglück Theilnahme zu widmen."

Nach dieſen freundlichen und troſtreichen Worten verließ er mit einer abermaligen ehrerbietigen Verbeugung gegen Murat den Kerker, und bereits wenige Minuten darauf wurden den Gefangenen Matratzen und Decken gebracht, in ihrer traurigen Lage keine geringe Erleichterung, namentlich für die Verwundeten, die auch mit dem Anbruch des Morgens durch einen Wundarzt regelrecht verbunden wurden.

Im Laufe des Tages erhielt Murat, dem die Generale Franceschini und Natali folgen durften, ein eigenes Gemach angewieſen. Hier ſchrieb er ſogleich Briefe an ſeine Gemahlin, an den öſterreichiſchen Obercommandanten in Neapel und an den engliſchen Ge-

ſandten, um dieſe von der durchaus friedlichen Abſicht ſeiner Landung bei Pizzo in Kenntniß zu ſetzen. Dieſe Briefe wurden dem König Ferdinand überſandt, indeß nicht eher an ihre Adreſſen abgeſchickt, als bis der Befehl der Hinrichtung Murat's ergangen war. Denn König Ferdinand, der ſich ſeines gefürchteten und gehaßten Feindes für immer entledigen wollte, fühlte ohne Zweifel, daß die Bevollmächtigten der alliirten Mächte in ſeine Abſichten nicht eingehen, vielmehr unter den obwaltenden Umſtänden die Hinrichtung Murat's als einen Mord betrachten würden, wie auch die Erſchießung des Herzogs von Enghien, die unter ähnlichen, wenn auch erſchwerenden Umſtänden erfolgte, allgemein, und mit vollem Rechte, als ein Mord bezeichnet worden iſt. Ferdinand IV. aber zog es vor, dieſen Mord auf ſein Gewiſſen zu laden, ſtatt ſich der beſtändigen Angſt vor einem unternehmenden gefährlichen Feinde auszuſetzen.

So vergingen unter den ängſtlichſten Erwartungen für die Begleiter des Königs die nächſten Tage, Murat ſelbſt aber blieb vollkommen ruhig, denn er zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß von Neapel der Befehl eingehen würde, ihn, — wenn auch vielleicht unter Beobachtung ſtrenger Sicherheitsmaßregeln — ſeine beabſichtigte Reiſe nach Trieſt fortſetzen zu laſſen.

Nur zu bald ſollte er erkennen, wie ſehr er ſich getäuſcht hatte, indem er auf einen ſolchen Edelmuth, um nicht zu ſagen, auf dieſe Gerechtigkeit, König Ferdinand's rechnete, und die unverkennbare Verlegenheit, welche der General Nunziante ihm gegenüber zu zeigen begann, während deſſen Benehmen wo möglich noch achtungsvoller wurde, hätte ihm andeuten können, welches Loos man ihm beſtimmte, wäre nicht ſeine Seele durchaus argwohnlos geweſen.

XVII.

Der Verbrechertod eines Königs.

Man hatte in Neapel große Eile, ſich des Nebenbuhlers um den Königsthron zu entledigen, und beinahe unmittelbar nach der Meldung des General Nunziante hatte dieſer durch den Telegraphen Befehle der ſtrengſten Art erhalten. Ein ſo treuer Diener ſeines Königs er aber auch war, glaubte er, als Menſch, als Ehrenmann, dieſe Befehle als undeutlich durch den Telegraphen ertheilt, mißverſtehen zu müſſen, und deshalb unausgeführt zu laſſen. Was er dadurch beabſichtigt hatte, geſchah, wenigſtens theilweiſe, denn der Befehl ging ihm, vollkommen deutlich und verſtändlich, durch einen Courier zu, aber die Milderung, die er dabei gehofft hatte, erfolgte nicht.

Am Abend des 11. October empfing er den Tele-
phen-Befehl ſchriftlich. Dieſer lautete:

„Neapel, am 9. October 1815.

„Ferdinand von Gottes Gnaden; Wir haben
gloſſen und beſchließen, wie folgt:

„Art. 1. Der General Murat ſoll vor ein Kriegs-
cht geſtellt werden, deſſen Mitglieder unſer Kriegs-
iſter zu ernennen hat.

„Art. 2. Dem Verurtheilten wird eine halbe Stunde
önnt, ſich zum Tode vorzubereiten.

„Ferdinand."

Wie man hieraus ſieht, war alſo der Gefangene
urtheilt, noch ehe das Kriegsgericht ſeinen Spruch
lt hatte, und König Ferdinand ließ keine Zeit
reichen, um dieſen Befehl zu ertheilen, denn man
ſich erinnern, daß Murat erſt am 8. gefangen
mmen worden war. Wenn daher die Zeitungen
r verkündeten, König Ferdinand habe die Abſicht
bt, ſeinen Feind zu begnadigen, der mit der Be-
igung beauftragte Bote ſei aber zu ſpät eingetroffen,
rdient dieſe Angabe gewiß nur wenig Glauben, da
General Nunziante mit der Vollſtreckung des
ils drei volle Tage zögerte, der Bote alſo
Zeit hatte, das Ziel vor der Vollſtreckung des
ils zu erreichen.

Als der General Nunziante den bestimmten Befehl seines Königs erhalten hatte, dachte er nur noch an die Erfüllung des blinden Gehorsams, zu dem er sich für verpflichtet hielt; aber sein Gefühl als Mensch ließ es ihn nicht über sich gewinnen, Dem noch ferner unter die Augen zu treten, dem er seine ganze Theilnahme nicht versagen konnte, und dessen Verurtheilung er in seinem innersten Herzen wahrscheinlich als ungerecht betrachtete. Er verließ das Schloß, in welchem er bisher im steten Verkehr mit Murat gelebt hatte, und machte demselben die unerläßlichen Mittheilungen jetzt nur noch durch dritte, von ihm beauftragte Personen.

In der Nacht des 12. October trat das Kriegsgericht zusammen. Es bestand aus sieben Richtern, von denen dreie, außer dem Staatsanwalt, durch Murat während dessen Regierung aus dem Staube hervorgezogen und mit Gnadenbezeugungen und Ehren überhäuft worden waren. Aber sie wagten nicht, der Dankbarkeit, zu der sie sich in ihren Herzen verpflichtet fühlen mochten, Gehör zu geben, denn sie wußten ja, daß Der, über den sie Recht sprechen sollten, durch den Willen des Königs im Voraus verurtheilt war, und sie mußten daher bei dem bekannten Charakter König Ferdinands fürchten, dessen Rache zum Opfer zu fallen,

wenn ſie ſich nicht dem ſo beſtimmt ausgeſprochenen Willen fügten. Wo wären aber in unſerer Zeit, und zumal einem abſoluten Throne gegenüber, Menſchen zu finden, welche es vermöchten, ihr perſönliches Intereſſe ihrem Gefühle für Gerechtigkeit, oder ihrer Dankbarkeit, nachzuſetzen?

Mit dem feſten Vorſatze, das von ihnen erwartete Todesurtheil auszuſprechen, begaben ſich daher die Richter in die Sitzung.

Während deſſen ſchlief König Murat in ſeinem Gefängniſſe, ohne Furcht und ohne eine Ahnung ſeines Geſchicks den Schlaf der Gerechten bis zum hellen Morgen ſeines Todestages.

Bei ſeinem Erwachen wurde ihm mit der rückſichtsvollen Schonung, die der General Nunziante ihm von allem Anfange an bewieſen hatte, die Nachricht mitgetheilt, daß die Regierung den Befehl gegeben habe, ihn durch ein Kriegsgericht richten zu laſſen.

Bei dieſer unerwarteten Nachricht zuckte er ſchmerzlich zuſammen und einen Augenblick verſagte ihm die Sprache. Schnell aber hatte er ſeine männliche Faſſung wieder gewonnen, und die Thränen unterdrückend, die unwillkürlich ſeine Wimpern netzten, ſagte er ruhig, ohne ein bemerkbares Beben der Stimme:

„Wohlan — ich bin verloren. Dieſer Befehl, mich

richten zu laſſen, iſt ein Todesurtheil, das erkenne ich deutlich!"

Nach einer Pauſe fragte er:

„Iſt es mir erlaubt, einige Worte des Abſchieds an meine Gemahlin zu richten?"

Als er dieſe Erlaubniß ohne Zögern erhalten hatte, ſetzte er ſich ſofort an den Tiſch und ſchrieb:

„Meine liebe Karoline.

„Meine letzte Stunde hat geſchlagen. In einigen Augenblicken werde ich aufgehört haben, zu leben; in einigen Augenblicken wirſt Du keinen Gatten mehr haben. Vergiß mich nie! Ich ſterbe unſchuldig; mein Leben war von keiner Ungerechtigkeit befleckt. Lebe wohl, mein Achill! Lebe wohl meine Lätitia! Lebe wohl, mein Lucian! Lebe wohl, meine Louiſe! Zeiget Euch vor der Welt meiner würdig. Ich laſſe Euch ohne Königreich und ohne Güter mitten unter meinen zahlreichen Feinden. Seid fortwährend einig; zeigt Euch erhaben über das Unglück; denkt daran, was Ihr ſeid, und was Ihr geweſen ſeid, und Gott wird Euch ſegnen. Verwünſcht mein Andenken nicht. Wiſſet, daß mein größter Schmerz in den letzten Augenblicken meines Lebens der iſt, fern von meinen Kindern zu ſterben. Empfanget meinen väterlichen Segen; empfanget

meine Umarmungen und meine Thränen. Behaltet Euren unglücklichen Vater in ſtetem Andenken.

„Pizzo, den 13. October 1815.

„Joachim.“

Nachdem der unglückliche Mann dieſen Brief unterzeichnet hatte, ſchnitt er eine Locke ſeines Haares ab, legte ſie in das Papier, und empfahl dieſes dem General Nunziante zur Beſorgung nach ſeinem Tode.

Als dies geſchehen war, trat der Kapitän Staracce ein, und ſagte unter allen Zeichen der Rührung und der Verlegenheit:

„Ich bin dazu ernannt, Eure Majeſtät vor Ihren Richtern zu vertheidigen, — vor welchen Richtern!“

Raſch entgegnete Murat, indem er ſich in ſeiner ganzen Größe ſtolz emporrichtete:

„Sie ſind nicht meine Richter! — Sie ſind meine Unterthanen, und es iſt ihnen nicht erlaubt, ihren Souverain vor Gericht zu ſtellen. Eben ſo wenig iſt es einem Könige erlaubt, über einen andern König zu richten; denn Niemand kann eine Obermacht über Seinesgleichen beſitzen. — Die Souveraine haben keinen andern Richter, als Gott und die Völker.“

„Wollen Eure Majeſtät nicht wenigſtens einige Zeilen niederſchreiben, die mir bei ihrer Vertheidigung als Leitfaden dienen könnten?“ fragte mit dem Tone drin-

gender Bitte der Kapitän Starace, dem es Ernſt war, das ihm aufgezwungene Vertheidigeramt gewiſſenhaft zu üben ſo wenig Hoffnung auf einen günſtigen Erfolg er auch haben mochte.

„Ich danke Ihnen für Ihre gute Abſicht, Kapitain,“ entgegnete Murat. „Ich zweifle auch nicht an Ihrem guten Willen; allein Sie können mir das Leben nicht retten, denn es handelt ſich hier nicht um ein Gericht, ſondern nur um eine Verurtheilung. Die Mitglieder des Kriegsgerichts ſind nicht meine Richter, ſondern meine Henker. Ich befehle Ihnen daher, nicht ein Wort zu meiner Vertheidigung zu ſprechen, denn gäbe ich dies zu, ſo könnte darunter nur meine Ehre leiden.“

Traurig entfernte ſich der Kapitain Starace und gleich darauf trat der Inſtructionsrichter ein, um Murat einem Verhöre zu unterwerfen.

Er machte mit wichtiger Miene ſein Schreibgeräth zurecht. Ohne eine Bemerkung ließ der König dies geſchehen, als der Mann aber in dem kalten Amtstone das Verhör mit der gewöhnlichen Frage eröffnete: „Wie heißen Sie?“ da entgegnete der König aufgebracht und mit nur mühſam unterdrückter Heftigkeit:

„Ich bin Joachim Murat, König von Neapel, und der Ihrige. — Und nun gehen Sie, mein Herr! — Befreien Sie mich von Ihrer läſtigen Gegenwart!“

Noch machte der Richter einen Verſuch, das Verhör fortzuſetzen, doch Murat würdigte ihn keiner Antwort, und ſo entfernte er ſich denn, wenn auch nur zögernd, nach wenigen Minuten.

Der König, welcher wußte, daß in dieſem Augenblicke ſein Todesurtheil geſprochen wurde, konnte ſich ſchmerzlicher Gefühle und einer tiefen Traurigkeit nicht erwehren, das bewieſen die tiefen Seufzer, die er ausſtieß, während er mit über die Bruſt gekreuzten Armen in dem Gemache auf und niederging, und dabei mehrmals ſeine Blicke auf ein kleines Medaillon heftete, welches die Bilder ſeiner Familie umfaßte.

Endlich machte er ſeinem gepreßten Herzen Luft, indem er, ſich zu dem Hauptmann Stratti wendend, der mit ſeiner ſpeciellen Bewachung beauftragt war, und in dieſer ſchwierigen Stellung ihm ſtets die achtungsvollſte Rückſicht bewieſen hatte, ſagte:

„In Pizzo freut man ſich über mein Unglück. Was habe ich denn aber den Neapolitanern gethan, daß ſie mir ſo feindlich geſinnt ſich zeigen? Ich habe zu ihrem Vortheil alle Früchte langer Anſtrengungen und vieler Kriegsjahre geopfert, ſo daß ich meine Familie in Armuth zurücklaſſe; Alles, was man von Freiheit in den Geſetzen des Landes findet, verdankt es mir. Wenn die neapolitaniſche Armee in der Welt bekannt iſt, wenn

die Nation unter den europäiſchen Mächten einen Rang eingenommen hat, ſo iſt dies mein Werk. Aus Liebe zu den Neapolitanern habe ich jede andre Zuneigung vergeſſen und bin undankbar gegen die Franzoſen geweſen, welche mich auf den Thron erhoben haben, von dem ich ohne Furcht und Gewiſſensbiſſe herunterſteige. An der Tragödie des Herzogs von Enghien, die der König Ferdinand durch eine andere Tragödie rächen will, habe ich keinen Antheil gehabt; ich ſchwöre dies hier bei Gott, vor deſſen Antlitz ich bald erſcheinen werde."

Nach dieſen, nicht ohne Heftigkeit und Bitterkeit hervorgeſtoßenen Aeußerungen, auf welche der Kapitain Stratti nichts zu erwiedern wagte, entſtand eine längere Pauſe; dann ſagte der König:

„Hauptmann Stratti, ich fühle das Bedürfniß, allein zu ſein. Ich danke Ihnen für die Theilnahme, welche Sie mir in meinem Unglück bewieſen, doch ich kann Ihnen meinen Dank auf keine andere Art darthun, als durch Worte. — Leben Sie glücklich!"

Schweigend entfernte ſich Stratti und Thränen glänzten in ſeinen Augen, als er von der Schwelle noch einen Blick zurück auf den Gefangenen richtete, deſſen Todesurtheil in dieſem Augenblicke wahrſcheinlich ſchon geſprochen war. Wenigſtens ließ dies der beinahe un-

mittelbar nach Stratti's Entfernung erfolgende Eintritt des Priesters Mastea vermuthen.

„Sire," sagte der würdige Geistliche mit bewegter Stimme, „es ist das zweite Mal in meinem Leben, daß ich mit Eurer Majestät spreche. — Als Sie vor fünf Jahren nach Pizzo kamen, habe ich Sie um eine Unterstützung zur Vollendung unserer Kirche gebeten, und Ihro Majestät haben mir mehr gegeben, als ich zu hoffen wagte. Meine Stimme ist also bei Ihnen nicht unglücklich, und ich habe daher die Versicherung, daß Sie auch heute wieder auf meine Bitten hören werden, welche keinen andern Zweck haben, als Ihr ewiges Seelenheil."

Mit Ruhe und Ergebenheit erfüllte Murat hierauf alle Pflichten eines sterbenden Christen und schrieb sogar auf die Bitte des Priesters in französischer Sprache auf ein Blatt Papier die Worte:

„Ich erkläre, daß ich als ein guter Christ sterbe.

„J. M."

Hierauf entfernte sich der Geistliche, und mit bewundernswürdiger Seelenruhe unterhielt sich der König jetzt mit einigen Offizieren, die zu ihm eintraten, und unter denen sich auch der General Franceschini befand, über Gegenstände der verschiedensten Art, und wer dem Gespräche zugehört hätte, ohne die Lage der

Dinge zu kennen, der würde keine Ahnung davon gehabt haben, daß der Mann, welcher mit solcher Ruhe sprach, in der Erwartung stand, binnen wenigen Minuten den Tod des Verbrechers zu sterben.

Die Unterhaltung wurde durch den Berichterstatter des Kriegsgerichts unterbrochen, der kam, um dem Könige sein Urtheil zu verkünden. Dieses lautete:

„Joachim Murat, durch das Glück der Waffen in den Stand eines einfachen Bürgers zurückversetzt, in dem er geboren ist, hat mit 29 Mitschuldigen eine verwegene Unternehmung begonnen, wobei er nicht mehr auf den Krieg, sondern auf die Verführung rechnete. Er hat das Volk zur Empörung aufgeregt, den rechtmäßigen Herrscher angegriffen und den Umsturz des Königreichs, so wie Italiens, versucht. Deshalb ist er als öffentlicher Feind verurtheilt, kraft eines Gesetzes, welches während der zehnjährigen Fremdherrschaft gegeben und von der gegenwärtigen Regierung aufrecht erhalten worden ist."

Unterzeichnet war dies Urtheil:

Joseph Fasulo, Adjutant, Kommandant und Chef des Generalstabes, Präsident.

Rafael Scalfaro, Chef der Legion von Unter-Calabrien.

Paterno Natali, Oberſtlieutenant der königlichen Marine.

Januario Panzetta, Oberſtlieutenant des Geniecorps in Kalabrien.

Matteo Camilli } Kapitäne der Artillerie.
Franz de Benge }

Paul Martellari, Artillerielieutenant.

Fr. Frojo, Lieutenant im dritten Regiment, Berichterſtatter.

Joh. la Camera, Generalprocurator am Kriminalgericht in Unter Calabrien, Adjunct des Berichterſtatters.

Fr. Pagadaſſi, Secretär.

Es kann als eine Fügung des Schickſals, gewiſſermaßen als ein Hohn des Glückes, gelten, daß der Geſetzartikel, auf welchen man Murat's Verurtheilung gründete, vor Jahren von ihm ſelbſt erlaſſen worden war, freilich ohne eine Ahnung davon, daß er einſt auf ihn ſelbſt Anwendung finden könnte; indeß kam er jetzt dem legitimen Könige ſehr gelegen, obgleich derſelbe die Abſicht hegte, und in vertrauten Kreiſen ſogar ausgeſprochen hatte, möglichſt Alles zu vernichten, was von Joſeph und Joachim herrührte, ohne dabei auf das mancherlei Gute Rückſicht zu nehmen, was Beide, namentlich aber Murat, ganz unbeſtreitbar geſchaffen hatten.

Ein bitteres Gefühl erfaßte den unglücklichen König bei Anhörung der Namen, welche das Urtheil gefällt hatten, namentlich auch deshalb, weil alle die Beisitzer des Kriegsgerichts, mit der alleinigen Ausnahme des Berichterstatters, Frojo, ihre Ernennung von ihm erhalten hatten, weil mehrere von ihnen von ihm besonders ausgezeichnet, befördert und mit Orden geschmückt worden waren, und weil sie sämmtlich noch vor fünf Monaten als ihren rechtmäßigen Herrscher den Mann anerkannt hatten, den sie jetzt als Verbrecher zum Tode verurtheilten, allem Anscheine nach, ohne ihre Ehre dadurch verletzt, Ihr Gewissen belastet zu fühlen.

Murat hörte mit würdevoller Fassung die Vorlesung dieses Urtheilsspruches an, und als der Lieutenant Frojo dann hinzufügte, daß die Vollstreckung des Urtheils binnen einer halben Stunde befohlen sei, begnügte sich der König damit, ihm einen Blick kalter Verachtung zuzuschleudern. Nach kurzem Besinnen sagte er darauf mit einer Stimme, die zwar fest war, bei der aber dennoch der Ton der Rührung durchklang:

„Ich wünsche meine beiden treuen Diener, meine letzten Freunde, die Generale Franceschini und Natali zu sprechen, und von ihnen den letzten Abschied zu nehmen und ihnen für ihre treue Anhänglichkeit zu danken."

Nach kurzem Zögern entgegnete Frojo mit sichtlicher Verlegenheit:

„Leider fühle ich mich nicht ermächtigt, auf diesen Wunsch einzugehen, und ich muß Sie vielmehr bitten, sich auf den Tod vorzubereiten."

„Das ist bereits geschehen," entgegnete der König, „und ich habe eben nicht viel Mühe gehabt, mich mit Gott auszusöhnen, denn ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich das Gute stets nach Kräften gethan habe; Böses that ich nur den Bösen, und Gott, der ein Gott der Güte und der Gerechtigkeit ist, wird mit mir gnädig in das Gericht gehen, gnädiger wahrscheinlich, als mit Manchem von denen, welche sich jetzt gegen göttliches und menschliches Recht anmaßen, mich zu dem Tode eines Verbrechers zu verurtheilen."

Der König war durch diese Worte in einige Aufregung gerathen, sogleich aber wendete er Frojo mit dem Ausdrucke der Geringschätzung den Rücken, und sagte zu dem Kapitän Staracc, der mit Frojo zugleich eingetreten war, mit freundlich herzlichem Tone:

„Herr Hauptmann, Sie haben sich bei dem eben so traurigen als schwierigen Amte, welches Ihnen zugetheilt worden ist, so sehr als Mensch gezeigt, daß ich mit vollem Vertrauen in Ihre Hände die Bitte lege, nach meinem Tode den Brief mit der Haarlocke, den

Sie dort auf dem Tiſche ſehen, an meine Familie gelangen zu laſſen, und zwar begleitet von dem Petſchaft, welches Sie in meiner erſtarrten Hand finden werden."

Nach dieſen Worten zog er ſeine Uhr aus der Taſche, machte von der Uhrkette das Petſchaft los, deſſen er ſo eben erwähnt hatte, und indem er daſſelbe mit einem ernſten, traurigen Blicke betrachtete, ſagte er, wie um die Thräne zu entſchuldigen, die ihm dabei unwillkürlich in das Auge trat:

„Der Kopf meiner Gattin iſt in täuſchender Aehnlichkeit in dieſen einfachen Karneol eingeſchnitten."

Darauf händigte er Uhr und Kette dem Kapitän Staracce ein, und ſagte:

„Darf ich Sie bitten, dies Zeichen des Andenkens an meinen treuen Diener Armand gelangen zu laſſen?"

Der Kapitän nahm die Uhr, und neigte ſich zum Zeichen des Verſprechens ſtumm und mit unverkennbarer Rührung, der König aber wendete ſich wieder zu Frojo mit eiſiger Kälte:

„Herr Berichterſtatter, ich bin bereit zu dem letzten Gange."

Ohne ein Wort der Erwiederung öffnete Frojo die Thür und da das Gefängniß Murat's zu ebener Erde lag, hatte er nur wenige Schritte zu thun, um

auf einen kleinen Hof zu gelangen, auf welchem bereits ein Kommando von zwölf Soldaten ſeiner harrte.

Feſten Schrittes trat er vor dieſelben hin, und nachdem er es durch eine abwehrende Handbewegung verweigert hatte, ſich die Augen verbinden zu laſſen, ſagte er mit trübe lächelnder Miene:

„Kameraden, laſſet mich nicht viel leiden! — Doch,“ fügte er nach einem flüchtigen Blicke ringsumher mit beinahe heiter-ſcherzendem Tone hinzu, „der Raum iſt ſo eng, daß Ihr mir die Bajonnette beinahe auf die Bruſt ſetzen müßt! — Ich darf daher hoffen, daß die Kugeln meiner Soldaten aus der Nähe das Herz nicht verfehlen werden, auf welches ſo viele feindliche Kugeln aus der Ferne vergebens gezielt wurden!“

Dann hob er die rechte Hand, in welcher er das Petſchaft mit dem Bildniſſe ſeiner Gemahlin hielt, ein wenig in die Höhe, und richtete auf daſſelbe einen liebevollen Abſchiedsblick.

Die Schüſſe krachten, und ſchmerzlos getödtet ſank der ritterliche Murat zu Boden; ein Mann aber, der, von dem Könige unbemerkt, ſeitwärts an die Mauer des Kerkers gelehnt ſtand, hatte während der Execution ſtumm das Taſchentuch vor das Geſicht gedrückt.

Das war der General Nunziante, den die Pflicht ſeines Amtes zwang, bei der Hinrichtung zugegen zu

ſein, um den wirklich erfolgten Tod des Verbrechers conſtatiren zu können, der es aber nicht über das Herz zu bringen vermochte, das blutige Schauſpiel, das er in ſeinem Innern und vor ſeinem Gewiſſen wahrſcheinlich verdammte, mit anzuſehen.

Der Leichnam des Hingerichteten — um nicht zu ſagen, des Ermordeten, — durch die in ſolcher Nähe abgefeuerten Schüſſe beinahe bis zur Unkenntlichkeit zerriſſen, wurde, — nachdem der Kapitain Starace, getreu ſeinem Verſprechen, aus der erſtarrten Hand das Petſchaft genommen hatte, — in einen Sarg gelegt und in feierlicher Stille in ein Grabgewölbe der Hauptkirche Pizzo's gebracht.

So ſtarb, am 13. October 1815, Nachmittags 4 Uhr, im Fort zu Pizzo

Joachim Murat, König von Neapel.

Ende des erſten Abſchnitts und des erſten Bandes.

Am Hofe von Neapel.

Hiſtoriſcher Roman

aus der Gegenwart

von

A. von L.

Zweiter Band.

Celle.
Verlag der Schulze'ſchen Buchhandlung.
1841.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
I. Der Einzug der Sieger	5
II. Alles für mein Kind	19
III. Eine Audienz. — Vertrauliche Ansichten	30
IV. Die Rückkehr König Ferdinand's IV. nach Neapel	40
V. Eugenie und die Fürstin Canosa	55
VI. Bourbonisches Werthalten	77
VII. Die Marquise von Malapieri	93
VIII. Der geheime Wille des Königs	106
IX. Die Strafe folgt dem Frevel auf dem Fuße	120
X. Das Walten der Nemesis	130
XI. Oheim und Neffe	140
XII. Die Trauungs-Ceremonie	151
XIII. Ginlenpe	173
XIV. Garibaldi	182
XV. Der Eid König Ferdinand's I.	196
XVI. Drohende Wolken	213
XVII. Der Monarchencongreß zu Laibach	226

Zweiter Abſchnitt.

Die Saat des Unheils.

I.

Der Einzug der Sieger.

Murat, bald nach ihm die Königin Karoline, hatten Neapel und dem Reiche als Flüchtlinge den Rücken gewendet, wie wir im ersten Theile dieser Geschichte sahen, und die Bevölkerung der Hauptstadt blickte in banger Erwartung und dumpfer Ruhe den kommenden Ereignissen entgegen. Die mord- und plünderungssüchtigen Banden der Lazzaroni wurden durch Bürgergarde, die bewaffneten Carbonari, besonders aber durch die Furcht vor den Säbeln der österreichischen Husaren und Dragoner, im Zügel gehalten, als am 22. Mai wieder eine lebhaftere Bewegung sich in allen Straßen, auf allen Plätzen Neapels kund gab. Ueberall sah man eifrig mit einander sprechende und meistens heftig gesticulirende Gruppen beisammen stehen, der allgemeine Strom

der Menschen aber bewegte sich aus den verschiedenen Richtungen der Stadt gegen das Thor von Capua zu, und lebhafte Spannung zeigte sich auf allen Gesichtern.

Der Einzug des österreichischen Heeres, dem man mit jeder Minute entgegensah, war es, der diesmal die ungewöhnliche Bewegung hervorbrachte, und in der Menschenmenge, die mehr und mehr anschwoll, je näher sie dem Thore von Capua kam, herrschte eine größere Stille, wie es sonst bei freudigen Anlässen unter der lebhaften Bevölkerung Neapels der Fall zu sein pflegte.

War denn aber das, was jetzt die Schaulust des leicht beweglichen Volkes nicht nur, sondern auch die Neugier der Ruhigeren, der Besonneneren, anregte, ein freudiger Anlaß? Das konnte kaum behauptet werden, denn schwer lastete auf Vielen der Gedanke, daß es die Bajonnete Fremder waren, die ihren Einzug in die eroberte Stadt halten sollten, und besonders finstere Gesichter sah man bei vielen Männern, welche die Farben der Carbonari in Bandschleifen oder Cocarden trugen, denn es empörte ihr Nationalgefühl, daß der König, der an der Spitze eines Heeres von Neapolitanern gestanden hatte, einem andern Könige weichen mußte, welcher sich der verhaßten Ausländer bediente, um sich wieder auf den zurückgewonnenen Thron heben zu lassen.

Die verſchiedenen Gefühle, welche die Bruſt der Männer erfüllen mochten, wichen, wenigſtens für den Augenblick, der Schauluſt, als jetzt die Trompeten der Oeſterreicher ſchmetterten, ihre Trommeln wirbelten und die Truppen in dichtgeſchloſſener Colonne, und in kriegeriſcher, wahrhaft impoſanter Haltung, 22,000 Mann ſtark, durch das Thor von Capua ihren Einzug hielten.

Die Spitze bildete eine Schwadron von Lichtenſtein Huſaren, eben dem Regimente, das durch eine andere ſeiner Schwadronen den Herzog von Gallo und den General Carascoſa durch ihr rechtzeitiges Erſcheinen aus der gefährlichen Lage befreite, in welcher ſie ſich in dem, von dem wüthenden Pöbel bedrängten königlichen Schloſſe befanden.

Die Huſaren dienten hauptſächlich dazu, den Weg zu ſäubern, indem ſie alle Zuſchauer von der Fahrſtraße herunter gegen die Häuſer drängten.

Unmittelbar hinter den Huſaren, kaum eine Pferdelänge von dem Letzten derſelben entfernt, ritt Leopold, Prinz von Salerno, ein ſchöner junger Mann, in der Blüte der Jugend, denn er zählte damals 25 Jahre und ſeine ganze Erſcheinung war angenehm und gewinnend. Was das Gerücht von ihm ſagte, ſprach außerdem ſo zu ſeinen Gunſten, daß der Jubel, die lauten Evvivas, mit denen das Volk nicht nur, ſondern auch die den

gebildeten Ständen angehörigen Zuschauer ihn begrüßten, aus aufrichtigem Herzen kam.

Dem Prinzen von Salerno zur Seite, nur um einen Pferdekopf zurück, ritten rechts und links neben dem Prinzen Leopold, der General Bianchi, commandirender General der Oesterreicher, und Lord Burghers, der Gesandte Englands, des treuen Verbündeten, der allein so lange den König Ferdinand IV. auf dem wankenden und bedrohten Throne Siciliens gestützt hatte.

An diese drei Führer schloß sich ein eben so glänzendes als zahlreiches Gefolge von Officieren aller Grade, Waffengattungen und Uniformen, und das Volk Neapels, welches eine leidenschaftliche Liebe für alles Schaugepränge, besonders aber für bunte Farbenpracht hegt, begleitete diese Führer und den blitzenden Generalstab derselben mit nicht endendem Jubelgeschrei auf ihrem ganzen Wege, der von dem Thore von Capua über den Platz del Serraglio della Pina und dann durch die Toledo-Straße sich nach dem königlichen Palaste begab.

Beinahe die ganze Bevölkerung Neapels war auf den Beinen; wohl an 400,000 Menschen wälzten und drängten sich neben den einziehenden Truppen her durch die Straßen, und was auf diesen keinen Platz mehr finden konnte, erkletterte die Dächer. Alle Fenster waren

Kopf an Kopf mit Menſchen gefüllt, und die Balkone zeigten einen reichen Schmuck buntfarbiger Teppiche, geziert durch den noch ſchöneren reizender Frauen und Mädchen, beſonders den höheren Ständen angehörend. Weiße Tücher wurden bei jedem Schritte von zarten Händen geſchwenkt, und ſo reichlich fiel ein ſteter Blumenregen auf die Häupter der Sieger nieder, daß ſich die Straße wie mit einem Teppiche bedeckte, und der gleichmäßige Tritt der Krieger nur dumpf und oft kaum hörbar zu den ſchönen Blumenſpenderinnen heraufſchallte, die das Herz mehr als eines der Tapferen, das im Donner der Schlacht nicht ſchneller pulſirt hatte, durch ihre herausfordernden und vielverſprechenden Gluthblicke zu raſcheren Schlägen brachten.

Während der ganzen Dauer des Einmarſches ertönte das Geläute der Glocken von allen Thürmen, donnerten die Kanonen vom Bord der zahlreichen Schiffe im Hafen und von den Wällen der verſchiedenen Kaſtelle, welche Neapel wie mit einem ſchützenden, oder zwingenden Gürtel umgeben, und der ganze Einzug bot in der That ein impoſantes Schauſpiel, das wohl geeignet geweſen wäre, auch eine kältere, nicht ſo leicht erregbare Bevölkerung, wie die Neapels, in eine Art von enthuſiaſtiſchem Taumel zu verſetzen.

Kaum hatte Prinz Leopold das Schloß erreicht,

als er, den stürmischen Rufen des Volkes nachgebend, auf einem der Balkone erschien, und eine kurze Ansprache hielt, die von Wenigen gehört, von noch Wenigeren verstanden, von der ganzen, zahllosen Menge aber mit lautem Jubel und nicht enden wollenden Evvivas aufgenommen wurde.

Kaum war der Prinz von Salerno zurückgetreten, als der Fürst Ottajano, Staatsrath des Königs Ferdinand, den Balkon betrat. Der Monarch hatte ihn als eine Art Vorläufer vorausgesendet, um einen Sturm auf die Liebe seiner wiedergewonnenen Unterthanen zu machen, die er, wie er wohl wußte, nicht in sonderlich hohem Grade besaß. Er hatte es daher für nöthig befunden, sich die Herzen dadurch zu gewinnen, daß er in denselben Hoffnungen erweckte, zu deren Erfüllung er vielleicht schon in eben dem Augenblicke den Willen nicht hatte, als er zu diesem Zwecke die Proclamation aufsetzen ließ, deren Ueberbringer der Fürst Ottajano war.

Dieser glaubte denn auch keinen Augenblick zögern zu dürfen, um dem Willen seines königlichen Gebieters zu genügen, und kaum hatte er den Balkon betreten, als, gleich scheu umherflatternden Tauben, zahllose weiße Papierblätter, von der Luft hin und her geschaukelt, auf die Volksmenge niederfielen, die begierig danach

griff, ſich auch wohl hier und dort um den Beſitz eines ſolchen Blattes zankte, ſogar ſchlug, ohne zu wiſſen, um was es ſich handelte.

Es waren dies des Königs Proclamationen, nicht weniger als fünf an der Zahl, und ſehr richtig hatte der Fürſt Ottajano das ſchnellſte Mittel ergriffen, ſie zur allgemeinſten Kenntniß der ganzen Bevölkerung zu bringen. Denn wo Einer ein ſolches Blatt erhaſcht hatte, da drangen die Zunächſtſtehenden, die minder glücklich geweſen waren, mit ungeſtümen Bitten in ihn, den Inhalt laut vorzuleſen, und während dies geſchah, hörte man allerhand Gefühle äußern und verſchiedenartige Gloſſen und Bemerkungen machen, die keineswegs immer die Freude, die Zufriedenheit oder das Vertrauen der Zuhörer bewieſen.

Es kann nicht unſere Abſicht ſein, dieſe zum Theil ziemlich umfangreichen Actenſtücke hier buchſtäblich anzuführen, aber wir halten es für unſere Pflicht, wenigſtens den weſentlichſten Inhalt derſelben anzudeuten, denn dieſe Proclamationen blieben nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die nachfolgenden Ereigniſſe, deren Schilderung wir uns zur Aufgabe geſtellt haben, und ſie dienen außerdem zum Beweiſe, wie die Bourbonen Neapels die Erfüllung gegebener Verſprechungen verſtanden, wie ſie ſich durch dieſelben nur grade ſo lange gebunden fühlten,

als die zwingende Noth der Verhältniſſe ihren unumſchränkten Willen in Feſſeln ſchlug.

Durch die erſte dieſer Proclamationen verſprach König Ferdinand, ſeine ganze Sorge ſolle es ſein, die Ruhe und das Glück ſeiner Völker zu begründen. Zu dieſem Zwecke wolle er ihnen perſönliche und bürgerliche Freiheit ſchenken, die Heiligkeit des Eigenthums ehren und den Verkauf der Staatsgüter (der während ſeiner Entfernung vom Throne erfolgt war), nicht antaſten; die Abgaben nur nach den von dem Geſetze vorgeſchriebenen Formen erheben; die Staatsſchuld anerkennen; die Penſionen, die militairiſchen Grade und den neuen Adel beſtätigen; jedem Neapolitaner die Ausſicht auf alle bürgerlichen und militairiſchen Stellen und Grade eröffnen, und endlich — die allgemeinſte und vollſtändigſte Amneſtie gewähren.

Wie man ſieht, war dieſe Proclamation faſt überreich an Verſprechungen, ſo daß man kaum begreift, wie daneben noch vier andere Proclamationen mit weiteren Verheißungen möglich waren. Sie brachte daher im allgemeinen einen günſtigen Eindruck hervor; dennoch fehlte es nicht an Zweiflern, welche ziemlich unverholen die Meinung äußerten, die Worte klängen zwar recht ſchön, aber es mangele an jeder Bürgſchaft für das Halten dieſer Verſprechen. Am wenigſten zufrieden äußerten ſich

die Carbonari, welche die vermißte Bürgſchaft in der Durchführung der von Murat verliehenen Conſtitution erblickten und deshalb auch feſt entſchloſſen waren, auf der Beſtätigung derſelben feſt zu beharren.

Eine zweite Proclamation verſprach noch ausdrücklich, daß keine Art von Schrift, Rede oder Handlung, zu Gunſten und während der unrechtmäßigen Regierungen Joſeph Bonapartes und Joachim Murats, von den Geſetzen jemals zur Rechenſchaft oder Verantwortung gezogen werden ſollte.

Durch die dritte Proclamation wurden proviſoriſch alle Gerichts- und Verwaltungs-Beamten in ihren Stellen beſtätigt. Zugleich wurde durch dieſelbe der Befehl ertheilt, die Gerichte nach den bisherigen Gebräuchen zu halten, und alle Geſchäfte in dem bisherigen Gleiſe fortzuführen, damit die Maſchinerie des Staates nicht in Stockung gerathe.

Die vierte und die fünfte Proclamation befaßten ſich mit der Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe, Ordnung und Sicherheit; ſie bedrohten daher jeden Ausbruch von Haß und Rache mit ſtrenger Strafe und erklärten namentlich: 1) daß Alle, die ſich mit Gewalt in den Beſitz ihres früheren Eigenthums zu ſetzen verſuchten; ſo wie 2) Alle die, welche ſich ohne beſondern königlichen Befehl in die früher von ihnen verwalteten

Stellen eindrängen wollten, — als Ruheſtörer auf das Strengſte beſtraft werden ſollten.

Dieſe beiden Proclamationen bewieſen hinlänglich, daß Ruhe und Ordnung keineswegs ſo weit geſichert waren, wie es auf den erſten Anblick bei dem Bilde ſcheinen konnte, welches die Straßen Neapels während des Triumpheinzuges der ſiegreichen öſterreichiſchen Truppen boten. Auch wird man nicht vergeſſen, auf welche empörende Weiſe eben die Regierung, welche alle Ruheſtörer zu beſtrafen drohte, Ruhe und Sicherheit, Leben und Eigenthum zahlreicher Perſonen durch die zügelloſen Banden des Fürſten Canoſa gefährden ließ, und wir werden im Verlaufe dieſer Erzählung zahlreiche Beiſpiele vorzuführen haben, wie die Regierung für Ruhe und Ordnung der Staatsbürger und Unterthanen ſorgte, und wie die Ruheſtörer beſtraft wurden.

Die Nothwendigkeit ſtrenger Maßregeln ging übrigens auch aus einem Erlaſſe des Prinzen Leopold, des vorläufigen Statthalters des Königs, hervor, den derſelbe noch am Tage ſeines Einzuges durch Maueranſchlag bekannt machen ließ, und in welchem unter Anderem wörtlich geſagt wurde:

„Wollte Jemand die öffentliche Ruhe ſtören, indem er im Schatten des geheiligten Namens des Vaterlandes und der Treue Unruhe und Aufſtand erzeugte

Wehe ihm! Meine Gegenwart allein muß die Ueberzeugung gewähren, daß Se. Majestät Ihre höchste Macht nur dazu anwenden werden, um einen solchen Ruhestörer streng zu bestrafen, so wie Seine königliche Großmuth keine Schranken gegen Diejenigen erkennen wird, welche dazu beitragen, daß Sr. Majestät Rückkehr das Signal der Eintracht und der Versöhnung aller Parteien und der Vergessenheit aller erlittenen Uebel werde. Es giebt keine Schuldige! Alle haben blos den gebietenden Umständen der Zeit nachgegeben, und wenn die öffentlichen Angelegenheiten weniger gelitten haben, so geschah es gerade darum, weil sie sich in den Händen der Nation selbst befanden. Das sind die Maximen des Königs, meines Vaters, und dieselben Grundsätze, welche der würdige und tapfere General an der Spitze des österreichischen Heeres ausgesprochen hat ꝛc. ꝛc.".

Wie es scheint, baute der General Neipperg, welcher zum Kommandanten von Neapel ernannt worden war, nicht sonderlich auf die Wirkung der Proclamationen des Königs Ferdinand und des Prinzen Leopold, denn er fand es für nöthig, dieselben dadurch zu verstärken, daß er einen strengen Tagesbefehl erließ, durch den er, unter der Strafe, binnen vierundzwanzig Stunden durch eine Militair-Commission abgeurtheilt zu werden, alle zügellosen Zusammenrottungen

verbot, welche unter dem Vorwande von Freudeäußerungen die öffentliche Ruhe ſtören könnten. Eben ſo wurde das Tragen jeder Art von Waffen auf das Strengſte unterſagt.

„Das klingt ſehr ſchön!“ ſagte unſer alter Bekannter, der Calabreſe Carlo, nachdem er die drei erſten der obenerwähnten Proclamationen in einer Poſada unweit des königlichen Schloſſes einer begierigen Zuhörerſchaft laut vorgeleſen hatte, wobei er von den Leichtgläubigſten mehrmals durch enthuſiaſtiſche Beifalls- und Freudenäußerungen, die er mit einer ſpöttiſchen und zweifelſüchtigen Miene hinnahm, unterbrochen wurde: „Was meinen Sie dazu, mein junger Freund?“ wendete er ſich zu Jean Aubuſſon, der gedankenvoll, wie träumend, neben ihm ſaß, den vor ihm ſtehenden Wein unberührt gelaſſen hatte, und nur wenig von den Proclamationen gehört zu haben ſchien.

„Was ich dazu meine?“ fragte der junge Mann, indem er emporfuhr. „Ja wohl! Sie haben vollkommen Recht!“

„Ich weiß, was Ihre Gedanken ſo ganz in Anſpruch nimmt, daß Sie von Allem, was rings um Sie her vorgeht, beinahe gar nichts bemerken. — Kommen Sie daher, und laſſen Sie uns die Vorbereitungen zu Ihrer Aufnahme als Lehrling treffen, die, wie Sie wiſſen,

für heute Abend angeſetzt iſt, und durch die Sie Ihrem Ziele wenigſtens um einen Schritt näher gebracht werden, denn durch die Verbindungen des Ordens, die Ihnen, wenn Sie wirkliches Mitglied deſſelben ſind, hülfreich an die Hand gehen, wird es Ihnen weſentlich erleichtert ſein, ihre Rache an dem nichtswürdigen Canoſa auf eine empfindliche Weiſe auszuüben; denn eine andere Rache, zumal eine gemeine, würde Ihrer ſelbſt unwürdig ſein, Ihren Beleidiger aber nicht hart genug treffen."

„Kommen Sie!" rief Jean Aubuſſon, indem er haſtig aufſprang, den Arm ſeines Beſchützers ergriff und dieſen mit ſich fortzog. „Ich brenne vor Verlangen, aufgenommen zu werden, denn die Unthätigkeit, zu der ich mich bis jetzt verdammt ſehe, reibt mich auf."

„Ich begreife das," ſagte Carlo, indem er neben dem ungeduldig vorwärts eilenden jungen Manne einherſchritt. „Nur warne ich Sie, während der Prüfungen ſich nicht wieder, wie ſo eben, ihrer Zerſtreutheit hinzugeben, denn man möchte Ihnen das ſonſt leicht als Mangel an Muth auslegen."

„Sorgen Sie nicht!" entgegnete der junge Mann, indem er ſeinem Begleiter die Hand drückte. „Ich werde Ihrer Empfehlung Ehre zu machen wiſſen!"

Und er erfüllte ſein Wort, denn glänzend beſtand er

die Prüfungen, denen sein Muth, seine Geistesgegenwart, seine Standhaftigkeit und seine Entschlossenheit unterworfen wurden, und der anbrechende Morgen begrüßte ihn als aufgenommenen Lehrling der guten Vettern.

II.

Alles für mein Kind.

In der Nähe Meſſina's, in einem kleinen, beſcheidenen aber zierlichen Landhauſe, das ſich durch ſein Aeußeres, durch den Reichthum, welchen ſeine ganze Umgebung zeigte, als die Villa eines der Großen des Landes verrieth, die dazu beſtimmt war, geheime und verbotene Freuden der neugierigen Menge zu verbergen, finden wir während der letzten Tage des Mai 1815 ein junges, reizendes Weib, das, einen kleinen, blühenden Knaben mit mütterlicher Liebe auf dem Arme tragend, in dem parkartigen Garten, welcher das Landhaus rings auf allen Seiten umgab, luſtwandelte. Die hohe Mauer, welche den ganzen Garten einſchloß, ließ denſelben faſt als eine Art von Gefängniß erſcheinen, und das war er auch in der That für die Luſtwandelnde, denn dieſe

war die unglückliche Eugenie Aubuſſon, das arme, durch den Fürſten Canoſa auf ſo unwürdige Weiſe zu Grunde gerichtete Mädchen.

Daß ſie nicht die Abſicht hatte, ihrer Gefangenſchaft zu entfliehen, wie es ihr bei einiger Entſchloſſenheit leicht geweſen ſein würde, wiſſen wir bereits aus dem Briefe, durch den ſie ihren Vater von ihrem Schickſale benachrichtigte, und der deſſen Tod beſchleunigte. Aber der Fürſt, der ihre Flucht fürchtete, hatte ſeinen Leuten, welche das Landhaus beaufſichtigten und den Garten in Ordnung hielten, die ſtrengſten Befehle ertheilt, Eugenie nicht aus den Augen zu laſſen und — wenn es ſein müßte — ihr Entweichen mit den äußerſten Gewaltmitteln zu verhindern. Deshalb ſchlich auch jetzt ein altes Weib von abſchreckender Häßlichkeit und dem widerlichſten Ausdrucke des Geſichtes, in geringer Entfernung der jungen Mutter, die nur mit ihrem Kinde beſchäftigt zu ſein ſchien, auf Schritt und Tritt nach, kein Auge von ihr wendend. Ein Seitenpförtchen, durch welches man in die reizende Umgebung des Landhauſes gelangen konnte, war mit Schlöſſern und eiſernen Riegeln feſt verwahrt, und in der Nähe des eiſernen Thores, welches den Haupteingang zu der Beſitzung bildete, ſah man den Aufſeher derſelben und zwei handfeſte Gartenknechte mit verſchiedenen Arbeiten beſchäftigt,

die offenbar eben jetzt nur deshalb vorgenommen wurden, um ſowohl das Thor als Eugenie nicht aus den Augen zu laſſen.

Dieſe lächelte ſpöttiſch und verächtlich über alle dieſe überflüſſigen Vorſichtsmaßregeln, aber ſie freute ſich derſelben, weil ſie daraus erkannte, daß ihre wahren Abſichten noch nicht durchſchaut worden waren.

Wie aber ſollte ſie dieſelben erreichen? Das fragte ſie ſich in dieſem Augenblicke ſchmerzlicher, als je, denn ſie hatte durch einen Zufall erfahren, daß der Hof im Begriffe ſtand, Meſſina zu verlaſſen und zu dem eigentlichen Königsſitze nach Neapel überzuſiedeln. Wie aber konnte es ihr dann möglich ſein, in der Nähe des Fürſten Canoſa zu bleiben, wie ſie es doch ſo ſehnlich wünſchte, ſo ſchwer ihr auch die Verſtellung wurde.

Seit der Geneſung von ihrer Geiſtesverwirrung hatte ſie ihren Verführer nur ein Mal geſehen, bald nachdem ſie ihren klaren Verſtand wieder gewonnen. Er war ſo wenig zartfühlend geweſen, daß er ihr ſeine unlautere Liebe nicht verhehlte, und ihr, wenn ſie bei ihm bleiben wollte, Anträge machte, daß ihr Schamgefühl, das Bewußtſein ihrer unverletzt erhaltenen Tugend, ſich dadurch bis in das Innerſte verletzt fühlen mußte. Sie antwortete ihm daher mit ſo niederſchmetternder Verachtung, daß er ſich, zwar in

höchstem Zorne, aber dennoch beschämt, von ihr zurückzog. Seitdem hatte er sich ihr nicht wieder zu nähern versucht, und doch wünschte Eugenie ihn jetzt herbei, denn bald nach jenem Zusammentreffen war in ihr der Vorsatz gereift, den sie ihrem Vater verkündete: Ausharren in ihrer peinlichen Lage, um ihrem Kinde einen Vater, einen Namen, zu erringen. Wie ihr dies möglich werden sollte, wußte sie zwar selbst noch nicht, obgleich sie dazu bereits mehrere, mitunter sehr abenteuerliche Pläne ersonnen hatte. Aber zu der Ausführung aller war erforderlich, daß der Fürst sich ihr wieder annäherte, und gleichwohl ließ er sich nicht blicken, schien sie wohl gar vergessen zu haben. Sie fühlte sich daher von einem freudigen Schreck ergriffen, als plötzlich der Aufseher und dessen Gehülfen auf das Gitterthor zuliefen, dessen beide Flügel weit aufrissen, und ein offener Wagen hereinfuhr, in welchem sie, bequem in die Ecke zurückgelehnt, den Fürsten von Canosa erkannte.

„Endlich!“ flüsterte sie, indem sie ihren Knaben fest an die Brust drückte, und seinen Mund mit solcher Heftigkeit küßte, daß das Kind leise zu weinen begann. „Jetzt gilt es, Dir den ehrlichen Namen zu gewinnen, den Du bisher noch entbehrst, und ich schwöre Dir, daß ich dazu kein Opfer scheuen will, würde es mir auch noch so schwer!“

Nachdem ſie ſo ein feierliches Gelübde abgelegt hatte, kehrte ſie um und entfernte ſich von dem Hauſe, als wolle ſie es vermeiden, mit dem Fürſten zuſammenzutreffen. Durfte ſie ſich doch ſagen, daß ihr Wunſch, ihn zu ſprechen, auch ohne ihr Zuthun, und ſcheinbar mit Zwang, in Erfüllung gehen würde, und in der That kam ſchon wenige Minuten ſpäter der alte Geronimo, der würdige Gatte der widerlichen Maddalena, athemlos zu ihr gelaufen, und ſagte, halb mürriſch, halb ehrerbietig:

„Seine Durchlaucht laſſen Sie bitten, Signora, zu ihm zu kommen. Der gnädigſte Fürſt wartet Ihrer in dem Gartenſalon.“

Eugenie ſtellte ſich, als ſei ſie nicht Willens, der Aufforderung zu genügen; nach kurzem Zögern jedoch ſagte ſie mit dem Tone des Unwillens:

„Wollte ich mich weigern, ſo würde mir das wahrſcheinlich nichts nützen, denn ich bin es bereits gewohnt, hier wie eine Gefangene behandelt zu werden. Melden Sie daher dem Fürſten, ich würde kommen, nur müßte ich mich erſt zu der Unterredung mit ihm ſammeln.“

Dann verfolgte ſie ruhig ihren Weg, kehrte nach etwa einer Viertelſtunde auf einem Umwege zu dem Hauſe zurück, und nachdem ſie hier, nicht ohne die Koketterie, die ſie zu der Erreichung ihres Zweckes für

nothwendig hielt, ihre Toilette in Ordnung gebracht hatte, trat sie, mit ihrem Kinde auf dem Arme, in den Gartensalon, in welchem der Fürst von Canosa voll wachsender Ungeduld ihrer wartete.

Eugenie sah unendlich reizend aus, als sie in unverkennbarer Aufregung vor dem Fürsten erschien. Ihre mädchenhafte Schönheit, die bezaubernd gewesen war, schien sich durch das Gepräge der Mutter, welches über ihre jugendlich frische Erscheinung ausgegossen war, noch gesteigert zu haben, und von Gluthgefühlen ergriffen, richtete ihr Verführer seine feuersprühenden, verlangenden Blicke mit so verzehrendem Ausdrucke auf sie, daß sie davor beschämt und erröthend die Augen zu Boden schlug.

Rasch eilte der Fürst auf sie zu, ergriff ihre Hand, zog sie an seine Lippen, bedeckte sie mit feurigen Küssen, und indem er sie sanft zu dem Divan geleitete, von welchem man durch die offene Thür die Aussicht auf die üppige Pracht des Gartens hatte, sagte er mit dem Ausdrucke der Zärtlichkeit:

„Ach, Eugenie, wie schön Sie heute wieder sind!"

Sie versuchte ihm ihre Hand zu entziehen, indem sie sagte:

„Erinnern Sie mich nicht an meine Schönheit, die ich verwünsche, weil sie die Ursach meines Verderbens ist!"

„Sind Sie denn ganz unverſöhnlich?“ fragte er, indem er ſie neben ſich auf den Divan niederzog, was ſie nach leiſem Widerſtreben geſchehen ließ.

„Gern würde ich mich mit Ihnen verſöhnen,“ entgegnete Eugenie, und ſah ihn mit einem Blicke an, der ihn bis in das Innerſte erbeben machte, „und gebe Gott der Allmächtige, daß ich Sie bereit finden möchte, die einzige Bedingung zu erfüllen, unter welcher eine Ausſöhnung möglich iſt!“

„Nennen Sie dieſe Bedingung,“ rief der Fürſt feurig, „und ich erfülle ſie, wenn es mir irgend möglich iſt.“

Dabei wollte er ſie mit dem einen Arme umſchlingen und an ſich ziehen, ſie aber wies ihn mit einem ſo ernſten, würdevollen Blicke zurück, daß er ſich gezwungen ſah, ſeine Zärtlichkeit zu bekämpfen, und ſie ſagte nun, indem ſie ihn ruhig und prüfend anſah:

„Dieſe Bedingung iſt, daß Sie dieſem unſchuldigen Weſen, das ohne eigenes Vergehen der Schande verfallen iſt, indem es das Licht der Welt erblickte, den Vater, den Namen geben, zu denen Sie ihm verpflichtet ſind, da Sie ihn durch eine Nichtswürdigkeit in das Daſein riefen!“

Bei dieſen Worten hielt ſie ihm den Knaben hin, welcher lächelnd die Aermchen nach dem Manne ausſtreckte, der ihn als Vater verleugnen wollte.

Der Fürſt machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung und ſagte dann, die Stirn finſter runzelnd:

„Sie wiſſen, daß ich dieſe Bedingung nicht erfüllen kann, ſelbſt wenn ich es wollte; denn ein unangenehmer Zufall entdeckte Ihnen zugleich mit meinem wirklichen Namen auch, daß ich bereits vermählt bin.“

„Ich hege nicht den Ehrgeiz, Fürſtin von Canoſa zu werden,“ entgegnete Eugenie mit demüthig-ſtolzem Tone, „aber ich habe ein Recht, zu verlangen, daß Sie mir und meinem Kinde den Namen Albertini geben, unter dem ich Sie kennen lernte, — unter dem ich Ihnen meine ganze Liebe ſchenkte,“ fügte ſie zögernd hinzu, indem ſie einen tiefen Seufzer ausſtieß und auf den Fürſten einen Blick richtete, welcher zu ſagen ſchien: Unter dem ich Sie noch liebe!

Dieſer Blick verfehlte ſeine Wirkung nicht, denn unter dem Eindrucke deſſelben ſagte er ſanft, und wie bedauernd:

„Was fällt Ihnen ein, Eugenie! — Sie werden doch nicht verlangen, daß ich das Verbrechen der Bigamie auf mich lade, um ein Vergehen zu ſühnen, deſſen ich mich im Rauſche der Leidenſchaft ſchuldig machte?“

„Wer würde denn je etwas davon erfahren, daß der Fürſt von Canoſa, der hohe, vornehme Herr, und

der ſchlichte Signor Albertini, der unbedeutende Kaufmann, eine und dieſelbe Perſon ſind?"

„Wer bürgt mir, daß das Geheimniß bewahrt bliebe?" fragte der Fürſt, der ſchon wankend zu werden ſchien; und mit einem raſchen, forſchenden Blicke auf Eugenie fügte er hinzu: „Wer bürgt mir dafür, daß nicht Sie ſelbſt zur Verrätherin an mir würden?"

„Der Gedanke kann unmöglich Ihr Ernſt ſein," entgegnete Eugenie kopfſchüttelnd. „Wie, ich ſollte mein eigenes Werk vernichten, ſollte ſelbſt mich und mein geliebtes Kind wieder in die Schande und Schmach zurückſtürzen, der Sie uns entriſſen hätten, wenn Sie ſich großmüthig entſchlöſſen, meine Bedingung zu erfüllen? Nein, das können Sie ſelbſt nicht glauben!"

„Und wenn ich auf Ihren thörichten Wunſch einginge, wenn ich mich dadurch der äußerſten Gefahr im Fall der Entdeckung ausſetzte, was würden Sie dann für weitere Anſprüche an mich erheben?"

„Keine, das ſchwöre ich bei dem Theuerſten, was ich habe, — bei dem Leben meines Kindes!" verſicherte Eugenie, indem ſie die Hand wie zum Schwure erhob. „Wenn Sie mir die Dokumente übergeben, welche die Rechtmäßigkeit unſerer Verbindung, die rechtmäßige Geburt meines Kindes, beweiſen, dann will ich mich gern für befriedigt erklären und auf der Stelle dieſes

Land verlaſſen, ſollten Sie meinem Worte ſo wenig vertrauen, daß Sie dies zu Ihrer Sicherheit für nothwendig erachteten."

„Nein, dann erſt müßteſt Du in meiner Nähe bleiben, Du liebe kleine Närrin, und ich hätte ein wohl begründetes Recht, dies von Deiner Dankbarkeit zu fordern, wenn auch nicht von Deiner Liebe," ſagte der Fürſt, zog ſie an ſich, und preßte einen Kuß auf ihre Lippen.

Eugenie erbebte am ganzen Körper beinahe krampfhaft unter dieſer erzwungenen Liebkoſung, die ſie nur mit innerem Widerſtreben duldete; aber es galt ja der Verſtellung, wollte ſie ihr Ziel, deſſen Erreichung ihr jetzt ſo nahe zu ſtehen ſchien, nicht im entſcheidenden Augenblicke noch verfehlen, und ſie geſtattete ſogar die öftere Wiederholung des Kuſſes, ohne ihn jedoch nur durch das leiſeſte Entgegenkommen zu erwiedern.

Der Fürſt aber ſchien ihre Kälte kaum zu bemerken, und gerieth in ſolches Feuer, daß er ausrief:

„Ja, Du reizendes Weib, ich will Deinen Wunſch erfüllen. — Du ſollſt mein Weib, dieſer liebliche Knabe ſoll mein Kind werden!"

Mit dieſen Worten widmete er dem Kleinen den erſten freundlichen Blick, die erſte flüchtige Liebkoſung, ſeitdem derſelbe auf der Welt war, und durch nichts

hätte er das Herz der Mutter ſchneller und ſicherer gewinnen können. Eugenie fühlte in der That einen Theil ihres Grolles ſchwinden, aber dennoch wies ſie den Fürſten entſchieden zurück, als er ungeſtümer, zudringlicher werden wollte, und indem ſie aufſprang und das Kind wie eine Art Schutzwehr zwiſchen ſich und ihn hielt, ſagte ſie mit ernſtem, feierlichem Tone:

„Achten Sie in mir Ihre künftige Gattin, wenn Sie die Mutter Ihres Sohnes nicht ehren wollen. — Sorgen Sie für die baldige Vollziehung der Ceremonie, und ich bin ganz die Ihrige. — Bis dahin geben Sie jeden Gedanken an meinen Beſitz auf. — Eher würde ich mir das Leben nehmen, als ich mich Ihnen ergäbe, ohne durch ein heiliges Band Ihnen anzugehören. — Wehe aber Ihnen, ſollten Sie daran denken, zum zweiten Male einen Frevel zu begehen, wie der, welchem dieſes ſchuldloſe Weſen ſein Daſein verdankt.“

Vergebens bot der Fürſt Bitten und Drohungen auf, Eugenie anderes Sinnes zu machen. Sie blieb ſtandhaft und er entfernte ſich endlich mit dem Verſprechen, ſie ungeſäumt nach Neapel nachkommen zu laſſen, wohin er am nächſten Tage zurückkehren müßte, und wo es ihm, wie er verſicherte, leichter ſein würde, ihren Wunſch zu erfüllen, wie hier auf Sicilien, wo er zu bekannt ſei.

III.

Eine Audienz. — Vertrauliche Ansichten.

In freudig aufgeregter Stimmung verließ der Fürst von Canosa sein Land- und Lust-Haus, um sich nach Messina zurückzubegeben, wo ihm König Ferdinand eine Audienz zugesagt hatte, von der er mit Zuversicht die ihm nicht nur in Aussicht gestellte, sondern sogar fest versprochene Ernennung zum Polizeiminister des neubegründeten Königreiches beider Sicilien zu empfangen erwartete. Er glaubte, diesen Gnadenbeweis durch den Eifer, den er bei der ihm übertragenen Sendung bewiesen hatte, reichlich verdient zu haben, und mit stolzem Bewußtsein, ungetrübt durch Reue oder Gewissensbisse, überlas er auf dem Wege zu dem Hofe des Königs von Neapel mehrmals die Liste der Opfer, die bereits unter den Fäusten der von ihm angeworbenen

Mörder und Mordbrenner gefallen waren, und unter denen ſich mehrere Namen von Männern befanden, welche unter der letzten Regierung zu den angeſehenſten und geehrteſten gehört hatten. Selbſt zwei oder drei Frauen ſtanden mit auf der Liſte; nur einige Kinder, die ebenfalls ihr junges, unſchuldiges Leben bei der angeſtellten Hetze eingebüßt hatten, waren, als zu unbedeutende Gegenſtände, nicht mit aufgeführt worden.

Gleich ſo vielen Anderen ſollte indeß der Fürſt von Canoſa die Ueberzeugung gewinnen, daß die Verſprechungen des Königs Ferdinand nicht ſo buchſtäblich zu nehmen waren, wie der Wortlaut der Zuſagen und Proclamationen es hätte vermuthen laſſen.

Zwar empfing der König ihn ſehr gnädig; zwar zollte er ihm lautes Lob über den bewieſenen Eifer; zwar überflog er mit wohlgefälligen Blicken die Liſte, die Canoſa ihm überreichte; als der Fürſt aber mit demuthsvoller Unterwürfigkeit ſagte:

„Ew. Majeſtät Lob macht mich unendlich glücklich, und ich verſpreche mit meinem heiligen Ehrenworte, als Allerhöchſtdero Polizeiminiſter meinen Eifer noch zu verdoppeln —“

Da runzelte König Ferdinand die Stirn, und ſchüttelte ſo heftig mit dem Kopfe, daß der Puder aus ſeinem Haar umherſtäubte und der haarbeutelartige Zopf

in seinem Nacken wackelte. Seine dicke aufgeworfene Unterlippe verzog sich mit dem Ausdrucke des Hohnes, sein langes Kinn verlängerte sich noch mehr, und er sagte mit dem Tone des Unwillens und des Vorwurfes:

„Fürst Canosa, wollen Sie mich durch Ihre Erwähnung des Polizeiministeriums etwa voreilig an die Erfüllung eines Versprechens mahnen, das ich halten werde, wenn die Zeit dazu gekommen ist?"

Canosa erschrak über den unverkennbaren Zorn des Königs so heftig, das er nur mit Mühe das Zittern unterdrückte, welches ihn ergriff, und daß er, leichenblaß, stammelte:

„Sire, fern von mir war der Gedanke einer solchen Mahnung, denn wohl weiß ich, daß Ew. Majestät Ihr Wort erfüllen werden, sobald ich mich dessen vollkommen würdig gezeigt habe."

Schnell besänftigt durch diesen Beweis knechtischer Unterwürfigkeit sagte der König, dessen Gesicht sich in die Falten eines gnädigen Lächelns legte:

„Es freut mich, daß Sie dies einsehen, Fürst; auch hatte ich es von Ihrem Diensteifer, Ihrer Anhänglichkeit an Unser königliches Haus, nicht anders erwartet. Sie haben zwar, — die Gerechtigkeit muß ich Ihnen widerfahren lassen, — bereits viel gethan, aber noch viel mehr bleibt Ihnen zu thun, sobald ich wieder in unser

angeſtammtes Königreich zurückgekehrt bin und den Thron meiner Väter beſtiegen habe. Die Pflichten aber, die Ihnen zunächſt obliegen, nehmen Ihre Zeit zu ſehr in Anſpruch, und vertragen ſich zu wenig mit der Führung eines Miniſterportefeuilles, als daß ich Ihnen daſſelbe ſchon jetzt übertragen könnte. Ich habe daher den Marquis von Medici vorläufig mit dieſem Portefeuille betraut."

So ſehr der Fürſt von Canoſa auch Hofmann war, konnte er das Gefühl, welches dieſe unerwartete Mittheilung in ihm erregte, nicht ganz unterdrücken, und dunkle Röthe überflog ſein Geſicht bis zur Stirn, während er ſich auf die Lippen biß, um die unehrerbietige Aeußerung, die ihm auf denſelben ſchwebte, nicht herüber zu laſſen.

Wohl bemerkte der König dieſe unwillkührliche Aufwallung ſeines zukünftigen Miniſters und er erkannte daraus, daß derſelbe zu einem ſolchen Poſten unter der Autorität eines abſoluten Herrſchers noch nicht reif genug ſei; aber er war mehr Herr über die Aeußerung ſeiner Gefühle, und ſein ohnedies ausdrucksloſes, um nicht zu ſagen einfältiges Geſicht verrieth nichts von dem, was er empfand, als er, in dem Bewußtſein, der Dienſte des Fürſten für jetzt dringend zu bedürfen, und eben durch die Zögerung ſeines verdoppelten Eifers ge-

wiß, fügte er, ſcheinbar nichts bemerkend, mit wohlwollendem Tone hinzu:

„Doch dieſe Ernennung iſt nur proviſoriſch, und das Portefeuille des Polizeiminiſteriums bleibt Ihnen zugeſichert, ſobald Sie ſich durch die Erfüllung des Ihnen für jetzt ertheilten Auftrages meine volle Zufriedenheit zu erringen wiſſen.“

„Sire,“ entgegnete mit einer tiefen, ehrfurchtsvollen Verbeugung der Fürſt von Canoſa, „dies wird, wie von je her, ſo auch ferner, mein eifrigſtes Beſtreben ſein.“

„Ich zweifle nicht daran, mein lieber Fürſt,“ entgegnete der König ſehr gnädig, und nach einer kleinen Pauſe fügte er dann hinzu: „Beſonders empfehle ich Ihnen zu der eifrigſten Ueberwachung die geheime Geſellſchaft der Carbonari, denn nach alle dem, was ich von dieſem ſogenannten Orden höre, verfolgt derſelbe ſehr gefährliche Tendenzen, die in einer abſoluten Monarchie, wie ich dieſelbe in Neapel zu führen gedenke, auf keinen Fall zu dulden ſind; und in dieſer Beziehung, wenn auch ſonſt in keiner einzigen, ſtimme ich vollkommen mit dem General Murat überein, daß dieſe Geſellſchaft durch alle nur denkbaren Mittel zu verfolgen und auszurotten ſei.“

„Ich habe dazu bereits einen Plan entworfen,“ entgegnete Canoſa raſch, „und wenn ich wüßte, daß

dieſer Plan ſich der Genehmigung Eurer Majeſtät zu erfreuen hätte —"

„Was iſt das für ein Plan?" fragte der König raſch, als der Fürſt ſtockte. „Führt er zum Ziele, ſo dürfen Sie meiner Genehmigung gewiß ſein; man darf bei wichtigen Zwecken die Mittel nicht allzuängſtlich abwägen."

„Ich dachte," ſagte Fürſt Canoſa nun, ſeine Worte langſam ausſprechend und beſonders betonend, als wollte er bei jedem derſelben die Gedanken des Königs erſpähen, „ich dachte, das Beſte und Sicherſte würde ſein, dieſer geheimen Geſellſchaft durch eine andere von entgegengeſetzten Tendenzen die Spitze zu bieten."

„Der Gedanke iſt ſo übel nicht," entgegnete der König. „Und aus welchen Schichten der Geſellſchaft denken Sie Ihre Mitglieder zu wählen, welchen Namen dem Geheimbunde zu geben?"

„Die Mitglieder der von mir zu begründenden Geſellſchaft," entgegnete der Fürſt ohne Zögern und Schaam, „würden der Mehrzahl nach den unterſten Schichten der menſchlichen Geſellſchaft angehören, denn dieſe ſehen oft mehr, beobachten oft, wenn auch vielleicht nur inſtinctmäßig, ſchärfer, als Männer der gebildeteren Stände, und ſind dabei, was ich als einen großen Vorzug bezeichnen muß, viel leichter zu lenken. — Als die Leiter der Menge aber würden gleich von allem Anfange zu

Mitgliedern solche Leute heranzuziehen sein, die bei der rohen, ungebildeten Masse in einem besondern Ansehen stehen, oder derselben Furcht einflößen. — Der Name, den ich dieser geheimen Gesellschaft zu geben beabsichtigte, sollte dem ihrer Widersacher entsprechen, und wie jene sich Carbonari oder Kohlenbrenner nennt, so sollte diese Calderari oder Kesselflicker heißen."

„Eine sonderbare und nicht sehr verheißende Benennung," sagte der König lächelnd, „indeß — der Name thut nichts zur Sache, und wenn diese nur so gut und ersprießlich ist, wie hier, dann darf man die Mittel nicht so genau ansehen. — Ich ermächtige Sie daher zu der Stiftung des von Ihnen beabsichtigten Ordens und bestätige Sie hiermit in der hohen Würde eines Großmeisters der Kesselflicker."

Der Fürst von Canosa verbeugte sich ehrerbietig, als sei ihm die größte Ehre widerfahren, und fragte dann, ob Seine Majestät ihm noch weitere Befehle zu ertheilen hätten, oder ob es ihm gestattet wäre, nach dem Festlande Neapels zurückzukehren, wo seine Gegenwart an manchen Orden erforderlich sein dürfte.

„Gehen Sie mit Gott, mein lieber Fürst," sagte König Ferdinand IV. mit huldvoller Verneigung des Kopfes, „und die heilige Jungfrau möge Ihre Unternehmungen begünstigen. Binnen einigen Tagen folge

ich Ihnen mit meinem ganzen Hofe. — Ich hoffe, Sie werden dafür Sorge tragen, daß mir gewisse verhaßte Gesichter nicht vor Augen kommen."

„Euer Majestät Winke sind mir genügende Befehle," entgegnete demuthsvoll der künftige Polizeiminister, und ging, um sein blutiges Verfolgungswerk mit neuer Wildheit fortzusetzen.

Der König sah ihm mit einem zufriedenen Blicke nach, und sagte dann zu der eben eintretenden Königin:

„Solche Leute, wie der Fürst von Canosa, sind sehr brauchbare Diener: ehrgeizig, unterwürfig, beinahe kriechend, und dabei, was die Hauptsache ist, bei der Ausführung empfangener Befehle von nicht allzuängstlichem Gewissen."

„Ich pflichte Ihnen vollkommen bei, mein Gemahl, und glaube, daß Sie in der Person des Fürsten eine sehr glückliche Wahl zu dem Posten eines Polizeiministers getroffen haben, der namentlich in der bevorstehenden Zeit von großer Wichtigkeit werden dürfte. Denn es gilt, uns auf geschickte Weise aller unserer Feinde zu entledigen."

„Sie haben wohl Recht und ich stimme vollkommen mit Ihnen überein," entgegnete der König. „Auch zweifle ich nicht, daß Canosa ganz der Mann dazu ist, in dieser Hinsicht unsere Wünsche zu erfüllen; nur

wollen mir zuweilen Zweifel aufſteigen, ob es nicht doch gerathener geweſen wäre, die Proclamation, durch welche allgemeine Verzeihung zugeſichert wird, nicht zu erlaſſen."

„Deshalb brauchen Eure Majeſtät ſich keine Sorge zu machen," tröſtete die Königin. „Dergleichen Verheißungen ſind gut, um die Menge zu gewinnen, ſo wie um Andere ſicher zu machen, aber deshalb braucht man ſich nicht zu ängſtlich an deren Erfüllung zu binden. Auch giebt es immer genug Mittel und Wege, ſie zu umgehen. — Sollten in der jetzigen Zeit vielleicht der Volkswuth einige Opfer fallen, ſo trifft uns die Schuld nicht, und Jedermann wird uns völlig freiſprechen, wenn die Strafbaren zur Rechenſchaft gezogen werden. — Erſcheint es Ihnen, mein Gemahl, aber nothwendig, einen oder den andern von den Anhängern des Uſurpators noch nachträglich, und Ihrer Proclamation ungeachtet, zur Strafe zu ziehen; — nun, dann wird ſich wohl irgend ein Vorwand finden laſſen, wegen eines neuen Vergehens eine Unterſuchung über ihn zu verhängen, und der Ausgang einer ſolchen iſt ſchwerlich zweifelhaft, wenn die Richter Ihren königlichen Willen über das zu ſprechende Urtheil wiſſen."

„Sie mögen nicht ganz Unrecht haben, meine Gemahlin," ſagte der König nachdenkend, „indeß glaube ich doch —"

„Nicht ganz Unrecht?“ rief die Königin, ihn unterbrechend, in etwas gereiztem Tone; „ich ſage Euer Majeſtät, daß ich ganz Recht habe, und Sie ſelbſt werden ſich davon ſpäter noch ohne Zweifel überzeugen, zumal wenn dieſer tollköpfige Murat Verſuche machen ſollte, ſich ſeines Königreiches wieder zu bemächtigen. — Einer Beſorgniß davor kann ich mich bei ſeinem abenteuerlichen Charakter nicht ganz erwehren.“

„Ich auch nicht; ich auch nicht,“ ſagte der König ſeufzend, „zumal wenn dem verruchten Bonaparte der Sieg wieder lächeln ſollte, und er ſich mit ſeinem Schwager ausſöhnte, den Verrath vergeſſend, den derſelbe gegen ihn übte.“

„Ich hoffe auf den Beiſtand unſerer Verbündeten, der tapfern Oeſterreicher und Engländer. Haben ſie uns auf unſern Thron erhoben, ſo werden ſie uns auch auf demſelben zu erhalten wiſſen!“

„Das gebe Gott!“ entgegnete die Königin und das Geſpräch wendete ſich hierauf zu den Vorbereitungen der Rückkehr nach Neapel.

IV.

Die Rückkehr König Ferdinands IV. nach Neapel.

Es schien, als sollte Neapel aus dem Fieber der Aufregung, aus dem Taumel der Lust und Freude, nicht herauskommen.

Den Auftritten wilder Excesse nach der Flucht der Königin Karoline Murat, war der Triumpheinzug des Prinzen Leopold an der Spitze der österreichischen Truppen gefolgt, und hatte, wie wir sahen, einen enthusiastischen Jubel hervorgerufen und schon wieder sah die Residenz einem ähnlichen Schaugepränge entgegen, durch welches die ganze Einwohnerschaft auf die Beine gebracht wurde.

König Ferdinand IV., die Königin Karoline und der Kronprinz Franz sollten mit dem ganzen Hofe

ihren Einzug halten, und die ſchauluſtige Menge eilte, zum großen Theile mehr aus Neugier, wie aus wirklicher Theilnahme, die aus dem Exile zurückkehrende Königsfamilie zu begrüßen.

Der König hatte, nach längerem Zögern, Meſſina am 3. Juni verlaſſen. Am 4. war er nach Bajä gekommen, und am 6. nach Portici. Hier begrüßten ihn die Generale Murat's, ſo wie die bourboniſtiſchen, die theils aus Sicilien herübergekommen waren, und an welche, ohne Unterſchied ihrer bisherigen Stellung gegen das Königshaus der Bourbons, die Einladung ergangen war, ſich dem Könige vorzuſtellen.

Ferdinand IV. begrüßte Alle freundlich und wohlwollend; er ſprach mit den meiſten einige Worte, und ſchien die beiden Parteien, die einander bisher feindlich gegenüber geſtanden hatten, ganz gleich behandeln zu wollen. Dies hätte für die Zukunft das Beſte hoffen laſſen, hätten nicht die Parteien ſelbſt durch Blicke und Mienen nur zu deutlich verrathen, daß ihre Feindſchaft keineswegs erloſchen ſei, daß ſich vielmehr von derſelben verderbliche Reibungen erwarten ließen.

Drei Tage nach dieſer großen militairiſchen Audienz am 9. Juni, hielt der König ſeinen Einzug in Neapel, aber die Erwartungen, welche das Volk von dem Schauſpiele gehegt hatte, wurden keineswegs befriedigt, das

bewieſen die verſchiedenartigen Gloſſen, welche während des Weges gemacht wurden, oft laut genug, um die königlichen Ohren erreichen zu können, und keineswegs immer in den ehrerbietigſten Ausdrücken.

Zum Theil kamen dieſe Gloſſen aus dem Munde unſerer alten Bekannten, denn unter der ſchauluſtigen Menge befanden ſich, wenn auch zum Theil aus ganz entgegengeſetzten Beweggründen, Carlo, der Calabreſe, an deſſen Seite wir auch jetzt wieder Jean Aubuſſon erblicken, welcher ſich in dem Gefühle, des Rathes und der Hülfe zu bedürfen, mit kindlicher Zuneigung an den kräftigen Mann angeſchloſſen hatte, welcher bei jeder Gelegenheit eine Selbſtſtändigkeit zeigte, deren er ſelbſt — wie er ſich mit Beſchämung ſagen mußte, — noch entbehrte; — der wohlbeleibte Krämer Stefano, den wir zuerſt auf dem Mercato und dann in der Verſammlung der Carbonari ſahen; — Luciano, der blutgierige und Domenico, der geizige Lazzarone; Pietro Verbarelli mit ſeiner ſchönen Betſy; — und endlich der einäugige, lahme Bettler Bartolomeo, den wir beſſer kennen, als dieſer Name ihn bezeichnet.

„Was für ein ſchäbiger Aufzug das iſt," flüſterte der Krämer ſeinem Nachbar zu, allem Anſcheine nach ein befreundeter Standesgenoſſe aus einem andern Stadt-

theile, ſonſt hätte der Brodneid ſchwerlich Freundſchaft zwiſchen ihnen aufkommen laſſen. „Seht nur das winzige Gefolge. Da war ja die Begleitung des öſterreichiſchen Generals viel zahlreicher!“

„Und das Sattelzeug, das Zaumzeug, die Decken, wie ärmlich!“ ſtimmte der Freund Stefano's bei. „Der Hof dürfte ſchwerlich geneigt ſein, dem Kaufmann und Handwerker viel zu verdienen zu geben.“

Energiſcher drückte Bartolomeo, der enthuſiaſtiſche Verehrer Murat's, ſich aus. Unbekümmert um die Folgen ſeiner Rede äußerte er ſo laut, daß die Umſtehenden, die ſämmtlich dem niedrigſten Volke angehörten, ihn verſtehen konnten, verſtehen mußten:

„Ich glaube, das ſind verkleidete Kühe, auf denen der König und Kronprinz reiten, ſo träge ſchleichen die Thiere einher. Wahrſcheinlich ſind die Herren nicht daran gewöhnt, zu reiten, und fürchten ſich, bei dem leiſeſten Sprunge ihrer Thiere vom Sattel geworfen zu werden, wie vor zehn Jahren vom Throne, als die Unterthanen, die ſie auch für geduldige Thiere hielten, unvermuthet einige Sprünge machten.“

„Der iſt kein cuollo storto*),“ ſagte lachend einer

*) Mit cuollo storto, Krummhals, wird ein Religionsheuchler bezeichnet, weil dieſer gewöhnlich den Kopf geſenkt trägt.

der Zunächſtſtehenden, „aber wenn er ſeiner Zunge keinen Zügel anlegt, kann er leicht den cuollo de mpiso*) bekommen.“

Unbekümmert um die Art von Warnung, welche in der hingeworfenen Aeußerung ſeines Nachbars lag, fuhr Bartolomeo fort:

„Wie ſtattlich ſah dagegen König Murat aus, wenn ſein feuriges Roß ſich wild unter ihm bäumte und ſo wüthende Sätze machte, daß man glaubte, der Reiter müßte jeden Augenblick den Hals brechen.“

„Dein Murat war ein Theaterkönig. Er ging beſtändig aufgeputzt wie ein Komödiant oder ein Kunſtreiter!“

„Mag ſein,“ entgegnete Bartolomeo, welcher nur mühſam den Zorn unterdrückte, den er bei dieſen Aeußerungen über den von ihm hochverehrten König in ſich aufſteigen fühlte, „aber das mußt Du doch eingeſtehen, daß er ein ganz anderer Mann war, wie der dort! — Wie ſieht denn der aus?“

„Na, freilich,“ lautete die Antwort, „der Ferdinand hat ſo etwas von dem Ausſehen eines Hoſtien-

*) Cuollo de mpiso iſt der Hals eines Gehängten, ſagt alſo in dieſer Bedeutung, daß die kecken Reden den Mann leicht an den Galgen bringen könnten.

ſackes*), aber zu zahm iſt am Ende beſſer, als zu wild."

„Wenn Murat ein Theaterkönig war, ſo iſt der hier ein Lumpenkönig," miſchte ſich in das Geſpräch ein Anderer, deſſen neapolitaniſcher Vorliebe für Pracht, Luxus und bunte Farben die Erſcheinung des Königs Murat, abgeſehen von jeder politiſchen Meinung, wohl auch beſſer gefallen haben mochte, wie die des Königs Ferdinand. „Es ſcheint, als hätte er ſeinen Schneider nicht bezahlt, ſo abgetragen iſt ſein Rock und der des Kronprinzen."

„Vielleicht haben die armen Leute kein Geld gehabt, ſich zu dieſer feierlichen Gelegenheit neue Kleider machen zu laſſen!" ſpottete Einer.

„Das wäre ſehr ſchlimm für uns!" ſagte ein Anderer.

„Wie ſo?" wurde er gefragt.

„Weil wir dann ſicher das Geld würden ſchaffen müſſen, um hier ihre Garderobe in Stand ſetzen zu können."

„Nun," rief Einer, „ſo ganz ſchlecht kann es ihnen in Sicilien doch nicht gegangen ſein, denn der Bauch, den der Kronprinz vor ſich auf dem Sattelknopf liegen

*) Bezeichnung für einen Vetbruder.

hat, ist wahrhaft königlich. So einen Wanst kann Unsereiner sich freilich nicht anmästen."

„Das ist auch so ziemlich das einzige Königliche an ihm!" sagte Bartolomeo mit wegwerfendem Tone.

„Rechnest Du den blitzenden Stern auf seiner Brust für nichts?" fragte sein Nachbar.

„Wer weiß, ob der so ächt ist, wie sein Bauch?" rief der Spötter von vorhin dazwischen.

„Mir gefällt übrigens der Kronprinz, trotz seines dicken Bauches und seines schwarzen, kurz verschnittenen Haares besser, als der König in seiner weißgepuderten Perrücke," bemerkte ein munterer junger Mann, der sich bisher noch nicht in das Gespräch gemischt hatte.

„Da hast Du Recht," sagte ein Anderer; „auch macht er nicht so ein schläfriges Schafsgesicht, wie der König, sondern sieht sich munter und lächelnd rings um."

„Weil er mit den hübschen Weibern und Mädchen liebäugelt," lachte Der, welcher den Haarschnitt des Kronprinzen gelobt hatte; „denn wie man hört, soll er sehr verliebter Art sein, und wer ein hübsches Weibchen oder Liebchen hat, wird wohl daran thun, sie vor ihm verborgen zu halten."

In anderer Weise, doch nicht wohlwollender, wurden der König und der Kronprinz bei einigen Gruppen Lazzaroni besprochen, deren Mittelpunkt Luciano und Domenico

bildeten; wir übergehen indeß dieſe Geſpräche, da ſie, wenn auch mit anderen Ausdrücken und Beziehungen, im Weſentlichen über das Aeußere und den Charakter der Phyſiognomieen eben das ſagten, was auch die Anderen ausgeſprochen hatten. So meinte Domenico ſpottend, das noch mehr einfältige als gutmüthige Geſicht des Königs ſchiene eben keine weitere Befriedigung ſeines Freundes Luciano zu verſprechen, und dieſer, der das wohl ſelbſt finden mochte, und ſich dadurch wahrſcheinlich in ſeinen Hoffnungen und Erwartungen getäuſcht ſah, äußerte mürriſch, ſein Freund Domenico dürfte wenig Ausſicht haben, ſeine angeſammelten Schätze durch reiche Geſchenke aus den Händen des Königs oder des Kronprinzen vermehrt zu ſehen, denn Beide ſähen ziemlich knickerig aus.

Aus allen dieſen einzelnen Geſprächen, die wir zu belauſchen Gelegenheit hatten, geht hervor, daß der König und deſſen Gefolge keineswegs mit eben ſo großem Enthuſiasmus begrüßt wurden, wie einige Tage zuvor Prinz Leopold und der glänzende Generalſtab des öſterreichiſchen Heeres. Zwar ertönten auch jetzt, wo der Hof ſich zeigte, bei deſſen Annäherung zahlreiche Evvivas, aber ſie waren bei weitem nicht ſo laut und ſo allgemein, wie bei dem Einzuge des Prinzen von Salerno. Dennoch nahm König Ferdinand dieſe

Aeußerungen, welche er der Liebe seiner Unterthanen und ihrer Freude über seine Rückkehr zuschrieb, sehr gnädig auf, und nickte beständig mit huldvoll lächelnder Miene bald rechts, bald links, der jubelnden Menge zu.

Als der Zug sich dem Orte näherte, wo Carlo und Jean Aubuſſon ſtanden, fühlte der Letztere plötzlich, wie der Arm ſeines Begleiters, an den er ſich feſt angehängt hatte, um nicht durch das Gedränge von ihm getrennt zu werden, heftig zuckte, indem zugleich ein nur halb unterdrücktes: „Maledetto“ von deſſen Lippen ertönte.

Verwundert blickte er Carlo an und eben wollte er ihn fragen, was ihm ſei, als er mit Schrecken den gänzlich veränderten Ausdruck ſeiner Züge gewahrte. Jede Muskel ſeines Geſichtes ſchien krampfhaft zu beben; ſeine Augen traten beinahe aus ihren Höhlen hervor; und ein unheimliches Feuer blitzte aus den weitgeöffneten Pupillen, die feſt auf einen Gegenſtand gerichtet zu ſein ſchienen; und als Jean der Richtung dieſer Blicke folgte, durfte er nicht zweifeln, daß der Kronprinz der Gegenſtand ſei, auf dem die Augen ſeines Freundes ſich einbohren zu wollen ſchienen.

„Um Gottes Willen, was iſt Ihnen?“ fragte der junge Mann erſchrocken, Carlo aber ſchüttelte ſich heftig, wie ein Menſch, der ein peinigendes Gefühl

abwerfen will, drehte ſich dann haſtig um und zog ſeinen jungen Freund mit ſich fort, ſich gewaltſam einen Weg durch die dicht gedrängte Menge bahnend.

„Kommen Sie! Kommen Sie!“ ſagte er dabei mit dumpfem Tone. „Ich mußte auf den Anblick gefaßt ſein, und dennoch vermag ich ihn nicht zu ertragen!“

„Aber was iſt denn ſo plötzlich über Sie gekommen?“ fragte der junge Aubuſſon nochmals mit dem Tone der aufrichtigſten Theilnahme.

„Jetzt nicht! — Jetzt kann ich es Ihnen nicht ſagen, — wahrſcheinlich auch nie!“ entgegnete der Calabreſe und zog ſeinen Begleiter weiter mit ſich fort aus dem dichten Menſchengewühl.

Schon hatten ſie eine der Seitenſtraßen erreicht, wo es verhältnißmäßig einſam war, da trat plötzlich Bartolomeo zu ihnen heran, nachdem er ſein eines Auge einen Moment forſchend auf Jean Aubuſſon gerichtet hatte.

Der Bettler ſah heute nicht ſo abſchreckend aus, wie damals, als er den König auf ſeiner Flucht nach Jechia, geleitete: er machte daher auch keinen widerlichen Eindruck auf Jean, als er, denſelben mit Artigkeit begrüßend, fragte:

„Iſt Ihr Name Aubuſſon?“

„Kennen Sie mich?“ rief der junge Mann ver-

wundert, indem er die Erſcheinung des Bettlers prüfte, als wollte er ſich erinnern, woher deſſen Bekanntſchaft mit ihm rühre.

„Sehr gut!“ entgegnete der Bettler. „Doch wie kömmt es, daß ich Sie bei einer ſolchen Gelegenheit, wie die heutige, an der Seite eines Fremden ſehe, und nicht an der Ihres Vaters, von dem Sie ſich ſonſt nur ſelten zu trennen pflegten?“

„Mein Vater iſt todt!“ entgegnete Jean Aubuſſon, indem er die Worte, kaum hörbar, dumpf in ſich hinein ſprach.

„Todt!“ rief der Bettler mit einem ſolchen Ausdrucke des Schreckens und der Theilnahme, daß ſein Mitgefühl unverkennbar, und Jean dadurch um ſo mehr geſpannt war, den ſonderbaren, ihm gänzlich fremden Frager kennen zu lernen. Er ſagte daher raſch:

„Wer ſind Sie, daß Sie mir ſolche Theilnahme äußern?“

Ohne auf dieſe Frage zu antworten, fuhr der Bettler fort: „Todt! — O mein Gott! — Und Eugenie? — Wie kommt es, daß ich Sie auch ohne Ihre Schweſter hier ſehe? — Sie wird doch nicht auch todt ſein?“

„Schlimmer als das!“ rief Jean Aubuſſon mit

plötzlich ausbrechendem Schmerze. „Der Kummer um ſie hat meinem armen Vater das Herz gebrochen!“

„Das iſt nicht möglich!“ rief Bartolomeo eifrig. „So tief kann Eugenie nicht geſunken ſein!“

„Behüte Gott, daß ich ſie anklage,“ ſagte der junge Mann finſter. — „Eugenie iſt gewaltſam entführt, gewaltſam verführt worden, und ich habe nicht einmal den Troſt, zu wiſſen, wo ſie und ihr Kind, der vaterloſe Baſtard, ſich befinden!“

Der Einäugige ſchien bei dieſer Mittheilung außer ſich zu gerathen. Er faßte Jean heftig mit beiden Händen, ſah ihm mit ſeinem einen Auge ſtarr in das Geſicht und ſagte mit bebender Stimme:

„Nenne mir den nichtswürdigen Verführer, daß ich ihn ermorde, und müßte ich ihn ohne Waffen mit meinen Nägeln, meinen Zähnen, zerreißen. — Schande aber über Dich, daß Du zu feig warſt, die Schmach Deiner Schweſter zu rächen!“

Jean Aubuſſon wurde bei dieſer Beſchimpfung purpurroth und in dem erſten Zorne würde er vielleicht über den Beleidiger hergefallen ſein, hätte nicht Carlo ihn davon abgehalten, indem er zugleich mit dem Tone ernſter Würde zu Bartolomeo ſagte:

„Nennen Sie meinen jungen Freund nicht feig! — Er brennt vor Verlangen, den Schimpf, der ihm in

seiner geliebten Schwester angethan wurde, und der seinen Vater vor der Zeit in das Grab senkte, an dem Urheber der doppelten Schandthat zu rächen; aber erst seit kurzem ist der wahre Name des Verführers ihm bekannt und noch war derselbe ihm bisher unerreichbar."

„Deine Rache ist auch die meinige!" rief der Bettler jetzt, und reichte Jean die Hand. „Schlag ein! — Wir sind Verbündete, und so wenig Zutrauen erweckend Dir auch mein Aeußeres erscheinen mag, darfst Du mir dennoch glauben, daß Du leicht einen schlechteren Gehülfen hättest finden können."

Jean zögerte, in die dargebotene Hand einzuschlagen, und mit dem Tone des Argwohns sagte er:

„Ehe ich ein solches Bündniß eingehe, muß ich wissen, wer Sie sind, und ich habe ein Recht zu verlangen, daß Sie es mir sagen."

„Das haben Sie allerdings, junger Mann," entgegnete der Bettler, „aber gleichwohl bestimmen mich wichtige Gründe, für den Augenblick Ihr Verlangen noch nicht zu erfüllen. Bald jedoch sollen Sie mich ganz kennen lernen, oder Sie sollen mich vielmehr wieder erkennen, denn ich bin Ihnen keineswegs so unbekannt, wie es Ihnen selbst scheint, und Sie werden sich davon überzeugen, sobald ich mich Ihnen unter einer andern Gestalt zeige. — Daß dies ohne Säumen

geſchehen könne, ſagen Sie mir, wo ich Sie treffen kann, und ich werde gewiß nicht lange auf mich warten laſſen."

Jean nannte ihm die Wohnung ſeines Vaters, die er noch immer inne hatte, und mit einem flüchtigen Gruße hinkte der Einäugige mit überraſchender Schnelligkeit davon.

„Wer iſt der Menſch, der Ihre Familie ſo genau zu kennen ſcheint und Ihnen gleichwohl ganz unbekannt iſt?" fragte Carlo ſeinen jungen Freund, welcher dem Bettler mit dem Ausdrucke des höchſten Staunens nachſah.

„Ich habe keine Ahnung davon," entgegnete Jean, „oder ich glaube vielmehr meinen Sinnen nicht trauen zu dürfen, denn es iſt mir allerdings, als wären die Züge dieſes Mannes mir nicht ganz unbekannt; nur ſcheint mir eine ſo gänzliche Umwandlung des Aeußern eines Menſchen eine Unmöglichkeit zu ſein, und ich bin daher im höchſten Grade geſpannt auf die Löſung dieſes Räthſels."

„Ich glaube, Sie werden nicht lange darauf zu warten haben," ſagte Carlo, „denn nach dem ganzen, etwas räthſelhaften Benehmen dieſes Menſchen zweifle ich nicht, daß er Ihnen den in Ausſicht geſtellten Beſuch ſchon morgen macht. — Jetzt aber, mein junger

Freund, müſſen wir uns trennen, denn ich fühle das Bedürfniß, allein zu ſein, um mit mir ſelbſt in das Klare zu kommen. — Ihnen aber rathe ich, ſich wieder in das Menſchengewühl zu miſchen, um zu hören, zu beobachten. — Es iſt in ſolchen Zeiten, wie die gegenwärtigen, gut, Augen und Ohren offen zu halten. — Ein Wort, ein Blick, führt oft zu wichtigen Entdeckungen. — Auf Wiederſehen morgen!"

Und nach einem flüchtigen Händedrucke entfernte er ſich raſch.

V.

Eugenie und die Fürstin Canosa.

In einem bescheidenen aber anständigen Hôtel Neapels ging drei oder vier Tage nach dem Einzuge des Königs Eugenie Aubusson in großer Aufregung in dem kleinen Stübchen auf und nieder, das sie am Tage zuvor bezogen hatte, nachdem der Fürst Canosa sein Wort gehalten, sie unverzüglich nachkommen zu lassen.

Sie wurde nicht mehr als Gefangene behandelt, denn der Fürst glaubte ihrer jetzt gewiß zu sein, da er nach der letzten Unterredung mit ihr in dem Wahne stand, sie liebe ihn noch, und habe sich früher nur aus weiblicher Ziererei gegen seine Liebkosungen gesträubt, würde aber nun gern bei ihm bleiben, nachdem er ihr das Versprechen gegeben, sie wenigstens zu seiner zweiten Frau, in jeder Bedeutung des Wortes, zu machen,

da die erste Stelle ohnehin bereits besetzt war, und er überdies keine Lust gehabt hätte, dieselbe dem unbedeutenden Bürgermädchen einzuräumen.

Ob er es übrigens mit diesem Versprechen ehrlich gemeint hatte, werden wir später sehen.

Von Zeit zu Zeit hielt Eugenie in ihrem heftigen Gange inne, um vor dem Lager stehen zu bleiben, auf welchem ihr Knabe ruhig schlummernd lag, und indem sie auf das Kind finstre Blicke richtete, murmelte sie zwischen den Zähnen:

„Wirst Du mir je in Deinem Leben vergelten, — wirst Du wenigstens anerkennen, — was ich bereits für Dich gelitten habe und noch täglich leiden muß? — Doch hinweg mit dieser Frage, hinter der sich die eigene Schwäche und Furcht verbergen möchte," rief sie dann heftig. „Ich darf nur an die Erfüllung meiner Mutterpflicht denken, und mich von derselben durch kein Opfer abwendig machen lassen, wie schwer es auch immer sei, und wahrlich, ein schwereres, als das, welches ich mir aufzulegen gezwungen bin, indem ich die frechen Liebesworte eines solchen Menschen dulden muß, ist kaum denkbar!"

Wieder schritt sie in der gewaltigsten Aufregung im Zimmer umher, nach einer kurzen Pause aber sagte sie mit ruhigerem Tone:

„Und dennoch urtheile ich vielleicht zu ſtrenge über den armen Menſchen, der vielleicht nur durch die Gewalt der Leidenſchaft verblendet iſt, welche meine unglückſelige Schönheit ihm eingeflößt hat; denn wenn ich es mit ruhigem Blut überdenke, ſo hat er ſich immer in den Schranken der Ehrerbietung gegen mich gehalten, und mich nur dadurch verletzt und beleidigt, daß er Worte der Liebe gegen mich ausſprach, ohne von mir durch mein Benehmen dazu berechtigt worden zu ſein. — Und bin ich wirklich ſo unſchuldig an den Aeußerungen ſeiner Gefühle, die er gegen mich ausſprach, wie ich mich zu überreden verſuche? — Habe ich nicht gegen ihn mich freundlicher gezeigt, wie ich unter andern Umſtänden gegen einen gewöhnlichen Bedienten geweſen ſein würde, weil es galt, ihn zu der Ueberbringung des Briefes an meinen Vater zu beſtimmen, zu beſtechen? — Habe ich nicht dadurch, ohne es zu wollen, Hoffnungen in ihm erregt, zu deren Erfüllung mir jeder Wille mangelt?“

Um den Zorn, die Zweifel, von denen Eugenie beſtürmt wurde, und die ſie in ihrem lauten Selbſtgeſpräche äußerte, zu erklären, müſſen wir erwähnen, daß Baptiſt, der Sohn der alten Maddalena, ihrer Hüterin auf dem Landhauſe bei Meſſina, einer von den Livreebedienten des Fürſten Canoſa, ſeine

Eltern zuweilen besuchte, während Eugenie deren Obhut übergeben war. Der feurige, kaum vierundzwanzigjährige Mensch sah bei dieser Gelegenheit die Gefangene öfters. Der Wahnsinn, der in der ersten Zeit ihren Geist umschleierte, erweckte anfangs sein Mitleid und dies verwandelte sich allmälig in Liebe zu dem schönen Weibe. Zwar wagte er nicht, Eugenien seine Leidenschaft durch Worte zu gestehen, aber er verrieth sie durch seine glühenden Blicke, durch das Erröthen, welches seine Wangen überzog, wenn er sie unerwartet erblickte, durch das sichtbare Bestreben, öfters in ihre Nähe zu kommen.

Eugenie bemerkte dies Alles sehr gut, denn welches Weib von neunzehn, zwanzig Jahren wäre unschuldig oder unbefangen genug, um blind zu sein gegen die Gefühle, die es einflößt. Sie war zwar weit entfernt, diese Gefühle gut zu heißen, aber sie erblickte darin ein willkommenes Mittel, sich dem Zwange, der auf ihr lastete, wenigstens in so fern zu entziehen, daß sie ihren Lieben Kunde von ihrem Dasein, ihrem Schicksale, gab. Sie kam daher Baptist mit großer Freundlichkeit entgegen, und es gelang ihr, wenn auch nicht ohne große Mühe, ihn, als sie aus seinem eigenen Munde erfahren hatte, daß er mit seinem Herrn nach Neapel reisen würde, zu bewegen, an ihren Vater den Brief zu be-

ſtellen, der eine ſo verhängnißvolle Wirkung hervorbringen ſollte.

Baptiſt ſah in dieſem Auftrage, in dem ihm dadurch bewieſenen Vertrauen, einen Beweis, daß ſeine Neigung getheilt werde, und daraus ſchöpfte er den Muth, ihr ſeine Liebe zu geſtehen, als er den ihm ertheilten Auftrag glücklich ausgerichtet hatte. Sie wies ihn mit Ernſt, ſogar mit Kälte, zurück, aber nachdem er das Geſtändniß einmal über ſeine Lippen gebracht hatte, ließ er ſich nicht mehr abſchrecken, und wiederholte mehrmals ſeine Liebesbetheuerungen, obgleich er ſich dabei bisher immer in den ehrerbietigſten Ausdrücken gehalten hatte.

Eben heute, kurz zuvor, ehe wir ſie das Selbſtgeſpräch halten hörten, hatte wieder ein ſolcher Auftritt ſtattgefunden, wozu Baptiſt dadurch die beſte Gelegenheit geboten wurde, daß der Fürſt ihn, den er für den zuverläſſigſten und verſchwiegenſten ſeiner Diener hielt, weil er die Zuverläſſigkeit und Verſchwiegenheit ſeiner Eltern oft erprobt hatte, zu der Bedienung Eugeniens beſtimmt hatte, indem er ihm zugleich einſchärfte, ſein Verhältniß zu derſelben vor der Fürſtin nicht nur, ſondern vor der ganzen übrigen Dienerſchaft geheim zu halten.

Eugenie hatte ihn abermals zurückgewieſen und

zwar diesmal mit einer großen Entschiedenheit, sogar mit Härte, worauf der Mensch in seinem Zorne herauspolterte, die Maitresse eines verheiratheten Mannes hätte kein Recht, die Liebesanträge eines ehrlichen Burschen, durch den sie noch wieder ehrlich gemacht werden könnte, als eine Beleidigung zu betrachten, er aber liebe sie so wahrhaft, daß er bereit sei, sie zu heirathen, sobald sie es verlangte.

Schon schwebte ihr die Aeußerung auf der Zunge, auch sein Herr sei Willens, ihr am Altare seine Hand zu reichen, aber zum Glück fiel ihr noch zu rechter Zeit ein, daß sie durch eine so unbesonnene Aeußerung unwiederbringlich alle ihre Hoffnungen, ihrem Kinde die Anerkennung eines Vaters zu erringen, zertrümmern würde. Sie unterdrückte daher ihre Worte, aber sie wies in der ersten Aufwallung des Zornes Baptist die Thür, ohne dabei zu bedenken, daß sie dadurch einen wichtigen Gehülfen vielleicht zu einem erbitterten Feinde machte.

Indeß so leicht verwandelt sich, zumal bei einem jungen Manne, die verschmähte Liebe nicht in Haß; davon sollte Eugenie sich bald überzeugen, denn kaum war nach dem erwähnten Auftritte eine Stunde verflossen, als Baptist schüchtern zu ihr eintrat, und als

sei gar nichts zwischen ihnen vorgefallen, mit unterwürfigem Tone sagte:

„Signora, wenn ich mich recht besinne, äußerten Sie unlängst den Wunsch, die Fürstin Canosa, derselben unbewußt, und unbeachtet von ihr, kennen zu lernen."

„Allerdings!" sagte Eugenie rasch, denn es blitzte in eben diesem Augenblicke, hervorgerufen durch diese unerwartete Frage, ein Gedanke in ihr auf, zu dessen Ausführung ihr Baptist vielleicht eine willkommene Gelegenheit bieten könnte. Sie fragte daher gespannt: „Können Sie mir vielleicht zur Erfüllung meines Wunsches behülflich sein?"

„Ich könnte wohl," entgegnete der Bursche verlegen und stockend, — „das heißt — wenn ich wüßte, — daß Sie mir keine Verlegenheiten bereiteten."

„Gewiß nicht, mein guter Baptist," sagte Eugenie freundlich, mit jener Koketterie, welche allen Weibern eigenthümlich ist, wenn es die Erreichung irgend eines bestimmten und wichtigen Zweckes gilt. „Wie denken Sie das zu bewirken?"

Sie lauschte gespannt auf seine Antwort, denn es war etwas Kühnes, Gefährliches, was sie im Sinne hatte. — Den Tag zuvor nämlich empfing sie einen Besuch des Fürsten Canosa, der sie wieder mit zu-

dringlichen Zärtlichkeiten bestürmen wollte, und der dann, als sie ihn mit entschiedenem Ernste in die Schranken des Anstands zurückwies, ihm die Anerkennung aller Rechte eines Gatten aber nach der versprochenen Trauung mit dem Signor Albertini verhieß, einige Aeußerungen machte, welche in ihr den Argwohn erweckten, es sei ihm mit der Erfüllung seines Versprechens nicht wahrhaft Ernst, und er habe dasselbe nur gegeben, um ihre Wachsamkeit einzuschläfern, ihren Widerstand zu ermüden. Als ihr Baptist jetzt den Vorschlag machte, sie in die Nähe der Fürstin zu bringen, die er ihr wiederholt als eine eben so liebenswürdige, als gutmüthige und wohlthätige junge Frau geschildert hatte, erwachte der verwegene Plan in ihr, sich unter den Schutz der Fürstin selbst zu stellen, um mit deren Beistand den Fürsten zu zwingen, das ihr gegebene Versprechen zu erfüllen. Zwar machte ihr Gewissen ihr Vorwürfe darüber, daß sie, einer so achtungswerthen Frau gegenüber, daran dachte, mit dem Manne derselben ein strafbares, sogar ein verbrecherisches Verhältniß einzugehen; allein sie suchte sich vor sich selbst dadurch zu entschuldigen, sogar zu rechtfertigen, daß sie nichts weiter beabsichtigte, als für ihren Sohn die Bescheinigung legitimer Geburt zu erringen, daß sie zur Erreichung dieses Zweckes ein heiliges Gelübde abgelegt hatte, und daß

ſie feſt entſchloſſen war, für immer ſpurlos aus den Augen des Fürſten zu verſchwinden, ſobald ſie dieſes Ziel erreicht hatte. Denn den Gedanken, ſich ſelbſt durch eine bewußte Bigamie zur Verbrecherin vor dem Geſetz zu machen, verwarf ſie voll Empörung. Die rechtfertigenden Papiere, welche einſt, wenn eine Unterſuchung kaum mehr möglich, jedenfalls aber nicht mehr zu fürchten war, ihrem Sohne einen rechtmäßigen Namen ſichern, ihn vor der Schande unehelicher Geburt, — dieſem verächtlichen Vorurtheile, welches fremde Schuld auf Unſchuldige wälzt, — bewahren mußten, das war Alles, wonach Eugenie trachtete. Hätte ſie dieſe errungen, dann wollte ſie willig Noth und Entbehrungen jeder Art tragen.

Nach dieſer Abſchweifung, die wir für nothwendig erachteten, um die Gefühle und Abſichten Eugeniens gegen jeden kränkenden Argwohn in Schutz zu nehmen, kehren wir zu der Situation des Augenblicks zurück.

Auf Eugeniens Frage, wie Baptiſt die Erfüllung ihres Wunſches herbeizuführen beabſichtige, entgegnete derſelbe:

„Die Sache iſt ganz einfach, Signora. — Es hat ſich mehrfach die Anſicht ausgeſprochen, daß die Illumination von ganz Neapel und den Forts, welche zur Feier der glücklichen Rückkehr unſeres allgeliebten Kö-

nigs nun ſchon ſeit vier Tagen in ganz Neapel die Nacht in Tag verwandelt, und die Straßen bis in die dunkelſten Winkel mit einem Lichtſtrome übergießt, der alle Spitzbuben und verliebten Paare in Verzweiflung verſetzt, von den umgebenden Höhen einen weit herrlicheren Anblick gewähren ſoll, wie bei der ſtolzierenden Fahrt, welche die hohen Herrſchaften während der drei erſten Tage der Illumination durch die verſchiedenen Viertel der Stadt in einem langſamen Zuge der zahlloſen Equipagen unternommen haben. Das wird den vornehmen Herren und Damen, die an die Abwechſelung gewöhnt ſind, ſchon langweilig; ſie wollen daher während der noch übrigen drei Tage der Illumination Ausflüge auf die umgebenden Höhen machen, um die Pracht des nächtlichen Lichtmeeres von verſchiedenen Punkten aus zu bewundern. — Durch meine Kameraden weiß ich, welche Richtung unſere Fürſtin einſchlagen wird, und wenn Sie, Signora, es wollen, wird es nicht ſchwer ſein, dabei an irgend einem Punkte mit der Geſellſchaft der Fürſtin zuſammenzutreffen, ohne daß dies in irgend einer Weiſe auffallend iſt; denn die Fürſten, Grafen und Marquis ſind bei dieſer Gelegenheit gezwungen, ſich eben ſo, wie wir gemeinen Menſchen, ihrer eigenen Beine zu bedienen, um auf die oft ziemlich

steilen Höhen zu gelangen, welche die beste Aussicht über das ganze Panorama Neapels bieten."

Eugenie achtete nicht auf die beißenden Anspielungen, welche Baptist auf die Großen machte, und die in dem Munde eines Livreebedienten eben dieser Großen doppelt auffallend sein mußten, obgleich Baptist vielleicht Gelegenheit gehabt hatte, die Wahrheit des Spruches zu erhärten: Kein großer Mann vor seinem Kammerdiener. Sie dachte nur daran, wie sie ihren Plan in das Werk setzen konnte, und sagte daher:

„Ich nehme Ihren Vorschlag mit Dank an, mein guter Baptist, und ich hoffe, daß ich im Stande sein werde, Ihnen diesen Dank durch die That zu beweisen; — wenn auch vielleicht nicht auf die Weise, wie Sie es wünschen.

„Die Madonna segne Sie für diese Worte, Signora," sagte Baptist, und zog entzückt ihre Hand, die sie ihm jetzt nicht zu entziehen wagte, an seine Lippen; denn er erblickte in thörichter Verblendung in diesen Worten eine verdeckte Liebesverheißung, — wenn auch vielleicht erst in ferner Zukunft.

„Sind Sie aber auch gewiß," fragte Eugenie beklommen, mich der Fürstin so nahe zu bringen, daß ich Sie genau erkennen kann? — Denn Sie glauben wohl," fügte sie zögernd hinzu, weil die Aeußerung

ihrem Schaamgefühl widerſprach, „daß ich neugierig bin, meine Nebenbuhlerin von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen.“

„Ich werde Sie ſo in ihre Nähe führen,“ verſicherte Baptiſt, „daß Sie bei dem Scheine der Illumination jeden Zug in dem ſchönen Geſichte der Fürſtin deutlich erkennen können. — Und ich wünſche,“ fügte er zögernd hinzu, „daß die wirklich ſtrahlende Schönheit der Fürſtin Ihre Eiferſucht erwecke, denn vielleicht erblüht aus dieſer endlich mein Glück!“

„Baptiſt!“ ſagte Eugenie mit drohendem Tone, und er ſenkte verwirrt die Augen, denn er verſtand gar wohl die Drohung und den Vorwurf, welche in dieſem einzigen Worte lagen.

Sich mit einer gewaltſamen Kraftanſtrengung zu dem Scheine der Ruhe zwingend, ſagte er darauf:

„Ich kenne durch meine Kameraden genau den Weg, den die Fürſtin verfolgen wird, und wenn wir die entgegengeſetzte Richtung einſchlagen, dürfen wir überzeugt ſein, an einem oder dem andern Punkte mit der Geſellſchaft unſerer gnädigſten Fürſtin zuſammenzutreffen. — Bedenken Sie dann aber, Signora,“ fügte er mit beinahe flehendem Tone hinzu, „daß ich meinen Dienſt, der mir ſehr theuer iſt, weil man einen ſo guten nicht

leicht wieder findet, verlieren würde, wenn Sie vielleicht irgend einen heftigen Auftritt herbeiführten."

„Was fällt Ihnen ein, mein guter Baptiſt," entgegnete Eugenie, halb gutmüthig, halb ironiſch. „Ich würde nicht den Muth haben, der Fürſtin auf irgend eine Weiſe entgegenzutreten, die ſie verletzen und mir ihren Zorn zuziehen könnte!"

„Sie nicht den Muth!" ſagte Baptiſt, indem er einen eigenthümlichen Blick auf Eugenie richtete, und ſeinem inſtinctmäßigen Gefühle Worte lieh, „ich glaube, Sie hätten Muth zu Manchem, was ſelbſt der muthigſte Mann nicht wagen würde."

„Wirklich?" fragte Eugenie lächelnd, denn ihr Bewußtſein ſagte ihr, daß der Mann ſie vielleicht richtig beurtheilte. Hatte ſie doch noch keine Gelegenheit gehabt, ihre eigene Kraft zu prüfen.

„Gewiß!" entgegnete Baptiſt. „Ich bin auch nicht eben feig, das darf ich wohl behaupten, aber lieber wollte ich dem Zorne unſeres Fürſten trotzen, als dem Ihrigen, obgleich der Fürſt oft fürchterlich iſt, wenn er in Wuth geräth."

„Laſſen wir das," entgegnet Eugenie, „und beſprechen wir unſeren Weg für dieſen Abend."

Das geſchah, und als die erſten Lampen in den Straßen der Stadt angezündet wurden, beſtieg Euge-

nie, begleitet von Baptiſt, der ſeine Livree abgelegt und ſich durch Mantel und Hut unkenntlich gemacht hatte, ein elegantes und ſchnelles Miethgeſchirr, um den benachbarten Höhen Neapels zuzueilen, und von dort das wahrhaft einzige und erhabene Schauſpiel der Illumination in Augenſchein zu nehmen.

In der That konnte man kaum etwas Schöneres ſehen, als der Anblick war, den das auf die glänzendſte Weiſe erleuchtete Neapel bot. Rings am Meere hob ſich die Königsſtadt wie ein ſtrahlender Lichtkranz aus der Dunkelheit empor, und die amphitheatraliſche Geſtaltung Neapels trug noch dazu bei, den wunderbaren Eindruck zu erhöhen, den dies nächtliche Lichtbild auf den Beſchauer machen mußte. Hoch über der Stadt, von dieſer durch einen dunklen Gürtel getrennt, ſo daß es in der Luft zu ſchweben ſchien, ſchwebte das Kaſtell St. Elmo, einen lichten Schimmer über den dunkelblauen Nachthimmel verbreitend, an welchem der Vollmond und die Sterne in hellſter Klarheit ſtrahlten, ein feenhaft goldiges Licht über die ſpiegelglatte, glänzende Silberdecke des Meeres ergießend. Dabei zeigten ſich die hervortretenden Landſpitzen, die Inſeln, die weiter zurückliegenden Berge in wunderbare Schatten gehüllt, und im Hintergrunde ſendete der Veſuv ſeine Dampfwolken zum Himmel empor.

So reizend indeß dies Schauspiel auch war, widmete Eugenie ihm doch geringere Aufmerksamkeit, wie sie bei jeder andern Gelegenheit gethan haben würde, denn ihre Gedanken waren jetzt nur auf das Zusammentreffen mit der Fürstin Canosa gerichtet, und voll Ungeduld fragte sie Baptist mehrmals, ob er auch gewiß sei, die Fürstin nicht zu verfehlen. Jedesmal empfing sie die bestimmteste Versicherung, daß sie ganz ohne Besorgniß sein dürfe. In der That deutete ihr Begleiter auch bald auf eine ihnen entgegenkommende Gesellschaft, die aus mehreren Herren und Damen bestand und flüsterte ihr zu:

„Die Dame, welche an der Spitze der Uebrigen steht, geführt von dem Herrn in glänzender Uniform, ist unsere Fürstin."

Kaum hatte er dies gesagt, als zu seinem Schrecken Eugenie auf die Fürstin zueilte, vor ihr auf die Knie sank und mit flehendem Tone bat:

„Durchlauchtige Frau, erbarmen Sie sich einer Unglücklichen, indem Sie Ihren hohen Gemahl zu meinen Gunsten stimmen."

Ueberrascht blickte die Fürstin auf die Knieende und im ersten Augenblicke schien sie geneigt zu sein, ihr eine harte Antwort zu geben; allein die Schönheit Eugeniens, die Würde ihres Benehmens, die Reinheit, die

aus ihrem flehend erhobenen Auge leuchtete, machten einen so günstigen Eindruck auf die Fürstin Canosa, daß diese die Knieende aufhob, indem sie mit freundlich wohlwollendem Tone sagte:

„Hier ist weder Zeit noch Gelegenheit dazu, Sie anzuhören; schließen sie sich daher dem Gefolge an, und sobald wir nach meiner Wohnung zurückgekehrt sind, theilen Sie mir mit, was Sie von meinem Gemahle wünschen, und finde ich, daß Sie seines Schutzes würdig sind, so ist meine ganze Fürsprache Ihnen gewiß."

Eugenie verbeugte sich ehrerbietig, doch ohne kriechende Demuth, und schloß sich dann den letzten Reihen der Gesellschaft an, ohne von irgend Jemand beachtet, eben deshalb auch eben so wenig belästigt zu werden; nach einiger Zeit jedoch schloß sich eine Gesellschafterin der Fürstin ihr an, wahrscheinlich auf den Befehl ihrer Gebieterin, und von ihr erfuhr Eugenie auf geschickt und bescheiden gestellte Fragen so viel von dem liebenswürdigen Charakter und der seltenen Gutmüthigkeit der Fürstin, daß sie den Schritt der Annäherung an dieselbe, den sie gethan hatte, beinahe bereuete, und die Falschheit, die darin lag, sich zum Vorwurf machte. Allein zurück konnte sie jetzt nicht mehr gut, und sie bestärkte sich daher in ihrem Vorsatze, indem sie sich sagte, daß sie ja nicht aus Eigennutz oder Selbstsucht

handele, ſondern nur ihrem Kinde zu Liebe, und daß ſie dabei keineswegs die Abſicht habe, der Fürſtin wehe zu thun oder das Glück derſelben zu trüben. Sie hatte daher die vollkommenſte Gemüthsruhe gewonnen, als die Fürſtin, in ihrer Wohnung angekommen, die ſie bis jetzt noch in einem Hôtel genommen hatte, von der Geſellſchaft Abſchied nahm, und Eugenie bald darauf die Aufforderung erhielt, zu der Fürſtin zu kommen.

Während des Weges hatte Eugenie noch einmal ihren ganzen Plan überdacht; ſie konnte ihn daher jetzt ausführen, ohne dabei in Verlegenheit zu gerathen, wodurch ſie leicht den Argwohn der Fürſtin erweckt haben würde. Sie erzählte Alles, was ſie durch Albertini zu leiden gehabt hatte, und die Fürſtin äußerte mehrmals ihre Empörung, ihren Abſcheu über die Nichtswürdigkeit dieſes Mannes. Dabei hatte ſie jedoch keine Ahnung, daß dies eben der ſei, deſſen Namen ſie trug, denn Eugenie vermied ſorgfältig jede Anklage gegen den Fürſten, und ſagte nur, daß ſie ſelbſt vergebens Alles aufgeboten hätte, dieſen Albertini aufzufinden; daß ſie daher den Fürſten Canoſa hätte bitten wollen, ihr den Beiſtand ſeiner vielverzweigten Verbindungen zu leihen; daß ſie bisher aber vergebens bemüht geweſen wäre, bis vor den Fürſten zu gelangen, und daher

das Wagniß versucht hätte, durch die Fürstin den vielvermögenden Beistand ihres Gemahles zu gewinnen.

„Ich will ja weiter nichts," schloß Eugenie ihre ergreifende Erzählung, „als für mein armes Kind den ehrlichen Namen gewinnen, um den ein unnatürlicher Vater es verbrecherisch schon vor der Geburt bestohlen hat; bin ich aber im Besitz der dazu erforderlichen Documente, dann erkläre ich mich bereit, dies Land für immer zu verlassen, und für mich und mein Kind auf jeden weitern Anspruch an dessen Vater zu verzichten!"

„Sehr edel gedacht!" sagte die Fürstin, welche der Erzählung Eugenien's mit unverkennbarer Rührung zugehört hatte. „Ich verspreche Ihnen daher gern meine wärmste Fürsprache bei meinem Gemahle, und ich zweifle nicht, daß er Alles aufbieten wird, den Nichtswürdigen ausfindig zu machen und Ihnen zu Ihrem Rechte bei demselben zu verhelfen. — Wo aber, und wie leben Sie jetzt, mein armes, betrogenes Kind?" fügte sie dann mit einem so innigen Tone der Theilnahme hinzu, daß Eugenien die Thränen in die Augen traten und sie von Dankbarkeit ergriffen, die Hand der Fürstin an ihre Lippen zog.

„Ich habe bis jetzt," entgegnete sie erröthend und verlegen, „in einem bescheidenen Gasthofe ein Unterkommen gefunden, — aber —"

Sie ſtockte, und die Fürſtin kam ihrer Verlegenheit menſchenfreundlich zu Hülfe.

„Ich verſtehe Sie,“ ſagte ſie. „Vielleicht werden Sie in Ihrer Verlaſſenheit von Zudringlichen beſtürmt, vielleicht ſind auch Ihre Mittel —?“

Sie hielt inne, als fürchte ſie, das Zartgefühl der Unglücklichen zu verletzen, wenn ſie ihre Gedanken ausſpräche, Eugenie aber ergriff mit Geiſtesgegenwart dieſe ihrem Plane günſtige Gelegenheit, indem ſie, wenigſtens halb der Wahrheit gemäß, verlegen ſtammelte:

„Euer Durchlaucht Zartgefühl erräth mehr, als ich zu geſtehen wagen würde.“

„Nun wohl,“ ſagte die Fürſtin, „ſo biete ich Ihnen in meinem Hauſe ein Aſyl an, bis es den Bemühungen meines Gemahles gelungen iſt, dieſen nichtswürdigen Albertini aufzufinden und zur Erfüllung ſeiner heiligen Pflichten anzuhalten.“

Um zugleich Eugenien die Stellung anzudeuten, die ſie in ihrem Hauſe einzunehmen haben würde, fügte die Fürſtin dann hinzu:

„Sie werden hier die Ruhe und Zurückgezogenheit finden, die Ihnen wahrſcheinlich in der Erwartung von der Entſcheidung Ihres Schickſals wünſchenswerth iſt.“

Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, als ohne Meldung die Thür geöffnet wurde, und der Fürſt Ca-

noſa eintrat. Seine Augen fielen ſogleich auf Eugenien, welche von dem Lichte hell beſchienen, der Thür gerade gegenüber ſaß, und er ſchien bei ihrem unerwarteten Anblicke heftig zu erſchrecken, aber mit der Selbſtbeherrſchung des Hofmannes, des Polizeimannes, faßte er ſich ſchnell, und er würde ſeine Verlegenheit nicht verrathen haben, wäre ſelbſt ſeine Gemahlin ihm nicht dadurch zu Hülfe gekommen, daß ſie ihm Eugenie als eine Unglückliche darſtellte, die unter ihrer eigenen Protection ſeinen Beiſtand erbäte; worauf ſie ihm dann die ganze Geſchichte erzählte, die ſie ſo eben von Eugenien vernommen hatte.

Dieſe Erzählung gab dem Fürſten Zeit, ſich vollends zu ſammeln, während ſie ihm zugleich die Ueberzeugung gewährte, daß Eugenie, um zu ihrem Ziele zu gelangen, ein eben ſo kühnes als gewandtes Mittel ergriffen hatte, ohne deshalb als Anklägerin gegen ihn aufzutreten. Er ging deshalb in ihren Plan ein, indem er ſich ſtellte, als ſei ſie ihm völlig unbekannt, und ſich galant vor ihr verneigend ſagte:

„Wo eine ſo ſchöne Bittſtellerin durch eine ſo liebenswürdige Beſchützerin befürwortet wird, da bedarf es meinerſeits wohl keiner beſondern Betheuerung, daß ich Alles aufbieten werde, Ihnen zu Ihrem Rechte zu verhelfen, Signora. — Tragen Sie daher nicht ſchon

nach wenigen Tagen mit vollem Rechte den Namen Albertini, so dürfen Sie überzeugt sein, daß die Schuld nicht an mir liegt, sondern nur daran, daß dieser Nichtswürdige nicht aufzufinden war."

„Ich danke Euer Durchlaucht," sagte Eugenie mit einer Betonung, deren Bedeutung nur dem Fürsten allein klar war, „daß Sie selbst diesen Menschen einen Nichtswürdigen nennen, denn ich darf darin eine Bürgschaft erblicken, daß Sie mir gewiß zu meinem Rechte gegen ihn verhelfen werden."

„Wenn es mir gelingt, ihn ausfindig zu machen!" entgegnete der Fürst, als suche er nach einem Auswege.

„Das gelingt Ihnen sicher," sagte Eugenie mit dem Tone der Zuversicht, „wenn Sie es nur ernsthaft wollen, und daß Sie dies wollen, — daran zweifle ich nicht!"

„Ich danke Ihnen für dies Vertrauen," sagte der Fürst sehr artig, „und um Ihnen den Beweis zu geben, daß ich es verdiene, hoffe ich, Sie sehr bald wieder zu sehen!"

Die Worte sehr bald sprach er mit einer so eigenthümlichen Betonung, daß Eugenie darüber erbebte, denn sie deutete dieselben so: „Erwarten Sie noch heute Abend meinen Besuch!" Davor aber bangte ihr nicht wenig, und sie suchte eben nach einem Mittel

der Abwehr, als die Fürſtin ihm unerwartet einen Querſtrich durch ſeine Rechnung machte.

„Dazu iſt Ihnen die bequemſte Gelegenheit geboten, mein Gemahl,“ ſagte die Fürſtin, „denn die Signora wird die Entſcheidung Ihres Schickſals hier bei mir abwarten, und auf meinen Wunſch ſchon die nächſte Nacht hier zubringen!“

Der Fürſt biß ſich auf die Zunge, um einen Ausdruck der Verwünſchung nicht über die Lippen kommen zu laſſen, auf denen er bereits ſchwebte, und um ſich dem läſtigen Zwange zu entziehen, den das überraſchende Bündniß dieſer zwei, ihm auf verſchiedene Weiſe ſo nahcſtehenden Frauen über ihn ausübte, entfernte er ſich unter dem Vorwande dringender Geſchäfte, indem er zum Abſchied ſich gegen Eugenie verneigend, mit bedeutungsvollem Ausdrucke ſagte:

„Glauben Sie mir, Signora, kann ich es durch die eifrigſten Bemühungen möglich machen, ſo ſtehen Sie binnen drei Tagen mit dieſem Albertini vor dem Altare, um durch ihn für ſich einen Gatten, für Ihren Knaben einen Vater zu empfangen.“

Eugenie preßte die Hand gegen ihr ungeſtüm klopfendes Herz, indem ſie dem ſich Entfernenden mit halb hoffnungsvollen, halb ungläubigen Blicken nachſah.

VI.

Bourboniſches Worthalten.

Nur kurze Zeit war nach der Rückkehr König Ferdinand's IV. auf den Thron von Neapel vergangen, als Beſorgniſſe und Unzufriedenheiten mancher Art ſich in allen Schichten des Volkes, von den höchſten Ständen an, bis herab zu den Lazzaroni zu regen begannen. Beinahe jede Handlung der neuen Regierung bewies, daß es ihr nicht Ernſt damit ſei, die Verſprechungen zu halten, die in den erwähnten fünf Proclamationen gegeben worden waren, welche der König als Friedensboten vorausgeſendet hatte, um ſich einen Erfolg zu ſichern. Dieſer Zweck war dadurch, wie wir ſahen, erreicht worden, wenn auch nur zum Theile, aber damit ſchien es den neuen Machthabern auch genug zu ſein, und immer deutlicher und deutlicher zeigte es ſich,

daß die Herrschaft der Willkür, der unbedingten Machtvollkommenheit von Gottes Gnaden herrschen solle, wenn auch die neue Constitution Neapels und die ältere, aus dem Jahre 1812 herrührende Siciliens noch nicht ausdrücklich aufgehoben waren. Denn dazu hielt die Regierung sich wahrscheinlich nicht stark genug, so lange der verjagte Murat noch als Schreckgespenst im Hintergrunde stand.

Aeußerungen der Unzufriedenheit wurden bald auf allen Seiten laut, vielleicht aber nirgends lauter, als in einer glänzenden Abendgesellschaft bei dem Herzoge von Diano, in welche wir die Leser einführen wollen.

Die Gäste gehörten mit Ausnahme einiger Gelehrten und höherer Beamten, ausschließlich dem hohen Adel des Landes an, zählten aber nur zu den Anhängern Murat's, oder waren wenigstens den freisinnigeren Ansichten der Neuzeit geneigt. Wo aber bei den Anwesenden keiner dieser beiden Gründe waltete, da durfte man sicher annehmen, daß irgend eine Ursach zur Beschwerde über eine Ungerechtigkeit, Bedrückung oder Rechtsverletzung vorlag, welche von der neuen Regierung verübt worden war.

„Ist es wahr, Herr Herzog," fragte der junge Prinz von Hessen-Philippsthal den Wirth des Hauses, „daß Sie in Gefahr stehen, Ihren Proceß gegen den

Marquis von Villanova, der gegen Recht und Gerechtigkeit nach der vor einigen Jahren erfolgten Entscheidung einer Revision unterworfen wurde, zu verlieren?"

„Ich wurde allerdings von der Gefahr bedroht," entgegnete der Herzog von Diano lächelnd, „allein der Rechtsspruch stand denn doch selbst in den Augen der neuen Richter zu fest, als daß sie es gewagt hätten, ihn umzustoßen. Ich habe den Proceß auch jetzt wieder gewonnen, wie mir das eben heute erhaltene Urtheil verkündete."

„Ei, da bedaure ich den armen Villanova," entgegnete mit ironischem Lächeln der Prinz von Hessen-Philippsthal, „denn wie ich hörte, hat er in der Hoffnung auf den Gewinn zu seinen vielen Schulden noch neue gemacht."

„Da sollten Sie vielmehr die Gläubiger bedauern, und nicht den Marquis," entgegnete der Herzog von Diano, „allein auch diese armen Leute dürften vielleicht zu ihrem Gelde gelangen, denn um den armen Villanova für die getäuschte Hoffnung zu entschädigen, hat der König ihm eine Anweisung von 200,000 Ducati auf die Staatscasse zum großmüthigen Geschenke gemacht."

„Ich glaube," sagte der junge Fürst von Spezzano,

welcher zu der Gruppe getreten war, und die letzte Aeußerung gehört hatte, „die Großmuth würde, selbst bei einer geringeren Summe, größer gewesen sein, wenn die Anweisung auf die königliche Privatkasse ausgestellt worden wäre."

„Ei, ei, mein lieber Spezzano," sagte der Herzog von Diano lachend, „Sie scheinen von der Gnade Seiner Majestät des Königs eine ziemlich schlechte Meinung zu haben!"

„Da irren Sie, Herzog;" sagte der junge Fürst in gereizter Stimmung; „ich traue vielmehr der Gnade Ferdinand's VI. alles Mögliche, und sogar alles Unmögliche zu, seiner Gerechtigkeit freilich Wenig oder Nichts."

„Darin bin ich ganz der Meinung Spezzano's," sagte der Prinz von Hessen-Philippsthal. — „Haben Sie noch nicht von der königlichen Gnade gehört, die ihn, den Gesetzen Hohn sprechend, mit einem Federzuge um die Hälfte seines Vermögens bringt?"

„Ist das wirklich wahr?" wendete sich der Herzog zu dem jungen Fürsten, der bei dieser Anspielung auf seinen Verlust ein ziemlich finsteres Gesicht machte. „Wie aber ist das möglich?"

„O, auf die natürlichste Weise von der Welt," entgegnete der junge Mann bitter, „wenn der Wille des

Königs ſich um die beſtehenden Geſetze nicht bekümmert!"

„Sollte unſer König dazu fähig geweſen ſein?" fragte der Herzog halb ironiſch.

„Zweifeln Sie etwa an dieſer Fähigkeit?" rief der junge Fürſt. „Nun wohl, ſo erfahren Sie denn, daß meine natürlichen Geſchwiſter, den ausdrücklichen Landesgeſetzen zum Trotz, durch königliches Machtgebot zu legitimen Sproſſen des alten, bisher edlen Geſchlechtes der Herzoge von Spezzano erklärt worden ſind!"

„Iſt es möglich?" riefen Mehrere, die inzwiſchen den Kreis vergrößert hatten.

„Nicht allein möglich," entgegnete der junge Mann gereizt, „ſondern ſogar ſo gewiß, daß ſich mein Freund Philippsthal mit mir in ganz ähnlicher Lage befindet."

„Iſt das wahr?" wurde der junge Prinz von mehreren Seiten gefragt.

„Allerdings!" entgegnete der Prinz. „Die Töchter einer gemeinen Dirne, die meinen ſchwachen Vater durch ihre Reize, ihre Buhlerkünſte zu beſtricken wußte, ſind durch königliches Machtwort zu meinen legitimen Schweſtern erklärt worden; aber ehe ich ſelbſt ſie dafür erkenne, will ich lieber auf meinen fürſtlichen Rang ver-

zichten und ſollte ich mich darüber auch für immer mit meinem Vater entzweien."

„Der König war ihm allerdings für die tapfere Vertheidigung Gaeta's zu Dank verpflichtet," ſagte der Herzog von Diano begütigend, „aber freilich würde dazu wohl auch noch ein Mittel ausfindig zu machen geweſen ſein, ohne die Geſetze zu verletzen und zugleich die rechtmäßigen Kinder des Fürſten in ihren Rechten und ihrem Vermögen zu verkürzen."

„Was kümmert unſer gnädigſter Monarch ſich um Geſetz, um Recht und Billigkeit," ſagte mit dem Tone der Erbitterung und des Hohnes ein hoher Mann, der eben erſt eingetreten war, die letzten Worte aber noch gehört hatte.

„Was iſt Ihnen denn, Santangelo?" fragten mehrere Stimmen zugleich. Sie ſcheinen ja furchtbar aufgeregt zu ſein!"

„Und wohl habe ich dazu Urſach," ſagte heftig der Baron von Santangelo, „denn vor zwei Stunden erfuhr ich, daß mein Bruder, der Intendant der Baſilicata, mit mehreren andern Edelleuten verhaftet iſt; unter andern Namen ſchrieb man mir auch den des Oberſt Sponſa."

„Und weſſen klagt man ſie an?" fragte der Herzog von Diano.

„Keines Geringeren," entgegnete Baron Santangelo mit bitterem Hohne, „als des Hochverrathes!"

„Aber worauf ſtützt ſich dieſe Anklage?" fragten mehrere Stimmen zugleich.

„Iſt es unter der jetzigen Herrſchaft etwa nöthig, eine ſolche Anklage zu begründen?" rief Santangelo. „Ihr Verbrechen beſteht in der Erfüllung ihrer Dienſtpflichten unter Murat, der wahrlich ein beſſerer König war, als dieſer Bourbon!"

„Reden Sie ſich nicht um den Hals, Baron!" ſagte beinahe ängſtlich einer der Anweſenden.

„Ich werde ihn in Sicherheit zu bringen wiſſen, ehe er unter das Beil des Nachrichters geräth," ſagte Santangelo kalt.

„Wiſſen Sie ſich auch gegen die Dolche der Meuchelmörder zu ſchützen?" fragte der Herzog von Diano.

„Wie meinen Sie das?" entgegnete der Baron und ſah den Herzog groß an.

„Wie!" ſagte dieſer, „ſollten Sie es noch nicht wiſſen, daß auf alle Anhänger des Königs Joachim eine wahre Hetze durch das ganze Land organiſirt iſt, daß der würdige Fürſt von Canoſa, dem vor wenigen Tagen zum Lohne ſeiner Verdienſte das Polizeiminiſterium verliehen wurde, eine zahlreiche Bande der verruchteſten Böſewichter und Miſſethäter, die zu dieſem

wichtigen Dienſte zum größten Theile aus den Zuchthäuſern und Kerkern entlaſſen wurde, angeworben hat, daß dieſe in ſämmtlichen Provinzen bereits zahlreiche Mordthaten, Brandſtiftungen, Plünderungen mit bewaffneter Hand bei anerkannten oder vorgeblichen Muratiſten ausgeübt hat, und daß das Alles offenbar mit der geheimen Bewilligung des Königs geſchieht, denn wo die Behörden zufällig dieſe Schurken ergriffen und zum Tode verurtheilten, da wurden dieſelben durch die Gnade des Königs der Strafe entzogen."

„Ich habe davon allerdings gehört," entgegnete Baron Santangelo, „aber ich wollte es nicht glauben, weil es mir zu abſcheulich erſchien."

„Zu abſcheulich iſt es allerdings," ſagte der Herzog von Diano, „aber zugleich dennoch nur zu wahr. Dafür ſpricht ein neues Beiſpiel, welches ich heute erfuhr, und das aus ſo zuverläſſiger Quelle ſtammt, daß ich ſelbſt es verbürgen kann."

„Erzählen Sie! Erzählen Sie!" ſtürmte man von allen Seiten auf den Herzog ein, um den ſich ſogleich beinahe alle Anweſenden voll Neugier verſammelten, und der auch, ohne ſich lange bitten zu laſſen, ſogleich ſeine Erzählung alſo begann:

„In Reggio wurde vor einigen Tagen von dem dortigen Gerichte das Todesurtheil über Ronca

gesprochen, dessen Name wahrscheinlich Ihnen Allen als der eines der verwegensten Räuber, eines der grausamsten, blutigsten Ungeheuer bekannt ist."

„Gewiß! Gewiß!" bestätigten mehrere Stimmen.

„Nun wohl," fuhr der Herzog fort, „dieser Ronca wurde wegen einer neuen Freveltat — irre ich nicht, so war es eine Brandlegung, verbunden mit Plünderung und Mord — mit größerem Eifer als gewöhnlich verfolgt. Er trennte sich zu seiner größern Sicherheit von den Spießgesellen, an deren Spitze er bisher gestanden hatte, und behielt nur das Weib bei sich, das ihn auf allen seinen Zügen begleitete, und das eben, einen Säugling von sechs oder sieben Monaten an der Brust trug. Schon waren die Soldaten ihm dicht auf den Fersen und er fürchtete, ergriffen zu werden, als es ihm gelang, einen so versteckten Schlupfwinkel zu erreichen, daß er sich für gerettet halten durfte. In der That sah er auch bald darauf aus seinem Verstecke die Soldaten, die ihn suchten, vorüberziehen, offenbar ohne eine Ahnung davon zu haben, wie nahe ihre Beute ihnen war. Da fing das Kind an zu weinen. In der Furcht, daß das Geschrei seine Anwesenheit verrathen möchte, ballte er wüthend die Faust gegen das kleine Geschöpf, und flüsterte mit knirschenden Zähnen: „Verfluchte Bestie, willst du schweigen!" — Erschreckt durch

ſeine drohende Miene, und da ſie ſeine Wildheit wohl kannte, drückte die Mutter das Kind an ihre Bruſt und ſuchte es zu beſchwichtigen, aber es war ſo eingeſchüchtert, daß es nur um ſo lauter zu ſchreien begann. Wüthend ſprang jetzt der unnatürliche Vater hinzu, faßte das Kind bei den Beinen, riß es der Mutter von dem Arme, und ſchmetterte es mit dem Kopfe gegen einen Baumſtamm, daß der kleine Schädel zerſprang und das Gehirn nach allen Seiten umherſpritzte. „Ungeheuer!“ kreiſchte die Mutter, ſtürzte mit aufgehobenen Händen auf den Mörder zu, und zerfleiſchte ihm das Geſicht mit ihren ſcharfen Nägeln. — Anfangs wich Ronca, durch dieſen unerwarteten Angriff überraſcht, zurück, ſchnell aber hatte er ſeine Ruhe wiedergewonnen, und indem er den Dolch zog, ſtieß er ihn ſeiner bisherigen Gefährtin zwei, drei Mal bis an das Heft in die Bruſt, daß ſie, ohne einen Klagelaut auszuſtoßen, todt zu ſeinen Füßen niederſtürzte. — „Wahnſinniges Weib!“ brummte er dann. „Glaubteſt du etwa, dem Ronça trotzen zu können?“ Darauf wiſchte er ruhig ſeinen blutigen Dolch ab, ſteckte ihn wieder ein, und warf die Leiche der Mutter auf die des Kindes. So brach die Nacht an, und ruhig ſtreckte er ſich an der Seite ſeiner Opfer nieder, denn er überzeugte ſich, daß die Soldaten noch immer in der Nähe umherſchweiften,

und daß er daher nicht wagen durfte, ſeinen Verſteck zu verlaſſen. Sein Zufluchtsort hatte aber nur den Umfang weniger Schritte, und ſo mußte er in der Nähe der Leichen aushalten, ſelbſt da noch, als dieſelben in Fäulniß übergingen und endlich einen betäubenden Geſtank verbreiteten. In dieſer Lage wurde er endlich durch einen glücklichen Zufall am fünften Tage aufgefunden und nach einem verzweifelten Widerſtande gefangen genommen."

„Und ein ſolches Ungeheuer konnte der König begnadigen?" fragte einer der Gäſte.

„Weshalb denn nicht?" entgegnete der Herzog. „Unter den vielen Opfern, die unter dem Mörderdolche Ronca's geblutet hatten, befanden ſich zufällig, oder noch wahrſcheinlicher nicht zufällig, auch einige Muratiſten, und die Größe dieſes Verdienſtes mußte natürlich in den Augen des Königs die Größe aller anderen Verbrechen in ſolchem Grade mildern, daß derſelbe nicht umhin konnte, die gänzliche Begnadigung eines Mannes auszuſprechen, der ſich um die Dynaſtie der Bourbons ſo verdient gemacht hatte."

„Nach ſolchen Beiſpielen freilich," ſagte Baron Santangelo finſter, „iſt von uns Allen Niemand mehr ſeines Lebens ſicher, und jetzt erſt bangt mir um meinen armen Bruder: — Bis jetzt hoffte ich noch

immer, daß das erlassene Decret ihn schützen würde, das gänzliches Vergessen und Vergeben alles Dessen zusichert, was in der verflossenen Zeit durch Schrift, Wort oder That im Dienste König Joachims geschehen ist."

„Naiver Kinderglaube!" spottete der Prinz von Philippsthal. „Die schönen Schwestern, mit denen die Gnade des Königs mich so unerwartet beschenkte, haben mich eines Bessern belehrt und ich gebe jetzt für die ganzen fünf Decrete nicht einen Karlini mehr."

„Uebrigens," sagte der General Zenardi, „der unter Begünstigung der Kapitulation von Castalanza im Dienst geblieben, gleichwohl aber bei Hofe sehr mißliebig war, „übrigens ist es doch eine ganz hübsche Sache um die Gunst des Hofes, — versteht sich, wenn man sie genießt und sie so auszubeuten versteht, wie unser würdiger dreiköpfiger Minister Tommaso."

„Tommaso dreiköpfig?" rief lachend der Herzog von Diano. „Da erfahre ich wirklich etwas ganz Neues, denn bisher glaubte ich immer, Tommaso hätte nur einen Kopf, und noch dazu einen ziemlich schwachen und leeren."

„Ich nenne ihn dreiköpfig, entgegnete der General Zenardi ironisch, indem ich der Meinung bin, daß zur Verwaltung eines Ministeriums ein Kopf erforder-

lich iſt, obgleich ich ihnen gern zugeſtehe, daß derſelbe ſchwach und leer ſein kann. Da nun der ſchwachköpfige Tommaſo dieſer Eigenſchaft ungeachtet zugleich Miniſter-Präſident, Juſtizminiſter und Miniſter des Innern iſt, glaube ich ſeine Dreiköpfigkeit vorausſetzen zu dürfen."

„Nicht übel!" meinte Diano und Andere ſtimmten ihm bei; dann aber wurde Zenardi gefragt, in wiefern er die Gunſt des Hofes für vortheilhaft in Beziehung auf Tommaſo hielte.

„Wahrlich," ſagte Zenardi, „die außerordentlichen, die überraſchenden, um nicht zu ſagen die empörenden Ereigniſſe drängen einander, ſeitdem unſer allergnädigſter Hof ſeinen halben Thron von Sicilien herüberbrachte und hier in Neapel wieder mit der andern Hälfte zuſammenflickte, ſo ſehr, daß es unmöglich iſt, Alles mit einem Blicke zu überſehen, und daß ich zum Austauſche gegen das Neue, welches ich hier erfuhr, etwas Aehnliches zum Austauſch bieten kann."

„Erzählen Sie, General! Erzählen Sie!" beſtürmte man jetzt den General Zenardi eben ſo wie man vorher den Herzog von Diano wegen der Erzählung von dem Räuberhauptmann Ronca beſtürmt hatte; und der General ließ ſich eben ſo wenig bitten, wie früher der Herzog.

„Es iſt Ihnen bekannt," begann er, „daß eines der

berühmten fünf Decrete die Bestätigung aller Personen, Dotationen, Schenkungen ꝛc. verhieß, welche von den beiden Usurpatoren herrührten. Um dies Decret zur Wahrheit zu machen, hatte die neue Regierung, daß heißt, unser lieber, guter, aber leider etwas geiziger und habsüchtiger Tommaso nichts Eiligeres zu thun, als die reiche Dotation der Akademie zu verkaufen, durch welche die beiden Könige Joseph und Joachim die Wissenschaften und die Gelehrten zu unterstützen so verschwenderisch waren. Wozu brauchen wir eine Akademie? Was wollen wir mit Wissenschaften und Gelehrten anfangen? Uns Neapolitanern genügen eine tüchtige Anzahl Polizeimänner vollkommen! — Genug also, die Dotation der Akademie wurde verkauft, und der Käufer war — Tommaso."

„Nun, das ist doch kein Unrecht!" rief lachend eine Stimme. „Tommaso ist reich genug, um noch manches Andere Staatsgut zu kaufen!"

„Nein das ist kein Unrecht," entgegnete Zenardi höhnisch, „allein das scheint mir wenigstens nicht ganz recht zu sein, daß der Premierminister Tommaso das Gesetz von dem Verkauf der Staatsgüter gegen die neucreirten Renten so lange verheimlichte, bis der Privatmann Tommaso sich um einen sehr mäßigen Preis mit einer gehörigen Menge dieses neuen Werthpapieres

verſehen hatte; — daß der Juſtizminiſter Tommaſo durch Drohungen verſchiedener Art die Concurrenten des Kaufes für den Privatmann Tommaſo zurückſchreckte; — und daß der Miniſter des Innern, Marquis von Tommaſo, dem durch dieſen hohen Poſten der Schutz der Künſte und Wiſſenſchaften, und namentlich der Akademie obliegt, es ohne allen Widerſpruch duldete, daß der Privatmann Tommaſo an dem ſeiner Obhut übergebenen Staatsinſtitute dieſen indirecten Raub begehen durfte."

„Wahrlich, das iſt ſtark!" riefen mehrere Stimmen, der Baron von Santangelo aber ſagte:

„Ich hatte von dieſer Sache auch ſchon ſprechen hören, hielt Tommaſo aber nicht für ehrlos genug, ſich auf eine ſolche gemeine und verächtliche Weiſe zu bereichern. — Daß es übrigens mit dieſer Rücknahme der gemachten Schenkungen ſeine Richtigkeit hat, weiß ich aus einem andern Falle, der mir in der Seele weh thut, da er die edle, ohnehin von dem Unglücke ſo hart betroffene Marquiſe von Malapieri betrifft."

Man bat den Baron, auch dieſen Fall zu erzählen, und er war dazu eben ſo bereit, wie ſeine beiden Vorgänger, wir aber halten es für angemeſſen, dieſem Ereigniſſe ein beſonderes Kapitel zu widmen, da es zu grelle Schlagſchatten auf die damaligen Zuſtände am

Hofe von Neapel wirft, als daß es nicht zu der gründlichen Beleuchtung derſelben, die wir uns zum Ziele geſetzt haben, erforderlich wäre, es mit verſchiedenen Details zu erzählen.

VII.

Die Marquiſe von Malapieri.

Ungefähr um dieſelbe Zeit, als bei dem Herzoge von Diano die Abendgeſellſchaft ſtattfand, in welcher man von allen Seiten ſo bitter über die Maßregeln der zurückgekehrten Bourbons ſich ausſprach, ſaß in einem freundlichen Zimmer einer bequem und anſtändig, doch ohne allen Luxus eingerichteten Wohnung, die zwar in dem eleganten Stadtviertel, jedoch in einer abgelegenen Straße deſſelben lag, eine Frau, welche ſchon hoch in Jahren zu ſein ſchien, denn ihr Haar zeigte zahlreiche Silberſtreifen, die aber dennoch erkennen ließ, daß mehr noch Kummer und Leiden, als die Zeit ſelbſt, ihrem Geſichte die Spuren des Alters aufgedrückt hatten; denn ihre Geſtalt war noch anmuthig und friſch, und das Feuer

ihrer Augen verrieth, daß die schönen Jahre der Jugendblüthe noch nicht weit hinter ihr liegen konnten.

Die Kleidung der Dame verrieth zwar, daß sie den höheren Ständen angehörte, allein sie war dennoch einfach und schmucklos und deutete eben so, wie das Meublement und die ganze Einrichtung nur einen bescheidenen Wohlstand, keineswegs aber Reichthum an.

Die Dame stand vor einem lebensgroßen Bilde, welches die eine Wand des Zimmers beinahe ganz einnahm, und einen schönen Mann von kriegerischem, beinahe harten Ausdrucke darstellte. In der linken Hand, die matt an ihrer Seite herabhing, hielt sie ein offenes Schreiben mit einem großen Siegel und mit der rechten führte sie zuweilen das Taschentuch an ihre Augen, um die leise, aber ununterbrochen rinnenden Thränen zu trocknen, die schon lange geflossen sein mußten, denn ihre schönen, ausdrucksvollen Augen waren geschwollen und mit einem rothen Rande umgeben.

„O Du theurer Verstorbener, der Du die treue Anhänglichkeit an Deinen angeborenen Herrscher mit Deinem Leben bezahltest, hättest Du ahnen können, daß Dein Opfer, von Dem, welchem Du es brachtest, auf solche Weise vergolten werden würde, — gewiß, Du wärest meiner Liebe nicht entrissen worden, hättest Deine Kinder nicht zu Waisen gemacht!“

Die Dame wurde in ihrem Selbſtgeſpräche, oder vielmehr in der Anrede an das Bild ihres verſtorbenen Gatten, des Marquis von Malapieri, durch den Eintritt eines Dieners unterbrochen, welcher ehrfurchtsvoll meldete:

„Der Herr Baron von Nicotera!“

Unmittelbar hinter dem Diener trat der Angemeldete ein, und mit dem Freudenrufe: „Mein geliebter Bruder!“ eilte die Marquiſe ihm entgegen, und ſank laut ſchluchzend an ſeine Bruſt.

Der Diener entfernte ſich, der Baron aber geleitete ſeine Schweſter zu dem Divan, und nachdem er an ihrer Seite Platz genommen hatte, küßte er ſie auf die Stirn, und ſagte mit dem Tone der freundlichſten Theilnahme:

„Meine theure Ludovica, welch neuer Kummer hat Dich denn betroffen? — Sind etwa die Kinder —?“

„Sie ſind wohl, Gott und der heiligen Jungfrau ſei es gedankt,“ fiel ihm die Marquiſe in das Wort, „aber dennoch habe ich hinreichenden Grund zum Kummer, und ich betrachte es daher als eine gnädige Fügung der Vorſehung, daß Sie Dich eben jetzt zu einem Beſuche nach Neapel führt, denn ich habe Deines Rathes, Deiner Hülfe, Deines Beiſtandes noch nie ſo ſehr bedurft, wie in dieſem Augenblicke.“

„Du weißt wohl, daß Du unter allen Umſtänden darauf zählen darfſt," entgegnete der Baron Nicoterá. „Doch ſprich, worin ſoll ich Dir rathen und helfen?"

„Ich bin eine Bettlerin und meine Kinder haben vielleicht ſchon in den nächſten Tagen kein Obdach mehr!" rief die Marquiſe mit ausbrechendem Schmerze und wieder floſſen Thränen.

„Iſt es möglich!" rief der Baron heftig erſchrocken. „Ich hatte ja doch dafür geſorgt, Dein Vermögen ſicher anzulegen! — Sollte ich mich getäuſcht haben? Sollteſt Du das Opfer eines ſchändlichen Betruges geworden ſein?"

„Nein, das nicht," entgegnete ſeine Schweſter; „aber man will mich berauben!"

„Wer will das? Wer kann das?" fragte ihr Bruder heftig und ſeine Augen funkelten zornig.

Die Marquiſe ließ die Blicke ſuchend im Zimmer umherſchweifen, ſtand dann raſch auf, nahm von dem Boden das Schreiben empor, daß ihr bei der Umarmung ihres Bruders entfallen war, reichte es dieſem und ſagte:

„Lies!"

Der Baron Nicotera nahm das Schreiben; kaum aber hatte er einen Blick auf den Inhalt deſſelben geworfen, als die Röthe des Unwillens ſein Geſicht überzog und er zähneknirſchend ſagte:

„Das iſt nichtswürdig — unerhört! — In jedem andern Falle würde es eine himmelſchreiende Ungerechtigkeit ſein, in dieſem aber iſt es eine haarſträubende! — Doch mag ich nicht glauben, daß dieſes Blatt ſo ſchlimm zu deuten iſt, wie es auf den erſten Anblick ſcheint, denn das kann des Königs Wille nicht ſein; es muß dabei ein Irrthum walten! — Vielleicht ſucht Tommaſo, deſſen Geiz und Habgier während der kurzen Zeit ſeines Miniſteriums bereits ſprichwörtlich geworden ſind, durch dieſes Schreiben nur eine Erpreſſung gegen Dich auszuüben; doch, die ſoll ihm nicht gelingen, ſo wahr ich Nicotera heiße. — Thateſt Du bereits Schritte in dieſer Angelegenheit?“ fragte er nach einer Pauſe.

„Keinen,“ entgegnete ſie, „denn ich erhielt die Mittheilung erſt dieſen Nachmittag und im erſten Augenblick war ich dadurch ſo betäubt, daß ich zu keinem Entſchluſſe gelangen konnte; doch dachte ich daran, gleich morgen wo möglich eine Audienz bei Tommaſo zu erlangen, um durch ihn die Rücknahme dieſes grauſamen Befehles zu erwirken.“

„Das wäre eine Erniedrigung für Dich,“ ſagte ihr Bruder abwehrend, „auch glaube ich nicht, daß ein ſolcher Schritt Dir etwas nützen würde; denn Tommaſo iſt eigentlich nur ein menſchgewordenes Rechnenexempel, und das ſteht ſo feſt, wie Alles, was ſich auf

die Grundregeln der Mathematik ſtützt. — Ueberdies," fuhr er fort, indem er das Schreiben nochmals überlas, „würde er ſich beſtimmt hinter die Autorität des königlichen Befehles flüchten, daran läßt die Faſſung des Schreibens nicht zweifeln." Und als wollte er die Bedeutung jedes einzelnen Wortes abwägen, las er laut und langſam:

„Auf Befehl Seiner Majeſtät des Königs ſind alle die Schenkungen aufgehoben, welche von den Uſurpatoren Joſeph Bonaparte und Joachim Murat herrühren. Es wird daher der Frau Marquiſe von Malapieri aufgegeben, die ihr früher erlaſſenen Koſten zu bezahlen, welche durch den Prozeß ihres verſtorbenen Gatten aufgelaufen waren.

„Im Auftrage Seiner Majeſtät des Königs

„Der Finanzminiſter

„Marquis von Tommaſo."

„Ha! Ha! Ha! Ha!" lachte Nicotera wild auf. „Es iſt ſo nichtswürdig, daß es unglaublich ſein müßte, wenn es nicht leider nur zu wahr wäre!"

Nach einer kurzen Pauſe fuhr er ruhiger fort:

„Doch nein! Ich ſage noch,mals: Es kann nicht ſein. Der König iſt durch falſche Vorſpiegelungen hintergangen; obgleich der Name Deines unglücklichen Mannes

ihm unvergeßlich ſein ſollte. — Tommaſo beabſichtigt eine Erpreſſung, und Du mußt ſeine Abſicht vereiteln, indem Du ſo bald als möglich eine Audienz bei dem Könige ſelbſt nachſuchſt, und dieſem die Sache vorſtellſt, wie ſie wirklich iſt!"

„Ich glaube, Du haſt Recht, mein geliebter Bruder," ſagte die Marquiſe. „Wenigſtens bleibt mir kaum etwas Anderes zu thun. Leider ſetze ich aber auf dieſen Schritt nur wenig Hoffnung, denn aus ſo Vielem, was man hört, ſcheint hervorzugehen, daß der König kein Herz hat, wenigſtens nicht für die Leiden ſeiner neapolitaniſchen Unterthanen, die er als unterworfene Rebellen betrachtet, welche für das Verbrechen, zehn Jahre lang anderen Königen gehorcht zu haben, mit eiſerner Ruthe gezüchtigt werden müſſen."

„Wohl wahr! Wohl wahr!" ſtimmte der Baron Nicotera den bitteren Worten ſeiner Schweſter bei. „Indeß darfſt Du den Schritt dennoch nicht unterlaſſen, und hoffentlich gelingt es, die Stelle zu finden, wo das Herz des Königs verborgen liegt."

„Ich bin dazu auch entſchloſſen, und werde dem Könige ungeſäumt meine Bitte vortragen!" ſagte die Marquiſe. Sie ſollte ſich indeß überzeugen, daß dies keineswegs ſo leicht war, wie es hätte ſcheinen ſollen; denn obgleich ihr die Audienz, um die ſie gleich am

nächſten Tage anſuchte, nicht abgeſchlagen wurde, traf ſie auf ſo viele kleinliche und unerwartete Schwierigkeiten, daß die Mitte der zweiten Woche herankam, ohne daß ſie ihr Ziel erreicht hatte. Wohl aber ging inzwiſchen von dem Finanzminiſterium die Mahnung ein, ſich darüber zu erklären, wie ſie die erwähnten, hoch in die Tauſende ſich belaufenden Koſten zu bezahlen gedächte; und es war ſogar die Drohung hinzugefügt, ſie gerichtlich beitreiben zu laſſen, wenn ſie ungebührlich damit zögern ſollte.

Nun erſt gelang es ihren verdoppelten Bemühungen, beſonders aber durch den Beiſtand einer Freundin, welche bei der Königin in hoher Gunſt ſtand, von König Ferdinand IV. die erbetene Privataudienz zu erlangen.

Ihre beiden Kinder, einen Knaben von zwölf und ein Mädchen von noch nicht acht Jahren, an der Hand, warf ſie ſich dem Könige zu Füßen, ſobald ſie in deſſen Cabinet eingelaſſen worden war, und indem ihre beiden Kinder, von ihr vorher unterwieſen, neben ihr niedergekniet waren, erhoben alle Drei flehend die Hände, und riefen wie aus einem Munde:

„Gnade, Euer Majeſtät! — Gnade!“

Ohne durch dies rührende Bild, durch die bittenden Kinderſtimmen, ſichtlich bewegt zu werden, ſagte der König mit gerunzelter Stirn:

„Stehen Sie auf! — Was wünschen Sie?“

„Eure Majestät,“ begann, noch immer knieend, die Marquise Malapieri; doch der König unterbrach sie, indem er heftig rief:

„Stehen Sie auf, sage ich Ihnen!“

Als sie sich erhoben und auch ihre Kinder empor gezogen hatte, schwieg sie einen Augenblick, verwirrt durch einen Empfang, wie sie ihn nicht erwartet und noch viel weniger verdient hatte.

„Nun, was wollen Sie? — In wiefern erbitten Sie meine Gnade?“

„Eure Majestät,“ sagte nun die arme Frau, ihre ganze Entschlossenheit sammelnd, „man will mich und meine beiden Kinder hier zu Bettlern machen.“

„Wer will das?“ fragte der König.

„Der Befehl, der mir im Auftrage Eurer Majestät zugefertigt wurde, die Kosten des Prozesses zu bezahlen, durch den mein theurer Gatte vor sieben Jahren sein Leben verlor!“

„Weshalb ließ er sich auf eine so tolle Unternehmung ein?“ sagte der König mit gleichgültigem Tone.

„Er beging sie auf Veranlassung, um nicht zu sagen, auf Befehl Eurer Majestät,“ entgegnete mit gereiztem Tone die Marquise, indem sie sich stolz emporrichtete, und jetzt zum ersten Male dem Könige dreist in das Gesicht sah.

„Mag ſein!“ entgegnete dieſer. „Er hätte die Unternehmung mit Geſchick zu Ende führen ſollen, und er hätte des reichſten Lohnes gewiß ſein können.“

„Aber, Eure Majeſtät,“ ſagte ſie mit mühſam unterdrücktem Zorne, „dieſe Koſten würden mein und meiner Kinder ganzes Vermögen hinnehmen!“

„Das thut mir leid,“ verſicherte der König mit eiſiger Kälte; „aber es iſt eine allgemeine, durch die Nothwendigkeit gebotene, Maßregel, die Schenkungen rückgängig zu machen, welche von den beiden Uſurpatoren des Thrones von Neapel herrühren, und ich kann davon keine Ausnahme machen, weil die Conſequenzen derſelben die Staatscaſſe zu ſehr benachtheiligen würden.“

Die Marquiſe, welche ihre Aufregung bisher nur mühſam unterdrückt hatte, konnte bei einem ſolchen Beweiſe der Herzloſigkeit nicht länger an ſich halten, und nur mit Mühe in den Schranken der Ehrerbietung bleibend, rief ſie mit ausbrechender Heftigkeit:

„Iſt es denn möglich, daß der König, dem mein verblendeter Gatte nach dem Leben ſtrebte, den Kindern des Verſchwörers mit dem verwirkten Vermögen ein großmüthiges Geſchenk machte, und daß der, für den er ſein Leben opferte, ſeine Waiſen dieſes Geſchenkes mit grauſamer Herzloſigkeit berauben will?“

Sie hatte dieſe Worte ſo raſch, ſo heftig, hervor-

geſtoßen, daß der König, deſſen Geſicht ſich dabei purpurroth färbte, keine Gelegenheit fand, ſie zu unterbrechen; als ſie aber jetzt mit hochwogender Bruſt ſchwieg und ihn mit zornſprühenden Augen anſah, ſagte er mit vor Wuth bebender Stimme:

„Wie, Madame, Sie wagen es, in meiner Gegenwart den Abenteurer Murat König zu nennen, ſeine Großmuth zu rühmen und mich der Beraubung Ihrer Kinder zu beſchuldigen?“

„Ich weiß keinen andern Ausdruck zu finden,“ entgegnete ſie trotzig.

„Ich verzeihe dieſe Majeſtäts-Beleidigung Ihrem Schmerze und der Unüberlegtheit des Weibes; — aber entfernen Sie ſich augenblicklich, und laſſen Sie ſich nie wieder an dem Hofe von Neapel ſehen, wenn Ihre Freiheit Ihnen lieb iſt! — Uebrigens,“ fügte er wie höhnend hinzu, — „bei dem Befehle, alle Schenkungen der beiden Uſurpatoren rückgängig zu machen, bleibt es, und ſollten Sie und Ihre Kinder darüber wirklich zu Bettlern werden!“

Die Marquiſe glaubte unter dem Gewichte ihres Schmerzes, ihres Zornes, zuſammenbrechen zu müſſen; aber ſie blieb ſtark, ergriff die Hände ihrer beiden Kinder, und wollte mit ihnen das Cabinet des Königs verlaſſen; aber der Knabe blickte den König trotzig an,

und fragte: „Mutter, iſt das der König Ferdinand, für den mein Vater geſtorben iſt, und für den ich beten ſollte, wie Du mir ſo oft ſagteſt?“

„Ja, mein Sohn, das iſt er,“ ſagte die Mutter, erſchüttert durch des Knaben Frage, die auch auf das Gefühl des Königs einen Eindruck gemacht zu haben ſchien, denn er zuckte zuſammen, als das Kind des mütterlichen Gebotes, für ihn zu beten, erwähnte. Das war aber auch die einzige Wirkung der kindlichen Worte, und zornig blickte Ferdinand IV. der Mutter nach, die ſich mit ihren beiden Kindern an der Hand entfernte, ohne die ſchuldige Reverenz vor dem Könige zu machen, dem noch die Schmach widerfuhr, daß er hören mußte, wie der Knabe, indem er das königliche Cabinet verließ, ſagte:

„Mutter, ich mag für den garſtigen Mann nicht mehr beten.“

In dem Vorzimmer wartete der Baron Nicotera ſeiner Schweſter.

„Nun?“ fragte er, indem er die Marquiſe zu dem ihrer harrenden Wagen führte.

Sie war anfangs ſo erſchüttert, daß ſie ihm nicht zu antworten vermochte, und ſich ſchwer auf ſeinen Arm ſtützte; als ſie aber im Wagen ſaßen, ſagte ſie:

„Mein Flehen war vergebens! — Ach, ich hatte

wohl Recht, als ich gegen Dich die harte Beſchuldigung ausſprach: Der König hat kein Herz! — Ich habe mich leider davon auf die grauſamſte Weiſe überzeugen müſſen, denn herzloſer wie König Ferdinand hätte ſich ſelbſt der grauſamſte Tyrann nicht benehmen können!"

Sie erzählte hierauf ihrem Bruder den ganzen Verlauf der Audienz, und mehrmals unterbrach er ſie dabei durch Aeußerungen des Zornes, des Unwillens, der Verachtung.

„Ja," rief er, als ſie ſchwieg, „jetzt erkenne ich, daß Alles wahr iſt, was man bisher zur Schmach Ferdinand's erzählt hat, und was ich zum Theil nicht glauben wollte, weil es zu abſcheulich klang. — Jetzt bin ich auch überzeugt, daß ein entſetzliches, haarſträubendes Verbrechen, welches kürzlich in meiner Gegend begangen wurde, auf Rechnung des Königs, oder wenigſtens des königlichen Willens, zu ſchreiben iſt."

Als ſie zu Haus angekommen waren, erzählte er ſeiner Schweſter das Ereigniß, deſſen er erwähnt hatte, und das wir unſeren Leſern auf den hier folgenden Blättern mit allen Nebenumſtänden erzählen wollen.

VIII.

Der geheime Wille des Königs.

Von der Thätigkeit, welche die in Ponza und ähnlichen Anstalten geworbenen Agenten des Fürsten von Canosa in verschiedenen Theilen der Monarchie entwickelten, müssen wir jetzt ein Beispiel erzählen, welches so schaudererregend ist, daß es als unglaubwürdig verworfen werden müßte, bestätigte es nicht das glaubwürdige Zeugniß des rühmlichst bekannten neapolitanischen Geschichtschreibers Pietro Colletta, dessen Angaben wir bei der Schilderung der nachfolgenden ergreifenden Ereignisse gefolgt sind.

Es war am Tage vor Maria Himmelfahrt, am 15. August des Jahres 1815, als lärmende Freude in dem volkreichen Dorfe Piagine herrschte, das in der Provinz

Salerno, etwa zwei Stunden von dieſem Hauptorte ſelbſt entfernt, liegt.

Nur die Familie Pugli, welche ein freundliches, einſam an dem äußerſten Ende des Dorfes belegenes, freundliches und zierliches Häuschen bewohnte, nahm keinen Theil an den lärmenden Luſtbarkeiten, durch welche die übrigen Einwohner, beinahe ohne Ausnahme, ſich ergötzten, ihre Freude beinahe bis zur Ausgelaſſenheit ſteigernd.

Die Familie Pugli war ehrenwerth und rechtſchaffen; fromme Sitte herrſchte in ihrem Kreiſe, und das Band inniger Liebe umſchlang alle Mitglieder derſelben, ſo daß ſie den übrigen Bewohnern des Dorfes als Muſter hätte gelten können. Dennoch aber waren die Pugli's in dem Dorfe nicht beliebt, beinahe ſogar verhaßt, und ſeit einiger Zeit ſahen ſie ſich vielfachen Kränkungen und ſogar Beſchimpfungen ausgeſetzt. Was aber war der Grund der Mißachtung, in welcher eine ſolche Familie bei den übrigen Bewohnern des Dorfes ſtand?

Politiſcher Fanatismus! — Denn die Pugli's galten für Anhänger des flüchtig umherirrenden Königs Murat, die übrigen Bewohner Piagines aber ſchwärmten für die Bourbons, obgleich ſie für dieſe Vorliebe ſchwerlich einen vernünftigen Grund anzugeben

vermocht hätten, ausgenommen etwa, daß einige Burschen des Dorfes als Soldaten des neapolitanischen Contingentes in dem Kriege Napoleons gegen Rußland, in den Schneegefilden des Nordens ihr junges Leben eingebüßt hatten.

Wenn aber die Pugli's sich in der Besorgniß vor neuen Beschimpfungen von der lärmenden Freude der übrigen Dorfbewohner fern hielten, so feierten sie um so andächtiger den religiösen Theil des Festes. Denn der ehrwürdige Priester, Francesco Pugli, ein kräftiger Greis von beinahe siebzig Jahren, war von seinem nahen Sitze in Avellino herübergekommen, um das heilige Fest im Kreise seiner Angehörigen zu begehen, und am Morgen, wie am Nachmittage, versammelte er alle Mitglieder der Familie um sich zu religiösen Uebungen. Der Rest des Tages wurde dann in heiteren Gesprächen verbracht, bis mit anbrechender Nacht Alle sich zur Ruhe begaben, ohne Ahnung, auf wie gräßliche Weise dieselbe gestört werden sollte.

Nur ein Mitglied der Familie, der jüngere Bruder der Frau, ein Jüngling von 20 Jahren, nach dem Großoheim Francesco geheißen, suchte den Schlaf nicht, obwohl er den Schein annahm, als folge auch er dem Beispiel der Anderen. Aber sobald er glauben durfte, daß in dem ganzen Hause Alle im festen Schlafe

lägen, ſchlich er ſich geräuſchlos zu der Hinterthür hinaus, eilte durch den hinter dem Hauſe liegenden Garten, überkletterte die Mauer deſſelben, und ſchritt in die Dunkelheit der Nacht hinein, dem unfern gelegenen Dorfe Matera zu, wo ein liebendes Mädchen ſeiner harrte.

Francesco trat dieſen Gang mit einer ſolchen Heimlichkeit an, weil die Familie ſein Liebesverhältniß zu dieſem Mädchen von ſehr zweideutigem Rufe nicht billigte, und er deshalb Vorwürfe fürchtete, die er zwar nicht ungerecht fand, denen er ſich aber dennoch ausſetzte, weil die Leidenſchaft in ſeinem Herzen bereits zu feſte Wurzeln geſchlagen hatte.

Seine Entfernung wurde von Niemand in dem Hauſe bemerkt, und zu ſeinem Glücke ſah ihn auch keine der verdächtigen Geſtalten gehen, welche das Haus umſchlichen, ſeitdem die Lichter in demſelben erloſchen waren und die allem Anſcheine nach nichts Gutes gegen die Bewohner im Schilde führten.

Nur zu bald ſollte ſich zeigen, was dieſe Menſchen beabſichtigten.

Schon ſeit dem Beginn des Feſtes zeigten ſich unter den Bewohnern des Dorfes zwei oder drei fremde Geſichter, und eines derſelben war, ohne eben häßlich zu ſein, durch den Ausdruck der Rohheit und Wildheit, der in den Zügen lag, ſo abſchreckend, daß man ſich darüber

hätte wundern müſſen, eben um dieſen Fremden ſich bald einen zahlreichen Kreis der jungen Burſchen von Piagine ſammeln zu ſehen, wäre dies nicht dadurch erklärlich geworden, daß der Menſch reichlich mit Geld verſehen war, und Jeden, der ihm nahe kam, aufforderte, mit ihm zu trinken.

Eine ſolche Freigebigkeit konnte nicht ohne eine beſondere Abſicht ſein, und bald ſollte es ſich zeigen, worin dieſelbe beſtand, denn ohne Scheu ſprach der Menſch ſie offen gegen den ihn umgebenden Kreis aus, als er bemerkte, daß er auf willige Zuhörer rechnen durfte.

„Ihr könnt mir glauben," fuhr er in einer begonnenen Rede fort, als die Köpfe bereits durch den feurigen Salerner erhitzt zu werden begannen, „Ihr könnt mir glauben, daß es ſo iſt, wie ich Euch ſage: Unſer allergnädigſter König Ferdinand, den Gott und die heilige Jungfrau ſchützen mögen, wünſcht die Vernichtung ſämmtlicher Muratiſten, aber da er durch Verhältniſſe der Politik gehindert iſt, das Todesurtheil ſelbſt zu fällen, rechnet er auf den Eifer ſeiner treuen Unterthanen, an ſeiner Statt zu handeln. Der edle Fürſt von Canoſa hat zu dem Zwecke viele brave, entſchloſſene Männer abgeſendet, um im ganzen Lande die offenen oder heimlichen Muratiſten aufzuſuchen, und ſie der Gerechtigkeit des Volkes zu überliefern, da die

Gerechtigkeit des Königs verhindert iſt, die ihnen gebüh-
rende Strafe über ſie zu verhängen. Ich ſelbſt habe
die Ehre, mit zu den Agenten des Fürſten Canoſa
zu gehören und eben ſo die beiden Freunde hier an
meiner Seite. Habt Ihr alſo hier im Dorfe, oder in
der nächſten Umgegend, Muratiſten, ſo nennt ſie mir
und unter meiner Leitung ſoll das Urtheil an ihnen
vollſtreckt werden, wenn Ihr mir dazu Beiſtand leiſtet."

„Was ſoll denn aber mit ihnen geſchehen?" fragte
einer der Burſchen.

„Sie müſſen ſterben!" entgegnete der Agent des
künftigen Polizeiminiſters von Neapel mit einem gräß-
lichen Ausdrucke, und indem ſeine Augen in wildem
Feuer funkelten. „Alle müſſen ſie ſterben, die Alten,
wie die Jungen, — die Männer, wie die Weiber, —
kurz, die ganze Brut."

„Da möchte es denn doch wohl lebensgefährlich
ſein, Euch Beiſtand zu leiſten", ſagte Einer aus dem
Kreiſe der Zecher. „Die Behörden machen kurzen Proceß
mit Mördern."

„Mörder!" rief Paolo — ſo hatte der Menſch
ſich genannt. „Wer ſpricht von Mord? — Wir ſind
Vollſtrecker des geheimen königlichen Willens, und ich
gebe Euch die Verſicherung, daß Alle, welche zu dieſem
ſolchen Beginnen Beiſtand leiſten, weit eher auf

Belohnung, wie auf Strafe, rechnen dürfen. Ja, was noch mehr iſt, ich gebe Jedem, der mir hilft, als vorläufige Belohnung, gewiſſermaßen als eine Art Handgeld, funfzig Carlini."

„Funfzig Carlini!" rief ein wüſter Geſelle, der in dem Dorfe bereits dafür galt, daß er im Stande ſein würde, für Geld eine Schandthat zu begehen, „funfzig Carlini, und Strafloſigkeit noch obenein? — Ei, da kann man ja kein beſſeres Geſchäft machen! — Her mit dem Gelde! — Ich bin der Eure!"

Damit ſtreckte er Paolo die Hand hin, um auf der Stelle die Carlini zu empfangen.

„Halt! halt, mein Freund," ſagte Paolo mit widerlichem Lachen, „das geht ſo ſchnell nicht! — Erſt muß ich wiſſen, wo ich Muratiſten finden kann, gegen welche ich deines Beiſtandes bedarf."

„O, da brauchſt Du nicht lange zu ſuchen," entgegnete der Burſche. „Siehſt Du das einzeln ſtehende Haus dort, ganz am Ende des Dorfes?"

„Ich ſehe es," entgegnete Paolo, indem er der angedeuteten Richtung mit den Augen folgte.

„Nun gut; da haſt Du gleich ein ganzes Neſt voll ſolcher Vögel."

„Schön! Schön!" rief Paolo grinſend. „Das Neſt wollen wir bald genug ausnehmen. — Nun alſo —

wer will noch außer dieſem braven Burſchen eine Hand voll Carlini verdienen?"

Nachdem einmal der Anfang gemacht war, fiel es, wie immer bei dergleichen Veranlaſſungen, nicht ſchwer, auch noch andere Theilnehmer zu finden, und außer den beiden Begleitern Paolo's und dem bereits Angeworbenen, der auf der Stelle das Sünden-Handgeld empfing, durch deſſen Anblick die Uebrigen vollends verlockt wurden, erklärten ſich noch ſieben Burſchen zu der Unternehmung bereit.

Als die Schurken ſo über die Hauptſache einig waren, zogen ſie ſich in die Wohnung des erſten Rekruten zurück, um die Einzelnheiten der von ihnen beabſichtigten Miſſethat zu beſprechen, und dann ihre Vorkehrungen zu der Ausführung derſelben zu treffen, wobei Paolo ſie fortwährend ermunterte, auf ſeine Rechnung zu trinken.

Als ſie ihren Plan verabredet hatten, trugen ſie auf den freien Platz vor dem Hauſe der Pugli's Reiſig und Holz zuſammen, das ſie ſcheiterhaufenähnlich aufſchichteten, doch ſo, daß im Innern ein kleiner freier Raum blieb.

Die unglückliche Familie, über welche ſo das Todesurtheil bereits geſprochen war, ſah verwundert dieſem Beginnen zu, ohne ſich enträthſeln zu können, zu welchem Zwecke das viele Holz dort aufgeſchichtet würde; und

ohne eine Ahnung davon zu haben, daß ſie ein für ſie ſelbſt beſtimmtes Martergerüſt vor ſich hatten, gingen die Pugli's zur Ruhe, um nach einem frommen Gebete ihrem letzten Schlafe in die Arme zu ſinken.

Dieſe Menſchen nun waren es, welche das Haus der Pugli's umſchlichen, als Francesco daſſelbe verließ, um heimlich ſeiner Geliebten den Beſuch abzuſtatten, durch den er dem traurigen Looſe entging, das ſeine Angehörigen ereilte, als er kaum das Ziel ſeiner nächtlichen Wanderung erreicht hatte.

Paolo und deſſen Spießgeſellen konnten indeſſen kaum die Zeit zu der Ausübung ihrer ruchloſen That erwarten, allein ſie hielten es dennoch der Klugheit für angemeſſen, damit zu zögern, bis ihre Opfer in feſten Schlaf geſunken wären, denn ſie fürchteten, daß eines oder das andere derſelben ihnen entrinnen möchte, wenn es bei dem Ueberfalle noch munter wäre.

So war Mitternacht herangekommen, da gab Paolo durch einen gellenden Pfiff das Signal zu dem Angriffe, und im Nu ſtürzte die wilde Rotte von allen Seiten auf das Haus zu. Die Thüren, die Fenſter, wurden mit Axthieben zerſchmettert und die elf Mörder drangen zu allen Oeffnungen zugleich hinein. Erſchrocken ſprangen die Bewohner ſchlaftrunken aus den Betten, aber noch ehe ſie ſich zu beſinnen vermochten, waren

ſie zu Boden geworfen, und mit den Stricken, welche die Böſewichter zu dieſem Zwecke mitgebracht hatten, gebunden. Das geſchah mit empörender Rohheit, und ſelbſt der ehrwürdige, ſilberhaarige Prieſter erlitt dabei ſolche Mißhandlungen, daß ſein Hemd, die einzige Bekleidung, die man ihm gelaſſen hatte, an mehreren Stellen mit Blut gefärbt ward.

Von allen Bewohnern des Hauſes war nur das Haupt der Familie, Matteo Pugli, ein großer, kräftiger Mann, im Stande, ſich zur Wehre zu ſetzen, und er leiſtete verzweifelten Widerſtand, doch in dem Schlafe überraſcht, hatte er keine Zeit gefunden, eine Waffe zu ergreifen, und bald ſank er, aus zahlreichen Wunden blutend, unter den Streichen der Cannibalen zu Boden.

Nach wenigen Minuten ſchon waren die ſämmtlichen Opfer überwältigt, und unter wildem Triumphgeheul ſchleppten die Unmenſchen ſie nach dem Scheiterhaufen, den die Pugli's mit Staunen hatten errichten ſehen, und deſſen Bedeutung ihnen jetzt plötzlich auf eine gräßliche Weiſe klar war.

Hier wurden die Gebundenen in die Höhe gehoben und in den innern, freigelaſſenen Raum hinabgeworfen. Es waren ſieben Perſonen, die ſo einen langſamen und qualvollen Tod über ſich verhängt ſahen: der greiſe

Prieſter, Francesco Pugli, — Matteo, das Familienhaupt, — deſſen Frau, — deſſen beide kleine Kinder, ein Knabe von ſieben und ein Mädchen von fünf Jahren, — eine Schweſter Matteo's, ein ſchönes, liebes Mädchen von achtzehn Jahren, — und endlich die alte, treue Dienſtmagd der Familie.

Die Wüthriche waren von ihrem blutdürſtigen Eifer ſo ganz erfüllt, auch jetzt nicht einmal zu bemerken, daß der junge Francesco ihrer Wuth entgangen war. Die Burſchen des Dorfes wußten aber ſehr wohl, daß er mit zu der Familie gehörte, und hätten ſie ihn vermißt, ſo würden ſie gewiß Alles aufgeboten haben, um auch ihn in ihre Gewalt zu bekommen, denn ſie hätten in ihm den Ankläger und Rächer fürchten müſſen. So aber glaubte Jeder, einer der Anderen hätte Francesco zu den übrigen Opfern geworfen, und es wurde zu ſeinem Glücke nicht weiter nach ihm gefragt.

Als die Unglücklichen ſich in dem Innern des Scheiterhaufens befanden, von wo ihnen, gebunden, wie ſie waren, die Flucht unmöglich fiel, kümmerten die Mörder ſich für den Augenblick nicht weiter um ſie, ſondern kehrten zurück in das Haus, deſſen Plünderung nun unter Lachen und rohen Scherzen begann. Jeder der Blutmenſchen eignete ſich zu, was ihm gefiel, und es fehlte wenig, ſo hätten ſie ſich bei der Theilung über

den Beſitz manches Stückes entzweit. Aber Paolo ſchlichtete jeden Streit gleich im Entſtehen durch ein Machtwort, und er ſprach dies mit ſo donnernder Stimme aus, er begleitete es mit ſo furchtbaren Drohungen, daß Keiner es wagte, ſich ſeinem Willen zu widerſetzen, denn man ſah es ſeinem ganzen Weſen an, daß er ſeine Drohung auf der Stelle ausgeführt haben würde.

Was man ſich nicht aneignen mochte oder konnte, wurde zertrümmert, zerriſſen, zerſchlagen, und die Holzſtücke der Möbel und des Hausgeräths wurden zu der Vergrößerung des Scheiterhaufens verwendet, oder den Gefangenen in demſelben unter rohen Spottreden auf die Köpfe geworfen.

Als es auf dieſe Weiſe in dem Hauſe nichts mehr zu plündern gab, wurde aus dem Stalle Stroh in einem der Zimmer angehäuft und in Brand geſteckt. Raſch ſchlug die Flamme zu den Fenſtern heraus, und nun wurde auch das Reiſig rings um den Scheiterhaufen entzündet.

Bald ertönten aus dem Innern des Holzſtoßes die gräßlichſten Schmerzens- und Klagelaute, zuweilen unterbrochen durch laute Gebete des greiſen Prieſters; aber nichts vermochte die Unmenſchen, die den geheimen Willen ihres Königs zu vollſtrecken meinten, zu rühren,

und selbst die Bewohner des Dorfes, die der Lärm und das Feuer herbeigelockt hatten, sahen aus geringer Entfernung theilnahmlos dem empörenden Schauspiele zu, ohne nur eine Miene zu machen, als wollten sie die unglücklichen Opfer retten.

Plötzlich öffnete sich der Scheiterhaufen an einer Stelle, und die Schwester Matteo's, der es in der Todesangst gelungen sein mochte, ihre Bande zu lösen, wenn nicht vielleicht das Feuer selbst sie derselben entledigte, stürzte hervor, vom Kopf bis zu den Füßen umwirbelt von den Flammen ihrer Kleidung und fürchterliches Schmerzensgeheul ausstoßend.

Ueberrascht wichen die Ungeheuer im ersten Augenblicke vor der funkensprühenden Erscheinung zurück, und es schien, als würde das Entrinnen ihr gelingen; aber rasch entschlossen sprang Paolo hinzu, stieß sie zurück in die Gluth und rief ihr dabei höhnend zu:

„Bleib als ein gutes Kind bei den Deinen!"

Die Bedauernswerthe stürzte nieder und bald darauf schien ihre Qual geendet zu sein, denn ihr Geschrei ging in leises Wimmern über und verstummte endlich ganz.

Wenige Minuten später gaben auch die anderen Opfer kein Lebenszeichen mehr von sich und zufrieden,

ihr Werk vollbracht zu haben, gingen die Mörder auseinander, um ihre in dem Dorfe vertheilt liegenden Wohnungen aufzusuchen und in den Armen des Schlafes die gehabten Anstrengungen zu vergessen.

IX.

Die Strafe folgt dem Frevel auf dem Fuße.

Nachdem Francesco das gehoffte Glück in den Armen seiner Geliebten gefunden hatte, trat er den Rückweg nach Piagine an, heiteren Sinnes zwar, aber dennoch nicht ganz ohne Besorgniß, daß sein nächtlicher Ausflug bemerkt worden sein und ihm Vorwürfe zuziehen möchte.

Schon hatte er beinahe den Gipfel einer kleinen Anhöhe erreicht, von welcher man ganz Piagine übersehen konnte, da fiel ihm ein heller Schein auf, der sich an dem Horizonte auszubreiten begann, grade in der Richtung seines Dorfes. Ergriffen von einer finstern Ahnung eilte er, die Spitze der Anhöhe vollends zu erreichen und als er oben stand, da erblickte er das Haus seiner Schwester in Flammen, da sah er die

Mörder den Holzſtoß umſtehen, da hörte er die Schmerzenslaute der Seinigen, von dem Winde bis zu ihm herübergetragen, und ohnehin von den feindlichen Geſinnungen der Dorfbewohner gegen ſeine Familie unterrichtet, konnte er über das Gräßliche, was dort unten vorging, nicht im Zweifel ſein. Natürlich war ſein erſter Gedanke, hinunterzuſtürzen und den Seinigen zu Hülfe zu eilen und ſchon hob er den Fuß, dieſen Entſchluß zur Ausführung zu bringen; doch ein Augenblick ruhigerer Ueberlegung genügte, ihm das Wahnſinnige eines ſolchen Schrittes zu zeigen; denn was konnte er, der Waffenloſe, gegen die Horde der Mörder ausrichten? Er bezwang daher gewaltſam ſeine erſte Aufwallung, ſank nieder auf die Kniee, ſtreckte die Hände flehend gegen den Himmel empor und betete voll Inbrunſt:

„Herr, mein Gott, und alle Ihr Heiligen, gebet, daß ich ſie noch rette, und wenn Rettung nicht mehr möglich iſt, dann gebet die ruchloſen Mörder in meine Hand!“

Dann ſprang er auf, und flog mit beinahe übermenſchlicher Eile in der Richtung nach Salerno davon. Athemlos, erſchöpft, langte er nach etwas mehr als einer Stunde dort an. Der Offizier der Hauptwache, dem er erzählte, was in Piagine vorging, empfand

aufrichtiges Mitleid mit dem Schmerze des Jünglings und ließ ſich bewegen, den Commandanten der Militair-Commiſſion zu wecken, welche hier, wie in allen Hauptorten des Landes, an die Stelle der gewöhnlichen Civilgerichte geſetzt worden war. Der rauhe Kriegsmann zeigte ſich über das, was er hörte, ſo empört, daß er augenblicklich ein Commando aufſitzen ließ und es unter der Führung Francesco's, mit der Weiſung der größten Eile, nach Piagine ſchickte, indem er den Befehl ertheilte, alle Theilnehmer der ruchloſen That zu verhaften und in das Gefängniß von Salerno abzuführen.

Der Offizier, dem das Commando übertragen worden war, ſchonte die Pferde nicht; dennoch kamen die Reiter erſt an, als der Scheiterhaufen bereits von den Mördern verlaſſen war, und dieſe ſich zur Ruhe begeben hatten.

Die Scheite des Holzſtoßes glimmten zum Theil noch, aber es ſchien, als ſeien viele der unten liegenden von dem Feuer nicht ergriffen worden. Der Offizier ließ daher, ſo geringe Hoffnung er auch haben konnte, irgend eines der Opfer noch lebend zu finden, augenblicklich durch ſeine Leute den Scheiterhaufen vorſichtig auseinander reißen.

Da bot ſich ein Schauſpiel, entſetzlich zwar, doch

auch ſo ergreifend, daß ſelbſt einige graubärtige Krieger, die ſich bei dem Commando befanden, ihre Rührung nicht verbergen konnten.

Der Körper der Magd und der des jungen Mädchens waren ganz verbrannt, und ſo entſtellt, daß man an ihnen kaum noch menſchliche Formen erkennen konnte. — Matteo Pugli war zwar auch ſtark verbrannt, aber doch noch deutlich zu erkennen. — Die Mutter lag auf dem Geſichte und hatte ihren Knaben und das kleine Mädchen unter ſich. Offenbar war ſie mit mütterlicher Liebe bemüht geweſen, ihre Kinder durch den eigenen Körper vor der Berührung des Feuers möglichſt zu ſchützen, und dies war ihr auch in der That gelungen, denn beide Kinder lebten zwar ebenfalls nicht mehr, aber ſie trugen an ihren Körpern nur unbedeutende Brandwunden. Dieſe konnten ihren Tod nicht herbeigeführt haben, und ſie mußten daher durch den Rauch erſtickt worden ſein. Dagegen war die ganze Rückſeite der Mutter verkohlt. Ihr Geſicht, durch ihre Lage geſchützt, war zwar unverletzt geblieben, aber es zeigte die Verzerrungen des fürchterlichſten Schmerzes.

Beinahe wunderbar erhalten war der greiſe Prieſter. Seine gefalteten, arg verbrannten Hände hielt er gegen die Bruſt gepreßt; mit dem Rücken lehnte er, den Kopf wenig über dem Boden erhoben, gegen die unterſten

Scheite des Holzſtoßes; eines dieſer Scheite ſchien ſo auf ihn herabgefallen zu ſein, daß es ihn gegen die unmittelbaren Berührungen der Flamme wenigſtens zum Theil ſchützte, denn es bildete über ſeinem Kopfe und ſeiner Bruſt einen leeren Raum und war nur auf der obern Seite angebrannt, als hätte die Hand Gottes ſelbſt das greiſe Haupt ſeines Prieſters bewahren wollen. Der ehrwürdige Greis ſchien mit einem Gebete auf den Lippen geſtorben zu ſein, das ließ ſein ruhiges, von einem ſeligen Lächeln übergoſſenes Geſicht vermuthen.

Mit gefaltenen Händen, den Kopf auf die Bruſt herabgeſunken, ſah Francesco, keines Wortes mächtig, die Leichen ſeiner Lieben, eine nach der andern, aufheben und mit einer Sorgfalt, als fürchteten die Träger ſich, den Gemordeten noch Schmerzen zu bereiten, vor ihrem niedergebrannten Hauſe in einer Reihe nebeneinanderlegen. Stumm rannen dabei die Thränen ununterbrochen über ſeine Wangen und ein leiſes, krampfhaftes Zittern ſchüttelte ſeinen ganzen Körper. Als aber das letzte Opfer von der Mordſtätte aufgehoben wurde, da richtete er ſich mit einem heftigen Ruck, wie in gewaltiger Anſtrengung, empor, und indem er mit wildflammenden Blicken umherſah auf die Einwohner Piagines, die ſich halb neugierig, halb furchtſam wegen deſſen, was vielleicht auch ſie treffen würde, allmälig

um die Soldaten gesammelt hatten, rief er mit einem unheimlichen, schneidenden Tone, der die Brust Mancher, die ihn hörten, wie mit einem scharfen Eisen durchzuckte:

„Rache! Rache!“

„Die soll Ihnen werden, so viel an mir liegt, junger Mann,“ sagte der Offizier, indem er Francesco wohlwollend und mit dem Ausdrucke der aufrichtigsten Theilnahme auf die Achsel klopfte. Rasch wendete er sich dann zu seinen Leuten, und commandirte:

„Ein Unteroffizier und vier Mann bleiben bei mir. Die Uebrigen umzingeln in einer Kette das ganze Dorf und Jeder wird auf der Stelle niedergeschossen, der zu entfliehen oder sich durchzuschleichen sucht! — Fort!“

Die Reiter sprengten im flüchtigen Galopp nach allen Seiten auseinander, vertheilten sich einzeln durch die Seitengäßchen und fünf Minuten später sahen die Mörder jede Hoffnung verschwunden, durch die Flucht der Strafe zu entgehen, die sie drohend über ihrem Haupte schwebend erblickten.

Der Offizier gebot hierauf dem Ortsvorstande, der sich unterwürfig und zitternd nach seinen Befehlen erkundigte, die Mörder ohne Zögern herbeizuschaffen, und eine halbe Stunde später waren die sämmtlichen acht Burschen des Dorfes Piagine in den Händen des

Militaircommandos, die drei Fremden aber, die eigentlichen Anstifter der Unthat, konnten nicht mehr gefunden werden. Offenbar mußten sie sich schon vor der Ankunft der Reiter aus dem Dorfe entfernt haben.

Unter manchen Stößen, Püffen und flachen Säbelhieben der Reiter wurden die acht Mörder zu zwei und zwei mit Stricken aneinandergebunden, um sofort nach dem Gefängnisse von Salerno gebracht zu werden.

Ehe der Offizier sich in Marsch setzte, hatte er noch eine heilige Pflicht zu erfüllen. Er ließ sich daher zu dem Geistlichen des Ortes führen, um ihn aufzufordern, die Leichen der Ermordeten auf feierliche Weise zu bestatten.

Der Geistliche empfing den Offizier kalt, beinahe schroff. Mit stolzem Tone sagte er:

„Auch ohne Ihre Mahnung, Herr Lieutenant, würde ich gethan haben, was meine Pflicht und mein Amt von mir fordern. — Uebrigens bedaure ich den Vorfall, der sich vielleicht nicht ereignet hätte, wäre ich am Orte gewesen."

„Das will ich zu Ihrer Ehre glauben, hochwürdiger Herr," sagte der Offizier, und verletzt durch das kalte, hochmüthige Wesen des Priesters fügte er dann in scharfem Tone hinzu: „Uebrigens bedaure ich, daß Sie ihrem Einflusse auf Ihre Beichtkinder so wenig

Macht zutrauen, um zu ſagen, daß der Frevel nur vielleicht durch Ihre Anweſenheit verhindert worden wäre."

Nach dieſer Zurechtweiſung entfernte er ſich mit einem flüchtigen Gruße, denn er mochte ſich mit dem Geiſtlichen, der ſich ihm ſo wenig ſeines göttlichen Berufes würdig gezeigt hatte, nicht in einen Streit einlaſſen.

Er kehrte mit mürriſcher Miene zu ſeinen Leuten zurück, und als das Commando die Gefangenen in die Mitte nahm, um ſich in Marſch zu ſetzen, zeigten ſich Alle, die noch vor wenigen Stunden gleich Tigern gewüthet hatten, muthlos wie die Lämmer und Einige weinten und ſchluchzten ſogar laut. Der Rauſch, unter deſſen theilweiſem Einfluſſe ſie ihr entſetzliches Verbrechen begangen hatten, war verflogen, und ſie begannen die Größe ihrer Schuld, ſo wie die Strafe, die ihnen dafür werden mußte, mit geſträubtem Haare zu erkennen.

Nur der freche Burſche, der durch ſein Beiſpiel weſentlich dazu beigetragen hatte, die Andern zu verführen, zeigte ſich ohne Furcht, und in dem Augenblicke, als das Commando ſich in Marſch ſetzte, rief er ſeinen Mitſchuldigen und Unglücksgenoſſen höhniſch zu:

„Ihr Memmen, die Ihr ſeid! — Wovor fürchtet

Ihr Euch? — Wir haben nur den geheimen Willen des Königs vollzogen, und wenn selbst irgend ein Gericht es wagen sollte, uns zu verurtheilen, so ist uns die königliche Begnadigung gewiß. — Das hat mir Paolo noch in dem Augenblicke zugeschworen, als er mein Haus verließ, denn zum Glück war er schon auf den Beinen, als das Commando den Berg herabkam. Um der möglichen Verhaftung zu entgehen, entfernte er sich sofort mit den beiden anderen königlichen Agenten, um nach Neapel zu eilen und bei dem Könige selbst unsere Begnadigung zu erwirken. — Diese ist uns durch ihn und den Fürsten von Canosa gewiß, also dürft Ihr ganz ohne Furcht sein!"

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte Francesco die Worte des frechsten unter den ergriffenen Mördern seiner Angehörigen vernommen, und als derselbe jetzt schwieg, rief er so laut, daß Alle rings umher es hören konnten:

„Wäre das wahr, dann gäbe es keine Gerechtigkeit auf Erden, noch im Himmel!"

Dann wendete er sich in furchtbarer Aufregung zu dem Offizier und sagte mit fieberhaft bebender Stimme:

„Herr Lieutenant, ich stehle das Pferd des Königs nicht, aber ich bedarf seiner, um den Mörder der Meinigen aufzusuchen, und mit dem Beistande der

Heiligen werde ich ihn finden und sein Gnadengesuch bei dem Könige verhindern."

Ohne die Antwort abzuwarten, sprengte er in der Richtung gegen Neapel davon; der Offizier aber ließ ihn ungehindert seinen Weg verfolgen, und murmelte dazu in den Bart:

„Reite nur zu, armer Junge, und die heilige Jungfrau unterstütze Dich bei Deinem Beginnen. Das Pferd aber bezahle ich, wenn es sein muß, aus meiner Tasche!"

„Marsch!" commandirte er dann seinen Leuten. „Und treibt die Hunde tüchtig an, wenn sie sich etwa leidenlahm zeigen sollten," fügte er mit ingrimmigem Tone hinzu.

Das Commando entfernte sich in raschem Schritt, und mancher flache Säbelhieb fiel auf die Schultern der Mörder nieder, besonders aber auf die des frechen Burschen, der den Anderen Muth zugesprochen hatte. Die Angehörigen der Gefangenen aber sahen mit bangen Gefühlen dem sich entfernenden Commando nach.

Jetzt bereuten sie es dennoch, daß sie es nicht wenigstens versucht hatten, dem Frevel Einhalt zu thun. Vielleicht würde sie selbst dann das Unglück nicht getroffen haben, von dem sie sich jetzt in einzelnen Mitgliedern ihrer Familie bedroht sahen.

X.

Das Walten der Nemesis.

Der arme Francesco hatte seinen Kräften zu viel zugetraut. Muth und Entschlossenheit allein genügen nicht bei solchen Unternehmungen, wie er eine vor hatte; dazu sind außer diesen, allerdings unerläßlichen Eigenschaften auch noch Ruhe, kalte Ueberlegung und Abwägung aller Mittel erforderlich, um mit Sicherheit auf die Erreichung des vorgesteckten Zieles rechnen zu dürfen.

Die Aufregungen der vergangenen Nacht, der Besuch bei der Geliebten, der angestrengte Lauf nach Salerno, die Ungewohnheit des schnellen Rittes, die Entbehrung der Nahrung zu der gewöhnlichen Zeit, ließen ihn bald eine Ermattung verspüren, die er zwar durch geistige Anstrengung zu überwinden strebte, die aber dennoch

mehr und mehr die Oberhand über ihn gewann. Ueberdies war er ein so unerfahrener Reiter, daß er sein wirklich tüchtiges Pferd bald über dessen Kräfte anstrengte, und kaum hatte er die Straße nach Neapel etwa eine Stunde weit verfolgt, als er auf dem ebenfalls schwankenden Pferde von einer zur andern Seite so heftig zu schwanken begann, daß es schien, als müßte er mit dem nächsten Schritte aus dem Sattel stürzen.

Noch suchte er seine Kräfte durch den Gedanken aufrecht zu halten:

„Bei dem gestrigen Feste bemerkte ich ein fremdes Gesicht, so widerlich, so abschreckend, daß Niemand es vergessen kann, der es nur ein Mal in seinem Leben sah. — Das ist der Paolo, das muß er sein, der sich vermessen hat, die Begnadigung des Königs für die ruchlosen Verbrecher zu erwirken, und ich werde, ich will ihn erreichen!“

Aber schon wenige Minuten, nachdem er diesen festen Vorsatz ausgesprochen hatte, stürzte sein übertriebenes Pferd unter ihm zusammen und er flog aus dem Sattel.

Das Thier war todt, der Reiter nur bewußtlos.

Zum Glück für den jungen Mann ereignete dieser Unfall sich in geringer Entfernung von einem Wirthshause, das einsam an der Straße lag. Die Bewohner desselben sahen ihn stürzen, eilten menschenfreundlich

hinaus, um ihm beizustehen, und trugen den Ohnmächtigen in ihr Haus.

Zwar kehrte Francesco bald zum Bewußtsein zurück, allein ein heftiges Fieber umfing seine Sinne. Nach zwei Tagen schon siegte seine Jugendkraft über diesen Feind; er wurde sich des Zweckes seiner Reise wieder vollkommen bewußt, und erklärte, daß er auf der Stelle nach Neapel aufbrechen müßte.

Der Wirth und seine Frau, die sich seiner mit der liebevollsten Sorgfalt angenommen hatten, suchten ihn zurückzuhalten, indem sie ihm vorstellten, daß nach dem Ausspruche des Arztes sein Leben unbedingt gefährdet sei, wenn er sich nicht wenigstens noch einige Tage der Ruhe gönnte.

„Mag immerhin mein Leben zu Grunde gehen, wenn ich nur meinen Zweck erreiche," entgegnete er ihnen.

Und mit überströmendem Herzen erklärte er ihnen mit ergreifenden Worten, warum er fort wollte, fort müßte.

Die ehrlichen Leute hörten ihm mit der unverkennbarsten Theilnahme zu. Sie hatten bereits von der Greuelthat in Piapine gehört und waren darüber eben so empört, wie die ganze Gegend rings umher, wie jeder Mensch von Gefühl es auch heute sein muß, wenn er davon hört. Sie widerstrebten daher seinem Willen

jetzt nicht mehr, denn sie erkannten, daß die Begnadigung der verabscheuungswerthen Verbrecher, wenn er länger zögerte, möglich sei, obgleich es ihrem schlichten Verstande, ihrem natürlichen Rechtsgefühle, nicht einleuchten wollte, daß bei einem so unerhörten Verbrechen die königliche Gnade eintreten **könnte**, eintreten **dürfte**.

Die Wirthsleute hielten daher **Francesco** nicht mehr davon ab, aufzustehen und sich anzukleiden, um seine Reise fortzusetzen, auch versprach der Wirth, ihn bis zu einem Freunde, der ihm den gleichen Dienst leisten würde, mit seinem Geschirre zu fahren, und eilte dann hinaus, um ohne Säumen anzuspannen.

Kaum war der Wirth hinausgegangen, als ein Reiter vor das Haus gesprengt kam, sich aus dem Sattel schwang, den Zügel seines schäumenden Thieres an einen der in der Wand befestigten Eisen-Ringe band, und hastig in das Gastzimmer trat, indem er der ihr entgegeneilenden Wirthin zurief:

„Einen Becher Wein für mich und etwas Futter für mein Pferd, aber rasch, denn ich habe Eile!"

Mit einem unbeschreiblichen Gefühle erkannte **Francesco** in diesem Reisenden eben jenen Fremden, den er an dem Feste von Mariä Himmelfahrt in Piapine bemerkt hatte, und der, wie er nicht zweifelte, eben

jener Paolo war, welcher mit ſolcher Zuverſicht die Begnadigung der Mörder verheißen hatte.

Die Aufgabe, die Francesco ſich ſelbſt geſtellt hatte, war alſo ihrer Erfüllung nahe, und indem er ſeine ganze Kraft und Entſchloſſenheit zuſammen nahm, ging er auf den Fremden zu, der ſich in Erwartung des Weines auf einen Stuhl geworfen hatte, und ſagte, indem er ſich zu ihm niederbeugte, in halb flüſterndem Tone:

„Bringen Sie die Begnadigung, Signor Paolo?“

Dieſer blickte ſich verwundert um, ſo unerwartet bei ſeinem Namen angeredet zu werden, und als er einen jungen, leichenblaſſen Mann ſah, deſſen Angeſicht ihm völlig unbekannt war, ſagte er ausweichend, als verſtände er die Frage nicht:

„Welche Begnadigung?“

„Die für die Theilnehmer Ihres Unternehmens in Piapine,“ entgegnete Francesco, der jetzt ſchon größere Zuverſicht gewonnen hatte.

„Waren Sie denn dabei?“ fragte Paolo, der Francesco mit durchbohrenden Blicken anſah, als wollte er ſich auf ſeine Züge beſinnen. „Ich kann mich Ihrer nicht erinnern!“

„Freilich bin ich betheiligt bei dieſer unglücklichen Sache,“ entgegnete Francesco, ohne vor dem for-

ſchenden Blicke des Böſewichts die Augen niederzuſchlagen.

„Weshalb unglücklich?“ fragte Paolo heftig.

„Weil alle Betheiligten aus Piapine, mich allein ausgenommen,“ entgegnete Francesco mit ſchlauem Doppelſinn, „verhaftet wurden, und vielleicht ſchon morgen hingerichtet werden, wenn Sie nicht die verheißene königliche Begnadigung bringen.“

„Die bringe ich!“ ſagte Paolo, indem er auf die Bruſttaſche ſeines Rockes ſchlug.

„Wollen Sie mich wohl die Begnadigung des Königs ſehen laſſen?“ fragte Francesco mit bebender Stimme, und indem ſeine von der Krankheit ermattete Hand krampfhaft den Griff des Dolches faßte, den er in der Bruſt verborgen trug.

„Wozu?“ fragte Paolo argwöhniſch.

„Wozu? — Sonderbare Frage! — Weil davon die Beſtimmung meiner ganzen Zukunft abhängt; denn haben Sie die Begnadigung nicht, dann muß ich heimathlos und verfolgt umherirren, während die Uebrigen ihr Leben auf dem Blutgerüſte verhauchen.“

„Sie haben Recht,“ ſagte Paolo. „So empfangen Sie denn hier den Beweis, daß Sie ohne Furcht nach Piapine zurückkehren können.“

Mit dieſen Worten zog er aus ſeinem Rocke eine

Brieftasche, nahm aus derselben ein Papier, entfaltete es und überreichte es Francesco, indem er sagte:

„Da! Lesen Sie!"

Und Francesco las:

„An das Commando der Militair-Commission zu Salerno.

„Die Angeklagten aus dem Dorfe Piapine sind Angesichts Dieses straflos zu entlassen.

Ferdinand."

Das königliche Insiegel diente zur größeren Beglaubigung.

„Ha! Es ist wirklich wahr!" rief Francesco in der heftigsten Aufregung, und in demselben Augenblick stieß seine zitternde Hand den Dolch in die Brust des verruchten Mörders.

Gottes strafende Gerechtigkeit hatte den schwachen Stoß des entkräfteten Armes so sicher geführt, daß Paolo, grade in das Herz getroffen, todt vom Stuhle sank, ohne einen einzigen Laut auszustoßen.

„Jesus Maria!" rief die Wirthin, welche in eben diesem Augenblicke mit dem Weine hereintrat und den Stoß noch gesehen hatte.

„Dies ist der Anstifter der Ermordung meiner ganzen Familie," sagte mit feierlicher Ruhe Francesco, indem er auf den Todten deutete; — „und hier sehen

Sie die königliche Begnadigung ſeiner Mordgeſellen," fügte er hinzu, der erſchrockenen Frau die Schrift hinhaltend. „Jetzt verdammen Sie mich, wenn Sie können."

„Gott und die heilige Jungfrau ſollen mich davor bewahren, armer Jüngling," ſagte die Wirthin. „Was Sie thaten, kann unter den obwaltenden Umſtänden nur als eine hinlänglich gerechtfertigte Rache betrachtet werden. — Aber machen Sie deſſen ungeachtet, daß Sie fortkommen, ehe die That bekannt wird und man Sie dafür zur Rechenſchaft zieht, denn die Behörden könnten leicht eine andere Anſicht haben, wie ich."

„Freilich," entgegnete Francesco bitter, „die Gnade König Ferdinands iſt nur für ſolche Mörder, wie der da und ſeine Spießgeſellen."

„Ich gehe," ſagte er dann mit eiſiger Ruhe; „das Begnadigungsdecret aber nehme ich als Andenken mit mir, und wenn ich einſt Kinder bekommen ſollte, ſei dies ihr Erbe, indem ich ſie dabei Dankbarkeit für die Gerechtigkeitsliebe des König Ferdinand von Neapel lehre."

Er ſteckte das Papier in die Taſche und ging auf die Thüre zu, die Wirthin aber eilte ihm nach, hielt ihn zurück und ſagte:

„Einen Augenblick noch."

Dann ging ſie zu einem Schranke, nahm aus dem-

ſelben ein kleines Beutelchen, drückte es Francesco in die Hand, und ſagte haſtig:

„Hier ein kleines Reiſegeld! — Gott und alle ſeine Heiligen mögen Sie geleiten!“

Darauf ſchob ſie ihn ängſtlich zur Thür hinaus, denn ihrer Gutmüthigkeit ungeachtet fürchtete ſie die Verantwortlichkeit für den in ihrem Hauſe verübten Mord und wünſchte daher, den Mörder ſobald als möglich zu entfernen, ſo unſchuldig derſelbe auch in ihren Augen war.

Eine Minute ſpäter ſchlich Francesco wankenden Schrittes auf der Straße von Neapel dahin, wo wir ihn ſpäter wahrſcheinlich wiederfinden werden, und ſicher nicht als Anhänger des Königs, welcher das an ihm verübte Verbrechen durch das ſchönſte Vorrecht des Monarchen zu decken im Stande geweſen war.

Zwei Tage darauf wurden in Salerno, nach dem Urtheilsſpruche der dortigen Militair-Commiſſion die acht Burſchen aus dem Dorfe Piagine, welche der Ermordung der Familie Pugli überwieſen und geſtändig waren, hingerichtet.

Als König Ferdinand IV. dies erfuhr, wollte er nichts davon hören, daß ſeine Begnadigung nicht eingetroffen ſei, ſondern gerieth in einen ſolchen Zorn, daß er nicht nur den Präſidenten der Militair-Commiſſion

aus dem Dienſt entließ, ſondern auch den Commandanten der Provinz, ſo wie den der Diviſion, obgleich der Erſtere nur ſeine Pflicht erfüllt hatte, und die beiden Letzteren bei dem gerechten Urtheilsſpruche vollkommen unbetheiligt waren.

So wurde unter König Ferdinand von Bourbon die Gerechtigkeit in dem Königreich Neapel geübt. — Und war es unter den Nachfolgern aus ſeinem Stamme bis in die neueſten Zeiten herein, etwa anders?

XI.

Oheim und Neffe.

Carlo hatte vollkommen Recht gehabt, als er Jean Aubuſſon die Verſicherung gab, der geheimnißvolle Bettler würde mit dem verheißenen Beſuche nicht lange auf ſich warten laſſen. Schon am nächſten Morgen trat bei dem Jünglinge ein hochgewachſener Mann von ſehr anſtändigem, beinahe elegantem Aeußern ein. Kein körperliches Gebrechen entſtellte ihn, und auch einem ſchärferen Beobachter wie Jean es war, würde es unmöglich geweſen ſein, zwiſchen dem einäugigen, zahnloſen, ſchief gewachſenen und hinkenden Bettler vom vergangenen Tage und dieſem Manne mit den zwei lebhaften, unter einer Brille kaum verdeckten geſunden Augen, der glänzend weißen Zahnreihe, dem tadelloſen Wuchſe und den vollkommen graden Beinen die geringſte

Aehnlichkeit zu finden und dennoch waren Beide in der That nur eine und dieſelbe Perſon: François Aubuſſon hatte mit ſich die Metamorphoſe vorgenommen, durch welche er, wie wir wiſſen, ſich wie mit Zaubergewalt in einen ganz andern Menſchen verwandeln konnte.

Jean, der finſter ſinnend, wie jetzt beinahe immer, wenn er allein war, dageſeſſen hatte, trat dem Fremden verwundert entgegen, und ſeine Verwunderung wuchs, als François ihm die Hand entgegenſtreckte und mit dem Tone des herzlichſten Wohlwollens fragte:

„Nun, mein Junge, kennſt Du mich jetzt? — denn daß Du mich geſtern nicht erkannteſt, finde ich ganz natürlich!“

„Wäre es denn wirklich möglich?“ rief Jean mit dem Tone des Zweifels, indem er ſeinen Oheim anſtarrte, als wollte er ſich überzeugen, ob der Mann, der vor ihm ſtand, wirklich der ſei, den er in ihm zu erkennen glaubte. „Sind Sie denn wirklich —?“

Er hielt inne, und François fragte lächelnd.

„Nun, wer ſoll ich denn ſein? — Heraus mit der Sprache!“

„Der Onkel François, von dem der Vater uns ſchon vor mehreren Jahren ſagte, daß er geſtorben ſei!“ entgegnete nun Jean, der den ſo unerwartet wieder-

gefundenen Oheim noch immer mit verwunderten Blicken anſah.

„Ich war auch todt,“ entgegnete François, „oder wenigſtens ſo gut, wie todt; jetzt aber bin ich wieder lebendig, wie Du hoffentlich nicht bezweifelſt, und ich freue mich meines Lebens doppelt, weil ich nach Deinen geſtrigen Aeußerungen glauben darf, daß mein Rath, mein Beiſtand Dir vielleicht nützlich ſein können. — Dazu iſt aber vor allen Dingen nöthig, daß ich Deine jetzige Lage genau kenne, daß ich weiß, was es mit meiner guten, lieben Eugenie für eine Bewandtniß hat. — Alſo erzähle!“

Jeán ließ ſich dazu nicht lange nöthigen. Mit unbedingter Offenheit ſchüttete er ſein ganzes Herz gegen den ſo unverhofft wiedergefundenen Verwandten aus, denn obgleich Carlo ihm viel Wohlwollen gezeigt und großes Vertrauen eingeflößt hatte, blieb er doch immer für ihn nur ein Fremder, den er erſt ſeit wenigen Tagen kannte, und es that ihm unendlich wohl, ſich gegen den Mann, welchen die Natur ihm ſo nahe geſtellt hatte, rückhaltlos ausſprechen zu können.

François hörte ſeinem Neffen mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu, und nur als er den ſchändlichen Verrath kennen lernte, den der Fürſt Canoſa unter dem Namen Albertini gegen ſeinen unglücklichen

Bruder ausgeübt hatte, als er hörte, auf welche empörende Weise seine Nichte in das Verderben gestürzt worden war, unterbrach er die Erzählung durch einzelne Verwünschungen und Flüche.

Als Jean zu Ende war, sagte sein Oheim mit einer eisigen Ruhe, in der etwas Furchtbares lag:

„Ich schwöre Dir, daß der elende Canosa seinen Frevel nicht ungestraft verübt haben soll. — Jetzt aber sage mir, was Du zu thun gedenkst?"

„Ehe ich irgend einen bestimmten Entschluß fasse, selbst ehe ich an dem Elenden irgend eine Rache ausübe," entgegnete der Jüngling, „muß ich Eugenie auffinden, denn die letzten Worte ihres Briefes scheinen anzudeuten, daß sie selbst bereits einen Plan der Rache an ihrem Verführer entworfen hat, und ich fürchte, daß ich durch eigenmächtiges Handeln diesen Plan, vielleicht zum größten Nachtheile Eugeniens, durchkreuzen möchte. Deshalb ist es unerläßlich, mit ihr Rücksprache zu nehmen."

„Recht so, mein Junge!" sagte François zustimmend, „man muß zu Gunsten eines Dritten niemals ohne dessen Wissen und Willen entscheidende Schritte thun, denn selbst die beste Absicht gereicht sonst oft zum Unglück, zum Nachtheil oder Verdruß dessen, den wir glücklich zu machen wünschen. — Nun aber

ſage mir vor allen Dingen, ob Du Geld haſt, — das heißt, genug Geld, um Eugenie mit Nachdruck und mit der Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg aufſuchen zu können?"

„Meine Caſſe iſt allerdings nicht glänzend beſtellt," entgegnete Jean, halb lächelnd, halb verlegen; „indeß —"

„Schon genug!" unterbrach ihn ſein Oheim, zog aus der Taſche eine reichgefüllte Börſe und überreichte ſie Jean, indem er ſagte: „Hier haſt Du etwas für den Anfang; brauchſt Du mehr, ſo ſage es ganz unverhohlen. — Was übrigens die Auffindung Eugenien's betrifft, ſo werde ich mir die ebenfalls angelegen ſein laſſen, und es müßte ſchlimm ſein, wenn ich ſie nicht bald entdeckte, indem ich ihren Verführer ſcharf beobachte und durch meine dienſtbaren Geiſter beobachten laſſe."

Der ſchlaue Menſch, der ſo oft die krummen Wege des Verbrechens gewandelt war, hatte nicht zu viel verſprochen, denn ſchon am dritten Tage darauf erhielt Jean einen Brief, durch den ihn ſein Oheim an einen Ort beſchied, wo er Nachricht von Eugenien erhalten ſollte.

Mit Staunen erblickte Jean, als er in die bezeichnete Oſteria trat, wieder den entſtellten Bettler

Bartolomeo, der ihn sogleich durch einen vertraulichen Wink an seine Seite rief, und ihm dann zuflüsterte:

„Meine Sicherheit verlangt, daß ich mich nicht zu ft in dem anständigen Aeußern zeige, in welchem ich eulich bei Dir erschien; Du wirst es Dir daher schon efallen lassen müssen, zuweilen in meiner verdächtigen Gesellschaft Dich zu zeigen. Uebrigens ist diese unscheinbare Maske viel besser dazu geeignet, unsere Absichten zu erreichen, und schon jetzt verdanke ich ihr die ntdeckung von Eugeniens Aufenthalt."

„Sie wissen wirklich, wo sie ist?" rief Jean hastig.

„Allerdings," entgegnete Bartolomeo lächelnd, nd Du wirst sehr erstaunt sein, wenn ich Dir sage, o sie sich befindet."

„Ist sie hier?" fragte Jean neugierig.

„Allerdings," entgegnete der Bettler, „und zwar in n Hause des Fürsten von Canosa selbst, und was h mehr sagen will und mir sehr räthselhaft erscheint, er dem besondern Schutze der Fürstin."

„Sie ist hier in Neapel, und benachrichtigte mich on nicht?" sagte Jean und der Ausdruck eines erzlichen Gefühles überzog sein hübsches Gesicht.

„Wie hätte sie Dich aufsuchen sollen, da Du die hnung Deines Vaters verließest, ohne sie davon berichtigen zu können!" sagte der Oheim im Tone

des Vorwurfs über die Ungerechtigkeit, die in der Trauer Jean's lag.

„Sie haben Recht!“ rief Jean. „Mein Gott, wie wird die Arme um mich in Angſt geweſen ſein — denn gewiß hat ſie ſogleich unſere frühere Wohnung aufgeſucht! — Wußte ſie doch noch nicht einmal von dem Tode des Vaters! — Jetzt aber will ich auch auf der Stelle zu ihr eilen!“

Mit dieſen Worten ſprang er auf und es ſchien, als wollte er den ausgeſprochenen Vorſatz auf der Stelle zur Ausführung bringen; doch ſein Oheim zog ihn am Aermel wieder zu ſich nieder, und ſagte lachend:

„Halt! Halt, Brauſekopf! Das geht ſo ſchnell nicht, wie Du meinſt! — Erſtlich darfſt Du nicht ſo blindlings in die Höhle des Löwen rennen, der Dich unſchuldiges Lamm ſonſt leicht zerreißen möchte, und zweitens mußt Du an das denken, was Du neulich ſelbſt ſagteſt, — daß Du nämlich nicht eher handeln darfſt, als bis Du Eugenien's Abſichten kennſt.“

„Mein Gott, was ſoll ich denn aber thun?“ fragte Jean niedergeſchlagen.

„An Eugenie ſchreiben,“ entgegnete der Bettler, „und ihr Zeit und Ort zu einer geheimen Zuſammenkunft beſtimmen, oder, falls dies für ihre jetzigen Ver-

hältniſſe nicht paßt, ſie bitten, daß ſie Dir Gelegenheit bietet, ſie zu ſprechen."

Jean fand dieſen Rath ſehr verſtändig, eilte ſogleich nach Haus, den Brief an ſeine Schweſter zu ſchreiben, und übergab ihn dem Oheim zur Beſorgung. Schon zwei Tage darauf empfing er die Antwort Eugenien's, welche ſich in den heftigſten Aeußerungen des Schmerzes über den Tod des geliebten Vaters ergoß, den Jean ihr in ſeinem Briefe angezeigt hatte, dann aber ihre lebhafte Freude darüber ausſprach, den theuren Bruder, den ſie bereits für ſich verloren geglaubt hatte, und dem ſie ſofort als den ſicherſten Ort der Zuſammenkunft die Kirche St. Maria della pieta de' Sangri beſtimmte, die in der Nähe ihrer Wohnung lag, und in welcher ſie jeden Tag in früher Morgenſtunde, wenn das Gotteshaus noch einſam war, ihre Andacht verrichtete. Hier theilte ſie ihm Alles mit, was ihr ſeit ihrer Trennung begegnet war, und geſtand ihm auch ganz offen, auf welche Weiſe ſie ihrem Sohne zu einem ehrlichen Namen verhelfen wollte, ſo wie das Verſprechen des Fürſten Canoſa, ihren Wunſch zu erfüllen.

Der unverdorbene, gottesfürchtige Jüngling erſchrak heftig über dieſe Mittheilung, und warnte ſeine Schweſter davor, das Verbrechen der Bigamie auf ſich zu laden.

Eugenie blieb jedoch standhaft, und sagte mit feierlichem Tone:

„Die Bigamie mag ein Verbrechen in den Augen der Menschen sein; in den Augen Gottes ist sie es gewiß nicht, sonst würde er in seiner Weisheit nicht die Vielweiberei bei so vielen Völkern dulden. — Sollte es aber auch wirklich ein Verbrechen sein, so würde ich mich dennoch desselben nicht schuldig machen, denn nur die Papiere, welche die rechtmäßige Geburt meines Sohnes anerkennen, will ich erlangen, sobald sie aber in meinen Händen sind, mit meinem Kinde den Augen des Signor Albertini für immer entschwinden."

Jean wurde zwar durch die sophistischen Worte seiner Schwester nicht überzeugt, aber er widersprach ihrem Entschlusse auch nicht länger, als er sich überzeugt hatte, daß von der Ausführung desselben das Glück ihres ganzen zukünftigen Lebens abhängig sei. Dennoch schied er von ihr in sehr trüber Stimmung, nachdem sie ihm gesagt, der Fürst habe ihr am vergangenen Abend bei einem flüchtigen Alleinsein mit ihr in den Zimmern seiner Gemahlin zugeflüstert, es bedürfe nur noch geringer Vorbereitung, um ihren Wunsch zu erfüllen, und er hoffe, daß dies schon in den nächsten Tagen der Fall sein könnte, da es ihm gelungen wäre, einen Priester ausfindig zu machen, der sich bereit er-

klärt hätte, die heilige Handlung zu begehen und die erforderlichen Zeugniſſe über die Trauung ſowohl, wie über die rechtmäßige Geburt des Kindes auszuſtellen.

Als Jean dies Alles ſeinem Oheim mittheilte, ſchüttelte derſelbe ungläubig und zweifelnd den Kopf und ſagte dann:

„Ich traue dem Canoſa nicht! Hinter ſeiner Bereitwilligkeit, den Wunſch Eugenien's zu erfüllen, ſteckt jedenfalls irgend eine Spitzbüberei, denn ſchwerlich dürfte er ſich durch die Begehung eines ſolchen Verbrechens der ſchweren Strafe für daſſelbe ausſetzen, und er, der ſelbſt ſo wenig Vertrauen zu verdienen ſich bewußt ſein muß, wird ſicher in das Verſprechen Eugenien's nicht ſo unbedingtes Vertrauen ſetzen, um ſich ganz von ihrer Gnade abhängig zu machen, — obgleich es ihr jedenfalls ſchwer werden würde, die Identität der Perſon dieſes Signor Albertini mit dem Fürſten Canoſa zu beweiſen. — Jedenfalls müſſen wir ſie warnen, auf ihrer Hut zu ſein; ſuche daher nochmals mit ihr zu ſprechen, und binde es ihr auf die Seele, uns von der Stunde und dem Orte ſofort in Kenntniß zu ſetzen, ſobald ihr die Vollziehung der Ceremonie bekannt wird.“

Jean verſprach, dem Rathe ſeines Oheims zu folgen, und drei Tage darauf erhielt er von ſeiner

Schweſter zwei flüchtige Zeilen, deren in ſichtlicher Haſt geſchriebener Inhalt lautete:

„Morgen, mit Anbruch der Nacht in der kleinen Kapelle des Karthäuſerkloſters St. Martino unter dem Kaſtell St. Elmo! — Gott gebe ſeinen Segen!“

XII.

Die Trauungsceremonie.

In wunderbar ſchöner Lage erhebt ſich das Karthäuſerkloſter St. Martino an der Seite des hohen Berges, der gleich einer Pyramide über Neapel emporſteigt, und deſſen Spitze von dem Kaſtell St. Elmo gekrönt iſt, das gleich den übrigen, die Reſidenz umgebenden Kaſtellen mehr zur Bezwingung, als zur Vertheidigung der Stadt erbaut zu ſein ſcheint.

Das Kloſter nimmt beinahe die Mitte zwiſchen Campovine und dem prachtvollen Golf mit ſeinen glänzenden oder lieblichen Umgebungen ein. Weithin dehnt ſich zu den Füßen des Kloſters die gewaltige Stadt aus, und vielleicht von keinem Punkte genießt man eines ſchönern Ueberblickes über die Gärten, Höfe,

Plätze, Straßen und Paläste Neapels als von der Terrasse, die sich nach der Seeseite vor dem Kloster hinzieht. Auf der einen Seite übersieht man von hier die ganze fruchtbare Terra di Lavoro, reich geschmückt mit dem Segen der üppigsten Vegetation; auf der andern Seite dagegen erblickt man Baja und Puzzuoli mit ihren Ruinen, so wie die wunderbaren Seen und Schwefelbäder mit der ewig rauchenden Solfatara. Voll Entzücken folgt das Auge den vielfach gekrümmten Bogenlinien des Seeufers, nachdem es die reizenden Inseln Ischia, Procida und Nisida überschaut hat und durch das bunte, lebendige Gewühl des Hafens bis zu dem freundlichen Portici gestreift ist, über dem der ewig drohende Vesuv sich erhebt.

So paradiesisch schön ist die Lage und die ganze Umgebung des Klosters S. Martino, daß man es kaum zu fassen vermag, wie eben hier ihren Sitz die Mönche eines Ordens aufschlagen konnten, dessen strenge Regel in einer ununterbrochenen Kasteiung und Selbsttödtung den Gott zu ehren meint, dessen Liebe, Güte und Milde sich eben hier lebendiger offenbart zu haben scheint, als an irgend einem andern Punkte der Erde.

Trotz der Lieblichkeit der Natur schwebt daher auch über der nächsten Umgebung des Klosters ein Geist der Trauer, der Oede, den man sich nicht zu erklären weiß,

deſſen Einfluß man aber unwillkürlich empfindet, und der ſeine Herrſchaft mehr als je an jenem Abend auszuüben ſchien, welchen Eugenie durch die flüchtigen Zeilen an ihren Bruder als den ihrer Verbindung mit dem Fürſten Canoſa, oder vielmehr mit dem Signor Albertini bezeichnet hatte.

Einige hundert Schritte unterhalb des Kloſters, das ſeine eigene ſtattliche Kirche hat, liegt einſam, in der Mitte eines düſtern Cypreſſengebüſches, eine kleine Kapelle, die in Folge eines frommen Gelübdes erbaut wurde, und in welcher nur an beſtimmten, von dem Stifter bezeichneten Tagen, Gottesdienſt gehalten wird. Das ganze übrige Jahr hindurch ſteht ſie verſchloſſen und verödet da, und es mußte deshalb für den, welcher dieſe Tage kannte, und daher wußte, daß der heutige nicht dazu gehörte, auffallend ſein, die Thür der kleinen Kapelle geöffnet und auf dem Altare derſelben brennende Kerzen zu erblicken, deren Schein aber durch das Laubwerk der Cypreſſen ſo ganz verdeckt wurde, daß man außerhalb des düſtern Haines, und folglich auch von dem Kloſter aus, nicht den leiſeſten Strahl davon bemerken konnte.

In der Kapelle befand ſich ein Menſch, der eben die Kerzen angezündet zu haben ſchien, dann die Thür ſorgfältig verſchloß und nun, durch den Inhalt eines

mitgebrachten Packetes die weltliche Kleidung, die er trug, mit einer geiſtlichen zu vertauſchen begann, wie die Prieſter ſie bei Verrichtungen ihres heiligen Amtes zu tragen pflegen. Als er die Umkleidung beendigt hatte, zog er über ſein kurzgeſchnittenes, krauſes Haar eine Perrücke, welche auf dem Wirbel einen kahlen, runden Fleck, wie die Tonſur zeigte, und mit einem langherabfallenden Barte verbunden war, ſo daß der Menſch, der zuvor ein ziemlich verdächtiges Geſicht gezeigt hatte, durch die Silberfaden, von denen Perrücke und Bart ſich reichlich durchzogen fanden, ein ehrwürdiges, Zutrauen erweckendes Ausſehen gewann.

So dem Aeußern nach vollſtändig in einen Prieſter verwandelt, legte er ein großes Buch aufgeſchlagen auf den Altar, und ſtellte neben das Buch Schreibgeräth, indem er dabei in ſich hineinflüſterte:

„Die Poſſe muß doch vollſtändig ſein, und die Trauung deshalb in das Kirchenbuch, oder vielmehr in das Kapellenbuch eingetragen werden. — Nun, ein Buch iſt es und in der Kapelle liegt es, alſo kann die Signora ganz zufrieden ſein, auch ſoll ſie über die vollzogene Ceremonie ein ſo ſchön geſchriebenes, ſo nach allen Regeln und Vorſchriften abgefaßtes Zeugniß erhalten, wie ſie es nur immer verlangen kann.“

„Bei dieſen Worten nahm er aus dem Buche zwei

einzelne Blätter Papier, auf deren Enden zwei große rothe Siegel abgedruckt waren, überlas sie bedächtig und sagte dabei:

„Dies ist das Zeugniß, welches den kleinen Bastard für legitim erklärt, und dies der Trauschein für die Signora Eugenie Aubusson mit dem Signor Alberto Albertini. — Schön — Alles in bester Ordnung und bereit."

Nach einer kleinen Pause fuhr er dann, wie es schien, um sich die Langeweile zu vertreiben, in seinem Selbstgespräche fort:

„Wenn ich nur dahinter kommen könnte, wer dieser Signor Albertini eigentlich ist; denn so viel scheint mir klar zu sein, daß er eigentlich anders heißt, und daß er auch kein schlichter Kaufmann ist, sondern einem höhern Stande angehört. — Mir scheint es, als sei er einer von den großen Herren des Hofes, der irgend eine Spitzbüberei gegen ein armes, von ihm verführtes Mädchen auszuführen beabsichtigt. — Nun, mir kann das übrigens einerlei sein," fügte er nach einer kleinen Pause hinzu, „denn er hat mir schon ein ganz hübsches Handgeld für meine Bereitwilligkeit gezahlt, und die Summe, die er mir nach Vollziehung der Ceremonie verheißen hat, ist auch nicht zu verachten!"

Er unterbrach sich plötzlich, indem er nach der Thür

zu lauschte, von woher Schritte zu ertönen schienen. Der falsche Geistliche hatte sich darin auch in der That nicht getäuscht, denn wenige Minuten später wurde auf den Griff der Thür gedrückt, und als diese sich nicht öffnete, halblaut durch das Schlüsselloch geflüstert:

„Aufgemacht! — Albertini!“

„Sagte ich es doch,“ brummte der verkleidete Priester, indem er auf die Thür zuschritt, um dieselbe aufzuschließen. „Aufgemacht! — Das Commando eines vornehmen Herrn! — Ein wirklicher Kaufmann Albertini würde ganz höflich gesagt haben: „Machen Sie auf!“ — oder vielleicht sogar: „Haben Sie die Güte, aufzumachen!“

Unter diesen mürrisch geäußerten, aber sehr richtigen Bemerkungen hatte er den Schlüssel umgedreht und die Thür geöffnet, und hastig trat über die Schwelle der Fürst Canosa, an der Hand Eugenie führend, welche ihren Knaben auf dem Arme trug.

Der falsche Priester verschloß augenblicklich die Thür wieder, und sagte dann, mit der würdevollen Haltung und dem salbungsvollen Tone eines wirklichen Dieners der Kirche zu dem Fürsten Canosa sich wendend:

„Wünschen Sie, Signor, daß ich die heilige Ceremonie sogleich beginne?“

„Allerdings!“ entgegnete kurz und ungeduldig der

Fürſt, zog Eugenie, die ſich verwundert umzublicken ſchien, als ſuche ſie etwas, zu dem Altare, und augenblicklich begann der gottesläſterliche Betrüger die heilige Handlung, die er mit Beobachtung aller vorgeſchriebenen Formen mit ſolcher Ruhe und Würde ausführte, daß in der armen Eugenie nicht der leiſeſte Argwohn eines ihr geſpielten Betruges entſtehen konnte. Gleichwohl machte ſie, nachdem die vollzogene Trauung in das vorgebliche Kirchenbuch eingetragen war, und der falſche Prieſter ihr die beiden zuvor erwähnten Documente eingehändigt hatte, die ſchüchterne Bemerkung:

„Sind denn aber nicht zur Beſtätigung ſo wichtiger Handlungen und zur Beglaubigung von dergleichen Papieren, Zeugen erforderlich? — Sie ſelbſt ſagten mir ja, wir würden die erforderlichen Zeugen hier vorfinden!“

„Da müſſen Sie mich mißverſtanden haben, meine theure Eugenie,“ entgegnete Canoſa. „Das Zeugniß dieſes heiligen Mannes, welches, wie Sie ſehen, noch überdies durch die Beidrückung des Kirchenſiegels beſtätigt wird, genügt vollkommen zu der Erfüllung Ihrer Wünſche. — Laſſen Sie uns alſo jetzt dieſen Ort verlaſſen, damit ich in den Genuß der Rechte gelange, welche die Erfüllung Ihrer Wünſche mir gewährt.“

Mit dieſen Worten bot er Eugenien, die ihn zweifelnd und unentſchloſſen anſah, mit der feinen Galanterie eines vornehmen Herrn, den Arm, und wollte ſie der Ausgangsthür zuführen, als er ſeinen Schritt plötzlich durch ein donnerndes „Halt!“ gehemmt fühlte, welches hinter einem prachtvollen Denkmale her ertönte, das ſich der Stifter dieſer Kapelle im Hintergrunde derſelben, von irdiſcher Eitelkeit erfüllt, ſelbſt errichtet hatte.

Unmittelbar nach dieſem Zurufe traten hinter dem Denkmale drei in Mäntel gehüllte Geſtalten hervor, und ſchritten auf den Fürſten Canoſa zu, der in der erſten Ueberraſchung den Arm Eugeniens losgelaſſen und ſich nach der Richtung gewendet hatte, aus welcher das „Halt!“ ertönt war.

In der erſten Ueberraſchung hatte er die Piſtolen ergriffen, die er in der Bruſttaſche verborgen trug, als er jedoch in dem Scheine der Altarkerzen den vorderſten der drei Männer erkannte, die auf ihn zutraten, wich er erblaſſend einen Schritt zurück, und es ſchien, als hätte er jeden Gedanken an den Gebrauch ſeiner Waffe aufgegeben, indem er ſtammelnd rief:

„Du hier, Anſelmo Carpi?“

Mit höhniſchem Tone entgegnete der Angeredete:

„Alſo erkennſt Du unſere Brüderſchaft noch immer

an? — Nun, meinetwegen, obgleich ich Dir ſchon damals in Capua ſagte, daß es mir zuwider ſei, mich mit Leuten Deiner Art Du zu nennen. — Da Du Dir aber den Namen, den ich Dir als den Chef einer Bande entlaſſener Züchtlinge nannte, ſo gut gemerkt haſt, wirſt Du Dich hoffentlich erinnern, daß ich Dir damals ſagte, ich führte außerdem noch manche andere Namen, und ſo habe ich denn jetzt die Ehre, mich Dir als François Aubuſſon, Soldat unter dem König Joachim Murat, und Vaters Bruder dieſer Unglücklichen vorzuſtellen, die Du ſo eben zum zweiten Male auf die unwürdigſte Weiſe betrogen haſt."

Mit dieſen Worten zog der, jetzt wieder in den noblen Cavalier verwandelte Bettler Bartolomeo ſeine Nichte zu ſich, die ihm mit wachſendem Erſtaunen zugehört hatte, und ihn wahrſcheinlich auf den erſten Blick erkannte, denn vertrauensvoll ſchmiegte ſie ſich jetzt an ſeine Bruſt, indem ſie ſtammelte:

„Mein theurer Oheim, wie ſoll ich Ihnen für Ihren Schutz danken, den Sie mir in eben dem Augenblicke gewährten, als ich deſſelben vielleicht am meiſten bedürftig war!"

„Das könnte wohl ſein," entgegnete François Aubuſſon beinahe ſcherzend, „indeß laß mich mit dieſem edlen Herrn hier meine Rechnung ordnen."

Während dieſer kurzen Unterredung hatte der Fürſt Canoſa offenbar nach Faſſung, nach einem Auswege aus dem Labyrinthe geſucht, in welches er ſich ſo unerwartet verwickelt ſah; denn er ſagte mit dem Tone einer gewiſſen Zuverſicht:

„Wenn Sie wirklich der Oheim der eben ſo reizenden als liebenswürdigen Eugenie ſind, dann müſſen Sie ſich auch überzeugt haben, daß ich, Signor Alberto Albertini auch that, was Ihre ehrenwerthe Nichte nur irgendwie von mir zur Vergütung des ihr leider angethanen Unrechts von mir verlangen konnte. — Die heilige Handlung dieſes ehrwürdigen Prieſters —"

„O, Du erbärmlicher Schuft," fiel der zum Cavalier gewordene Bettler ihm in das Wort, „denkſt Du wirklich, eben ſo wie dies unſchuldige, unerfahrene Geſchöpf, auch mich betrügen zu können? — Dann nimm von mir die gute Lehre an, daß Du trotz Deiner Polizeiweisheit als deſignirter Miniſter, noch ſehr viel lernen mußt, wenn Du es Dir einfallen läßt, Dich mit Leuten meiner Art auf das vertrauliche Du und Du zu ſetzen! — Von der Handlung dieſes ehrwürdigen Prieſters wagſt Du zu ſprechen?" fuhr er fort, indem er auf den Verbrecher deutete, der ſich ſeit dem Beginn dieſes Auftrittes ſcheu und beinahe zitternd,

zurückgezogen hatte. „Nun gut, ich will Dir zeigen, was Du Dir zu Deinem neuen Schurkenſtreiche für einen ehrwürdigen Spießgeſellen ausgeſucht haſt!“

Mit dieſen Worten ſprang er auf den, eines ſo plötzlichen Angriffes nicht gewärtigen, verkleideten Prieſter zu, riß demſelben die Perrücke herunter und ſagte dann ſpöttiſch:

„Sollteſt Du wirklich nicht wiſſen, wer dieſer ehrwürdige Mann mit dem ſchwarzen Lockenhaare iſt? — Nun, dann will ich es Dir ſagen! — Er heißt — abgeſehen von anderen Namen — nach den Angaben in einem ächten Kirchenbuche: Angelo Lelio, und iſt einer der größten unter den vielen Schelmen Neapels, für Geld zu jedem Schurkenſtreiche bereit, und wäre derſelbe noch viel ſchlimmerer Art, als der ſo eben von ihm verübte!“

„Wie, Signor, Sie kennen mich?“ rief erſchrocken der entlarvte Prieſter, und ſtarrte François Aubuſſon an, als wollte er erforſchen, wo er denſelben ſchon früher geſehen hätte; doch er konnte ſich auf das ſtolze, ſchöne und beinahe edle Geſicht des allem Anſcheine nach vornehmen Mannes nicht beſinnen, und in demſelben den ihm wohlbekannten einäugigen Bettler Bartolomeo vor ſich zu haben, ahnete ihm nicht.

„Ja, ich kenne Dich,“ ſagte dieſer lachend; „und

zwar so gut, daß ich Dich jeden Augenblick an den Galgen bringen könnte, wenn ich wollte. Aber beruhige Dich, Angelo," fügte er gutmüthig hinzu, „ich habe keineswegs so Böses mit Dir im Sinne; vielmehr werde ich Dir einen Dienst, den ich von Dir erwarte, gut bezahlen."

„Sprechen Sie, Excellenza," sagte der Schuft mit unterwürfiger Bereitwilligkeit. „Ich bin zu Allem erbötig, was Sie auch von mir fordern mögen. — Was soll ich thun?"

„Hier als Zeuge der wirklichen Vermählung des Signor Albertini mit der Signora Eugenia Aubusson dienen," entgegnete François, auf den Fürsten Canosa deutend.

Dieser hatte inzwischen Zeit gehabt, sich von seinem ersten Staunen zu erholen, und das Gespräch zwischen seinem gefährlichen Gegner dazu benutzt, wieder nach der im Busen verborgenen Pistole zu greifen, und heimlich den Hahn derselben zu spannen. Rasch zog er die Mordwaffe jetzt hervor, zielte auf den nur wenige Schritte von ihm entfernt stehenden François Aubusson, und würde denselben im nächsten Augenblicke todt zu seinen Füßen niedergestreckt haben, wäre nicht einer der beiden Begleiter des Bettlers, der während der ganzen Zeit keinen Blick von dem Fürsten

Canoſa verwendet hatte, raſch hinzugeſprungen, ſeinen Arm mit kräftiger Fauſt packend und in die Höhe hebend, ſo daß der Schuß zwar fiel, die Kugel aber harmlos hoch oben in die Wand der Kapelle fuhr.

Wüthend, zugleich aber auch erſchrocken, denn er hatte auf die Begleiter Deſſen, den er als Anſelmo Carpi kannte, anfänglich nicht geachtet, wendete Canoſa ſich gegen ſeinen Angreifer um, deſſen Geſicht ſich ihm von den Altarkerzen hell beſchienen zeigte, ſo daß wir in demſelben den Calabreſen Carlo erkennen. Canoſa aber ſchien ihn ebenfalls zu erkennen, denn er erblaßte, und rief mit bebender Stimme:

„Stehen die Todten aus ihren Gräbern auf?“

„Zuweilen, um freche Sünder zu beſtrafen oder ſie von der Begehung neuer Verbrechen abzuhalten,“ entgegnete Carlo, „wie ich Sie ſoeben an einem Morde verhindert habe. — Uebrigens,“ fuhr er mit dem Tone des Spottes fort, „ſind wir mit der freundlichſten Abſicht von der Welt hier, Signor Albertini,“ — wobei er dieſen Namen beſonders ſcharf betonte, — „und zwar, um Zeugen Ihrer Vermählung mit der Signora Eugenie zu ſein. Denn obgleich Sie vorhin die Verſicherung gaben, für die Vollziehung der heiligen Handlung genüge das Zeugniß des Prieſters, ſo ſind wir doch anderer Meinung, zumal, da das Zeugniß

eines ſolchen Prieſters, wie Sie ſich einen zu Ihrer Trauung wählten, ſchwerlich für gültig anerkannt werden dürfte."

„Ich bin ſelbſt betrogen worden," ſtammelte Canoſa verlegen, „und gern würde ich ſofort mein der Signora Aubuſſon gegebenes Verſprechen erfüllen, wenn ein wirklicher Prieſter —"

Er ſtockte, denn er fürchtete, zu Viel zuzugeſtehen; Carlo aber ergänzte ſeine Rede, indem er mit ſpottendem Tone ſagte:

„Wenn ein wirklicher Prieſter zur Hand wäre, wollten Sie wahrſcheinlich äußern. Dieſe edle Bereitwilligkeit, Ihr Wort zu erfüllen, überraſcht mich nicht, und es freut mich daher aufrichtig, Ihrem Wunſche auf der Stelle entgegenkommen zu können, denn wir ſahen denſelben mit einem eigenthümlichen Ahnungsgefühle voraus, und brachten deshalb einen geweihten Prieſter mit uns, der in Folge eines, von dem Fürſten Canoſa eigenhändig ausgeſtellten Befehles bereit iſt, die rechtmäßige Trauung augenblicklich nach allen Vorſchriften unſerer heiligen Religion zu vollziehen."

Canoſa biß ſich auf die Lippen, und ſagte dann mit ingrimmigem Tone:

„Ich muß mich wohl fügen, denn ich ſehe, daß ich in Ihrer Gewalt bin."

„Das biſt Du," nahm François jetzt das Wort, „und es iſt gut, wenn Du es Dir klar machſt, daß Du aus der Falle, in die Du Dich ſelbſt geſtürzt haſt, nicht entrinnen kannſt."

„Jean," wendete er ſich hierauf zu dieſem, dem zweiten ſeiner Begleiter, „hole jetzt den Prieſter herbei, mein Junge, denn es iſt Zeit, daß wir zu Ende kommen, ſonſt möchte leicht der Schuß, den der edle Signor Albertini die Güte hatte, auf mich abzufeuern, uns Unannehmlichkeiten bereiten."

Jean Aubuſſon verließ ſogleich die Kapelle und verſchwand in der Dunkelheit der Nacht, ſein Oheim aber wendete ſich zu dem falſchen Prieſter, und ſagte:

„Mache jetzt, daß Du die Verpuppung ablegſt, und Dich wieder in Deiner eigenen Haut zeigſt, Angelo, Teufelskerl, denn wenn der geweihte Diener des Herrn Dich in dieſer heiligen Maske fände, ſo möchte Dir das ſchlecht bekommen."

Lelio erkannte die Richtigkeit der Warnung, und er ſtand in der Kleidung, in welcher wir ihn zuerſt erblickten, bereit, einen Zeugen abzugeben, als Jean mit dem Prieſter zurückkehrte, der in geringer Entfernung gewartet zu haben ſchien, und der keine Umſtände machte, die Ceremonie ſogleich zu beginnen. Binnen wenigen Minuten war dieſelbe beendigt, und die beiden Zeug-

niſſe, welche Eugenie verlangt hatte, befanden ſich in ihrer Hand. Der Prieſter aber wurde ſogleich wieder durch Jean an das Maulthier geleitet, auf welchem der ehrwürdige Mann den mühſeligen Weg zurückgelegt hatte.

Der Fürſt von Canoſa hatte Alles, was von ihm verlangt wurde, automatenmäßig gethan, das verhängnißvolle „Ja“ aber, das ihn zum Verbrecher ſtempelte, mit eigenthümlich trotzigem Tone ausgeſprochen. Zugleich deuteten ſeine finſter gerunzelte Stirn ſo wie ſeine unheimlich funkelnden Augen an, daß er über finſtern Racheplänen brütete, und die drei Anſtifter ſeiner Demüthigung durften überzeugt ſein, daß er ſie raſtlos verfolgen und furchtbar ſtrafen würde, wenn es ihm glückte, ſie in ſeine Gewalt zu bekommen. Auch zweifelten ſie an ſeinen böſen Abſichten nicht einen Augenblick, das ſollte ihm ſelbſt bald klar werden, denn als er nach vollzogener Trauung Eugenien ſeinen Arm reichen wollte, indem er mit gezwungener Freundlichkeit ſagte:

„Komm jetzt, Eugenie, zu dem Wagen, der am Fuße des Berges unſerer wartet; denn mich verlangt danach, den ſüßen Lohn meiner Nachgiebigkeit von Deinen Lippen zu erndten!“ Da ſtieß François

Aubuſſon ihn ziemlich unſanft zurück, während Jean mit drohender Miene und zornfunkelndem Blicke an die Seite ſeiner Schweſter trat, als ſei er bereit, ſie vor jeder Berührung ſeines verabſcheuten Schwagers zu ſchützen.

„Nichts da, mein theurer Duzbruder und würdiger Ponza-Genoſſe," ſagte François mit dem Ausdrucke unausſprechlichen Hohnes. „Dies ſo ſchändlich von Dir mißhandelte Weib hat in Zukunft nichts mehr mit Dir gemein, denn was ſie erreichen wollte, hat ſie erreicht, es fällt ihr aber nicht ein, ſich mit Dir des Verbrechens der Bigamie theilhaftig machen zu wollen!"

„Ha!" rief der Fürſt, wild darüber, ſich auch in den Berechnungen ſeiner Wolluſt getäuſcht zu ſehen, „ſo bin ich alſo nichtswürdig betrogen worden?"

„Betrogen nicht, nur angeführt," entgegnete François kalt.

„Das ſollt Ihr mir büßen!" rief Canoſa und eilte auf die Thür zu, François aber packte ihn am Arme und ſchleuderte ihn ſo heftig in die Capelle zurück, daß er einige Schritt weit taumelte und beinahe zu Boden geſtürzt wäre.

„Nicht von der Stelle!" donnerte er ihm zu. „Wer ſich mit einem Menſchen Deiner Art einläßt, der weiß wohl, was daraus entſtehen kann. Du wirſt daher

nicht säumen, Deine Schergen auf uns zu hetzen; daß dies aber wenigstens nicht geschehe, bis wir so viel Vorsprung gewonnen haben, um hoffen zu dürfen, Dir zu entkommen, dafür werde ich sorgen. Du mußt es Dir daher gefallen lassen, diese Nacht, von der Du Dir süße Freuden versprochen hattest, hier in einer nicht ganz so angenehmen Lage zuzubringen."

Mit diesen Worten zog er aus der Tasche einige starke Seidenschnüre, die er zu diesem Zwecke mitgebracht hatte, und mit dem Beistande Carlo's hatte er im Nu den Fürsten Canosa an dem Beichtstuhle, der in dem Hintergrunde der Kapelle, dem erwähnten Grabmale grade gegenüber, stand, so fest angebunden, daß er sich nicht zu rühren vermochte.

„Laß Dir die Zeit nicht lang werden!" höhnte er, indem er seine Freunde aufforderte, mit Eugenien vorauszugehen.

„Du kömmst mit!" sagte er mit gebieterischer Stimme zu Angelo Lelio, welcher zurückbleiben zu wollen schien, stieß ihn derb vor sich her zur Thür hinaus und schloß diese dann hinter sich zu, den Schlüssel in das Gebüsch werfend.

Hastig schritten darauf die nächtlichen Wanderer Neapel zu und erst als sie die Stadt erreicht hatten, sagte François zu seinem gezwungenen Begleiter:

„Jetzt kannſt Du gehen, wohin Du willſt, aber hüte Dich wohl davor, mir jemals hindernd, oder gar feindlich in den Weg zu kommen; ich würde Dich erbarmungslos zertreten, wie einen elenden Wurm, der Du biſt!“

„Ich werde Ihnen gewiß aus dem Wege gehen, Excellenza,“ ſagte Lelio demüthig, und in der nächſten Minute war er in der Dunkelheit der Nacht verſchwunden. Aber ſchon nach wenigen Schritten blieb er lauſchend ſtehen, und als er hörte, wie ſeine Begleiter ſich entfernten, murmelte er in ſich hinein:

„In Acht nehmen werde ich mich vor Dir, Du grober Geſelle, aber den Namen Anſelmo Carpi will ich mir dennoch merken. Nun jedoch ſchnell zurück nach St. Martino, um den Signor Albertini aus ſeiner unangenehmen Lage zu befreien. Denn ich bin jetzt vollkommen überzeugt, daß er kein gewöhnlicher Krämer iſt, ſondern ein vornehmer Herr; und den Dienſt, den ich ihm durch ſeine Befreiung leiſte, wird er mir nicht nur gewiß reichlich belohnen, ſondern ich gewinne mir auch dadurch wahrſcheinlich einen mächtigen Beſchützer!“

Etwa eine Stunde ſpäter hielt der Wagen des Fürſten Canoſa vor der Wohnung des Letztern; dieſer ſprang heraus, eilte in der heftigſten Aufregung nach

seinem Arbeitscabinet, und eine Viertelstunde darauf eilten Boten nach verschiedenen Richtungen davon, die thätigsten und zuverlässigsten Polizeiagenten herbeizurufen.

XIII.

Giuſeppe.

Fünf Jahre waren ſeit den zuletzt erzählten Ereigniſſen verfloſſen, wenig jedoch hatte ſich während dieſer Friſt in den Verhältniſſen der Hauptperſonen unſerer Erzählung verändert.

Eugenie lebte, in einem abgelegenen Thale Calabriens verborgen, mit ihrem lieblich und blühend heranwachſenden Knaben unter dem Schutze Carlo's, der in der Gegend eines bedeutenden Einfluſſes genoß, ſo wenig auch ſeine äußere Stellung ihn dafür zu berechtigen ſchien; wie denn überhaupt dieſen Mann offenbar ein Schleier des Geheimniſſes umgab.

Der Aufenthalt Eugeniens lag ſo einſam und verborgen, ſie hielt ſo wenig Umgang mit ihrer großentheils ſehr fernen Nachbarſchaft, daß ſie von den Ver-

folgungen des Polizeiminiſters Canoſa nichts befürchten zu dürfen glaubte, obwohl ihr mehrere Winke zukamen, daß derſelbe noch fortwährend in aller Stille Nachforſchungen nach ihr anſtellen ließe. Daß dies nicht in freundlicher Abſicht geſchehe, davon durfte ſie ſich überzeugt halten, denn zu ſchwer war der jetzt ſo einflußreiche Mann durch ſie, oder vielmehr durch ihren Oheim François, beleidigt worden, als daß ſie, ſo wie die Ihrigen, hätten bezweifeln können, er werde die ihm zu Theil gewordene Macht nicht dazu anwenden, ſich zu rächen. Gaben dafür doch laut genug die zahlreichen Grauſamkeiten Zeugniß, welche in allen Provinzen des Landes durch die Polizei verübt wurden, die zahlloſe Verhaftungen vornahm, und die abſcheulichſten Kerker mit ihren Opfern füllte, ohne daß die Juſtiz ſich darum kümmerte; denn mit der abſoluten Monarchie der Bourbons war die Willführherrſchaft in allen Verwaltungszweigen an die Stelle der Herrſchaft des Rechts getreten, und die mächtigſte Behörde im Staate war die Polizei, einer der mächtigſten Männer daher auch der Polizeiminiſter Canoſa. Dennoch fürchtete Eugenie ihn nur wenig, denn ſie hoffte und glaubte durch ihre Verborgenheit gegen ihn geſchützt zu ſein.

Jean, der jetzt zu einem kräftigen, entſchloſſenen jungen Manne herangereift war, hatte, ſich mit dem

Feuereifer der Jugend den Zwecken der Carbonari hingebend, durch die Unterſtützung einiger Brüder des Ordens, der jetzt, durch das ganze Königreich vertheilt, über ſechshunderttauſend Mitglieder zählte, eine Anſtellung im kaufmänniſchen Fache gefunden, die nicht nur ihm ſelbſt ein anſtändiges Auskommen gewährte, ſondern ihm auch geſtattete, ſeiner geliebten Schweſter, welche in ſehr beſchränkten Verhältniſſen lebte, eine Unterſtützung zu gewähren, durch welche ihre und ihres Kindes Lage weſentlich erleichtert wurde. Er lebte gewiſſenhaft der ſtrengen Erfüllung ſeiner perſönlichen Pflichten, aber er hörte deshalb nicht auf, voll Hoffnung den beſſern Tagen entgegenzuſehen, welche der Bund der Carbonari durch ſeine unermüdlichen Anſtrengungen für das ganze Land herbeizuführen hoffte, und er förderte daher die Zwecke des Ordens, in welchem er bereits ein Vertrauensamt bekleidete, aus allen ſeinen Kräften, während er zugleich klug genug war, nicht durch allzulautes Sprechen die Augen der gefürchteten und wahrhaft zu fürchtenden Polizei auf ſich zu ziehen.

François Aubuſſon ſetzte noch immer ſein zweideutiges Chamäleons-Leben fort. Bald, größtentheils ſogar, ſah man ihn als den einäugigen, lahmen Bettler, hinter dem er ſeine Sicherheit ſuchte und fand,

ſobald er durch ſein allerdings wohl mehr als verdächtiges und zweideutiges Thun als Cavalier ſich in Verlegenheit geſtürzt hatte, und in Gefahr ſtand, der Polizei oder der Criminaljuſtiz in die Hände zu fallen. Was er unter der Cavalier-Maske trieb, blieb für Jean ein Geheimniß, deſſen Erforſchung er floh, denn das Erbtheil ſeines Vaters, ein reger Ehrgeiz, war von ihm noch ungeſchmälert bewahrt worden, und inſtinctmäßig bebte er vor der Gefahr zurück, zu tiefe Blicke in das Leben ſeines Oheims zu thun und dadurch gezwungen zu ſein, denſelben zu verachten; denn unwillkührlich zog ſein Herz ihn zu Jenem, als ſeinem nächſten Verwandten, hin, zumal er ſich demſelben durch die Dienſte, die er ihm ſelbſt und Eugenien geleiſtet hatte, zur aufrichtigſten Dankbarkeit verpflichtet fühlte. Aber um die Laſt dieſer Pflicht nicht noch zu vergrößern, wies er ſtandhaft das Geld zurück, welches François ihm mehrmals bot, und das, wie Jean nicht mit Unrecht fürchtete, nicht aus den lauterſten Quellen herſtammen mochte. Er weigerte ſich ſelbſt, der Vermittler der Gaben des Oheims für ſeine Schweſter zu ſein, ſondern forderte François jederzeit auf, wenn derſelbe ihm Geld für Eugenie einhändigen wollte, es ihr direct zu ſchicken. François ſchien bald den Grund dieſer Weigerungen zu erkennen, und er ſchüttelte

darüber den Kopf, aber ohne ſich dadurch verletzt zu fühlen, fuhr er fort, dem jungen Manne die innigſte Liebe zu bewahren.

Nach dem, was wir von dem Wirken der Bourbons und ihrer dienſtwilligen Helfershelfer erwähnten und über die Beſtrebungen der Carbonari ſagten, kann man ſich leicht denken, daß in dem Lande große Unzufriedenheit herrſchte, und daß das von den guten Vettern im Geheimen emſig geſchürte Feuer unter der Aſche, von der es noch bedeckt war, ſo gewaltig glimmte, daß es nur eines leiſen Anſtoßes bedurfte, um es in hellen Flammen hoch emporlodern zu machen.

So war die Lage der Dinge, als am 2. Juli 1820 auf der Rhede des kleinen Städtchens Nola ein Fahrzeug unter piemonteſiſcher Flagge beilegte; ein Boot wurde von demſelben ausgeſetzt und ſteuerte dem Lande zu, an welchem eine Gruppe Neugieriger ſich ſammelte; denn das Fahrzeug trug alle Spuren eines beſtandenen heftigen Kampfes. Daß es aber ſiegreich aus demſelben hervorgegangen war, bewies ein Corſarenſchiff, welches es im Schlepptau als Siegestrophäe nachführte.

Als das Boot anlegte, war es ein Knabe von etwa zehn Jahren, der zuerſt an das Land ſprang, und ſich mit ſeinen dunklen, tiefliegenden, aber feurigen Augen rings umſah, als wolle er die Gegend, in der

er ſich befand, ſeinem Gedächtniſſe einprägen. Der Knabe trug die Uniform der Schiffsjungen der königlichen Marine Sardiniens, und ſein ganzes Weſen zeigte etwas ſo Zuverſichtliches, ſo Keckes, daß unwillkührlich die Blicke aller Umſtehenden ſich auf ihn richteten, und manche Lippe murmelte:

„Das muß einſt ein tüchtiger Mann werden!“

Dieſe Prophezeiung ſollte in ſpäteren Jahren auf das Glänzendſte bewahrheitet werden, allein bald zeigte es ſich, daß ſchon jetzt die Heldenſeele des Knaben ſich durch Kühnheit in Wort und That verrieth. Denn als die Leute aus dem Boote an das Ufer geſtiegen waren, trat einer der Umſtehenden mit dreiſter Frage zu dem Offizier, der die Mannſchaft führte, heran, und ſagte:

„Sie ſcheinen einen harten Strauß beſtanden zu haben? — Was iſt das für ein Burſche, den Sie dort mit ſich führen?“

Dabei deutete er auf das Corſarenſchiff, welches der Sardinier im Schlepptau führte.

„Ein Marokkaner,“ entgegnete der Offizier, „er hat uns in der That heiß zugeſetzt, und wir wären jetzt wahrſcheinlich ſo in ſeiner Gewalt, wie er in der unſrigen, hätte nicht der wackere Giuſeppe hier den Kampf zu unſeren Gunſten entſchieden!“

Dabei ſchlug er dem Schiffsjungen mit freundlicher Miene auf die Schulter und der Knabe richtete ſich ſtolz empor, als machte die ihm nachgerühmte Heldenthat es nöthig, größer zu erſcheinen, als er war.

„Wie!“ riefen verwundert mehrere der Umſtehenden, welche die Antwort des Offiziers gehört hatten, „dieſem Knaben verdanken Sie den Sieg und die Eroberung des ſtattlichen Seeräubers?“

„Zum größten Theile wenigſtens, wo nicht unbedingt,“ entgegnete der Offizier, „denn er that in dem entſcheidenden Augenblicke einen Meiſterſchuß, der uns von unſerm gefährlichſten Feinde befreite.“

„Erzählen Sie! Erzählen Sie!“ riefen zahlreiche Stimmen zugleich und der Offizier antwortete darauf:

„Gern, meine Freunde, bin ich bereit, Ihre Neugier zu befriedigen, aber hier iſt weder Zeit noch Ort dazu; denn ich habe Eile, verſchiedene Aufträge meines Capitäns zu erfüllen; wenn Sie mich aber zu irgend einem anſtändigen Wirthshauſe begleiten wollen, ſo bin ich erbötig, Ihnen den Ruhm dieſes kleinen Helden zu verkünden, während meine Leute meine Aufträge beſorgen.“

Die Menge, die inzwiſchen immer zahlreicher angeſchwollen war, ging bereitwillig auf dieſen Vorſchlag ein, und nachdem der Seeoffizier ſeine Befehle ertheilt

hatte, ſah er ſich unter der Veranda eines freundlichen Gaſthauſes, das auf dem Marktplatze des Städtchens lag, dem Rathhauſe grade gegenüber, bald von einem eben ſo zahlreichen als neugierigen Zuhörerkreiſe umgeben.

Ehe wir jedoch den Seemann ſeine Erzählung beginnen laſſen, müſſen wir uns näher nach drei Gäſten umſehen, welche bereits ſeit einiger Zeit mitſammen unter der Veranda an einem Tiſche ſaßen, der in der entfernteſten Ecke des geräumigen Platzes ſtand.

Sie ſchienen dieſen abgelegenen Tiſch gewählt zu haben, um ſich von den übrigen Gäſten ungehört mit einander unterhalten zu können; auch mochten ſie wohl alle Urſache haben, fremde Ohren zu ſcheuen, denn ſie ſprachen nur flüſternd mit einander und verſtummten ganz, ſobald ein Fremder ſie beobachtete oder in ihre Nähe kam. Auch war ihr Geſpräch offenbar ſehr ernſter Art, das verriethen ihre Mienen, die ſich oft ſogar finſter verzogen, indem ſie die Lippen aufeinander preßten, als wollten ſie peinliche Gefühle gewaltſam unterdrücken.

Wohl hatten übrigens die drei Männer Urſache, die Beobachtung möglichſt zu vermeiden, da ſchon ihr Beiſammenſein geeignet war, Verwunderung zu erwecken, denn zwei der Männer, welche noch in der erſten Blüte

der Jugend ſtanden, trugen die Offizier-Uniform des königlich neapolitaniſchen Reiterregimentes Reale Borbone, während den Dritten, nur wenige Jahre älteren, ſeine Kleidung als Weltgeiſtlichen bezeichnete; und in der That verſah derſelbe ein untergeordnetes Pfarramt an der Hauptkirche von Nola.

Der ältere der beiden Offiziere war der Lieutenant Morelli, ein junger Mann, der durch körperliche Schönheit und geiſtige Vorzüge gleich ſehr ausgezeichnet war, und der ſeines untergeordneten militäriſchen Ranges ungeachtet wegen ſeiner vornehmen Familienverbindungen und ſeines beträchtlichen Reichthumes in Anſehen und Achtung ſtand, weit mehr, als die meiſten ſeiner höheren Vorgeſetzten.

Der zweite Offizier, ein oder zwei Jahre jünger, wie Morelli, hieß Francesco Silvati, und war der vertrauteſte Freund Morelli's. Wie dieſer durch heiteres, offenes Weſen, durch eine bei der geringſten Veranlaſſung ſich äußernde Heiterkeit und Lebensluſt, ſich bemerkbar machte, ſo zeichnete Silvati ſich durch den unverkennbaren Trübſinn aus, der, ſeiner Jugend ungeachtet, ſeine hohe Stirn verfinſterte, und ſein für gewöhnlich feuriges Auge durch eine trübe Wolke verſchleierte.

Tief in ſein Herz gegraben war der Grund dieſes

Trübsinnes, und eben jetzt hatte er den früher schon oft vergebens wiederholten Bitten seines Freundes nachgegeben, und demselben zum ersten Male diesen Grund offenbart.

Worin derselbe bestand, erfahren wir durch die Worte, mit denen er seine Erzählung schloß:

„Nachdem auf eine so entsetzliche Weise meine einzige Schwester, mein Schwager, der ehrwürdige Priester Pugli, — kurz, alle meine Angehörigen — ermordet worden waren, und ich an dem Urheber des Frevels eine gerechte Rache geübt hatte, indem ich zugleich seine schändlichen Theilnehmer durch die Beseitigung der königlichen Begnadigung dem Nachrichter überlieferte, kam ich rath- und hülflos nach Neapel, an Geist und Körper gebrochen. — Ein glücklicher Zufall — doch nein, — die Hand der allgütigen Vorsehung, — führte mich zu unserem ehrwürdigen Freunde Minichini," — dabei reichte er dem Weltpriester mit dem Ausdrucke des innigsten Dankes die Hand — „und seinen Bemühungen, seinem fortwährenden Schutze, verdanke ich meine gegenwärtige Anstellung, in der ich mich zwar nicht glücklich fühlen kann, da ich gezwungen bin, dem Tyrannen zu dienen, der die Mörder meiner ganzen Familie zu begnadigen vermochte, die mir aber doch für den Augenblick wenigstens eine Existenz gewährt und

mir für die Zukunft die Hoffnung läßt, kräftig mitwirken zu können, wenn es gilt, die Freiheit zu erringen, nach der das hartbedrückte Land nun schon so lange strebt."

„Und diese Zukunft liegt, so Gott will, nicht fern," sagte Minichini, den wir als Präsident der Carbonari-Vendita in Neapel kennen lernten, und der seitdem das Gewand eines Weltpriesters angelegt hatte, ohne deshalb ein minder thätiges, ein minder einflußreiches Mitglied des Ordens der Carbonari zu sein. „Die guten Vettern sind im ganzen Lande rastlos thätig; ihre Zahl ist bis auf mehrere Hunderttausend gewachsen, und die Gemüther sind auf solche Weise vorbereitet, daß der Ausbruch, zu dem es nur eines kleinen Anstoßes bedarf, unserer Sache den Sieg erringen, die allgemeinen Wünsche des Volkes zur Anerkennung bringen muß. — Constitution! Das sei unser erster Ruf, und haben wir dem Gehör erzwungen, dann wird alles Uebrige sich leicht und wie von selbst ordnen lassen!"

Nicht ahnete bei diesen, von Hoffnung erfüllten Worten der freiheitbegeisterte Priester, wie nahe der gehoffte Anstoß war, und von welcher Seite derselbe kommen sollte.

XIV.

Garibaldi.

Die Unterhaltung der drei Freunde, die zugleich auch drei der eifrigsten Bundesbrüder in dem Orden der Carbonari waren, wurde hier durch die lärmende Ankunft des Seeoffiziers und seiner Zuhörer unterbrochen. Gern hätten sie sich entfernt, aber ehe sie es sich versahen, waren sie durch die Menge von dem Ausgange abgesperrt, und da sie erkannten, daß hier sich irgend etwas Eigenthümliches, vielleicht höchst Wichtiges, zutragen könnte, beschlossen sie schnell, als stille Beobachter zu bleiben, da sie es sich ohnedies zum Grundsatz gemacht hatten, auf zahlreiche, aus allen Ständen gemischte Versammlungen, wie sie hier eine sich bilden sahen, durch hingeworfene Aeußerungen zu wirken, die oft, gleich Raketen zündend, einen nachhaltigeren Erfolg herbeiführen, als lange, geistreiche Reden.

Nachdem der Seeoffizier, der ein offenbarer Gönner des kleinen Giuſeppe war, an einem Tiſche Platz genommen und einige Krüge Wein herbeizubringen befohlen hatte, begann er unter dem geſpannten Schweigen der zahlreichen Zuhörerſchaft:

„Vor ſechs Tagen kreuzten wir auf dem hohen Meere zwiſchen der ſicilianiſchen und der afrikaniſchen Küſte, in der Nähe der Inſel Pantellaria, als plötzlich hinter derſelben hervor der Korſar kam, den Ihr jetzt auf Eurer Rhede ſehen könnt. Wir erkannten ſogleich, daß er uns an Größe, beſonders aber an Bemannung, weit überlegen ſei; denn Ihr wißt wohl, daß die Seeräuber hauptſächlich auf Enterung ausgehen, und dann gewöhnlich durch ihre Ueberzahl den Sieg erringen. Aber die Kriegsflotte Sardiniens ſcheut ſelbſt gegen den überlegenen Feind nie den Kampf; deshalb bereitete unſer Capitain — Ihr werdet den Namen des ſtrengen aber tapfern Tricinano vielleicht ſchon haben nennen hören — auf der Stelle Alles darauf vor, ſelbſt den Untergang der feigen Flucht vorziehend. Bald kam der Seeräuber, ſiegesgewiß, auf uns zu. „Alle Mann an Bord!“ ertönte das Commando des Capitains, und Keiner blieb aus, nur der Giuſeppe fehlte bei der flüchtigen Muſterung.

„Sollte der Burſche ſich feig verkrochen haben?“

ſagte Tricinano, zu mir ſich wendend; ich aber entgegnete raſch, obgleich das Ausbleiben des Knaben auch mir auffallend war, raſch und mit Ueberzeugung: „Das glaube ich nicht, denn ſchon mehrfach gab er Beweiſe eines Muthes und einer Geiſtesgegenwart, welche manchem alten und erfahrenen Seemann zu wünſchen wären.“

„Weiter konnte ich mich nicht um den Knaben bekümmern, denn bald darauf begann der Kampf mit dem gewöhnlichen wilden Ungeſtüm der Seeräuber, und ſchon hatten dieſelben, ihrer Ueberzahl vertrauend, die Enterbrücke niederfallen laſſen und ſtanden im Begriff, auf unſer Deck herüber zu ſtürmen, da fiel über unſeren Köpfen aus der Tackelage ein Schuß. Der Capitain des Corſaren-Schiffes, der, ſeinen Leuten voran, ſo eben auf unſer Deck geſprungen war, taumelte, ſchwer getroffen, und ſtürzte gleich darauf todt zu Boden. Die Ungläubigen ſtutzten unentſchloſſen; da rief aus dem Segelwerk eine helle Knabenſtimme: „Sieg! Sieg! Der Pirat iſt unſer!“ und wie vom Himmel herabgefallen ſprang der glückliche Schütze auf das Deck und ſtürzte ſich mitten in den dichteſten Haufen der Ungläubigen hinein, die, durch den Fall ihres Anführers ſchon außer Faſſung gebracht, von abergläubiſcher Furcht ergriffen zu werden ſchienen, als der Knabe, den ſie für

eine himmliſche Erſcheinung halten mochten, mit ſo kühner Todesverachtung ſich unter ſie ſtürzte. Mehrere warfen die Waffen von ſich und baten um Gnade; die Anderen wendeten ſich zur Flucht, und verſuchten, die Enterbrücke zu heben, um ſich von uns los zu machen, wir aber ihnen nach, und wenige Minuten ſpäter war der Pirat in unſerer Gewalt, ein Theil der Mannſchaft niedergehauen oder über Bord geworfen, der Reſt aber zu Gefangenen gemacht."

„Evviva Giuſeppe!" ertönte es im Kreiſe der Zuhörer, eine Stimme aber fragte laut, die andere übertönend:

„Wie iſt der Vatersname des Knaben? — Er muß aus einem edlen Geſchlechte ſtammen, daß ſo früh ſchon ſein heldenmüthiger Geiſt ſich Bahn bricht."

Es war der Prieſter Minichini, der dieſe Frage gethan hatte, und als der Erzähler, nach dem Frager ſich umſehend, deſſen geiſtliches Gewand erblickte, erhob er ſich achtungsvoll, und entgegnete:

„Ehrwürdiger Herr, edel iſt das Geſchlecht, denn unſer jugendlicher Held entſproßte, wenn auch freilich nicht adelig, was leider von Vielen als gleichbedeutend mit edel betrachtet wird; unſer Giuſeppe ſtammt aus einer achtbaren Schifferfamilie Nizza's, wo ſein Vater, als Meiſter Garibaldi unter allen Seeleuten

in hohem Anſehen ſteht. Und ſchon der Umſtand, daß der Giuſeppe hier auf ſturmbewegtem Meere während einer Luſtfahrt ſeiner Mutter das Licht der Welt erblickte, ſcheint ihn zum Seehelden beſtimmt zu haben."

Eben wollte Minichini ſich nach dieſen Worten dem jungen Helden nähern, als die allgemeine Aufmerkſamkeit von dieſem ab, und einem neuen, ergreifenden Auftritte, der auf dem Marktplatze vor der Veranda Statt fand, zugewendet wurde.

Einige Polizeimänner traten aus einer der Nebenſtraßen mit einer Anzahl Gefangener auf den Marktplatz, und unter rohen Mißhandlungen trieben ſie dieſelben auf das Stadthaus zu, in deſſen geöffnetem, hinter ihnen ſich ſchnell wieder ſchließenden Thore ſie mit ihnen verſchwanden.

Die Gefangenen, größtentheils ſehr anſtändig gekleidet, ſchienen ihrem Aeußern und Benehmen nach, keineswegs Verbrecher zu ſein, und es befand ſich unter ihnen ſogar ein Mädchen, oder eine junge Frau, die durch ihre zarte, edle Schönheit auffiel, und die durch ihre Kleidung als den höheren Ständen angehörig bezeichnet wurde, die dennoch aber einer der Polizeileute mit einem derben Stoße vorwärts trieb, weil ſie an der Pforte ſtehen blieb, um einen Blick auf die neugierig herandrängende Menge zu werfen, als ſuche ſie

unter derſelben nach einem befremdeten Geſichte, das ihr Hoffnung auf Hülfe und Beiſtand einflößen könnte. Hatte ſie aber wirklich unter den Umſtehenden einen Freund, ſo gewährte die Rohheit der Schergen ihr doch nicht die Zeit, ihn ausfindig zu machen und mit einem dumpfen Schlage fiel die ſchwere Pforte hinter ihr zu.

Erbittert, empört über ein ſolches Schauſpiel, welches ſich ihren Blicken während der letzten Zeit in ganz ähnlicher Weiſe öfters geboten hatte, ſahen der Weltprieſter Minichini und die beiden jungen Offiziere einander mit vielſagenden Blicken an; den Gefühlen aber, welche ſie nur mit den Augen auszuſprechen wagten, gab der ſardiniſche Schiffsjunge Giuſeppe Garibaldi mit glühendem Ungeſtüm laute, unwillige Worte.

Bei dem erſten Erſcheinen der Gefangenen war er neugierig an die Brüſtung der Veranda vorgetreten, und bei den Mißhandlungen, deren Zeuge er war, ballte er unwillkührlich die Fäuſte und ſeine Augen blitzten in wildem Feuer.

„Was haben denn dieſe Menſchen verbrochen?“ fragte er einen der Nächſtſtehenden.

„Verbrochen?“ entgegnete dieſer und zuckte mit dem Ausdrucke des Mitleids die Achſeln. „Wahrſcheinlich eben ſo wenig, wie die vielen Hunderte, mit denen die Gefängniſſe immer mehr und mehr angefüllt werden.“

„Aber wenn sie nichts verbrochen haben," fragte der Knabe überrascht, „weshalb werden sie dann verhaftet?"

„Weil sie verdächtig sind," entgegnete der Gefragte.

„Verdächtig! Wessen?"

„Der Unzufriedenheit mit der Regierung des Königs und dem Betragen seiner Minister," sagte der Mann, jedoch nicht, ohne sich dabei scheu umzusehen, ob auch in der Nähe nicht etwa ein gefährlicher Lauscher sei, der seine Worte gehört hätte, und in Folge derselben auch ihn in den Kerker bringen könnte.

„Nun, bei Gott," rief jetzt mit unaufhaltsam ausbrechendem Ungestüm der kleine Garibaldi, „zu solcher Unzufriedenheit ist nach dem, was wir so eben hier sahen, gewiß alle Ursache vorhanden! — Und Ihr duldet das?" fuhr er dann mit glühenden Wangen und blitzenden Augen fort.

„Was können wir dabei thun?" fragte Einer, der die Worte des Knaben gehört hatte, und nach dem, was von dessen Heldenmuth erzählt worden war, eine gewisse Ehrfurcht vor demselben hegte.

„Was Ihr thun könnt?" entgegnete der Schiffsjunge unwillig. „Euch solcher Ungerechtigkeit widersetzen! Die Gefangenen befreien! Die Kerker sprengen! — Ha!" rief er dann, wie in fanatischer Begeisterung,

„wäre ich nicht nur ein ſchwacher Knabe, ſondern ein kräftiger Mann, — wahrlich, ich wollte Euch zeigen, was der Muth und die Entſchloſſenheit vermögen, und beſtände das Volk der Neapolitaner nicht aus lauter Memmen, ſo ſollten die Tyrannen und ihre Knechte es bald nicht mehr wagen, Unſchuldige in die Kerker zu ſchleppen, ſondern müßten Gott danken, wenn das rächende Volk ihnen ihr erbärmliches Leben ließe, und ſich edelmüthig damit begnügte, ſie von ihren Poſten wegzujagen!“

Scheu blickten die umſtehenden Männer auf den kühnen Knaben, der es wagte, eine ſolche Sprache zu führen, unbekümmert darum, wer ihn hören möchte; mit der Scheu aber miſchte ſich ein Gefühl der Schaam, und mancher Mund flüſterte halblaut:

„Bei Gott, der Knabe hat Recht! Wir ſollten dieſe Ungerechtigkeiten, dieſe Nichtswürdigkeiten Weniger, unter denen das ganze Volk erſeufzt, nicht länger dulden!“

Auf Niemand aber hatten die Worte des kleinen Garibaldi einen mächtigeren Eindruck gemacht, als auf den Lieutenant Morelli. Dunkle Röthe der Schaam über die gerechten Vorwürfe, die der ſardiniſche Schiffsjunge den Männern Neapels machte, überzog ſeine Wangen, ſeine Bruſt hob ſich in gewaltigen Athem-

zügen, und indem er mehreren Ordensbrüdern, die er unter den Anwesenden bemerkte, Blicke des Einverständnisses und der Ermuthigung zuwarf, flüsterte er Minichini in das Ohr:

„Ich glaube, die Zeit, unsere Pläne zur Ausführung zu bringen, ist erschienen. — Ich wenigstens kann es nicht ertragen, durch diesen Knaben noch ferner beschämt zu werden! — Ich breche los, mag auch daraus entstehen, was will! — Besser im heldenmüthigen Kampfe mit Ehren sterben, als mit Schande ein feiges Leben hinschleppen!"

„Wie Du willst, mein Sohn!" entgegnete Minichini. „Auch ich glaube, daß die Saat reif zur Erndte ist. Laß uns daher den Versuch machen, und sei dabei meines ganzen Beistandes versichert!"

„Ich eile in die Kaserne," rief jetzt Morelli, „doch gleich bin ich wieder hier, das heilige Werk zu beginnen! — Kömmst Du mit, Salvati?" wendete er sich dann zu diesem.

„Kannst Du daran zweifeln?" fragte Francesco mit dem Tone des Vorwurfs. „Du weißt, daß ich mein Geschick unauflöslich an das Deine und das meines Wohlthäters Minichini geheftet habe!"

Geflügelten Schrittes stürmten die beiden jungen Offiziere davon, und indem sie sich durch die Menge

drängten, flüſterten ſie hier und dort einem Carbonaro zu:

„Haltet Euch bereit! — Wir werden ſogleich das Signal geben!“

Um indeß ſein Verſprechen zu halten und ſeinen beiden jungen Freunden in die Hand zu arbeiten, trat jetzt Minichini an die Seite des Schiffsjungen Garibaldi, legte demſelben die Hand freundlich auf die Schulter, und ſagte zu den Umſtehenden, bei denen er in hohen Ehren ſtand, mit dem Tone des Wohlwollens:

„Harte Worte hat dieſer Knabe gegen Euch, gegen uns Alle ausgeſprochen, indem er an unſerem Muthe, unſerem Willen, zweifelte, das harte Joch der Ungerechtigkeit und Bedrückung, unter dem wir ſeufzen, abzuſchütteln. Aber er wird die Ungerechtigkeit ſeiner Anklage einſehen, er wird die Beſchuldigung zurücknehmen, wenn er ſich mit eigenen Augen überzeugt, daß wir nicht die Feiglinge ſind, für die er uns gehalten hat, daß wir muthig das unerträgliche Joch abſchütteln, daß wir entſchloſſen Gut, Blut und Leben daranſetzen, die Freiheit zu erlangen, die zu fordern wir durch königliches Wort berechtigt ſind.“

Er ſprach darauf noch Einiges, was geeignet war, die Gemüther zu entzünden, und auf das kommende Ereigniß vorzubereiten, und warf dabei von Zeit zu

Zeit forschende Blicke auf den Ausgang der Straße, in welcher, nicht weit von dem Marktplatze entfernt, die Kaserne des Regiments Reale Borbone lag.

Seine Hoffnung sollte nicht getäuscht werden, denn schon nach wenigen Minuten brach aus dieser Straße ein zahlreicher Trupp des genannten Regimentes hervor. An der Spitze der Reiter, die in einem Zustande lebhafter Aufregung zu sein schienen, gingen Morelli und Salvati, denen eine Fahne mit den drei Farben Italiens vorgetragen wurde.

Als der Zug, der sogleich die allgemeine Aufmerksamkeit der Menge erregte, die durch die beiden vorangegangenen Ereignisse mit dem sardinischen Schiffsjungen und mit dem Transport der Gefangenen zahlreich angewachsen war, auf den Marktplatz kam, ergriff der Lieutenant Morelli die dreifarbige Fahne, schwenkte sie in der Richtung gegen die Veranda, von wo Minichini ihm ermuthigend zuwinkte, und rief mit lauter, weithin tönender Stimme:

„Für Gott, für den König und für die Constitution!"

„Für Gott, für den König und für die Constitution!" stimmte Minichini ein, und tausendstimmig wurde mit jubelndem Enthusiasmus dieser Ruf wiederholt, der von den Führern der Carbonari festgesetzt worden

war, daß es ſich bei der Bewegung nicht um eine Revolution handle, noch weniger um einen Angriff auf die geheiligte Perſon des Königs.

Deshalb machte es auch auf Minichini und deſſen Freunde keinen angenehmen Eindruck, als aus der Menge eine Stimme ertönte: „Nieder mit den Miniſtern und der Willkührherrſchaft!“ und als dieſer Ruf noch vielfältig wiederholt wurde, ſuchten ſie den nachtheiligen Eindruck deſſelben dadurch zu verwiſchen, daß ſie, lauter noch, als zuvor, ihr eigenes Feldgeſchrei ertönen ließen.

Es entſtand nun eine gewaltige Bewegung, wie die kleine Stadt Nola eine ähnliche wahrſcheinlich ſeit ihrer Begründung nicht erlebt hatte; der ſardiniſche Seeoffizier aber hielt längeres Verweilen unter dieſen Umſtänden um ſo weniger für gerathen, da er fühlte, er könnte ſelbſt einer großen Verantwortlichkeit dadurch ausgeſetzt werden, daß der ſeiner Obhut übergebene Schiffsjunge es eigentlich geweſen war, der den nächſten, wenn auch nicht den erſten, Impuls zu dieſem Aufſtande gegeben hatte. Da überdies ſeine Leute ihm die Meldung machten, daß ſie die ihnen ertheilten Aufträge erfüllt hätten, gab er das Zeichen zum Aufbruche ſeiner Mannſchaft, und nahm den kleinen Giuſeppe an die

Hand, indem er in halb drohendem, halb gutmüthigem Tone zu ihm ſagte:

„Du kecker Burſche haſt hier vielleicht etwas Schönes angerichtet, und wer weiß, ob in Folge Deiner Worte nicht vielleicht ſogar Blut fließen wird.“

„Was thäte das?“ entgegnete der Knabe, indem er ſeinem Offizier dreiſt in das Geſicht ſah. „Ohne Blut kann keine Freiheit errungen werden, und jeder Tropfen, der dabei vergoſſen wird, macht ſich reichlich bezahlt!“

Darauf wendete der muthige Knabe ſich zu der umgebenden Menge, und rief mit dem Tone prophetiſcher Begeiſterung:

„Muth, Ihr Männer! — Sollte aber Euer Beginnen jetzt ſcheitern, und ich gelange zu dem Mannesalter, dann eile ich herbei, Euch zu helfen, ſo viel es in den Kräften eines einzelnen Menſchen ſteht, das ſchwöre ich Euch bei Allem, was heilig iſt; denn was ich heute hier erlebte, wird ewig unvergeßlich in mein Herz eingegraben bleiben!“

Schnell ſchritt er darauf an der Seite ſeines Offiziers der Küſte zu, und eine Viertelſtunde ſpäter entfernte das piemonteſiſche Kriegsfahrzeug, ſeine Beute noch immer im Schlepptau, ſich langſam von der Küſte Neapels.

Das Gelübde aber, welches der Knabe Garibaldi den unter dem Joche bourboniſtiſcher Tyrannei ſeufzenden Neapolitanern leiſtete, — der Mann Garibaldi hat es auf glorreiche Weiſe erfüllt!

XV.

Der Eid König Ferdinand's I.

Während der zukünftige Befreier Italiens seiner Heimath zusegelte, um dort wegen seines militärischen Ungehorsams vor ein Kriegsgericht gestellt und verurtheilt, dann aber von dem Könige nach Kenntnißnahme der näheren Umstände begnadigt und zur Belohnung seiner Heldenthat auf der Kriegs-See-Schule in Nizza zum königlichen Marine-Offizier ausgebildet zu werden, setzten Morelli und Salvati, kräftig unterstützt durch Minichini und dessen Ansehen, das begonnene Werk mit allem Eifer fort. Doch erkannten sie mit richtigem Blick, daß die aufgepflanzte Fahne der Freiheit, sollte sie darauf hoffen dürfen, zahlreiche Anhänger um sich zu schaaren, nicht unthätig in dem kleinen Oertchen Nola bleiben dürfe. Begleitet von hundertsiebenund-

zwanzig Unteroffizieren und Soldaten ihres Regimentes, denen ſich Minichini und einige zwanzig Carbonari, geſchmückt mit den Farben ihres Ordens, anſchloſſen, brachen daher Morelli und Salvati noch an demſelben Nachmittage von Nola auf gen Avellino, und je weiter ſie kamen, deſto mehr vergrößerte ſich ihre Macht, mit deſto lauterem und allgemeineren Jubel begrüßte die Bevölkerung der Ortſchaften, die ſie berührten, den Ruf: „Für Gott, für den König und für die Conſtitution!“ der zuerſt in Nola angeſtimmt worden war, und der das Feldgeſchrei der Patrioten blieb, um jeden Vorwand zu rauben, als ſei die Volksbewegung eine Revolution.

So gelangte der, wie eine Lawine anſchwellende Zug nach Avellino, dem Hauptorte der Provinz, und nachdem Morelli hier das bisher von ihm geführte Commando in die Hände des Oberſtlieutenant Concili übertragen hatte, war der allgemeine Wunſch des Volkes bereits ſo gut, wie erfüllt, denn ringsumher erhob ſich die Bevölkerung der Städte, wie des flachen Landes für die Conſtitution, und größere ſo wie kleinere Abtheilungen der Truppen erklärten ſich ebenfalls für dieſelbe, oder weigerten ſich, gegen die Aufſtändiſchen zu marſchiren.

Es kann nicht unſere Abſicht ſein, der unblutigen

Revolution Neapels vom Jahre 1820 Schritt für Schritt zu folgen, indeß iſt es zum Verſtändniß der nachfolgenden Ereigniſſe, ſo wie der Schickſale, von denen mehrere der von uns eingeführten Perſonen betroffen wurden, dennoch nöthig, ſie wenigſtens in ihren Hauptzügen in das Gedächtniß zurückzurufen.

Bei der geringen Entfernung von der Reſidenz, in welcher die Bewegung ausgebrochen war, gelangten die Gerüchte derſelben natürlich mit Windeseile nach Neapel. Die Miniſter erſchraken zwar heftig, allein ſie legten der Sache bei Weitem nicht die Wichtigkeit bei, welche ſie verdiente, und ihr Hauptbeſtreben ging deshalb vorzüglich dahin, dem Könige für den Augenblick den wahren Zuſtand der Dinge zu verbergen, und dies erſchien um ſo leichter, als Ferdinand IV., der ſich jetzt in Folge einer geheimen Abſicht gegen Sicilien Ferdinand I. nannte, eben im Begriffe ſtand, ein koſtbar geſchmücktes Schiff zu beſteigen, um ſeinem Sohne, dem Herzoge von Calabrien, der aus Sicilien zurückkehrte, entgegenzufahren. Ohne ihm daher die unangenehme Kunde mitzutheilen, ließen ſie den Monarchen die Spazierfahrt durch den Meerbuſen von Neapel antreten; unmittelbar nach ſeiner Entfernung aber kamen die Männer, welche das Miniſterium bildeten und unter dem Namen des ſchwachen Ferdinand I.

die eigentlichen Lenker und Herrscher des Staates waren, zusammen, um ernsthaft zu berathen, was bei der schwierigen Lage der Dinge zu thun sei. Diese Männer, die leichtsinnig oder verblendet eine schwere Verantwortlichkeit gehandhabt hatten, und so all das Unglück verschuldeten, von welchem das Land seitdem betroffen wurde, waren der schon früher genannte geizige und habgierige Marchese Tommaso, die Cavaliere Medici und Circello und der General Nugent. Der Hauptzweck der Berathung war aber nicht, den König über den wahren Zustand des Landes aufzuklären, sondern ihn auch ferner durch falsche Vorspiegelungen zu täuschen, wie sie ihn bisher durch die Versicherung getäuscht hatten, der Carbonarismus, über den ihm beunruhigende Gerüchte zugekommen waren, sei durchaus ungefährlich, und das Volk hänge allgemein mit der größten Liebe an ihm. — Und leicht war der schwache König zu täuschen, denn von vielen der Abscheulichkeiten, die in seinem Namen an den beklagenswerthen Unterthanen verübt worden waren, hatte er keine Ahnung.

Jetzt war aber gänzliches Schweigen nicht länger möglich, und die Minister beschlossen daher, den König bei seiner Rückkehr zwar von der erfolgten Erhebung in Kenntniß zu setzen, dabei aber die Versicherung zu geben, daß dieselbe unerheblich sei, und daß es den von

ihnen gemeinſchaftlich getroffenen Maßregeln leicht ſein würde, ſie zu beſeitigen.

Mächtiger, nachhaltiger jedoch war der Eindruck, den die Kunde des Aufſtandes bei den Bewohnern der Hauptſtadt hervorbrachte. Sämmtliche Behörden zitterten aus Furcht vor dem, was die Carbonari, die ſie bereits als Beherrſcher der Situation erblickten, beginnen würden, denn unter ſämmtlichen Beamten, beſonders aber unter denen der Juſtiz und der Polizei, waren gewiß nur ſehr wenige, die ein ſo reines Gewiſſen hatten, daß ſie die Volksjuſtiz nicht zu fürchten brauchten. Freude und Hoffnung beſeelten dagegen die zahlreichen Ordensbrüder, welche in Neapel ihren Wohnſitz hatten, ſo wie Alle, welche den gewünſchten Neuerungen mit Sehnſucht entgegenſahen, auch ohne eingeſchriebene Mitglieder der Carbonari zu ſein.

Indeß hatten die Nachrichten den König früher erreicht, als den Miniſtern lieb war, und von Furcht ergriffen erklärte er, bis zu irgend einer Entſcheidung auf dem Meere bleiben zu wollen, das ihm wenigſtens perſönliche Sicherheit gewährte. Darüber erſchraken die Miniſter gewaltig, und mehr um ſich ſelbſt, wie um ihren Monarchen bekümmert, gaben ſie ihm brieflich die beſtimmte Verſicherung, daß durchaus nichts zu fürchten ſei. Gewohnt, ſich immer und in Allem durch

ſeine Miniſter lenken zu laſſen, kehrte daher Ferdinand I. an das Land zurück und unmittelbar darauf wurde großer Rath gehalten, an welchem auch mehrere der höheren Generale Theil nahmen. Der General Pepe, deſſen Name aus den Jahren 1820 und 1848 ganz Europa bekannt iſt, wurde an die Spitze der Truppen geſtellt, um die Bewegung zu unterdrücken; denn er galt allgemein als der tüchtigſte aller neapolitaniſchen Generale, obgleich er als Muratiſt, d. h. als ehemaliger General Murat's, das Vertrauen des Hofes keineswegs beſaß, der voll Argwohn auf ſämmtliche Generale blickte, die in der Armee Murat's gedient hatten, dieſelben aber dennoch nicht entbehren konnte, da ſie anerkannt die tüchtigſten und bei der Mehrzahl des Heeres beliebteſten waren.

Die Ernennung Pepe's war zwar erfolgt, aber wie jede tyranniſche Regierung in Zeiten der Noth gewöhnlich nur zu halben Maßregeln ſich entſchließen kann, ſo geſchah es auch hier, und unter allerhand nichtigen Vorwänden wurde die Abreiſe Pepe's verzögert. Dennoch behandelte der König ihn ſehr freundlich während des Feſtes, welches am Abend dieſes Tages bei Hofe Statt fand, um die Rückkehr des Herzogs von Calabrien zu feiern, und bei welchem die Stimmung der Miniſter und Großwürdenträger ſo gedrückt

war, daß nur die ungezwungene Heiterkeit des Königs, der nach den beruhigenden Worten seiner Minister an keine wirkliche Gefahr dachte, seine Umgebung veranlassen konnte, ebenfalls heitere Gesichter zu zeigen, so schwer dies auch den Meisten werden mochte.

Während aber der Hof unthätig schwankte, und zu keinem bestimmten Entschlusse gelangen konnte, machte die constitutionelle Bewegung reißende Fortschritte. Schon am nächsten Morgen leisteten in der Kirche zu Avellino die sämmtlichen Behörden, den Intendanten der Provinz und den Bischof an der Spitze, einen Eid auf Gott, den König und die Constitution, und schon im Laufe des nämlichen Nachmittags hatten sich die Capitanata, die Basilicata und der größte Theil des Principato citeriore ebenfalls für die Constitution erhoben. Die Gefahr hatte jetzt schon so riesige Dimensionen angenommen, daß sich die ganze Größe derselben dem Könige nicht länger verhehlen ließ, und nach wenigen Tagen schon gab er, gedrängt von allen Seiten, seine Einwilligung, die spanische Constitution als für das Königreich beider Sicilien gültig einzuführen. Freiwillig würde er dies schwerlich jemals gethan haben, aber es blieb ihm nichts Anderes übrig, nachdem auch der gegen die Insurrection endlich doch noch abgeschickte General Pepe

ſich für die Conſtitution erklärt hatte, und die Armee ſeinem Beiſpiele gefolgt war.

Um den größten Theil der Laſt von ſeinen alters-ſchwachen Schultern abzuſchütteln, — vielleicht auch, um ſich den Weg zu einer Ausflucht offen zu halten — hatte der König inzwiſchen den Herzog von Calabrien zum Reichsverweſer ernannt, und der Herzog erklärte ſich laut und unverholen für die Erfüllung der Volks-wünſche, die im ganzen Reiche auf ſo energiſche Weiſe ausgeſprochen wurden.

Auf dem Balkon des königlichen Schloſſes von Neapel ſtehend, ließ er die Truppen und die Bürger-milizen die Revüe paſſiren, und als, den Schluß der bewaffneten Menge bildend, ſiebentauſend Carbonari, Minichini in dem Prieſtergewande, aber militäriſch bewaffnet, an der Spitze, vorüberzogen, und dicht unter dem Balkon das laute Hoch auf ſich ſelbſt: „Es leben die Carbonari!“ erſchallen ließen, da ver-neigte der Herzog ſich ſehr freundlich gegen die bunt-gemiſchte Schaar, in deren Reihen ſich Militärs und Prieſter, Bürger und Landleute, Herren vom hohen Adel und zerlumpte Proletarier zeigten, ſämmtlich kenntlich durch roth ſchwarz-blaue Farben, das Zeichen des Ordens.

Ein enthuſiaſtiſches Evviva ſprach den Dank für

den freundlichen Gruß des Kronprinzen aus, als darauf aber ſeine Gemahlin aus einem bereitgehaltenen Korbe zierliche Bandſchleifen dieſer Farbe nahm, und dieſelben ſich ſelbſt und dem Herzoge anſteckte, und darauf an alle Herren und Damen des Hofes austheilte, da ſchien der Enthuſiasmus zu einer Art von Raſerei anwachſen zu wollen.

Nach der Revüe begab ſich der Reichsverweſer, begleitet von einem zahlreichen Gefolge, in den großen Ceremonienſaal, um die Deputation zu empfangen, der eine Audienz zugeſagt worden war. Sie beſtand aus den Generalen Pepe und Napoletani, dem Oberſtlieutenant Concili, dem Lieutenant Morelli und dem Prieſter Minichini. Alle verneigten ſich ehrerbietig vor dem Reichsverweſer, der ſie mit freundlicher Miene empfing, und General Pepe nahm das Wort:

„Als ich in das conſtitutionelle Lager kam, war die Revolution bereits vollbracht und es war deshalb mein Gedanke, ſie zum Wohle des Staates und des Thrones zu lenken. Die bewaffneten Männer, welche ich Eurer königlichen Hoheit gezeigt habe, und viele tauſend Andere, welche in den Provinzen zurückgehalten wurden, ſind keine Rebellen, ſondern getreue Unterthanen; deshalb führen ſie die Waffen nicht zum Sturze des Thrones, ſondern zu deſſen Unterſtützung. Es war für mich eine harte

Nothwendigkeit, den Oberbefehl des Heeres zu übernehmen, weil ich, minder alt und minder würdig, wie viele meiner Collegen, der Gewalt eben ſo abgeneigt bin, wie Jene der Abhängigkeit. Seine Majeſtät und Eure Hoheit können nun — und ich bitte dringend darum — die Unruhe und Beſorgniß, welche noch herrſchen, dadurch abkürzen, daß Sie ſofort die Nationalrepräſentanten berufen. Ich ſchwöre in der erhabenen Gegenwart Eurer Hoheit und der erſten Würdenträger des Staates, daß ich von meiner gegenwärtigen Stufe viel freudiger hinabſteigen werde, als ich hinaufgeſtiegen bin."

Sogleich antwortete der Reichsverweſer dem General:

„Seine Majeſtät der König, die Nation und wir Alle ſind der conſtitutionellen Armee und Ihnen, den würdigen Führern derſelben, großen Dank ſchuldig. Die allgemeine Stimme hat ſich durch den Character der erfolgten Veränderung deutlich ausgeſprochen; die frühere Regierung hatte nicht den Beifall der Unterthanen, der Thron ſtand nicht feſt; nun aber iſt er unerſchütterlich, da er auf dem Willen und den Intereſſen des Volkes ruht. Der König, welcher Sie in ſeinen Gemächern erwartet, wird Ihnen ſelbſt ſeine Geſinnungen ausſprechen, wie ich es hier thue. Nach dem Willen der göttlichen Vorſehung als Thronerbe geboren, war

es meine Pflicht, die Intereſſen der Monarchie und der Völker zu ſtudiren, und ich habe mich ſchon längſt überzeugt, daß die Dauer jener und das Glück dieſer, ſo weit es in menſchlichen Dingen möglich iſt, von einer conſtitutionellen Regierung abhängen. Meine politiſche Ueberzeugung verwandelte ſich, wie man es von einem chriſtlichen Fürſten erwarten durfte, in ein religiöſes Dogma, und ich dachte und denke, daß ich mit ruhigem Gewiſſen mit meinem Verſtande allein, und mit meinem, wenn auch noch ſo reinen Willen ein Volk nicht regieren könnte. Wenn ich alſo Ihnen die Rettung des Landes, das dauernde Glück meiner Familie, den Frieden meines Herzens ſchuldig bin, ſo wird mein Dank nicht hinter ſo großen Geſchenken zurückbleiben und er wird nicht erlöſchen oder vermindert werden bei allem Wechſel des Glücks und der Zeiten.

„Sie, General Pepe, fordere ich auf, die Bedenklichkeiten zu beruhigen, welche aus hochherziger Geſinnung hervorgegangen ſind. Ueben Sie die höchſte militäriſche Gewalt ohne Aengſtlichkeit aus, denn die Generale haben mit Vergnügen Ihre Erhebung geſehen, welche durch ſo außerordentliche Thaten und Ihre beſondern Verdienſte gerechtfertigt iſt, ſo daß Ihre Thaten den langſamen Gang der Jahre überflügelt haben.

„Was die ſpaniſche Conſtitution betrifft, welche nun

auch die unſrige iſt, ſo ſchwöre ich" — und lauter erhob er hier die Stimme, — „ſie unverletzt zu erhalten und nöthigenfalls mit meinem Blute zu vertheidigen!"

Lautes Lebehoch der verſammelten Menge folgte dieſen Worten des Reichsverweſers, der hierauf die fünf Männer der Deputation nach den Zimmern führte, in welchen der König ſie erwartete, auf dem Bette liegend, wozu Unpäßlichkeit den Vorwand gab, während kluge Berechnung der eigentliche Grund war.

Der General Pepe trat an das Lager, beugte ein Knie, küßte ehrerbietig die Hand, welche ſechzig Jahre lang als unumſchränkter Herrſcher das Scepter geführt hatte, und wiederholte dann, nachdem er ſich wieder erhoben, eben das, was er zuvor dem Kronprinzen ſagte.

Der König erwiederte darauf:

„General, Sie haben mir und der Nation einen großen Dienſt erwieſen, und ich danke deshalb Ihnen und den Ihrigen doppelt. Bedienen Sie ſich des Oberbefehls über die Armee, um das Werk mit dem heiligen Frieden, mit dem es begonnen hat, und der die Neapolitaner ſo ſehr ehrt, zu vollenden. Ich würde die Conſtitution eher gegeben haben, wenn mir der Nutzen derſelben, oder der allgemeine Wunſch danach, bekannt geworden wäre. Heute danke ich dem allmächtigen

Gott, daß er es mir in meinem Alter noch vergönnt hat, meinem Lande ein großes Gut zu gewähren."

Nach dieſen Worten entließ er die Deputation, indem er dem General Pepe ſeine Hand reichte, und zwar in einer Weiſe, welche offenbar einen abermaligen Handkuß verlangte. Der General befolgte den königlichen Wink und folgte dann ſeinen vorangegangenen Gefährten, die Bruſt gehoben von dem ſtolzen Bewußtſein, das angeſtrebte Ziel glücklich erreicht zu haben.

So war denn alſo die unblutigſte aller Revolutionen binnen wenigen Tagen ſiegreich vollbracht worden, und wegen des friedlichen Verlaufes ſöhnten ſich ſelbſt die anfangs erbittertſten Gegner mit der bisher ſo ſehr gefürchteten Neuerung aus. Ziemlich allgemein herrſchte Vertrauen zu der Aufrichtigkeit der Betheuerungen und der Verſprechungen, welche der König und der Thronerbe gegeben hatten, und die ja etwa auftauchenden Bedenken ſuchte man dadurch zu beſeitigen, daß man ſagte, der König ſei altersſchwach, des ſteten Wechſels müde, der Bequemlichkeit und den Genüſſen ergeben, und er werde ſich daher für den kurzen Reſt ſeines Lebens die Beſchränkung ſeiner königlichen Gewalt durch die Conſtitution gern gefallen laſſen, um nur der Ruhe zu genießen; der Kronprinz aber habe die Macht der Despotie noch nicht aus eigener Ausübung derſelben kennen gelernt,

und ſei überdies ſo ruhigen Charakters, und für ſämmtliche Genüſſe ſo ſehr eingenommen, daß man annehmen dürfe, er werde einer gemäßigten Freiheit nicht abhold ſein.

Indeß gab es doch auch Viele, die, ohne eben ängſtlichen Gemüthes zu ſein, das Andenken an die traurige Vergangenheit nicht vergeſſen konnten und deshalb an der Aufrichtigkeit des Kronprinzen, beſonders aber an der des Königs, zweifelten, und daher die Meinung ausſprachen, es dürfe zur Sicherung der errungenen Freiheit nicht nur gut, ſondern ſogar unerläßlich ſein, daß auch der König die Conſtitution beſchwöre, wie der Kronprinz bereits freiwillig gethan hätte. Dieſe Meinung fand bald ſo allgemeinen Anklang, daß die Forderung immer lauter und lauter wiederholt wurde, bis der König ſich ihr nicht länger entziehen konnte, wollte er nicht die Aufregung auf den höchſten Gipfel treiben, und dadurch die gewaltſamen Ausbrüche herbeiführen, die bisher glücklich unterdrückt worden waren. Er entſchloß ſich daher, — wenn auch gewiß mit lebhaftem inneren Widerſtreben, — dem Willen des Volkes nachzugeben, und es wurde die Mittagsſtunde des 13. Juli zu der Eidesleiſtung beſtimmt, die in der Schloßcapelle erfolgen ſollte, im Beiſein der Junta, der Miniſter, der Führer der Armee, der Großen des Hofes und einer zahlreichen Menge von Bürgern.

Als die Meſſe beendigt war, trat der greiſe König auf die Stufen des Altares, legte die Hand auf das Evangelienbuch und ſprach mit lauter, feſter Stimme, ſo daß ſeine Worte unter dem Gewölbe des Gotteshauſes bis in die fernſten Winkel hörbar und verſtändlich waren:

„Ich, Ferdinand von Bourbon, von Gottes Gnaden und der Conſtitution der neapolitaniſchen Monarchie zufolge, König der beiden Sicilien unter dem Namen Ferdinand I., ſchwöre im Angeſicht Gottes und auf die heiligen Evangelien, daß ich (hier folgten ausführlich angegeben die Grundzüge der Conſtitution) vertheidigen und erhalten werde. Wenn ich gegen meinen Eid, oder gegen irgend einen Artikel deſſelben, handeln ſollte, ſo braucht man mir nicht zu gehorchen, und jede Handlung, durch die ich dieſen Eid verletzen ſollte, erkläre ich ſelbſt im Voraus für nichtig und ungültig. Wenn ich ihn halte, ſo helfe mir Gott und ſchütze mich; andern Falles möge er mich dafür zur Rechenſchaft ziehen.“

Bis hieher hatte der König den Eid von einem geſchriebenen Blatte abgeleſen. Jetzt ließ er die Hand mit demſelben ſinken, erhob das Haupt gen Himmel, als wollte er denſelben zum Zeugen ſeiner nachfolgenden Worte anrufen, heftete darauf die Augen auf das

Kreuz und fügte nach einer kurzen, feierlichen Stille freiwillig hinzu:

„Allmächtiger Gott, der Du mit Deinem durchdringenden Blicke in der Seele und der Zukunft lieſeſt, ſchleudere in dieſem Augenblicke die Blitze Deiner Rache auf mein Haupt, wenn ich lüge, oder wenn ich ſpäter meinen Eid brechen ſollte."

Nach dieſen mit beſonderer Feierlichkeit geſprochenen Worten küßte der König voll Andacht das Evangelium, und ſein graues Haar, ſein von dem Alter gefurchtes Geſicht und der Gedanke, daß er der älteſte König eines alten Regentenhauſes ſei, flößten dem Volke ſo feſtes Vertrauen ein, daß deſſen Glaube an die Erfüllung des ſo eben vernommenen Eides in dieſem Augenblicke unerſchütterlich feſt ſtand.

Nach dem Könige leiſteten auch der Herzog von Calabrien und der Prinz von Salerno den Eid, worauf ſie ſich vor dem greiſen Könige auf die Knie warfen.

Es war eine wahrhaft rührende und ergreifende Scene, als der König ſeine Söhne aufhob und ſegnete, und nun alle Drei ſich in einer herzlichen Umarmung umſchlangen. Thränen glänzten in den Augen der Fürſten und Wer in der ganzen zahlreichen Verſammlung hätte in dem feierlichen Momente den frevelhaften Ge-

danken zu hegen gewagt, das Alles ſei nichts als ein geſchickt in Scene geſetztes königliches Gaukelſpiel. Selbſt Pepe, Concili, der ſcharfſichtige Minichini und der jugendlich-vertrauensvolle Morelli glaubten aufrichtig, ihr Ziel erreicht zu haben.

XVI.

Drohende Wolken.

Groß war die Freude aller Freunde der Freiheit und der Conſtitution im ganzen Lande und beſonders triumphirten die Carbonari über das Gelingen des Werkes, welches die Patrioten hauptſächlich dieſer weitverzweigten Verbrüderung verdankten. Leider aber ſollte die Freude nicht von langer Dauer ſein, denn ſchon nach kurzer Zeit zeigten ſich zahlreiche Spuren neuer Unzufriedenheit, und wohl mochte es dazu nicht an hinreichendem Grunde fehlen; denn Viele, die ihre ehrgeizigen Hoffnungen, durch die Revolution in die Höhe zu kommen, in den Beſitz einflußreicher oder einträglicher Stellen zu gelangen, ihre perſönlichen Feinde geſtürzt zu ſehen, getäuſcht ſahen, oder in anderer Weiſe mit der neuen Ordnung der Dinge nicht zufrieden

waren, und zu dieſen gehörte namentlich die zahlreiche Menge der entlaſſenen oder zurückgeſetzten Beamten, trugen durch ihre laut und rückhaltlos ausgeſprochene Unzufriedenheit dazu bei, der Reaction in die Hände zu arbeiten, die nach keiner Revolution ausbleibt, und die hier durch Alles, was zum Hofe gehörte, befördert wurde, und insgeheim auch von dem Hofe ſelbſt, wie ſich nur zu bald offen zeigen ſollte.

Dies waren die Veranlaſſungen, daß es in einer Verſammlung der Carbonari, welche wieder in der von uns beſchriebenen Hauptvendita zu Neapel gehalten wurde, ſehr ſtürmiſch zuging. Wieder führte Minichini als Präſident den Vorſitz, allein ſelbſt ſeinem ruhigen Ernſte war es nicht möglich, in dem überfüllten Raume die Ordnung aufrecht zu halten. Nur wenn er durch ein mehrmals wiederholtes Zeichen und das Aufſtehen von dem Präſidentenſitze zu verſtehen gegeben hatte, daß er ſelbſt das Wort ergreifen wolle, herrſchte in dem geräumigen Saale einige Minuten lang tiefe Stille, der dann augenblicklich, ſo wie er zu ſprechen aufhörte, wieder ein wild-verworrenes Stimmgetöſe folgte.

Eben war eine ſolche Pauſe tiefer Stille eingetreten, und Minichini, der in ſeiner Prieſtertracht, welche er wieder, wie in den erſten Tagen des Sturmes, mit

dem Säbel umgürtet hatte, einen wahrhaft und doppelt imponirenden Eindruck machte, ſagte mit ſeiner kräftigen, wohltönenden Stimme, welche den weiten Raum bis in die fernſten Winkel mit unverminderter Deutlichkeit durchdrang:

„Ihr Freunde, geliebte Vettern, laßt mich Euch vor allen Dingen bitten und ermahnen, die Ruhe und Beſonnenheit nicht zu verlieren, die unſere Verbrüderung bis jetzt bewahrt hat, und welche unſer kräftigſtes Mittel waren, das Alles zu erreichen, was wir unter göttlichem Beiſtande ſo glücklich durchgeſetzt haben. — Die Sachen ſtehen in Sicilien bei weitem ſo ſchlimm nicht, wie die Gerüchte es verkünden, welche ſicher nur deshalb rieſenhaft vergrößert wurden, um bei uns vielleicht gewaltſame Auftritte herbeizuführen, die einen willkommenen Vorwand bieten würden, Gewaltmaßregeln eintreten zu laſſen, wie wir ſie unter der despotiſchen Regierung gewohnt waren, oder wohl gar fremden Beiſtand herbeizurufen, wie vor fünf Jahren den der Oeſterreicher, deſſen Druck wir nur zu lange auf unſeren Nacken fühlten. — Hier unſer Morelli, der erſte Begründer unſerer Freiheit, war zufällig ſelbſt in Palermo, als die Ereigniſſe Statt fanden, die Euch in eine ſolche Aufregung verſetzen, obgleich ich Euch die Verſicherung gebe, daß dazu gar kein vernünftiger Grund

vorhanden ist. — Wollt Ihr Morelli ruhig anhören, so wird er Euch eine richtige und wahre Schilderung von dem Zustande der Dinge auf Sicilien geben."

„Ja! Ja! — Morelli soll sprechen! — Wir wollen ihn hören!" ertönte es von allen Seiten, und es entstand wieder ein lautes Getöse, das aber augenblicklich verstummte, als Morelli, der mit seinem Freunde Francesco Salvati und Jean Aubusson hinter dem Stuhle Minichini's gestanden hatte, jetzt vortrat und, um besser gesehen und gehört zu werden, einen Stuhl bestieg.

Unter tiefem, feierlichen Schweigen, begann er:

„Was unser verehrter Präsident Euch sagte, das kann ich der vollsten Wahrheit gemäß bestätigen. — Ich befand mich zufällig in Familien-Angelegenheiten in Palermo, als die Unruhen ausbrachen, die man hier schlau auszubeuten verstanden hat, um Neapolitaner und Sicilianer gegeneinander aufzuhetzen, als wären sie Feinde, als müßten sie Feinde sein, obgleich Beide nur nach demselben Ziele streben: Freiheit für sich zu erringen, ohne deshalb die Freiheit des Brudervolkes zu beeinträchtigen. — Unser verehrter Präsident sagte Euch, die Sachen ständen in Sicilien nicht so schlimm, wie die Gerüchte behaupteten; ich bin weit entfernt, seinen Worten in seinem Sinne zu widersprechen, aber

dennoch muß ich Euch ſagen, daß die Sachen dort ſchlimm, ſehr ſchlimm ſtehen."

„Alſo doch!" riefen hier mehrere Stimmen, den Redner unterbrechend, in großer Aufregung. — „Verderben dann über die Sicilianer!"

Morelli winkte gebieteriſch mit der Hand, Ruhe fordernd, und beinahe augenblicklich herrſchte wieder die tiefſte Stille in dem Saale.

„Hütet Euch wohl vor einem übereilten Urtheil, oder gar vor einer Verdammung, Freunde und geliebte Vettern," ſagte Morelli dann. „Die Sicilianer verdienen Eure Feindſchaft keineswegs, vielmehr ſolltet Ihr ihnen die Bruderhand zu gegenſeitiger kräftiger Unterſtützung reichen. — Ich ſagte, daß die Dinge dort ſchlecht ſtehen, aber ſchlecht für die Sache der Tyrannei und deren bereitwillige Knechte. — Ihr wißt, daß die Sicilianer ſich ſchon lange vor uns, d. h. ſeit dem Jahre 1812, einer Conſtitution zu erfreuen hatten, die vielleicht noch an mancher Unvollkommenheit litt, die aber für den Augenblick die Wünſche der Sicilianer befriedigte. — An dieſer Conſtitution nun haben der König und die Miniſter, ſeitdem der Hof uns wieder mit ſeiner Anweſenheit beglückte," — dieſe Worte ſprach er mit dem Tone bitterer Ironie — „ein Stück nach dem andern abgeſchnitten, oder ſo zugeſchnitten, daß das Ganze

bis auf einen kleinen, unerkennbaren Fetzen zusammengeschmolzen ist. — Als nun hier in Neapel unsere Constitution verkündet wurde, und der König, so wie der Kronprinz-Reichsverweser, dieselbe in feierlicher Versammlung mit einem heiligen Eide bekräftigte, eilten mehrere Sicilianer, die bei dieser Ceremonie zugegen gewesen, nach ihrem Vaterlande zurück, um, gestützt auf unser Beispiel, zurückzugewinnen, was sie verloren hatten. Aber der General Naſelli, der als commandirender General dort die gleiche Tyrannei übte, wie wir sie hier seit der Rückkehr unserer geliebten Bourbons zu erdulden hatten, war unerschütterlich fest; er zog, den ausgesprochenen Forderungen gegenüber die Zügel nur noch straffer an, bis der Unwille des Volkes, gestachelt durch den unzufriedenen Adel, die Bande sprengte, und Naſelli, kaum nothdürftig bekleidet, und feig, wie alle Tyrannenknechte im Augenblicke drohender Gefahr, mit Schimpf und Schande auf einem elenden Fischerkahne entfloh, um sein elendes Leben zu retten, begleitet von seinen gleichgesinnten Helfern Thomaſis, Church und einigen weniger Bedeutenden, und dieſe sind es, welche die beunruhigenden Gerüchte über die Vorgänge in Sicilien verbreiteten. Daß dies geschah, um ihre feige Flucht zu beschönigen, wo nicht gar in noch schlimmerer Absicht, ist unverkennbar;

deshalb ermahne ich Euch dringend: Laßt Euch durch unſere Feinde nicht dahin bringen, die Mäßigung und Beſonnenheit aufzugeben, durch die wir bisher ſo viel ausgerichtet haben und auch ferner ausrichten werden, wenn wir dabei beharren."

Dieſe Worte machten einen mächtigen, aber ſehr beruhigenden Eindruck auf die verſammelte Menge, und als Morelli geendet hatte, konnte Minichini ohne alle Störung ſogleich wieder das Wort ergreifen:

„Wie Ihr gehört habt, Brüder, findet keine Urſach zum Haß oder zur Rache gegen Sicilien ſtatt, und weit entfernt, uns nach dieſer Richtung hin in einen gefährlichen Bürgerkrieg zu ſtürzen, ſollten wir uns vielmehr feſt zuſammenſchaaren, um in der Stunde der Gefahr, die vielleicht näher iſt, als wir glauben, den äußeren Feinden kräftig die Spitze bieten zu können, denn wie Ihr wißt, haben die fremden Monarchen die neue Verfaſſung unſeres Landes noch immer nicht anerkannt, und beſonders der Kaiſer von Oeſterreich ſieht mit ſcheelen Augen auf unſer köſtlichſtes Gut, die Conſtitution. Die Diplomatie iſt läſſig, wahrſcheinlich in Folge geheimer Inſtructionen, die der König ihr zukommen läßt, und wir müſſen deshalb darauf gefaßt ſein, unſere Rechte und Freiheiten vielleicht ſchon in

kurzer Zeit gegen das Ausland mit den Waffen in der Hand vertheidigen zu müſſen."

Ein Mann ſtieg jetzt auf eine der Bänke, und rief: „Ich bitte um das Wort!"

„Es ſei dir gewährt," entgegnete Minichini, und als Morelli, der mit den Carbonari Neapels noch nicht bekannt war, ihm in das Ohr flüſterte: „Wer iſt der Mann?" antwortete er raſch und leiſe: „Der Advokat Paladini, ein Ehrenmann, ein Mann von vielen und gründlichen Kenntniſſen, aber ein gewaltiger Hitzkopf!"

Der ſo Bezeichnete nahm jetzt das Wort und ſagte mit lauter, heftiger Stimme, und mit unverkennbarer Aufregung:

„Freunde, Brüder, gute Vettern, ich bin weit entfernt, unſerem geehrten Präſidenten zu widerſprechen; ich ſtimme mit ihm überein, daß es Noth thut, einig zu ſein, und uns gegen mögliche Angriffe äußerer Feinde zu rüſten. Vor allem aber müſſen die innern Verhältniſſe eine ſchleunige Aenderung erleiden, und hier iſt es beſonders die Polizei, der wir bisher nicht genug Aufmerkſamkeit gewidmet haben. Die Polizeiwirthſchaft iſt aber unter Borrelli, unſerm gegenwärtigen Polizeichef, kaum beſſer, als ſie es unter Canoſa, verfluchten Andenkens, war; denn willkürliche Verhaftungen

ſind auch jetzt an der Tagesordnung, und die Polizei kümmert ſich nicht um die Juſtiz, davon bin ich, mit einigen meiner Freunde, das lebendige Beiſpiel. Der nichtswürdige Borrelli hatte mich ohne allen Grund einer Verſchwörung angeklagt, welche beabſichtigt haben ſollte, den König, den Reichsverweſer und die ganze königliche Familie, zu verhaften und nach dem feſten Melfi in der Baſilicata zu bringen, um ſie dort ſo lange gefangen zu halten, bis die auswärtigen Mächte die Wirkungen und Beſtimmungen unſerer Revolution anerkannt haben würden. — Ich gebe Euch mein Wort, daß ich an einen ſolchen Plan nicht einmal gedacht habe, obgleich ſeine Ausführung vielleicht das Beſte wäre, was geſchehen könnte; dennoch wurde ich auf dieſe falſche Anklage hin Nachts aus dem Bette geriſſen, und in einen finſtern, ſchmutzigen Kerker geworfen, den ich mit mehreren gemeinen Verbrechern theilen mußte. — Aehnlich erging es einigen meiner Freunde, welche man der Theilnahme an meiner Verſchwörung beſchuldigte. — Wir müſſen es noch als eine Art von Gnade betrachten, daß man uns nicht, wie es früher nur zu oft geſchehen iſt, in unſeren Gefängniſſen vergaß, ſondern ſchon nach zwölf Tagen vor Gericht ſtellte, indem man uns mit der erhobenen Anklage bekannt machte. Es wurden allerhand Schriften vorgelegt, die unſere Schuld

beweiſen ſollten, aber die Richter durchſchauten das Lügengewebe; es konnte uns durch unſere Ankläger nichts bewieſen werden, und das Urtheil lautete auf gänzliche Freiſprechung. — Geſtern wurden wir entlaſſen; aber iſt das etwa genug für ſolche Beleidigung und Schmach? — Ich ſage daher, daß der Willkürherrſchaft der Polizei ein Ende gemacht werden muß. Dazu iſt aber vor allen Dingen erforderlich, Borrelli von ſeinem Poſten zu entfernen und einen entſchloſſenen und klugen, zugleich aber auch rechtſchaffenen Mann an deſſen Stelle zu bringen. An den Carbonari iſt es nun, dies zu bewirken."

„Paladini hat Recht," ertönte es von allen Seiten, und unter manchen ſtürmiſchen Aeußerungen wurde beſchloſſen, daß der Orden mit allen ſeinen Mitteln auf die Abſetzung Borrellis hinwirken ſollte. Er ging auch in der That ſchon am nächſten Tage an das Werk, aber nur zu bald konnte er ſich überzeugen, daß ſeine Kräfte einem ſo ſchlauen Menſchen, wie Borrelli, nicht gewachſen waren. Einer der nächſten Tage bereits lieferte dafür den Beweis.

Der König, die Königin, der Reichsverweſer, — denn Titel und Functionen eines ſolchen, waren dem Kronprinzen noch immer gelaſſen worden — befanden ſich

in einem der Gemächer des königlichen Palaſtes, als plötzlich Borrelli mit verſtörter Miene eintrat.

„Was giebt es denn ſchon wieder?“ fragte der altersſchwache König, der in beſtändiger Furcht lebte, ganz erſchrocken; denn das Geſicht ſeines Polizeichefs verrieth nur zu deutlich, daß derſelbe nichts Gutes zu verkünden habe.

„Jetzt, gelobt ſei die heilige Jungfrau, nichts Schlimmes mehr!“ entgegnete Borrelli, indem er ſeinen Mienen den Ausdruck der Ruhe zu geben verſtand, der ihnen bei ſeinem Eintritte ſo ganz gefehlt hatte. „Nicht verhehlen darf ich indeß, daß es meiner Wachſamkeit und meinem Dienſteifer gelungen iſt, eine große Gefahr von Ihrem theuren Haupte abzuwenden.“

„Hat man uns vielleicht wieder gefangen fortführen wollen?“ fragte mit ſpöttelndem Tone und ungläubiger Miene der Kronprinz, welcher der Geſchichte von der Verſchwörung Paladinis gleich anfangs keinen rechten Glauben geſchenkt hatte.

„Diesmal,“ entgegnete Borrelli ſehr ernſt, „hatte man noch Aergeres im Sinne, denn es handelte ſich um nichts Geringeres, als um die Ermordung der ganzen königlichen Familie!“

Der König erblaßte, der Kronprinz aber ſagte mit unveränderter Ruhe:

„Was hätten die guten Neapolitaner dadurch erzielen wollen?“

Ein Anflug des Spottes wurde jetzt auf dem Gesichte des Polizeidirectors sichtbar, indem er sagte:

„Wenn ich gut unterrichtet bin, so war die Absicht, die Gräfin von St. Leu als Regentin für ihren Sohn, den unmündigen Prinzen Murat, auf den Thron von Neapel zu berufen!“

Das wirkte; denn der Name Murat war das ewig drohende Gespenst für die Bourbons von Neapel und hastig fragte jetzt der Kronprinz:

„Und die Gefahr ist beseitigt? — Haben Sie die Mörder?“

„Das nicht,“ entgegnete Borrelli; „aber ich hoffe ihrer bald habhaft zu werden, und selbst wenn mir dies nicht gelingen sollte, darf ich sagen, daß die Gefahr vollkommen beseitigt ist. Ich ließ die Wachen im Schlosse verdoppeln und alle Räume desselben nach verdächtigen Personen durchsuchen, die sich vielleicht bereits eingeschlichen haben könnten; denn die nächste Nacht war zu der Ausführung des Vorhabens bestimmt. — Auch anderweitige Vorsichtsmaßregeln habe ich getroffen, und da die Bösewichter ihren Plan verrathen und sich verfolgt sehen, werden sie sicher durch die Flucht der ihnen drohenden Strafe zu entrinnen trachten.

Im Uebrigen aber dürfen Eure Majeſtäten, und auch Sie, königliche Hoheit, meiner raſtloſen Wachſamkeit unbedingt vertrauen."

Auf ſolche Weiſe verſtand es Borrelli, ſich erſt wichtig und dann unentbehrlich zu machen, indem er den Hof durch Vorſpiegelung von allerhand Gefahren, denen er den Schein der Wirklichkeit zu geben wußte, in Furcht ſetzte und dann wieder beruhigte. Auch andere Perſonen zog er auf ähnliche Weiſe in ſein Intereſſe, namentlich die dem Könige befreundeten Männer, ſeine ehemaligen Miniſter Medici und Tommaſi, Sangro, Aſcoli und Andere. Allen ſpiegelte er vor, ihr Leben ſei bedroht geweſen, durch ſeine raſchen und energiſchen Maßregeln aber gerettet worden. So betrachteten ihn denn Viele als ihren Lebensretter, obgleich in der That Niemand daran gedacht hatte, ihr Leben zu bedrohen.

Einen Mann, deſſen Macht auf ſolchen Stützen ruhte, aus ſeinem Poſten zu verdrängen, mußte daher den Carbonari mißlingen, wäre auch ihr Einfluß in anderer Richtung noch größer geweſen.

XVII.

Der Monarchencongreß zu Laibach.

Der König hatte am 1. October vor dem Parlamente den Eid auf die Constitution nochmals feierlichst wiederholt, aber in seinem Herzen war der Wunsch nie erloschen, sich von der ihm aufgedrungenen Fessel zu befreien, und wieder zu der ihm entrissenen absoluten Herrschaft zurückzukehren. Dazu bot sich ihm ein willkommenes Mittel, als die in Laibach versammelten Monarchen von Rußland, Oesterreich und Preußen ihm durch ihre Gesandten ein Einladungsschreiben sandten, in ihrer Mitte zu erschienen, um gemeinschaftlich mit ihnen über eine Ausgleichung der Angelegenheiten Neapels in Uebereinstimmung mit dessen Bedürfnissen und ihren eigenen Wünschen zu berathen.

Aber so gern der greise König dieser Einladung

gefolgt wäre, um ſich dem läſtigen Zwange zu entziehen, den das verſammelte Parlament, in welchem es oft ſehr ſtürmiſch zuging, auf ihn ausübte, war er doch zu ſchwankend und ängſtlich, um einen Entſchluß zu faſſen, denn er wußte nicht, ſollte er heimlich abreiſen, alſo den Vorwurf feiger Flucht auf ſich laden, oder dem Parlamente Anzeige von ſeiner Abſicht machen, deſſen Einwilligung fordern, und ſo ſeiner Abhängigkeit von demſelben den Stempel aufdrücken, es gewiſſermaßen als ſeinen Herrn anerkennen.

Endlich jedoch ſuchte er die Erlaubniß des Parlamentes zu dem Monarchen-Congreſſe zu reiſen unter dem Verſprechen nach, die ſpaniſche Conſtitution, welche das Volk lieb gewonnen hatte, und auf deren Beibehaltung die Carbonari beſtanden, aufrecht zu halten; wenn es ihm aber, dem Congreſſe gegenüber, nicht glücken ſollte, die Rechte ſeines Volkes und ſeiner Krone zu behaupten, augenblicklich nach Neapel zurückzukehren, und die Vertheidigung dieſer Rechte ſeinem Heere anzuvertrauen. Dabei empfahl er dem Reichsverweſer, den Miniſtern, dem Parlamente und dem Volke, ſich zu dem Kriege zu rüſten und ſich den Friedenshoffnungen nicht eher hinzugeben, als bis die europäiſchen Mächte die neue Conſtitution Neapels anerkannt haben würden.

Dieſe, zugleich mit den Einladungsſchreiben der

fremden Monarchen, an das Parlament gerichtete Botschaft beruhigte auf eine wunderbare Weise die aufgeregten Gemüther. Es wagte Niemand, nach so vielen wiederholten feierlichen Eiden und Zusagen an der Aufrichtigkeit des Königs zu zweifeln, und man versprach sich allgemein den günstigsten Erfolg von der Reise des Königs.

Nur ein Mensch in ganz Neapel schien das allgemeine Vertrauen nicht zu theilen, das war der alte François Aubusson, der jetzt, wo er von den Verfolgungen der Polizei weniger zu fürchten hatte, wie unter der Verwaltung Canosa's, die sichernde Bettlermaske nur noch selten trug, es dagegen liebte, sich, von einem gewissen Luxus umgeben, als der Cavaliere Anselmo Carpi zu zeigen.

„Ich traue dem alten Fuchs nicht," sagte er am Abend eben des Tages, an welchem der König an Bord der englischen Kriegsfregatte „der Rächer" den Hafen von Neapel verlassen hatte, begleitet von dem Jubelrufe der gesammten Bevölkerung, dem Vertrauen der augenblicklichen Machthaber und den stillen Wünschen aller Anhänger des unumschränkten Regierungssystemes.

Er hatte sich dem freundlichen Kreise angeschlossen, der an diesem Abend, wie jetzt oft, Minichini, Morelli, Salvati, Jean Aubusson und mehrere Gleich-

geſinnte verſammelte, und in dem er zwar mit einigem Widerſtreben aufgenommen wurde, da die ſehr zweideutige Rolle, die er ſpielte, dieſe Männer zurückſtieß, die ihn aber dennoch nicht zurückwieſen, da ſich nicht leugnen ließ, daß er im Laufe der letzten Jahre ihrer Sache manchen nicht unwichtigen Dienſt erwieſen hatte, und er ſich überdies in ihrer Mitte ſtets wie ein Mann benahm, der vollkommen in ihre Geſellſchaft paßte.

„Ich traue dem alten Fuchſe nicht," wiederholte François Aubuſſon nochmals, „und ich wünſchte, ich könnte mein Mißtrauen Allen einflößen, die es mit Neapel wahrhaft gut meinen."

„Beſonders aber mit dem jungen Murat," warf Minichini halb ſcherzend, halb ernſt ein.

„Nun ja, ich leugne es nicht," entgegnete François, „ich glaube, daß Neapel von dieſem alten Hauſe Bourbon kein Heil zu erwarten hat, und daß es ſich unter der Herrſchaft der jungen Dynaſtie Murat viel wohler befinden würde! — Kann denn das Volk ſchon vergeſſen haben, daß die Königin Karoline — ich meine natürlich die Gemahlin Joachims und nicht etwa die Oeſterreicherin, welche den Kardinal Ruffo mit ſeiner Blutbande auf Neapel hetzte — eine wahre Landesmutter war, daß alſo von ihrer Regentſchaft für das Volk viel mehr Heil zu erwarten

wäre, wie von jeder bourboniſtiſchen Regierung oder Reichsverweſerſchaft?"

„Sie mögen nicht ganz Unrecht haben," entgegnete Minichini, „und ich ſtimme Ihnen ſogar in Beziehung auf die perſönlichen Eigenſchaften und Tugenden der Wittwe Murats vollkommen bei. Aber wir haben ohnehin ſchon gegen den Willen der fremden Herrſcher mächtige Kämpfe zu beſtehen, und wollten wir den Knaben Murat auf unſern Thron berufen, ſo würden wir auf unüberſteigliche Hinderniſſe ſtoßen, und gegen uns Feinde vereinigen, denen wir keinen genügenden Widerſtand zu leiſten vermöchten. Wir müſſen uns daher nothgedrungen an die Bourbons halten, obgleich auch ich von dieſem ausländiſchen Stamme, der uns mit Waffengewalt aufgepfropft wurde, für ein ächtes Italienerherz nicht viel Heil erwarte."

„Darin," ſagte Morelli mit einem ſchmerzlichen Seufzer, „liegt das Hauptübel! — Hätten wir ein italieniſches Herrſcherhaus, es würde in Allem beſſer ſtehen, aber dieſe fremden Eroberer haben kein Herz für das Volk; ſie bleiben in unſeren Augen, und in ihrem eigenen Gefühle, Ausländer, wenn ſie auch ſchon ſeit Jahrhunderten auf einem italieniſchen Throne ſitzen, und es herrſcht zwiſchen ihnen und dem Volke

ein ewiges und in vielfacher Beziehung gerechtfertigtes Mißtrauen!"

„Ein altes italieniſches Herrſcherhaus beſteht dennoch," ſagte François mit einer gewiſſen Gereiztheit, da die Worte Morelli's einen offenbaren Angriff auf die von ihm ſo warm vertheidigte Dynaſtie Murat enthielten. „Das iſt das Haus Savoyen."

„Das iſt allerdings ein achtungswerthes Geſchlecht," ſagte Minichini, „und hätte es bisher ſchon den Thron Neapels inne gehabt, ſo würde es ſicher bereits alle ausländiſchen Herrſcher von unſerer ſchönen Halbinſel vertrieben haben, die von Gott ſelbſt dazu geſchaffen zu ſein ſcheint, ein abgeſchloſſenes, mächtiges Reich zu bilden. Leider aber beſitzt das Haus Savoyen viel zu wenig Macht, als daß ſich von ihm für uns ein Heil erwarten ließe!"

„Wer weiß!" ſagte Salvati. „Die Macht der Fürſten iſt nicht immer die Hauptſache, wo es ſich um das Wohl der Völker handelt. — Habt Ihr es vergeſſen, daß ſich der Baron von Neuhof von einem bloßen Abenteurer zum Beherrſcher Korſikas aufſchwang, obgleich er nicht Italiener war? Würde daher ein Fürſt Savoyens, der ohnehin ſchon den zauberhaft wirkenden Königstitel führt, das ganze italieniſche Volk

um ſich verſammeln, ſo müßte unbedingt die Nation ſich ihm anſchließen."

„Dazu iſt bei der Machtloſigkeit des Königs von Sardinien leider wenig Ausſicht vorhanden," meinte Minichini, „deshalb müſſen wir ſchon die Bourbons beibehalten, zugleich aber dafür Sorge tragen, daß ihnen die willkürliche Gewaltherrſchaft für immer unmöglich gemacht werde."

„Das wird bei den Männern, welche jetzt die Geſchäfte leiten, und bei den Maßregeln, welche dieſelben ergreifen, nimmermehr geſchehen; deshalb halte ich es der Klugheit eines guten Feldherrn für angemeſſen, bei Zeiten auf einen ſichern Rückzug bedacht zu ſein."

„Sie ſehen zu ſchwarz," entgegnete Minichini; „indeß will ich Ihnen geſtehen, daß ich ſelbſt keineswegs mit Allem, was geſchieht, zufrieden bin. Namentlich fürchte ich, daß das traurige Ereigniß mit Giampietro von unſeren Feinden ausgebeutet werden wird, um unſere Revolution, die ſich bisher ſo rein erhalten hatte, als blutdürſtig und anarchiſch zu verſchreien."

„Was iſt das für eine Geſchichte?" fragten Francesco und Jean zugleich.

„Wie! Davon haben Sie noch nicht gehört?" ſagte Minichini verwundert.

„Nicht ein Wort," verſicherten die beiden jungen Männer.

„Die Sache hat ſich freilich erſt geſtern zugetragen," ſagte nun Minichini, „aber ſchon iſt die ganze Stadt davon erfüllt. — Nun, ſo hören Sie denn: — Giampietro, der früher Advokat war, ein Ehrenmann, leider aber ein blinder Anhänger der Bourbons und ihrer unumſchränkten Herrſchaft, wurde aus dieſem Grunde unter der Regierung König Joſephs verbannt. König Joachim ertheilte ihm die Erlaubniß zur Rückkehr nach Neapel, und er lebte ſeitdem ſtill und zurückgezogen, nur der Ausübung ſeiner Berufsgeſchäfte, bis er, einige Jahre nach der Rückkehr der Bourbons, eine Anſtellung als Polizeidirector erhielt. In dieſem wichtigen Poſten machte er ſich durch ungerechte Verfolgungen und willkürliche Einkerkerungen Solcher, die für Feinde der Bourbons oder Anhänger Murats galten, viele Feinde, und in mancher Bruſt mag er damals gerechte Gefühle der Rache erweckt haben. — Nachdem die Conſtitution geſiegt hatte, wurde Giampietro natürlich von ſeinem Poſten entfernt, und ſeitdem lebte er wieder ſtill im Kreiſe ſeiner zahlreichen Familie. In der geſtrigen Nacht nun begehrten einige Bewaffnete, die ſich für Gerichtsdiener ausgaben, Einlaß in ſein Haus. Als ihnen die Thür geöffnet worden war, befahl der Führer der vorgeblichen Gerichtsdiener, Giampietro, ihm zu folgen. Der Befehl

lautete zwar gebieterisch, aber die Stimme klang dabei dennoch ängstlich, nicht wie die eines dienstefrigen Beamten, sondern wie die eines Menschen, der im Begriffe steht, ein Verbrechen zu begehen. Dabei mußte es den Hausgenossen und Familienmitgliedern auffallend sein, daß die Begleiter des Sprechers ganz offenbar den Kreis des Lichtscheines zu vermeiden bemüht waren, und solche Wendungen machten, daß man ihre Gesichter nicht sehen konnte. Die Frau und eine erwachsene Tochter Giampietros schöpften daher Verdacht, und baten Den, welcher den Gatten und Vater aufgefordert hatte, ihm zu folgen, von seinem Verlangen abzustehen, indem sie das Versprechen gaben, Giampietro würde sich am nächsten Morgen freiwillig dem Gerichte stellen. Sie wurden rauh zurückgewiesen, und durften nun nicht länger daran zweifeln, daß die verdächtigen Männer gegen den ehemaligen Polizeidirector Arges im Schilde führten. Sie brachen daher in laute Klagen und flehendliche Bitten aus, und angesteckt von ihrer Furcht, warfen die kleineren Kinder sich den Männern zu Füßen, umklammerten deren Knie, und baten unter Thränen, ihrem Vater nichts zu Leide zu thun. Dadurch schienen die Bösewichter, statt Mitleid zu empfinden, nur erbittert zu werden, wahrscheinlich, weil das Weinen und das Geschrei der Kinder ihnen Gefahr drohte. Mit

Gewalt ſchleppten ſie daher den Familienvater aus der Mitte ſeiner Frau und ſeiner neun Kinder mit ſich fort; aber ſchon auf der Schwelle ſeines Hauſes wurde er durch einen Dolchſtoß zu Boden geſtreckt, und als die Mörder endlich nach allen Richtungen entflohen, ließen ſie die Leiche von zweiundvierzig Wunden durchbohrt zurück. Was aber ihre That zu einer zehnfach ſcheußlichen und verdammungswerthen macht, iſt, daß alle dieſe Wunden von einem einzigen Dolche herrührten, der von Hand zu Hand ging, ſo daß alſo die Schurken ihre Rachgier zum größten Theile an dem fühlloſen Körper eines Todten ausübten!"

„Ha, das iſt wirklich entſetzlich!" rief Francesco Salvati empört. „Dieſe That iſt ein würdiges Seitenſtück zu der Ermordung meiner unglücklichen Verwandten, der Puglis in Piagine, und — bei Gott — wüßte ich, daß ſie von Männern unſerer Partei ausging, augenblicklich ſagte ich mich los von einer Sache, die ſolche Scheußlichkeiten hervorbringen kann!"

„Gemach! Gemach, mein junger Freund!" ermahnte Minichini. „Unſere Sache bleibt gut und heilig, obgleich wir nicht daran zweifeln dürfen, daß ſich manche falſche Brüder in unſere Reihen eingeſchlichen haben werden. Von ſolchen gehen dergleichen Frevel unbedingt aus, denn ſie müſſen herbeigeführt werden,

um unſere Sache wenigſtens mit einigem Scheine der Gerechtigkeit verurtheilen zu können."

„Und um einen Vorwand zu finden, ſich von geſchworenen Eiden losſagen zu können," fiel François Aubuſſon ein. „Dieſe Ermordung eines ihrer treueſten Anhänger wird von den Abſolutiſten mit Freuden begrüßt werden, da ſie dadurch ein Mittel erlangen, in weiteren Kreiſen Schrecken vor ähnlichen Blutthaten zu verbreiten, und ſo nicht nur alle Aengſtlichen, ſondern auch alle mehr oder minder abſolutiſtiſchen Regierungen gegen die junge conſtitutionelle Freiheit Neapels aufzubringen."

„Ich fürchte," ſagte Minichini, „unſer erfahrener Veteran, der die Menſchen vielleicht beſſer kennt, als wir Alle, hat nur zu ſehr Recht!"

Und ſchon in den nächſten Tagen zeigte es ſich, daß dieſe Furcht vollkommen begründet war. Die Ermordung Gianpietros verbreitete in Neapel ſo großen Schrecken, daß mehrere von Denen, die unter der unumſchränkten Herrſchaft König Ferdinands des größten Anſehens genoſſen hatten, ihr Leben ebenfalls für bedroht hielten, und ſich der jedenfalls nur eingebildeten Gefahr durch die Flucht entzogen; ſo der ehemalige Miniſter Cavaliere Medici, der Graf Zurlo, der Herzog von Sangro, welcher als General-Lieu-

tenant der Conſtitution den Eid geleiſtet hatte, der aber Eid, Ehre und Pflicht vergaß, um als feiger Deſerteur im Auslande die Revolution Neapels anzuſchwärzen, und derſelben Feinde zu werben, und der ſein Vergehen dadurch noch vergrößerte, daß er ſeinen Sohn, der als Unterlieutenant in der Armee diente, des Vaters politiſche Anſichten aber nicht theilte, durch ſeine väterliche Autorität zwang, ebenfalls eidbrüchig und fahnenflüchtig zu werden.

Durch dieſe und zahlreiche andere Flüchtlinge, welche ſich aus der Lüge keine Gewiſſensſache machten, wurde im Auslande überall das Gerücht verbreitet, es herrſche in Neapel die vollſtändigſte Anarchie und es würden daſelbſt die abſcheulichſten Greuel aller Art verübt. Auf dieſe Weiſe iſt es nicht zu verwundern, daß, als die Nachricht von der Ermordung Giampietros nach Laibach kam, nicht mehr er allein es war, der unter den Mörderdolchen fiel, ſondern daß zugleich mit ihm auch ſeine Familie, aus zehn Perſonen beſtehend, und darunter zwei kleine Kinder, ermordet wurden.

Eine Stunde, nachdem dieſe Kunde dem König Ferdinand zugekommen, nicht ohne ihn lebhaft zu beunruhigen, da er an ihre Uebertreibung nicht glaubte, und deshalb ſogar ſeine eigene Familie in der größten

Gefahr erblickte, erhielt er von dem Fürſten Metternich eine Depeſche des kurzen Inhalts:

„Ew. Majeſtät

„muß ich auf Befehl meines kaiſerlichen Herrn in Folge der gräßlichen Ereigniſſe, die ſich in Neapel zutrugen, an den geheimen Vertrag erinnern, der am 12. Juli 1815 zu Wien zwiſchen dem kaiſerlich öſterreichiſchen und dem königlich neapolitaniſchen Hofe abgeſchloſſen wurde. Da es leicht möglich, daß der Wortlaut dieſes Vertrages dem Gedächtniſſe Euer Majeſtät nicht gegenwärtig iſt, habe ich die Ehre, ihn hier mit diplomatiſcher Genauigkeit zu wiederholen.

„Die Verbindlichkeiten, welche 33. MM. durch dieſen Vertrag eingehen, um den innern Frieden in Italien zu ſichern, legen ihnen die Pflicht auf, ihre Staaten und reſp. Unterthanen vor neuen Rückwirkungen und vor der Gefahr thörichter Neuerungen zu ſichern, welche den Rückfall herbeiführen würden. Es bleibt unter den contrahirenden Theilen einverſtanden, daß Se. Majeſtät der König beider Sicilien in der Wiederherſtellung des Königreichs keine Veränderungen zugeben wird, welche ſich entweder mit den alten monarchiſchen Conſtitutionen oder mit den Sr. kaiſ. königl. Apoſt. Majeſtät

wegen der innern Regierungsform ihrer italieniſchen Provinzen angenommenen Grundſätzen nicht vereinigen könnten."

„Der ich ꝛc. ꝛc."

Lächelnd legte der König das Schreiben des öſterreichiſchen Staatskanzlers auf einen Tiſch, indem er dabei ſagte:

„Mein lieber Fürſt, Sie hätten nicht nöthig gehabt, mir dieſen geheimen Vertrag in das Gedächtniß zu rufen, denn ich erinnere mich deſſelben ſehr gut, und nichts würde mir lieber ſein, als ihn ſo pünktlich wie bisher erfüllen zu können. Aber wie kann ich von hier aus kräftig handeln, da meine ganze Familie leider in der Gewalt der Rebellen iſt? — Indeß ſehe ich wohl, daß ich einen Entſchluß faſſen und irgend etwas thun muß, um dieſem unerträglichen Zuſtande in meinem Reiche ein Ende zu machen, und meinen Unterthanen zu zeigen, daß ich noch immer König bin, das heißt, ihr von Gott eingeſetzter Herrſcher!"

Und der König faßte wirklich einen Entſchluß, das bewies die kurz darauf erfolgende Kriegs-Erklärung Oeſterreichs und das Einrücken der öſterreichiſchen Truppen in das neapolitaniſche Gebiet.

Im Vertrauen auf die Aufrichtigkeit des Königs und des Reichsverweſers, zum Theil auch aus Mangel

an eigener Aufrichtigkeit, hatten die Leiter der constitutionellen Regierung die nöthigen Vorbereitungen zu einer kräftigen Vertheidigung versäumt, und ein Brief, den der König durch den an den Congreß abgeschickten Gesandten Neapels, del Gallo, an den Reichsverweser schrieb, ermahnte diesen zur Ergebung und zur Unterlassung jedes Widerstandes, der bei der großen Macht der drei verbündeten Monarchen der heiligen Alliance nur nutzloses Blutvergießen zur Folge haben und die Strenge der Sieger steigern würde.

Als das Volk diesen Brief, der öffentlich im Parlamente vorgelesen wurde, kennen lernte, gerieth es in die heftigste Erbitterung; besonders die Carbonari eiferten laut, und allgemein wurde der Wille zu der kräftigsten Vertheidigung ausgesprochen. Allein was nutzt der Wille, wenn er nicht durch die erforderlichen Mittel unterstützt wird?

Zwar rückte der General Pepe an der Spitze der regulären Truppen in das Feld; zwar traten die Milizen im ganzen Lande kampfbereit unter die Fahnen; allein es fehlte an Waffen, an der nothwendigsten Ausrüstung, an Verpflegung, und so wurde es den geheimen Emissären, die, wie man behaupten wollte, der König selbst abgesendet hatte, nicht schwer, zahlreiche Desertionen unter den Truppen zu bewirken und ganze

Bataillone der ſchlecht bekleideten und halb verhungerten Milizen zum Auseinanderlaufen zu bewegen. Pepe wurde bei Rieti total geſchlagen, mußte zurückweichen, und nach kurzer Zeit ſchon ſah die Hauptſtadt ſelbſt ſich von den öſterreichiſchen Truppen bedroht.

In dieſer höchſten Noth verſammelte ſich das Parlament zu einer außerordentlichen Berathung. Borrelli, deſſen Heuchelei ihm zu einem Sitze in der Deputirtenkammer verholfen hatte, hielt eine beifällig aufgenommene Rede, den lebhafteſten Enthuſiasmus aber erregten die Worte Poerios, der ſeinen Patriotismus ſehr bald durch jahrelange Haft in einem abſcheulichen Kerker büßen mußte.

Aber bereits war Alles verloren, und noch während dieſer letzten Sitzung des Parlamentes, am 25. März 1821, zogen die Oeſterreicher in die Reſidenz ein, ſo daß nur wenig fehlte, und ſie hätten die tagenden Deputirten in Maſſe gefangen genommen.

Ihr Schickſal würde dann nicht zweifelhaft geweſen ſein; man hätte ſie als Rebellen behandelt, denn zu ſolchen erklärte König Ferdinand I. alle Anhänger der Conſtitution, durch eine Proclamation, die er unter dem 25. Februar 1821 von Laibach aus erließ, gegen die Juli-Ereigniſſe, als gegen eine gewaltſame Revo-

lution, proteſtirend, und alle Folgen derſelben für ungeſetzlich und folglich für ungültig erklärend.

So hielt König Ferdinand I. von Bourbon ſeinen drei Mal feierlich beſchworenen Eid! —

Ende des zweiten Bandes.

Am Hofe von Neapel.

Hiſtoriſcher Roman

aus der Gegenwart

von

A. von L.

Dritter Band.

Celle.
Verlag der Schulze'ſchen Buchhandlung
1861.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Druck von Auguſt Grimpe in Hannover.

Dritter Abſchnitt.

Böſe Folgen böſer Thaten.

I.

Päpſtlicher Dispens des Meineides.

Die Verwirrung, die Niedergeſchlagenheit, die Furcht, die ſich bei den Nachrichten und Ereigniſſen, welche wir zu Ende des vorigen Abſchnitts ſchilderten, wurden noch geſteigert durch die Gerüchte, welche ſich verbreiteten, und die bei dem Charakter des Königs allgemeinen Glauben, ſpäter aber die vollkommenſte Beſtätigung fanden. Wir erwähnen davon nur die beiden hier folgenden, weil ſie uns die charakteriſtiſchſten zu ſein ſcheinen.

Unter dem Segen des Papſtes war König Ferdinand I. von der Verpflichtung entbunden worden, den drei Mal geleiſteten Eid halten zu müſſen; und aus Freude über dieſen päpſtlichen Dispens, zugleich aber auch als Sühne des Verbrechens, deſſen er ſich durch den Meineid ſchuldig gemacht zu haben fühlen mochte,

ließ er in der Kirche der Madonna Annunziata zu Florenz eine koſtbare Lampe aufhängen, die aus Gold und Silber kunſtvoll gearbeitet war und auf einer darunter angebrachten Tafel die Inſchrift führte:

Mariae Genitrici Dei Ferd. I. Utr. Sic. Rex Don. d. d. Anno 1821 ob pristinum imperii decus ope ejus praestantissima recuperatum.

(Maria, der Mutter Gottes, weihete Ferdinand I., König beider Sicilien, dieſe Gabe im Jahre 1821 dafür, daß durch ihren glorreichen Beiſtand ſeinem Reiche deſſen alter Glanz wieder verliehen wurde.)

Schade, daß der König dieſe Gabe nicht in einer Kirche ſeines eigenen Landes aufhängen ließ. Sie würde hier ein noch zweckmäßigeres Erinnerungszeichen an ihn geweſen ſein, wie in der Reſidenz eines fremden Fürſten.

Ein Umſtand, welcher die Neapolitaner beinahe noch mehr erbitterte, wie dieſes Denkzeichen von dem Bruche eines Eides, der vielleicht ſchon in der Hoffnung auf den zu erwartenden Dispens geleiſtet worden war, beſtand darin, daß der aus Laibach triumphirend, geſtützt auf fremde Bajonnette, zurückkehrende Monarch in ſeinem Gefolge ein koſtbares Geſchenk des Kaiſers von Rußland mit ſich führte: Einige große und ſtarke Bären!

Die landesväterliche Abſicht König Ferdinands ging, wie er ſich geäußert hatte, dahin, durch dieſe

kräftigen Nordlandsſöhne die heruntergekommene, ſchwächliche Bärenrace zu verbeſſern, von der ſich in den Abruzzen noch einige Nachkömmlinge erhalten hatten, die aber ſo ſchwach, ſo wenig wild waren, daß ſie den Bewohnern kaum Furcht einzuflößen vermochten. Da dieſe Thiere überdies die Gabe der Fruchtbarkeit verloren zu haben ſchienen, betrachtete es der König wahrſcheinlich als ein verdienſtliches Werk, für das Wohl ſeiner Unterthanen dadurch zu ſorgen, daß er die Kräftigung und Vermehrung dieſes herabgekommenen Stammes neapolitaniſcher Landeskinder bewirkte.

Mit Angſt erfüllte es das Herz Vieler, als man erfuhr, daß ſich außer den Bären in dem Gefolge des Königs auch der halb verbannte, halb geflüchtete ehemalige Polizeiminiſter, Herzog von Canoſa, befände, in welchem Viele ein noch wilderes, reißenderes Thier erblickten, als ſelbſt die ruſſiſchen Bären waren. — Wehe Tauſenden, wenn dieſer Menſch wieder an die Spitze der Polizei kam. Hatte er früher ſchon zahlreiche Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten verübt, ſo ließen ſich deren jetzt noch mehrere von ihm erwarten, da er perſönliche Rache an Vielen auszuüben hatte, die nach ſeinem Sturze ihren Triumph, ihren Haß gegen ihn, unverhohlen ausgeſprochen hatten.

Allein es bedurfte Canoſa's nicht, um die poli-

zeiliche Hetzjagd anzustellen, die man von demselben fürchtete. Borrelli, das gegenwärtige Oberhaupt der Polizei, genügte dazu vollkommen, und kaum hatte er die liberale Maske abgeworfen, hinter welcher er bisher seine wahren Gesinnungen schlau verborgen gehalten, als auch schon die Verfolgungen begannen, welche bald in riesigen Dimensionen zunehmen sollten.

Kaum war die letzte Parlamentsversammlung, deren wir im vorhergehenden Kapitel erwähnten, auseinandergegangen, als auch schon eine Abtheilung österreichischer Soldaten, geführt von einigen Polizeibeamten, in den Sitzungssaal eindrangen, um diejenigen der Volksvertreter zu verhaften, welche die Polizei ihnen als die Führer der constitutionellen Partei bezeichnen würde, oder die aus irgend einem andern Grunde unschädlich gemacht, oder bei Seite geschafft werden sollten.

Der Offizier, welcher das Commando führte, schien froh zu sein, den Saal leer zu finden und so seines Auftrages enthoben zu sein, denn ehrliebende Soldaten werden sich nur ungern zu Gehülfen und Handlangern der Polizei gebrauchen lassen, so bereitwillig sie auch oft in Zeiten politischer Aufregung auf eigene Faust Verhaftungen des „Bürgerpacks" vornehmen, zumal wenn dieses sich gar etwa hat einfallen lassen, in die

Privilegien des Wehrſtandes einzugreifen, und die Waffen in die Hand zu nehmen.

So ſchnell aber ſollte der Offizier ſeiner läſtigen Bürde nicht entledigt werden. Der leitende Obercommiſſär der Polizei, dem das Commando zum Beiſtande beigegeben, und dem es folglich untergeordnet war, erfuhr nämlich von einem zurückgebliebenen Aufwärter, der bereitwillig die Gelegenheit ergriff, ſich bei der gefürchteten Polizei durch eine Dienſtleiſtung beliebt zu machen, daß — ſo viel er aus hingeworfenen Aeußerungen vernommen — viele der Deputirten die Abſicht gehabt hätten, ſich nach dem Sebeto-Kaffeehauſe zu begeben, wo ſtets zahlreiche Carbonari verſammelt zu ſein pflegten, und wo ſie ſich, wenn auch nicht mehr als Behörde, ſondern nur noch als Privatperſonen, über die Schritte berathen wollten, die in dieſer äußerſten Noth zu thun ſein würden, ſei es zur Rettung des Ganzen, oder zu der jedes Einzelnen, der ſich bedroht fühlte.

Keine Kunde konnte dem Polizeimanne willkommener ſein, denn es lächelte ihm die Hoffnung, in dem Kaffeehauſe einen vielleicht noch reicheren Fang zu thun, wie der, welcher ihm in dem Deputirtenſaale zu Theil geworden ſein würde. Er forderte daher augenblicklich den Offizier auf, ihm zu folgen, und ohne Zögern,

wenn auch mit innerem Widerſtreben, genügte der Oeſterreicher der Aufforderung.

Mit Vermeidung alles Aufſehens marſchirte das Commando in der Richtung nach dem Sebeto-Kaffeehauſe durch die Straßen, und um den Zweck ſeines Marſches zu verdecken, hatten die Polizeibeamten ſich von den Soldaten entfernt, und nur der Obercommiſſär ging in größerer Entfernung voran, um den Weg zu bezeichnen. Die übrigen Polizeimänner vertheilten ſich in geringer Entfernung unter die Menge der müßigen Zuſchauer, welche ſich, der allgemein herrſchenden Furcht ungeachtet, nicht enthalten konnten, durch die Begleitung der Oeſterreicher ihre Schauluſt zu befriedigen.

Als der Zug in die Nähe des Kaffeehauſes kam, wurden beide Enden der Straße abgeſperrt und dann alle Ausgänge beſetzt, durch welche ſich das Entkommen einiger von Denen erwarten ließ, an deren Habhaftwerdung der Polizei beſonders lag.

Nachdem dieſe Vorkehrungen in möglichſter Stille getroffen waren, forderte der Obercommiſſär den Offizier auf, ihn mit einigen zwanzig Mann in das Haus zu begleiten, und die Perſonen, die er ihm bezeichnen würde, ſogleich unter ſicherer Bedeckung abführen zu laſſen.

Zu dieſem Zwecke war eine zahlreichere Abtheilung

der Soldaten unmittelbar zu beiden Seiten neben der Thür des Kaffeehauſes aufgeſtellt worden, und zwar ſo dicht an der Wand, daß man ſie aus dem Hauſe ſelbſt nicht bemerken konnte, wenn man ſich nicht zu den Fenſtern hinausbog.

So groß indeß die Aufregung und der Lärm waren, welche in dem Innern des Kaffeehauſes herrſchten, wo die ſtürmiſcheſte Berathung zu keinem gemeinſamen Beſchluſſe zu führen vermochte, mit ſo großer Vorſicht und Stille auch Polizei und Soldaten ihre Vorkehrungen trafen, waren dieſelben dennoch nicht der Aufmerkſamkeit eines Mannes entgangen, welcher ſich durch ſein bewegtes Leben daran gewöhnt hatte, Auge und Ohr ſelbſt in den bewegteſten Augenblicken nicht durch irgend einen Gegenſtand ausſchließlich in Anſpruch nehmen zu laſſen, ſondern ſie nach allen Richtungen hin offen zu halten.

Dieſer Mann war François Aubuſſon.

Während der letzten Zeiten der politiſchen Aufregung hatte er unter einem neuen Namen — weil der bisher von ihm benutzte, Anſelmo Carpi, ihm für die beſtehenden Verhältniſſe nicht zweckmäßig erſchien — ſich in die höheren, namentlich aber in die politiſch wichtigſten Kreiſe Eingang zu verſchaffen gewußt, ohne

deshalb die Gesellschaften der untersten Volksschichten zu vernachlässigen, in deren Kreisen er als Bartolomeo eben so viel Achtung genoß, als er Einfluß ausübte.

Der letztere rührte zum großen Theile davon her, daß François als vorurtheilsvoller Franzose — um nicht etwas Schlimmeres zu sagen, den Aberglauben, welcher alle Schichten der neapolitanischen Bevölkerung durchdringt, — selbst die höchsten nicht ausgenommen, — so geschickt zu benutzen verstand, daß man ihn beinahe als eine Art von Zauberer betrachtete, und daß daher selbst die verwegensten Lazzaroni sich nicht an ihn wagten, — es sei denn hinterrücks, mit dem Dolche des Meuchelmörders bewaffnet.

François Aubusson, welcher in dem Sebeto die Beschlüsse der Parlamentssitzung abwarten wollte und zu diesem Zwecke, um in einem so vornehmen Lokale keinen Argwohn zu erwecken, seine Cavalier-Maske angelegt hatte, war nebst zahlreichen anderen Gästen, namentlich vielen Carbonaris, die keinen Parlamentssitz zu erlangen vermocht hatten, obgleich sie in ihrem Orden angesehene Aemter bekleideten oder großen Einflusses und Ansehens genossen, bereits zugegen, als unter stürmischer Bewegung die Mitglieder des auseinandergegangenen Parlamentes eintraten.

Ihre erſten Reden ſchon, ſo verworren dieſelben auch ertönten, machten François Aubuſſon aufmerkſam, und als Alles ihnen entgegeneilte, benutzte er die Gelegenheit, am Fenſter einen Platz einzunehmen, von welchem aus er Alles beobachten konnte, was in dem Kaffeehauſe ſowohl, als auf der Straße, vorging.

Dieſen Platz hatte er mit der ihm eigenen Klugheit und Umſicht zugleich ſo gewählt, daß er von einer Seitenthür, die in die ihm genau bekannten Wirthſchaftsräume führte, nur wenige Schritte weit entfernt war.

Als kluger Feldherr ſicherte er ſich bei Zeiten den Rückzug, denn nach dem, was er von den Deputirten hörte, und wie er den Charakter Borrellis und den der neapolitaniſchen Polizei im Allgemeinen kannte, zweifelte er nicht, daß unmittelbar nach dem durch fremde Waffen erlangten Siege ohne Säumen zahlreiche Verhaftungen vorgenommen werden würden.

Hätte François nur auf ſeine eigene Sicherheit Bedacht genommen, ſo würde er die kurze Zeit der Freiheit, die der Augenblick ihm noch bot, benutzt haben, um ſich zu entfernen und durch ſeine Umwandlung in den politiſch unverdächtigen Bartolomeo jede perſönliche Gefahr von ſich abzuwenden.

Allein dem Menſchen, der ſo gemeine Neigungen

mit ſo edlen Geſinnungen in ſich vereinigte, bangte viel mehr um ſeine Freunde, wie um ſich ſelbſt, denn ſein Leben hatte für ihn nur wenig Werth, ſeitdem er die Selbſtachtung verloren, und jeden Augenblick war er bereit, es für Andere, die ſich ſeine Zuneigung oder Liebe zu erwerben wußten, in die Schanze zu ſchlagen.

Er blieb daher, ſo ſehr er auch die Gefährlichkeit des Ortes erkannte, an dem er ſich befand; denn er zweifelte nicht, daß ſein theurer Neffe Jean, ſo wie deſſen Gönner und politiſche Freunde Carlo, Morelli, Salvati und wahrſcheinlich auch Minichini, ſehr bald in dem Sebeto erſcheinen würden.

Er täuſchte ſich auch in dieſer Erwartung nicht, denn ſchon nach wenigen Minuten ſah er die Genannten ſämmtlich, nur mit alleiniger Ausnahme Carlo's, eintreten.

François Aubuſſon winkte ihnen unter bedeutungsvollen Zeichen zu, und Alle nahmen an ſeiner Seite Platz.

Die Stimmung, in der die Freunde ſich befanden, war, wie man ſich leicht denken kann, eine ſehr gedrückte.

Morelli und Salvati fühlten nur zu wohl, daß ſie, als die erſten Anſtifter der ganzen Bewegung, auf

keine Gnade zu hoffen hatten, wenn ſie den jetzigen Machthabern in die Hände fielen.

Aber ſie waren zu muthig und entſchloſſen, um ſchon jeden Gedanken an Widerſtand aufzugeben und nur auf ihre perſönliche Sicherheit bedacht zu ſein.

Ihr Sinn war daher für den Augenblick zunächſt darauf gerichtet, eine Vertheidigung zu organiſiren, und ſie hofften dabei auf die große Zahl der Carbonari, die, im ganzen Lande vertheilt, einige Hunderttauſend betragen mochten.

Dabei vergaßen ſie aber, daß dieſen Hunderttauſenden der gemeinſame Halt mangelte, — daß ein großer Theil derſelben durch die Ereigniſſe zu ſehr eingeſchüchtert war, um im gegenwärtigen Augenblicke zu einem kühnen Wagniſſe bereit zu ſein, — daß ſich in die Reihen des Ordens, wie nicht zu bezweifeln war, zahlreiche falſche Brüder eingeſchlichen hatten, die jetzt bereits als Verräther in den feindlichen Reihen ſtanden, — daß endlich ein Heer, auf welches die conſtitutionelle Partei ſich hätte ſtützen können, nicht mehr exiſtirte.

Dies Alles erkannte Minichini's ſchärferer und ruhigerer Blick, und obgleich er an Muth, — wie er dies vielfach bewieſen, — ſeinen beiden jüngeren Freunden gewiß nicht nachſtand, auch in den Augenblicken

der dringendſten Gefahr die Geiſtesgegenwart und die kalte Beſonnenheit nicht einen einzigen Augenblick verloren hatte, hegte er doch jetzt keinen Gedanken an eine Verlängerung des Widerſtandes.

Ja, dieſer hätte erſt wieder ganz neu organiſirt werden müſſen, und wo wären die Elemente dazu aufzutreiben geweſen?

Mit der ihm eigenen ernſten, gründlichen Sprache, die, unterſtützt durch ſein ſchönes, kräftiges Organ und ſein ausdrucksvolles Geſicht, nur ſelten verfehlte, bei ſeinen Zuhörern Ueberzeugung zu erwecken, ſagte er daher:

„Meine lieben jungen Freunde, ich freue mich Ihres Muthes, Ihres Feuereifers, aber ich halte es, den Umſtänden angemeſſen, für meine Pflicht, denſelben zu dämpfen. Es wäre eine Sünde, wollten wir durch tollkühne Unternehmungen unſer Leben und das vieler Hunderte, vielleicht Tauſende unſerer entſchloſſenſten Brüder nutzlos opfern, denn wir haben für jetzt nicht die geringſte gegründete Hoffnung auf einen günſtigen Erfolg.

Die jungen Männer ſahen ihn kopfſchüttelnd an, als fingen ſie an, Zweifel in ihn zu ſetzen, und Morelli wollte etwas entgegnen; Minichini aber ließ ihn nicht zu Worte kommen, ſondern ſagte raſch und eifrig:

„Sollen wir darauf rechnen dürfen, dem Vaterlande und der Freiheit noch jemals Dienſte leiſten zu können, ſo müſſen wir jetzt auf unſere perſönliche Rettung bedacht ſein und uns entweder in ſicheren Verſtecken oder in dem Auslande ſo lange verborgen halten, bis das gefährlichſte Toben des Sturmes vorübergegangen iſt und die Sonne der Hoffnung auf beſſere Zeiten ſich für uns neu erhebt!“

Jean hatte dieſem Wortſtreite zugehört, ohne ſelbſt daran Theil zu nehmen. Er hielt während deſſelben die Augen fragend auf ſeinen Oheim gerichtet, als ſei er entſchloſſen, der größeren Klugheit und Lebenserfahrung deſſelben ſeinen eigenen Willen unterzuordnen.

François Aubuſſon zögerte auch nicht, ſeinen Neffen jedem Zweifel zu überheben.

Er hatte dem Meinungsaustauſche zwiſchen Morelli und Salvati einerſeits und Minichini andererſeits mit ſolcher Aufmerkſamkeit und Theilnahme zugehört, daß er es darüber vernachläſſigte, die ſpähenden Blicke auf die Straße hinabzuſenden.

Als er jetzt das Verſäumte nachholte, ſah er, wie die beiden Enden der Straße eben von den öſterreichiſchen Soldaten beſetzt wurden und wie andere derſelben ſich auf die beſchriebene Weiſe dicht an dem Hauſe aufſtellten.

Er erkannte daraus, daß kein Augenblick zu verlieren ſei und rief haſtig:

„Der ehrwürdige Herr hat vollkommen Recht, meine Freunde. Sollten Sie noch daran zweifeln, ſo blicken Sie hinab auf die Straße und Sie werden ſich überzeugen, daß in dieſem Augenblick bereits öſterreichiſche Soldaten in das Haus eindringen. Wollen Sie nicht in der nächſten Minute deren Gefangene ſein, ſo folgen Sie mir!“

Er hatte dieſe Worte zwar mit gedämpfter Stimme geſprochen, aber dennoch waren ſie von den zunächſt Stehenden oder Sitzenden vernommen worden, und augenblicklich entſtand eine lärmende Verwirrung.

Dieſe vermehrte ſich bis zum wilden Tumult, als beinahe in demſelben Augenblick die Eingangsthür des großen Gaſtzimmers heftig aufgeriſſen wurde, und der auf der Schwelle erſcheinende Polizei-Commiſſair, hinter dem man die Bajonette der öſterreichiſchen Soldaten blitzen ſah, mit donnernder Stimme rief:

„Alle, die ſich hier in dem Saale befinden, ſind meine Arreſtanten — im Namen Seiner Excellenz, des Herrn Polizeiminiſters Borrelli.“

„Fort! fort!“ ſagte François Aubuſſon haſtig, ergriff die Hand Jean's, der unmittelbar neben ihm

gefeſſen hatte und zog ihn ſich nach, der bezeichneten Seitenthür zu.

„Folgen Sie mir! Schnell! Schnell!“ wendete er ſich zu den Fremden und dieſe drängten ſich ihm nach.

Glücklich, wenn auch nicht ganz ohne Mühe, erreichten ſie die Thür, die zu den Wirthſchaftsräumen des Kaffeehauſes und durch dieſe auf einem nur ſelten benutzten und nur Wenigen bekannten, vielfach gewundenen Wege zu einem kleinen Gäßchen auf der Rückſeite des Seboto führte.

Ihre Flucht war indeß nicht ſo unbemerkt geblieben, als es für ihre Sicherheit erwünſcht geweſen wäre.

Das ſcharfe Auge des Polizei-Commiſſairs war dadurch auf ſie aufmerkſam gemacht worden, daß mehrere der Zunächſtſtehenden ſich ihnen nachdrängten, indem ſie hofften, auf dieſem Wege der Verhaftung zu entgehen.

„Denen dort nach! Denen dort nach!“ rief der Beamte der Polizei, indem er dem Officier einen Wink gab, und beinahe augenblicklich verſuchten mehrere Soldaten, ſich durch die dichte Menge einen Weg zu bahnen.

Wo man ihnen, vielleicht aus Mangel an Raum, nicht gutwillig Platz machte, da nahmen ſie Fußtritte und Kolbenſtöße zu Hülfe, aber dennoch war von den Flüchtlingen keiner mehr zu ſehen, als ſie zu der Thür gelangten.

Sie hatten indeß den Weg der Flucht entdeckt und verfolgten denſelben unter lautem Geſchrei.

Wie ein gehetztes Wild war François, Jean feſt bei der Hand haltend, allen Uebrigen voran, und glücklich erreichte er die Hintergaſſe.

Zu ſeiner Freude zeigte ſich ihm dieſelbe ſtill und verödet, und ſchon glaubte er die Hauptſchwierigkeiten überwunden zu haben, als ihm an der Ecke der nächſten Gaſſe plötzlich drei Polizeidiener aus der Vertiefung eines Thorwegs entgegenſprangen.

„Endlich habe ich Dich gefangen, nichtswürdiger Anſelmo Carpi," rief der Vorderſte und packte den keines Angriffes Gewärtigen mit kräftiger Fauſt an der Bruſt.

Doch François Aubuſſon verlor nie die Geiſtesgegenwart, und ſo überblickte er auch jetzt im Nu, daß die Gefahr nicht ſo groß war, als es im erſten Moment geſchienen hatte; denn die Polizeimänner, die hier nur auf einem Beobachtungspoſten ſtanden, hatten keine Soldaten zu ihrer Unterſtützung bei ſich, und der tapfere Kriegsheld Murat's war überzeugt, ſelbſt allein mit allen Dreien leichten Kaufs fertig zu werden.

Lachend entgegnete er daher:

„Halte den Carpi nur feſt, wenn Du ihn gefangen haſt, mein guter Freund, aber ſieh Dich dabei

vor, daß Du nicht gebiſſen wirſt, denn er hat ſcharfe Zähne!“

Bei dieſen Worten ſtieß er mit der linken Fauſt die Hand des Polizeimannes zurück und beinahe in demſelben Augenblick ſtreckte er auch ſchon den Unglücklichen, der ſeines Triumphes ſo gewiß geweſen war, durch einen Piſtolenſchuß todt zu ſeinen Füßen nieder.

Der zweite Polizeidiener ſtreckte darauf unerſchrocken, und ohne ſich durch den Tod ſeines Kameraden einſchüchtern zu laſſen, die Hand nach François Aubuſſon aus, aber dieſer ſchlug ihn mit dem Schafte ſeiner Piſtole über den Kopf, daß er blutend zurücktaumelte.

Den Dritten, der jetzt wüthend auf ihn einſtürmte, warf er durch einen gewaltigen Fußtritt gegen den Unterleib zu Boden und als er ſo den Weg wenigſtens für den Augenblick frei gemacht hatte, rief er ſeinen Gefährten zu:

„Vorwärts! Jetzt gilt es, denn bald werden wir die ganze Meute auf den Ferſen haben.“

Wieder erfaßte er die Hand Jean's, die er bei ſeiner Vertheidigung einen Augenblick hatte fahren laſſen, und im wilden Laufe ging es nun durch die Windungen der Straßen.

François zeigte, ſtets voran, den Uebrigen den

Weg, aber als er einen Augenblick ſtehen bleiben mußte, um Athem zu ſchöpfen, ſah er, daß außer Jean nur noch Salvati bei ihm war.

„Ich glaube," ſagte er haſtig zu ſeinen beiden Gefährten, „wir haben das Schlimmſte überſtanden, denn wir ſind in der Nähe der elenden Wohnung, welche der einäugige Bettler Bartolomeo inne hat, und wenn wir dieſe nur mit einem Vorſprunge von zehn Minuten erreichen, dann müßte der Teufel ſelbſt mit ihnen im Bündniß ſtehen, wenn ſie unſerer noch habhaft würden. Jetzt aber gilt es verdoppelte Schnelligkeit, wenn wir neuerdings verfolgt werden ſollten."

Er ließ hierauf die Blicke nach allen Richtungen ſpähend umherſchweifen und rief alsbald mit erbittertem Tone, indem er auf das Ende der Straße deutete, in welcher ſie ſich eben befanden:

„Da hat der böſe Feind wirklich ſchon wieder ein Paar von den Hallunken, und ein ganzer Schwarm meiner guten Freunde, der Lazzaroni, begleitet ſie beuteluſtig!"

„Ja, ſchreit nur," rief er hohnlachend, als der ganze Schwarm, ihn und ſeine Gefährten erblickend, in lautes Jubelgeheul ausbrach, „den alten Aubuſſon fangt Ihr doch nicht! — Mir nach, meine Freunde!"

Und wieder ging die wilde Jagd los.

Aber François und deſſen Begleiter vergrößerten den Vorſprung, den ſie bereits hatten, durch Anwendung verſchiedenartiger Liſt ſo ſehr, daß ſie ihren Verfolgern einen Augenblick aus dem Geſichte gekommen waren, als ſie keuchend und athemlos des Erſteren Wohnung erreichten, welche den Eingang auf einem engen finſtern Hofe hatte und deren ebenerdige Fenſter auf der Rückſeite in einen großen Garten führten, der auf der einen Seite an menſchenleere Gaſſen, auf der andern an das freie Feld ſtießen.

Nicht abſichtslos hatte ein Menſch von dem Charakter François Aubuſſon's ſein Bettler-Aſyl ſo gewählt, daß ihm im Falle der Noth der Weg zur Flucht frei ſtand.

Und wenn je, ſo war gewiß jetzt ein ſolcher Fall der Noth eingetreten.

Gleichwohl dachte François nicht an die Fortſetzung der ſchon ſo lange verfolgten Flucht. Vielmehr ſann er nur darauf, durch Liſt ſich ſelbſt, beſonders aber ſeine beiden jungen Freunde, aus der Todesgefahr zu befreien, die drohend über ihren Häuptern ſchwebte. Denn rettungslos waren ſie verloren, wenn man in einem von ihnen Salvati, einen der Hauptanſtifter der Revolution, erkannte.

Aubuſſon barg zwar als Bartolomeo in

ſeiner unſcheinbaren Bettlerwohnung, die ein Bild der bitterſten Armuth bot, oft bedeutende Summen, aber er betrachtete dieſe unter ſolcher Umgebung und noch dazu in einem geheimen Verſteck, als ſo ſicher aufbewahrt, daß er ſein Zimmer — wenn man den finſtern, kahlen Raum, der ihm Obdach gewährte, mit einem ſo prunkenden Namen beehren durfte — niemals verſchloß, wenn er es verließ.

Er ſtieß daher ohne alles Hinderniß die Thür auf, ſchob haſtig ſeine beiden Freunde hinein und dann die ſtarken Riegel vor, die bei der Feſtigkeit der Thür einige Zeit Widerſtand gegen einen gewaltſamen Angriff von Außen bieten konnten. Ein ſolcher aber ließ ſich allerdings vermuthen, wenn die Verfolger das Haus erkannt hatten, in welchem die Flüchtlinge eine kurze Sicherheit zu finden gehofft.

Es war daher kein Augenblick Zeit zu verlieren, und ohne ſich auf Erörterungen oder Erklärungen einzulaſſen, hob François ſein ärmliches, am Boden ausgebreitetes Lager empor. Es war auf einer verborgenen Fallthür befeſtigt, und es zeigte ſich darunter ein kleines, kellerartiges Loch, zu deſſen Boden eine leiterartige Treppe hinabführte.

Die Höhlung war klein und ſtockfinſter, doch empfing ſie durch eine Oeffnung, welche Aubuſſon in

die Mauer gebrochen hatte, hinlängliche Luft, um es darin einige Zeit aushalten zu können, ohne der Gefahr des Erſtickens ausgeſetzt zu ſein.

„Schnell hinab!“ drängte François ſeinen Neffen und Salvati. „Dort unten wird kein Teufel Euch finden und wäre es der pfiffige Borrelli ſelbſt!“

Während die beiden jungen Männer ohne Säumen ſeiner Aufforderung folgten, riß er ſelbſt mit Haſt die Kleider, die ihn als einen vornehmen Herrn erſcheinen ließen, vom Leibe und ſchleuderte ſie Stück bei Stück hinab in das dunkle Verließ.

Dabei verwandelte er ſich mit der zauberhaften Schnelligkeit, die manche Schauſpieler bei Verkleidungsrollen zeigen, in den einäugigen, zahnloſen Bettler Bartolomeo.

Dies Alles währte nur wenige Minuten, und ſchon war die Klappe des Lagerverſtecks wieder zugeworfen und die Metamorphoſe vollbracht und noch immer entſtand kein Lärm in dem Hauſe.

Doch François Aubuſſon war ein zu ſchlauer Fuchs, um ſich ſo ſchnell in Sicherheit wiegen zu laſſen.

Er mußte auf alle Fälle gefaßt ſein, deshalb machte er ein gewaltiges Gepolter, ſtampfte auf dem Fußboden umher, als ob noch mehrere Männer mit einander rängen, fluchte dazwiſchen mit verſchiedenen Stimmen

und ſchlug endlich mit lautem Getöſe das Fenſter ein, das nach dem Garten führte.

Während die Scheiben klirrend theils in das Innere des Gemaches, theils hinaus in das Freie fielen, zeigte es ſich bereits, daß François die Vorſichtsmaßregel nicht unnütz angewendet hatte; denn es wurde heftig an ſeine Thür gepocht und eine gebieteriſche Stimme verlangte Einlaß im Namen des Königs.

Doch weit entfernt, der Aufforderung zu genügen, ſtemmte Aubuſſon beide Hände ausgeſpreizt gegen die Naſenſpitze, wie bei uns die Kinder zu thun pflegen, um ihre Schadenfreude darüber zu bezeigen, daß ſie Jemand angeführt haben.

Ein ſpöttiſcher Zug umſpielte dabei ſeinen Mund und zugleich rief er ſcheinbar halb athemlos:

„So kommt doch herein! Es iſt ja offen!“

Dann zog er einen Dolch aus der Bruſttaſche und verſetzte ſich mit der größten Ruhe und Gleichgültigkeit einen Stich in den linken Oberarm, ſo daß das hervorſpritzende Blut ſeine zerlumpte Kleidung mit rothen Flecken färbte.

Darauf warf er ſich fluchend und ſtöhnend auf ſein Lager, ohne ſich um das Pochen und Lärmen an ſeiner Thür zu kümmern.

„Verfluchter Hund, wirſt Du endlich aufmachen?“

donnerte draußen die gebieterische Stimme. „Wenn Du nicht gleich öffnest, sprengen wir die Thür!“

In der That schienen dazu auch bereits Anstalten getroffen zu werden. Dahin aber wollte François es nicht kommen lassen. Deshalb erhob er sich stöhnend von seinem Lager und zog die Riegel zurück!

Dabei sagte er brummend:

„Die Schurken haben den Riegel vorgeschoben, ohne daß ich es bemerkt hatte; verzeihen Sie daher, gnädiger Herr Commissair, daß ich nicht sogleich öffnete!“

Während er so sprach, drang ein Polizei-Commissair, begleitet von mehreren Polizeidienern und einigen österreichischen Soldaten, ein, François aber warf sich wieder auf sein Lager und stöhnte laut, als ob seine Wunde ihm heftige Schmerzen verursache.

„Wo sind die Flüchtlinge hin?“ fragte ihn der Commissair, indem er sich bei dem Scheine der mitgebrachten Fackeln forschend in dem Gemache umsah, das in seiner Enge und Verödung kaum einer Maus, geschweige denn drei flüchtigen Menschen einen Versteck zu bieten vermocht hätte.

Deshalb erweckten auch die Worte Aubuisson's keinen Zweifel, als er mit mürrischem Tone und matter Stimme, auf das zertrümmerte Fenster deutend, sagte:

„Dort hinaus, — nachdem ich so thöricht gewesen

war, ihnen den Weg verſperren zu wollen. — Zum Lohn dafür, daß ich es verſucht hatte, unſerem vielgeliebten Könige einen vielleicht wichtigen Dienſt zu leiſten, habe ich dieſen Dolchſtoß hier davongetragen. — Gott und die heilige Jungfrau mögen die verdammten Schurken bis in alle Ewigkeit in der Hölle braten laſſen."

„Vorwärts! Ihnen nach!" gebot der Commiſſair.

Die Diener, dem Befehle ihres Vorgeſetzten gehorchend, ſprangen dienſteifrig voran durch das zertrümmerte Fenſter hinab in den Garten; langſamer und unter Ausſtoßung manches deutſchen Fluches folgten ihnen die Soldaten; endlich entſchloß ſich auch der Commiſſair, den gleichen Weg einzuſchlagen, und wenige Minuten ſpäter herrſchte in der Behauſung Aubuſſon's wieder das tiefſte Schweigen.

Jetzt erſt dachte François daran, ſeine noch immer heftig blutende Wunde zu verbinden.

Während er damit beſchäftigt war, lachte er ſchadenfroh in ſich hinein:

„Lauft nur zu, Ihr Dummköpfe! — Die vielen Fußſpuren, die Ihr überall hinterlaſſet, machen es Euch unmöglich, zu entdecken, daß vor Euch noch Niemand den Garten betrat, und meine Freunde ſind gerettet, — wenigſtens vorläufig, und auch weiter wird meine Liſt ihnen helfen."

Nach dieſem Selbſtgeſpräche hob er die Fallthür ein wenig in die Höhe und flüſterte, irgend einen in der Nähe vielleicht noch lauernden Lauſcher fürchtend, mit gedämpfter Stimme hinab:

„Die nächſte Gefahr iſt vorüber, doch verhaltet Euch ruhig und verrathet durch nichts Eure Anweſenheit. Nur wenn Ihr meine Stimme hört, ſeid Ihr ſicher. — Ich gehe jetzt, um die Anſtalten zu Eurer weitern Flucht zu treffen, und es iſt möglich, daß ich länger ausbleiben muß, als ich jetzt ſelbſt denke. — Auf einem Brette in der Ecke werdet Ihr einen Krug Waſſer und einige Lebensmittel finden!“

Die Klappe ſchloß ſich wieder; Aubuſſon verließ das Haus und die Stille des Todes herrſchte in der elenden Wohnung des Bettlers.

Daß hier Einer von denen verborgen war, welche die Polizei am eifrigſten ſuchte, ahnten ſelbſt die pfiffigſten Häſcher Borrelli's nicht.

II.

Das Treiben der Reaction.

Was man früher befürchtet, wogegen man ſich aber ſpäter geſichert geglaubt hatte, das geſchah dennoch und erfüllte Tauſende mit Angſt und Schrecken:

Der Fürſt von Canoſa, der bekannte herz- und gewiſſenloſe Wütherich, der im Gefolge des Königs von Florenz nach Neapel zurückgekehrt war, wurde nach kurzer Polizeiverwaltung Borrelli's, dem ſein verrätheriſcher feiger Geſinnungswechſel nichts als den Kerker eintrug, wieder zum Polizeiminiſter ernannt und, mit unbedingter königlicher Vollmacht verſehen, machte er ſeine Rückkehr und die ihm neuerdings verliehene Gewalt auf eine Weiſe bekannt, die allgemeinen Schauder erregte.

Nur zu gut errreichte er dadurch ſeine Abſicht,

durch das ganze Königreich ſeinen Namen gefürchtet zu machen.

Am Tage nach der Rückkehr Canoſa's nach Neapel und noch ehe der abermalige Antritt ſeines Amtes öffentlich bekannt gemacht worden war, bot ſich der Befriedigung der öffentlichen Schauluſt, die bei den Neapolitanern vielleicht größer iſt, wie bei irgend einem andern Volke, ein Schauſpiel, wie man es in der Reſidenz ſeit langen Jahren nicht geſehen hatte.

Der Fürſt von Canoſa beeilte ſich, dem niedrigſten Pöbel, dem Auswurfe der Menſchheit, dieſe Ergötzlichkeit zu bieten, um dadurch ſeinen Namen nicht nur bei den Bewohnern der Hauptſtadt, ſondern in dem ganzen Lande auf blutige Weiſe in Erinnerung zu bringen.

Die Sache, ſpäter mehrmals und an verſchiedenen Orten des Reiches wiederholt, iſt zu charakteriſtiſch, als daß wir es uns verſagen könnten, ſie hier ausführlicher zu erwähnen.

Es war alſo an dem Tage nach der, vorläufig nur noch Wenigen bekannten Rückkehr Canoſa's in die Mauern Neapels, als die Neugier der Menge durch ein Schauſpiel angeregt wurde, das der neue Polizeiminiſter in der volkreichen Straße Toledo zum Beſten geben ließ.

Eines Morgens, als die Temperatur ſich noch nicht

zu einer unleidlichen Hitze gesteigert hatte, wurde die allgemeine Aufmerksamkeit durch eine zahlreiche Abtheilung österreichischer Soldaten erweckt, welche ziemlich unbeachtet und schweigend mehrere Nebengäßchen durchzogen hatte.

Als der Zug auf die Toledo-Straße einbog, riefen wiederholte Trompetenstöße die schaulustige Menge herbei. Diese zögerte nicht, dem Rufe zu folgen und erblickte nun hinter einer ersten Abtheilung der deutschen Truppen Gehülfen des Henkers, welche von Zeit zu Zeit die nicht sehr harmonischen Trompetenstöße ertönen ließen.

Den Henkersknechten folgte eine zweite Abtheilung deutscher Soldaten. Diese schienen die Schutzwache einiger Polizeidiener zu bilden, welche in ihrer Mitte einherschritten und einen Mann umringten, der den Mittelpunkt, den vorzüglichsten Gegenstand des Schaugepränges, zu bilden bestimmt war.

Dieser Mann war nur mit einem Gewande von grober grauer Leinewand bekleidet, vom Kopf bis zu dem Gürtel aber ganz nackt, während die Kleidung seinen Körper vom Gürtel bis zu den Füßen in weiten Falten umgab.

Die Füße des Delinquenten, — denn ein solcher mußte er, nach dem ganzen Aufzuge zu urtheilen, sein, — waren unbekleidet und schienen durch ihre Weiße und

Zartheit zu beweiſen, daß der Mann einem der Stände angehörte, welche nicht gewohnt ſind, barfuß zu gehen.

Die Hände waren dem Bedauernswerthen über der Bruſt kreuzweis feſt zuſammengeſchnürt; in der einen derſelben, ſo wie um den Hals, hatte man alle Erkennungszeichen der Carbonari befeſtigt, und um der Menge jeden Zweifel über das Verbrechen des Mannes zu benehmen, trug er auf dem Kopfe eine hohe, dreifarbige Mütze, auf welcher in großen Buchſtaben zu leſen war:

Carbonari.

Der Unglückliche, den Canoſa ſich auserſehen hatte, um unter den zahlreichen Mitgliedern des Ordens Schrecken zu verbreiten, ritt auf einem Eſel und hinter ihm ſaß der Scharfrichter in eigener gefürchteter, gehaßter und mit allgemeinem Abſcheu betrachteter Perſon.

So oft ein Trompetenſtoß ertönte, zerfleiſchte der Henker den entblößten Rücken des Unglücklichen mit einer Geißel, an deren einzelnen Lederſtreifen vorn Nägel befeſtigt waren.

Unter jedem Streiche floß daher das Blut und ſchon hing hier und dort das Fleiſch in Fetzen herunter, oder es flog in kleinen Stückchen umher.

Es war ein entſetzlicher Anblick, und der Schmerz, noch mehr aber, ſo ſchien es, die verbiſſene Wuth,

verzerrte bei jeder neuen Züchtigung die Züge des Unglücklichen, der gleichwohl keinen einzigen Klagelaut ausstieß. Dennoch schien es, als hätte der Schmerz seine Kräfte erschöpft, denn matt, und von Leichenblässe bedeckt, hing ihm der Kopf tief auf die Brust herab.

Vielleicht aber wollte er auch nur dem neugierig gaffenden, theilnahmlosen Pöbel, der immer zahlreicher den Zug begleitete, je weiter derselbe kam, seine leidenden Züge verbergen.

Dennoch schien ihn Einer aus dem Haufen erkannt zu haben, das verrieth das kurze, mit dem Tone der Empörung gesprochene „Ha!", das dieser Mann ausstieß, als der Verurtheilte einmal den Kopf ein wenig erhob.

Bartolomeo war es gewesen, der den Ruf des Erkennens ausgestoßen hatte, und so schnell er ihn auch unterdrückte, war er dennoch von dem Verurtheilten gehört worden. Er blickte forschend nach der Richtung, aus welcher der theilnahmvolle Ton erklang, und auch er erkannte den Bettler, das verrieth die dunkle Röthe, die plötzlich der Leichenblässe seines Gesichtes folgte. Er biß, wie vorher, vor Schmerz, um laute Klagen zu unterdrücken, so jetzt aus Wuth, die Zähne zusammen und richtete gegen den Himmel einen vielsagenden Blick, der in den Augen Bartolomeo's sagen wollte, daß

der Mißhandelte die Rache des Himmels für die ihm zugefügte Schmach forderte und ihn zum Zeugen aufrief.

Bartolomeo nickte zum Zeichen, daß er ihn verstanden hätte, kaum merklich mit dem Kopfe, und murmelte dann zwischen den Zähnen:

„Carlo, den edlen, stolzen Carlo so zu behandeln! Das fordert blutige Rache, denn es ist unerhört, daß man allgemein geachteten Edelleuten begegnet, wie den gemeinsten Verbrechern. — Und weshalb? Nur weil sie einer Verbrüderung angehörten, welche nach Hunderttausenden zählte, und deren Mitglieder die Edelsten des Landes waren!"

Darin mochte der Bettler allerdings Recht haben, allein es waren in den Orden der Carbonari in der letzten Zeit auch so viele unedle Elemente aufgenommen oder in feindlicher Absicht eingedrängt worden, daß er seine ursprüngliche Reinheit und Lauterkeit der Gesinnungen zum großen Theile eingebüßt hatte. Nicht ganz mit Unrecht wurde die Gesellschaft daher jetzt von der Regierung verfolgt, denn in ihrem Schooße befanden sich viele der gemeinsten und niedrigsten Verbrecher.

Freilich aber richtete die Regierung nicht gegen diese ihren Zorn, sondern gegen die Besseren, ja, gegen die Besten unter den Carbonari, und wer diesem Orden, vielleicht auch nur in früherer Zeit, angehört hatte, der

durfte der blutigſten Verfolgung gewiß ſein, wenn er unter den neuen Machthabern einen erbitterten Feind hatte.

Einem ſolchen rachſüchtigen Feinde war auch Carlo zum Opfer gefallen.

Ein Gutsnachbar von ihm, mit dem er wegen politiſcher Meinungsverſchiedenheit in Streit gerathen war, denuncirte ihn der Polizei, und bald nach ſeiner Rückkehr von dem aufgelöſten Reichstage wurde er, der von ihm getroffenen Vorſichtsmaßregeln ungeachtet, mitten in der Nacht aufgehoben und nach Neapel transportirt.

Auch darin hatte Bartolomeo Recht, daß eine ſolche Behandlung eines Edelmannes etwas Unerhörtes war, aber bald ſollte das entſetzte Land noch ganz andere Dinge ſehen und hören, und von allen Seiten ertönten Nachrichten, welche bewieſen, daß die eingeſetzten Ausnahmegerichte mit einer Grauſamkeit, Willkühr und Ungerechtigkeit verfuhren, von denen die Geſchichte aller Länder und aller Zeiten nur wenig Beiſpiele zu erzählen weiß.

Nur wenig fehlte, ſo wären die von der Königin Caroline geheißenen und unter der unmittelbaren Aufſicht des Cardinals Ruffo verübten Blutthaten der Schreckenstage von 1799 durch das, was jetzt geſchah,

erreicht worden. Ja, man darf ſogar behaupten, daß das Jahr 1820 mehr Blut durch Henkershand vergießen ſah, wie ſelbſt jenes in der Geſchichte Neapels roth, mit der Farbe des Lebensſaftes, angezeichnete Jahr. Der Unterſchied lag nur darin, daß damals vorzüglich die Hauptſtadt von den Metzeleien heimgeſucht wurde, während jetzt die Hinrichtungen ſich über das ganze Land verbreiteten.

Canoſa hatte durch ſeine blutigen Thaten der Verfolgung, welche zum großen Theile Thaten der Rache waren, die er, oder andere Mitglieder ſeiner Partei übten, die ganze Bevölkerung in ein ſolches Schrecken verſetzt, daß ſelbſt die Muthigſten zitterten.

Der Unmenſch, der den Fürſtentitel, welchen er trug, ſowohl als Beamter, wie als Privatmann, auf jede Weiſe ſchändete, triumphirte über alle ſeine Feinde, und bald konnte er ſich als unumſchränkten Herrn über Leben und Tod, über Ehre und Vermögen jedes Einzelnen im Lande betrachten. Ja, man darf ohne Uebertreibung ſagen, daß er ein unumſchränkterer Gebieter war, wie der König ſelbſt.

In ſeinem übermüthigen Gefühle der Macht ſchrieb er daher an den König:

„Sire!

„Die Aufgabe, welche Eure Majeſtät mir geſtellt

hatten, ist zum großen Theile erreicht. Schon sind Hunderte von Denen gefallen, die es in der sündhaften Verblendung wagten, sich der Macht zu widersetzen, die Euer Majestät von Gott verliehen wurde.

„Die Uneinigkeit unter Denen, welche bisher die Gefährlichsten waren, die Feigheit und die Furcht der Bürger, die Geduld des Volkes endlich, sind so groß, daß ich jetzt ohne Gefahr wüthen kann, wenn Eure Majestät es mir gnädigst gestatten wollen."

Und wie lautete auf dieses Schandgesuch die Antwort des Königs Ferdinand I., des Vaters seines Landes, der seine Unterthanen so oft seiner Gnade, seiner Liebe, seiner wahrhaft väterlichen Gesinnungen, versichert hatte?

Er schrieb seinem nur allzu dienstfertigen Polizeiminister:

„Wüthen Sie nach Gutdünken, mein lieber Canosa; wüthen Sie, bis Sie mich von dem letzten meiner Feinde befreit haben."

Hätte Canosa buchstäblich diesen Befehl vollziehen wollen, ganz Neapel würde zur menschenleeren Einöde geworden sein, denn durch alle Schichten des Volkes waren der Haß, die Erbitterung gegen den König verbreitet.

Ohne indeß ſo weit zu gehen, wie die königliche Vollmacht ihn ermächtigte, blieb Canoſa noch genug zu thun, um ſeine Blutgier, ſeine Grauſamkeit und ſeine Rachſucht zu befriedigen, und nur zu bald zeigten ſich die Wirkungen des gnädigen Schreibens, welches der Monarch an ſeinen Polizeiminiſter gerichtet hatte.

Eines der nächſten Opfer, welche Canoſa ſich auserſah, war ſein Vorgänger im Amte, Borrelli, der es büßen mußte, daß er einige Zeit den liberalen Volksvertreter geſpielt hatte, ein Verbrechen, welches ſelbſt die neun Monate eifriger Dienſte als Polizeiminiſter in den Augen der Reaction nicht zu ſühnen vermocht hatten.

Die Generale Colletta und Pedrinelli, und nach ihnen die Generale Ardorito, Colonna, Coſta und Ruſſo, welche es gewagt hatten, ſich für die Conſtitution zu erklären, wanderten ebenfalls in den Kerker, und es verminderte in den Augen der jetzigen Machthaber ihr Vergehen nicht, daß die Mehrzahl derſelben der Conſtitution den Eid der Treue erſt dann geleiſtet, nachdem der König ſelbſt ſie durch ſein Beiſpiel dazu autoriſirt hatte.

Freilich war zu dieſer erſten Sünde bei einigen der Generale auch die beinahe noch größere hinzugekommen,

daß ſie die auf ſie gefallene Wahl zu Deputirten angenommen hatten.

Denn dieſe Körperſchaft, das Kind, oder, nach den Begriffen der Reaction, der Auswuchs des Conſtitutionalismus, war vorzugsweiſe der Gegenſtand der Verfolgung für Canoſa.

Deshalb theilten auch noch andere Deputirte das Schickſal der genannten Generale.

Wir könnten eine lange Liſte derſelben aufführen, indeß nennen wir hier nur einige der bekannteſten Namen, wie Pepe, welcher ſich indeß der Einkerkerung durch die Flucht zu entziehen wußte, Piccoletti und Poërio, der auch bei den neueſten politiſchen Ereigniſſen in Neapel wieder vielfach genannt worden iſt.

Es ſchien, als hätte Canoſa, getrieben von Neid oder Haß gegen jede edlere Eigenſchaft, die ihm ſelbſt abging, ſein Augenmerk ganz beſonders auf ſolche Männer gerichtet, welche ihrer Tugenden, ihrer Kenntniſſe, oder ihrer Verdienſte irgend einer Art wegen hoch in der allgemeinen Achtung ſtanden; denn wenn ſolche Männer nicht neben dieſen Eigenſchaften blinde Anhänger des Royalismus waren, durften ſie der Verfolgung, des Gefängniſſes, der Vermögensconfiscation gewiß ſein, das ſah man an der raſch auf einander

folgenden Verhaftung der verdienſtvollen Staatsräthe Buzzelli, Roſſi und Bruni.

Wie man aber dieſe politiſchen Märtyrer behandelte, das mögen unſere Leſer aus der folgenden ſtreng wahren Angabe entnehmen.

Dreißig Meilen von Trapani entfernt, auf der Inſel Maretino, liegt ein noch aus dem Mittelalter ſtammendes Schloß, das durch ſeine Bauart theilweiſe an die Herrſchaft der Mauren erinnert.

In früheren Zeiten war es feſt genug geweſen, um gegen einen feindlichen Ueberfall Widerſtand leiſten zu können; ſeitdem es aber dieſe Eigenſchaft verloren hatte, war es allmählig ſo in Verfall gerathen, daß man es kaum noch bewohnbar nennen konnte.

Dieſes Schloß wurde in aller Eile zu der Aufnahme politiſch Verdächtiger hergerichtet, die man unſchädlich machen wollte, ohne hinreichenden Grund zu haben, ſie als Angeklagte vor Gericht zu ſtellen.

Bei dieſer flüchtigen Renovirung wurde keine Rückſicht darauf genommen, daß mehrere der Gemächer ihres verfallenen Zuſtandes wegen für die Bewohner lebensgefährlich werden konnten. — Was war denn an dem Leben eines politiſch Verdächtigen gelegen?

Viele der Unglücklichen, welche hier in jahrelanger Haft ſchmachteten, abgeſchnitten von der ganzen Welt,

ohne von den Ihrigen Nachrichten empfangen oder dergleichen an sie gelangen lassen zu können; welche während dieser langen Zeit keiner Untersuchung unterworfen wurden; bei denen man es nicht einmal der Mühe werth achtete, sie irgend eines Vergehens zu beschuldigen, — viele dieser Unglücklichen mögen sich keinen Abend auf ihr ärmliches Lager ohne die Besorgniß niedergelegt haben, daß während der Nacht ein heftiger Sturm sie durch die herabstürzende Decke oder die einfallenden Wände erschlagen möchte.

Und gleichwohl waren Die, denen das Schloß selbst zur Wohnung angewiesen wurde, noch beneidenswerth im Vergleich zu Anderen, denen ein viel härteres Schicksal zu Theil wurde.

Unfern des Schlosses lag nämlich eine große Cisterne, die ehemals die Bewohner des Schlosses, und theilweise auch die der Insel, mit Wasser versehen hatte, seit einer langen Reihe von Jahren indeß schadhaft, und in Folge davon trocken geworden war.

Diese Grube, welche eine sehr bedeutende Tiefe hatte, wurde überdacht, in kleine Zellen eingetheilt und zu Kerkern eingerichtet.

In diesen Löchern, in welche nie ein Sonnenstrahl drang, die durch kleine Oeffnungen, über dem Rande der ehemaligen Cisterne, unmittelbar unter der Bedachung angebracht, ihr

Licht empfingen, in welchen während des Winters die Luft eisig kalt war, während im Sommer darin eine erdrückende Hitze herrschte, verbrachten mehrere der angesehensten und geachtetsten Männer viele Jahre ihrer schönsten und kräftigsten Lebenszeit, und Mancher, der diese ungesunden Höhlen als starker Mann betreten hatte, verließ sie schon nach einigen Jahren als schwacher Greis.

Hierher brachte man den edlen Poërio, und lange waren seine Genossen der Fürst Torella und der Herzog Riario Sforza, die Zierden des neapolitanischen Adels.

Ein Weheruf ertönte durch das ganze Land, vom Norden bis zum äußersten Süden; Trauer herrschte in den Palästen der Reichsten, wie in den Hütten der Aermsten.

Aber das Alles rührte das Herz Canosa's nicht, — wenn man überhaupt annehmen kann, daß dieser Mensch ein Herz hatte. Er fuhr fort zu wüthen — hatte er doch die königliche Vollmacht dazu empfangen.

Jeden Abend — wenn nicht ganz besondere Geschäfte ihn abhielten — empfing er zur Stunde der Mitternacht, als der geeignetsten Zeit zur Vollbringung finsterer Thaten, die eifrigsten seiner Spürhunde, welche das nichtswürdige, aber einträgliche Gewerbe der De-

nunciation betrieben und dem Fürsten Canosa täglich neue Opfer bezeichneten. Fehlte es ihnen an Solchen, die sie mit einigem Grunde anklagen konnten, dann nannten sie ohne Gewissensbisse Unschuldige, oder ihnen persönlich Verhaßte. Denn ohne dem Polizeiminister irgend einen Namen zu nennen, durften sie nicht bei demselben erscheinen, wollten sie sich nicht der Gefahr aussetzen, des Mangels an Diensteifer beschuldigt zu werden.

Unter diesen Nichtswürdigen zeichneten sich besonders Zwei aus; ein gewisser Bullo, ein Mensch von dem verworfensten Character, und deshalb dem Fürsten Canosa besonders werth, und ein nicht geringerer Schurke, Namens Avitaja.

Beide waren eines Tages, um Mitternacht, wie gewöhnlich, bei dem Polizeiminister und hatten demselben ihren Anklagebericht abgestattet, als Canosa mit freundlicher Miene zu ihnen sagte:

„Es sind leider die sämmtlichen Gefängnisse des Landes bereits so überfüllt, daß es beinahe unmöglich ist, noch neue Gefangene unterzubringen, obgleich schon alle Häuser, die sich dazu eigneten und disponibel waren, zu Arresthäusern eingerichtet wurden.

„Nun sind aber im Lande noch Viele, die des Königs Zorn treffen muß —"

„Oder der von Eurer Excellenz," wagte mit dem Tone des Schmeichlers Avitaja zu bemerken.

Der Minister erwiederte zwar nichts auf dieſe Worte, aber er richtete auf den Schmeichler einen ſehr gnädigen Blick und fuhr dann fort:

„Alle dieſe Männer, oder vielmehr alle dieſe Perſonen, da ſich auch einige Frauen unter denſelben befinden, einzukerkern, iſt daher aus Mangel an Platz zu ihrer Unterbringung unmöglich. Bei Einigen dürfte auch ihre Verhaftung der Regierung Verlegenheiten bereiten; daher bin ich auf ein Mittel verfallen, uns ihrer zu entledigen, und uns zugleich die Berechtigung zu der Confiscation ihres Vermögens zu verſchaffen."

Der Minister trat hierauf an ſeinen Schreibtiſch, nahm von demſelben zwei umfangreiche Papierhefte, reichte jedem ſeiner gehorſamen Schergen eines derſelben, und ſagte dabei:

„Hier iſt die Liſte der Perſonen, die mir im Wege ſind. Sie enthält gegen viertauſend Namen, und ich hoffe, daß viele der Verzeichneten aus Furcht die Flucht ergreifen werden, wenn ſie ſich von der Einkerkerung bedroht ſehen; — daß dies geſchehe, mache ich zu Eurer Aufgabe. — Ihr könnt mit geſchwätziger Vertraulichkeit hier und dort unter dem Siegel der Verſchwiegenheit einige Worte darüber fallen laſſen, daß Dieſer oder

Jener nächſtens feſtgenommen werden würde. Auch erlaube ich Euch, vollſtändige oder theilweiſe Abſchriften dieſer Liſte zufällig zu verlieren. So wird ſich das Gerücht der über ihrem Haupte ſchwebenden Gefahr ſchnell genug verbreiten, und, wie ich hoffe, viele der Bedrohten veranlaſſen, die Flucht zu ergreifen, um ſich dieſer Gefahr zu entziehen. — Gewinnen wir mit der Zeit in den Gefängniſſen Platz für ſie, dann können wir ihrer mit Hülfe der Polizei aller Länder jeden Augenblick wieder habhaft werden, ſobald wir wollen. — Geht nun, und handelt nach dieſen Weiſungen."

Unter knechtiſchen Verbeugungen entfernten ſich die beiden Schergen, um frohen Muthes an das nichtswürdige Geſchäft zu gehen, über viele Tauſende Unglück, Sorge und Kummer zu bringen. Doch ſollte es wenigſtens dem Einen von ihnen verſagt ſein, ſich ſeiner Aufgabe zur Zufriedenheit ſeines Meiſters zu entledigen.

Bullo war noch nicht weit von der Wohnung des Polizeiminiſters entfernt, als er, in eine dunkle Seitengaſſe einbiegend, ſchon nach wenigen Schritten von einer kräftigen Fauſt an der Kehle gepackt wurde, ſo daß er keinen Hülferuf auszuſtoßen vermochte, und in demſelben Augenblicke ſenkte ſich ein Dolch in ſeine Bruſt.

Röchelnd ſank er zu Boden, der Mörder aber entfernte ſich mit ruhigen, feſten Schritten, und dieſer Geiſtesgegenwart hatte er es wahrſcheinlich zu danken, daß ſelbſt die eifrigſten Nachforſchungen der Polizei ihn nicht zu entdecken vermochten.

Bullo ſtieß jetzt wiederholte Klagelaute aus, und bald lockten dieſe eine Anzahl Menſchen herbei, die ihn halb neugierig, halb mitleidig, umſtanden.

„Zu dem Fürſten Canoſa!“ flehte er mit matter Stimme. „Um der ewigen Barmherzigkeit willen, — bringt mich ſo ſchnell als möglich zu ihm.“

Er fühlte ſein Ende herannahen, und wünſchte daher, von Gewiſſensbiſſen gefoltert, reuige Geſtändniſſe zu machen.

Sein Wunſch wurde erfüllt, und eine Viertelſtunde ſpäter befand er ſich dem Fürſten Canoſa gegenüber, welcher bei dem Zuſtande ſeines willigen Zubringers weit mehr Zorn als Theilnahme zeigte. Sein vorzüglichſtes Gefühl war die Wuth darüber, daß ſich eine Hand gefunden hatte, die ſelbſt in dieſer Zeit noch Muth genug beſaß, einen der thätigſten Spione des allgemein gefürchteten Polizeiminiſters zur Rechenſchaft vor Gottes Richterthron zu ſenden.

Bullo nannte unter den Aeußerungen der heftigſten Reue die Namen einer Menge Perſonen, die er fälſchlich

angeklagt hatte, entweder, weil persönlicher Haß ihn dazu getrieben, oder weil er von Feinden der Angeklagten dazu bestochen worden war, die lügnerischen Beschuldigungen vorzubringen, zu deren Bekräftigung es weiter keines Beweises bedurfte, als seiner Aussage.

Canosa hörte diese Bekenntnisse mit gleichgültiger Miene an, und als Bullo ihn darauf fragend und bittend zugleich anblickte, sagte er lächelnd und spöttisch:

„Beruhige Dein Gewissen, mein Guter. Du hast gethan, was Du vermochtest. Sind die Bezeichneten indeß auch unschuldig an dem, was Du von ihnen sagtest, so werden sie ohne Zweifel ein Vergehen anderer Art begangen haben, und es ist daher besser, daß sie bleiben, wo sie sind, als daß wir uns die große Mühe geben, sie unter der Masse aller Uebrigen ausfindig zu machen!"

Bullo, der entschiedene Böswicht, faltete bei dieser Antwort die Hände, und richtete gen Himmel einen Blick, welcher sagen zu wollen schien:

„Herr, rechne mir diese Worte nicht an!"

So verschied er, indem er sterbend noch die Ueberzeugung gewann, daß er einem Ungeheuer in Menschengestalt gedient hatte.

Die als unschuldig Bezeichneten blieben im Kerker!

War der eine von des Polizeiministers Gehülfen

bei der Ausführung des abſcheulichen Planes durch einen gewaltſamen Tod der Erfüllung ſeiner Aufgabe entriſſen worden, ſo ließ ſich dagegen Avitaja dieſelbe nur um ſo angelegener ſein, und viele der Bezeichneten fielen in die Schlinge, welche Canoſa's Argliſt ihnen gelegt hatte. Die aber, welche den Muth hatten, der Gefahr zu trotzen, blieben meiſtens unangefochten, während von den Entflohenen, die durch ihre Flucht ihre Schuld erwieſen hatten, Viele durch die Polizei der fremden Mächte ausgeliefert wurden.

Nach dieſer Abſchweifung, die wir zu der Schilderung der damaligen Zuſtände Neapels für nothwendig erachteten, kehren wir nun zu der Scene zurück, die wir zu Anfang dieſes Capitels ſchilderten.

III.

Rettung und Flucht.

Als Bartolomeo in dem Gegeißelten, wie wir es im vorigen Capitel erzählten, Carlo erkannt hatte, und von demſelben wieder erkannt worden war, ſtand bei dem einäugigen Bettler augenblicklich der Vorſatz feſt, alles aufzubieten, um den Gefangenen zu befreien, und — wenn es ſein mußte — ſein eigenes Leben daran zu ſetzen, oder das Anderer, die ſich ihm entgegenzuſtellen wagten, nicht zu ſchonen.

Wir wiſſen bereits, daß François Aubuſſon in dieſer Beziehung nicht allzu gewiſſenhaft war.

Das nächſte, was er that, war daher, daß er der Schauſtellung und Mißhandlung des verurtheilten Carbonari folgte, bis derſelbe, auf den Tod erſchöpft, in den Kerker zurückgebracht wurde.

Nachdem der Einäugige auf ſolche Weiſe den Ort erkundet hatte, in welchem Carlo verwahrt wurde, drängte er er ſich in eben dem Augenblicke an denſelben, als er die Schwelle des Kerkers überſchritt, und unter dem Scheine einer Schmähung flüſterte er ihm mit drohend erhobener Fauſt zu:

„Seien Sie wachſam! — So Gott will ſetzen wir Sie bald, vielleicht noch heute, in Freiheit!“

Dann eilte er, laut eine Beſchimpfung des Gefangenen ausſprechend, nach ſeiner Wohnung, die Gehülfen, die er zu dem genannten Werke auserſehen hatte, von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu ſetzen, und mit ihnen den Befreiungsplan zu verabreden.

Dieſe Gehülfen waren Jean und Salvati, welche noch immer den geheimen Verſteck in der Wohnung des Bettlers inne hatten, denn ſo ſtrenge Wachſamkeit wurde theils von den Polizeiagenten Canoſa's, theils von den öſterreichiſchen Soldaten geübt, daß es ſelbſt dem liſtigen Bartolomeo ſeit den vierzehn Tagen, während welcher die beiden Fremde ſich bei ihm verborgen hielten, nicht hatte gelingen wollen, dieſelben in Sicherheit zu bringen.

Erſt an eben dieſen Tage hatte er dazu das Mittel entdeckt, und je gewiſſer er auf das Gelingen ihrer Flucht rechnen durfte, um deſto feſter ſtand auch bei

ihm der Entſchluß, Carlo an dieſer Flucht Theil nehmen zu laſſen, nachdem es gelungen ſein würde, denſelben aus dem Kerker zu befreien.

Dies war nicht leicht. Nur durch die größte Verwegenheit, gepaart mit Liſt, konnte es gelingen; aber ſo groß auch die Gefahr für die Theilnehmer war, erklärten ſich Salvati und Jean Aubuſſon ohne Zaudern zur Beihülfe bereit.

Als daher die Nacht angebrochen war, machten ſich alle drei auf den Weg nach dem Kerker, in welchem ſich Carlo befand.

François, der eine ſeiner vielen Masken angelegt hatte, ſpielte die Rolle eines Polizei-Commiſſairs, die auf der einen Seite jene große Gefahr mit ſich brachte, wenn er als ein falſcher Diener Canoſa's erkannt wurde, auf der andern aber auch durch die allgemein herrſchende Furcht vor den Handlangern des Polizeiminiſters eben ſo große Sicherheit bot.

Jean, der weniger bekannt war, als Salvati, trug die Uniform eines niederen Polizeidieners, und Salvati, der die größte Gefahr lief, wurde von den beiden anderen als Arreſtant transportirt. Die Hände waren ihm ſcheinbar auf den Rücken gebunden, doch ſo, daß er ſie jeden Augenblick frei machen konnte. Um ihn unkenntlich zu machen, hatte er Stirn und Backe

mit einem Tuche umwunden, und das Blut, mit dem er ſich das Angeſicht beſchmiert hatte, die Leichenbläſſe ſeiner Wangen, der matte, taumelnde Gang, mußten allgemein die Vermuthung erwecken, er ſei bei dem Widerſtande, den er gegen ſeine Verhaftung geleiſtet hatte, gefährlich verwundet worden.

Unangehalten, und ohne irgend ein Abenteuer beſtanden zu haben, erreichten die drei Verbündeten das Gefängniß.

Dreiſt zog François an der Hausglocke, und als der Schließer durch das Schlüſſelloch in der Thür fragte, wer Einlaß begehre, antwortete der verwegene Bettler barſch:

„Siehſt Du das nicht, Tölpel? Wir bringen Dir im Auftrage Seiner Excellenza, des durchlauchtigſten Fürſten Canoſa einen neuen Pflegling und Koſtgänger.“

Der Name des gefürchteten Polizeiminiſters wirkte wie ein Zauberſpruch. Jedes Mißtrauen verbannend, öffnete der Schließer die Pforte, hinter deren feſten Riegeln ſo mancher Unglückliche ſchmachtete. Wie hätte er es auch glauben können, daß in ganz Neapel ein Menſch exiſtire, der es wagen würde, den Namen Canoſa zu mißbrauchen.

Kaum befanden die drei Freunde ſich in dem Innern des Gefängniſſes, kaum hatte der Aufſeher die Thür

hinter ihnen verſchloſſen, als ſie, der getroffenen Verabredung gemäß, mit ſolcher Blitzesſchnelle über ihn herfielen, daß dem Ueberraſchten nicht einmal ſo viel Zeit blieb, einen Hülferuf auszuſtoßen, bevor ein großes Pechpflaſter ſeinen Mund verſchloß und ihm jeden Laut unmöglich machte.

Im Nu wurde er in ſeine Thürhüterloge geſtoßen, ſeiner Schlüſſel beraubt und an Händen und Füßen gebunden.

„In welcher Zelle ſitzt der, welcher heute auf der Toledo-Straße mißhandelt wurde?“ fragte François haſtig, ohne zu bedenken, daß der Schließer weder durch Worte noch durch Zeichen zu antworten vermochte.

Jean machte ihn darauf aufmerkſam und lachend ſagte François:

„Das hatte ich meiner Treue vergeſſen!“

Dann lüftete er das Pechpflaſter ein wenig und gebot dem gefangenen Gefängnißwärter mit drohendem Tone:

„Nenne die Nummer, — raſch, und verſuchſt Du es, die Freiheit, die ich Dir gönne, zu einem lauten Hülferuf zu mißbrauchen, ſo iſt es der letzte Ton, den Du in dieſem Leben von Dir gegeben haſt.“

Der Schließer mochte wohl erkennen, daß die Drohung nicht zu verachten ſei. Er ſtieß daher voll Angſt hervor:

„Nummer 17!“ und augenblicklich verſchloß ihm auch ſchon wieder das Pflaſter den Mund.

„Bleibt Ihr als Wächter dieſes Schurken hier zurück,“ rief François nun den beiden Fremden zu. „Ich eile, Carlo zu holen, und das ſoll mir nicht ſchwer halten, denn zum Glück bin ich in den Gängen dieſes Hauſes nicht fremd!“

Er ergriff die Laterne des Schließers und eilte mit dem Schlüſſelbunde davon, die beiden Wächter und den Bewachten im Dunkeln zurücklaſſend.

Schon nach etwa zehn Minuten erſchien er wieder. Er ſtützte Carlo, der ſo matt war, daß er ſich kaum aufrecht halten konnte, nahm den Mantel des Schließers von der Wand, warf ihn dem Befreiten über und ermahnte zum ſchleunigſten Aufbruch, denn jeden Augenblick konnte irgend ein verhängnißvoller Zufall eine Entdeckung herbeiführen. In der That ſchien auch eine ſolche nicht ausbleiben zu ſollen, denn erſt wenige hundert Schritt waren die falſchen Polizeimänner von dem Gefängniſſe entfernt, als ihnen ein ächter entgegen trat.

Auf den erſten Blick erkannte er den Betrug, und mit einem gebieteriſchen „Halt!“ vertrat er den Flüchtlingen den Weg.

Zu deren Glück jedoch, und zu ſeinem eigenen Unglück, war er allein und im nächſten Augenblicke ſtürzte er,

von Bartolomeo's nie fehlendem Dolche in das Herz getroffen, in kurzen Todeszuckungen zu Boden.

Ohne weitern Unfall verfolgten hierauf die Flüchtlinge ihren Weg bis zu dem Orte, wo in einer kleinen, versteckten und von dichtem Gebüsch beschatteten Bucht ein kleines Boot, bemannt mit zwei zuverlässigen Leuten, der Befehle Bartolomeo's harrte.

Ungesehen von den Spähern Canosa's waren die beiden Schiffer mit ihrer gebrechlichen Barke nach dieser Bucht gelangt, und unter Begünstigung der Nacht hofften sie auch eben so unbemerkt das offene Meer zu erreichen und dann, wenn auch vielleicht erst nach längerem Kreuzen, die Flüchtlinge da an das Land zu setzen, wo sie selbst es wünschen würden, oder auch an Bord eines fremden Schiffes zu bringen.

Carlo war so erschöpft, daß er sich auf dem Boden der Barke niederlegen mußte, nachdem er von François unter den lebhaftesten Dankesäußerungen Abschied genommen hatte, auch ohne Widerstreben von demselben eine wohlgefüllte Börse angenommen, da man man ihm natürlich bei der Abführung in das Gefängniß kein Geld ließ.

Noch herzlicher war die Trennung des merkwürdigen Bettlers von den beiden anderen Männern und namentlich von seinem Neffen Jean, den er ebenfalls

reichlich mit Geld verſorgte, denn François ſchien aus einer unverſieglichen Quelle zu ſchöpfen, welche, freilich nicht immer durch den lauterſten Zufluß, von Bartolomeo ſtets friſchſprudelnd erhalten wurde.

„Jean, mein Sohn," ſagte der ältere Aubuſſon, „wie es dir auch ergehen möge, vergiß es nie, daß Du in Neapel an dem einzigen Bruder deines Vaters einen treuen Freund haſt, und wenn es auch nur der elende Bettler Bartolomeo iſt, ſo darfſt Du Dich doch darauf verlaſſen, daß er Dir in manchen Fällen beſſern Beiſtand leiſten kann, als viele unſerer großen und reichen Herren es vermöchten, beſonders in einer Zeit, wie der jetzigen."

„Davon habe ich ſchon viele Beweiſe erhalten, mein theurer Oheim," entgegnete Jean mit dem Tone wahrer Dankbarkeit, „und beſonders überzeugten mich die letzten Wochen davon; denn ohne Dich hätten alle Fürſten und Grafen des ganzen Landes mich dem Leben nicht erhalten. — Wie wäre unſere jetzige Flucht ohne Deine Hülfe, ohne Deine Bekanntſchaften möglich geweſen?"

„So weit ich ſie bewirken konnte," ſagte François, „habe ich geholfen, weiter müßt Ihr auf Gott und auf dieſe beiden braven Burſchen vertrauen, auf deren Treue Ihr Euch eben ſo unbedingt verlaſſen

könnt, wie auf ihren Muth. — Nun aber zögert nicht länger, meine Freunde, denn jede Stunde ist von Wichtigkeit, da Ihr besonders die Nacht benutzen müßt, um Euch möglichst weit von der Küste zu entfernen. Ueberdies fängt die See an hohl zu gehen, und Ihr müßt daher suchen, das Weite zu erreichen, wo Ihr, im Falle eines Sturms, tobt er nicht zu arg, in größerer Sicherheit seid, als in der Nähe der Küste."

Die Flüchtlinge folgten ohne Säumen diesem Rathe und nach wenigen Worten des Abschieds glitt die kleine Barke geräuschlos über die Wogen dahin, leicht und flüchtig wie ein Nachtvogel.

Bald schaukelte das gebrechliche Fahrzeug so heftig, daß Jean und Salvati sich nur mit Mühe auf ihren Sitzen erhalten konnten, und sich endlich auf den Rath der Schiffer neben Carlo auf den Boden des Bootes legten.

Bald zeigte es sich, daß die ungestüme Witterung, die sie zu dieser Vorsichtsmaßregel bewog, eine Gunst war, die das Schicksal ihnen gewährte; denn ohne diesen Umstand wären sie verloren gewesen.

Plötzlich wurden die Schiffer, welche das Boot der Flüchtlinge lenkten, von einem anderen Boote angerufen, welches eines der Wachtschiffe, die in der Nähe der Küste kreuzten, ausgesendet hatte. Wären die bei-

den Flüchtlinge auf der Bank ſitzen geblieben, ſo würden ſie natürlich bemerkt worden, und dann dem Verdachte nicht entgangen ſein. Der leiſeſte Verdacht aber genügte ſchon, die Verhaftung unwiderruflich herbeizuführen und einmal in der Gewalt der Behörden, würde nichts ſie vor dem Tode zu bewahren vermocht haben.

So aber wurden ſie in der Dunkelheit nicht bemerkt, die Schiffer ſelbſt waren den Anrufenden bekannt, und durften daher ungehindert ihre Fahrt fortſetzen. Dies thaten ſie ohne weiteres Abenteuer, als daß die Gewalt der Wogen ſie zwei Tage und zwei Nächte auf der offenen See umherſchleuderte, oft bedroht von der Gefahr, von dem wilden Elemente verſchlungen zu werden.

Am dritten Tage endlich legte ſich der Wind, der ſie trotz ſeines Ungeſtüms hülfreich unterſtützt hatte, indem er ſie ihrem Ziele entgegentrieb, und unter dem Schutze der Dunkelheit ſtiegen die drei Flüchtlinge in der Nähe der Inſel Sirella an das Land.

Mit Dank und reichlicher Belohnung wurden die beiden Schiffer entlaſſen, und Carlo, der ſich während der Fahrt wunderbar erholt hatte, übernahm es jetzt, ſeine Freunde und Schickſalsgenoſſen zu dem Aſyle zu geleiten, in welchem ſie wenigſtens für die nächſte Zeit gegen Verfolgung geſichert zu ſein hoffen durften.

Er kannte das Land genau, denn seine Besitzung lag in dieser Gegend, und wenn auch dadurch für ihn persönlich die Gefahr sich steigerte, da er bei Alt und Jung rings umher bekannt war, so ließ dennoch seine genaue Ortskenntniß ihn hoffen, ungefährdet das Ziel zu erreichen.

Dazu war aber nöthig, daß sie die Stunden der Dunkelheit benutzten, und rüstig schritten daher die drei Männer aus.

Auf kaum betretenen und mitunter sehr mühsamen Pfaden führte Carlo seine Freunde an den Städtchen Diamante und Burevicino vorüber, denn sie durften es nicht wagen, größere Orte zu betreten, und selbst die Dörfer, die auf ihrem Wege lagen, suchten sie zu umgehen.

So gelangten sie gegen Tagesanbruch in die Nähe von St. Donato.

Hier mußten sie in den Schatten eines Waldes, der die immer steiler ansteigenden Höhen bedeckte, einen Versteck suchen, denn Carlo hielt es nicht für rathsam, bei hellem Tageslichte weiter zu ziehen, weniger wegen der Gefahr, augenblicklich angehalten zu werden, als um für den möglichen Fall späterer Nachforschungen keine Spur des von ihnen eingeschlagenen Weges zu hinterlassen.

Auch bedurften die Flüchtlinge in der That einiger Ruhe und Erholung, denn ein mehrſtündiger Marſch unter ſtetem Berganſteigen und auf zum Theil ſehr rauhen Pfaden hatte ſie fühlbar ermüdet.

Der Tag verfloß ruhig in ſolcher Einſamkeit, daß die Freunde keinen Menſchen zu Geſicht bekamen, und mit der Dämmerung traten ſie ihre Wanderung wieder an.

Die Gegend wurde nun immer wilder, immer rauher, der Weg immer ſteiler, bis ſie endlich den Berglamm erreichten.

Schon war die Nacht angebrochen, als ſie die entgegengeſetzte Böſchung hinabſtiegen und zu einem Bache gelangten, der laut rauſchend von dem Gipfel des Berges herabſtürzte, und ſich durch das enge Thal dem Sibari entgegenwand, der ſich bald nach ſeiner Vereinigung mit dem Crati in den Meerbuſen von Tarent ergießt.

Von der Höhe des jenſeitigen Bachufers, an dem die Flüchtlinge hinſchritten, ſchimmerten die Lichter des Städtchens Cigua Formoſa herab, ein ſpärliches Licht auf den ungebahnten Weg werfend, den ſie verfolgten, auf dem Carlo aber ſeine Begleiter mit einer Sicherheit geleitete, als befände er ſich am hellen, lichten Tage in ſeinem Zimmer.

Die Anſtrengung des Marſches hatte die Freunde verhindert, mehr als einzelne Worte mit einander zu wechſeln; auch gebot die Klugheit das Schweigen, obgleich ſie in dieſer Abgeſchiedenheit, und bei der ſpäten Stunde wohl kaum das Begegnen eines Menſchen zu fürchten hatten, ausgenommen etwa eines ſolchen, der für ſich ſelbſt die Begegnung ſcheuen mußte.

So war Mitternacht beinahe herangekommen, als Carlo plötzlich ſtehen blieb, und zu ſeinen Begleitern ſich wendend, die willkommenen Worte hören ließ:

„Wir ſind am Ziele!“

Wäre ihre Lage nicht ſo ernſt geweſen, dann würden Salvati und Jean geglaubt haben, ihr Freund mache ſich einen Scherz mit ihnen; denn wie ſie auch ringsumher ſpäheten, konnten ſie keine Spur einer menſchlichen Wohnung entdecken, und ſie geriethen daher auf den Gedanken, Carlo wolle ſie in irgend einer Höhle unterbringen.

Hatte er ſich doch hartnäckig geweigert, ihnen das Aſyl zu nennen, zu dem er ſie geleitete.

Ihr Führer ließ ſie jedoch nicht lange in Ungewißheit; rechts in eine enge, dicht mit Gebüſch verwachſene Schlucht einbiegend, mußte er mehrmals die Zweige zurückbiegen, um vorwärts kommen zu können, ſo eng war der Fußpfad, der in den Hintergrund der Schlucht führte.

So waren die Freunde einige hundert Schritte weit gegangen, als sie einen kleinen freien Platz betraten, auf welchem, an die Bergwand gelehnt und zum Theil in dieselbe eingelassen, ein bescheidenes, einstöckiges Häuschen sichtbar wurde.

Die Flüchtlinge mußten einige Stufen hinansteigen, um zu der niedern Thür zu gelangen, an welcher Carlo auf eine eigenthümliche Weise klopfte, so daß sich wohl erkennen ließ, er gäbe ein verabredetes Zeichen.

Anfangs regte sich nichts in dem Häuschen, als er aber das Klopfen etwas lauter wiederholt hatte, hörte man bald darauf rasche Schritte sich der Thür nahen, während zugleich ein Lichtstrahl durch die Ritzen derselben drang. Dann wurden Riegel zurückgezogen und als endlich die Thür sich öffnete, eilte eine Frau, in ein leichtes Nachtgewand gekleidet, ein Licht in der linken Hand haltend, auf die Eintretenden mit dem lauten Rufe zu:

„Mein edler Wohlthäter, Gott sei gelobt, daß das Gerücht gelogen hat, welches Ihren Tod verkündete."

Aber erschrocken trat die Frau zurück, denn es war nicht, wie sie erwartet hatte, Carlo, dem sie sich gegenüber erblickte, sondern Jean Aubuſſon, welchen Carlo im Augenblicke des Eintretens vorschob.

Der Schreck der Frau war jedoch nur von kurzer

Dauer, denn als der helle Schein des Lichtes auf das Geſicht Jeans fiel, entſank der Leuchter ihrer Hand, ſie breitete beide Arme auseinander, und mit dem Freudenrufe:

„Mein theurer Bruder!“ ſchloß ſie Jean in ihre Arme.

„Eugenie! Iſt es möglich? Du biſt es wirklich?“ ſtammelte Jean, die Schweſter voll Ungeſtüm an ſein Herz drückend.

Carls hatte das Licht vom Boden aufgerafft, und beleuchtete mit einem Blicke freundlichen Wohlwollens die Gruppe, welche die Geſchwiſter bildeten, die ſich ſeit jahrelanger Trennung durch ſeine Vermittlung hier ſo unerwartet wiedergefunden hatten.

IV.

Schwur der Rache und des Hasses.

Carlo gestattete den Geschwistern nur kurze Zeit zu den Aeußerungen der Freude über ihr unverhofftes Wiedersehen, das er sich selbst als beglückende Ueberraschung für Jean und Eugenie vorbereitet hatte, absichtlich gegen den Flüchtling keine Sylbe von dem äußernd, was seiner am Ziele der mühsamen Wanderung wartete. Er hoffte, dadurch die Freude des Bruders sowohl, wie der Schwester, zu erhöhen und seine Absicht war ihm vollkommen gelungen, das bewiesen die funkelnden Blicke der Beiden, das zeigten noch deutlicher ihre Gesichter, aus denen die reinste, innigste Geschwisterliebe sprach.

Als ihre ersten, stürmischsten Gefühle sich geäußert hatten, machte Carlo dem weitern Ergusse derselben ein Ende, indem er sagte:

„Jetzt, meine theuren Freunde, haben wir an Wichtigeres zu denken und Ernsteres zu thun, als uns der Freude zu überlassen. Haben wir auch für den Augenblick hier ein Asyl gefunden, in welchem wir für die nächsten Tage schwerlich etwas fürchten dürfen, so ist es doch nicht rathsam, hier zu lange zu weilen, weil dadurch gar leicht Eugenieus und ihres Kindes so lange mühsam bewahrte Sicherheit gefährdet werden könnte. Deshalb müssen wir darauf bedacht sein, diese Gegend so bald als möglich wieder zu verlassen. — Was mich betrifft, so denke ich nach Sicilien zu gehen, denn wenn uns noch irgendwo Hoffnung blüht, so ist es dort; denn die Sicilianer sind gegen die Bourbons erbittert, weil sie ihnen die so heilig beschworene Constitution von 1812 wieder entzogen haben, und weil die Sicilianer von je her in vielen Dingen nur als Stiefkinder des Hofes von Neapel betrachtet wurden. — Was Ihr zu thun gedenkt, meine Freunde, das muß ich Euch überlassen."

„Wir folgen Deinem Beispiele, Bruder!" riefen wie aus einem Munde Salvati und Aubusson, und der Erstere fügte mit Enthusiasmus hinzu:

„Jeder Hauch meines Lebens ist fortan dem Kampfe für die Freiheit, welche die Constitution uns sichert, und gegen diese meineidigen Bourbons, gerichtet, die

ſich nicht ſcheuen, den ſchwärzeſten Verbrechern Verzeihung angedeihen zu laſſen, wenn nur dieſe Verbrechen gegen die wirklichen oder vermeintlichen Feinde ihres Geſchlechtes begangen wurden.

„Francesco," ermahnte Carlo, „Du ſollteſt den Schmerz über den Verluſt der Deinigen nicht ſtets in Deinem Herzen wach rufen, und ſo Deine Wunden immer auf's Neue wieder öffnen."

„Kann ich anders?" fragte Salvati beinahe heftig. „Kann es eine entſetzlichere Mordthat geben, als die an der ganzen Familie meiner unglücklichen Schweſter verübte; — und iſt es nicht ein grauſamer Spott auf das Begnadigungsrecht der Könige, dieſes ſchönſte, heiligſte Vorrecht des Thrones, es an ſo verruchten Mördern zu üben, wie die Ungeheuer waren, welche die Puglis lebendig verbrannten, ſelbſt den ehrwürdigen Greis im Prieſtergewande nicht verſchonend?"

„Ja, Du haſt Recht, mein armer Freund," ſagte Jean, „und verargen darf man Dir den Haß nicht, den Deine Bruſt gegen das Königsgeſchlecht hegt, deſſen gekröntes Oberhaupt unter ſolchen Umſtänden das Gnadengebot auszuſprechen vermochte."

„Und ſo glühend iſt dieſer Haß," rief Salvati in heftiger Aufregung, „daß ich nicht ruhen noch raſten will, bis ich die Theuren gerächt habe, für deren Er-

mordung keine Gerechtigkeit geübt werden ſollte, weil der Wille des Königs den Arm des Geſetzes lähmte, ſo daß das entſetzliche Verbrechen ungeſtraft geblieben ſein würde, hätte nicht die göttliche Gerechtigkeit den Ueberbringer der Begnadigung in meine ſtrafenden Hände geliefert."

„Deine Rache, Bruder, iſt vollkommen gerechtfertigt," ſagte Carlo; „jetzt aber laß uns an etwas Angenehmeres denken. Das Trübe ſtürmt ohnehin nur allzuheftig auf uns ein!"

Darauf wendete er ſich zu der Schweſter Jean's, die dieſer noch immer liebevoll mit ſeinem Arm umſchlungen hielt, und ſagte mit dem freundlich wohlwollenden Tone eines Beſchützers, — und das war er ihr ſeit Jahren ja geweſen:

„Liebe Eugenie, jetzt muß ich Sie bitten, für Ihre ausgehungerten Gäſte als freundliche Wirthin zu ſorgen, obgleich ich wohl weiß, daß Ihre Vorräthe nicht groß ſein können."

Eugenie erfüllte geſchäftig den Wunſch ihres Wohlthäters, und als die Flüchtlinge ſich den Imbiß munden ließen, trat ſie mit einem lieblichen Knaben an der Hand zu dem Tiſche, an welchem ſie ſaßen.

Das Kind zu Jean Aubuſſon führend, ſagte ſie:

„Küſſe deinem Oheim die Hand, Carlo, und

bitte ihn, daß er Dir einſt Vater und Führer auf der dornenvollen Bahn des Lebens ſei."

Gerührt legte Jean die Hand auf das Haupt des Knaben, indem er ſagte:

„Gott ſei ſtets mit Dir, mein geliebtes Kind! — Er verleihe Dir Muth und Ausdauer, das Ziel zu verfolgen, das ich Dir hiermit als die Pflicht Deines Lebens einſchärfe!"

Beiraunt, beinahe mit dem Ausdrucke der Angſt, blickte das Kind in das ernſte Geſicht des jungen Mannes, den es jetzt zwar zum erſten Male ſah, den es aber durch die Erzählungen und Ermahnungen ſeiner Mutter bereits kennen, lieben und achten gelernt hatte, ſo daß es ſich ihm zwar mit Vertrauen näherte, doch auch mit ſcheuer Ehrfurcht.

Er wußte ſich die Worte des Oheims nicht zu deuten, den ſeine innig geliebte und kindlich verehrte Mutter ihm ſtets als freundlich und liebevoll geſchildert hatte, der jetzt aber ernſt, beinahe ſtrenge, ſich zeigte. Deſto beſſer aber erkannte der ahnende Geiſt Eugeniens den Sinn der einleitenden Worte ihres Bruders, und indem ſie einen ausdrucksvollen Blick auf ihn richtete, ſagte ſie mit bittendem Tone:

„Jean!"

Doch Aubuiſſon ließ ſich dadurch nicht irre machen

in dem, was er für Recht erkannt hatte, und den Knaben freundlich zu ſich heranziehend, ſo daß er ihn zwiſchen ſeinen Beinen hielt, nahm er deſſen beide kleine Händchen in ſeine Linke, ließ die Rechte wieder wie ſegnend auf ſeinem in natürlichen Locken gekräuſelten Haare ruhen, blickte ihm dabei tief und innig in die Augen, und ſagte mit feierlich ernſtem Ausdrucke:

„Die Pflicht Deines Lebens, Carlo, iſt, wenn Du ein Mann geworden ſein wirſt, ein himmelſchreiendes Unrecht zu rächen, welches Deiner Mutter von einem Manne zugefügt worden iſt, der alle Geſetze der Ehre und der Religion mit Füßen getreten hat, und vor deſſen Verfolgungen, die ihre Freiheit, ihr Leben, vielleicht ſogar ihre Ehre, das höchſte Gut des Menſchen, bedrohen, Deine Mutter nur in dieſem abgelegenen Verſtecke Sicherheit gefunden hat. — Dieſer Mann —"

„Jean!" unterbrach ihn Eugenie mit noch flehenderem Tone als zuvor.

Jean aber ſchüttelte wie mißbilligend gegen ſeine Schweſter den Kopf und fuhr dann zu dem Knaben gewendet fort:

„Dieſer Mann, der Dich des Glückes beraubt hat, jemals Deinen Vater kennen zu lernen, der dadurch an Dir zum fluchwürdigen Verbrecher wurde, iſt —"

„Jean! Mein theurer Bruder," rief zum dritten Male Eugenie, die der Gedanke marterte, das eigene Kind zur Rache an dem Vater aufgefordert zu ſehen; „bedenke doch — !"

Aber Jean ließ ſie nicht ausreden. Streng verweiſend fragte er ſie:

„Kannſt Du deinem Kinde ſeinen Vater nennen?"

Vor dieſer harten, ſo unmittelbar an ſie gerichteten Frage ſchlug Eugenie verwirrt die Augen zu Boden, indem ſie zugleich kaum hörbar hauchte:

„Nein!"

„Wird der Knabe jemals den Urheber ſeiner Tage mit kindlicher Liebe umarmen, mit Stolz ſich ſeinen Sohn nennen können?"

Abermals lautete die kaum hörbare Antwort Eugenieus: „Nein!"

„Nun wohl," entgegnete Jean feſt, beinahe kalt, „dann halte mich auch nicht länger ab, Deinen Sohn mit dem Namen des Mannes bekannt zu machen, der ihn dieſer unſchätzbaren Wohlthaten beraubte."

Schon war in dem kleinen Carlo der feurige, rachgierige Charakter des Italieners erwacht; das Blut ſeines Vaters regte ſich in ihm, und er rief mit einer Lebhaftigkeit, die bei dem kaum ſechsjährigen Knaben überraſchend war:

„Nenne mir den Mann, Oheim, der mir den Vater raubte, und ich verſpreche Dir, daß ich ihn verfolgen will, wie meinen ärgſten Feind!“

Eugénie ſchlug bei dieſen Worten, von einem Gemiſch herzzerreißender Gedanken ergriffen, beide Hände vor das Geſicht, Jean aber rief von dem Eifer des Knaben freudig ergriffen:

„Recht ſo, mein Sohn! Bewahre dieſe Geſinnungen und es wird Dir einſt noch gelingen, das Glück Deiner Mutter zu begründen! — Nun aber vernimm den Namen deſſen, der an Deiner Mutter und an Dir ſelbſt zum Verbrecher geworden iſt, und präge ihn Deinem Gedächtniſſe ſo gut ein, daß er nie wieder daraus entſchwindet!“

„Nenne ihn mir, mein guter Onkel,“ rief der Knabe, „und ich will ihn gewiß nicht wieder vergeſſen!“

„Es iſt der Fürſt Canoſa!“ entgegnete Jean Aubuſſon, und ſein Auge funkelte zornig, indem er einen Blick des Mitleids auf ſeine Schweſter warf, welche durch die Ruchloſigkeit dieſes Mannes gezwungen worden war, ſich wie eine Verbrecherin verborgen zu halten, die ſeinetwegen ihre ſchönſten Jahre in ſteter Furcht vor Verfolgung in tiefer Einſamkeit, in einer Art von Wildniß verleben mußte, und die nur mit Erröthen, mit einem Gefühl der Schaam auf ihren Sohn

blicken konnte: denn ſo innig auch ihre Mutterliebe zu demſelben war, würde ſie in der Welt gezwungen geweſen ſein, ihn zu verleugnen. Was hätte ſie antworten ſollen, wenn man ſie nach deſſen Vater fragte?

Wohl beſaß ſie als Schutzbrief, als Document ihrer Reinheit, das Zeugniß ihrer Trauung mit dem Signor Albertini; durfte ſie aber von dieſem Document ohne Scheu und Furcht Gebrauch machen? Denn wer und was war dieſer Albertini? Wo lebte er? Wer kannte ihn?

Dies Alles drängte ſich dem jungen Aubuſſon mit neuer, ſchmerzlicher Gewalt in das Gedächtniß, als er unter ſo feierlichen Umſtänden den gehaßten Namen ausſprach. Dabei erinnerte er ſich daran, daß auch der Verdacht, welcher ſeinen Vater getroffen hatte und die Urſache von deſſen Tod geweſen war, von einer andern Nichtswürdigkeit eben dieſes Mannes herrührte, und unwillkürlich ballten ſich ſeine Fäuſte, während ſeine Zähne ſich knirſchend aufeinander preßten.

Sein ganzes Ausſehen war in dieſem Augenblicke ſo drohend, ſo unheimlich wild, daß es einen tiefen Eindruck auf den kleinen Carlo machte, ſo daß dieſer, zum Manne gereift, es noch nicht vergeſſen hatte, und dadurch zu mancher Handlung angefeuert wurde; denn

es ſchien ihm, als ſtachle das drohende Auge des Oheims ihn an.

„Canoſa! Canoſa!“ wiederholte der Knabe. „Gewiß, Onkel Jean, ich werde den Namen nie vergeſſen, und der Haß gegen den Verfolger meiner guten Mutter ſoll mit mir wachſen!“

„Ach, Jean,“ rief jetzt Eugenie unter Thränen, „Du begehſt da ein großes Unrecht, vielleicht ſogar eine Sünde, ein Verbrechen; denn es iſt ja doch ſein —“

„Still!“ unterbrach Jean ſie heftig, indem er ihr die Hand auf den Mund drückte. „Laß Deinen Sohn das nie erfahren, was Dir jetzt auf den Lippen ſchwebte. Eine ſolche That muß in ewige Nacht begraben bleiben; auch würdeſt Du durch die Entdeckung das ganze Leben Deines Kindes vergiften.

Ohne eine Antwort ſeiner Schweſter abzuwarten, wendete Jean ſich wieder zu dem Knaben.

„Kind,“ ſagte er, „wenn Du einſt zum Manne gereift, mit unerbittlicher Strenge den Fürſten Canoſa verfolgſt, der jetzt als Polizeiminiſter Neapels mit unmenſchlicher Blutgier und Rachſucht wüthet, ſo daß tauſende von Flüchen gegen ſein ſchuldbelaſtetes Haupt geſchleudert werden, dann vergiß nicht, daß er ein beinahe unſchädliches giftiges Gewürm ſein würde,

hieße nicht der Herrſcher, der auf dem Throne Neapels ſitzt, alle die Gräuel gut, die das Land in Trauer ſtürzen und mit Entſetzen erfüllen. — Ihn trifft daher die Verantwortlichkeit für die Thaten der Hölle, die in den letzten Wochen in ganz Neapel verübt wurden und noch fortwährend verübt werden, nicht minder, wie ſeinen Bevollmächtigten. Schließe daher in Deinen Haß auch dieſen Bourbon ein, deſſen ganzes Geſchlecht ſeit Jahrhunderten nichts als Unglück über dies ſchöne aber bedauernswürdige Land gebracht hat. — Ewiger Haß ſei daher auch den Bourbon's geſchworen!"

Mit feierlichem Tone hatte Jean dieſe Worte geſprochen, indem er zugleich die Hand drohend in die Höhe ſtreckte.

Carlo und Salvati, welche ſtumme, aber keineswegs gleichgültige oder theilnahmloſe Zuſchauer des ganzen Auftrittes geweſen waren, ſtanden bei dieſem Schwure von ihren Sitzen auf, erhoben ebenfalls drohend ihre Rechte, und wiederholten: „Ewiger Haß ſei den Bourbon's geſchworen!"

Dieſer Eid und die drohende Haltung der drei Männer hatten etwas ſo furchtbar Ergreifendes, daß der kleine Carlo ängſtlich von der Seite des Oheims flüchtete und ſich, wie Schutz ſuchend, an ſeine Mutter

schmiegte, während seine Augen sich scheu auf die drei Männer richteten.

Es mochte in der Seele des Kindes in diesem Augenblicke eine Ahnung von all dem Unheil aufdämmern, welches die Erfüllung dieses Schwures im Gefolge haben konnte.

Zugleich aber prägte dieser feierliche Auftritt dem Kindesherzen den Keim eines tiefen Hasses ein, der, wenn die Gelegenheit sich zeigen sollte, früher oder später seine Früchte tragen mußte.

Die Gedanken der Rache und des Hasses, die in der Brust der drei Männer erweckt worden waren, verschwanden jetzt schnell vor der freundlichen Bitte Eugeniens, das Gemüth ihres Kindes nicht weiter durch so finstere Bilder zu erfüllen, sondern ihr die Ereignisse zu erzählen, welche ihren Beschützer der Freiheit zurückgegeben hätten, und ihn, so wie seine Freunde bestimmten, ihr Asyl aufzusuchen.

Jean erfüllte bereitwillig ihren Wunsch, indem er ihr die Begebenheiten schilderte, die wir aus den vorhergehenden Kapiteln kennen lernten.

Eugenie wurde durch das, was sie hörte, von neuer Dankbarkeit gegen François Aubusson erfüllt, der auch ihr schon mehrfache Beweise von der aufopferungsfähigen Liebe gegeben hatte, mit der er

an ſeiner Familie hing, und Jean forderte ſie auf, ſich in jeder Verlegenheit oder Noth an den Oheim zu wenden, deſſen Hülfe und Beiſtand ſie im Voraus gewiß ſein könnte. Er gab ihr zu dieſem Zwecke die genaue Addreſſe des einäugigen Bettlers Bartolomeo, und noch lange unterhielten ſie ſich über dieſen ſonderbaren Menſchen, der ſo viele edle, vortreffliche Eigenſchaften mit der Gewiſſenloſigkeit eines in Laſtern ergrauten Miſſethäters vereinigte.

Endlich aber machte das Bedürfniß der Ruhe ſich bei den Flüchtlingen gebieteriſch geltend, und als die Sonne ſich am Horizonte erhob, legten ſie ſich zum Schlafe nieder, und in dem kleinen verſteckten Häuschen herrſchte eine ſo tiefe Stille, daß kein Menſch, welchen der Zufall in deſſen Nähe geführt hätte, auf den Gedanken gekommen ſein würde, es ruhten unter dem unſcheinbaren Dache fünf Proſcribirte, und es ſchwebe über den Häuptern von Dreien derſelben das drohend erhobene Schwert des Henkers.

Als die Flüchtlinge ſich geſtärkt von dem Schlafe erhoben, beriethen ſie ſofort die Ausführung ihres Planes, nach Sicilien zu gelangen, und als ein Glück durften ſie es dabei betrachten, daß der heutige Tag einer von denen war, an welchem, zweimal wöchentlich, ein treuer, zuverläſſiger Diener Carlo's ſchon ſeit

längerer Zeit Eugenien die geringen Vorräthe an Lebensmitteln brachte, die zu ihrem bescheidenen Unterhalte erforderlich waren, denn sie selbst, so wie ihr Knabe, verließen nie die tiefe Einsamkeit, in der sie Schutz vor den Verfolgungen Canosa's gefunden hatte.

Mit dem Beistande dieses Menschen, der seinem Herrn ganz ergeben war und willig sein Leben für denselben geopfert haben würde, erreichten sie einige Tage später die Küste des Meeres, nachdem sie von Eugenie und dem kleinen Carlo einen rührenden Abschied genommen hatten, der besonders das Herz der beiden Geschwister schwer bedrückte; denn nur zu ungewiß war es, ob sie sich jemals im Leben wiedersehen würden.

Auch wir müssen jetzt den drei Flüchtlingen, mit deren Schicksalen wir uns so lange beschäftigten, Lebewohl sagen.

Ob wir ihnen auf ihren dunklen, dornenvollen Bahnen noch wieder begegnen werden, und unter welchen Umständen dies geschehen wird, vermögen wir jetzt noch selbst nicht zu sagen und nur so viel sei erwähnt, daß sie, zwar verfolgt, aber dennoch glücklich, Siciliens Küste erreichten, und sich hier augenblicklich dem eben ausgebrochenen Aufstande als eifrige Theilnehmer und Beförderer desselben anschlossen.

V.

Eine königliche Räuberbande.

Binnen kurzer Zeit wurde der Aufſtand in Sicilien unterdrückt, und es kam nun für ganz Neapel eine Zeit tiefer Ruhe, der Ruhe des Grabes und des Todes. Ungehindert verfolgte der Fürſt von Canoſa die Erlaubniß ſeines königlichen Gebieters, nach Belieben zu wüthen. Während die Patrioten und Alle, die nur den geringſten Antheil an dem kurzen conſtitutionellen Leben Neapels genommen hatten, auf dem Blutgerüſte endeten, in den Kerkern ſchmachteten, oder in dem Auslande eine beſſere Zeit erſehnten, herrſchte in dem ganzen Lande die ungeheuerſte Polizeiwillkür. Wer nicht unbedingter Anhänger des abſoluten Königthums war, ſtand täglich in Gefahr, auf die Anklage des gemeinſten Menſchen oder eines verächtlichen perſönlichen Feindes

Vermögen, Freiheit und Leben einzubüßen. So vergingen Jahre, und der Zuſtand im ganzen Reiche wurde ein unbeſchreiblich beklagenswerther. Nicht nur die Polizei ſelbſt machte das Land unſicher, ſondern namentlich auch ein von ihr mit am lebhafteſten verfolgter Theil der Bevölkerung: Räuberbanden, groß und klein. Sie durchzogen in allen Richtungen das Land, beſonders aber waren die gebirgigen Gegenden der Schauplatz ihrer Thaten, und bald überſtieg ihre Frechheit alle Grenzen, denn die Schwäche der Regierung war ſo groß, daß ſie den Räubern keinen Einhalt zu thun vermochte. Nur der beſſere Theil der Bevölkerung indeß hatte von den Verfolgungen der Polizei zu fürchten, denn noch immer konnte der Fürſt Canoſa keine Befriedigung ſeiner Rachgier finden; die ärmern Einwohner wurden von ihm in Ruhe gelaſſen, weil durch ihre Einkerkerung, ihre Hinrichtung, ihre Landesverweiſung für den Fürſten und ſeine Anhänger, ſeine Creaturen, kein Gewinn zu erlangen war.

Wie der Chef der Polizei, ſo machten es auch die meiſten Führer der Räuberbanden, unter denen ſich Verdarelli, der Bruder jenes Pietro Verdarelli, den wir zu Anfang unſerer Erzählung während der Exceſſe in Capua kennen lernten, durch Kühnheit und Verwegenheit beſonders auszeichnete. Pietro und

ſeine Geliebte Betſy, die ihre glänzende Rolle in Neapel ausgeſpielt hatten, ſchloſſen ſich der Bande des Oberhauptes der Familie an, und die edle Engländerin war bald ſo ganz an das Räuberleben gewöhnt, daß ſie, ſelbſt wenn ihr eine beſſere Exiſtenz geboten worden wäre, ſich ſchwerlich wieder von ihrem Geliebten getrennt haben würde. Sie hatte es gelernt, deſſen zahlreiche Beweiſe der Untreue zu überſehen, und war als Spionin und Zubringerin ein wichtiges, nützliches und geachtetes Mitglied der Bande geworden.

Dieſe ſetzte ganz Neapel in Schrecken, denn mit unglaublicher Schnelligkeit brachen die Verdarelli's — ſämmtliche Mitglieder waren entweder Verwandte des Hauptmanns, die wirklich ſeinen Namen führten, oder ſie hatten denſelben, ſtolz auf den Ruhm ihres Chefs, angenommen — bald hier, bald dort, und oft in großer Entfernung von dem Schauplatz ihrer letzten That, hervor.

Alle waren beritten, beſaßen Thiere von ausgezeichneter Schönheit und Schnelligkeit, und der Hauptmann wußte Liſt mit Thätigkeit und Kühnheit zu vereinigen, wurde dabei auch von dem Landvolke, welches von ihm nicht zu leiden hatte, dagegen aber Wohlthaten mancher Art empfing, durch Warnungen und Benachrichtigungen unterſtützt.

Der Uebermuth Verdarelli's wurde endlich ſo

groß, und die Klagen vieler Vornehmen, und unter diesen manches Anhängers des Königs, manches Freundes Canosa's selbst, so laut, daß der Fürst beschloß, diesem Räuberwesen ein Ziel zu setzen.

Doch nicht auf gleiche Weise konnte und sollte es geschehen, wie in andern Ländern, in welchen die Regierung Macht mit gutem Willen vereinigt und das Recht hochachtet.

Wohl machte Canosa anfangs einige Versuche, sich der Verdarelli's zu bemächtigen, allein sie scheiterten, und die in größerer Menge gegen die Räuberbanden ausgesandten Truppen fanden in der ihnen bezeichneten Gegend entweder keine Spur der Räuber, oder sie wurden von denselben in die Flucht geschlagen.

Doch Fürst Canosa war nicht der Mann dazu, sich so leicht entmuthigen zu lassen. Wo die Gewalt nicht helfen konnte, da mußten andere Mittel zu Hülfe genommen werden, und wären es auch solche gewesen, durch welche jede andere Polizeiverwaltung sich mit ewiger Schmach bedeckt gefühlt haben würde.

In einem Thale bei Potenza lagerte eines Tages die Bande Verdarelli's. Er selbst mit den Führern zechte in einer Felshöhle, während in geringer Entfernung von derselben die Pferde auf einem freien Platze weideten, andere Mitglieder der Bande um

kürzlich eroberte Beute spielten und Pietro Verdarelli als Posten in einer engen Schlucht stand, welche den einzigen leicht zugänglichen Weg zu dem Lagerplatze der Räuber bildete.

Pietro saß auf einem Felsblocke, die Augen auf den Pfad gerichtet, auf welchem man sich seinem Posten nähern konnte; Betsy lag zu seinen Füßen und reichte ihm dann und wann die Flasche, aus der er sich gütlich that.

Plötzlich sprang er auf, griff zu seiner Büchse, schlug an und rief einem Manne, der dreist auf dem Pfade dahergeschritten kam, welchen er überwachte, ein donnerndes „Halt!“ zu.

„Setze Deine Waffe ab, Freund!“ rief der Fremde ihm zu; „ich komme nicht in feindlicher Absicht, wie Du schon daraus entnehmen kannst, daß ich mich am hellen Tage und offen Eurem Lager nähere. Ich bin gesendet von dem Fürsten Canosa, um mit Eurem Hauptmann, dem tapfern Verdarelli, zu sprechen.“

„Lege Deine Waffen von Dir;“ gebot Pietro, „und ich will Deinem Nahen kein Hinderniß weiter entgegensetzen.“

Der Fremde gehorchte dieser Aufforderung; er legte die Pistolen und den Dolch, welche in seinem Gürtel steckten, am Wege nieder und ging dann dreisten Schrittes auf den Räuberposten zu.

Als er zu Pietro kam, maß dieſer ihn vom Kopf bis zu den Füßen mit durchdringendem Blicke; er glaubte in dem Abgeordneten des Fürſten, welcher ſchon ſo oft mit Räubern Gemeinſchaft geſchloſſen hatte, und mit dem auch Pietro ſelbſt, wie wir dies zu Anfang des erſten Bandes ſahen, einſt auf der Inſel Ponza ein freundſchaftliches Abkommen getroffen hatte, einen ältern Bekannten zu entdecken, allein er irrte ſich. Noch nie hatte er denſelben früher geſehen, obwohl er in Neapel wohl bekannt war und auch unſern Leſern noch im Gedächtniß ſein wird, da er zu den gefügigſten Dienern, zu den eifrigſten Angebern Canoſa's gehörte, als dieſer aus der Verbannung nach dem Sturze der Conſtitution zurückgekehrt war. Der Name Avitoja war zu allgemein bekannt, zu allgemein verhaßt, um von irgend Einem, der ihn jemals gehört hatte, wieder vergeſſen zu werden.

„Betſy, mein Kind," ſagte Pietro, nachdem er den Boten geprüft hatte, „führe den Herrn zu dem Hauptmann, gieb aber während des Weges wohl acht, daß er nicht irgend einen Streich gegen uns ausführt."

„Ohne Furcht," ſagte Avitoja, welcher dieſe nur halb leiſe geflüſterten Worte verſtanden hatte. „Ich ſagte Euch bereits, daß ich nicht als Verräther komme,

ſondern als Abgeordneter des Fürſten Canoſa, und von dieſem habt Ihr nichts zu fürchten.“

„Das kann wohl ſein,“ ſagte Pietro ſpöttiſch; „allein wer den Fürſten ſo gut kennt, wie ich, der ich längere Zeit ſein Kamerad bei einer gemeinſchaftlichen Unternehmung war, der thut doch immer gut, die Vorſicht nicht aus den Augen zu ſetzen.“

Avitoja, welcher nicht wußte, auf was für ein Ereigniß Pietro Verdarelli anſpielte, richtete auf den Räuber einen drohenden Blick, den dieſer mit einem geringſchätzigen Achſelzucken beantwortete, und ſchritt dann an der Seite Betſy's hin der Höhle zu, in welcher er den Hauptmann Verdarelli traf.

Mit nicht geringer Verwunderung vernahm dieſer den Antrag, den das Oberhaupt der Polizei des Königreichs Neapel ihm durch einen eignen Abgeordneten ſtellen ließ, und der in nichts Geringerem beſtand, als daß Verdarelli mit ſeiner ganzen Bande in königlichen Dienſt treten, dagegen aber die Verpflichtung übernehmen ſollte, die andern Räuberbanden, welche in verſchiedenen Provinzen des Reichs ihr Weſen oder vielmehr ihr Unweſen trieben, mit ſeinen Leuten zu vernichten.

Argwöhniſch vernahm der Räuberhauptmann einen ſolchen Antrag, allein er erinnerte ſich, daß die neapo-

litaniſche Regierung auch ſchon früher zu ähnlichen Mitteln gegriffen hatte, ſich ihrer Feinde, deren ſie auf anderem Wege nicht habhaft werden konnte, zu entledigen. Die Namen Fra Diavolo, Ronga, und andere fielen ihm ein, und ſo wurde nach kurzem Hin- und Herreden der folgende merkwürdige Vertrag abgeſchloſſen, der als ein Denkmal ewiger Schmach und Schande in den Regierungsannalen der Geſchichte Neapels verzeichnet ſteht.

Artikel 1. Den Verbrechen Verdarelli's und ſeiner Gefährten wird Verzeihung und Vergeſſenheit bewilligt.

Artikel 2. Die Comitia (Räuberbande) wird in eine Squadriglia di armigeri (Abtheilung Gendarmen) verwandelt.

Artikel 3. Der Sold des Chefs Gaetano Verdarelli wird 90 Dukati monatlich betragen, jedes der drei Unterbefehlshaber 45 Dukati, jedes Gemeinen 30 Dukati. Der Sold wird jeden Monat vorausbezahlt.

(Dies war der Sold, welchen die Oberſten und Hauptleute der Linientruppen erhielten.)

Artikel 4. Die genannte Truppe wird dem Könige in die Hand eines königlichen Commiſſars den Eid der Treue leiſten; ſie wird den Generalen gehor-

chen, welche in den Provinzen befehlen, und wird bestimmt sein, die öffentlichen Verbrecher an allen Orten des Königreichs zu verfolgen.

Neapel, den 6. Juli 182—. *)

Dieser Vertrag, welchen Avitoja, in der festen Voraussetzung der Annahme, in einem doppelten Exemplare von dem Fürsten Canosa unterzeichnet, mitgebracht hatte, wurde zwischen dem bisherigen Räuberhauptmann, nunmehrigen königlich neapolitanischen Obersten, und dem Bevollmächtigten des Ministeriums ausgetauscht, und als dies geschehen war, legitimirte sich Avitoja durch ein Ministerial-Dekret als der königliche Commissar, in dessen Hand die Bande den durch Artikel 1 des oben angegebenen Vertrages den geforderten Eid der Treue gegen den König leisten sollte.

Der Treueschwur wurde abgelegt, und als darauf Avitoja sich nach einer reichlichen Bewirthung entfernt hatte, versammelte Gaetano Verdarelli seine Leute um sich, und sagte mit einer Würde, die unter den obwaltenden Umständen eben so anmaßend als lächerlich war:

„Meine geliebten Freunde! Hochgeehrte Kameraden!

*) Der Vertrag ist buchstäblich gegeben und nur das Jahr des Abschlusses nicht vermerkt.

„Wie Ihr so eben vernommen habt, genießen wir jetzt der Ehre, in königlichem Solde zu stehen. Ich hoffe, Ihr werdet eine solche Auszeichnung zu würdigen und ihr Ehre zu machen wissen.

„Zwar ist es nicht das erste Mal, daß die Anführer von Freischaaren, gleich der unsrigen, welche, wie wir uns nicht verhehlen dürfen, vielfältig mit dem Namen von Räuberbanden bezeichnet wurden, Patente als königliche Offiziere erhielten, und ich erinnere Euch nur an den berühmten Fra Diavolo, der sogar zum General erhoben wurde, während man mir vorläufig nur den Rang eines Obersten gewährt hat. Aber ich denke mit Gottes Hülfe und durch Euren tapfern Beistand bald ebenfalls diese höhere militärische Stufe zu erreichen, und so lasset uns denn ohne Säumen an das Werk gehen, damit ein gutes Theil desselben schon verrichtet ist, ehe der Vertrag bekannt wird, den wir mit der Regierung des Königs abgeschlossen haben.

„Es lebe der König! Tod allen Räubern!"

„Und nun auf, zu Pferde!"

„Es lebe der König! Tod allen Räubern!" brüllte die Bande ihrem Führer nach.

Dann eilten Alle zu ihren raschen Rossen, und nach wenigen Minuten herrschte tiefe Stille in dem Felsthale von Potenza, und die königliche Truppe sprengte mit

verhängtem Zügel dahin, die eingegangene Pflicht durch eine erſte Heldenthat zu erfüllen, die in dem plötzlichen Ueberfalle einer ihnen bisher verbrüderten Bande beſtand, welche ſich natürlich von der Annäherung der Verdarelli's nichts Uebles verſah.

VI.

Der Rohr hat seine Schuldigkeit gethan.

Das neapolitanische Ministerium hatte sich an den rechten Mann gewendet, indem es dem bekannten Grundsatze einer religiösen Brüderschaft huldigte: Der Zweck heiligt die Mittel.

Mit unglaublicher Thätigkeit kam Gaetano Verdarelli dem ihm ertheilten Auftrage nach.

Was alle Anstrengungen der Regierung, der zahlreiche Streitkräfte zu Gebote standen, in vielen Monaten nicht vermocht hatten, das vollbrachte binnen verhältnißmäßig unglaublich kurzer Zeit der neue Oberst Verdarelli an der Spitze einer Hand voll kühner Gesellen.

Bald waren die Räuber, welche bisher die Capitanata in Angst und Schrecken versetzt hatten, bis auf

den letzten Mann vertilgt und die Verdarelli's, deren Name jetzt unter den andern Räubern eben so gefürchtet war, wie bisher bei den friedlichen Einwohnern, dehnten ihre Streifzüge bereits bis in andere Provinzen aus.

„Ich dächte," sagte um diese Zeit eines Tages Pietro Verdarelli zu seinem Bruder Gaetano, „ich dächte, die Regierung hätte alle Ursache, mit uns zufrieden zu sein. Wir haben gewiß eine ausgezeichnete Belohnung verdient, und ich begreife daher nicht, weshalb Du fortwährend eine so ängstliche Vorsicht beobachtest, als wären wir von Feinden umringt und nie den ehrenvollen Einladungen folgst, die an uns von verschiedenen Städten ergehen."

„O du unschuldiges Kind," entgegnete Gaetano spöttisch. „Wohl hat die Regierung alle Ursache, mit unseren Diensten zufrieden zu sein; wohl verdienten wir dafür eine glänzende Belohnung. Aber eben deshalb halte ich die Vorsichtsmaßregeln für dringend geboten, und ich sage Dir offen, daß ich gern eine Gelegenheit ergreifen werde, um für einige Zeit, vielleicht sogar für immer, in das Ausland zu reisen."

„Wie so das?" fragte Pietro verwundert.

„Das will ich Dir sagen," entgegnete Gaetano. „Die besten Dienste haben wir geleistet; was noch zu

thun bleibt, das glaubt die Regierung wahrſcheinlich auch ohne uns vollbringen zu können. Ueberdies iſt der Vertrag, den ſie mit uns geſchloſſen hat, von dem Lande ſelbſt, noch mehr aber von dem Auslande, als eine unvertilgbare Schande verſchrieen worden. Ich zweifle daher nicht, ja, ich bin ſogar durch meine Späher davon überzeugt, daß die Regierung darauf ſinnt, uns los zu werden, und daß ſie die Schmach des Vertrages mit uns durch Verrath an uns auslöſchen zu können meint."

„Hm! Hm!" ſagte Pietro ſinnend, „Du magſt nicht Unrecht haben, Bruder. Ich halte dieſen Canoſa zu jedem Schurkenſtreiche für fähig und ſehe jetzt ein, daß Deine Vorkehrungen zu unſer Aller Sicherheit nicht den Argwohn, die Spötteleien verdienen, zu denen ſie bisher oft Veranlaſſung gegeben haben, ſondern nur unſern aufrichtigen Dank! Ich gebe Dir daher auch das Verſprechen, daß ich von jetzt an meinen ganzen Einfluß bei der Squadriglia aufbieten werde, um dieſe Anſicht zu verbreiten."

„Daran wirſt Du wohl thun, Pietro!" ſagte Gaetano, und reichte ſeinem Bruder die Hand.

„Wie aber können wir uns den tückiſchen Verfolgungen entziehen?" fragte Pietro. „Wo finden wir eine Sicherheit dagegen?"

„Einigen Schutz gegen den wahrscheinlich beabsichtigten Verrath," sagte Gaetano, „können wir dadurch finden, daß wir nie in den Städten übernachten, — wenigstens nicht in einzelnen Häusern derselben; — daß wir beständig so auf unserer Hut sind, wie der Soldat im Felde; — daß wir unsern Aufenthaltsort beständig wechseln, nie länger als eine Nacht, höchstens zwei Nächte hintereinander, irgendwo zubringen, — daß wir jederzeit das strengste Schweigen darüber beobachten, wohin wir uns zunächst wenden wollen. — Doch das ist meine Sache, und in dieser Beziehung haben wir daher nichts zu fürchten. — In voller Sicherheit aber glaube ich, sind wir nur in Ururi, dem Dir bekannten Dorfe in Apulien. Viele Bewohner dieses Ortes sind uns verwandt, die Mehrzahl der übrigen befreundet, und wenn der kleine noch bleibende Rest die Absicht haben sollte, einen Verrath der Regierung gegen uns zu begünstigen, so würden wir gewiß durch unsere Verwandten und Freunde schnell genug davon benachrichtigt werden, um uns gegen die drohende Gefahr schützen zu können. — Ueberdies hat Ururi eine sehr günstige Lage, und ich beabsichtige deshalb in den nächsten Tagen dorthin zu gehen, um uns von den vielen Strapatzen der letzten Züge auszuruhen."

„In der That bedürfen unsere Leute, besonders aber

unſere Pferde, der Ruhe," ſtimmte Pietro bei. „Die Märſche der letzten Tage waren für Menſchen und Vieh gleich anſtrengend."

„Deshalb beabſichtige ich auch noch heute nach Ururi abzureiſen, ſobald die Pferde gefüttert ſind," ſagte Gaetano. „Dort ſind wir einige Tage in Sicherheit, und es wird ſich dann finden, was weiter zu geſchehen hat."

Die Abſicht Verdarelli's wurde mit der ihm eigenen Schnelligkeit ausgeführt, und zwei Tage darauf lagerte die ganze Bande, oder vielmehr, wie man die Räuber in königlicher Uniform jetzt nennen mußte, die Gendarmerie-Brigade, auf dem Platze in Ururi; denn ſelbſt hier beobachtete Gaetano die Vorſicht, ſeine Leute nicht vereinzelt in den Häuſern ſchlafen zu laſſen, ſo befreundet ihnen auch die meiſten Einwohner waren.

Er hatte guten Grund zu dieſer Vorſicht; denn während die Verdarelli's auf dem Platze luſtig und guter Dinge waren, mit den Frauen und Mädchen aus dem Dorfe, die ſich unter ſie gemiſcht hatten, ſchäkerten und lachten, waren in einem der zunächſtliegenden Häuſer mehrere Männer mit finſteren Geſichtern verſammelt, welche Böſes gegen die Verdarelli's im Schilde zu führen ſchienen.

Sie ſprachen heftig, doch leiſe, mit einander, ſchoſſen zuweilen wilde Blicke durch die verhüllten Fenſter auf den Platz, und die an den Wänden ſtehenden Büchſen verriethen irgend eine feindliche Abſicht.

Einer der Männer war bemüht, die Zweifel zu beſeitigen, welche die Uebrigen noch zu hegen ſchienen.

„Ihr dürft meiner Verſicherung glauben," ſagte er eifrig, auf einen ihm gemachten Einwurf antwortend, „daß wir von der Regierung nichts zu fürchten, ſondern weit eher eine Belohnung zu erwarten haben. — Ich weiß das aus dem Munde des General Amato ſelbſt."

„Du handelſt nur aus Rache, Paolo," entgegnete einer der Andern. „Die Verdarelli's ſind tapfer, und wir ſollten es ihnen danken, daß ſie uns von den Räubern befreit haben."

„Sind ſie etwas Anderes?" rief Paolo heftig. „Immerhin aber gebe ich zu, daß ich von Rache gegen die Bande erfüllt bin. Oder ſoll ich es etwa geduldig wie ein Lamm hinnehmen, daß ſie meine arme Schweſter raubten und ihr Gewalt anthaten, bis ſie unter ihren Mißhandlungen die Seele aushauchte? — Ja," fuhr er in geſteigerter Heftigkeit fort, „ich habe geſchworen, den Fluch der Rache zu erfüllen, den meine ſterbende Schweſter gegen die Räuber ihrer Ehre und ihres Lebens

ausſtieß, und nicht eher werde ich ruhen oder raſten, bis ich meinen Eid hielt."

„Das magſt Du, Paolo," ſagte der, welcher ſchon zuvor geſprochen hatte, „und wir haben Dir unſern Beiſtand zugeſagt. Aber Thorheit wäre es, unſer Leben muthwillig zu opfern. Wir müſſen eine günſtigere Gelegenheit abwarten."

„Eine günſtigere Gelegenheit?" lachte Paolo höhniſch. „Wo ſollte ſich die bieten? — Dort ſind die Verdarelli's im Bereiche unſerer ſichern Kugeln. Sollten ſie, nachdem wir auf ſie Feuer gegeben haben, einen Angriff auf unſer Haus machen, ſo wißt Ihr, daß die Zugänge zu demſelben verrammelt ſind, und daß im Garten für uns die Pferde bereit ſtehen, die unſere Flucht ſichern. — Ich glaube aber nicht, daß wir einen Angriff zu befürchten haben, denn ſie werden durch unſer Feuer und den Tod ihres Hauptmanns ſo überraſcht ſein, daß ſie ſelbſt gewiß nur auf ihre Sicherheit bedacht ſind, da ſie vermuthen werden, daß unſere Anzahl viel größer iſt."

„Du magſt Recht haben, Paolo," ſagte einer der Verſchworenen; — „aber —"

„Ich bin Eures ewigen Zögerns müde," rief Paolo aufgebracht, und ſprang nach ſeiner Büchſe. „Wollt Ihr mir nicht beiſtehen, ſo ſtrecke ich allein Gaetano

nieder, und die Folgen ſind dann für Euch ſchlimmer, als wenn jeder Eurer Schüſſe zugleich noch einen der übrigen Räuber tödtet."

Er ſchob den Vorhang des Fenſters ein wenig zur Seite, ſuchte Gaetano Verdarelli mit den Blicken und legte dann auf ihn an.

„Halt!" riefen in dieſem Augenblicke die Uebrigen, die ſich flüchtig berathen hatten. „Wir ſind mit dabei!"

„Nun, dann nehme jeder ſeinen Mann, damit kein Schuß unnütz fällt," gebot Paolo. „Gaetano iſt für mich!"

„Ich nehme Pietro!" rief einer der Andern.

Nachdem Jeder ſich ſo über das Ziel ſeines Schuſſes ausgeſprochen hatte, wurden raſch die Vorhänge zurückgezogen, die Büchſen an die Schultern geriſſen, und Paolo kommandirte: „Feuer!"

In eben dieſem Augenblicke ſah Betſy, welche neben ihrem Pietro ſtand, zufällig nach dem Fenſter, hinter welchem die Mündungen der Todeswaffen auf die Räuber gerichtet waren. Sie ſtieß einen lauten Angſtſchrei aus und riß ihren Geliebten mit einer raſchen Bewegung halb hinter ſich.

In eben dem Moment krachten die Schüſſe und Gaetano, die beiden erſten Führer nach ihm, und

noch ſechs der Räuber wälzten ſich auf den Tod getroffen in ihrem Blute.

Von Allen, die zum Ziele genommen wurden, blieb nur Pietro allein am Leben. Die ihm beſtimmte Kugel hatte die Bruſt Betſy's durchbohrt, die zu ſeinen Füßen hingeſtreckt lag, das brechende Auge noch mit dem Ausdrucke der Liebe auf ihn gerichtet.

„Flieh, Pietro! Flieh!“ röchelte ſie ſterbend und ſank dann todt zurück.

„Verrath! Verrath!“ ſchrieen während deſſen die Räuber und ſtürzten in wilder Verwirrung nach ihren Pferden.

Pietro gedachte der Worte, welche ſein Bruder ihm kurz zuvor von den tückiſchen Abſichten der Regierung geſagt hatte. Er hielt daher die ungeſehenen Feinde, die aus dem ſichern Hinterhalt gefeuert hatten, für viel zahlreicher, als ſie wirklich waren und ſchloß ſich der Flucht ſeiner Kameraden an, nachdem er noch einen Abſchiedskuß auf die erkaltende Stirn ſeiner Geliebten, ſeiner Lebensretterin, gedrückt hatte.

„Sagte ich Euch nicht, daß ſie nicht Stich halten werden?“ rief Paolo triumphirend, als die am Leben gebliebenen Verdarelli's davon ſprengten, ohne nur einen Blick zurückzuwerfen.

Dann ſchwang er ſich zum Fenſter hinaus, und ſtürzte

wie ein Wahnſinniger auf Gaetano Verdarelli zu, der in den letzten Todeszuckungen lag.

Mit der Wuth eines Cannibalen fing er mit beiden Händen das ſtrömende Blut des Sterbenden auf, wuſch ſich damit die Hände, beſchmierte das Geſicht Gaetano's und rief, die blutigen Hände hoch erhebend, ſo daß alle Umſtehenden ſie ſehen konnten:

„Ich habe die Schande meiner Schweſter in dem Blute ihres Verführers abgewaſchen!“

VII.

Sieg durch Verrath.

Laut beſchuldigten die entflohenen Verdarelli's die Regierung, den an ihnen in Ururi verübten Mordanfall angeſtiftet zu haben, und dieſe Anklage fand viel Glauben, denn man traute im Volke dem Miniſterium Thaten der Art wohl zu.

Der Argwohn der königlichen Gendarmerie-Räuber oder Räubergendarmen mochte auch nicht ganz unbegründet ſein; allein hatte Paolo wirklich, wie er dies gegen ſeine Genoſſen andeutete, in höherem Auftrage, oder wenigſtens mit höherer Genehmigung gehandelt, ſo war doch jedenfalls die Abſicht durch nur theilweiſe Vernichtung der Verdarelli's nicht erreicht worden.

Darum verſprach die Regierung, deren Seele in dieſer Richtung der Fürſt Canoſa noch immer war,

die That an den Mördern zu bestrafen und verordnete deshalb die Verfolgung derselben.

Zugleich ließ der General Amato, welcher in Apulien commandirte, den Entflohenen, welche den Namen der Verdaretti als gemeinschaftliches Eigenthum beibehielten, die briefliche Versicherung zukommen, der Vertrag vom 6. Juli bestände noch immer zu Recht und sie sollten daher einen neuen Führer wählen, der dann an der Stelle des ermordeten Gaetano bestätigt werden würde.

Die Neununddreißig, welche von der Bande übrig geblieben und durch den Mordanfall bestürzt und eingeschüchtert waren, stritten darüber, ob der Aufforderung des General Amato zu trauen sei, oder nicht.

Als jedoch eine Abtheilung Soldaten nach Ururi kam, und einige der Mörder — die übrigen waren entflohen — gefangen mit sich fortführte; als gegen diese der Prozeß eingeleitet wurde, und es den Anschein gewann, als wolle man mit aller Strenge gegen sie verfahren; da entschied sich die Mehrzahl dafür, der Aufforderung der Regierung nachzukommen und einen neuen Führer zu wählen.

Die Hoffnung, daß ihnen dieser einträgliche Posten zufallen würde, mochte die meisten bestechen, denn nur Acht weigerten sich, der an sie ergangenen Aufforderung

zu folgen. Die übrigen Einunddreißig begaben ſich an dem beſtimmten Tage nach der Stadt Foggia, wo über ſie Muſterung gehalten und dann die Wahl vorgenommen werden ſollte.

Es war ein Feſttag, an welchem die Berdarelli, ein ſtattlicher Trupp, deſſen Mannſchaften und Pferde an Schönheit wetteiferten, unter dem lauten Rufe: „Es lebe der König!“ ihren Einzug in Foggia hielten.

Eine zahlreiche Volksmenge begleitete ſie zu dem Platze, auf welchem die Muſterung Statt finden ſollte, und der auch ſchon mit vielen Menſchen angefüllt war.

Der General Amato ſtand auf dem Balkon eines der Häuſer des Platzes, und gab mit freundlichem Lächeln und Kopfnicken ſeinen Beifall an der eigenthümlichen Gendarmerie zu erkennen, die ſich auf ihre Art, wenn auch nicht eben ſehr militäriſch, doch auf ſtattliche Weiſe feſtlich herausgeputzt hatte.

Der General blieb oben auf dem Balkon ſtehen, ſchickte aber den Oberſt Sivo hinab auf den Platz, um die Muſterung vorzunehmen.

Der Oberſt ging an der Front der in Reihe und Glied aufgeſtellten Einunddreißig entlang, lobte die Schönheit und Haltung der Männer und der Pferde, that einige Fragen und ſchrieb die empfangenen Antworten in ſeine Brieftaſche.

Der General unterhielt ſich vom Balkon herab ebenfalls mit den Verdarelli's, und rief dann den Oberſt Zivo zu ſich hinauf.

Die Verdarelli's glaubten, es werde nun die Wahl der Führer vorgenommen werden, und obgleich ſeit dem Beginn der Muſterung beinahe zwei Stunden verfloſſen waren, wurden ſie weder ungeduldig noch argwöhniſch, ſondern erwarteten ruhig, Jeder bei ſeinem Pferde ſtehend, den Ausgang.

Dieſer ſollte für ſie ſehr traurig ſein, denn während der Muſterung hatten zahlreiche königliche Truppen, ſorgfältig jedes Geräuſch vermeidend, alle Straßen beſetzt, die zu dem Platze führten.

Als der General Amato die Meldung empfing, daß die befohlenen Anordnungen getroffen ſeien, gab er das verabredete Zeichen, indem er die Mütze vom Kopfe nahm und in die Höhe hob.

Sogleich rückten die Truppen von allen Seiten auf den Platz, und der Anführer derſelben herrſchte den Verdarelli's zu:

„Ergebt Euch!“

Schreiend entfloh die Menge, von Todesfurcht erfaßt. Es entſtand ein furchtbares Gedränge und viele der Verdarelli's benutzten die erſte Verwirrung, um

ſich auf ihre Pferde zu ſchwingen und ſich wo möglich einen Weg zur Flucht zu bahnen.

Da ertönte das Commando: „Feuer!“ und neun der Räuber ſtürzten todt zu Boden. Pietro und noch einem der Bande gelang es, die Reihen der Soldaten zu durchbrechen und zu entfliehen.

Die Zwanzig, welche ſich noch lebend auf dem Platze befanden, waren von ihren Pferden abgedrängt worden. Sie ſahen ſich, zu Fuß, wie ſie waren, durch die Maſſe der Soldaten jeden Weg zur Flucht abgeſchnitten, aber weit entfernt, dem wiederholten Rufe, ſich zu ergeben, Folge zu leiſten, waren ſie nur darauf bedacht, ihr Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen.

Sie warfen ſich daher in ein großes altes und unbewohntes Gebäude, das unmittelbar hinter ihnen lag, und das ſie in aller Eile verrammelten, ſo gut es gehen wollte.

Zögernd ſtanden die Soldaten vor dem Hauſe.

Der Ruf ausgezeichneter Tapferkeit, den die Verdarelli's ſich bei mancher Gelegenheit errungen und bewährt hatten, ſo wie die Gewißheit, daß ſie hier durch Verzweiflung zu einem wüthenden Kampfe getrieben werden mußten, erfüllten die Krieger mit Furcht für ihr eigenes Leben, zumal bei einem Gefechte der Art, wie es ihnen bevorſtand, nicht viel Ruhm zu gewinnen war.

Der Befehl ihres Vorgeſetzten trieb endlich die zaghaften Söhne des Mars vorwärts. Sie drangen in das Haus ein, und durchſuchten daſſelbe, entdeckten aber eben ſo wenig die Verdarelli's ſelbſt, als ein Zeichen, daß dieſelben entkommen waren.

Verwundert und überlegend, was unter ſolchen Umſtänden zu thun ſei, ſtanden Offiziere und Soldaten auf dem Hofe, als aus einem Kellerloche ein Schuß fiel, ohne Jemand zu treffen.

Jetzt waren alſo die Räuber entdeckt. Sie ſteckten ohne Zweifel in dem Keller!

Um ſich davon zu überzeugen, blickte ein Soldat durch die Oeffnung hinab, aber er mußte ſeine Neugier mit dem Leben bezahlen, denn ein zweiter Schuß ſtreckte ihn todt nieder.

Gewarnt durch dieſes Ereigniß, holten die Soldaten eine Menge Brennſtoffe herbei und warfen ſie angezündet in den Keller hinab.

Dann lauſchten ſie.

Es waren keine Klagelaute zu vernehmen, aber Feuer und Rauch nahmen in ſolchem Grade zu, daß an dem baldigen Untergange der Verdarelli's nicht zu zweifeln war.

Plötzlich fielen unmittelbar nach einander zwei Schüſſe.

Zwei Brüder waren es, welche bisher den Muth der Uebrigen aufrecht erhalten hatten, endlich aber, keine Möglichkeit der Rettung mehr erblickend, ſich nach einer letzten brüderlichen Umarmung gegenſeitig den Tod gaben.

Als ſie gefallen waren, baten die Ueberlebenden um Gnade. Es wurden darauf ſiebzehn, zum Theil durch Brandwunden ſchwer verletzt, gefangen genommen, der Achtzehnte aber verbrannt gefunden.

Unter dem Vorwande, gegen den Vertrag vom 6. Juli ſich vergangen zu haben, ließ die Regierung den Gefangenen den Prozeß machen.

Sie hatte es *vergeſſen*, daß ſie den ehemaligen Räubern *Vergeſſenheit* der Verbrechen zugeſichert hatte, welche von ihnen begangen worden waren, bevor ſie aus Straßenräubern in königliche Gendarmerie verwandelt wurden.

Spätere Vergehungen konnten den *Verdarelli's* nicht nachgewieſen werden, man hätte ihnen denn die befohlene Vernichtung der anderen Räuberbanden zum Verbrechen anrechnen müſſen, allein dennoch wurden die ſämmtlichen Gefangenen an einem Tage vernommen, verurtheilt und hingerichtet.

Dies iſt eine alte Geſchichte, in unſerer Zeit aber in mehreren neuen Auflagen erſchienen, und aus dem Schickſale der *Verdarelli's* mögen die *Chiavone's*

und andere königlich Bourbonische Räuber-Generale ersehen, welches Schicksal ihrer warten würde, wenn die Bourbons in Neapel wieder zur Macht gelangten, und man ihrer dann nicht mehr bedürfte.

Die zehn Mitglieder der ehemaligen Räuberbande und nachherigen königlichen Gendarmerie-Truppe vermochten sich nicht wieder zu vereinigen und gingen entweder einzeln auf verschiedene Weise unter, oder man weiß von ihren spätern Schicksalen nichts.

So war also die berüchtigte, zum Theil aber auch berühmte Bande vernichtet. Doch nicht in offenem Kampfe, nicht auf dem Wege des Gesetzes, sondern durch Hinterlist, Tücke und Verrath. Zu verwundern ist es daher nicht, daß noch jetzt im Munde des Volkes die Verdarelli's als Helden und Märtyrer leben, während die, welche über dieselben einen so schmachvollen Sieg errangen, mit ganz anderen Namen bezeichnet werden.

Um übrigens dem ganzen Verfahren die Krone aufzusetzen, wurden, was hier nicht unerwähnt bleiben darf, die gefangenen Mörder von Ururi unmittelbar nach der Vernichtung der Verdarelli's nicht nur in Freiheit gesetzt, sondern erhielten für ihre feige Mordthat sogar noch Belobung und Belohnung der Regierung.

VIII.

Del Carretto.

Die Vernichtung der Bande Verdarelli's war eine der letzten Thaten, welche unter der Regierung König Ferdinand's I. vollführt wurden. Bald darauf endete der greise König ein Leben, auf dem zahlreiche Flüche ruhten, und einen Augenblick athmete das Volk, auf dessen Nacken die Geißel seines Despotismus mit eiserner Härte gelastet hatte, frei auf, denn man hoffte, daß der Kronprinz Franz ein milderes Regiment führen würde. Allein nur zu bald sahen diese Hoffnungen sich getäuscht. Franz I., der Großvater des jetzt von Rom aus über Neapel seine Räuberbanden verbreitenden Franz II., wäre im bürgerlichen Leben vielleicht ein sogenannter guter Mensch gewesen, allein auf dem Throne eignete er sich ebensowenig dazu, sein Land glücklich zu

machen, wie ſein Vater dies gethan, wenn auch aus andern Gründen. Er liebte die ſinnlichen Genüſſe, beſonders das ſchöne Geſchlecht, zu ſehr, um ſich mit der Regierung viele Sorgen zu machen, überließ die Leitung der Staatsangelegenheiten ſeinen Miniſtern und lebte herrlich und in Freuden, bis ſchon nach fünf Jahren der Tod ſeiner Herrſchaft ein Ziel ſetzte und nun ſein Sohn, König Ferdinand II., dem die Geſchichte oder wenigſtens ſein Volk den Beinamen König Bomba gegeben hat, an die Regierung kam.

Die Feder ſträubt ſich, in die Regierungsgeſchichte dieſes grauſamſten, kälteſten und blutdürſtigſten Tyrannen der neuern Zeit nicht nur, ſondern beinahe aller Zeiten einzugehen, und dennoch iſt es zur Erreichung unſeres Zweckes unerläßlich, wenigſtens einige Bilder, welche den würdigen Nebenbuhler eines Caligula und Nero, eines Peter des Grauſamen, Ludwig XI. und Philipp II., furchtbaren Angedenkens, ſchildern, vor den Augen der Leſer zu entrollen, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß dieſelben dadurch von Entſetzen ergriffen werden und den Verfaſſer dieſer Schilderungen der Uebertreibung beſchuldigen, obgleich ſich derſelbe die ſtrengſte Wahrheit zur Pflicht gemacht hat.

Wodurch dieſer König, die lebendige Perſonification der unumſchränkten Selbſtherrſchung, welche ſo

gern unter dem Namen des Königthums von Gottes Gnaden bezeichnet wird, als einer der unerforſchlichſten Rathſchlüſſe der göttlichen Vorſehung erſcheint, iſt der eigenthümliche Umſtand, daß in ihm ſich der liebenswürdigſte Menſch in ſeinem Privatleben mit dem herzloſeſten Tyrannen in ſeiner politiſchen Wirkſamkeit vereinigte, ſo daß, nach vielfach erwieſenem glaubhaften Zeugniß, durch die gewinnenden Eigenſchaften des angenehmen Geſellſchafters ſelbſt Solche beſtochen wurden, welche mit ihm in perſönliche Berührung kamen, nachdem ihr Herz durch ſeine unerbittliche Strenge und Grauſamkeit bei der Beherrſchung und Behandlung ſeines Landes von Haß gegen den Tyrannen erfüllt worden war.

Das lebendige und überzeugende Beiſpiel davon iſt der Arzt, der ihn während ſeiner letzten entſetzlichen und widerlichen Krankheit behandelte, durch welche des Himmels Strafgericht ſich für Jeden, der es erkennen wollte, ſo ſichtlich offenbarte.

Doch von dieſem Arzte ſpäter.

Jetzt die Schilderung einiger früheren Ereigniſſe. Wir ſind gezwungen, uns dabei ſkizzenhaft zu halten, denn der uns zugemeſſene Raum geht zu Ende, und noch bleiben uns eine Menge von Thatſachen vorzuführen.

König Franz I. war geſtorben und ſein Sohn König Ferdinand II. hatte den Thron ſeiner Väter beſtiegen. Mit banger Erwartung ſah das neapolitaniſche Volk den erſten Handlungen ſeiner Regierung entgegen, denn viele Wünſche waren zu erfüllen, viele Mißbräuche abzuſtellen und noch wußten die Unterthanen nicht, was ſie von ihrem neuen Gebieter zu erwarten hatten. Die Regierung ſeines Vaters war von zu kurzer Dauer geweſen, als daß das Volk einen Einblick in den Charakter des Kronprinzen hätte gewinnen können.

Ferdinand II. ſollte die, über deren Leben, Freiheit und Vermögen ihm durch die Gnade Gottes unumſchränkte Gewalt verliehen worden war, über ſeinen Charakter und ſeine Geſinnungsweiſe nicht lange in Ungewißheit laſſen.

Die erſte entſcheidende Handlung ſeiner Regierung zeigte, wie die ganze Dauer ſeiner Herrſchaft: daß das Wohl des Volkes, daß Recht und Gerechtigkeit, ja daß gegebene Verſprechungen, geſchworene Eide, ſelbſt wenn ſie von dem Throne herab ertönten, in ſeinen Augen nichtsbedeutend waren, leere Worte, die der, welcher ſie geſprochen hatte, oder der in die ererbten Rechte und Pflichten deſſen trat, der ſie früher ſprach, zu halten nicht verpflichtet war.

Die Insel Sicilien, welche in Folge alter Rechte und getroffener Uebereinkommen einen eigenen, in gewisser Beziehung abgesonderten und durch zugestandene Privilegien begünstigten Staat unter der Herrschaft der gemeinschaftlichen Krone „beider Sicilien" bildete, war dem neuen Monarchen wegen dieser Berechtigungen ein Dorn im Auge, obgleich dieselben factisch bereits so ziemlich auf Null herabgedrückt waren. So figurirte zum Beispiel in dem Ausgabe-Budget alljährlich eine nicht unbedeutende Summe „für Erbauung und Unterhaltung von Landstraßen", aber es wurde davon zu dem angegebenen Zwecke nicht ein Carlin verausgabt, obgleich die Verfassung ausdrücklich bestimmte, daß die von der Insel Sicilien aufgebrachten Steuern und Abgaben nur für die Insel selbst verausgabt werden sollten. Es gab aber in Sicilien so gut wie gar keine Landstraßen; in das Innere des Landes und von dort her an die Küsten wurde der Verkehr auf Maulthieren betrieben und selbst der Transport des zur Ausfuhrung bestimmten Getreides erfolgte durch diese kostspieligen Lastthiere. Hatte doch der König selbst die von der Geschichte aufbewahrten Worte gesprochen: „Wozu bedürfen wir Landstraßen!"

Dennoch wurden die dem Lande widerrechtlich entzogenen Summen zur „Unterhaltung" verwendet, aber

nicht zur Unterhaltung der nicht vorhandenen Landſtraßen Siciliens, ſondern zu der der neapolitaniſchen Höflinge.

Indeß war aber ſelbſt der ſchwache Schein der Sicilien gelaſſenen Rechte dem König Ferdinand II. noch zu viel und er beſchloß, demſelben ein Ende zu machen.

Die Veranlaſſung dazu zu finden konnte einem unumſchränkten Könige nicht ſchwer fallen, und im Jahre 1836 bot die Cholera, welche damals, auf ihrer erſten Rundreiſe durch Europa begriffen, wie in vielen andern Staaten Europa's, ſo auch in Sicilien mit ungeheurer Wuth auftrat, das willkommene Mittel, welches von der ſchlauen Regierung mit Eifer ergriffen wurde.

Wie dies auch in aufgeklärteren Ländern der Fall war, ſo verbreitete ſich ebenfalls in Sicilien und ſogar unter den höheren und gebildeteren Ständen der Glaube, die Regierung hätte abſichtlich durch Gift die Seuche in dem Lande verbreitet, und dieſer Glaube fand dadurch Beſtätigung, daß Sicilien bis vor kurzer Zeit unter der Obhut eines ſtarken, mit Strenge gehandhabten Sanitätscordons von der auf dem neapolitaniſchen Feſtlande herrſchenden Cholera verſchont geblieben war, die ſich dann aber mit reißender Schnelligkeit und furchtbarer Wuth verbreitete, als ein königlicher Befehl dieſen

Sanitätscordon ohne alle äußere Veranlaſſung aufgehoben hatte, als ſei es Abſicht, der fürchterlichen Seuche den freien Zutritt in das Land zu eröffnen.

Die Folgen der Verheerungen, die das Land erduldete, ſowie jenes Vergiftungsglaubens, waren, wie auch in anderen Ländern, unruhige Auftritte. In mehreren Städten brachen Unruhen aus. In Catanea ſtand die ganze Einwohnerſchaft auf, verjagte die ſchwache Garniſon, zertrümmerte die Bildſäulen der beiden letzten Könige und in Palermo ertönte der aufrühreriſche Ruf: „Tod dem Tyrannen und ſeinen Helfershelfern!“

Das war für König Ferdinand II. eine Freudenbotſchaft. Jetzt war das ſchon längſt beabſichtigte bewaffnete Einſchreiten in den Augen der fremden Cabinette gerechtfertigt, obgleich die begangenen Exceſſe ſich überall ziemlich harmloſer Natur zeigten, und während königliche Agenten als Plünderer vorausgeſchickt wurden, um die Unruhen möglichſt zu vermehren und zu ſchüren, folgte ihnen ſchon nach wenigen Tagen der General Francesco Xaver del Carretto, begleitet von drei anderen Generalen, Truppen, Kanonen, Gendarmen und einem ganzen Heer von Beamten und Spionen der Polizei, ſo wie von Kerkermeiſtern; denn den letztern

drei Gattungen von Menſchen war die umfaſſendſte Beſchäftigung und Verwendung zugedacht.

Die an und für ſich unbedeutenden Aufſtände wurden mit leichter Mühe gedämpft, und es hätte dazu wahrlich eines ſo gewaltigen Apparates nicht bedurft; allein ſie waren ja auch nur Vorwände zu der Erreichung des eigentlichen Zweckes und dieſen verfolgte man in der weiteſten Ausdehnung, ſo daß die Menſchheit vor dem Zuſtande ſchaudert, der nun über das unglückliche Sicilien hereinbrach. Del Carretto, zum Polizeiminiſter Siciliens ernannt, wurde mit beinahe unbedingter Vollmacht bekleidet und er benutzte dieſe, den königlichen Willen wohl kennend, mit einer Wuth und einer Grauſamkeit, die ihn zu einem würdigen Seitenſtücke ſeines neapolitaniſchen Amtsgenoſſen, des Fürſten von Canoſa, machte. Dieſe Grauſamkeit, dieſe Verfolgungswuth waren aber der Regierung, die er vertrat, um ſo unwürdiger, da ſie zum großen Theile ganz Unſchuldige oder nur in ſehr geringem Grade Strafbare traf; denn die am meiſten Compromittirten hatten ſich durch die Flucht der ihnen drohenden Strafe zu entziehen gewußt. Aber geſtraft, mit der größten Strenge geſtraft mußte werden, ſo wollte es der Wille des königlichen Gebieters, ſo verlangte es der Charakter del Carretto's. Es blieb daher nichts übrig, als

zu Opfern minder Strafbare zu erwählen und wo es auch an diesen mangelte, ganz Unschuldige. Doch nein, Unschuldige gab es in den Augen del Carretto's und seiner gleichgesinnten Helfershelfer auf ganz Sicilien nicht; denn wo Handlungen mangelten, da wurden Gesinnungen als Verbrechen bestraft, und wo selbst diese nicht erwiesen waren, da reichte schon der Verdacht hin, den, welcher den letztern auf sich gezogen, um Freiheit und Leben zu bringen.

So wurden durch die Kriegsgerichte, welche del Carretto überall einsetzte, Tausende zum Kerker, Hunderte zum Tode verurtheilt. Selbst Priester, sonst so hoch verehrt, Frauen und sogar Kinder verschonte der Wütherich nicht.

Justizbehörden existirten kaum noch dem Namen nach; die Verwaltungsbehörden waren nach Neapel verlegt, so daß die Unterthanen wegen der unbedeutendsten Angelegenheiten Reisen nach der Hauptstadt des Reiches machen mußten. Alle Macht lag lediglich in den Händen der Polizei und diese war unverantwortlich, von dem Polizeiminister an bis herab zu dem geringsten Polizeidiener und dem niedrigsten Kerkerknechte, unverantwortlich in der doppelten Bedeutung des Wortes. In welchem Grade, davon läßt man sich bei uns kaum etwas träumen. War doch die Polizei ausdrücklich

ermächtigt, die auf unbeschränkte Zeit in Haft zu be halten, die von den Gerichtshöfen gänzlich straffrei ge sprochen waren. Verdächtig zu sein, das heißt frei sinniger Gesinnungen verdächtig, galt in den Augen der Polizei für ein größeres Verbrechen, wie Straßenraub und Mord und konnte zu jahrelangem Kerker unter wahrhaft unmenschlicher Behandlung führen. Verhaftungen der Art wurden mit dem Ausdrucke „con empara di polizia" bezeichnet, und keine Behörde, kein Tribunal durfte gegen die Verfügungen der Polizei etwas einwenden, so hatte es der Wille König Ferdinand's II. bestimmt, und dieser Wille stand weit, weit über jedem Gesetz, oder er war vielmehr das alleinige und einzige Gesetz. Recht und Gerechtigkeit waren Begriffe, die in dem Wörterbuche des Königreichs Neapel vergebens ge sucht worden wären.

IX.

Ein Polizeiſtückchen.

Um die Zeit, als ein ſo entſetzlicher Zuſtand auf dem unglücklichen Sicilien laſtete, daß auch die ruhigſten Schilderungen deſſelben als Uebertreibungen erſcheinen müßten, wäre dieſer Zuſtand nicht durch viele unwiderlegbare Zeugniſſe der achtbarſten Perſonen erwieſen, um dieſe Zeit, ſagen wir, ſaßen in einer lieblichen lauen Sommernacht in einem Stübchen, das in dem Hintergebäude eines größeren Hauſes einer Nebenſtraße Palermo's lag, eine ältere Frau und ein junger Mann beiſammen. Die Frau zeigte bereits Spuren des höheren Matronenalters, obgleich ſie erſt in dem Anfange der vierziger Jahre ſtand, der junge Mann aber erfreute ſich der ungeſchwächteſten Jugendkraft, denn er zählte höchſtens etliche zwanzig Jahre und zeigte ein

Bild der Geſundheit und Lebensfriſche. Dennoch war ein Schleier der Betrübniß über ſein feines ausdrucksvolles Geſicht gebreitet, aus ſeinen ſchönen großen dunklen Augen leuchtete ein finſteres Feuer und ſeine hohe offene Stirn war bereits durchzogen von leichten Runzeln, die zwar in den ſeltenen Augenblicken ungetrübter Heiterkeit verſchwanden, um ſo tiefer aber ſichtbar wurden, wenn irgend ein ſchmerzliches Gefühl den jungen Mann ergriff. Dazu aber gab es in dieſer traurigen Zeit nur allzuhäufige Gelegenheit.

Es ſind alte Bekannte, die wir hier wiederfinden: Eugenie und ihr Sohn Carlo, den wir als kleinen Knaben in der engen Bergſchlucht nahe dem Städtchen Chiana Formoſa in Calabrien verließen, als der ältere Carlo mit Jean Aubuſſon und Salvati von dort aus nach einer kurzen Zeit der Ruhe ihre Flucht fortſetzten, und den wir jetzt ſeiner Jünglingsjahre ungeachtet als ernſten und geſetzten Mann erblicken, ſo ſchnell hatten trübe Erfahrungen und die Härte des Schickſals ihn gereift.

Eugenie war bald nachdem wir in ihrem einſamen Verſteck von ihr Abſchied genommen hatten, ihrer Sicherheit wegen gezwungen worden, ihr ſtilles Aſyl zu verlaſſen und nach längerem ruheloſen Umherziehen, oft bedroht von Gefahren, noch öfter heimgeſucht von Noth

und Entbehrung, hatte ſie endlich in Palermo eine beſcheidene Zufluchtsſtätte gefunden und lebte glücklich durch die Vereinigung mit ihrem geliebten Sohne, ärmlich zwar, aber dennoch ohne drückende Nahrungsſorgen, von dem kleinen Gehalte Carlo's, der ſich dem Handelsſtande gewidmet und durch Fleiß und Redlichkeit eine geſicherte Stellung gefunden hatte.

In der finſterſten Stimmung war Carlo heute aus ſeinem Geſchäfte zu ſeiner Mutter zurückgekehrt, bei der er jeden Abend zuzubringen pflegte, denn die Zeiten waren theils nicht dazu geeignet, an dem Beſuche öffentlicher Orte Vergnügen finden zu laſſen, weil man nirgend vor den Lauſcherohren der zahlreichen Polizeiſpione ſicher war und ſelbſt das unſchuldigſte Wort, ja ſogar eine mißdeutete Miene, Gefahr bringen konnte; theils hatte Carlo alle Urſache, ſich einzuſchränken, und die einzige Zerſtreuung, die einzige Aufheiterung, welche ſeine Mutter und er ſich gönnten, waren daher Spaziergänge in der reizenden Umgebung Palermo's oder an dem Ufer des Meeres, wo ſie ſehnſüchtig die Blicke hinausrichteten in die Ferne, weit über die Wogen des Oceans. Denn dort weilte der Einzige, an dem Eugeniens Herz noch außer an ihrem Sohne hing, Jean, ihr geliebter Bruder. Wenigſtens mußte ſie dies vermuthen, denn glücklich

war er nach jenem mißlungenen Aufſtande Sicilieus entkommen, wie ein Brief aus dem ſüdlichen Frankreich ihr angezeigt hatte. Seitdem aber war keine Nachricht von ihm mehr zu ihr gelangt und ſie wußte daher nicht einmal, ob er noch unter den Lebenden weilte.

Die finſtere Stimmung ihres Sohnes fiel dem liebenden Mutterauge ſogleich auf und theilnahmvoll fragte Eugenie:

„Was iſt Dir, mein Carlo? Hoffentlich verbirgſt Du mir nicht irgend eine betrübende Nachricht!“

„Gewiß nicht, meine theure Mutter,“ entgegnete Carlo. „Du weißt ja, daß ich kein Geheimniß vor Dir habe.“

„Was iſt es denn aber, was Dich ſo ſichtlich verſtimmt?“ fragte die Mutter.

Da brachen die lange und mühſam unterdrückten Gefühle und Gedanken des jungen Mannes in einem unaufhaltſamen Strome hervor.

„Mutter,“ rief er heftig, „ich vermag dieſe Exiſtenz nicht länger zu ertragen. Täglich werde ich durch die Scenen, die der Wütherich del Carretto unſern Augen vorführt, bis in das Innerſte meiner Seele erſchüttert und erbittert. Es laſtet ſchwer auf mir, daß ich bisher noch nichts that, nicht einmal verſuchte, den Schwur zu erfüllen, den ich, freilich noch ein Knabe, in

die Hand des Oheims leiſtete, der aber unauslöſchlich in mein Gedächtniß gegraben iſt. Zwar ſpricht mein Gewiſſen mich frei in Beziehung auf den verruchten Canoſa, den der Tod zur Strafe ſeiner zahlloſen Verbrechen abrief, noch ehe mein Arm ſtark genug war, den Rachedolch in ſein ſchwarzes Herz zu ſtoßen!"

„Und ich danke Gott für ſeine Gnade, daß es ſo kam!" unterbrach ihn ſeine Mutter mit einem Seufzer.

Ohne auf dieſe Unterbrechung zu achten, fuhr Carlo fort:

„Um ſo mehr aber fühle ich mich getrieben, den zweiten Theil meines Schwures zur Erfüllung zu bringen und Rache zu üben an dieſem Bourbon, der Schandthat auf Schandthat, Verbrechen auf Verbrechen häuft, das Strafgericht Gottes herausfordernd!"

Er hatte ſo haſtig geſprochen, daß ſeine Mutter ihn nicht zu unterbrechen vermochte. Als er jetzt ſchwieg rief ſie in unbeſchreiblicher Angſt:

„Um Gottes willen, mein geliebtes Kind, ſprich ſo entſetzliche Worte nicht aus! Du weißt, daß jetzt in Palermo die Wände Ohren haben. Hörte man Dich, ſo wäreſt Du unrettbar verloren und wenn Du nicht unter gräßlichen Martern Dein Leben endeteſt, ſo müßteſt Du es in einem ſcheußlichen Kerker oder in dem Bagno

von Favignana, in der Mitte des Auswurfs der Menſchheit, elend hinſchleppen!“

„Fürchte nichts, meine geliebte Mutter,“ entgegnete Carlo, der wieder ruhiger geworden war. „Ich weiß mein Geſicht und meine Zunge im Zaume zu halten, ſo daß ſie außerhalb des Hauſes ſelbſt dem ſcharfſichtigſten Polizeiſpion nichts von dem verrathen, was die Tiefe meiner Bruſt birgt. Hier im Hauſe aber haben wir keines Lauſchers Ohr zu fürchten.“

„Sage das nicht ſo unbedingt, mein Sohn,“ bat Eugenie. „Es iſt nicht gut, ſich zu großer Sicherheit hinzugeben. — Doch ſprich, was hat Dich denn eben heute in ſolche Aufregung verſetzt, während Du doch durch tägliche Wiederholungen ſchon längſt an das, was hier geſchieht, gewöhnt und dagegen abgeſtumpft ſein ſollteſt?“

„Du haſt wohl Recht, meine gute Mutter,“ entgegnete Carlo, „und ich glaubte ſelbſt, ich wäre vollkommen gleichgültig gegen das geworden, was ich nicht zu ändern vermag. Aber das, was ich heute ſah, hat mich auf eine furchtbare Weiſe erſchüttert und den Entſchluß in mir erweckt, den lange vergeſſenen Schwur in Ausführung zu bringen.“

„Ich hoffe,“ ſagte Eugenie, „Du wirſt Dich noch anders beſinnen und mich nicht verlaſſen. Doch

erzähle mir, was Dich in eine ſo furchtbare Aufregung verſetzt hat."

„Höre es," entgegnete er, „und ſage dann ſelbſt, ob es möglich iſt, bei ſolchen Auftritten kaltes Blut zu behalten. — Du wirſt vielleicht gehört haben, daß der Intendant des Grafen von San Marco als politiſch verdächtig verfolgt wird. Vergebens verfolgten die Häſcher ſeit längerer Zeit ſeine Spur, da erfuhren ſie durch einen unglücklichen Zufall, daß la Vicata — ſo heißt der Intendant — hier in Palermo einen vertrauten Freund hat, den ſeines ſtrengen, aber edlen Charakters wegen in allgemeiner Achtung ſtehenden Chimera. Es ſchien den feilen Dienern del Carretto's nun gewiß, daß la Vicata bei dieſem zuverläſſigen Freunde verſteckt ſein müſſe. Plötzlich wurde daher geſtern das Haus Chimera's umzingelt und in den ſämmtlichen Räumen deſſelben die ſtrengſte Durchſuchung vorgenommen. Vergebens. La Vicata wurde nicht gefunden. Aber nach der Meinung der Polizeiagenten mußte er bei Chimera verſteckt ſein. Dieſer wird alſo, um ihn zum Geſtändniß zu bringen, wo er ſeinen Freund verſteckt hält, mit Peitſchenhieben und Stockprügeln furchtbar mißhandelt. Er ertrug Alles ſtandhaft und geduldig, ohne den Freund zu verrathen oder vielmehr wahrſcheinlich, weil er ſelbſt das

Verſteck la Vicata's nicht kannte. Man brachte ihn daher, ohne auf das Flehen ſeiner ſchönen jungen Frau zu achten, in das Gefängniß, um ihm hier durch noch größere Martern das ſo hartnäckig verweigerte Geſtändniß zu entreißen. Man trieb ihm dazu kleine ſpitzige Nägel, die im Feuer glühend gemacht waren, unter den Nägeln in das Fleiſch!"

„Entſetzlich!" rief ſeine Mutter aus und ſchlug ſchaudernd beide Hände vor die Augen, als könnte ſie dadurch dem inneren Blicke das Bild des Gemarterten entziehen.

„Nicht wahr," ſagte Carlo mit dem Ausdrucke unbeſchreiblicher Bitterkeit, „ſolche Martern erinnern an das finſterſte Mittelalter und übertreffen ſogar noch die raffinirte Grauſamkeit der Inquiſition. — Dennoch iſt das noch nicht das Aergſte, was ich Dir zu berichten habe. — Höre nur weiter" *).

Und nach einer kleinen Pauſe fuhr er fort:

„Chimera blieb ſelbſt unter dieſer furchtbaren Marter bei ſeiner Ausſage, daß er den Aufenthalt la Vicata's nicht wiſſe und unter den entſetzlichſten

* Alle die hier angeführten Namen und Thatſachen ſind ſtreng der Wahrheit getreu und hinlänglich erwieſen. Nur in der Zeit und der Zuſammenſtellung glaubte der Verfaſſer von der licentia poetica Gebrauch machen zu dürfen.

Schmerzen brachte der Unglückliche die Nacht zu. — Beſorgt um das Schickſal ihres Mannes, von deſſen grauſamer Behandlung ihr etwas zu Ohren gekommen ſein mochte, erſchien nun heute die junge ſchöne Frau Chimera's in dem Gefängnißgebäude und flehte um die Freilaſſung ihres Mannes, oder wenigſtens um die Erlaubniß, ihn ſehen und tröſten zu dürfen.

Der Anblick des ſchönen Weibes, deſſen Reize die Trauer, der Schmerz auf eine eigenthümliche Weiſe erhöhen mochten, erweckte in einem der Polizeibeamten, einem begnadigten Meuchelmörder, einen teufliſchen Gedanken, würdig der Hölle, und es wurde mit der Ausführung nicht gezögert.

Zu ihrer unausſprechlichen Freude wurde nach Verlauf von etwa einer Stunde der gemarterte Chimera wirklich aus dem Kerker entlaſſen. Aber ſeine Freiheit erhielt er deshalb doch nicht wieder, ſondern er und ſeine Frau wurden durch Polizeiagenten nach ſeinem Hauſe begleitet. — An der Thür deſſelben machten die Schergen mit den gefangenen Gatten Halt und jenes Ungeheuer, das den Plan entworfen hatte, wendete ſich zu Chimera mit der Frage:

„Willſt Du noch immer nicht eingeſtehen, wo Du den Hund Licata verſteckt haſt?“

„Ich kann nur wiederholen, daß ich nicht weiß, wo er iſt," entgegnete Chimera.

„Nun, das werden wir bald ſehen!" ſagte der Nichtswürdige mit widerlichem Lachen. Dann wendete er ſich zu ſeinen Begleitern und rief:

„Thut, wie Euch geboten wurde!"

Im Nu wurde Chimera, der übrigens zu erſchöpft war, um Widerſtand leiſten zu können, gepackt, gebunden und geknebelt, und von zwei handfeſten Schergen gehalten, um das mit anzuſehen, was auf öffentlicher Straße, unter den Augen der ſich anſammelnden Zuſchauermenge, mit ſchamloſer Frechheit vollbracht werden ſollte.

Es war eine Bank gebracht worden, und zwei der untern Schergen ſtellten ſich, mit Stricken in den Händen, daneben, während der Anführer der Poliziſten unter rohen Scherzen der jungen Frau, die ſich unter ſeinen und ſeiner Gehülfen Händen erröthend wand und ſträubte, ſo viel ihre ſchwachen Kräfte es ihr möglich machten, die Kleider vom Leibe riß. Nach wenigen Minuten ſtand ſie zitternd und weinend vor Schaam und Wuth da, nur noch mit dem Hemde bekleidet, und bald überzog Leichenbläſſe, bald Purpurgluth ihre Wangen. Aber ſelbſt dies letzte Kleidungsſtück wurde ihr genommen, und ganz nackt ließ der Diener del

Carretto's ſie auf der Bank feſtbinden, indem er höhnend ſagte, wenn ſie oder ihr Mann auch jetzt noch den Aufenthalt Licata's nicht angäben, ſollte das ſchöne Weib den rohen Lüſten der Polizeimannſchaft überliefert werden. Obgleich ich einen ſolchen Cannibilismus ſelbſt einer del Carretto'ſchen Polizeimannſchaft nicht zutrauen wollte, entfloh ich, das Herz von Mitleid, noch mehr aber von Wuth erfüllt, und hinter mir her ertönte das entſetzliche Verzweiflungsgeſchrei der Unglücklichen, an welcher vielleicht die Drohung bereits zur Wahrheit gemacht wurde.

„Wie wahnſinnig durchraunte ich mehrere Straßen; gewaltig tobte es in meinem Gehirne und ich gewann erſt dann einige Ruhe wieder, als ich zu dem Entſchluß gekommen war, den Schwur zu erfüllen, den ich in die Hand des Oheims geleiſtet hatte: Rache an dieſem Bourbon, der ſolche Gräuel nicht nur gut heißt, ſondern ſogar ſelbſt den Befehl dazu giebt, wenn auch nicht in jedem einzelnen Falle!“

„Gräßlich! Entſetzlich!“ rief Eugenie, welche am ganzen Leibe krampfhaft zitterte. Denn was ihr Sohn ihr erzählte, erſchütterte ſie um ſo mehr, da es ihr mit furchtbarer Lebendigkeit in das Gedächtniß zurückrief, was einſt ihr ſelbſt durch die Ruchloſigkeit des Fürſten Canoſa geſchehen war.

Es entſtand eine längere Pauſe. Weder Mutter noch Sohn ſprachen ein Wort. Sie ſtarrte mit gefalteten Händen vor ſich nieder auf den Boden, er aber ging mit heftigen Schritten in dem kleinen Gemache auf und nieder.

Die Schilderung deſſen, was er vor wenigen Stunden ſelbſt mit angeſehen, hatte ihn auf's Neue in eine ungeheure Aufregung verſetzt und ſeinen Zorn bis beinahe zur Wuth geſteigert.

Plötzlich ſchien Eugenie von einem peinlichen Gedanken erfaßt zu werden. Sie erhob raſch den Kopf und fragte mit bebender Stimme und dem Ausdrucke der höchſten Angſt:

„Und was denkſt Du nun zu thun, mein Carlo?“

„Jedenfalls meinen Schwur zu erfüllen,“ entgegnete Carlo finſter; „nur ſchwanke ich noch zwiſchen zwei Mitteln dazu. Dein Rath, meine Mutter, ſoll dazu den Ausſchlag geben.“

„Und was ſind das für Mittel?“ fragte ſie geſpannt.

„Entweder, nach Neapel zu gehen, auf irgend eine Weiſe an den König zu kommen, und das Land von dem blutdürſtigen Tyrannen zu befreien.“

„Keinen Mord, mein Carlo! Keinen Mord!“ rief Eugenie raſch. „Ueberlaſſe es Gott, der auch die Großen und die Mächtigen zu erreichen weiß, wenn es

ſein Wille iſt, die vielen Frevel zu beſtrafen, mit denen Ferdinand II. ſein Gewiſſen befleckt hat, halte Du aber Deine Hände rein von Menſchenblut, und wäre es ſelbſt das ſchwarze Blut eines ſolchen gekrönten Ungeheuers!“

„Ich konnte mir wohl denken, daß Deine Entſcheidung ſo ausfallen würde, meine Mutter,“ entgegnete Carlo, „und ich will Dir nicht verhehlen, daß in mir ſelbſt ſich etwas gegen den Gedanken ſträubte, zum feigen Meuchelmörder zu werden; denn auf andere Weiſe würde es kaum möglich ſein, an den Tyrannen zu kommen, ſo gern ich auch mein Leben für das ſeinige hingeben und für einen ſolchen Mord zum Märtyrer werden würde, könnte ich ihm offen, mit der Todeswaffe in der Hand, entgegentreten. — Nachdem aber dieſer Plan verworfen iſt, bleibt mir nur noch der andere Weg zu betreten.“

„Und was iſt das für ein Weg?“ fragte ſeine Mutter geſpannt.

Carlo bog ſich zu ihrem Ohre, als fürchte er ſelbſt bei einer ſo hochwichtigen Nachricht einen Lauſcher, und flüſterte halblaut:

„Es hat ſich ein dunkles Gerücht verbreitet, daß an der Küſte Calabriens der tapfere Carlo Piſacane, Herzog von San Giovanni und der edle, hochherzige

brave Ricotera die dreifarbige Fahne Italiens, das Symbol der Freiheit, aufgepflanzt haben, um die Macht des Tyrannen zu brechen, und ihn zu zwingen, die Constitution wieder herzustellen, und der Haß, der im ganzen Lande gegen Ferdinand II. herrscht, hat in den Herzen aller Patrioten die Hoffnung erweckt, daß den heldenmüthigen Führern des Aufstandes viele Tausende zuströmen werden und daß es ihnen mit deren Beistand gelingen werde, das Joch der Tyrannei zu brechen. — Meine Absicht ist daher, nach Calabrien zu gehen, und unter der Fahne der Freiheit meinen Arm der heiligen Sache des Vaterlandes zu weihen."

Eugenie stieß einen schmerzlichen Seufzer aus, und stand im Begriffe, etwas zu antworten, vielleicht um ihren Sohn von seinem Entschlusse abzubringen, vielleicht aber auch, um ihm, wenn auch unter schmerzlichem Widerstreben, ihre Einwilligung zu gewähren, da wurde sie daran durch ein unerwartetes Ereigniß verhindert.

Hastig riß ein Unbekannter die Thür auf, schob mit allen Zeichen der Angst den Riegel vor und wendete sich dann zu den Beiden, die ihn verwundert und erschrocken zugleich ansahen.

„Verbergen Sie mich!" bat er. „Es handelt sich

um mein Leben. Die Polizei iſt mir auf den Ferſen, und wenn —"

Plötzlich unterbrach er ſich.

Er hatte jetzt erſt Eugenie genauer in das Auge gefaßt und mit einem Freudenausbruche rief er:

„Iſt es möglich? — Gottes Fügung ſelbſt hat mich zu Dir geführt, Eugenie, meine theure Schweſter!"

Ueberraſcht blickte Eugenie den Fremden an, und ihn erkennend, ſank ſie an ſeine Bruſt mit dem Ausrufe:

„Jean! Mein geliebter Bruder, ſo ſehe ich Dich endlich wieder!"

A.

Die Verdächtigen.

Eugenie ſprach dieſe Worte mit dem Tone freudigen Entzückens; hätte ſie ihren Bruder aber ſchärfer angeſehen, hätte ſie ſeine ganze Erſcheinung einer genaueren Prüfung unterworfen, ſo würde der Ton der Freude wahrſcheinlich der der Betrübniß, der Beſorgniß geweſen ſein.

Jean hatte ſich in der That ſeit der Trennung von ſeiner Schweſter ſehr verändert. Zwar waren ſeitdem Jahre verfloſſen, allein ſein Ausſehen war ſeinem Alter vorangeeilt, und obgleich er noch in dem Anfange der vierziger Jahre ſtand, ſchien er ſchon hoch in den Funfzigen zu ſein. Dazu kam noch, daß ſeine Kleidung ärmlich und vernachläſſigt war und daß er um die Stirn eine Binde trug, welche unter der tief

herabgezogenen Kopfbekleidung blutig hervorsah. Kurz, sein ganzes Aussehen war erbärmlich und mitleiderregend.

Eugenie bemerkte dies, nachdem die erste Aufregung der Freude vorüber war und fragte ihn voll Theilnahme nach seinen Erlebnissen, und besonders, wodurch dies unerwartete Wiedersehen herbeigeführt worden sei.

In flüchtigen Umrissen erzählte er ihr seine Schicksale, welche traurig waren wie die der meisten politischen Flüchtlinge, die wie gehetztes Wild von einem Orte, von einem Lande zum andern gejagt werden, und denen man die Ruhestätte nicht gönnt, die sich ihnen hier oder dort nach jahrelangem Umherirren endlich bietet, selbst dann von Polizei wegen nicht gönnt, wenn sie sich in ihrem ermüdeten Herzen innig danach sehnen, ruhige und friedliche Bürger zu werden und sie zur Erreichung dieses Wunsches ein gesichertes Auskommen gefunden haben. Gleichviel! Der Aufenthalt wird ihnen von der Polizei verweigert, weil sie verdächtig sind, und wieder werden sie gezwungen, den Wanderstab zu ergreifen, bis sie zuletzt wirklich die Gefährlichen werden, die man bisher ganz mit Unrecht in ihnen in den Ländern erblickt oder vermuthet hatte, in denen sie mit

dankbarem Herzen ein ihnen vergönntes ruhiges Aſyl angenommen haben würden!

Auch Jean Aubuſſon hatte dies Schickſal getroffen, und nachdem er, der über ſeinem Haupte ſchwebenden dringenden Gefahr vergeſſend, ſeiner Schweſter und dem Neffen, der ihn nach der Erkennung herzlich bewillkommnete, in flüchtigen Zügen ſein vergangenes Leben geſchildert hatte, ſchloß er:

„So an den Rand der Verzweiflung gebracht, aller Hülfsquellen, jeder Ausſicht, jeder Hoffnung auf die Zukunft beraubt, hörten einige gleichgeſinnte Freunde und ich zufällig, daß der Herzog von San Giovanni und der brave Ricotera die Abſicht hätten, in Calabrien die Fahne der Freiheit aufzupflanzen und unter der Hand Anhänger und Theilnehmer anwerben ließen."

„Alſo iſt es wahr, was hier die Gerüchte ſagen!" rief Carlo freudig erregt. „So wird ſich mir, Gott ſei gelobt, endlich die Gelegenheit zu kräftigem Handeln bieten!"

Mit trübem Lächeln entgegnete Jean:

„Deine Hoffnungen, mein lieber Neffe, muß ich leider vernichten. Die Gelegenheit war allerdings vorhanden, aber ſchon iſt ſie auch wieder verſchwunden!"

„Was ſagſt Du!“ rief Carlo erſchrocken; „der edle Carlo Piſacane —“

„Iſt gefallen für die Sache, der er ſein Leben widmete und — opferte!“

„Biſt Du davon überzeugt, Onkel?“ fragte Carlo, ungläubig noch trotz des Tones der Zuverſicht, mit welchem Jean die Verſicherung gegeben hatte.

„Ueberzeugt, wie man nur von einer Sache überzeugt ſein kann,“ entgegnete Jean, und noch finſterer runzelte ſich ſeine Stirn unter der blutigen Binde.

„Doch höre weiter!“ fuhr er fort.

„Von verſchiedenen Seiten ſchlichen einige Hundert Verbannte, beſeelt von dem Muthe der Begeiſterung und der Verzweiflung — denn ſie gingen der Erfüllung oder Vernichtung ihrer letzten Hoffnung entgegen — nach den Küſten Calabriens. Auf verſchiedenen Punkten wurde die Landung glücklich vollbracht, und als Fürſt San Giovanni die ſeit längerer Zeit für dieſen Augenblick bereitgehaltene dreifarbige Fahne vor dem Thore ſeines Bergſchloſſes aufpflanzte, ſah er ſich von einer todesmuthigen Schaar umgeben, die etwa funfzehnhundert Streiter zählen mochte, und zwar hinreichend, aber freilich ſehr verſchiedenartig bewaffnet war und als einziges gleichmäßiges Abzeichen eine dreifarbige Binde um den linken Arm hatte, ſtatt welcher die

Officiere eine Schärpe über die Schulter oder um den Leib trugen.

„Nach einer begeisternden Ansprache des Fürsten, so wie des Barons Nicotera brachen wir auf. Die Absicht war, Calabrien nach verschiedenen Richtungen zu durchziehen, alle Unzufriedenen, alle Feinde der Regierung mit uns zu vereinigen und uns zu Herren der ganzen Provinz zu machen, um so mit der gesicherten Aussicht auf Erfolg auch auf die anderen Provinzen wirken zu können. — Bittere Täuschung! — Der Verrath hatte nicht geschlafen. — Unter die, welche als Werber für die heilige Sache der Freiheit ausgezogen waren, hatten sich Spione eingeschlichen, und die Absicht Carlo Pisacane's war der Regierung genau bekannt, noch ehe sie zur Ausführung reifte. Man ließ den Herzog indeß ruhig gewähren, um so im entscheidenden Augenblicke mit Sicherheit eine desto größere Anzahl von Patrioten vernichten oder den Kerkern überliefern zu können. — Nur zu gut gelang diese Absicht. Kaum waren wir einige Stunden weit von dem Schlosse des Herzogs entfernt und eben hatten sich die Colonnen gebildet, welche von dem erreichten Punkte aus verschiedene Richtungen einschlagen sollten, als wir auf dem Gipfel eines Berges, der auf unserem Wege lag, die Bajonnette königlicher Truppen blitzen sahen. Unter

lautem Kampfgeſchrei ſtürmten wir die Höhe hinan, und es entſpann ſich ein blutiges Gefecht, das bald zu unſerem Vortheil entſchieden geweſen ſein würde, wären nicht auf allen Wegen, die zu dem Punkte des Kampfes führten, nach und nach immer mehr Truppen erſchienen, ſo daß wir bald nicht mehr daran zweifeln durften, daß wir verrathen und auf allen Seiten von weit überlegenen und noch überdies disciplinirten Streitkräften umzingelt waren, während uns die militairiſche Ausbildung mangelte, die ſelbſt der Heldenmuth, welchen unſere Kämpfer ohne alle Ausnahme zeigten, nicht zu erſetzen vermag. Unſere Leute kämpften wie die Löwen; als aber eine feindliche Kugel das Herz des edlen Herzogs von San Giovanni durchbohrte, als der Baron Nicotera, aus mehreren Wunden blutend, in die Hände der Truppen gefallen war, da benutzten unſere Leute, durch den vielſtündigen Kampf erſchöpft, die einbrechende Nacht, um einzeln ihr Heil in der Flucht zu ſuchen.

„Auch ich befand mich unter dieſen Flüchtlingen und ich war glücklich genug, am Ufer ein Fiſcherboot zu finden, auf dem ich mit zwei Unglücksgefährten die Küſte Siciliens erreichte. Von meinen Genoſſen getrennt, ſchlich ich mich nach Palermo, weil ich in einer großen Stadt den Verfolgungen eher entgehen zu können

glaubte. Freilich hatte ich keine Ahnung von den jetzt hier herrſchenden Zuſtänden und obgleich ich mich ſo verborgen als möglich hielt, war ich doch bald als verdächtig bezeichnet worden. Ich ſollte verhaftet werden, aber ich widerſetzte mich und es gelang mir, unter Begünſtigung der Nacht meinen Verfolgern zu entrinnen, nachdem mir einer derſelben einen Hieb über den Kopf verſetzt hatte, der mich zum Glück nur ſtreifte und den ich mit meinem Taſchentuche flüchtig verband. — Dann aber führte mich die Hand des allgütigen Gottes zu Dir, Eugenie, von deren Anweſenheit in Palermo ich nicht einmal eine Ahnung hatte; und vergeſſen ſind nun alle überſtandenen Leiden, vergeſſen die Gefahr, die ſo kürzlich noch über meinem Haupte ſchwebte."

Aber nur zu bald ſollte er daran wieder erinnert werden, denn kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als aus dem Vordergebäude ein dumpfer Lärm zu ihnen herübertönte und alle Drei mit Angſt und Schrecken erfüllte, denn nur zu gewöhnlich war es, daß die Polizei unter dem Schleier der Nacht hier und dort Verdächtige aufhob und vielfach erzählte man ſich von Beiſpielen, daß in ſolchen Fällen ſämmtliche Bewohner des Hauſes mit hinweggeführt worden waren, mochte auch nicht der Schein eines Vergehens ſie treffen.

Außer der Möglichkeit, daß Jean Aubuſſon von

seinen Verfolgern gesucht wurde, drohte ihnen daher auch noch von dieser Seite eine andere Gefahr, und sie lauschten daher ängstlich auf das Geräusch im Vorderhause. Es war nichts Deutliches zu vernehmen und um wo möglich zu einiger Gewißheit zu gelangen, schlich Eugenie sich vorsichtig zu einem kleinen Vorsaalfenster, welches die Aussicht auf den Hof hatte, während die Fenster ihrer Wohnung auf ein kleines Gäßchen gingen.

Mit Schrecken sah sie bei dem Scheine mehrer Fackeln, daß der ganze Hof mit Bewaffneten angefüllt war, welche die verschiedenen Treppen, die zu den Wohnungen führten und so auch die ihrige, besetzt hielten, während allem Anscheine nach Polizeiagenten beschäftigt waren, in dem Vordergebäude Verhaftungen vorzunehmen, denn man sah hier und dort Gestalten an den Fenstern vorüberfliehen, welche durch den Schein von Lichtern, welche die Fliehenden trugen, auf Secunden beleuchtet wurden, darauf aber gleich wieder in Dunkelheit versanken. Auch manches Angstgeschrei ertönte von weiblichen Lippen, denn die vorderen Stockwerke wurden nur von Damen und ihrer weiblichen Dienerschaft bewohnt. Die männlichen Mitglieder der beiden Familien waren entweder hingerichtet oder entflohen oder sie schmachteten im Kerker, wohl gar in den Bagno's. Dies allein war hinreichend, ihre zurück-

gebliebenen weiblichen Angehörigen als Attendibili, d. h. als Verdächtige, erſcheinen zu laſſen, und über dem Haupte Alter, die mit dieſer Benennung bezeichnet wurden, ſchwebte fortwährend das Schwert des Damokles. Auf die Damen, mit denen Eugenie in einem Hauſe wohnte, war es in dieſem Augenblicke niedergeſtürzt, denn bald ſah die zitternde Lauſcherin, wie die ſechs Damen, welche in den beiden Stockwerken des Vorderhauſes wohnten, gleich gemeinen Verbrecherinnen, nur nothdürftig bekleidet, als Gefangene auf den Hof geſchleppt und hier den Soldaten übergeben wurden. Es waren eine ehrwürdige Matrone im Silberhaar, zwei Frauen von geſetzten Jahren und deren Töchter, drei junge Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren. Alle gehörten den vornehmſten Familien an, aber ſie wurden behandelt wie gemeine Dirnen. Die Polizeileute und nach ihrem Beiſpiele auch die Soldaten, erlaubten ſich unſittliche Scherze und ſogar freche Liebkoſungen und als die Mütter dieſe von ihren geliebten Kindern abwehren wollten, fielen die Peitſchen der Schergen mit unbarmherziger Härte auf ſie nieder.

Außer den Damen waren auch deren Dienerinnen arretirt worden. Die beiden Führer der Polizei — denn für jede Familie war ein beſonderer Agent abgeſchickt worden — beriethen ſich einen Augenblick mit

einander. Dann wurden die Dienerinnen von den Herrinnen gesondert, die Thür des Hauses geöffnet und die armen Mädchen mit Peitschenhieben hinausgetrieben auf die Straße, hinein in die Nacht, um auf beliebige Weise — o der Gnade, ihnen so viel Freiheit zu gewähren — ihren Lebensunterhalt zu suchen.

Nach dieser neuen Handlung der Grausamkeit, welche Eugenie zitternd mit ansah, setzte der ganze Zug sich in Bewegung.

Eugenie athmete frei auf. Die Gefahr, die auch ihr und den Ihrigen gedroht hatte, schien glücklich vorübergegangen zu sein, denn offenbar hatte man an sie, die einzigen Bewohner des kleinen halb verfallenen Hinterhauses, nicht gedacht.

Doch nur von kurzer Dauer war ihre Freude, denn in dem Augenblicke, als die Polizeimänner mit ihren Gefangenen und den Soldaten das Haus verlassen wollten und Eugenie eben im Begriff stand, ihrem Bruder und ihrem Sohne die freudige Botschaft zu verkünden, kehrte einer der beiden Polizeiagenten, begleitet von zwei Fackelträgern und vier Soldaten, wieder um und schritt über den Hof gerade auf die Thür von Eugenies Wohnung zu.

Sie durfte jetzt nicht zweifeln, daß es galt, auch sie zu verhaften. Voll Angst flog sie die Treppe hinauf,

die beiden Männer von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen und es war ihr nur eben ſo viel Zeit geblieben, ihren Bruder in einem Bodenkämmerchen zu verſtecken, als auch ſchon der Diener del Carretto's in ihr Stübchen trat und mit barſcher Stimme ihr und Carlo befahl, ihm zu folgen.

Ohne Widerſtreben gehorchten Beide, um weitere Nachſuchungen zu vermeiden und froh, wenigſtens Jean gerettet zu wiſſen, denn da nur Eugenie und ihr Sohn als Bewohner des Hintergebäudes bezeichnet worden waren, fiel es dem Polizeimanne nicht ein, nach dem Flüchtlinge zu ſuchen.

Eugenie und Carlo, welcher in ohnmächtiger Wuth mit den Zähnen knirſchte, wurden an der Thür ihres Hauſes mit den gefangenen Damen vereinigt und einige Minuten ſpäter betraten Alle eines der zahlreichen Gefängniſſe, die in Palermo eingerichtet worden waren, um die Tauſende von Verhafteten unterbringen zu können, für welche die gewöhnlichen Gefängniſſe nicht den zehnten Theil des erforderlichen Raumes boten.

Hier wurde ihnen die ſeltene Begünſtigung zu Theil, vor einen höheren Polizeibeamten geführt zu werden und — was für gewöhnlich nie geſchah — ihr Verbrechen zu erfahren, oder vielmehr die Urſache ihrer Verhaftung, denn in welchem andern Lande würde das,

was ihnen hier zum Vorwurf gemacht wurde, zu einer Verhaftung geführt haben?

Mit barſcher Stimme fuhr der Polizeipräfect ſie an, ohne ihnen die Titel zu geben, die ihrem Range gebührten:

„Sie haben ſich eines großen Vergehens gegen die Regierung unſeres allergnädigſten Königs Ferdinand II. ſchuldig gemacht und verdienen dafür die ſtrengſte Strafe!“

„Dürfen wir dieſes Vergehen nicht erfahren?“ fragte würdevoll die Matrone.

„Es beſteht darin,“ ſagte der Polizeipräfect mit einem Tone der Strenge, als wollte er eine begangene Mordthat zum Vorwurf machen, „daß man Ihnen deutlich die Freude angeſehen hat, die Sie bei der betrübenden Nachricht empfanden, daß die Waffen Frankreichs auf dem Schlachtfelde von Paleſtra geſiegt haben. — Sie können nicht leugnen, daß Ihr Herz im Stillen gejubelt hat bei einer Kunde, welche alle treuen Anhänger des Thrones mit Kummer erfüllen mußte. — Sie werden dafür zunächſt für Ihr Verbrechen die wohlverdiente Züchtigung erhalten und dann in die Criminale segrete gebracht werden!“

Nach dieſen voll Hohn geſprochenen Worten winkte er einigen Schergen, die im Hintergrunde auf das Zeichen warteten, die bereits empfangenen Befehle zur Aus-

führung zu bringen. Die Handlanger der Polizei ergriffen hierauf mit rohen Fäusten die Damen und mit lüsternen Blicken sah der Polizeipräfect auf die entblößten Reize der drei jungen Mädchen, die ihres Sträubens, ihres Flehens, ihrer Thränen ungeachtet, bis zum Gürtel entkleidet und unbarmherzig mit Ruthen gepeitscht wurden, so daß an ihren zarten weißen Schultern und Rücken einzelne Blutstropfen zitterten.

Auch Eugenie traf das gleiche Schicksal, obgleich sie sich des Vergehens, bei der Nachricht von der Schlacht bei Palestra gelächelt zu haben, nicht schuldig gemacht hatte. Aber sie war einmal gefangen und mußte daher gezüchtigt werden. Doch wurde sie dann mit wundem Rücken entlassen, während die Damen nach den „geheimen" Gefängnissen gebracht wurden, in denen so Viele jahrelang blieben, deren Verbrechen nicht größer war, wie das dieser Unglücklichen.

Carlo, der zu seinem eigenen Staunen nicht ebenfalls mißhandelt worden war, wollte sich zugleich mit seiner Mutter entfernen, aber ein donnerndes: „Halt, Bursche!" hielt ihn zurück.

Der Präfect maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen und sagte dann mit boshaftem Lächeln:

„Du scheinst ein kräftiger Kerl zu sein; solche Leute kann der König brauchen. Dir soll daher die

Ehre zu Theil werden, in die Armee eingereiht zu werden!"

Carlo zuckte ſchmerzlich zuſammen. Das Loos, dem gehaßten Tyrannen dienen, ihm den Eid der Treue leiſten zu müſſen, erſchien ihm fürchterlicher, als Züchtigung und Kerker. Aber er ſah ein, daß Widerſtand vergeblich ſein würde und ſchnell war ſein Entſchluß gefaßt, ſich in das Unvermeidliche zu fügen. Daneben aber ſtand ſein Vorſatz feſt, ſich durch den gezwungenen Eid nicht abhalten zu laſſen, den Racheſchwur, den er als Knabe halb gezwungen und unbewußt geleiſtet, als Jüngling, als Mann aber freiwillig und mit voller Ueberzeugung wiederholt hatte, zur Ausführung zu bringen, wenn ſich ihm dazu die Gelegenheit bieten ſollte und in einem ſolchen Falle ſein Leben für Nichts zu achten.

Mit dieſem Entſchluſſe ließ er ſich abführen, denn natürlich mußte er bis zur Ablieferung an das Militair-Depot in Haft bleiben. Hatte er einmal den Fahneneid geleiſtet, dann glaubte die tyranniſche Macht ſeiner gewiß zu ſein. Früher freilich traute ſie Keinem, der nicht freiwillig unter die Fahnen trat.

Nur mit einem ſchmerzlichen Blicke vermochte er von der geliebten Mutter Abſchied zu nehmen, denn als er auf ſie zueilen wollte, um ſie zum Lebewohl in die

Arme zu ſchließen, wurde er roh zurückgeriſſen, während andere Schergen Eugenie zur Thür hinausſtießen.

So ſchieden Mutter und Sohn von einander, vielleicht um ſich nie in dieſem Leben wieder zu ſehen und Eines von banger Sorge erfüllt für die Zukunft des Andern.

Denn wovon ſollte Eugenie, ihrer einzigen Stütze beraubt, leben, und welchem Looſe, welcher Behandlung ging Carlo entgegen?

Da blitzte ein Gedanke in ihm auf, und in dem Augenblick, in welchem die Thür ſich hinter ſeiner Mutter ſchloß, rief er ihr haſtig zu:

„Denke an den Onkel François!“

Hatte ſie den Ruf gehört? Er wußte es nicht, aber er hoffte es und eben ſo auch, daß der Bettler die Stütze ſeiner Mutter ſein würde.

XI.

Ein von den Todten Auferſtandener.

König Ferdinand II. hatte ſein Ziel erreicht und die Bevölkerung der unter ſeiner eiſernen Zuchtruthe ſeufzenden Länder ſo geknechtet, daß ſich aus keiner einzigen Bruſt mehr ein freier Athemzug zu erheben vermochte, daß ſelbſt in den kühnſten Geiſtern jeder Gedanke an eine mögliche Erhebung, an eine Erlöſung aus der blutgetränkten Tyrannei, erloſchen war. Wenigſtens glaubte er dies, nicht eingedenk des nahen Beiſpieles, welches der Veſuv ihm gab: daß unter dem trügeriſchen Scheine der Ruhe oft ein Feuer lodert, welches in ſeinen wüthenden Ausbrüchen Alles rings um ſich her widerſtandslos vernichtet.

Doch er ſollte auf eine Weiſe enttäuſcht werden, die er nicht erwartet hatte.

Das Jahr 1848 rüttelte die Völker aus ihrem langen Schlafe auf. Das Signal, das, wie schon so oft, von Paris aus gegeben wurde, entzündete in Oſt und Weſt, in Nord und Süd den in reicher Menge angehäuften Brennſtoff, und im Nu loderten überall die Flammen der Freiheitsbeſtrebungen der Völker empor. Auch Neapel blieb nicht verſchont von dem allgemeinen Brande, und da, wo Alles erſtorben zu ſein ſchien, zeigte ſich plötzlich ein reges Leben. Fortgeriſſen von der allgemeinen Strömung ſah Ferdinand II. ſich gezwungen, dem unter lautem Geſchrei ausgeſprochenen Verlangen ſeiner Unterthanen zu genügen, und — eine Conſtitution zu verleihen.

Das Volk jubelte über dieſe vermeintliche Errungenſchaft und ſchien es gänzlich vergeſſen zu haben, daß es ſchon mehrmals in dem Beſitze des gleichen Gutes geweſen war, daß mehrere ſeiner Könige, und wiederholt, den Eid auf die Conſtitution geleiſtet hatten, daß aber dieſe Eide jederzeit gebrochen worden waren, und daß es jetzt unter dem Drucke einer unerhörten und kaum glaublichen Tyrannei ſeufzte.

War Ferdinand II. der Mann dazu, ſich an den durch die Gewalt der Umſtände ihm abgerungenen Schwur er feſter gebunden zu halten, wie ſeine Vorgänger, Ferdinand I. und Franz I. dies gethan hatten?

Sicher nicht! Wer Ferdinand II. kannte, der konnte unmöglich glauben, daß derselbe auch nur einen Augenblick daran dachte, die ihm angelegte Fessel länger zu tragen, als es unumgänglich nothwendig erschien.

Aber die Menge des Volkes blickte nicht mit trüben Ahnungen in die Zukunft, sondern gab sich gedankenlos dem Taumel der Gegenwart hin.

Selbst die, welche in langjähriger Polizeihaft unglaubliche Qualen ausgestanden, unmenschliche Martern erduldet hatten, schienen binnen wenigen Tagen das Alles vergessen zu haben, und sich der so unverhofft wiedergewonnenen Freiheit in dem Wahne zu erfreuen, sie sei ihnen jetzt für immer zugleich mit alle dem gesichert, was der Freiheit erst den wahren Werth verleihen kann.

Unter diesem der Freiheit, dem Leben, dem Lichte des Tages Zurückgegebenen befand sich auch Einer, dessen Schicksal, das bald mit reißender Schnelligkeit in ganz Palermo bekannt wurde, eben so viel Mitleid mit seiner Person als Erbitterung gegen seine Peiniger erweckte, an deren verantwortlicher Spitze man in diesem Augenblicke mehr als je König Ferdinand II. erblickte.

Dieser Unglückliche wurde unter so schaudererregenden Umständen der Freiheit entzogen, sein Ge-

ſchick iſt ſo ſehr der Theilnahme unſerer Leſer würdig, daß wir nicht umhin können, von dem Ereigniſſe, das zu ſeiner Entdeckung führte, eine ausführlichere Schilderung zu entwerfen.

Schon ſeit mehreren Tagen hatten die Gerüchte über die Ereigniſſe in Paris und in den meiſten Reſidenzen Deutſchlands, in Palermo eine dumpfe Gährung hervorgerufen. Der Geiſt der Freiheit, der ſich in anderen Ländern bereits Bahn zu brechen angefangen hatte, regte ſich auch bei den Sicilianern, die von jeher das Joch der bourboniſchen Herrſcher mit größerem Unwillen ertragen hatten, wie ihre indolenteren Schickſalsgenoſſen, die Neapolitaner, die deshalb auch geneigter waren, dieſes Joch abzuſchütteln.

Das Feuer, das unter der Aſche geglimmt hatte, loderte endlich in hellen Flammen empor, ohne daß man, wie das bei ähnlichen Vorfällen häufig zu geſchehen pflegt, mit Beſtimmtheit ſagen konnte, wo der erſte Funke gezündet hatte.

Unter wildem Geſchrei ſchienen die Bewaffneten auf allen Seiten aus der Erde zu wachſen. Unter dem Rufe: „Es lebe die Freiheit! Es lebe die Conſtitution!“ durchzogen auf jedem Schritte anwachſende Haufen die Straßen Palermo's. Dem Volke ſchloſſen ſich einige Soldaten der Garniſon an, geführt von einem jungen

Unteroffizier, der höchstens einige dreißig Jahr zu zählen schien, und der durch seinen Feuereifer besonders auf die Menge wirkte.

Eine dreifarbige Fahne schwingend, die in der Eile aus drei Streifen zusammengesetzt worden war, schritt er voran, und mit funkelnden Augen, mit männlich kräftiger Stimme erschallte von seinen Lippen der Ruf des Aufruhrs: „Nieder mit Ferdinand II.! Hoch die Constitution!"

Da mischte sich in diesen Ruf plötzlich der Rache-schrei: „Tod den Polizisten!"

Wie ein elektrischer Schlag wirkten diese Worte. „Tod den Polizisten!" wiederholte der Mund vieler Tausende und als diesem Rufe der zweite folgte: „Auf, nach Morreale!" da schlug der ganze Strom, wie einem einzigen gewaltigen Willen gehorchend, die Richtung nach der Vorstadt Mezzo-Morreale ein, wo der verhaßte Maniscalco, der jetzt an der Stelle seines eben so verabscheuten Vorgängers del Carretto Generalpolizeidirector von Sicilien war, und mit der Unumschränktheit eines Vicekönigs über die geknechtete Insel herrschte, seinen Amtssitz hatte, welcher zugleich eines der am zahlreichsten bevölkerten so wie der entsetzlichsten Gefängnisse war, von dessen finsteren Geheimnissen sich das Volk haarsträubende Dinge erzählte.

Die erbitterte Bevölkerung glaubte hier den Gegenstand ihres Hasses zu finden, und sie würde an ihm die grausamste aber wohlverdiente Rache vollzogen haben, hätte sich Maniscalco diesem drohenden Schicksale nicht bei Heranmäherung des Sturmes durch die Flucht zu entziehen gewußt.

Wüthend darüber, sich sein erstes Opfer entrissen zu sehen, verbreitete sich die aufgeregte Menge durch das ganze Gebäude. Die Thüren der Gefängnisse wurden gesprengt und die Gefangenen in Freiheit gesetzt, ohne daß sie sich zu erklären wußten, was sie für ein Wunder hielten, denn in ihrer Kerkernacht abgesperrt von der ganzen Welt, hatten sie keine Ahnung von dem, was draußen vorgegangen war, und Viele wagten kaum, von der ihnen gebotenen Freiheit Gebrauch zu machen, denn sie glaubten, was sie sahen und hörten, sei nur eine Täuschung ihrer Sinne, die in der nächsten Minute verschwinden würde, und die ihnen dann, hätten sie sich ihr auch nur einen Augenblick hingegeben, ihr Elend nur um so fühlbarer machen mußte.

Die Polizeiagenten und die Kerkermeister waren entflohen oder hatten sich, zitternd vor der entfesselten Volkswuth, in die entferntesten Winkel verkrochen. Wo aber einer von ihnen aus seinem Versteck hervorgezogen wurde, da fiel er unter den Dolchen der Wüthenden

als Opfer der Rache, oder er wurde wenigstens so mißhandelt, wie er selbst zahllose Unschuldige mißhandelt hatte.

Und wahrlich, was die Menge in den erbrochenen Räumen des Polizeigebäudes fand, war wohl geeignet, die Ermordung derer, welche das Volk so lange gepeinigt hatten, zu rechtfertigen, oder doch wenigstens zu entschuldigen.

Es entrollte sich durch das Eindringen in die finstern Gemächer, aus denen bisher kaum eine Erlösung möglich gewesen war, ein furchtbares Bild von dem, was hier geschehen war, von dem, was die Opfer der Polizei zu erdulden hatten. Wahrlich, das Entsetzlichste, was man sich von der Inquisition Spaniens erzählt, wurde erreicht und zum Theil sogar übertroffen von dem, wofür man in Morreale die blutbefleckten überzeugenden Beweise empfing.

Man höre, man staune, man schaudere!

Was wir hier zu schildern im Begriffe stehen, ist eine getreue, durch vielfache unwiderlegliche Zeugnisse bewiesene Darstellung der Entdeckungen, die man 1848 und 1860 bei der Sprengung der Polizeigefängnisse machte, wenn auch nicht jedes einzelne derselben das enthielt, was wir hier zusammenstellen.

Als die Thür eines der Räume erbrochen war, zeigte sich ein finsteres Gemach mit kahlen Wänden,

welches dem Anſchein nach nur den einen Ausgang hatte, durch welches die Menge, geführt von dem erwähnten jungen Unteroffizier, eingedrungen war, der überall voran ging, wo man irgend eine Gefahr vermuthen konnte, oder wo ein Beiſpiel der Entſchloſſenheit noth that. Unwillkürlich folgte ihm daher auch die Menge und gehorchte freiwillig allen ſeinen Anordnungen.

Bei dem Lichte ſchnell herbeigeholter Fackeln zeigte ſich der Thür gerade gegenüber ein Wandſchrank, der die ganze Breite der Wand einahm. Dieſer Schrank barg aller Wahrſcheinlichkeit nach finſtere Geheimniſſe, vielleicht Archive der Polizei, welche an das Licht zu ziehen von hoher Wichtigkeit war.

„Aexte her!“ ertönte daher die volle kräftige Stimme des jungen Unteroffiziers, und im Nu waren die Werkzeuge herbeigebracht und die Thür geſprengt. In der Mitte des Schrankes zeigte ſich eine andere Thür, welche offenbar zu einem verſteckten Raume führte. Auch dieſe Thür zu ſprengen war das Werk eines Augenblickes, und einige der Ungeduldigſten drangen mit Fackeln in den Händen in den dahinter befindlichen finſtern Raum. Aber entſetzt taumelten ſie zurück, denn es drang ihnen ein ſo erſtickender Dunſt entgegen, daß er ſie zu betäuben drohte. Erſt als hineingeworfenes brennendes Stroh die Luft ſo weit gereinigt hatte, daß

man den Raum ohne Gefahr betreten konnte, ging der junge Soldat hinein. Offenbar war dies geräumige Gemach zum Gefängniſſe, oder vielmehr zur Folterkammer, benutzt worden, das bewieſen die rings umher aufgeſtellten oder an den Wänden aufgehangenen Marterwerkzeuge der verſchiedenſten Art.

Von Wuth und Entſetzen wurden Alle, die dem Unteroffizier gefolgt waren, bei dieſem Anblick ergriffen. Da hingen zahlreiche Peitſchen und Stöcke von verſchiedenen Dimenſionen, und an allen zeigten ſich die Spuren von geronnenem Blut. Da ſah man die Knotenſtricke, welche den Hartnäckigen, die nicht ſingen, das heißt, nicht geſtehen wollten, was man von ihnen zu wiſſen verlangte, die aber meiſtens ſelbſt nichts davon wußten, um den Kopf ſchlang, und dann mittelſt hindurchgeſteckter Stöcke ſo lange zuſammenſchnürte, bis den Gemarterten die Stricke das Fleiſch durchſchnitten und ihnen die Augen aus den Höhlen trieben. Daneben zeigte ſich ein eiſerner Stuhl, deſſen Sitz durchbrochen war, und unter welchem ein erloſchenes Kohlenbecken ſtand, ſo daß jeder Zweifel über die Anwendung dieſes Torturwerkzeuges verſchwand; denn offenbar zündete man in dieſem Becken die Kohlen an, um durch deren Gluth den in geringer Höhe darüber Sitzenden zum Geſtändniß zu bringen. Auch eine Anzahl jener

ſpitzen Nägel lag da, von denen wir bereits erzählten, daß ſie glühend gemacht und dann den Verurtheilten — verurtheilt ohne gerichtet zu ſein — unter den Nägeln in das Fleiſch getrieben wurden. Da ſah man eiſerne Ringe, ſo eingerichtet, daß ſie zuſammengeſchraubt werden konnten, um das davon umgebene Glied zuſammenzudrücken, bis der Knochen zermalmt werden konnte.

Einige Vorrichtungen aber zeigten ſich hier, deren Zweck und Anwendung die, welche ſie ſahen, ſich nicht zu erklären gewußt haben würden, hätte nicht der junge Unteroffizier ihnen darüber Aufklärung zu geben vermocht, da die Polizei gegen die Soldaten des Königs weniger verſchwiegen und geheimnißvoll war, wie gegen die Bürger.

In der Mitte des Gemaches ſtanden, einer von dem andern ungefähr fünf Fuß entfernt, zwei Pfeiler, in welchen ein ſtarker eiſerner Ring befeſtigt war. An einem dieſer Ringe wurden die Handgelenke, an dem gegenüberliegenden die Fußgelenke deſſen feſtgebunden, der ſingen ſollte — entſetzlicher Hohn der raffinirteſten Unmenſchlichkeit — und während dann der Körper des Verurtheilten an dieſen Stützpunkten ſchwebend in der Luft hing, ſtieg einer der Sbirren auf ſeinen Rücken hinauf, und ging auf ihm hin und her, mit der ganzen Laſt ſeines Körpergewichtes auf ihn drückend.

Man kann ſich leicht denken, daß unter einer ſolchen Marter der Gefolterte ſehr bald „zu ſingen“ anfing und alles ausſagte, was man von ihm zu wiſſen verlangte.

Beinahe noch ſchwerer war der Gebrauch kleiner Bretter zu erklären, die kaum eine Spanne lang, etwa einen Zoll ſtark und an den Seiten mit Schrauben verſehen waren, durch deren Umdrehung man ſie allmälig dicht auf einander preſſen konnte.

Wahrlich, man ſchaudert, den Gebrauch dieſer Brettchen einzugeſtehen und die Feder ſträubt ſich, ihn niederzuſchreiben; aber unſere Schilderung würde unvollſtändig ſein, verſchwiegen wir eines der kräftigſten Hülfsmittel zur Erforſchung der Wahrheit, d. h. zur Erpreſſung von Geſtändniſſen.

Sagen wir daher unumwunden, daß dieſe kleinen Bretter dazu dienten, die männlichen Geſchlechtstheile dazwiſchen zuſammenzupreſſen, bis das erforderliche Geſtändniß erlangt war.

Daß dieſe verſchiedenen Marterwerkzeuge vielfache Anwendung gefunden hatten, dafür gaben die ſchwarzen Blutſpuren auf dem Fußboden und an den Wänden hinreichendes Zeugniß, allein dennoch widmeten die Eingedrungenen dem Allen nur eine kurze Aufmerkſamkeit. Was ſie hier ſahen, war ihnen ja ohnehin

ſchon bekannt, wenn auch nur durch das Gerücht; ſie aber hofften, Unglückliche zu finden, denen ſie die Freiheit bringen könnten, und dies Verlangen trieb ſie weiter.

Eine Thür im Hintergrunde der Marterkammer war nur angelehnt. Auch hier wieder wehte ihnen ein betäubender Geruch entgegen. Ihre Fackeln zeigten ihnen, daß er von einem halb verſtümmelten Leichnam herrührte, der in einer Ecke lag und bereits in Verweſung übergegangen war.

Augenſcheinlich hatten ſie den zu Tode Gemarterten unbeerdigt hier liegen laſſen, weil ſie durch die in Palermo ſeit einigen Tagen herrſchende Gährung ſo eingeſchüchtert waren, daß ſie ſich während der Zeit nicht in dieſe verrufenen Räume, die ſprechenden Denkmale ihrer Schandthaten, gewagt hatten.

Es ſchien indeß, als ſollten die menſchenfreundlichen Wünſche der Erſtürmer nicht erfüllt werden, denn das Gefängniß war offenbar leer, und mit dem nächſten Raume endigte die Reihe der verborgenen Gemächer, und auch hier kamen ſie zu ſpät, um Eines von den Opfern der Polizei noch retten zu können. Vielleicht nur vier und zwanzig Stunden früher, und er wäre dem Leben erhalten worden; jetzt aber war der Bejammernswürdige todt, allem Anſchein nach jedoch erſt vor einigen

Stunden verhungert, vielleicht, weil man ihn in seiner entsetzlichen Lage vergessen hatte.

Und was war das für eine Lage? Aus der Klostergeschichte des Mittelalters hat man wohl von Aehnlichem gehört, aber schwerlich hat die Geschichte unserer civilisirten Staaten aus der neuesten Zeit ein zweites Beispiel derartiger oder auch nur annähernder Grausamkeit aufzuweisen.

Als der junge Unteroffizier und seine Begleiter in dieses letzte Gemach eindrangen, und mit den Fackeln in dem Raume umherleuchteten, das ganz leer zu sein schien, bemerkten sie in einer Ecke eine kleine dunkle Oeffnung. Als sie zu derselben eilten, um sie näher zu untersuchen, entdeckten sie mit Entsetzen, daß es das Luftloch einer Nische war, in welcher man einen Menschen eingemauert hatte, ihm nur eben so viel Raum lassend, um die Arme bewegen und die kärgliche Nahrung, die man ihm reichte, in Empfang nehmen und zum Munde führen zu können.

Der eine Arm war zu der Oeffnung herausgestreckt, wahrscheinlich um nach der ausbleibenden Nahrung zu greifen, die seine vom wüthendsten Hunger zerrissenen Eingeweide ersehnten. Auf diesem Arme ruhte herabgesunken ein Kopf, halb von Haaren entblößt, halb mit spärlichen schneeweißen Locken bedeckt.

Die Hand war erſtarrt, der Kopf eiskalt.

Der Unglückliche war wahrſcheinlich nach jahrelanger Marter endlich durch den Tod von ſeinen Leiden erlöſt worden.

Als der Todte entdeckt worden war, riſſen die, welche ihn gefunden hatten, mit unbeſchreiblicher Wuth die Steine, die die Vordermauer ſeines engen Kerkers gebildet hatten, herunter, zogen die Leiche in die Mitte des Gemaches und nahmen an ihr Wiederbelebungsverſuche vor. Allein das Leben war für immer dem Körper entflohen, der, wie ſich zeigte, dadurch verkrüppelt und gelähmt geweſen ſein mußte, daß der Eingemauerte eine qualvoll lange Zeit des Gebrauches ſeiner unteren Glieder beraubt geweſen war, denn von den Steinen eng umſchloſſen, mußte es ihm unmöglich geweſen ſein, mit den Beinen auch nur die geringſte Bewegung zu machen.

Während die Leute unter heftigen Verwünſchungen gegen die Polizei noch die Leiche umſtanden, ſchauerten ſie plötzlich in abergläubiſcher Furcht zuſammen, denn es war ihnen, als hätte der Todte leiſe, wimmernde Klagelaute ausgeſtoßen und doch hatten ſie ſich überzeugt, daß er ſo gewiß todt war, wie nur irgend ein Menſch todt ſein kann.

Es entſtand in dem mit Menſchen überfüllten Ge-

mache ein Schweigen des Grabes, und ſelbſt jeder Athemzug wurde zurückgehalten. Da vernahmen Alle an der Stelle, wo die Leiche lag, wieder leiſes Wimmern; jetzt aber überzeugten ſie ſich, daß es nicht von dem Eingemauerten herrührte, ſondern unter demſelben ertönte. Schnell war der Todte bei Seite geſchafft und bei dem Scheine der Fackeln zeigten ſich die Fugen einer Fallthür, die in dem Fußboden angebracht und ſo verborgen war, daß man ohne die Klagelaute ihr Vorhandenſein nicht geahnet haben würde.

Wenige Minuten genügten, die Oeffnung zu erbrechen, und man entdeckte nun ein ſchwarzes Loch, aus dem widerlicher Geſtank heraufdrang, und in welches keine Treppe, ſelbſt nicht einmal eine Leiter, hinabführte. Dennoch war dieſe Höhle der Aufenthaltsort, der Kerker eines menſchlichen Weſens, denn als der Lärm von dem Sprengen der Thür verhallt war und die Umſtehenden lauſchend in die ſchwarze Tiefe hinabblickten, da ertönte, kaum hörbar, und dennoch auf eine entſetzliche Weiſe verſtändlich, von einer matten Stimme die flehende Bitte:

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, — einen Trunk Waſſer — einen Biſſen Brot!“

Schnell wie mit Zauberei war herbeigeſchafft, was der Unglückliche verlangte, der ohne Zweifel dem Hun-

gertode nahe war. Man ließ es ihm an einem Stricke hinab und rief ihm dabei jubelnd die Freudenbotſchaft zu:

„Erhole Dich, armer Beklagenswerther! Du biſt frei! Der Kerker iſt in den Händen des Volkes!“

Keine Aeußerung verrieth, daß der Unglückliche für dieſe Nachricht empfänglich war. Er ſchien nur inſtinctmäßig mit der Erhaltung ſeines Lebens beſchäftigt zu ſein. Oder vielleicht hatte ihn auch die vernommene Freudenkunde getödtet.

Doch es galt, ihn ſo bald als möglich aus ſeiner Höhle zu erlöſen. Schnell war dazu eine Leiter herbeigeſchafft und in die Tiefe hinabgelaſſen. Dabei rief man ihm zu:

„Komm herauf!“

„Ich kann nicht!“ ſchallte die Antwort zurück. „Meine Kräfte reichen nicht hin!“

Ohne ſich zu beſinnen, nahm der junge Unteroffizier eine der Fackeln und raſch ſtieg er hinab. Nach einer Minute kehrte er zurück, auf den Armen einen Körper tragend, in welchem man kaum noch einen Menſchen zu erkennen vermochte.

Halb verfaulte, mit Koth bedeckte Lumpen bedeckten einen Körper, deſſen Glieder, hier und dort aus der zerriſſenen Kleidung hervorſchimmernd, eine entſetzliche Magerkeit zeigten; das ſtruppige Haar hing wild auf

die Schultern herab; ein dichter verworrener grauer Bart bedeckte beinahe das ganze Geſicht; die Augen, tief in ihre Höhlen geſunken, waren matt und glanzlos. Kurz, alle Anweſenden glaubten, einen Sterbenden vor Augen zu haben.

In der That ſank auch der Kopf des Unglücklichen kraftlos zurück, nachdem er die Blicke verwundert auf die ihn umſtehenden Gruppen gerichtet hatte; er ſtieß einen tiefen Seufzer aus, ſeine Augen ſchloſſen ſich und er verlor das Bewußtſein. Vielleicht war der Seufzer ſein letzter geweſen.

Doch er erholte ſich allmählich, indem man ihm Stirn und Schläfe mit Wein rieb, und ihm auch einige Tropfen einflößte.

Er öffnete die Augen, ließ ſie langſam umherſchweifen und als ſie auf die niedergeriſſene Wand fielen, hinter welcher der Eingemauerte geſchmachtet hatte, verſuchte er ſich lebhaft in die Höhe zu richten, und rief haſtig:

„Iſt Salvati auch gerettet? — Lebt er?“

Einige der Umſtehenden erinnerten ſich wohl, den Namen Salvati ſchon früher gehört zu haben, aber von Allen beſann ſich nur Einer deutlicher auf denſelben, das war der junge Unteroffizier, und voll Theilnahme fragte er:

„War der Unglückliche, den wir dort eingemauert fanden, jener Salvati, der bei der Erringung der erſten Conſtitution Neapels ſo heldenmüthig mitwirkte?“

Ohne auf dieſe Frage zu antworten, fragte der Gerettete haſtig:

„Ihr fandet ihn? — Alſo iſt auch er gerettet! — O, führt mich zu ihm.“

„Wir kamen leider zu ſpät“, entgegnete haſtig der junge Soldat. „Dort iſt Alles, was von ihm blieb!“ fügte er hinzu, und deutete auf die Leiche, die ſeitwärts in geringer Entfernung lag.

Mit dem Aufgebote aller Kräfte ſchleppte der Befreite ſich zu dem Todten, ſank an deſſen Seite nieder, ergriff deſſen Hand und benetzte deſſen Geſicht, über das er ſich mit dem Blicke der Liebe beugte, mit ſeinen Thränen.

„Armer, beklagenswerther Freund!“ rief er aus, „ſo war es uns alſo nicht vergönnt, noch einmal gemeinſchaftlich den Tag der Freiheit zu begrüßen?“

Mit ſteigender Theilnahme hatte der junge Kriegsmann das Thun des Befreiten beobachtet. Schon bei der Nennung des Namens Salvati war er aufmerkſamer geworden. Jetzt fragte er, wie von einer Ahnung ergriffen:

„Wer ſind Sie, Unglücklicher, daß Sie an dem Schickſale dieſes Todten ſo lebhaften Antheil nehmen?“

„Sein Leidensgefährte in den letzten Jahren, ſein Kampfgenoſſe in früheren glücklicheren Tagen.“

„Ihr Name! Ihr Name!“ entgegnete der Soldat.

„Jean Aubuſſon!“ entgegnete der Mann.

„Und ich,“ rief der junge Unteroffizier, indem er den Unglücklichen freudig in ſeine Arme ſchloß, „ich bin der Sohn Ihrer Schweſter Eugenie, Carlo Albertini, Ihr Neffe!“

„Du, Carlo?“ fragte Jean, und ſtarrte ſeinen Retter ungläubig an.

„Ja, ich bin es,“ entgegnetete der junge Mann, „und ich danke dem allgütigen Gott im Himmel, daß er eben mich zu dem Werkzeuge Ihrer Erlöſung erkor!“

„Doch jetzt,“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „ſchnell hinweg von dieſem Orte des Schreckens!“

Und den auf ſo wunderbare Weiſe wiedergefundenen Oheim mehr tragend als führend, brachte er ihn in eines der benachbarten Häuſer, wo man ihm bereitwillig Aufnahme gewährte und alle die Pflege und Sorgfalt angedeihen ließ, die ſein erſchöpfter und verwahrloſter Zuſtand erforderte.

XII.

Il Re Bomba.

Der Jubel über die gewonnene Conſtitution war groß bei dem Volke Neapels, aber eben ſo laut er geweſen, eben ſo ſchnell ſollte er enden.

Bald hatte König Ferdinand II. den Entſchluß gefaßt, das, was er zu bewilligen gezwungen geweſen war, zurück zu nehmen, oder er hatte vielmehr ſchon bei der Bewilligung nicht die Abſicht gehabt, ſeinen Eid zu halten, ſondern vielmehr das Volk grauſam dafür zu ſtrafen, daß es einen Augenblick ſich ſeiner Kraft bewußt gezeigt hatte.

Der Vorwand zur Ausführung dieſer Abſicht war leicht gefunden. Bei einer ſo unerwartet erlangten Freiheit konnten Unordnungen, kleine Exceſſe ſogar, nicht ausbleiben. Sie wurden geſchürt; Unzufriedenheit,

Furcht, Mißtrauen, wußten die Organe der Regierung geſchickt zu erregen, und ſo kam es denn ſo weit, daß ſchon am 15. Mai dieſes ſogenannten Freiheitsjahres zahlreiche bewaffnete Haufen ſich in den Straßen Neapels zeigten, daß Barrikaden an vielen Punkten aus der Erde zu wachſen ſchienen, und daß man einen blutigen Kampf erwartete, obgleich man kaum zu ſagen vermocht hätte, weshalb, von wem und gegen wen der Kampf geführt werden ſollte.

Ferdinand II. aber wußte dies ſehr wohl!

Es galt die Züchtigung Aller, die es gewagt hatten, ihre Freiheitsgelüſte zu zeigen, und wäre es auch nur für einen Augenblick, nur durch ein Wort, eine Miene geweſen. Es mußte ihnen für immer die Luſt zu ähnlichem Auftreten verleidet werden, und dazu war nichts dienlicher, als das ganze Land durch den Schrecken in die Ruhe des Grabes zu verſenken.

Noch war die Erwartung deſſen, was geſchehen ſollte, allgemein; noch wußte Niemand mit Beſtimmtheit zu ſagen, woher denn eigentlich die gewaltige Aufregung, die ſich überall zeigte, entſtanden war; noch ſchwebten Alle in Ungewißheit darüber, welchem Ziele denn eigentlich die kriegeriſchen Vorbereitungen galten, — da donnerten plötzlich auf allen Forts von Neapel die

Kanonen, und ein eiſerner Hagel raſſelte nieder in die Straßen, auf die Häuſer der Stadt.

Paniſcher Schrecken bemächtigte ſich ganz Neapels. An Widerſtand wurde kaum gedacht; aber dennoch drangen die vier Regimenter der Schweizer-Garde unter Gewehrfeuer oder mit gefälltem Bajonett auf die dichtgedrängten oder unter lautem Geſchrei entfliehenden Volksmaſſen ein und richteten ein furchtbares Blutbad an, unbekümmert, ob die Todeswaffe Schuldige oder Unſchuldige traf, ob ſie Greiſe, Weiber oder Kinder niederſtreckte.

Wilde Lazzaroni-Haufen, dieſer träge und grauſame Auswurf der Bevölkerung Neapels, ſchloſſen ſich den königlichen Leibtruppen an, aufgeſtachelt durch geheime Agenten, welche ihnen auf höheren Befehl die zu wählenden Opfer bezeichnet hatten. Dieſe entfeſſelten Horden verübten die blutigſten Greuel, raubten, mordeten, ſchändeten, verſchonten ſelbſt das Kind im Mutterleibe nicht. Waren ſie doch der Strafloſigkeit ihrer Schandthaten im Voraus gewiß!

Den ganzen Tag und einen großen Theil der darauf folgenden Nacht wurde das blutige Strafgericht ununterbrochen fortgeſetzt, als aber der Morgen des 16. Mai anbrach, da war der Wunſch König Ferdinand's II. erfüllt: Das Schweigen des Grabes

herrſchte in ſeiner Reſidenz und in Folge davon auch in dem ganzen Lande, denn jeder Ort fürchtete für ſich das Schickſal der Hauptſtadt und wer es irgend vermochte, der entfloh dem Lande, welchem — daran ließ ſich bei dem bekannten Charakter des Königs nicht zweifeln — noch ſchrecklichere Zeiten bevorſtanden, wie die in den letzten Jahren durchlebten geweſen waren.

Und wer dies erwartete, der hatte ſich nicht getäuſcht, denn noch zügelloſer wie bisher, herrſchte in dem ganzen Lande die Polizei. Selbſt der untergeordnetſte Polizeidiener glich einem unabhängigen Paſcha. Er konnte Jeden, der ihm verdächtig erſchien, verhaften, ohne dazu einer beſonderen Ermächtigung zu bedürfen. Sein Amt gab ihm unbedingte Vollmacht, und gegen die Strafen, die er dictirte, galt keine Reclamation. Ja, es war ſogar Grundſatz und Inſtruction, Züchtigungen, grauſame Kerkerſtrafe und die Tortur aller Grade ſo häufig als möglich anzuwenden, denn es galt ja Einſchüchterung, um jeden freien Athemzug, jeden freien Gedanken zu unterdrücken!

Vollkommen ſah König Ferdinand II. ſich durch den Erfolg dieſer Maßregeln befriedigt. Es war, als könnte in dem ganzen Lande kein lautes Wort mehr geſprochen werden, ausgenommen von den Beamten der Polizei; denn nur noch durch dieſe und mit dem Beiſtande

derſelben, geſtützt auf die Bajonette ſeiner Soldaten, herrſchte der König Bomba, ein Name, welchen Ferdinand II. das Gerücht nach der grauſamen Beſchießung ſeiner Hauptſtadt gegeben hatte und welcher von Mund zu Mund ging, ohne daß dabei eine Lippe ſich zu regen wagte, denn wer ihn laut ausgeſprochen hätte, der würde dadurch unwiderruflich ſein Todesurtheil beſiegelt haben.

Jahre vergingen ſo, und es ſchien in der That, als ſei das Königreich beider Sicilien nur noch ein weites, ödes Leichenfeld. Den König aber kümmerte dies nicht. Er lebte jetzt, wo jede Beſorgniß vor einem neuen Aufſtande ſeines niedergeworfenen Landes aus ſeiner Bruſt verſchwunden war, ruhig und zufrieden, unbeläſtigt durch ſein Gewiſſen, welches von den Strömen des durch ihn vergoſſenen Blutes, von der unendlichen Maſſe des Kummers, Jammers und Elends, deſſen Urſache er war, nichts zu wiſſen ſchien.

Ferdinand II. entzückte während dieſer Zeit allgemeiner Landestrauer die engeren Kreiſe des Hofes von Neapel durch ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit, ſeine heitere Unterhaltungsgabe, die Blitze ſeines Geiſtes. Aber ſelbſt die Männer, die er durch ſeinen näheren perſönlichen Umgang ehrte, waren in beſtändiger Furcht vor ihm, denn gar leicht verwandelte ſein Jähzorn,

ſeine Herrſchſucht, die nicht den Schein des Widerſpruches ertrug, den Sonnenglanz der Gnade in die Nacht der Ungnade, und fürchterlich konnte der König in den Ausbrüchen ſeines Zornes ſein.

Bei der zunehmenden Beleibtheit, welche eine Eigenſchaft der Bourbonen iſt, wenn das Alter ſich ihnen naht, war Ferdinand II. die Luft des geſchloſſenen Zimmers, ſelbſt des geſchloſſenen Wagens, läſtig und er liebte es, viel und lange in der freien Luft zuzubringen. Auch auf den Reiſen, die er zuweilen unternahm, wich er von dieſer Gewohnheit nicht ab und ungeachtet der Vorſtellungen, die man ihm machte, beſtand er mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit darauf, den Thee im Freien zu trinken, als er nicht gar lange Zeit vor ſeinem Tode in einer kleinen Stadt Apuliens übernachtete.

Er ſollte nur zu bald die Strafe ſeines Eigenſinnes empfangen, denn die ungeſunde Sumpfluft der Gegend machte einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß er ſich ſchon nach kurzer Zeit, von Froſt geſchüttelt, auf ſein Zimmer zurückziehen mußte, und kaum war er zu Bett gebracht worden, als daß lebensgefährliche Sumpffieber mit ungemeiner Heftigkeit ausbrach.

Rathlos ſahen ſeine Umgebungen ſich an. Keiner der königlichen Leibärzte war auf die Reiſe mitgenom-

men worden, und der zweifelhaften Kunſt irgend eines Arztes, der vielleicht in dem kleinen Städtchen ſeinen Wohnſitz hatte, das Leben des Monarchen anzuvertrauen, wagte Niemand.

Schon ſollte daher der Befehl gegeben werden, einige Eilboten nach Neapel zu ſenden und den erſten Leibarzt des Königs herbeiholen zu laſſen; aber Ferdinand II., der die Beſprechungen vernommen hatte, widerſetzte ſich dem Schritte.

Er hatte das Gefährliche ſeiner Lage erkannt, aber er kannte auch die allgemeine Untüchtigkeit der italieniſchen Aerzte, und er rief heftig:

„Mein Herr Leibarzt iſt ſeines Titels ungeachtet ein Dummkopf, deſſen Wiſſen nicht über Aderlaß und Brechmittel hinausgeht. Er würde mich bald unter die Erde kurirt haben und noch verſpüre ich keine Luſt zu ſterben. Aber die Hülfe eines tüchtigen Arztes thut noth, das fühle ich ſelbſt. Giebt es aber in meinem ganzen Königreiche überhaupt einen Arzt, der mich zu retten vermag, ſo muß er in Neapel leben, und ich hoffe, daß meine vortreffliche Polizei ihn zu finden wiſſen wird, ehe es zu ſpät iſt.“

„Und wer iſt dieſer Glückliche, der Euer Majeſtät Vertrauen in ſo hohem Grade beſitzt?“ fragte einer der Höflinge.

„Es iſt ein junger Mann, der in Paris ſtudirte und ſich dort ſchöne Kenntniſſe erwarb. Er hat wegen ſeiner republikaniſchen Geſinnungen mehrere Jahre im Kerker zugebracht, iſt aber kürzlich entlaſſen worden."

„Und einem ſolchen Menſchen wollten Eure Majeſtät Ihr unſchätzbares Leben anvertrauen?" rief erſchrocken der Kammerherr.

„Mein unſchätzbares Leben," entgegnete ſpöttiſch der König, „iſt keinen Carlin werth, ſobald ich es einem unſerer unwiſſenden Aerzte anvertraue. Man ſoll daher den jungen Doctor herbeiholen und ich werde zu erkennen wiſſen, ob ich von ihm etwas zu fürchten habe."

Er nannte den Namen des jungen Arztes und wenige Minuten ſpäter ſprengte mit verhängtem Zügel auf der Straße nach Neapel ein Eilbote dahin, der Polizei den Befehl überbringend, den Bezeichneten ohne Säumen zur Stelle zu ſchaffen.

Augenblicklich wurde ein ganzes Heer von Polizeidienern ausgeſchickt, und eine Stunde ſpäter war der Arzt als Gefangener und unter ſicherer Eskorte auf dem Wege zu dem königlichen Krankenlager. Denn die Polizei war über den Zweck ſeiner Aufſuchung und Zuſendung nicht näher unterrichtet worden, und glaubte daher natürlich, es handele ſich um ein neues

Verbrechen des erſt kürzlich in Freiheit geſetzten Verdächtigen. Er ſelbſt konnte kaum etwas Anderes vermuthen, und in der ſichern Erwartung, neuer Kerkernacht entgegen zu gehen, erreichte er das Städtchen, in welchem der König krank lag.

Man führte ihn, noch immer ohne ihn näher zu unterrichten, an das Bett Ferdinand's II. und es war ihm nicht möglich, ſeine Angſt zu verbergen, als er dem gefürchteten und gehaßten Tyrannen gegenüber ſtand.

Mit forſchendem Blicke ſah der König ihn an; dann ſagte er lächelnd und den Arzt mit „Du" anredend, wie er dies bei wohlwollender Stimmung zu thun pflegte:

„Fürchte Dich nicht. Dir droht keine Strafe. Ich bin krank. Du ſollſt mich curiren, denn ich traue Dir Kenntniſſe zu. — Komm heran!"

Dabei ſtreckte der König ſeine Hand aus, um ſeinen Puls fühlen zu laſſen.

Nachdem der Arzt ihn mit ernſter Miene geprüft hatte, ſagte er: „Eure Majeſtät haben ein ſehr heftiges Fieber!"

„Das weiß ich," ſagte der König heftig. „Was denkſt Du zu thun, um es zu vertreiben?"

„Zuerſt einen Aderlaß vorzunehmen und danach Eurer Majeſtät eine Arznei zu verordnen."

„Geh zum Teufel mit Deinem Aderlaß!“ rief der König aufgebracht. „Verſtehſt Du auch weiter nichts, als Aderlaß und Brechmittel? — Packe Dich fort!“

Ruhig wendete der junge Mann ſich um und ging der Thür zu.

„Halt!“ gebot der König. „Wohin willſt Du gehen?“

„Nach Neapel!“ lautete die Antwort. „Denn ohne Aderlaß kann ich Eure Majeſtät nicht retten und in wenigen Tagen ſind Sie todt!“

Lächelnd drohte der König mit dem Finger und ſagte dazu mit freundlich-wohlwollendem Tone:

„Haben meine Geſ[illegible]iſſe Deinen republikaniſchen Stolz noch immer nicht gebrochen? — Nun, ſo komm her und laß mir zur Ader.“

Sobald dies geſchehen war, fühlte der König ſich erleichtert, und ſein Vertrauen zu dem jungen Manne wurde dadurch geſteigert. Dies zeigte ſich unmittelbar; denn nach dem Aderlaß verſchrieb der Arzt eine Medicin und ſagte dann:

„Wollen Eure Majeſtät mich durch zwei Ihrer Hofbeamten begleiten laſſen, damit ich in deren Gegenwart die Arzenei bereite?“

„Wozu das?“ fragte Ferdinand II. verwundert.

„Weil ich nicht beſchuldigt werden will, Ew. Majeſtät

vergiftet zu haben, wenn das Schickſal wollte, daß es meinen Bemühungen nicht gelänge, Sie am Leben zu erhalten."

Der König ſah ihn einige Augenblicke feſt und forſchend an. Dann ſagte er ruhig:

„Geh nur immerhin allein! — Von Dir habe ich nichts zu fürchten!"

Die Arzenei that die gewünſchte Wirkung und nach acht Tagen, während welcher der junge Arzt, ſeines republikaniſchen Haſſes ungeachtet, durch die Freundlichkeit des Königs beſtochen, nicht von ſeinem Lager wich, war die Gefahr verſchwunden und die Anweſenheit des Arztes nicht mehr erforderlich. Er kehrte daher nach Neapel zurück, aber indem er ſich, reich beſchenkt, bei dem Könige beurlaubte, ſagte er mit dem Tone ernſter Warnung:

„Eure Majeſtät ſind jetzt zwar geneſen, aber Sie müſſen wenigſtens noch eine Woche hier verweilen; denn wenn Sie den Ort früher verlaſſen, ſo würde die Luftveränderung wahrſcheinlich einen neuen Anfall des Fiebers herbeiführen und es wäre dann die größte Lebensgefahr vorhanden."

Doch dieſe Warnung war vergeblich für Ferdinand II., der nur ſeinem eigenen Willen ſtets folgte und der in dem Wahne ſtand, wie ſeine Unterthanen, ſo müßte auch die Natur ſich dieſem Willen beugen.

Nur vier Tage folgte er der Vorſchrift des Arztes, dann aber trieben Ungeduld und Langeweile ihn nach Neapel zurück und von Neapel begab er ſich wenige Tage darauf nach Baja. Kaum aber war er nach einer Fahrt im offenen Wagen hier angelangt, als das Fieber mit erneuerter Heftigkeit wieder ausbrach.

Unverzüglich wurde nach dem rettenden Arzte geſchickt und als dieſer in das Krankenzimmer trat, rief der König ihm mit guter Laune entgegen:

„Das Fieber iſt wieder da. Wahrhaftig, Du haſt in Paris viel gelernt.“

Ernſt und feſt entgegnete der junge Mann:

„Aber nicht genug, um auch diesmal die Krankheit zu heben. Eure Majeſtät müſſen jetzt, wie ich es Ihnen vorherſagte, ſterben.“

„Dummes Zeug,“ ſagte der König halb ſcherzend, halb ängſtlich. „Du wirſt mich geſund machen!“

„Ich will es verſuchen,“ erwiderte der Arzt, „aber ich glaube nicht, daß es mir gelingen wird.“

Und die Prophezeiung des Arztes traf ein.

Ferdinand II. wurde mit jedem Tage kränker. Er ſtarb bei lebendigem Leibe hin und ging durch monatelange Todesqual ſeiner Auflöſung entgegen. Bald zeigte es ſich, daß Rettung unmöglich war und der König ſelbſt erkannte dies. Aber er trug die Martern,

in welchen Andere eine gerechte Strafe der göttlichen Rache erblickten, mit heldenmüthiger Standhaftigkeit.

Hätten die Tausende von Unglücklichen, welche seine Grausamkeit in qualvollen Kerkern einem langsamen Tode überlieferte, Zeugen der Martern sein können, die ihr königlicher Peiniger an sich selbst zu erdulden verurtheilt war, wahrlich, sie würden eingestanden haben, daß sie weniger zu leiden hatten wie er.

Das Blut in den Adern des Königs war vergiftet; nach und nach wurde sein ganzer Körper eine einzige eiternde Wunde; ein Pestgeruch umgab sein Lager; nur mit Mühe vermochten die Höflinge den Ekel zu überwinden, den der Anblick des Herrschers Jedem einflößte, der ihm nahe zu kommen gezwungen war. Dennoch wagte Niemand, dem König diese Scheu merken zu lassen, oder sich früher, als die Etikette dies gestattete, von seinem Lager zu entfernen, denn Ferdinand II. blieb bis zum letzten Athemzuge der auf seine Macht eifersüchtige Despot, und wehe Jedem, der es gewagt hätte, in ihm nicht mehr den unumschränkten Gebieter über Leben und Tod, über Freiheit und Vermögen jedes Neapolitaners, selbst des am höchsten gestellten, anzuerkennen.

Endlich fühlte der König, daß seine Auflösung nahe bevorstand und mit der Klarheit des Geistes, die ihn

während der ganzen fürchterlichen und Schauder erregenden Krankheit nicht einen Augenblick verlaſſen hatte, berief er alle Mitglieder der königlichen Familie, die eben in Neapel, wohin er ſich hatte bringen laſſen, anweſend waren, an ſein Lager.

Mit feſter Stimme dictirte er dem Kronprinzen, ſeinem einzigen Sohne erſter Ehe, dem jetzigen König Franz II., ſeinen letzten Willen in die Feder. Nach Beendigung dieſes wichtigen Actenſtückes, dazu beſtimmt, ſeine Willkürherrſchaft auch nach ſeinem Tode fortzuſetzen, ſo ſehr auch ſeinem Sohne dazu Fähigkeit, geiſtige Bildung und moraliſche Kraft mangelten, wendete er ſich zu dem Thronerben und deſſen Brüdern und ſprach die charakteriſtiſchen Worte:

„Bleibet einig. So lange Ihr noch verbunden ſeid, könnt Ihr in Italien bleiben, im Gegentheil aber holt Euch Alle der Teufel!“

Darauf ſagte er mit gebieteriſchem Tone:

„Die hohe Geiſtlichkeit Neapels ſoll an meinem Lager erſcheinen, augenblicklich; denn ich fühle, daß ich keine Zeit zu verlieren habe, und ich will nicht ohne den Segen der Kirche aus dieſem Leben ſcheiden!“

Ohne Säumen folgten die hohen Würdenträger der Kirche dieſem Rufe. Sie erſchienen Einer nach dem Andern an dem Sterbelager, und eben ſollte die

heilige Handlung beginnen, da musterte Ferdinand II. die Anwesenden, und mit zornblitzendem Auge rief er heftig:

„Noch fehlen zwei der Bischöfe. Sie sollen augenblicklich erscheinen. Noch bin ich nicht todt, und so lange ich lebe, verlange ich, daß meinen Befehlen unbedingter Gehorsam geleistet werde."

Kann es eine treffendere Charakterisirung dieses Despoten geben, als diese letzten Worte des Sterbenden bezeichnen?

Die Bischöfe erschienen zitternd vor dem Gewaltigen, in welchem kaum noch ein Hauch des Lebens übrig war.

Ferdinand II. empfing die vorgeschriebenen Sterbesacramente seiner Kirche, und unmittelbar darauf trat der letzte Todeskampf ein.

Er war entsetzlich, und schaudernd wendeten die Anwesenden die Blicke ab.

Der Arzt, der mit aufopfernder Hingebung den Kranken gepflegt und gewartet hatte, schloß den Sterbenden in seine Arme, seine letzten Qualen zu mildern, und nach wenigen Minuten legte er den regungslosen Körper zurück auf das Schmerzenslager, den Würmern die Leiche überlassend, deren sie sich schon lebend bemächtigt hatten.

So endete der vorletzte König von Neapel aus dem Hause Bourbon.

VII.

Die verwegene Schaar.

In einem ſtillen Zimmer Genua's ſaßen eines Abends im April des Jahres 1860 fünf Männer beiſammen in einem ernſten Geſpräch, deſſen Wirkung einen noch jetzt unberechenbaren Einfluß auf die Geſchicke von ganz Europa haben ſollte, ſo unbedeutend auch dieſe Männer in den Augen Vieler ſein mochten.

Dieſe Fünf verdienen es, daß ihre Namen aufbewahrt werden; wir glauben daher den Dank unſerer Leſer zu verdienen, wenn wir ſie hier einzeln namhaft machen.

„Wißt Ihr wohl, Freunde," ſagte der Wirth der übrigen, „daß die Nachrichten, welche ich von verſchiedenen Seiten aus Sicilien empfing, darin übereinſtimmen, daß die wahnſinnige Tyrannei Maniscalco's und Sal-

jano's die Sicilianer auf das Aeußerſte erbittert hat? — Es herrſcht in dem ganzen Lande, beſonders aber in den Hauptſtädten Palermo und Meſſina, eine dumpfe Gährung und eine ſolche Erbitterung, daß ich überzeugt bin, es bedürfte nur eines geringen Anlaſſes, um den unter der Aſche glimmenden Funken zur hell lodernden, Alles verzehrenden Flamme anzufachen. — Hier wäre eine kühne und große That zu vollbringen!"

Der, welcher mit Begeiſterung dieſe Worte ſprach, war Francesco Criſpi, ein Waffengenoſſe Garibaldi's bei den Kämpfen in Amerika, von wo er bei dem Ausbruche des italieniſchen Krieges herübereilte, um ſein Schwert der heiligen Sache ſeines Vaterlandes zu widmen.

Bertani, Arzt in Genua, Garibaldi's vertrauter Freund und ſpäter Staatsſecretär der Regierung Garibaldi's in Neapel, erwiederte hierauf:

„Wenn ſich Alles ſo verhält, wie du ſagſt — und daran zweifle ich nach deiner Verſicherung nicht, — dann iſt die Sache wohl geeignet, in ernſte Ueberlegung gezogen zu werden."

„Noch mehr aber, um zur ſchleunigſten Ausführung zu gelangen," fiel der feurige Nino Bixio ein, der tapfere Kampfgenoſſe Garibaldi's während der blutigen Tage von Rom und des durch Villafranca been-

digten Krieges, und durch die Zeitungen zu bekannt, um hier noch einer weiteren Erwähnung zu bedürfen.

Die beiden anderen, Rostolino Pilo, der in Sicilien den Heldentod fand, und Orlando, reicher Eisengießerei-Besitzer in Genua, vertraute Freunde und bewährte Gesinnungsgenossen der drei Genannten, stimmten vollkommen bei.

„Die Unternehmung wäre also beschlossen," nahm Crispi lächelnd wieder das Wort, „aber um ihr den Erfolg zu sichern, müssen wir einen Führer finden!"

„Er ist gefunden," rief Birio hastig. „Wer könnte es anders sein, als Garibaldi!"

„Mir ganz aus der Seele gesprochen!" sagten wie aus einem Munde die übrigen Vier und augenblicklich schrieb Crispi an Garibaldi, ihn nach Genua einzuladen.

Wann hätte Garibaldi jemals gezögert, einem patriotischen Rufe zu folgen? Er kam und durch die Mittheilungen Crispis überzeugt, ging er augenblicklich auf den Plan ein. In aller Stille berief er seine Tapferen aus dem Corps der Alpenjäger und freudig schaarten sie sich unter das Banner, das sie schon so oft zu Siegen und Heldenthaten geführt hatte.

Aber eine solche Unternehmung bedarf zu ihrer Durchführung auch des Geldes. Garibaldi hoffte,

, die nöthigen Mittel leicht verſchaffen zu können,
m das italieniſche Nationalcomité hatte bedeutende
ummen angeſammelt. Er ſetzte ſeinen Plan ausein-
der und beanſpruchte zu deſſen Durchführung einen
eil dieſer Gelder.

Das Miniſterium, von welchem die Bewilligung
hängig war, verweigerte dieſelbe, denn nicht ohne
rund fürchtete es, durch eine ſo offenkundige Unter-
ſtützung einer revolutionären Unternehmung in un-
genehme und gefährliche Conflicte mit den fremden
abinetten zu gerathen.

Garibaldi war mißmuthig über dies erſte Miß-
ngen, aber er iſt nicht der Mann dazu, ſich von
nem gefaßten Plane abſchrecken zu laſſen.

Er glaubte, den Mann zu wiſſen, der ihm helfen
nnte, und ließ den König Victor Emanuel um
ne Audienz bitten.

Sie wurde gewährt, und nachdem der König ihn
reundlich willkommen geheißen hatte, begann er:

„Majeſtät, ich brauche Geld, und ich will Ihnen
icht verhehlen, zu welchem Zwecke.“

Mit eigenthümlichem Lächeln entgegnete Victor
Emanuel:

„Ich will Ihre Zwecke nicht kennen, denn es ge-
ügt mir, zu wiſſen, daß ich Ihnen gefällig ſein kann.“

„Aber, Sire," ſagte Garibaldi, der den Sinn dieſer Worte wohl verſtand, „die Summe, deren ich bedarf, iſt bedeutend!"

„Laſſen Sie ſich dadurch nicht abſchrecken, ſie zu fordern," ſagte der König mit dem gleichen Lächeln, „und iſt ſie nicht zu bedeutend für meine Privatcaſſe, ſo iſt ſie Ihnen im Voraus bewilligt!"

So war die größte Schwierigkeit beſiegt, und es entſtand nun eine kriegeriſche Thätigkeit, die nicht unbemerkt bleiben konnte, die allerlei Deutungen erfuhr, deren eigentliches Ziel aber Niemand, der nicht eingeweiht war, zu ahnen vermochte, ſo kühn, ſo unglaublich verwegen war der Plan.

Wie hätte man es in der That auch für möglich halten können, daß eine Hand voll Leute die Abſicht haben könnte, ein Reich, das ein ſtehendes Heer von mehr als 130,000 Mann auf den Beinen hatte, über den Haufen werfen zu wollen wie ein Kartenhaus.

Daß alle Stützen dieſes Reiches morſch und durch eigene Schuld unterwühlt waren, das zog freilich Niemand mit in die Berechnung, ausgenommen die Führer dieſes wahnſinnigen Unternehmens, wie es beinahe einſtimmig von ganz Europa genannt wurde, als die Kunde davon ſich mit unwiderleglicher Gewißheit verbreitete.

Endlich waren die Vorbereitungen beendigt und am 5. Mai gingen in Genua 1085 Tapfere, bekleidet mit den weltberühmt gewordenen rothen Blouſen, an Bord, um die Erlöſung Siciliens aus neapolitaniſchem Joche zu unternehmen.

Es waren nicht — wie „gutgeſinnte" Blätter zu verbreiten ſich bemühten — aus aller Herren Ländern zuſammengelaufene Abenteurer, die nichts zu verlieren hatten, ſondern die ganze Schaar beſtand aus Söhnen Italiens, die zum Theil den wohlhabendſten Familien angehörten.

Nur die beiden Ungarn Türr und Tuckery machten eine Ausnahme.

Es ſei uns vergönnt, hier die vorzüglichſten Begleiter Garibaldi's zu nennen, um durch die Aufzählung ſolcher Namen lügenhafte Beſchuldigungen zu widerlegen, durch welche übrigens die Schande der Beſiegten durch deren unüberlegte Anhänger nur um ſo greller erſcheint.

Dienſte als Adjutanten Garibaldi's, und folglich ſeiner Perſon am nächſten ſtehend, verſahen Türr, Tuckery, beide Männer von bewährter Tapferkeit — Montanari, der heldenmüthige Major Cienni, der ſchon in Montevideo an Garibaldi's Seite gefochten hatte, und Menotti Garibaldi, der würdige Sohn des Heldenvaters.

Chef des Generalstabs war Lombarde, ein ausgezeichneter Gelehrter, begabt mit seltener Beredtsamkeit, bekannt durch seine Theilnahme an der hartnäckigen Vertheidigung Venedigs, und später General der Südarmee.

Unter ihm standen als Generalstabsoffiziere Manin, der Sohn des berühmten Dictators von Venedig, und Calvino, rühmlichst bekannt als Schriftsteller und tüchtiger Tactiker.

Bixio führte eine Compagnie. Neben ihm waren Officiere: Carini, rühmlichst in Italien, wie in Frankreich, bekannt; La Masa, der als Schriftsteller und als Soldat (von Venedig her) einen vortheilhaften Ruf besitzt; Baron Stocco, ein Edelmann aus Calabrien; Cairoli, einer edlen Familie der Lombardei angehörend. — An der Spitze des Geniecorps stand der Oberst Orsini, gestählt in den Kämpfen für die Freiheit Italiens und jetzt aus der Türkei herbeigeeilt, um dem kühnen Zuge seine Hülfe angedeihen zu lassen. Ein Edelmann aus Mantua, Major Acerbi, hatte Familie und Vermögen im Stiche gelassen, um dem Rufe des Patriotismus zu folgen. Er bekleidete die Stelle eines Intendanten des Corps. Francesco Crispi endlich, der geistige Urheber der ganzen Expedition, später Minister für Sicilien und Neapel, begleitete die Truppen als Civilcommissär.

War auch die große Menge der Begleiter Garibaldi's in geiſtiger Beziehung nicht gleich ausgezeichnet, wie die Genannten, ſo ſtand doch in einer Beziehung Keiner dem Andern nach; das war die Tapferkeit und der Kampfesmuth, welche Alle in gleich hohem Grade beſeelten, eine halbe Bürgſchaft des Erfolges; denn eine Schaar, in welcher jeder Einzelne von glühendem Enthuſiasmus für die Sache, der er Gut und Blut geweiht hatte, entflammt war, konnte wohl durch Uebermacht aufgerieben, aber nimmer beſiegt werden.

Voll Sehnſucht blickten die kühnen Garibaldianer der Küſte des ſchönen Landes entgegen, in deſſen Boden ſo mancher von ihnen ſein Grab finden ſollte, da erſchallte am 6. Tage nach der Abfahrt aus dem Hafen von Genua, — am 11. Mai — der Jubelruf:

„Land! — Sicilien!“

Voll freudiger Ungeduld drängten ſich Alle, die das Deck faſſen konnte, auf den Steuerbord, wo man die freie Ausſicht auf das erſehnte Ziel hatte, und der Steuermann hielt gerade auf Marſala zu, als hätten ſie kein Hinderniß ihrer verwegenen Landung zu befürchten.

Da führte ein glücklicher Zufall — wie denn überhaupt der Himmel dieſe Unternehmung zu begünſtigen ſchien, — eine Fiſcherbarke in der Nähe des „Pie-

monte" vorüber, welcher Garibaldi und seine Be
gleiter trug.

Die Fischer wurden an Bord gerufen, und über die Umstände befragt, die zu wissen für die glücklich Ausführung des Planes von größter Wichtigkeit war.

Der Patron des Fahrzeuges, ein kräftiger Mann mit sonnenverbranntem Gesicht und feurig blitzenden Auge überschaute musternd die Schaar, die ihn, begierig auf seinen Bericht, umdrängte.

Er mochte die Absicht dieser Männer ahnen, hatte auch vielleicht schon etwas von den „rothen Blousen" vernommen, denn er lächelte mit dem Ausdrucke der Befriedigung, als er sagte:

„Wollen Sie an das Land, so hat Madonna Sie zur guten Stunde nach Marsala geführt; doch müssen Sie eilen, soll die günstige Gelegenheit nicht entschlüpfen."

„Wie verstehst Du das, Freund?" fragte Garibaldi, den Wort und Mienen des Fischers bereits überzeugt hatten, daß er den Namen nicht verschwendete, mit dem er ihn anredete.

Ohne sich zu besinnen, antwortete der Fischer:

„Seit drei Wochen liegen vor dem Hafen von Marsala drei neapolitanische Kriegsdampfer, und halten strenge Wache über die ganze Küste. Heute aber, vor

wenigen Stunden haben ſie ganz unerwartet ihre bisherige Stellung verlaſſen und alle drei zugleich die Richtung gegen Trapani eingeſchlagen, der Hafen iſt daher in dieſem Augenblick frei und unbewacht, und wenn Sie keine Zeit verlieren, können Sie ungehindert in den Hafen einlaufen."

Mehr bedurfte es nicht, um alle Kräfte aufzubieten und einige Minuten vor zwei Uhr liefen der „Piemonte" und der „Lombardo" glücklich in den Hafen von Marſala ein. Zwei kleine engliſche Schiffe, die hier lagen, ſetzten keinen Widerſtand entgegen und augenblicklich begann die Ausſchiffung mit jener Eile, Ordnung, Ruhe und Umſicht, welche alle Unternehmungen Garibaldi's characteriſirt. Zugleich aber wurde den neapolitaniſchen Kreuzern die Ankunft der beiden verdächtigen Fahrzeuge telegraphiſch angezeigt.

Sie ſäumten nicht, ſich ihrem Stationsorte eiligſt wieder zuzuwenden, aber als die erſte Fregatte auf der Rhede erſchien, waren Truppen, Artillerie, Munition und Bagage Garibaldi's bereits am Lande, und nur Garibaldi ſelbſt, mit ſeiner perſönlichen Umgebung, legte eben mit der Barke, aus der er die Ausſchiffung geleitet und überwacht hatte, an dem Ufer an, um ſeinen Gefährten zu folgen, da raſſelte ein Hagel von Kugeln und Kartätſchen auf die Uferbrüſtung

nieder oder ſchlug krachend gegen die Quadermaue derſelben an.

Aber wie durch ein Wunder wurde nicht ein ei ziger Mann getödtet, oder auch nur verwundet, u eine allgemeine Salve aus tauſend Musketen, der e donnerndes „Evviva l'Italia!“ folgte, antwortete de feindlichen Feuer.

So war alſo der erſte Schritt glücklich getha aber nur wenig hätte man dadurch gewonnen gehab wäre nicht die erſte Ueberraſchung raſch und thatkräft benutzt worden.

Und Garibaldi war nicht der Mann danach, z zögern, wo ſchnelles Handeln Noth that.

Ohne Säumen drang Garibaldi mit ſein kleinen Schaar vor nach Salerni. Hier erklärte er ſi feierlich im Namen Victor Emanuel's „zum Di tator von Sicilien“, indem er ſagte, er ſei eingelad von den befreiten Gemeinden der Inſel. Zugleich fo derte er die waffenfähige Jugend auf, zu ſeinen Fahne zu eilen, und danach auf Verſtärkung durch die B völkerung hoffend, zog er weiter, die neapolitaniſch Truppen aufzuſuchen.

Da meldete die Vorhut, daß das Corps des Gen ral Landi, ungefähr 3000 Mann, ihnen gegenüb vor Catalafimi ſtände.

Garibaldi zählte mit dem Zuzuge, der ihm bisher geworden war, höchstens 1500 Streiter, und ein großer Theil derselben war an regelmäßigen Kampf nicht gewöhnt, hatte wohl sogar noch nie das eigenthümliche Pfeifen der Kugeln vernommen.

Aber wann hätte der Heldenmuth schon je seine Gegner gezählt?

Sobald Garibaldi die Nähe des Feindes gemeldet war, gab er daher den Befehl zum Vorrücken, und um 11 Uhr begann bei drückender Hitze ein Gefecht, das an Feuer der Gluth der Sonne nicht nachstand.

Um 3 Uhr Nachmittags war General Landi in seine letzte Position zurückgedrängt. Aber noch immer folgte mit unverminderter Kraft und Wuth Angriff auf Angriff, und Landi suchte einen einstweiligen Schutz hinter den Häusern Catalafimi's, um sich ohne weitern Kampf in der Frühe des nächsten Morgens nach Palermo zurückzuziehen, ohne weiteren Widerstand gegen die Heldenschaar zu wagen, die binnen so kurzer Zeit den doppelt überlegenen Feind trotz seiner vortheilhaften Positionen geschlagen.

Mächtig war der Eindruck, den der erste glückliche Kampf hervorbrachte, auf die eigenen Streiter sowohl, wie auf die Bevölkerung Siciliens, und ganz besonders auf die neapolitanischen Truppen. Diese wurden gleich

von Anfang an entmuthigt, und ihr Aberglaube, — der zu anderen Zwecken so eifrig genährt worden war, — ließ sie in den blutrothen Streitern Teufel erblicken, welche die Hölle, angethan mit ihrer Farbe, gesendet hatte, und gegen die daher jeder Kampf vergeblich sein mußte.

Noch größer, als der materielle Sieg, war daher der moralische, den Garibaldi erfochten hatte, und kühn drang er, nachdem er eine begeisternde Proclamation erlassen hatte, gegen Palermo vor, entschlossen, den Kampf gegen das Hauptcorps der Neapolitaner muthig aufzunehmen.

XIV.

Il Re Bombino.

Am reizenden Geſtade des Meeres wandelte zur Zeit der Abendkühle ein einſames Paar dahin. Eine ſchöne, hochgewachſene junge Frau, die blauen Augen voll ſchwärmeriſchen Feuers, das liebliche Haupt geſchmückt mit einer üppigen Fülle dunkelblonden Haares, der Gang feſt und ſtolz aufrecht, ein Bild der blühendſten Jugendfriſche und Kraft.

Wie ganz anders war dagegen die Erſcheinung des Mannes, der an ihrer Seite ging.

Auch er ſchien noch in den Jahren der Jugend zu ſtehen. Wir ſagen: „Er ſchien", denn mit Gewißheit ließ ſich dies nach ſeinem Ausſehen und ſeiner Haltung nicht behaupten. Sein Gang war matt und ſchleppend, ſeine Knie waren gebogen, die Füße ſtreiften dicht über

den Boden, als fehlte ihnen die Kraft, ſich höher zu heben; ſein Rücken war gewölbt, wie der eines alten Mannes; ſein Kopf neigte ſich gegen die Bruſt herab; ſein Geſicht war erdfahl, die Haut welk, das Auge matt und erloſchen; die Züge des Geſichtes waren ausdruckslos und ſchlaff.

Der Mann mußte entweder erſt kürzlich von einer ſchweren Krankheit geneſen ſein, oder frevelnd ſeine Jugendkraft in Ausſchweifungen aller Art vergeudet haben.

Die ganze Erſcheinung des Mannes machte einen peinlichen Eindruck, um ſo peinlicher, je blühender und kräftiger die junge Frau an ſeiner Seite einherſchritt.

Noch waren die Luſtwandelnden nicht bis zum Kap Miſene gelangt, und ſchon ſahen ſie ſich von einem zahlreichen Haufen zerlumpter oder halbnackter Bettler umſchwärmt, welche mit zudringlichem Ungeſtüm Almoſen forderten.

Mit unwilliger Miene zog endlich der Mann ſeine Börſe aus der Taſche und wühlte darin umher, als ſuche er nach den kleinſten Münzen.

Mit innerer Erregung ſah die Frau dem einige Augenblicke zu, endlich aber flammte ihr edles Geſicht in dunkler Zornesröthe; ſie riß ihrem Begleiter die Börſe aus der Hand, rief dazu mit bebender Stimme:

„C'est une honte pour un roi!“ *) und ſchleuderte ſie mit dem ganzen Inhalt unter die Menge, die jubelnd darüber herfiel.

Erſchrocken blickte der Mann ſeine Begleiterin an. Die Muskeln ſeines Geſichtes zuckten, ſein ganzer Körper zitterte leiſe, denn ſeine Nerven waren ſo angegriffen, daß die geringſte Aufregung ihn beinahe krampfhaft beben machte, und ſtammelnd ſagte er, halb mit dem Tone der Entſchuldigung, halb mit dem des Vorwurfs:

„Aber liebe Marie, das viele Geld —“

„Ich wiederhole Ihnen,“ rief ſie, ihn ungeſtüm unterbrechend, „es iſt eine Schande für einen König, ſich auf ſolche Weiſe karg zu zeigen!“

Es war Marie von Baiern, die deutſche Fürſtentochter, welche in gerechtem Unwillen ſo zu ihrem Gemahle, Franz II., ſprach, dem unglücklichen und mehr als in einer Beziehung bedauernswerthen jungen Manne, deſſen Schultern die Krone eine Laſt aufbürdete, welche zu tragen ſeine erſchöpften Kräfte viel zu ſchwach waren.

Jedes ſelbſtſtändigen Handelns, jedes eigenen Willens durch ſeine theils verwahrloſte, theils knechtiſche Er-

*) Das iſt eine Schande für einen König!

ziehung beraubt, beugte Franz II. demuthsvoll das Haupt unter den Vorwürfen der hochherzigen Frau, welche ein trauriges Geschick in der Blüthe ihrer Jugend und Kraft unbarmherzig an einen Gemahl gekettet hatte, der in jeder Beziehung nur der Schatten eines Mannes war.

Stumm setzte das ungleiche Königspaar noch eine kurze Strecke seinen Spaziergang fort, und kehrte dann, Beide gleich sehr verstimmt, in das Schloß nach Bajä zurück, wo der König sich während der Sommermonate häufig aufzuhalten pflegte.

Kaum hier angelangt, sollte Franz II. durch eine Nachricht überrascht werden, welche ihn in eine so große Aufregung versetzte, wie sie bei seinem entnervten Zustande möglich war.

Man machte ihm die Meldung von der Landung Garibaldi's, von dessen Einrücken in Palermo, von dem Jubel, mit dem die Bevölkerung ihn aufgenommen hatte.

Er starrte den Berichterstatter ungläubig an, und wohl hatte er zu seinem Zweifel Grund, denn man wußte ihn bisher in der Täuschung zu erhalten, daß in dem Königreiche Alles ruhig, daß von Gefahr keine Spur vorhanden sei, daß seine Unterthanen sich unter seinem milden Scepter glücklich fühlten.

Noch einmal mußte ihm die unerwartete Nachricht wiederholt werden, aber auch jetzt ſchien er das für unmöglich Gehaltene nicht faſſen zu können. Er ſtrich mit der Hand über die Stirn, wie ein Menſch, der ſich auf etwas beſinnen will und doch den geſuchten Gedanken nicht finden kann; dann preßte er die Hand feſt gegen den Kopf, als wollte er einem ſchmerzhaften innern Drucke den äußeren beſchwichtigend entgegenſetzen. Darauf ſah er den Berichterſtatter wieder mit dem Lächeln des Irrſinns an, und auf widerliche Weiſe zuckten krampfhaft die Muskeln ſeines Geſichtes.

Plötzlich ſchien ein Strahl des Verſtändniſſes ſein geſchwächtes Gehirn zu erleuchten. Er erinnerte ſich der Ermahnungen ſeines ſterbenden Vaters; er gedachte des Beiſpieles, welches deſſen ganzes Leben ihm gegeben: daß die äußerſte Strenge allein den Thron zu befeſtigen vermöchte und mit beinahe kreiſchender Stimme rief er:

„Man ſoll Palermo der Erde gleich machen, wenn es ſich nicht unterwirft. — Um den Muth meiner Truppen anzuſpornen, verſpreche man ihnen die Plünderung aller rebelliſchen Ortſchaften!“

Mit dieſem grauſamen Gebote, das ihm den Namen „Il Re Bombino“ gewann, hatte der unglückliche König ſeine ganze Kraft erſchöpft. Wie gebrochen

ſank er wieder auf ſeinen Seſſel; der Kopf fiel ihm auf die Bruſt herab, ſeine Augen waren erloſchen, wie die eines Todten; convulſiviſch zuckte ſein ganzer Körper. Er ſchien ſeiner Auflöſung nahe zu ſein!

Mit finſterer Miene hatte die bedauernswürdige Königin Marie dieſen ganzen Auftritt angeſehen.

Wie ſie jetzt den Gatten ſo, halb ohnmächtig, wie vernichtet, ein wahres Bild des Jammers, vor ſich ſitzen ſah, faltete ſie unwillkürlich die Hände und richtete zum Himmel einen flehenden Blick, welcher zu ſagen ſchien:

„Allgütiger Vater im Himmel, verleihe mir Kraft, das Loos zu ertragen, welches Dein Wille mir aufgebürdet hat!“

XV.

Der Triumpfzug eines Eroberers.

Während der König von Neapel auf ſolche Weiſe entmuthigt ſich zeigte und ſich dem Wahne hingab, grauſame Befehle allein würden hinreichen, das Unglück abzuwenden, welches drohend über ſeinem Haupte ſchwebte, den Spruch beſtätigend: „Die Sünde der Väter ſoll an den Kindern heimgeſucht werden bis in das dritte und vierte Glied!“; — während die Königin vom tiefſten Kummer erfaßt wurde über die feige Schwäche ihres Gemahls; — während Entmuthigung ſich der königlichen Truppen bemächtigte, welche Sicilien gegen „die Hand voll Abenteurer“ vertheidigen ſollten, — rückten dieſe entſchloſſen vorwärts, mit Zaubergewalt jeden Widerſtand beſiegend, der ſich ihnen entgegenſtellte.

Wahrlich, Aehnliches hat die Kriegsgeſchichte von

den älteſten Zeiten bis auf die neueſten nicht zu erzählen, als die Waffenthaten, welche die kleine Schaar Garibaldi's vollbrachte, die zwar durch Zuzüge allmählig verſtärkt wurde, die aber dennoch einen zehnfach überlegenen Feind zu bekämpfen hatte, einen Feind, der noch überdies mit einer zahlreichen Artillerie verſehen war und feſte Poſitionen, Bollwerke ſogar, inne hatte, während Garibaldi bei der Landung nur vier Geſchütze mit ſich brachte und während ſeine Leute in unbeſchützter Stellung ihre Angriffe machten, die freilich mit unwiderſtehlicher Gluth ausgeführt wurden.

Gefecht folgte auf Gefecht, Kampf auf Kampf und jedes Gefecht, jeder Kampf war ein Sieg!

Doch es iſt nicht unſere Abſicht, hier die Geſchichte der denkwürdigen Eroberung des Königreichs beider Sicilien durch Garibaldi zu wiederholen. Sie iſt bekannt genug. Aber einzelne Züge müſſen wir hervorheben, da ſie dazu dienen, den Helden zu characteriſiren, den die Welt bereits als ausgezeichneten General kannte, den ſie in Sicilien und Neapel aber auch als gewandten und ſcharfſinnigen Politiker kennen lernen ſollte, der es verſtand, die richtigen Mittel aufzufinden, um ſich die errungenen Vortheile zu ſichern und neue zu gewinnen.

Gleich von allem Anfange an hatte Garibaldi für ſeine Pläne eine wichtige Unterſtützung dadurch

gefunden, daß die niedere Geiſtlichkeit ſich durch viele ihrer Mitglieder für ſeine Sache ausſprach.

Der erſte Geiſtliche, der dies that, war der Pater Giovanni von Caſtelvetrano.

Dieſer Prieſter, begeiſtert für die Sache der Freiheit, vertauſchte das Kreuz mit dem Schwerte, ſammelte um ſich eine tapfere Schaar von hundert Freiwilligen, die er durch das Beiſpiel perſönlicher Tapferkeit und Todesverachtung zu Heldenthaten anfeuerte und machte dadurch einen ſehr günſtigen Eindruck auf die Bevölkerung, daß dieſe in ihrem eingewurzelten Aberglauben, der ſie gegen den „excommunicirten" Garibaldi einnahm und mit Vorurthei füllte, erſchüttert wurde, als ſie ſah, daß ſelbſt „die heiligen Diener der Kirche" Gemeinſchaft mit ihm ſchloſſen.

Das war kein geringer Vortheil für Garibaldi und deſſen Unternehmung, aber es war immer nur etwas Halbes, und der Pater Giovanni wollte daraus etwas Ganzes machen.

Als daher Garibaldi nach dem ſiegreichen Kampfe bei Calatafimi gegen Palermo vordrang und ſich Alcamo näherte, ritt der Pater Giovanni, der ſich auf dem Marſche beſtändig an ſeiner Seite hielt, dicht zu ihm heran und flüſterte ihm zu:

„General, vergeſſen Sie nicht, daß Sie excommunicirt ſind.“

„Ich vergeſſe es nicht,“ entgegnete Garibaldi lächelnd, „allein ich werde das Unglück wohl zu tragen wiſſen müſſen, denn was ſollte ich dabei thun?“

„Ich will es Ihnen ſagen,“ entgegnete der Pater. „Um den Aberglauben der religiös geſinnten Bevölkerung zu bannen, empfangen Sie in Alcamo die Segnung.“

Nach kurzem Bedenken entgegnete Garibaldi:

„Nun, meinetwegen! Ich habe nichts dagegen, obgleich ich den Nutzen einer ſolchen leeren Ceremonie nicht einſehe.“

Bruder Giovanni ließ ſich auf weitere Erörterungen nicht ein, ſchien aber ſehr erfreut über das erlangte Zugeſtändniß zu ſein, ſetzte ſein Pferd in Galopp und ſprengte voraus nach Alcamo. Hier trat er in die Kirche ein, bereitete ein Betpult, ein Kiſſen, auf welchem Garibaldi niederknieen ſollte, legte eine Stola an und erwartete den excommunicirten Helden. Als dieſer zu der Thür der Kirche gelangte, ſtieg er vom Pferde und der Fürchterliche, dem — wie die neapolitaniſchen Zeitungen behaupteten — von dem Böſen die Macht verliehen worden war, Feuer aus Naſe und Mund zu ſprühen, ließ ſich von dem ihm entgegen-

tretenden Prieſter wie ein Kind an der Hand leiten und ſank auf den äußeren Stufen der Kirche im Angeſichte der Bürger der Stadt, der Bauern der Umgegend und der zu ſeinen Fahnen geeilten Freiwilligen nieder auf die Kniee.

Von Bewunderung über dieſe Demuth ergriffen, eilte Pater Giovanni, der ſeiner Freiſinnigkeit ungeachtet doch immer katholiſcher Prieſter blieb, in das Innere der Kirche, kehrte aber augenblicklich mit dem Allerheiligſten zurück und ſagte zu der umſtehenden Menge mit lauter Stimme und ſalbungsvollem Tone:

„Sehet hier, Ihr Alle, den Siegreichen, der demüthig vor dem die Kniee beugt, der den Sieg verleiht!“

So wurde die Wirkung der Excommunication, von der die Feinde ſich ſo viel verſprochen hatten, entkräftet und als Garibaldi, der ſich ohne Rückſicht auf ſein Leben überall dem heftigſten Feuer ausſetzte, deſſen ungeachtet von den Kugeln der Neapolitaner unverletzt blieb, entſtand unter der Bevölkerung Siciliens bald der Glaube, er ſtände unter dem beſonderen Schutze Gottes und ſeiner Heiligen, und dieſer Glaube pflanzte ſich fort bis in die Reihen der königlichen Armee und trug nicht wenig bei zu dem paniſchen Schrecken, welchen das perſönliche Erſcheinen Garibaldi's überall verbreitete, wo er während des Gefechtes ſich zeigte.

Wozu konnte es auch in der That nützen, die Waffen gegen den zu wenden, den höherer Schutz unverwundbar machte?

Deshalb warfen viele Soldaten lieber ihre Waffen fort, als daß sie sich ihrer gegen den „Unverwundbaren“ bedienten. Hätten sie die Schüsse auf ihn abgefeuert, so hätten die Kugeln gar leicht von seiner Brust auf sie zurückprallen und statt des Feindes sie selbst verwunden oder gar tödten können. — — —

Nach solchen Vorgängen war es kaum zu verwundern, daß Garibaldi überall siegte, zuweilen sogar ohne Schwertstreich, und daß nach einander Palermo und Milazzo in die Gewalt Garibaldi's fielen, der darauf Anstalt traf, auch Messina anzugreifen, welches von einer zahlreichen Truppenmenge unter dem Befehle des Generals Clary besetzt war.

Am Abend des 25. Mai schien es, als würde am nächsten Tage ein allgemeiner Kampf sich entspinnen und er würde heiß und blutig gewesen sein. Allein der General Clary hatte gleich der ganzen Armee das Vertrauen auf seine Waffen verloren und am Morgen des 26. begannen die neapolitanischen Truppen die Stadt zu räumen, in welche nach und nach die zahlreich entflohenen Einwohner zurückkehrten.

Indeß wußte man sich diese Erscheinung nicht zu

erklären, denn erſt am 28. wurde öffentlich der abgeſchloſſene Waffenſtillſtand verkündet, nach welchem die königlichen Truppen, in die Citadelle eingeſchloſſen, ſo wie die Freiwilligen Garibaldi's, welche im Beſitze der Stadt blieben, ſich gegenſeitig aller Feindſeligkeiten zu enthalten verſprachen.

Der Wiederbeginn derſelben ſollte mindeſtens achtundvierzig Stunden vorher angezeigt werden.

So weit war es alſo mit dem Manne gekommen, von welchem die Zeitung von Neapel, als dort die Nachricht von deſſen kühner Landung in Marſala bekannt geworden war, ſchrieb:

„Das Ungeheuer in Menſchengeſtalt, Namens Garibaldi, hatte die Frechheit, an der Spitze einer Bande von Mördern die Beſitzungen Sr. Majeſtät des Königs von Neapel anzufallen. Es iſt unnöthig, zu bemerken, daß Maßregeln getroffen ſind, ihn zu fangen und daß er für ſein geſetzloſes Unternehmen die gerechte Beſtrafung erhalten wird;“

während die in Palermo abgeſchloſſene Capitulation noch nicht vierzehn Tage ſpäter von derſelben Zeitung mit den Worten verkündet wurde:

„Der Obercommandant der königlichen

Truppen in Sicilien hat eine Capitulation mit Sr. Excellenz dem General Garibaldi in Palermo abgeschlossen!"

Daraus mögen die Zeitungsschreiber lernen, mit ihren Beschimpfungen der Gegenpartei nicht so freigebig zu sein, wie man dies noch jetzt täglich erlebt; ungleich häufiger freilich in dem reactionairen Lager, als in dem liberalen, in welchem man sich lieber in rühmlichen Thaten, als in unrühmlichen Schimpfreden übt.

XVI.

Ein feiger Mann, — eine muthige Frau.

Die Eroberung und Organiſirung Siciliens war Ende Juli vollbracht; denn wenn ſich auch die Citadelle Meſſina's noch nicht an Garibaldi ergeben hatte, war ſie doch auf keine Weiſe zu fürchten und ihre Beſatzung außer Stande, das bereits beſiegelte Geſchick der Inſel noch zu ändern, die ſchon lange die Herrſchaft der Bourbonen nur mit Unwillen und verbiſſenem Haß erduldet hatte. Deshalb vergaß auch die Bevölkerung Siciliens über der Hoffnung auf die Zukunft die Leiden, welche die Gegenwart ihr auferlegte, und welche ſie ohne Murren ertrug.

König Franz II. gelangte jetzt zu der Einſicht, daß ein Theil ſeines Reiches für ihn verloren ſei, vielleicht für immer. Um ihn indeß wo möglich noch zurück zu

gewinnen, oder wenigstens den Theil zu bewahren, über den er im Augenblick noch herrschte, obgleich er auch hier schon seinen Thron wanken fühlte, griff er zu einem verzweifelten Mittel, das nur die äußerste Furcht ihm eingeben konnte, und über das sein unlängst verstorbener Vater, hätte er es an dem Orte, an dem er sich jetzt befand, erfahren können, sich wahrscheinlich zähneknirschend im Grabe umgedreht haben würde, vielleicht auch triumphirend gehohnlächelt hätte.

Konnte er doch nicht vergessen, daß er selbst es einst anwendete, um einen ähnlichen Sturm, wie der, welcher jetzt über Neapel hereingebrochen war, zu beschwören.

Franz II. verkündete eine Constitution.

Er bildete sich dabei ein, er ergriffe dieses mehrfach bewährte Einschläferungsmittel in der zwölften Stunde, aber er hatte es in seiner Furcht und Verblendung überhört, daß die zwölfte Stunde bereits geschlagen.

Der Entschluß der Verzweiflung blieb ohne die gehoffte Wirkung. Die Verkündung der Constitution wurde von der Bevölkerung mit dem Argwohn des Zweifels, noch mehr aber mit dem Lächeln des Hohnes aufgenommen.

Die Neapolitaner, noch mehr aber die Sicilianer, hatten es nicht vergessen, daß bereits drei Könige Neapels eine Constitution verliehen und beschworen,

die Eide aber jedesmal gebrochen hatten, ſobald ſie dazu die Macht in Händen zu haben glaubten, und ſie ſahen nicht ein, weshalb ſie dem vierten, von der dringendſten Noth erzwungenen Eide mehr Glauben und Vertrauen ſchenken ſollten, als den drei nicht gehaltenen Schwüren. Wußten Sie doch überdies, daß im ſchlimmſten Falle der Papſt, wie ſchon früher, bereit ſein würde, den Monarchen von dem Eide zu entbinden, und daß dann der Dispens des heiligen Vaters den Meineid zum Rechte von Gottes Gnaden ſtempelte.

Der Erlaß einer Conſtitution diente deshalb unter ſolchen Umſtänden nur dazu, den Beweis zu liefern, daß die Regierung ihre Ohnmacht erkannte und daran verzweifelte, ſich auf andere Weiſe erhalten zu können, als durch die Anwendung des früher ſchon mehrmals mit glücklichem Erfolge benutzten conſtitutionellen Poſſenſpieles.

Die Wirkung des Schrittes, an deſſen Aufrichtigkeit im ganzen Lande vielleicht nicht ein Menſch glaubte, am wenigſten aber wahrſcheinlich deſſen Urheber ſelbſt, war daher für den kühnen Eroberer eher günſtig als nachtheilig. Viele, und unter dieſen manche der feilen Creaturen, welche bisher die eifrigſten Werkzeuge der Willkühr geweſen waren, gaben ſchon jetzt Garibaldi den Titel „Dictator“, den er ſich ſelbſt beigelegt hatte,

zitterten im Voraus vor Dem, der vielleicht ſchon in wenigen Tagen Herr über ihr Leben und ihren Tod, jedenfalls aber über ihre ganze amtliche Stellung war, und nicht gering zeigte ſich die Anzahl der höheren, beſonders aber der niederen Beamten, und ganz beſonders derer der Polizei, die ihr Benehmen ſo einzurichten ſuchten, daß ſie hoffen durften, keiner zu ſtrengen Verantwortung ſich ausgeſetzt zu ſehen, wenn vielleicht ſchon binnen wenigen Tagen der „Gottſeibeiuns" — für welchen Garibaldi noch vielſeitig gehalten wurde, mit ſeinen, in die Leibfarbe der Hölle gekleideten, Helden ſiegreich in Neapel einzog.

Dieſer Einzug aber ſtand ſchon in kurzer Zeit zu erwarten, denn bereits hatte ſich die Schreckenskunde verbreitet, daß Garibaldi die Meerenge, welche Sicilien von dem italieniſchen Feſtlande trennt, überſchritten habe und an der Küſte Calabriens gelandet ſei; und nur zu bald beſtätigte ſich die Wahrheit dieſes Gerüchtes.

Nun aber zeigten ſich in gerechter Vergeltung die Früchte des Samens, den die Bourbonen ſeit Generationen dadurch ausgeſtreut hatten, daß ſie das Volk auf jede Weiſe zu verdummen und zu entnerven verſucht hatten.

Die Soldaten, auf welche die tyranniſche Machtherrſchaft ſich zu ſtützen vermeint hatte, gehörten eben-

falls dem verdummten Volke an, und von abergläubiſcher Furcht ergriffen, deſertirten ſie maſſenhaft, oder wo in helleren Köpfen, oder unter Begünſtigung beſonderer Umſtände, noch ein Funke des Patriotismus und der Freiheitsliebe übrig geblieben war, da traten die davon erfüllten Männer zu den ſogenannten Feinden über, in denen ſie, geleitet von einem Triebe der Natur mehr, wie von einer klaren Erkenntniß der Dinge, vielmehr ihre Retter erkannten.

Entmuthigt war durch die Gewalt der Ereigniſſe der bedauernswerthe greiſe Jüngling, der auf dem wankenden Throne Neapels ſaß: rathlos, mit bleichen Geſichtern, umſtanden ihn die Männer, die ſonſt ſo ſchnell Rath zu ertheilen gewußt hatten, wenn es galt, Gewaltmaßregeln vorzuſchlagen und zu empfehlen. Aber die, vor denen ſonſt das ganze Land gezittert hatte, zitterten jetzt ſelbſt vor einem Manne, aber einem wahren Manne, den ſie, die Erbärmlichen, noch vor wenigen Tagen mit Schmähungen und Beſchimpfungen der gemeinſten Art überhäuft hatten, und vor dem ſie jetzt Gnade flehend auf die Knie geſunken ſein würden, wäre er plötzlich mit geſchwungenem Schwerte und Zorn und Rache funkelndem Blicke in ihre Verſammlung getreten.

Es bedurfte kaum dieſer Entmuthigung ſeiner Rathgeber, um den unglücklichen, ſchwachen König Franz,

den ſchon ein plötzlich und unerwartet abgefeuerter Schuß in ein nervöſes Zittern verſetzte, zu dem Entſchluſſe zu bewegen, die Hauptſtadt ſeines Reiches, ohne Widerſtand zu leiſten, ſelbſt ohne ihn zu verſuchen, dem immer näher rückenden ſiegreichen Feinde zu überlaſſen, den, wo er ſich zeigte, die ganze Bevölkerung jubelnd wie den Erretter von einem unerträglichen Joche begrüßte.

Franz II. erkannte, daß der Thron ſeiner Väter für ihn verloren ſei, — wenigſtens für den Augenblick — und er faßte den muthloſen Entſchluß, ihn widerſtandlos dem einfachen Abenteurer zu überlaſſen, der an der Spitze einer kleinen Schaar von Tapferen den Angriff auf ſein mächtiges Reich gewagt und bisher ſiegreich durchgefochten hatte; zu überlaſſen, erfüllt von der Hoffnung, den Thron ſeiner Väter, wie dies ſchon früher geſchehen war, durch die Hülfe fremder Bajonette wieder zu erobern, oder vielmehr als großmüthiges Geſchenk zurück zu erhalten.

Schon war daher der Entſchluß gefaßt, aus Neapel zu entfliehen, ohne den Widerſtand auch nur zu verſuchen, als die hochherzige deutſche Fürſtentochter, die den Thron theilte, davon Kenntniß erhielt, und von Unwillen erfüllt, ihrem Gemahl durch die dringendſten Vorſtellungen den Muth einzuflößen verſuchte, den die Natur und die unglücklichen Einflüſſe, welche über ſeiner

Erziehung walteten, ihm zugleich mit ſeiner körperlichen Kraft und Entſchloſſenheit raubten, der aber das Herz der edlen, jugendkräftigen Wittelsbacherin durchglühte.

Vergebens! Alles, was die Königin durchzuſetzen vermochte, war, daß der König den Entſchluß faßte, nicht dem Beiſpiele ſeiner Stiefmutter und eines Theiles ſeiner Familie zu folgen, und ſogleich ſeinem Reiche als Flüchtling den Rücken zu wenden, ſondern auf dem feſteſten Punkte, den Neapel bot, der nach einer früheren, heldenmüthigen Vertheidigung beinahe für unüberwindlich galt, in der Seefeſtung Gaeta, einen letzten Widerſtand zu verſuchen, um hier abzuwarten, ob irgend ein günſtiger Umſtand im Innern, ob irgend eine kräftige Unterſtützung von Außen, ihn wieder auf den Thron erheben würde, den ſeine Vorfahren vielſeitig verwirkt hatten, und auf den er vom Schickſal nur berufen worden zu ſein ſchien, um fremde Sünden zu büßen.

Das Herz von Kummer und von noch bitterern Gefühlen erfüllt, ſah die Königin ſich gezwungen, dieſem Beſchluſſe ihres Gemahles ſich zu fügen, aber ſie that dies nur, indem ſie bei ſich ſelbſt das Gelübde ablegte, dem deutſchen Heldennamen, den ſie trug, Ehre zu machen, und in Gaeta Alles aufzubieten, um den König, der dort von manchem verderblichen Einfluſſe befreit war, zu einer heldenmüthigen Vertheidigung anzu-

ſpornen, — wenn ſeine abgeſpannten Nerven einer ſolchen nur irgend fähig ſein ſollten.

Nicht ohne Widerſtreben fügte König Franz II. ſich dieſem Verlangen ſeiner hochherzigen Gemahlin, denn nur mit Zittern erinnerte er ſich daran, was er in ſeiner traurigen, freudloſen Jugend während ſeines langjährigen gezwungenen Aufenthaltes in Gaeta zu erdulden gehabt hatte, und beinahe inſtinctmäßig zitterte er vor der Rückkehr dahin, denn noch ungleich größere Leiden als die, welche ſeine Jugend unter ſtrenger Zuchtruthe nach der einen Richtung, neben zügelloſer Freiheit nach der andern, ihm auferlegt hatte, ſtanden ihm jetzt dort bevor. Sollte doch er, deſſen geſchwächte Nerven ſchon nach einem Schuſſe längere Zeit erbebten, dem fortgeſetzten Donner der Kanonen ausgeſetzt werden, und nur mit Schaudern dachte er an dieſe mit jeder Minute, vielleicht mit jeder Sekunde, ſich erneuernde Marter.

Aber er hatte nicht die Kraft, eine andere Wahl zu treffen, und dem ſich fügend, was er in dem Aberglauben, der ihm, wie dem ganzen Volke, von Kindheit an eingeimpft worden war, als eine Fügung des Himmels erkannte, erklärte er ſich bereit, ſobald die Noth es erheiſchte, Neapel zu verlaſſen, und ſich — Untergang oder Rettung erwartend — in die feſten Mauern Gaetas einzuſchließen.

XVII.

Ein König und ein Held.

Der muthloſe Entſchluß, den Franz II. gefaßt hatte, ſeine Reſidenz dem herannahenden Garibaldi zu überlaſſen, ohne auch nur den Verſuch einer Vertheidigung zu machen, verbreitete ſich mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt.

Ein Theil der Bevölkerung wurde dadurch mit freudigem Jubel erfüllt, und dies war der bei weitem zahlreichſte Theil, denn er beſtand aus Allen, die unter dem unerträglichen Joche der bisherigen Willkürherrſchaft geſeufzt hatten, und die jetzt die Freiheit tagen ſahen, nach welcher ſie ſich ſeit ſo langer Zeit ſehnten.

Einen andern Theil durchdrang die Nachricht mit Schreck, mit Todesfurcht. Das waren die Machthaber oder Schergen der Tyrannei, unter dieſen beſonders

die Beamten der Polizei, die sich in diesem Augenblicke wohl sagen mußten, daß sie, theils auf Befehl ihrer Vorgesetzten, theils aus eigener Willkür, so manche Handlung der Roheit oder Grausamkeit begangen hatten, für welche sie eine gerechte Rache fürchten mußten, und diese hatten hinreichende Ursache, für ihr Leben zu zittern.

Zahlreiche Flüchtlinge strömten daher zu dem Thore hinaus, das nach Gaeta führte; denn allgemeinen Glauben fand die Kunde, der König beabsichtige hinter den Mauern dieser berühmten Veste einen verzweifelten Widerstand zu leisten, wohl gar von dort aus mit fremdem Beistande sein verlorenes Reich wieder zu gewinnen, und wer von dem Königthume noch etwas zu hoffen, oder von dem heranziehenden Eroberer etwas zu fürchten hatte, dabei auch die Flucht möglich machen konnte, der trachtete danach, unter den königlichen Fittichen Schutz zu suchen und dadurch zugleich einen freilich sehr zweifelhaften Beweis der Treue und Anhänglichkeit an das Königshaus zu geben.

Noch ein anderer Theil der Bevölkerung — und die Zahl desselben war nicht gering, — murrte laut über den Beweis der Feigheit. Dieser Theil bestand zumeist aus der Masse des Pöbels, der sich in der Voraussicht eines Kampfes, der sich bis in die Straßen der Stadt erstrecken konnte, auf eine weit-

greifende Plünderung gefreut hatte, bei welcher, wie dies bei ähnlichen Veranlaſſungen ſchon mehrmals geſchehen war, jeder politiſche, wie jeder Privat-Haß Befriedigung fand, und bei der die Regierung den Lazzaroni's die unbedingte Freiheit zu jeder Zügelloſigkeit und Schandthat gegen alle ihr mißliebigen Perſonen zu geben pflegte.

An eben dem Tage nun, als das Gerücht von der bevorſtehenden Flucht des Königs ſich in Neapel verbreitete, trat ein Mann, gebückt durch Laſt der Jahre, welche allem Anſchein nach über die achtzig hinaus gingen, mit einer für ſein Alter ungewöhnlichen Lebhaftigkeit in ein kleines Hofſtübchen, welches in einer der finſterſten und engſten Gäßchen nahe der Toledoſtraße lag.

Das Stübchen verrieth unerkennbar die Armuth ſeiner Bewohner, aber dennoch zeigte es die höchſte Sauberkeit, und es fehlte ſelbſt nicht eine gewiſſe Zierlichkeit, wie nur weibliche Hände ſie bei dem ſcheinbar gänzlichen Mangel aller äußern Hülfsmittel zu verleihen wiſſen.

Das einzige Auge des Greiſes funkelte in beinahe jugendlichem Feuer, und mit freudig bebender Stimme rief er, indem er ſich erſchöpft auf einen der Seſſel

ſinken ließ, welche zu dem ſpärlichen Geräth des Stübchens gehörten:

„Freue Dich mit mir, Eugenie! — Der Tyrann entflieht feige vor dem ſiegreichen Helden. In wenigen Tagen, — vielleicht morgen ſchon, — nimmt der tapfere Garibaldi Beſitz von Neapel, und ſo hoffe ich es denn noch, ehe ich in das Grab ſinke, zu erleben, daß der Sohn meines theuren, ewig unvergeßlichen Gebieters den Thron ſeines Vaters beſteigt!“

„Ach, Oheim,“ entgegnete die Matrone, die der Einäugige mit dem Namen Eugenie angeredet hatte, und in welcher wir nach langer Trennung die Schweſter Jean Aubuſſon's wieder begrüßen, „wie kannſt Du Dich denn nur einer ſolchen Täuſchung hingeben? — Der Name Murat iſt in Neapel längſt vergeſſen, und wenn Franz II. wirklich aus dem unglücklichen Lande verjagt wird, — was Gott der Allmächtige allerdings geben möge, — dann wird doch ſicher nicht der Prinz Murat, den im Lande Niemand kennt, es ſein, dem der erledigte Thron zufällt!“

„Und weshalb nicht?“ rief der Einäugige, ſich bei dem Widerſpruche ereifernd, den er von dieſer Seite nicht erwartet zu haben ſchien. „Wer könnte ein größeres Recht auf den Thron haben, den die Bourbons durch eine ununterbrochene Reihe von Sünden

und Verbrechen verwirkten, wie der Sohn des letzten Königs, der das Reich beherrſchte, als dieſes verhaßte Geſchlecht dem Lande durch fremde Bajonette wieder aufgezwungen wurde."

„Das Alles mag ganz richtig und wahr ſein," entgegnete Eugenie, indem ſie mit dem Ausdrucke des Zweifels den Kopf ſchüttelte; „ich wünſche Dir auch von Herzen die Verwirklichung Deiner Träume, aber ich fürchte, daß es eben nur Träume ſind, und daß Du Dir eine bittere Täuſchung bereiteſt, indem Du Dich ihnen zu ſehr hingiebſt!"

„Das verhüte Gott!" rief der Greis erſchüttert, und indem Leichenbläſſe ſeine runzlichen, eingefallenen Wangen überzog; und mit neu auflodernem Jugendfeuer fügte er dann hinzu:

„Aber ſo wahr ich François Aubuſſon heiße und unter dem tapfern Murat nicht unrühmlich gefochten habe, will ich wenigſtens thun, was an mir iſt, um dem Sohne meines unvergeßlichen Königs und Feldherrn zu ſeinem Rechte zu verhelfen!"

„Was beabſichtigſt Du, Onkel?" fragte Eugenie entſchieden.

„Sei unbeſorgt, auch wenn ich es Dir noch nicht ſage," entgegnete François. „Mein Entſchluß ſteht feſt, und ich fürchte, daß Deine etwaigen Gegenvor-

ſtellungen mich wankend machen möchten. Sei dabei aber überzeugt, daß es nichts Unrechtes, nichts Unehrenvolles iſt, auf das ich ſinne. — Seitdem Du bei mir lebſt, meine gute Eugenie," fuhr er fort und ergriff dabei liebkoſend ihre Hand, „bin ich ein ganz anderer Menſch geworden, oder wenigſtens ein viel beſſerer, wenn auch ſelbſt Du meine innerſte Natur nicht zu ändern vermochteſt. — Aber die Gerechtigkeit wirſt Du mir gewiß widerfahren laſſen, daß ich Deinen Vorſtellungen Gehör gegeben habe, und jeden Erwerb, der ſich nicht mit den Forderungen der ſtrengſten Rechtſchaffenheit vertrug, verwarf, ſo oft es mir auch tief und ſchmerzlich in das Herz ſchnitt, die einzige Tochter meines theuren, geliebten Bruders Noth und Entbehrungen aller Art ertragen ſehen zu müſſen."

Er ließ bei dieſen Worten den Blick trübe in dem öden Gemache umherſchweifen, das ihm nur wenige Gegenſtände bot, auf denen er haften bleiben konnte.

Schmeichelnd ergriff Eugenie ſeine harte, ſchwielige Hand, und indem ſie dieſelbe freundlich ſtreichelte, ſagte ſie beſänftigend und tröſtend:

„Betrübe Dich darüber nicht, mein guter Onkel, ſondern ſei vielmehr überzeugt, daß Du auf dieſe Weiſe nach den harten Schickſalsſchlägen, die mich trafen —"

„Dich!?“ fiel er ihr mit dem Tone des Vorwurfs in das Wort.

„Uns!“ entgegnete ſie herzlich, — „daß Du auf dieſe Weiſe zu dem mir noch vergönnten Glücke ungleich mehr beigetragen haſt, als wenn ich mit beunruhigtem Gewiſſen eine Art von Wohlſtand hätte genießen können.“

„Du gutes, redliches, beſcheidenes Weib,“ ſagte der alte einäugige Bettler, indem er innig die Hand ſeiner Nichte drückte. „Doch gieb nur das Vertrauen auf die Gnade Gottes nicht auf, und Dir wird gewiß noch ein ſorgenfreies, freudenreiches Alter werden.“

„Wie Gott will,“ entgegnete ſie trübe; „doch iſt dazu freilich nur wenig Ausſicht vorhanden! — Jean — Carlo!“ rief ſie dann ſchmerzlich, bedeckte das Geſicht mit beiden Händen, und brach in einen Strom von Thränen aus.

„Nur ruhig! Nur ruhig, mein Liebling,“ tröſtete ſie der Greis. — „Morgen iſt, wie mir eine dunkle Ahnung ſagt, ein wichtiger Tag in unſerem Leben! — Ich ſpreche jedenfalls mit dem General Garibaldi.“ —

„Wie wollteſt Du das anfangen?“ unterbrach ſie ihn.

„O, das iſt bei dem ganz leicht,“ antwortete er mit dem Tone der Ueberzeugung. „Garibaldi, der Mann des Volkes, iſt für Jeden aus dem Volke zu-

gänglich, wie kein geborener Fürſt, ſelbſt nicht Victor Emanuel, deſſen Leutſeligkeit mit Recht ſo laut geprieſen wird. — Wäre er aber auch abgeſchloſſen, wie die Tyrannen zu ſein pflegen, ich würde den Weg zu ſeinem Ohre dennoch zu finden wiſſen. — Das laß Du nur die Sorge eines alten Soldaten ſein, der es unter dem tapfern Murat gelernt hat, des Todes wie eines Schreckgeſpenſtes für Kinder zu ſpotten. — Wußte François Aubuſſon im entſcheidenden Augenblicke den Weg in den ſtreng bewachten Königspalaſt Murat's zu finden, ſo wird er wohl auch zu dem Volksmanne Garibaldi zu gelangen wiſſen."

Eugenie entgegnete nichts, und Beide gaben für einige Augenblicke ihren Träumereien über die nächſte Zukunft nach, wenn auch dabei ihre Gedanken ganz entgegengeſetzte Richtungen verfolgten.

Endlich ſagte François:

„Laß uns jetzt aber zur Ruhe gehen, Eugenie. Ich fühle mich erſchöpft, obgleich das beinahe eine Schande iſt, da ich erſt im nächſten Monate meinen ſechs und achtzigſten Geburtstag feiere; das heißt," fügte er mit trübem Lächeln hinzu, „wenn ich noch ſo lange lebe, denn mir iſt jetzt oft zu Muthe, als ſchwänden meine Kräfte ſo ſchnell, daß es mit mir raſch zu Ende geht. Aber eher kann, eher will ich nicht ſterben,

als bis der Tyrann eben ſo wie mein hochverehrter König Murat als Flüchtling ſein Land verlaſſen muß."

„Du magſt in Deinem Haſſe gegen Franz II. nicht ganz Unrecht haben, Onkel," ſagte Eugenie, „aber im Grunde iſt er doch mehr zu beklagen, als zu verdammen, denn er büßt für die Sünden Anderer."

„Immerhin!" entgegnete François mürriſch. „Aber büßen muß er. — Nun jedoch gute Nacht! — Hoffentlich ſteigt morgen die Sonne der Freiheit an dem Himmel für uns empor."

Der Greis hatte die Wahrheit mit prophetiſchem Geiſte verkündet, denn am nächſten Tage — es war der in der Geſchichte Neapels ewig denkwürdige 7. September, verbreitete ſich ſchon im Laufe des Morgens die Kunde: König Franz iſt entflohen — Garibaldi kann jeden Augenblick ſeinen Einzug halten.

Das Gerücht log nicht, davon überzeugten ſich nicht nur die Wenigen, welche mit gleichgültiger Miene dem Wagen folgten, durch deſſen hinaufgezogene Fenſter man den König und die Königin erblicken konnte, die ſich finſter und von einander abgewendet in die entgegengeſetzten Ecken drückten, ſondern auch die zahlloſen Tauſende, welche dem erwarteten Helden entgegen zogen, der ihnen die Befreiung von dem Joche brachte, das

ſchon ſeit einer ſo langen Reihe von Jahren ihre Nacken wund drückte.

Und er kam in der That, der Held Garibaldi.

Wie der flüchtige König, nur von wenigen ſeiner treueſten Diener begleitet, die zu Pferde ſeinen Wagen umgaben, zu dem einen Thore hinaus Neapel verließ, ſo hielt nur kurze Zeit darauf Garibaldi, ebenfalls von einem geringen Gefolge umgeben, durch das entgegengeſetzte Thor ſeinen Einzug.

Aber wie verſchieden war das Geleite, welches man Jenem gab, von dem Empfange, den man Dieſem bereitete.

Tauſende drängten ſich ihm mit dem Ausdrucke der Freude, der Hoffnung in den blitzenden Augen, entgegen, und als er endlich erſchien, der lange und ſehnlich Erwartete, als die breiten Schultern, die hoch gewölbte Bruſt, die ihm ſeiner Mittelgröße ungeachtet etwas Titanenhaftes verleihen, — als das rothe Flanellhemd, das leicht um den Hals gewundene Seidentuch, die lichtgrauen Hoſen und der federgeſchmückte Kalabreſerhut den Dictator erkennen ließen, da erſchütterte ein tauſendſtimmiges: „Evviva Garibaldi!“ das nicht enden zu wollen ſchien, die Luft.

Ernſt, und dennoch in ſtrahlender Heiterkeit, glitt das Feuerauge Garibaldi's über die zahlloſe, Kopf

an Kopf gedrängte Menge hin und während er freundlich grüßend mit der Hand nach rechts und links winkte, da ſchien ein gerechter Stolz ſeine Bruſt noch höher zu ſchwellen; gerecht, ſagen wir, denn er war mit einer Hand voll Menſchen der Eroberer eines mächtigen Königreichs geworden, und hatte den Herrſcher, dem ein zahlreiches, wohldisciplinirtes Heer gehorchte, beſiegt, verjagt. Doch nicht ſich ſelbſt, nicht ſeinem eigenen Verdienſte, ſchrieb er das Große, das Unglaubliche zu, das er zum Staunen der ganzen civiliſirten Welt vollbracht hatte, ſondern nur der heiligen Sache, für die er das Schwert erhob, der Sache der Menſchheit, der Freiheit.

Und das Wunder war vollbracht. — Das Joch der Tyrannei, der beiſpielloſen Bedrückung, Ungerechtigkeit und Grauſamkeit, gebrochen, — gebrochen mit Gottes gnädigem Beiſtande für immer in dieſem geſegneten — unglücklichen Lande.

Voll Bewunderung hingen die Augen Aller an dem Helden, deſſen äußere Erſcheinung Viele glänzender, das Auge befriedigender gewünſcht haben mochten, denn vor allen andern Völkern ſind die Neapolitaner prachtliebend. Aber hier vergaß die Menge willig über dem ſtrahlenden Ruhme das Gold und die Edelſteine, in denen andere Eroberer zu blitzen pflegen.

So umwogt von der jubelnden Menge, begleitet von beſtändig wiederholten Lebehochs, erreichte der Zug, der in dem Gedränge nur langſam vorwärts ſchreiten konnte, das Innere der Stadt, da brach ſich aus den Reihen, welche die blumenbeſtreute Toledo-Straße umſäumten, ein Mann gewaltſam Bahn bis auf den ſchmalen freien Raum, den die Ehrerbietung des Volkes neben dem gefeierten Helden ließ.

Es war ein hochbetagter Greis mit ſpärlichem Silberhaar, und ſich nach zog er an der einen Hand eine Frau, welche die Blüthe der Jugend auch bereits weit hinter ſich hatte.

Ohne ſich durch den unwilligen Ruf: „Zurück!“ der rings um ihn her erſchallte, zurückhalten zu laſſen, eilte François Aubuſſon — den unſere Leſer bereits erkannt haben werden — grade auf Garibaldi zu und griff keck nach dem Zügel ſeines Pferdes.

Doch ſchon hatte Garibaldi ihn angezogen, im erſten Augenblicke überraſcht durch eine ſolche Kühnheit, doch ohne ein Zeichen der Beſorgniß.

Als er aber den ſchwachen, vor Alter und Aufregung zitternden Greis das Auge zu ſich erheben ſah, da ſagte er mit ſanfter Stimme und mit dem Tone der Theilnahme:

„Was wollt Ihr, Alter? — Habt Ihr irgend eine Bitte, ſo ſprecht ſie aus.“

„Heil dem Helden, der den Tyrannen verjagte!“ entgegnete François, und entblößte ehrerbietig ſein Haupt. „Neapel gehört Ihnen, General, aber ich glaube nicht, daß Sie den erledigten Thron beſteigen wollen?“

„Nein, gewiß nicht, Alter!“ entgegnete Garibaldi, lächelnd über dieſe Frage, erfreut zugleich aber auch durch das Vertrauen, das in derſelben lag.

„Ich wußte es ja!“ ſagte Aubuſſon. „Gewiß aber werden Sie es dem rechtmäßigen Erben zurückgeben, — dem Sohne des Heldenkönigs Murat!“

Garibaldi's Stirn verfinſterte ſich und beinahe heftig entgegnete er:

„Was fällt Euch ein! Ein Murat auf dem Throne Neapels! — Ein Urſupator ſtatt eines andern?“

Schmerzlich, wie in das Herz durch ein tödtliches Geſchoß getroffen, zuckte der Anbeter Murat's zuſammen; Leichenbläſſe überzog das Geſicht des Greiſes und er ſtammelte:

„War König Murat nicht ein Held?“

„Das war er,“ erwiederte Garibaldi; „aber er war ein Franzoſe und der Thron Neapels gebührt nur einem Fürſten von italieniſchem Stamme, — Victor

Emanuel heißt von dieſem Augenblicke an der König von Neapel."

Aubuſſon zitterte heftig am ganzen Leibe; nur mühſam hielt er ſich, feſt auf ſeinen Stock geſtützt, aufrecht, und indem er das brechende Auge auf Garibaldi richtete, preßte er mühſam die Frage hervor:

„So iſt alſo keine Hoffnung, daß Murat König werde?"

„Keine, ſo lange ich das Schwert zu führen vermag!" entgegnete rauh der Dictator, den ſchon der bloße Gedanke, einen Fremden auf dem Throne Italiens zu ſehen, zu erbittern ſchien.

Aubuſſon preßte die Hand auf das Herz, als fühlte er es brechen; dann ſank er in ſich ſelbſt zuſammen, indem er, auf Eugenie deutend, kaum hörbar hauchte:

„General, ſorgen Sie für dieſes unglückliche Opfer bourboniſtiſcher Tyrannei, dem in mir die letzte Stütze ſtirbt."

Seine Augen ſchloſſen ſich und ein ſchwerer Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt.

Von Theilnahme ergriffen, ſagte Garibaldi zu Eugenie, die über ihren Oheim niedergeſunken war:

„Suchen Sie mich noch heute Abend auf, und halten Sie ſich meines Beiſtandes verſichert."

Darauf wendete er ſich gegen die Menge und rief: „Freunde! Leiſtet dem Unglücklichen Hülfe!“

Ein ganzer Schwarm drängte ſich herbei, dem Rufe zu entſprechen und während Garibaldi weiter ritt, wurde François Aubuſſon in ein benachbartes Haus getragen, wo man ihn zum Bewußtſein zurückzurufen bemüht war.

Vergebliche Mühe.

Mit ſeiner letzten Hoffnung, den Sohn ſeines hoch und treu verehrten Königs Murat auf dem Throne Neapels zu ſehen, war auch ſein Leben entflohen, und nur eine Leiche brachte Eugenie nach ihrer ärmlichen Wohnung zurück, an deren Schwelle ihr jetzt das erbarmungsloſe Elend entgegengrinzte.

XVIII.

Gaeta.

In der Feſtung Gaeta, gleich ſtark gegen das Meer wie gegen das Land, wurde der letzte Kampf um den Beſitz des Königreiches ausgefochten.

Alles, was noch in Liebe und Treue an König Franz II. hing, oder was durch perſönliches Intereſſe, durch die Furcht vor Beſtrafung eigener angehäufter Sünden, an ihn und ſein Geſchick gefeſſelt war, hatte ſich nach dieſem ſtärkſten Bollwerke Neapels geflüchtet, das mit Recht für eine Veſte erſten Ranges gilt und bei heldenmüthiger Vertheidigung ſchon mehrfach ſeinen Ruhm und ſeine Feſtigkeit bewährte.

Schützend das gekrönte Haupt des letzten neapolitaniſchen Bourbon lag vor dem Hafen die Flotte des Herrſchers, der das gewichtige Wort geſprochen: „Italien

ſoll frei ſein von den Alpen bis zur Adria!“ und der dieſem unerfüllt gebliebenen Worte den von dem drohend erhobenen Kaiſerſchwerte begleiteten Ruf folgen ließ:

„Keine Intervention!“

Ein Ruf, dem er ſelbſt durch ſeine Flotte vor Gaeta Hohn ſprach, während alle anderen Herrſcher ſich demſelben demüthig beugten.

So auf der Seeſeite gegen jeden Angriff geſichert, bewährte Gaeta ſeinen alten Ruhm durch eine heldenmüthige Vertheidigung auf der Landſeite; aber es zeigte ſich hier freilich mehr der niederdrückende Heldenmuth der Verzweiflung, als der begeiſternde der Siegeshoffnung!

Wie hätte auch in der That dieſe Hoffnung in der Bruſt der Kämpfer entſtehen ſollen, deren Eifer und Zuverſicht nicht durch den König Franz II. angefeuert wurden, ſondern nur durch die Todesverachtung der Königin Marie.

Während der Mann, deſſen unglückliche, durch eigene und fremde Schuld herbeigeführte Nervenſchwäche ihn bei jeder Geſchützlage krampfhaft erbeben machte, in den feſten Kaſematten ſein Leben vor den unabläſſig niederſchmetternden feindlichen Geſchoſſen in Sicherheit zu bringen trachtete, ſprengte das muthbeſeelte Weib,

das den Thron des Beklagenswerthen durch ein unerklärliches Verhängniß zu theilen bestimmt war, eine kriegerische Amazone, von Punkt zu Punkt, durch ihre Gegenwart selbst den Muthlosesten anfeuernd.

Sie scheute nicht die Kugeln, die todbringend ihr schönes Haupt umschwirrten. Wer hätte sich auch der Kampfeslust, des kriegerischen Enthusiasmus zu erwehren vermocht, wenn sie unerwartet da erschien, wo die Gefahr am größten war, umwallt von dem weiten, flatternden Mantel, auf die Locken keck den Federhut gedrückt, die zarten Füße bekleidet mit schweren Stiefeln, deren funkelnde Sporen kein bloßer Zierrath waren, denn oft trieben sie den zögernden Renner durch kräftige Stöße dem heftigsten Feuer entgegen.

Wo die Königin sich zeigte, da wurde sie mit enthusiastischem Jubelgeschrei begrüßt und allgemein war die Bewunderung, die sie erregte. Verschwand sie aber in der Ferne, um auch auf anderen bedrohten Punkten gleiche Begeisterung hervorzurufen, dann runzelten sich hinter ihr die Stirnen und mit dumpfem Ton, aus welchem oft nicht undeutlich die Verachtung hervorklang, ertönte oft die Frage:

„Wo ist denn der König?"

„In der bombenfesten Kasematte!" lautete meisten-

theils die halb geflüsterte Antwort und ein unterdrücktes Lachen des Hohns folgte derselben.

Einen Menschen aber gab es in Gaeta, welcher diese Bewunderung vor dem Heldenmuthe der Königin nicht zu theilen schien, der vielmehr jedes Mal die Hände krampfhaft ballte, so oft ihr Erscheinen zu der Verlängerung des Widerstandes gegen die immer heftiger werdenden Angriffe des Kämpfers Garibaldi begeisterte.

Zwei Menschen waren es, welche die muthige Königin mit Blicken des Unwillens, des Hasses beinahe betrachteten, könnten wir sagen, wäre nicht der eine der beiden Männer nur noch das spöttisch verzerrte Bild eines Menschen gewesen; denn die Kräfte seines Körpers waren gebrochen, so daß er sich nur mühsam, gestützt auf den Arm eines Begleiters, fortschleppen konnte und das Licht seines Geistes war verdunkelt, so daß es nur in einzelnen hellen Blitzen aufzuckte, wenn der Begleiter, der sich seiner Hülflosigkeit erbarmt hatte, ihm einige Worte mit unheimlicher Stimme mahnend, doch leise in das Ohr raunte.

Diese beiden Männer, von denen nur der eine selbstbewußt und mit verbissener, täglich wachsender Wuth auf die verlängerte Vertheidigung sah, waren ein militairischer Festungssträfling, mit der Kette am Fuße für Lebenszeit zu den schwersten Arbeiten verurtheilt

und ein Züchtling des Bagno, der vor einiger Zeit durch irgend einen Zufall unter die Strafgefangenen des Caſtel Vecchio verſetzt worden war, welches trotz der vier maſſiven Thürme an ſeinen vier Ecken kaum noch für ein Befeſtigungswerk der Vertheidigung dienen konnte, wie in früheren Zeiten, und deshalb auch nur noch als Gefängniß von Bedeutung war.

Als die Angriffe auf die Feſtung heftiger wurden, waren die zahlreichen Gefangenen des Caſtel Vecchio der Garniſon im Wege, wohl gar eine Gefahr für dieſelbe, da der größte Theil derſelben aus politiſch Beſtraften oder Verdächtigen beſtand, denen ſich wohl irgend ein Verrath zutrauen ließ. Man wußte ſich zu helfen. Die Gefährlichſten wurden unſichtbar, Andere zum Thore hinausgejagt, die aber, denen man allenfalls trauen zu dürfen glaubte, unter die Vertheidiger eingereiht.

Wirklich und unbedingt in Freiheit geſetzt wurde nur der Eine, deſſen wir oben erwähnten, ein Mann, der hoch in den Siebzigen zu ſtehen ſchien, obgleich er in der That nur mehre ſechzig Jahre zählte und den die jahrelange ſchwere Haft, ſowie die grauſame Behandlung ſtumpfſinnig gemacht hatte, ſo daß er für ganz unſchädlich betrachtet wurde. Er war daher auch beinahe nur noch aus Gewohnheit gefangen gehalten worden und kaum erinnerte ſich der Kerkermeiſter noch,

daß er unter dem Namen Jean Aubuſſon in die Gefängnißliſten eingetragen war.

Als der Unglückliche ſich ſo unerwartet in Freiheit ſah, wußte er ſich dies Ereigniß nicht zu deuten und nachdem er unwillkürlich die Straße entlang gegangen war, blieb er unentſchloſſen ſtehen, denn er wußte nicht, in welche der Straßen, die ſich hier kreuzten, er einbiegen, noch was er überhaupt mit ſeiner Freiheit beginnen ſollte.

Wie er ſo daſtand, hörte er plötzlich neben ſich das Raſſeln einer Kette und ſchüttelte ſich ſchaudernd, denn es wurde dadurch in ihm die Erinnerung an ſeinen Aufenthalt in dem Bagno geweckt, wo auch er dazu verurtheilt war, die ſchweren Ketten zu ſchleppen, gemeinſchaftlich noch dazu mit einem der nichtswürdigſten Verbrecher unter den vielen Verruchten, welche die Gerechtigkeit ausgeſtoßen hatte aus der menſchlichen Geſellſchaft.

Es war jener Militairſträfling, deſſen wir oben erwähnten, welcher den Schrecken des bejammernswerthen Jean Aubuſſon erweckte. Er ging zu einer der Arbeiten an den Feſtungswerken, zu denen die Sträflinge jetzt meiſtentheils verwendet wurden, und ſtreifte beinahe an den Blödſinnigen an, den er kaum bemerkt hatte, ſo finſter blickte er vor ſich nieder.

Bei der unſanften Berührung ſchrie Jean auf und ſah dem Sträflinge dabei gerade in das Geſicht. Plötzlich ging in ſeinen Zügen eine merkwürdige Veränderung vor. Aus der Nacht des Geiſtes ſchien das Licht des Verſtandes hervorzuleuchten; ſeine Augen, bisher matt und erloſchen, blitzten; haſtig ſtreckte er den abgemagerten kraftloſen Arm gegen den Sträfling aus, faßte ihn an der Bruſt, ſtarrte ihm in das Geſicht und rief mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck:

„Biſt Du nicht —?“

Aber er vermochte nicht, den Namen auszuſprechen, der ihm auf der Zunge ſchwebte. Sein Gedächtniß verließ ihn und wie um es zu ſammeln, fuhr er ſich mit der Hand über die Stirn, indem er murmelte.

„Palermo! Palermo!“

Verwundert über ein ſolches Weſen, ſah der Sträfling den Blödſinnigen an, deſſen ganze Erſcheinung das höchſte Elend verrieth. Dabei ſagte er raſch:

„Wer ſoll ich denn ſein? — Und was iſt es mit Palermo?“

Die Stimme des Sträflings ſchien den Anſtrengungen Jean Aubuſſon's zu Hülfe zu kommen; er ließ die Hand von der Stirn ſinken, blickte noch einmal ängſtlich forſchend in das Geſicht deſſen, der durch ſein Erſcheinen einen Strahl des Lichtes in ſeine geiſtige

Nacht geworfen hatte, und ſank dann mit einem grellen Aufſchrei an die Bruſt des Sträflings, indem er unter einem Strom von Thränen ſagte:

„Ja, Du biſt es! Du biſt Carlo, der Sohn meiner theuren Schweſter; Du biſt mein geliebter Neffe Albertini.“

„Wäre es möglich!“ rief bebend Carlo, denn er war es in der That, den hier auf ſo unerwartete, beinahe wunderbare Weiſe das Schickſal nach langen Jahren wieder zuſammenführte mit ſeinem Onkel, nachdem ſie in Palermo bei der Unterdrückung des Aufſtandes auseinandergeriſſen worden waren, um einer ununterbrochenen Reihe der ſchwerſten Leiden überliefert zu werden.

Groß war die Freude Carlo's über das Wiederfinden des Oheims; noch größer aber beinahe ſein Schmerz über deſſen Zuſtand, denn das Erkennen des Neffen hatte durch die heftige Gemüthserſchütterung nur ein kurzes Aufblitzen des Geiſtes bei Jean herbeigeführt und beinahe unmittelbar darauf verfiel er wieder in ſeinen Stumpfſinn, aus dem er nur dann und wann auf kurze Augenblicke erwachte, wenn Carlo ihm einige Worte in das Ohr raunte, die wie der Poſaunenton des Weltgerichts in ſein Inneres drangen.

Carlo wurde es durch die gelindere Behandlung,

deren die Sträflinge während der Belagerung genoſſen, möglich gemacht, ſich des Blödſinnigen liebevoll anzunehmen und ihm ſo viel Erleichterung zu gewähren, wie ſeine eigene traurige Lage geſtattete und er hatte die belohnende Genugthuung, daß der Unglückliche mit unendlicher Liebe an ihm hing, obgleich es beinahe nur die inſtinctmäßige des Thieres war; denn nur in einzelnen ſeltenen Augenblicken erkannte Jean ſeinen Neffen. Gleichwohl war er nicht von deſſen Seite wegzubringen und er folgte ihm, wie ein treuer Hund ſeinem Herrn, zu der Arbeit, wie in den Kugelregen, dem die Sträflinge oft ausgeſetzt wurden, wenn es galt, ein beſchädigtes Werk der Befeſtigung unter dem feindlichen Feuer auszubeſſern.

So wenig aber auch der Blödſinnige ſeiner geiſtigen Kräfte mächtig war, ſchien dennoch zwiſchen ihm und ſeinem Neffen ein Geheimniß zu beſtehen, denn oft ſah man, wie Carlo dringend zu Jean ſprach, worauf es dann gewöhnlich in deſſen Auge hell aufblitzte, als kehrte auf Momente ſein Verſtand zurück; und lächelnd nickte er dabei dem Neffen, wie zum Zeichen des Einverſtändniſſes, zu.

Die beiden in den Augen der Meiſten verächtlichen Menſchen näher zu beobachten, nahm ſich Niemand die Mühe, ſonſt würde man vielleicht mit argwöhniſchen

Blicken bemerkt haben, daß Jean öfters Carlo heimlich und mit ſcheuem Weſen kleine Päckchen zuſteckte, welche Carlo vor den Augen ſeiner Wächter zu verbergen bemüht war.

Auch würde es einem ſolchen ſchärferen Beobachter ſchwerlich entgangen ſein, daß ſich Carlo öfters und ohne Noth in einer Kaſematte zu thun machte, welche in der am heftigſten angegriffenen Front lag und deshalb dem feindlichen Feuer am meiſten ausgeſetzt war, weshalb auch die Nähe derſelben von Anderen, welche nicht die Pflicht des Dienſtes dorthin rief, ſo viel als möglich gemieden wurde.

Auch auf dieſen Gängen wich Jean nicht von der Seite Carlo's und bald ſollte es offenbar werden, was die Beiden hier heimlich getrieben hatten.

Heftiger als gewöhnlich donnerten eines Tages die Kanonen Garibaldi's und es ſchien, als würden die Vorbereitungen zu einem Sturm getroffen, der wohl einen glücklichen Ausgang zu verſprechen ſchien, denn ſchon bemächtigte ſich über das Ausbleiben des gehofften und verſprochenen Entſatzes durch fremde Hülfe der Garniſon Entmuthigung. Der Eifer der Soldaten mußte daher neu angefeuert werden, doch war dazu ein außerordentliches Mittel erforderlich, da das Erſcheinen der heldenmüthigen Königin Marie durch die häufige

Wiederholung ſeine zauberkräftige Wirkung großentheils verloren hatte.

Die Königin bemerkte dies mit lebhafter Trauer und obgleich ſie die Hoffnung bereits aufgegeben hatte, den letzten Verzweiflungskampf um den Thron ſiegreich zu beſtehen, ſtand doch der Entſchluß feſt in ihr, mit Ehren unterzugehen und wenn es ſein müßte, ſich unter den Trümmern Gaeta's zu begraben.

Geſpornt durch dieſen Gedanken, hatte Königin Marie ihre ganze Ueberredungsgabe aufgeboten, den König zu beſtimmen, ſich ſeinen Soldaten wenigſtens ein Mal da zu zeigen, wo wirkliche Gefahr herrſchte; denn bisher hatte er ſich aus der ſichern Kaſematte nur herausgewagt, um ſich an den Punkten zu zeigen, die eben von keinem Angriffe bedroht waren und an denen man zwar den Donner der Kanonen, nicht aber das Pfeifen der Kugeln, das unheimliche Rauſchen und Sauſen der Bomben und Granaten hören konnte.

An dem Tage endlich, deſſen wir oben erwähnten, war es der Königin gelungen, Franz II. zu dem verzweifelten Entſchluſſe zu bringen, ſich den Truppen auf der wirklichen Angriffsfronte zu zeigen und zum allgemeinen Staunen der ganzen Beſatzung erſchien er plötzlich am Arme der Königin. Doch ſah man deutlich, daß die Frau den Mann ſtützen mußte, denn Leichen-

bläſſe deckte das Geſicht des Königs; ſo oft ein Geſchoß über ſeinen Kopf hinſauſte, zuckte er zuſammen und nur langſam ging er vorwärts, als koſte jeder Schritt ihn eine gewaltige Anſtrengung.

Ehrerbietig wich bei der Annäherung des königlichen Paares Alles zurück, mancher lächelnde Blick aber folgte dem Könige mit dem Ausdrucke des Mitleids oder der Geringſchätzung.

Auch an Jean und Carlo kamen der König und die Königin vorüber.

Jean beachtete ſie ſo wenig, daß Carlo ihn haſtig zurückziehen mußte, um nicht im Wege zu ſtehen. Dabei flüſterte er dem Oheim mit jenem unheimlichen Tone, der denſelben ſtets auf eine eigenthümliche Weiſe erſchütterte, in das Ohr:

„Sieh Dir den Bourbon an!“

Bei dem Namen Bourbon erhob Jean den Kopf, den er ſonſt beſtändig tief geſenkt trug; er nahm eine kräftige Haltung an, als ſpannten ſich alle ſeine Muskeln; ſeine Augen gewannen Leben, ſprühten Blitze; ſeine Hände ballten ſich krampfhaft, und indem er mit den Fäuſten hinter dem Königspaare herdrohte, murmelte er zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen hindurch:

„Fluch den Bourbons! Tod und Verderben über ſie!“

Erſchrocken riß Carlo die Hand ſeines Oheims herab, noch ehe einer der Umſtehenden die drohende Bewegung bemerkt hatte, wie auch die todbringenden verrätheriſchen Worte glücklicher Weiſe außer von Carlo von Niemand gehört worden waren.

Darauf zog der Neffe haſtig den Oheim mit ſich fort, indem er ihm dabei zurannte:

„Auf, Jean Aubuſſon, der Augenblick der Rache iſt erſchienen! — Das Werk iſt bereit; es muß jetzt gleich vollbracht werden!“

Unbemerkt ſchlüpften Beide in die erwähnte Kaſematte, die ſeit einiger Zeit nicht mehr beſetzt wurde, da einige Riſſe und Sprünge in den Mauern den Einſturz drohten.

Was die beiden Männer bisher hier getrieben, wurde jetzt klar, als Carlo eine Laterne anzündete, die neben dem Eingange in einer Mauerſpalte verſteckt ſtand.

Ein Loch, das in einer Ecke des Fußbodens eingegraben war, enthielt mehre kleine Fäßchen und Kiſtchen. Von allen war der Deckel abgenommen und als Carlo das dunkelfarbige Brett zurückzog, welches die Grube den Blicken entzog, ſah man die kleinen Behälter ſämmtlich bis an den Rand mit Pulver gefüllt.

Es hatte den Beiden viele Mühe gemacht, ohne

Argwohn zu erwecken, ſo viel Pulver zuſammen zu bringen. Größtentheils war es in den kleinen Päckchen enthalten geweſen, die Jean ſeinem Neffen verſtohlen zuſteckte und welche Patronen enthielten, die Jean den Todten abgenommen hatte, die bei der Vertheidigung ihr Leben eingebüßt hatten, ein Geſchäft, zu welchem Carlo den Blödſinnigen abgerichtet hatte, wie man irgend ein Thier zu einem Kunſtſtücke abrichtet und das Jean bald mit bewunderungswürdigem Scharfſinne vollbringen lernte.

Seit einigen Tagen hielt Carlo die Menge des angehäuften Pulvers für hinreichend, die damit angefüllte Mine, welche eine nicht unbedeutende Tiefe hatte, zu ſprengen, und ſo für die Truppen Garibaldi's eine Breſche zu bilden, hinreichend zur leichten Erſtürmung der Feſtung; zumal, wenn zu dem Sturme die Wirkung des großen Schreckens über das Ereigniß benutzt wurde.

Carlo wartete, als er ſeinen Plan ſo weit gelungen ſah, nur noch auf eine günſtige Gelegenheit zu deſſen Ausführung. Dieſe glaubte er jetzt gekommen, denn als er ſo unerwartet den König erſcheinen ſah, blitzte der furchtbare Gedanke in ihm auf, ihn zum Opfer der Exploſion zu machen und ſo — wie er meinte — mit einem Schlage die Urſache all des

Unheils zu vernichten, das auf dem unglücklichen Neapel laſtete.

Deshalb war er ſo ſchnell nach der Kaſematte geeilt, denn wenn ſeine mörderiſche Abſicht gelingen ſollte, durfte keine Zeit verſäumt werden, da noch einige nothwendige Vorbereitungen zu treffen waren.

Haſtig ſchloß er die Grube mit dem Pulver, in welche er einige Zündleinen gelegt hatte, welche in einiger Entfernung in eine einzige ſtärkere zuſammenliefen. Dann wälzte er auf den Deckel der Grube mehre ſchwere Steine, welche er zu dieſem Zwecke bereit gelegt hatte. Als dies geſchehen war, gab er Jean ein großes ſchwarzes Knäuel, die Fortſetzung der Zündſchnur, raunte ihm auf die eigenthümliche Weiſe, die wir beſchrieben, zu:

„Warte hier, bis ich das Signal gebe, und komm dann zu mir, ſo ſchnell Du kannſt!“

Der Blödſinnige ſchien den Befehl verſtanden zu haben, denn er nickte mit dem Kopfe, und Carlo verließ ſchnell die Kaſematte, um den Augenblick zu erſpähen, wenn Franz II. auf ſeinem Rückwege dem Orte des Verderbens ſo nahe gekommen ſein würde, daß dadurch das Gelingen des Planes unfehlbar geſichert ſein mußte.

Daß ſein eigenes Leben, ſo wie das ſeines Oheims

zugleich mit dem des Königs und vieler hundert Anderer verloren war, wußte Carlo sehr wohl; aber was kümmerte ihn das? Was hatte das Leben ihm noch zu bieten? Seit Jahren schon hatte er es ausschließlich dem Gedanken der Rache geweiht, ja er lebte nur noch in diesem Gedanken allein. Mit der Erfüllung der Rache war also das Ziel und der Zweck seines Lebens erreicht und unter solcher Bedingung sehnte er sich danach, den Tod als seinen besten Freund in die Arme zu schließen.

Aengstlich klopfte sein Herz, als er nach längerer Erwartung endlich den König zurückkommen sah.

Bald mußte Franz II. dem entscheidenden Punkt, der seinen Tod zur Gewißheit machte, nahe sein, und freudig erregt, nach jahrelangem Harren das Ziel seiner Rache erreicht zu haben, hob Carlo den Fuß, um Jean das Zeichen zu geben.

Doch er sollte sich in seiner grausamen Erwartung noch im letzten, entscheidenden Augenblicke getäuscht sehen.

Sei es, daß Jean Aubusson in seinem Blödsinn den Zündfaden der Flamme der Lampe nahe gebracht hatte, sei es, daß ein feindliches Geschoß durch einen der Risse in die Kasematte eingedrungen war und das darin enthaltene Pulver entzündete, — genug, noch war Franz II. eine ziemlich weite Strecke entfernt,

da erfolgte eine entsetzliche Explosion; die Erde erbebte rings umher weithin; der Himmel verdunkelte sich durch eine Wolke von Staub und Schutt, und rasselnd fielen im weiten Kreise Trümmerstücke, gemischt mit abgerissenen Gliedern menschlicher Körper, oder furchtbar verstümmelten und verbrannten Leichen nieder auf die in dichten Pulverdampf gehüllte Erde.

König Franz II. so wie die Königin waren, geschützt durch die Entfernung, unbeschädigt geblieben, aber die gewaltige Erschütterung der Erde hatte den König zu Boden geworfen und halb ohnmächtig wurde er von dem Orte des Schreckens fortgeführt.

Den Urheber des Frevels, der so viele Unschuldige einem plötzlichen Tode oder langen qualvollen Leiden überlieferte, ereilte das göttliche Strafgericht.

Auch Carlo hatte die Gewalt der Explosion niedergeworfen, aber er war unbeschädigt geblieben, und, schnell wieder zur Besinnung gekommen, wollte er sich eben vom Boden aufraffen, als ein herabfallendes Mauerstück ihn mit solcher Gewalt an die Stirn traf, daß er, des Bewußtseins beraubt, wieder zurück sank.

War er todt — war er nur ohnmächtig? — Darum kümmerte sich Niemand! — Es gab hier so viel zu helfen, es herrschte in der ganzen Festung so

viel Verwirrung, daß kein Mensch auf den elenden Militair-Sträfling achtete.

Erst am zweiten Tage nach dem Ereignisse, als man kam, den Todtgeglaubten zu beerdigen, zeigte es sich, daß er noch lebte.

Aber wie lebte er?! Sein Kopf war furchtbar zerschlagen; — er hatte das Licht beider Augen eingebüßt, und kaum durfte man hoffen, ihn am Leben zu erhalten. Dennoch wurde er nach einem der verschiedenen Feldlazarethe gebracht, die wegen der Belagerung hatten eingerichtet werden müssen, und hier ärztlicher Pflege übergeben.

Nur wenig aber würde diese zur Rettung des schwer Verwundeten vermocht haben, wäre ihr nicht die sorgende Liebe eines Weibes zu Hülfe gekommen; — einer Mutter! — Denn beinahe unmittelbar mit den Siegern war Eugenie unter dem besondern Schutze Garibaldi's nach Gaeta gekommen, und nach unglaublich kurzer Zeit war es ihr trotz des wilden Gewühles und der Verwirrung, die noch immer in Gaeta herrschten, gelungen, ihren unglücklichen Sohn aufzufinden, und nicht war sie seitdem wieder von dem Schmerzenslager des Unglücklichen gewichen, der von den wilden Phantasieen des Wundfiebers ergriffen, die Nähe der liebevollen Krankenwärterin nicht ahnte, die mit zarter

Hand die brennenden Schmerzen ſeiner zerſchmetterten Stirn, ſeiner erloſchenen Augen, zu lindern verſtand.

Endlich jedoch kehrte Carlo zu dem Bewußtſein zurück.

Er richtete ſich mühſam auf ſeinem Lager halb empor, und ſchien umherblicken zu wollen. Da wurde es ihm klar, daß er dazu verurtheilt war, auf dieſer Erde nichts mehr zu ſehen, und mit einem tiefen ſchmerzlichen Seufzer ſank er auf ſein Lager zurück, indem er dumpf vor ſich hin murmelte:

„Fluch dieſen Bourbons!"

Es waren die erſten Worte, die Carlo in ſeiner körperlichen Nacht ſprach, wie es die letzten geweſen, die, aus der geiſtigen Nacht Jean Aubuſſon's hervorblitzten.

Während deſſen ſchwamm, unbekümmert um dieſe ihm nachgedonnerten Flüche, König Franz II., ſicher geborgen an Bord eines franzöſiſchen Schiffes, auf offenem Meere dem Aſyle zu, aus deſſen bergendem Schooße er bald darauf die Gräuel des Banditenweſens über ſein unglückliches Land ergoß, ſo zu Unheil, Mord, Brand, Plünderung und Nothzucht an den Auswurf der Menſchheit die Schätze verwendend, die ſeine Vorfahren dem Blute und dem Schweiße ihrer unglücklichen Unterthanen erpreßt hatten.

Franz II. hatte bei der Explosion, die ein Räthsel blieb, dessen Lösung wohl geahnet aber nicht gefunden wurde, den Tod so nahe an sich selbst herantreten sehen, daß alle Vorstellungen, alle Bitten der Königin, noch länger in der bedrohten Festung zu bleiben, vergeblich waren.

Er verließ als Flüchtling sein Reich.

So verließ Neapel der letzte König aus dem Hause Bourbon, dem Throne seiner Väter den Rücken wendend, um nie auf denselben zurückzukehren.